3 1761 07392380 7

Hartmann's
Gesammelte
Werke.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/gesammeltewerke03hart

11132

Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Dritter Band.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
231.56

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

PT
2292
H2
1873
Bd. 3-4

627549
23.1.56

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Briefe aus Dublin 1

Die Geschichte des Königs Lavra 44

Die Geschichte des Elfenkönigs O'Donoghue . . . 49

Tagebuch aus Languedoc und Provence 57

Provençalen (Volkslieder und Balladen) 295

Der große Lacher 336

Wanderungen durch celtisches Land 405

Bilder aus Dänemark 485

Briefe aus Dublin.

Famine is in thy cheeks,
Need and oppression starveth in thy eyes,
Upon thy back hangs ragged misery,
The world is not thy friend, nor the world's law.

Shakespeare.

Erster Brief.

Dublin, im Juli 1850.

Liebe Freundin! Ich lasse mich nicht gern nach zwei Tagen vergessen und suche kurzem Freundesgedächtniß wenigstens Anfangs durch Briefe nachzuhelfen. Ein anderer Zweck dieser Zeilen ist, Sie aufzufordern, ja dieselbe Reise zu machen, die ich jetzt theilweise hinter mir habe. Drei Tage sind es erst, seit ich London verlassen, und wie viel des Interessanten habe ich schon erlebt und gesehen. Bis gegen Birmingham gleicht das ganze Land einem einzigen ungeheuren Parke, wo Alles Wohlstand ist und Behagen; die Städte und Flecken mit den graziösen englischen Thürmen und Landhäusern thun, als ob sie nur so zum Spaße gemacht worden, um die Illusion des Parkes zu vervollständigen. — Aber Birmingham raucht Einem schwarz entgegen wie eine Hölle. Ich habe es nur eine Stunde lang vom Bahnhof aus gesehen; doch mußte ich mich fragen, ob ich den Muth hätte, unter dieses „sulphurous canopy," wie Campbell sagt, zu tauchen. — Von da bis Liverpool nichts als Essen, Dampf, Kohlen; nur Strafford liegt wie eine Oase dazwischen.

Liverpool ließ mich bald die englischen Parks vergessen. Bis spät in die Nacht und den andern Tag bis Mittag stieg ich durch Gassen und Gäßchen; aber ich kam darunter an solche, in die ich nicht zu treten wagte. Diese Armuth, dieses Elend, dieses Verkommensein der menschlichen Race — man glaubt nicht, daß es übertroffen werden kann; nämlich wohl zu merken, bevor man Dublin gesehen hat. Und neben dieser Armuth dieser ungeheure

Wenn an das Fensterlein
Die nächt'ge Welle schlägt,
Gleichwie an unser Herz
Das Leben, das uns trägt.

Auf merkwürdige Weise kam ich in ein very cheap hotel. Der Mann, der mir das Gepäck trug, sollte mich ins Hamilton-Hotel bringen, das man mir auf dem Schiffe empfohlen hatte. Da aber das Hotel noch geschlossen war, ging mein Mann ohne Phrase weiter und pochte an das nächste, indem er mich einfach versicherte, es sei ganz gleichgültig, in welchem Hotel man wohne, wenn man überhaupt nur wohne. — Das war denn das erste Beispiel irischer Naivität. Das zweite gab mir der Kellner, der mir, indem er sich die Augen rieb, Vorwürfe machte, warum ich auch so früh käme. — Ich begab mich sogleich auf die Wanderung; mit welchem Erfolg, mögen Sie daraus beurtheilen, daß, als ich um zehn Uhr Herrn John Ball besuchte, an den ich eine Empfehlung hatte, derselbe nicht wenig erstaunt war über meine Dubliner Kenntnisse und mir gar nicht glauben wollte, daß ich erst vor vier Stunden angekommen. — Die Stadt ist außerordentlich schön, malerisch, interessant, eigenthümlich und wäre gewiß auch eine der angenehmsten, wenn Einem nicht auf Schritt und Tritt das fürchterlichste, jammervollste Elend entgegenträte. Man kann sich keinen Begriff machen von dieser Armuth, von ihrer Ausdehnung und den entsetzlichen Schlupfwinkeln, in denen sie haust; sogar jene von Irländern bewohnte Gasse, die ich Ihnen in London zeigte, gibt noch nicht die entfernteste Ahnung von dem, was man hier auf Schritt und Tritt antrifft. Denken Sie sich eine ganze große Stadt aus solchen Gassen bestehend, wie jene in London, und nur von den Aermsten aus jener Gasse bewohnt — und Sie haben immer erst einen sehr schwachen Begriff von den meisten Stadttheilen Dublins. Höchstens der zehnte Mann, dem man begegnet, ist anständig gekleidet. Von den andern haben gewiß sieben kein Hemde an; wenn sie auch die Röcke bis hinauf zugeknöpft haben, so verrathen es doch unzählige

Stellen, die den nackten Leib zeigen. Ja ich habe unendlich Viele gesehen, die mehr nackt waren als bekleidet. Das schöne Märchen von dem persischen Könige, der das Hemd des Glücklichsten brauchte, überall nachsuchen ließ und endlich den Glücklichsten ohne Hemd fand, ist hier ein doppeltes Märchen, ja ein Hohn. Diese ausgehungerten, verthierten Gestalten sind so weit gekommen, daß sie überhaupt keines Glückes mehr fähig sind; rhachitisch geboren, wachsen sie hungernd auf und sterben an der Auszehrung. Alle Weiber gehören der Prostitution an, und es sind darunter oft so holde, liebe Wesen, daß man nicht nur sie selbst beklagen muß, sondern mit ihnen auch die Menschen, denen sie hätten Glück geben können. Die meisten Irländerinnen sind schön oder haben wenigstens sanfte Züge; aber desto schrecklicher ist die Schrift, welche das Laster auf diese feinen Gesichter gezeichnet hat. Fast alle tragen das so hübsch kleidende Mäntelchen, das wir auch in Deutschland z. B. in der Gegend von Eisenach haben, und gewiß alle ohne Ausnahme den Strohhut, an dem man auch in London die irische Bettlerin erkennt; mag er noch so zerrissen und zerschlitzt sein, der Hut darf nicht fehlen. — Ein Deutscher, den ich hier traf und der Irland seit Jahren kennt, faßte seine ganze Kenntniß und sein ganzes Urtheil in folgende Worte zusammen: Ein gewiß sehr originelles Volk, wo jede Bettlerin einen Hut und jeder Mann ein luxuriöses O' vor seinem Namen trägt.

Und ein sonderbares **Volk** ist es allerdings, in jeder Beziehung verschieden von allen **kontinentalen** Völkern. Die meiste Aehnlichkeit hat es vielleicht noch mit den Lazzaronen Neapels; doch ist es gutmüthiger, naiver und trotz der Verderbniß, die ihm das Elend nothwendig eingeimpft hat, auch reiner. Der Irländer ist kein Lazzarone von Natur, er arbeitet willig, um sich sein tägliches Brod zu verdienen. Aber er thut es gern mit Heiterkeit und sträubt sich gegen die verthierende Anstrengung, die der Engländer verlangt. Hat er nicht Recht darin? sind wir wirklich nur da, um zu arbeiten? oder sind wir vielmehr da, um

zu leben? Wäre die Arbeit gerecht vertheilt, ich meine, Jedem müßte noch Raum und Zeit genug zum Lebensgenusse bleiben. So aber, wie sich England und die moderne Welt die Sache eingerichtet haben, müssen allerdings Millionen am Pfluge, an den Maschinen, in den Minen verdumpfen und zu Grunde gehen, damit einige Wenige in gänzlicher Unthätigkeit dahinschwelgen können. Die Natur, welche die Wahrheit ist und welcher der Irländer nahe steht, sträubt sich in ihm gegen diese Ausbeutung und Verdumpfung.

Und gerade Das ist's, was die Engländer an ihm verurtheilen; wenn er verhungert bei seinem Sträuben gegen vierzehnstündige Arbeit, so hat er Recht und ist ein Märtyrer der Wahrheit und Freiheit im Menschen. —

Aber traurig ist es freilich, diese Märtyrer in der Nähe zu sehen; der Hunger, nichts Anderes gibt den Weibern dieses zarte Aussehen, der Müßiggang diese feinen unverdorbnen Glieder, die man bedauern muß. Die Männer liegen vor ihren Wohnungen, an den Straßenecken, auf den Brücken und lungern hinaus, ob sich kein Verdienst will sehen lassen. Wenn ein Fremder vorübergeht, strecken sie stumm die Hand aus; Viele haben auch Das aufgegeben und liegen nur noch regungslos da und betrachten den bessern Rock des Vorübergehenden oder sehen das Droschkenroß, vielleicht neidisch, an, wie es seinen Futtersack vorgebunden hat. — In den Gassen, wohin man sieht, Mütter mit Kindern auf den Armen, mit Kindern vor und hinter sich, wie eine traurige Gluckhenne, die kein Korn findet.

Die Wohnungen dieser Unglücklichen, welche wenigstens drei Viertheile von Dublins Gassen einnehmen (wenn auch nicht der Ausdehnung, doch der Zahl nach, da sie in den engern Gassen wohnen, während natürlich die Wohlhabenden sich in breiten Straßen und Squares ausdehnen) — diese Wohnungen, z. B. in der Nähe von St. Patricks Street, zu beschreiben, das erlassen Sie mir. Ich habe viel gesehen in böhmischen Dörfern und Judengassen, ich bin auch in Schlesien gereist und in jenem

Theile Westphalens, wo die Reichen so fromm sind; auch hatte ich immer Phantasie genug, mir das Gesehene verzehnfacht zu denken, wenn ich in Reisebeschreibungen von irischem Elend las. Aber wenn meine Phantasie auch alles früher Gesehene verhundertfacht auf einander gehäuft hätte zu einem Alpengebirge von Elend, sie hätte das nicht erreicht. Robert Emmet hatte Recht, das Hauptquartier seiner Revolution nach Patriks Street zu verlegen; da ist ein ewiger Stoff zu Revolutionen aufgeschichtet, ein unsterbliches Heer wohnt da für die Revolution. — Mögen sie jetzt im englischen Parlament Bill auf Bill einbringen, mögen sie Workhouses auf Workhouses errichten, mögen die Unitarier noch so wohlthätig sein und sogar den hundertsten Theil anstatt des tausendsten von ihren Renten für die Armen verwenden: diesem Leiden, das England seit Jahrhunderten gesäet hat, helfen sie nicht mehr ab, dieser Krebs ist nicht mehr auszuschneiden, er wird weiter fressen und zerstören — ob England mit? ob Irland, das arme, isolirte Irland in seinem Siechhause allein? — Das ist die Frage.

Macaulay spricht in der Einleitung zu seiner Geschichte mit Stolz von den englischen Abenteurern, die im fernen Indien Reiche gründeten, größer und dauerhafter als das Reich Alexanders. Aber ist es ein Ruhm, im fernen Indien Reiche zu gründen, wenn das schwarze Elend zu Hause vor der eigenen Thüre lagert? Zeiten werden kommen, da man auf solchen Ruhm mit Verachtung zurückblicken wird. Wirklich edle Völker waren nie erobernde; sie blieben daheim und schmückten sich „wie die Rose selbst sich schmückt." Assyrier, Babylonier und Perser durchzogen die Welt als Eroberer; die Griechen zogen nur aus, um als Argonauten geahnte Ideale zu suchen, oder als Trojafahrer, um geraubte Weiber heimzubringen, oder endlich um mit friedlichen Kolonien die öde Welt zu bevölkern und neue Herde der Gesittung zu errichten.

Aber ich vergesse, daß die Engländer in Irland selbst Eroberer sind und zwar noch heut zu Tage. Ueberall gewährt

Dublin den Anblick einer eroberten Stadt; Soldaten, in London eine Seltenheit, gibt es hier in unzähliger Menge; auf Schritt und Tritt begegnet man rothgeröckten Schaaren. Ueberall stehen Kasernen von ungeheurer Größe, und das Kastell in der Mitte der Stadt ist ein wahres Zwing-Dublin. Die policemen, die Sie in London so sehr als Diener des Publikums bewunderten, sind hier ebenso vollkommene Polizisten, wie auf dem Continent; die meisten tragen dicke Stöcke und sind rauh und unfreundlich. Das Volk jagen sie vor sich her, wie man Vieh treibt; bei Verhaftungen werfen sie den Arrestanten nieder und stoßen und schlagen ihn. — Schon in London, als ich einst einem policeman Vorwürfe machte über sein rohes Betragen gegen ein Bettelkind, welches er schlug und kneipte, antwortete er mir kurz: Bah, it is an irish girl. — Wenn man einen Irländer fragt, was die runden Thürme bedeuten, die sich auf den Anhöhen der Bay hinziehen, antwortet er: Sie sind gegen die Franzosen oder Amerikaner, wenn sie uns einmal zu Hülfe kommen sollten. Daß die Thürme ihnen zum Nutzen und zum Schutz des Hafens da sein könnten, fällt den Irländern nicht ein. Auf Frankreich blicken sie noch immer mit Vertrauen und Freundschaft, wie die Polen, obwohl sie wie diese schon hundertmal von Frankreich betrogen worden sind. Ein Irländer, dem ich bemerkte, daß man mich meines Bartes wegen hier weniger auslache als in England, antwortete mir; das kommt daher, weil man Sie für einen Franzosen hält, und wir lieben die Franzosen. — In neuerer Zeit indessen hat sich der hoffende Blick Irlands auch auf Amerika gerichtet. In der That ist dieß das einzige Land, woher ihm wirklich Hülfe kommen kann; aber wie lange wird dieß noch dauern?

Auch Straßen, Monumente und Häuser zeigen, wie man der eroberten Stadt mit Gewalt ein englisches Gepräge geben und ihr einreden will, als ob die Geschichte Englands, der Ruhm Englands auch ihr Ruhm und ihre Geschichte sei. Die meisten Straßen, nur die ältesten ausgenommen, tragen berühmte englische

Namen. Die Moore-Street ist die einzige, die einen irischen Namen neueren Datums trägt. Sonst sieht man Grafton-Street — Cumberland-Street ꝛc. Letztere nach jenem Edlen genannt, der an der Spitze der blutigen Orangemen Hetzjagden auf Irländer anstellte. Vor Trinity-College sitzt der Mann zu Pferde, der das Collegium den Irländern verschlossen, und wie zum Hohn steht auf dem Sockel, daß es „ob restitutam fidem“ errichtet worden. Ich meine das Monument Wilhelms III. Kann es da wundern, daß ein Verschwörer beim Eintritt in die Verschwörung sich's ausbedungen, sobald die Revolution ausbräche, den Wilhelm in die Luft sprengen zu dürfen? Das ist nun freilich nicht geschehen, aber eine Genugthuung können die Irländer in der Häßlichkeit des Monumentes finden. Braun angestrichen, mit goldenen Litzen um Schulter und Gürtel, sitzt Wilhelm der III. da auf seinem dicken Pferde, wie ein Häuptling der Rothhäute in seinem schönsten Staate. Nur seine Haltung, der nach vorn gebeugte Oberleib und der nach hinten herausgestreckte untere Theil, sind ächt englisch. In der schönen Sackville Street steht Nelson auf seiner Säule, und vom Phönixparke aus beherrscht eine Pyramide mit den Namen der Wellington'schen Schlachtfelder die Stadt. Beide Helden hätte Irland lieber geschlagen als siegreich gesehen. Aber was hilft's? England behandelt Irland, wie schlechte Erzieher ein Kind behandeln: es muß die Speisen verschlucken, die es nicht mag.

Eines der traurigsten Monumente in Dublin ist das ehemalige House of commons, wo einst doch wenigstens ein Schatten von Freiheit wohnte und wo jetzt England mit seinem Gelde herrscht. Denn das House of Commons ist in die Bank umgewandelt. Das große weitläufige, Säulengetragene Gebäude aus dunklen Quadern hat ein wirklich historisches Gesicht. Auf den ersten Blick erzählt es Einem lange, rührende Geschichten. Ich mußte bei seinem Anblick immer an den herrlichen, rührenden Moment denken, da der kleine Grattan mit den feurigen Augen hier vom Portale aus zum Volke sprach, als der letzte Rest irischer

Unabhängigkeit durch die sogenannte Union begraben war. Das Volk trug ihn jauchzend auf seinen Schultern durch die Gassen — was hat das genützt? Vielleicht doch etwas. Im Volksgewühle versteckt stand damals ein kleiner, breitschultriger Junge, Daniel O'Connell; wer kann berechnen, welche großen Entschlüsse er schon damals gefaßt? — Noch heute nennt das Volk das Säulengetragene Gebäude nur sein House of commons. Es hängt überhaupt mit unabänderlicher Treue an seinen alten Erinnerungen, wie an seinen todten und lebenden Märtyrern; Lord Eduard Fitzgerald, Wolf Tone, Russell, Robert Emmet sind ihm heilige Namen. Doch werden sie alle von O'Connell überragt, den man nur den Befreier nennt oder den großen Agitator. Vor jedem großen wie kleinen Bilderladen hängt sein Porträt, rings umher die Porträts von Mitchell, Smith O'Brien, J. Duffey u. s. w. Unter dem Bilde O'Briens fand ich folgenden Vers:

Whether on the scaffold high,
Whether in the battle's van,
The fittest place, where man can die,
Is where he dies for man.

Was in der Uebersetzung etwa so heißen mag:

Ob hier auf dem Schaffote hoch,
Ob wo der Tod der Schlachten wirbt —
Es stirbt der Mensch am Schönsten, wo
Er für die Menschen stirbt.

Ich war dabei, wie ein zerrissener Irländer einem Haufen gleich Zerrissener diese Verse vorlas; sie wurden mit einem Hurrah auf alle guten Patrioten und auf die Deportirten beantwortet.

Trotzdem jedoch geht die Repealagitation nicht vorwärts; sie schläft sogar seit dem Tode O'Connell's immer tiefer und tiefer ein. So wahr ist es, daß auch die größte und gerechteste Sache von Persönlichkeiten abhängt; eine traurige Wahrheit für alle Autoritätsbekämpfer! — Das Meeting, dem ich heute beiwohnte,

scheint mir das letzte gewesen zu sein. Seit dem Tode des großen Agitators versammelten sich die Repealer jede Woche einmal in der Reconciliations-Hall; aber die Zahl wurde immer geringer, und heute belief sie sich nicht auf hundert. Den Präsidentenstuhl nahm ein Herr Samuel Law ein; die Bänke der Patrioten und Repealer waren besetzt, aber die Bänke des Comités blieben leer. John O'Connell war das einzige von den Comitémitgliedern, das erschien. Er wurde von der kleinen Versammlung mit geschwenkten Hüten und lauten Cheers empfangen. Aber sein melancholisches Gesicht konnte dieser enthusiastische Empfang nicht aufheitern. Im Gegentheil begann er, sobald der Präsident seinen Sitz eingenommen hatte, sich bitter zu beklagen über die Theilnahmlosigkeit des Landes und über das Ersterben des Eifers für die große Sache. Der Präsident sprach im selben Tone und zog betrübte Parallelen zwischen einst und jetzt, zwischen der Zeit, da die Reconciliations-Hall voll gepfropft und die Repealsteuer wöchentlich Tausende von Pfunden einbrachte, und zwischen der Gegenwart, da sich eben so wenig Shillinge als Repealer sehen lassen. Bei diesen Worten warfen Einige aus dem Publikum kleine Summen auf den Sekretärstisch; die Meisten indeß seufzten bloß und hielten ihre Hände regungslos in den leeren Taschen. Auf der Galerie weinten einige Weiber. Zuletzt kündigte John O'Connell den Beschluß des Comités an, die Meetings auszusetzen und eine bessere Zeit abzuwarten. Die Association, bemerkte er ausdrücklich, sei damit noch nicht aufgelöst, das Comité bestehe fort und werde mit allen Kräften weiter arbeiten; aber die nutzlosen Meetings seien aufgeschoben, vertagt. Man sah ihm an, daß er selbst nicht an seine Worte glaubte; eben so wenig thaten es die Zuhörer. Aber als er von seinem guten Willen sprach, von seiner Bereitwilligkeit, für die „große Sache" Alles zu thun, wurde er wieder mit lärmender Begeisterung begrüßt. Auch von seinen kleinen Fähigkeiten, vom Bewußtsein seiner Unbedeutendheit sprach er einige Worte, die jedoch vom Widerspruch seiner Zuhörer erstickt wurden. — Hierauf zerstreute sich die

Gesellschaft schweigend. Ich hatte die Ueberzeugung, der Sterbestunde der Repealmeetings beigewohnt zu haben. Die so groß begonnen, die die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gezogen und einst das eiserne England in seinem Innern hatte beben machen, endete hier schweigend, geräuschlos, wie ein Strom im Sande, wie ein einst Berühmter, nun Vergessener im dunklen Winkel eines Hospitals seinen letzten Athem verhaucht.

Die Reconciliations-Hall ist ein einfaches, solides Gebäude am Hafenquai, fast ohne allen andern äußern Schmuck als das Basrelief der Harfe von Erin. Der innere Saal ist eben so einfach. Rings um die Wand läuft eine geräumige Galerie für die Frauen, die O'Connell's eifrigste Anhängerinnen waren; er hatte auch fast in jeder seiner Meetingsreden ein Kompliment für sie bereit. Zu Füßen des hocherhöhten Präsidentenstuhls steht der Tisch der Sekretäre; rechts und links laufen die Bänke für das Comité und für „ausgezeichnete Fremde." Doch kann man für einen Sixpence einen solchen ausgezeichneten Platz erhalten. So wenigstens that ich und hatte den Vortheil, die ganze Versammlung en face und John O'Connell dicht neben mir zu sehen. Letzterer macht nicht den Eindruck eines bedeutenden Menschen, auch nicht wenn er spricht. Von seinem Vater scheint er wenige Eigenschaften geerbt zu haben. In der Rede ist er befangen, oft fehlt ihm der Ausdruck für Das, was er sagen will, dann entsteht eine Pause, während welcher er zur Erde sieht oder mit den Papieren in seiner Hand spielt; endlich findet er das Wort, aber es ist viel schwächer, als man es nach dem Anfange des Satzes erwartet hatte. — Auch wird John O'Connell schwerlich noch an Bedeutung wachsen. Er ist nicht mehr in dem Alter, in dem man lernt. Sein Haupt ist kahl und die Frische der Jugend von seinem Gesicht, das zu den gewöhnlichsten gehört, längst gewichen. Mit seinem Vater hat er, nach den Bildern zu schließen, auch äußerlich nicht die geringste Aehnlichkeit. Er scheint ein einfacher, anständiger Mensch zu sein, nichts mehr und nichts weniger. Sein Vater war, wie alle Menschen, die geschaffen sind, große Massen

in Bewegung zu setzen, ein höchst zusammengesetzter Charakter. Dieses ersah ich auch aus einem Gespräche, das ich in einer kleinen Kneipe mit Männern aus dem Volke führte, die ihn alle ganz genau gekannt hatten. Das war ein Löwe, sagte der Eine, stärker als der Löwe Britanniens. — O nein, sagte ein Zweiter, er war nur stark wie ein Löwe und edel, sonst war er ein Fuchs. Ein Bulldog war er, rief ein Dritter. Nein! ein Kampfhahn, schrie ein Vierter darein, und ein Fünfter, der halbbetrunken auf der Bank lag, erhob sich gravitätisch und stammelte: Er war ein großer Advokat und ein großer Feldherr, aber er liebte zu sehr den Frieden.

Der Mann, der den letzten Zusatz machte, sah mir gerade so aus, als dächte er weniger an die friedliche Agitation als an die Worte O'Connell's, die wie ein Vermächtniß an seine Nation in goldenen Lettern auf Sammt gestickt in der Halle über dem Präsidentenstuhle prangen und die da lauten: The man who commits a crime gives strength to the enemy. O'Connell; während auf der andern Seite des Stuhles golden auf schwarzem Sammt zu lesen ist: O'Connell is dead! Irishmen as you revere his Memory owing to his Principles.

Letzteres ist nun weniger der Fall und hat seine Gründe. Die Schüler und Nachfolger O'Connell's sind keine friedlichen Agitatoren, sondern offene Revolutionäre. Es scheint mehr als Zufall, es scheint geschichtliche Vorsehung zu sein, daß O'Connell gerade vor Anbruch des Jahres 1848 die Augen geschlossen hat. Gewisse Punkte gibt es, an denen angelangt die Geschichte sich mit Reformen und friedlichen Agitationen nicht begnügen kann; die Mitchells und Smith O'Brien sind in ihrer Zeit eben so berechtigt, wie es der alte Dan in der seinen gewesen.

Dritter Brief.

Eine Stunde später.

Ich bin gestört worden durch einen Mann, der mir von einem Antiquar ein Packet alter Bücher und Brochüren über die Revolution der united Irishmen und über die Insurrektion von 1803 brachte. Als ich ihn für seine Mühe bezahlte, bemerkte ich, daß er mit zu der großen Schaar Derjenigen gehörte, von denen man nicht sagen kann, daß ihnen das Hemde näher ist als der Rock. Ich bot ihm eines an, ohne von ihm dafür den Stoff zu einer Dichtung zu verlangen. Ueberrascht wog er es lange in seiner Hand, sah bald mich, bald das Geschenk an und fragte endlich, was er damit sollte. Ich setzte ihm in schöner Rede den Vortheil eines solchen Besitzthums auseinander, machte aber offenbar nur geringen Eindruck damit. — Ich bin's nicht gewöhnt, sagte er endlich mit Achselzucken. Und auf die Frage, ob er denn nie ein Hemde getragen, antwortete er: O ja, einige Mal, aber das ist schon lange her. — Nach einigen Minuten fragte er wieder: Also das Hemd gehört jetzt mir? — Ja wohl! — Nun da es mein ist, kann ich damit machen, was ich will; ich verkaufe es Ihnen. Und so sprechend, bot er mir es an mit dem liebenswürdigsten Lächeln und der graziösesten Bewegung von der Welt. Nehmen Sie es, fügte er hinzu, ich lasse es Ihnen sehr billig; für drei Pence gehört es Ihnen. Ich gab ihm die drei Pence und ließ ihn mit dem Hemde gehen. Da haben Sie ein kleines, ächt irisches Geschichtchen. Mir ist es als Unterbrechung lieb; es hat mich aus dem Politisiren herausgerissen, und ich verlasse das Thema, das seit zehn Jahren alle Zeitungen besser behandelt haben, um Ihnen den herrlichen Tag zu beschreiben, welchen ich gestern verlebt habe.

Es war Sonntag. Die Sonne schien herrlich; kein Wölkchen bedeckte den Himmel, und ich machte mich früh auf, um nach Kingstown zu fahren. Es ist eine der schönsten Fahrten, die man

machen kann. Die Eisenbahn geht längs des südlichen Ufers der Dubliner Bai hin und theilweise durch die Bai selbst: die Wagen sind klugerweise ganz offen, so daß Einem von dem herrlichen Anblicke nichts verloren geht. — Nach und nach verschwindet Dublin, nur Masten und Thürme blicken über die Gärten und durch den blauen Morgendampf dem Reisenden nach. Die Bai thut sich weit auf und immer weiter und weiter und zeigt Einem am jenseitigen Ufer das einsame Vorgebirge von Houth Head, welches die Felseninsel, Irelands Eye, das melancholische Auge Irlands, mit seinen Zacken versteckt. Fern im Osten treiben einzelne Segler, die die Fluth erwarten, um in den gastlichen Golf einzulaufen. Ganz nahe der Eisenbahn liegen da und dort ganz traurig aussehende Schiffe, die die Ebbe auf dem Trockenen zurückgelassen — wie Menschen mit einem verfehlten Leben. Die Anker, die tief im Schlamme stecken, scheinen eine Ironie; umsonst zaust der Morgenwind an den eingereffsten Segeln. — Wir kommen nach Black Rock. Es sind das schöne und bescheidene Landhäuser, die sich terrassenartig den Hügel hinauf und die Eisenbahn entlang ziehen bis gegen Kingstown. Aber englische Villen sind es nicht; in den Gärten, die der Engländer mit Kaktussen bepflanzt hätte, treibt die Kartoffel ihre bescheidene, meist krankende Blüthe.

Doch ist es schön hier. Die Nähe des Meeres wirft seinen Glanz zurück auf die Hügel, die Bäume und Büsche neigen und beugen sich im Morgenwinde, kreisende Möven streichen uns über den Weg, der noch zu ihrem Gebiete gehört — über den Wassern begegnen sich die Klänge der Sonntagsglocken aus Kingstown und Dublin — in den Gärten zwischen Büschen und Lauben sitzen Väter, Mütter und Kinder beim Frühstück und schwingen uns zum Gruße Hüte und Tücher — auf den Spitzen der Hügel stehen überall einzelne Masten, die dem Sonntag zu Ehren Flaggen wallen lassen. Der Lokomotivführer scheint zu schlafen oder zu beten, denn wir gleiten sacht und langsam durch all die Schönheit hin. — In Kingstown steigen wir an dem kleinen, lieblichen

Hafen aus, in dessen Busen gewaltige Dampfer ruhig träumen, die des Abends nach Liverpool und Belfast treiben sollen, und andre, die sich zu Sonntagsspazierfahrten bereit machen. Der Leuchtthurm glänzt im Sonnenlichte, und auf den Felsblöcken, die am Ufer umher liegen, wie die zerstreuten Trümmer eines gewaltigen Palastes, lagern die Gruppen harrender Kirchengänger und lassen sich die Sonne auf die Gesichter brennen. Kingstown ist ein schöner Flecken, der sich vom Hafen aus eine sanfte Höhe hinanzieht, während ihn im Hintergrunde die halbkahlen Felsmassen von Dalkey überragen. Im Vordergrunde zeigt eine Reihe von prächtigen Landhäusern, die auf den Meerbusen hinaussehen, ihre glänzende Stirne. Terrassen und Gärten ziehen sich bis zum Hafen hinab.

Ich habe hier einen Brief an einen Jung-Irländer abzugeben, dessen Adresse ich nicht weiß. Ich frage, und bald bin ich von einer ganzen Schaar guter Leute umgeben, die mir alle helfen wollen und die sich wieder nach allen Winden zerstreuen, um sich zu erkundigen. — Nach einer Stunde vergeblichen Suchens trete ich in einen Fruchtladen, um zu frühstücken. Die Mädchen daselbst erzählen mir, daß Kingstown von Katholiken, Protestanten, Quäkern und Methodisten bewohnt ist, die alle in größter Friedlichkeit zusammenleben.

Von Kingstown fuhr ich auf der atmosphärischen Eisenbahn nach Dalkey. Man sieht vom Lande nicht viel, da die Bahn größtentheils unter der Erde hinläuft. Wie ich wieder ans Tageslicht emporstieg, glaubte ich in einem italienischen Dorfe zu sein. Aus verbranntem oder aufgeschwemmtem Boden wachsen grüne Gärten, freundliche und prachtvolle Landhäuser heraus. Zwischen Häusern und Gärten blickt von allen Seiten das unendliche Meer durch, das schäumend an die Felskolosse des Ufers schlägt. Ueberragt ist das ganze Dorf von einem gewaltigen Bergkegel, dessen Spitze mit einer Pyramide gekrönt, dessen Abhänge von großen Felsblöcken bedeckt sind, zwischen welchen das Grün nur sparsam durchleuchtet. Hier und da trägt er ein einsames Haus auf seinem

Rücken. Von dieser Seite ahnt man es nicht, daß der rohe Geselle in ein Bruchstück des Paradieses blickt, in die Bai von Killiney. —

Ich weiß nicht, wohin mich zuerst wenden, und folge der Menge, die aus dem Bahnhofe strömt. Ein freundlicher Gentleman schloß sich mir an. A fine day, Sir! — A very fine day, Sir! — Dann spricht er französisch, ich antworte ihm und bemerke, daß ich ein Deutscher sei. — Ein Deutscher! ruft er, sehen Sie, welches Buch ich in der Tasche mit mir trage! — Und er zieht Schillers dreißigjährigen Krieg hervor. — Ich lerne Deutsch, sagte er, — ich liebe diese Sprache, es ist die sanfteste, süßeste, wohlklingendste aller Sprachen. — Ich bin zu höflich und zu patriotisch, um zu widersprechen.

Er hielt mir das Buch vor (es sah aus wie das griechische Lesebuch eines schlechten Schülers, der sich mit mancher pia fraus für's Examen vorbereitet) und erkundigte sich nach der Bedeutung verschiedener Worte, die er mit aller Mühe und mit allen Wörterbüchern nicht enträthseln konnte. Es waren meist unregelmäßige Imperfekta und Partizipia. — Der Satz: Unter Maximilian II. genossen die Protestanten eine vollkommene Toleranz — hatte ihm schweres Kopfbrechen verursacht. — Die Ahnung, daß „Genossen" von Genießen herkommen könne, half ihm nicht, denn dann begriff er erst nicht, was es heißen solle: „Toleranz essen?"

Man wird mit einem Irländer so schnell bekannt, und hier half noch die Dankbarkeit, mir einen guten Freund und für den ganzen Tag einen liebenswürdigen und sehr unterrichteten Cicerone zu geben. Er führte mich durch die langen Gartenstraßen von Dalkey, vorbei an den Häusern, die sich unter dem Namen Sorrent auf dem Vorgebirge aneinanderreihen, der Anhöhe zu auf einen Punkt, wo sich der Meerbusen von Killiney plötzlich vor mir öffnete.

Welch ein Anblick! Gewiß einer der schönsten der Welt. — Das Meer schneidet hier tief ins Land, welches sich plötzlich und

fast steil aus der Tiefe erhebt und in amphitheatralisch gereihten Hügeln und Bergen die Bucht umarmt. Tiefblau und ruhig träumt unten das Meer und wirft dunkle Schatten auf die Abhänge der Berge, die sich mit Behagen in ihm zu baden scheinen. Aber immer heller und heller werden die Tinten nach oben zu. Die kleineren Hügel sind in ein sanftes Rosenlicht getaucht, welches sich nach und nach in schimmerndes Goldgelb verwandelt, bis die höchsten Spitzen der einzelnen kahlen Berge im hellsten, brennendsten Sonnenlichte glühen. Diese werden fern im Süden wieder von dem hohen Wiklow-Gebirge dunkelblau und schwarz überragt, als von einem ernsten Hintergrunde. Es ist das das berühmte Gebirge, die Heimat des kühnen irischen Jungen, die Heimat der Revolution, das Asyl der Patrioten. Links von uns, an dem nördlichen Ausläufer des Amphitheaters, auf sanfter Anhöhe stehen die wenigen, halb eleganten unausgebauten Häuser, die die ganze Bai beherrschen und sich wie ein junges Mädchen in dem kleinen See bespiegeln. Sie nennen sich, und nicht mit Unrecht: Sorrent. Sorrent! scheinen sie stolz zu rufen — Sorrent! trotz unserer Armuth — Sorrent! trotz unserer Unberühmtheit — Sorrent! nach vorn, Sorrent! nach rückwärts. Genügt dir, o Wanderer, nicht die Idylle der Killeeny-Bai, so sieh dich um nach der Pracht der Dubliner Bucht, mit ihren Klippen und Felsen, mit ihren sanften Abhängen und Gärten von Kingstown, mit ihren Schiffen und Kähnen, mit ihren Häuserkronen von Dublin, mit ihrem schroffen und steinigen Houth-Head, mit ihrem melancholischen Eiland von Irelands Eye, das sehnsüchtig in die Weite hinausblickt und vorwurfsvoll hinüber nach der Küste von Albion! — Und die bescheidenen Häuser von Sorrent haben Recht, so zu sprechen. Wohin du von ihren Altanen siehst, überall Schönheit, idyllische und melancholische Schönheit. — Ihnen gegenüber im Süden glänzen die weißen Hütten von Bray, das aus dem dunklen Grunde der Wiklow-Berge frisch und keck hervorspringt, als wollte es in die Tiefen der lockenden blauen See sich stürzen, und hinter ihm, wie eine

geballte Faust, streckt sich das Vorgebirge von Bray-Head drohend gegen Osten.

Mit Ausnahme der beiden, einander so fernen Endpunkte von Sorrent und Bray ist die ganze, weite Bai nur wenig bebaut. In der Tiefe einige Fischerhütten, auf den Abhängen hie und da eine einsame, mit ärmlicher, angestrengter Eleganz erbaute Villa — auf der Spitze eines kahlen Kegels eine einsame Pyramide. Die Berge an ihrem Fuße in der Nähe des Meeres ohne Vegetation, auf ihrem Gipfel verbrannt, in der Mitte voll von Rissen und klaffenden Spalten, die kaum verhüllt sind. Trotzdem macht Alles den Eindruck tiefen Friedens, möglichen Glückes. — Die Bai ist, wie Alles in Irland, wie die Menschenangesichter, denen man die Fähigkeit zum Glücke, zur Heiterkeit, wie die Felder, denen man unbenutzte Fruchtbarkeit ansieht — Alles könnte hier schön sein. — In der Bai von Killeeny baut die Phantasie leicht Säulengetragene Villen auf, zaubert ohne Anstrengung Rebengelände auf die Abhänge, ja sogar Oliven- und Mandelbäume und Pinien — denn Alles athmet hier südliche Belebungsfähigkeit — und mitten in das Paradies heitere und glückliche Menschen, die so schöne Bilder geben würden, wie die von Leopold Robert.

Um mich den entzückenden Anblick aus dem künstlerisch umgränzenden Rahmen eines Fensters genießen zu lassen, führte mich mein gefälliger Cicerone in das Landhaus eines Freundes, das sich einige hundert Fuß über dem Meere aus einem freundlichen Garten erhob. Die Thüren des Gartens wie der Stuben standen offen, obwohl alle Bewohner ausgeflogen waren, die weiblichen, um in der Kirche von Dalkey zu beten, die männlichen, um unten im Meere zu baden. In einer der Stuben saß schon ein Besucher, der den Hausherrn erwartete, ein berühmter Advokat aus Dublin, eine große gewaltige Gestalt, berühmt bei den Irländern wegen seines unübertroffenen Nachahmungstalentes, das er oft bei Meetings benutzt, um seine Landsleute an O'Connell zu erinnern. Es soll ganz außerordentlich sein, wie genau

er Geberde, Ton und Bewegung des großen Agitators nachzuahmen versteht. Er bringt die Irländer dadurch oft in Entzücken und zu Thränen. Mein Führer stellte mich ihm als einen Freund Irlands vor, und ich wurde sogleich mit der größten Herzlichkeit aufgenommen, eben so vom Hausherrn, der bald mit noch triefenden Haaren ankam. Mit diesem, einem Herrn Steevens, ehemaligem Redakteur eines Repealer-Blattes, war die Freundschaft noch leichter geschlossen. Denn als er mich nach seinem Freunde Mr. Jakob Venedey fragte und ich mich ihm ebenfalls als einen alten Freund desselben (trotz Erfurt, dachte ich bei mir) zu erkennen gab, wurde ich von den drei Männern als zur großen irischen Familie gehörig betrachtet. Unser Wirth überfloß vom Lobe Jakob Venedey's, den er einen noble, accomplished and clever gentleman nannte. Er hatte ihn oft bei O'Connell und dessen Meetings gesehen und konnte seine Theilnahme, seine Einsicht in die irischen Angelegenheiten und endlich sein Buch über Irland nicht genug preisen. — Ueberhaupt fand ich, daß Venedey in Irland sehr bekannt, fast populär sei. In vielen Privatbibliotheken sah ich sein Buch in englischer Uebersetzung, ebenso in allen Buchhandlungen und bei vielen Antiquaren. Gleich bei meinem ersten Ausgang in Dublin sah ich vier Exemplare davon bei dem Gassen-Antiquar in Great-Brunswick-Street neben einander, alle mit offenen Büchertiteln aufgestellt und darüber einen breiten Zettel befestigt, mit der Inschrift: a celebrated German's opinions about Ireland. — Ich nahm es als ein gutes Omen, daß mir in dieser fremden Welt gleich Anfangs der Name Dessen entgegentrat, der mir schon einmal in der Fremde in mancherlei Nöthen treu beigestanden.

Während wir so da saßen und gemüthlich plauderten, belebte sich die Bucht tief unter uns immer mehr und mehr. Heitere Sonntagsvergnüglinge fuhren auf kleinen Kähnen hinüber nach Bray, um sich am Fuße der Berge am Bergthaue, gemeinhin Whisky genannt, zu laben und des Abends als wonneberauschte Bienen in ihre Zellen zurückzukehren. — Die milde feuchte Luft,

die trotz der brennenden Sonnenhitze über den Wellen bebte, brachte die fernsten Gegenstände nahe und ließ die entferntesten Töne laut und deutlich an unser Ohr klingen. Es war, als ob die weißen Segel der fliegenden Barken hart an unserem Fenster vorbeistrichen, als wären sie mit der Hand zu erreichen — die Täuschung wurde noch durch die Gartenmauer vor dem Fenster vollendet, die den ganzen Bergabhang verdeckte und nur das blaue Meer sehen ließ, und durch die Lieder, welche voll und klar von unten heraufhallten. Deutlich erkannte ich aus einer mit Frauen und Mädchen gefüllten Barke die Melodie des last rose of Summer, und aus einer anderen den melancholischen Refrain: Robert A Roon. Welcher Irländer würde nicht durch den Anblick der Wiklow-Berge an den Helden erinnert, dessen Tod dieses Lied beklagt! Kennen Sie es? Man hört es in Dublin oft, sehr oft durch die Nacht erzittern, mit seiner monotonen Grabmelodie, die noch schauerlicher und trauriger klingt als seine Worte — verzweifelt, hoffnungslos, aufgegeben. Der Refrain fast zwischen jeder Zeile klingt dumpf und gebrochen, wie das Echo zwischen Ruinen, wie die Schollen, die auf einen Sargdeckel fallen. Hier haben Sie es in ungefährer Uebersetzung. Die Worte sind der unglücklichen Sarah Curran, der Geliebten Robert Emmet's, in den Mund gelegt, aber es singt sie das ganze Volk, das sie nicht vergessen hat, trotzdem das Lied lange Zeit bei schwerer Strafe verboten war. Es hatte dasselbe Schicksal und wirkte auf seine Landsleute ebenso wie das berühmte Lied der Mauren von Granada: „Wehe mir, Alhama."

Des Lebens Freude liegt in diesem Grabe, Robert A Roon,
Hier Alles, was ich lieb und theuer habe, Robert A Roon,
Gemahl du meiner Seele — in dem Schreine
Ist „letzte, bange Heimat" — ach die deine,
Der Hoffnung, Freiheit, Liebe — und die meine, Robert A Roon.

Doch Thränen müssen fallen ungesehen, Robert A Roon,
Noch aus den Schollen will kein Grün erstehen, Robert A Roon,

Kein Leichenstein darf deinen Namen tragen,
Es darf kein Mund von deiner Treue sagen,
Es darf kein Herz zu deinem Ruhme schlagen, Robert A Roon.

Des Heldendichters Wehlaut, dir zu Preise Robert A Roon,
Muß schweigen, schweigen muß der Harfe Weise, Robert A Roon,
Kein einz'ger Seufzerhauch darf ihr entgleiten,
Zu klagen all die todten Herrlichkeiten —
Den Ton verloren haben ihre Saiten, Robert A Roon.

Die Nacht ist rauh und kalt, die Winde jagen, Robert A Roon,
Viel kälter mag mein Herz im Busen schlagen, Robert A Roon,
Nie wird mir heitre Sonne wieder scheinen,
Nie kann mein Herz mehr zu erwarmen meinen,
O es ist kalt, erstorben — gleich dem deinen, Robert A Roon.

Ich möchte nie von diesem Ort mich trennen, Robert A Roon,
Ach, welchen andern soll ich Heimat nennen? Robert A Roon.
O hätten sie mich fort mit dir getragen,
Viel heißen Dank würd' ich dem Tode sagen,
Mein Brautbett wäre mir der Todtenschragen, Robert A Roon.

Ein einzig Hoffen füllet mein Gemüthe, Robert A Roon,
Daß ich um zu verwelken nur erblühte, Robert A Roon,
Nie wieder kann mein Herz in Blüthe prangen,
Von Mehlthau ist sein tiefster Keim umhangen
Und alle Lebensfreude ist vergangen, Robert A Roon.

Die trauervolle Melodie dieses Gesanges gehört ursprünglich einer alten irischen Ballade „Eileen a Roon", deren gefeierter Held, ein Ahnherr des Lord Molesworth, in Holby-Park, Grafschaft Wiklow, lebte. Händel erklärte, er wäre viel lieber der Komponist dieser Melodie als irgend einer andern modernen Komposition. Nach Hardiman bedeutet der Refrain „A Roon": meines Herzens geheimer Schatz — my heart's secret treasure.

Im Innersten bewegt durch den Anblick all' des Schönen und die Töne des Liedes, die klagevoll heraufzitterten, stand ich auf und ging hinaus in den Garten. Wem wurde es beim

Anschauen großartiger Natur nicht zu enge in der Stube, wen hat es dann nicht hinausgetrieben ins Freie mit dem unbestimmten Drange, diesem Schönen näher zu sein, darein zu tauchen und darin unterzugehen? Aber da steht man „der große Hans, ach wie so klein", man steht auf Einem Flecke, und Alles ringsumher bleibt so ferne wie vorher. An die Gartenmauer gelehnt, sah ich hinaus ins unendliche Meer, und mein Innerstes fühlte und rief, was es schon einmal fühlte und rief:

Allgottheit, nimm mich auf, lös' mich in Tropfen Thau's,
Wie er am Blatte hängt, laß ungemess'ne Fernen
Mich ewiglich durchziehn, hin zwischen Blum' und Sternen,
Laß mit dem Ozean mich unerkannt verschwimmen,
Laß mit dem Strom von Licht, der mich umrauscht, verglimmen,
Daß ich mich nicht als Eins und Einsames empfinde,
Gleich dem verstoßenen und mutterlosen Kinde!

Die Freunde kamen mir nach, und während sich die beiden Gäste zu mir gesellten und ebenfalls bewegt hinaus sahen in das unendlich Schöne, ging unser Wirth durch den Garten und suchte die schönsten Blumen aus. Die band er dann zum Strauß und bot mir sie als freundliches Gastgeschenk. Sein kleiner Sohn that dasselbe. Das ist so ächt irisch-sinnig, so ganz des Volkes würdig, das die sanften Melodien und die vielen Elfensagen besitzt.

Endlich nahm ich Abschied. Mein freundlicher Führer verließ mich nicht und begleitete mich nach Dalkey zurück, wo sich zwischen den Klippen die männliche Jugend versammelte, um zu baden. Auch wir warfen unsere Kleider auf einen Felsblock und stürzten uns in die heranbrausende Fluth. Es war eine schöne Szene. Der breite, alte Thurm auf dem Hügel des Ufers warf seine dicken Schatten auf die Badestelle; immer wilder stürmten die Wellen heran und warfen ihre weißen Raketen über die Häupter der höchsten Klippen, die hier wie kleine Thürme weit in das Meer hinauslaufen. Aus der Ferne scholl der jubelnde Ruf der kühnsten Schwimmer, die der heranstürmenden Fluth

entgegenarbeiteten oder sich an die vorbeisegelnden Kähne hefteten und mit den drin sitzenden Frauen und Mädchen scherzten. Da plötzlich tönt ein Angst- und Hülferuf hinter mir. Ich sah mich um — ein junger, ungefähr eilf Jahre alter Irländer kämpfte mit der Fluth, die sich unaufhörlich über seinen Kopf wälzte und ihn endlich auf den Grund warf. Mit leichter Mühe und ohne alle Gefahr erreichte ich ihn und trug ihn watend auf die nächste Klippe. Während ich ihn hinstellte, benutzte die tückische Fluth meine vorgebeugte Stellung, stürzte sich mit Gewalt auf meinen Rücken und warf mich an den Felsen. Meine Brust war verwundet, und es gab Blut. Dieser Zufall machte aus dem Nichts eine That und aus den Mitbadenden und den Zuschauern am Ufer meine Freunde. Beim Anblick meiner blutenden Brust stürzten sie Alle laut schreiend herbei — die Badewärter kamen schwimmend, die Zuschauer sprangen angekleidet ins Wasser, um mir zu helfen. Es war nicht nöthig. Aber der ganze Schwarm wollte mich nicht mehr verlassen, und von ihm begleitet, zog ich in Dalkey ein. — Da mir mein Führer noch verschiedene schöne Punkte zeigen wollte, gab mir die Majorität meiner Begleiter ein Rendezvous in einem Gasthausgarten. — Mein Cicerone führte mich durch unterirdische Gänge an eine Quelle, die hart am Meere das labendste Süßwasser sprudelt. Die unterirdischen Gänge, die sich in verschiedenen Windungen einige hundert Schritte hinziehen, haben an der Decke einzelne Oeffnungen, die ihnen ein magisches Clair-obscur geben. Mädchen mit Krügen auf dem Kopfe gingen hin und wieder — da und dort saßen auf den Steinen einzelne Gesellschaften, die sich vor der Hitze des Tages hierher geflüchtet hatten, auch einzelne Liebespaare oder einsame Träumer. Die Quelle selbst, die bescheiden und schmucklos aus dem grauen Gestein hervorsprudelt, ist durch mannigfache Sagen poetisirt und durch viele Lieder gefeiert. Als wir wieder ans Tageslicht kamen, standen wir vor dem Garten des Lord-Lieutenants von Irland. Es ist das eine ganz einfache grüne Fläche hart am Ufer des Meeres. Der grünliche Rasen ist überall von gewaltigen,

ungeheuren Felskolossen durchbrochen, die gelbe Kryptogamen bedecken. Nur hier und da steht ein ärmlicher Baum. Mit einem Wort: eine kleine Wüste. Im ersten Augenblicke ist man über diese Einfachheit erstaunt — aber sie macht dem Geschmacke des Besitzers alle Ehre. Diese Felskolosse wären leicht zu sprengen und wegzuräumen gewesen — eine künstliche Vegetation von krankenden Bäumen und Blumen hätte sich leicht hervorrufen lassen — geduldige Statuen kann man überall hinstellen und sentimentale Lauben überall zusammenkleben. Aber der Besitzer hat es verstanden, welchen harmonischen Kontrast dieser wilde Fleck Erde bildet neben der lieblichen, schönen Bai von Dublin. Die Felsblöcke liegen kalt und starr da, aber das kommende und fliehende Meer umbraust und umlispelt sie mit ewigem Leben — ihre Kryptogamen und Flechten treiben keine Blüthen, aber das schlummernde Meer wirft seinen verklärenden Schimmer auf sie und das stürmende seine weißen Schaumflocken. Dem Ganzen entsprechend ist die einfache Villa, die sich am Eingange des Gartens erhebt und mit glänzenden Augen über die kahle Fläche und ihr Gestein hinaussieht auf die blauen Wellen und die weißen Segel. — Aehnlich ist der Garten der Nonnen in der Nähe, der nur von einer niederen Mauer eingeschlossen ist. Die Oede entspricht besser, als es dunkle, heimliche Laubgänge könnten, dem einsamen Leben dieser Frauen. Auch machten sie einen schauerlichen Eindruck auf mich, wie ich sie mit gekreuzten Armen in ihren dunklen Gewändern auf dem kahlen Boden umherwandeln und zwischen den Steinblöcken wie zwischen Gräbern bald verschwinden, bald wieder auftauchen sah. Nur das prächtige, neuerbaute, mit aller Pracht und Eleganz ausgestattete Klostergebäude erregt eine unangenehme Empfindung, wenn man an das Elend denkt, welches neun und neunzig Hundertel der irischen Laien erdrückt. — Die das Gelübde der Armuth ablegen, wissen sich überall, auch in Irland, behaglich einzurichten.

Auf dem Wege zum Gasthause sah ich noch das Landhaus O'Connell's, das jetzt seines Sohnes Sohn bewohnt. Es ist ein

nettes, einstöckiges Haus, von Gärten umgeben, die mit Statuen geschmückt sind. Das Thor ist mit hiberno-celtischen Inschriften versehen. Im Gasthausgarten fand ich schon die ganze Gesellschaft versammelt, die ich vor einer halben Stunde verlassen hatte. Laute Cheers auf den „Retter" empfingen mich. Das machte mich Anfangs etwas verlegen; doch wurde ich bald heimisch und gemüthlich in der Gesellschaft. An einem langen Tisch am Rande des Meeres, von dem wir nur durch eine niedrige Mauer getrennt waren, so daß uns ohne sie die Fluth die Füße bespült hätte, wurde ein frugales Mittagsmahl eingenommen. Unter Bewunderung des herrlichen Abends und mit heiteren Gesprächen verstrich die Zeit. Ein Advokat, der eben von den wandernden Assisen (circuit) aus dem Lande zurückgekehrt war, erzählte von den merkwürdigsten Prozessen und freute sich, daß nicht ein Dieb, nicht ein Räuber, ja nicht einmal irgend ein Mörder verurtheilt worden. Die ganze Gesellschaft freute sich mit ihm. Der Irländer betrachtet jedes Verbrechen, das von Einem seiner Landsleute begangen wird, als einen Theil des großen Krieges, den seine Nation gegen England führt. England gibt ja die Gesetze — wie sollten sie ehrwürdig sein? — Ihm ist jeder Verbrecher, den der Advokat durchbringt, ein aus den Klauen englischer Justiz gerettetes irisches Kind. Vielleicht haben sie Recht; sie mögen durch Erfahrung dahin gekommen sein, wohin unsere vorgeschrittensten Philosophen durch Schlüsse kommen, daß der Verbrecher nur ein Unglücklicher, ein vernachlässigtes Kind der Gesellschaft, ein Opfer veralteter Gesetzgebung sei. — Wie soll Der nicht stehlen, dem historisches Recht den Acker stahl, auf dem er gerne im Schweiße des Angesichts sein Weib, seine Kinder ernähren möchte — wie leicht kommt er vom Diebstahl zum Raub, vom Raub zum Morde, wie leicht sind diese Schritte gethan, während starvation daheim den Säugling verzehrt und das Weib zu Hause wacht und wartet auf die gestohlene Beute, die ihr Kind erretten soll! —

Die Sonne sank schon tief, als ich auf der Eisenbahn von

Kingstown nach Dublin zurückfuhr. Die Fluth hatte die Schiffe erlöst, und sie tanzten lustig auf den bewegten Wellen, der Abendwind pfiff in den eingereffften Segeln, auf der hohen Bai flogen die Dampfer hinaus ins offene Meer, am linken Ufer überall lustige Spaziergänger, die singend in ihre Häuser zurückkehrten — der Mond stieg endlich voll und leuchtend auf — am Bahnhofe drängte sich eine fröhliche Menge, und wie der Irländer am Sonntage alle Mühen der Woche vergißt, so vergaß ich, daß ich mich in der Hauptstadt der Noth befand, und wie Jene vom Bergthaue berauscht, taumelte ich berauscht von all' dem erlebten Schönen zurück in meine Wohnung, um mir kalte Umschläge auf meine verwundete Brust zu machen, was ich noch heute fortsetze und welchem Umstande Sie diesen langen, langen Brief verdanken. Leben Sie wohl.

Vierter Brief.

Herr John Ball, ein Engländer und einer der ersten Beamten Irlands, an den ich von einem großen Gelehrten aus London, seinem Freunde, ein Empfehlungsschreiben mitbrachte, besucht mich nicht, weil ich in einem Hafen-Hotel zweiter Klasse wohne und nicht, wie ich es ihm versprochen, eine theure Wohnung auf Stephens-Green bezogen habe. Vielleicht auch, weil er meine Empfehlungen an mehrere Jung-Irländer gesehen. Es ist mir ganz recht — denn sonst hätte ich den ganzen schönen vorgestrigen Tag verloren und mit ihm und einer fashionablen Gesellschaft im Frack und zu Pferde eine Landpartie machen müssen. Wahrscheinlich hätte er mir auch die Schrecken und Gefahren solcher Exkursionen, wie ich sie gestern Nacht noch machte, so ausgemalt, daß ich sie unterlassen hätte.

Ich brachte nämlich fast die ganze Nacht in den fürchterlichsten Nothquartieren zu. Um fünf Uhr ungefähr verließ ich

mein Hotel am Eden-Quai und wanderte dem Anna-Liffey entgegen, der Dublin in zwei Hälften theilt und innerhalb der Stadt von acht schönen und geschmackvollen Brücken überwölbt ist. Dieser Fluß ist es vorzugsweise, der Dublin das Malerische gibt, das es hat. Rechts und links laufen bequeme breite Quais hin, die vom Flusse durch eine niedere Mauer, auf der andern Seite durch ununterbrochene Häuserreihen begränzt sind. Auf den Quais hat Dublin Aehnlichkeit mit Paris. Sind die Gebäude auch meist unbedeutend, so bilden sie doch eine schöne Perspektive, die im Osten durch den Hafen und seine Maste, im Westen durch den Park mit seinen Hügeln und seiner gewaltigen Wellington-Pyramide künstlerisch abgeschlossen ist. Einzelne Gebäude stechen durch ihre Massenhaftigkeit oder ihre besondere Bauart hervor und gewähren dem Auge die in einer tiefen Perspektive nothwendige Abwechselung; so z. B. die großen Magazine am Hafen, das Custom-House, ferner der ganz eigenthümliche Bau der Four Courts. Es wäre dieses ein ganz geschmackvoller, italienischer Palast, wenn er nicht durch einen ganz barocken Ueberbau entstellt wäre, der mit unzähligen Säulen und einer ungeheuren gräulichen Metallkuppel sich plötzlich aus ihm erhebt, wie ein zweites Haus, von dem man nicht begreift, wie es da hinaufgekommen; so unabhängig, so vollkommen als ein Ganzes stellt es sich dar.

Am Ellis-Quai vorbei bog ich rechts in die Gasse und um die ungeheuren königlichen Kasernen und stand auf heiligem Boden. Dort liegt Arbour-Hill, der Exekutionsplatz, auf welchem die meisten Braven der united-Irishmen-Revolution hingerichtet wurden. Jetzt stehen einzelne Häuser da; doch ist es hier öde und schaurig. In nächster Nähe liegen ein großes Hospital und ein Gefängniß; von der Stadt ist die ganze Gegend durch die Kasernen getrennt. Robert Emmet, auf den ich immer wieder zurückkomme, als auf meinen Liebling unter den irischen Rebellen, als auf einen der liebenswerthesten aller Revolutionäre aller Zeiten, hat ihn nur kurze Zeit vor seiner eigenen Hinrichtung

besungen. Hier ist das „Arbour-Hill" überschriebene Gedicht in flüchtiger, aber getreuer Uebersetzung;

Nicht stolze Säulen prangen hier,
Wo Opfer ruh'n der heil'gen Sache,
Doch, ach, das Blut, das hier vergossen,
Zum Himmel schreit es auf um Rache.

Um Rach' auf des Despoten Haupt,
Dem Menschenelend Freude macht,
Der Thränen trinkt, von Noth geweint,
Und, wenn sie fließen, ihrer lacht.

Um Rache auf den harten Richter,
Der seine Hand in Blut getaucht,
Der Unrecht mit dem Schwert bewaffnet
Und nie des Rechtes Wage braucht.

Um Rache für das Land, das Grab,
Dem eignen, elenden Geschlecht,
Drauf welke Freiheit neigt das Haupt,
Und wo der Mensch nur lebt als Knecht.

O heilig Recht, befrei' dieß Land
Von Tyrannei, die uns erdrückt,
Nimm deinen Stuhl, nimm deine Wage,
Doch sei nicht mehr dein Schwert gezückt.

Nicht nach Vergeltung streben wir,
Zu lang schon währt des Schreckens Zeit,
Die Freiheit komme gnadenreich
Und unbefleckt von Grausamkeit.

Nicht soll des Unterdrückers Asche
Sein mit des Dulders Staub gemengt —
Dieß ist der Ort, den Erins Söhne
Für Erins Glück mit Blut getränkt.

All Die, so hier gebettet sind,
Jedweder sei gebenedeit,
Gesegnet sei ihr Angedenken,
Ihr Ruhm durchdringe alle Zeit.

Sie ruh'n in ungeweihtem Boden,
Den Priesterhand gesegnet nicht, —
Kein Glockenschall ruft hier zur Andacht,
Kein Denkmal, das zur Zukunft spricht.

Doch segnet hier das Herz des Armen,
Doch weinet hier der Patriot —
Die tragen ihren Ruhm zum Himmel,
Die heiligen den schönen Tod.

So friedlich und fern von allen Rachegedanken sang in aufbrausender Jugendzeit derselbe Robert Emmet, der, einige Jahre später, im reifern Alter als einer der gefährlichsten Rebellen auf demselben Platze durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht wurde. Wie vielen unserer humanistischen, versöhnungssehnsüchtigen Jünglinge ist vielleicht ein ähnliches Schicksal beschieden! Nicht wir machen die Revolution. In Irland hat sie der „fromme" George gemacht, dem sein Gewissen es nicht erlaubte, die Irländer zu emanzipiren, und der „große" Pitt, der deswegen zweimal sein Portefeuille niederlegte, aber es zum dritten Male doch wieder annahm und aus zarter Rücksicht für das zarte Gewissen des Königs die Frage ruhen und Millionen Irländer ihrem Elende preisgegeben ließ. Freilich bestand ein Denunziationsgesetz, nach welchem Jeder, der seinen Freund verrieth, wenn dieser katholisch war, mit den Gütern des Freundes belohnt wurde; freilich bestand ein andres Gesetz, welches dem katholischen Vater das Recht benahm, der Hüter und Erzieher seiner Kinder zu sein; und es bestand ein drittes, welches erlaubte, den Katholiken auf offener Landstraße seines Pferdes zu berauben, wenn er, befragt, seinen Glauben eingestand; freilich befahl noch ein viertes Gesetz, das ungehorsame und von seinem Glauben abgefallene Kind mit dem Vermögen seines katholischen Vaters zu belohnen; und ein fünftes, welches die katholische Erziehung zu verhindern wußte und den katholischen Lehrer als Verführer strafte; und ein sechstes, nach welchem katholische Priester verbannt und bei der Rückkehr gehängt wurden; und ein siebentes, welches

Katholiken vom Grundbesitz ausschloß, ob nun Erbschaft oder Kauf ein Recht dazu gegeben; — ferner bestanden noch Gesetze, welche den Besitz von Waffen und das Studium der Jurisprudenz verboten und von jedem bezahlten oder Ehren-Amte ausschlossen und den Katholiken nicht gestatteten, bei welcher Wahl auch immer zu votiren oder im Parlamente zu sitzen — aber was liegt an alle Dem? Der große Pitt schonte das zarte Gewissen des frommen Königs. — Arbour-Hill ist ein guter Flecken der Erde, um über den eigentlichsten Werth großer Minister und frommer Könige nachzudenken.

So in der That nachdenkend, kam ich auf Kingsbridge an; da zerstreute mich ein schöner Anblick und ließ mich alle Minister und Könige der Welt vergessen. An das Brückengeländer gelehnt, stand das reizendste Menschenpaar — ein Junge von höchstens neunzehn, ein Mädchen von höchstens sechzehn Jahren. Sie hatten ihre Arme ineinander geschlungen und sahen hinab in die Tiefe des Flusses. Der Junge, groß und schlank, mit blassem Gesicht, kecker Adlernase, freier Stirn, unter der blaue Augen hervorleuchteten, mit dickem, schwarzem Haar, das wirr und breit auf die Schulter herabfiel, ließ durch das höchst einfache aber sehr zerrissene Leinengewand einen feinen, doch muskulösen Körper sehen, der in der schlanken Mitte von einem engen, breiten Gürtel umschlossen war. Das Mädchen trug das unausweichliche Mäntelchen und den noch unausweichlichern Hut. Alles an ihr war zerpflückt und zerrissen; das Mäntelchen, unten ganz ausgefranzt, starrte von Schmutz, der Hut war voll Löcher, die mit Blumen und Blättern verstopft waren. Das aschblonde Haar lag halb zerzaust auf der ungewaschenen Stirn. Aber mitten durch all den Schmutz drang der Strahl unendlich rührender Schönheit. Das Rehauge blickte sanft und mild, die kleine, doch etwas gebogene Nase sprach von Geist und Verstand, der etwas breite Mund mit vollen Lippen ließ eine Reihe glänzender Perlzähne sehen, und Kinn und Wangen waren trotz Noth und Elend noch sanft gerundet. Die Jugend erträgt so viel, ehe sie sich

entschließt, aus einem schönen Antlitz zu scheiden. Das Mäntelchen, das sie über die Schultern geworfen hatte, um sich bequemer an das Geländer zu lehnen, ließ eine schöne zarte Brust sehen, die sich durch die zerfaserte Hülle eines schwarzseidenen Tuches weiß und glänzend hervordrängte. Die Hand, die das Kinn stützte, obwohl gebräunt, war lieblich anzusehen, und um den schmalen und kleinen Fuß, der nackt in abgetretenen Schuhen stak, hätte sie manche deutsche Herzogin beneidet. — Endlich gab sie ihre nachdenkliche Stellung auf, nahm dem Jungen seine rothe, kecke Mütze ab und strich ihm die schwarzen Locken von der glänzenden Stirn. Ich sah Amor und Psyche als irische Bettelkinder verkleidet.

Bald bemerkten sie mich, der, auf dem Quai stehend, sie beobachtete. Sie sprachen einige Worte, die ich nicht hören konnte — dann verließ sie ihn und kam mit dem sanftesten Lächeln auf mich zu. Ich glaubte, sie wolle mich anbetteln, und steckte schon die Hand in die Tasche. Aber nein! — Sie fragte mich — ich will die Frage nicht wiederholen. Ob es der Bruder oder Geliebte war, den sie verließ, um an mich diese Frage zu stellen — ob es der Bruder oder Geliebte war, der ihr ruhig nachsah und ruhig das Resultat abwartete — es ist gleich schrecklich. Ich schüttelte traurig und erschüttert das Haupt; sie wollte wieder gehen. Aber ich hielt sie zurück, um sie nach ihrem Verhältniß zu jenem schönen Jungen zu fragen; — es war ihr Geliebter! Ich fragte sie nach ihrem Namen; sie hieß Juddy. Einen Shilling, den ich ihr gab, ließ ich ihr in die Hand fallen, denn ich wagte nicht, sie zu berühren, so arg starrte das ganze Geschöpf von Schmutz. Sie grüßte dankend und wollte wieder gehen, als mir einfiel, daß Juddy für meine Nachtexkursion der beste Cicerone sein könnte, weshalb ich sie bat, mich gegen neun Uhr in St. Thomas Street zu erwarten. Sie versprach es und eilte mit ihrer Beute zum Geliebten zurück.

Ich wanderte am Bahnhofe und an des Decan Swifts Gasse vorbei nach dem Royal-Hospital, wo die englischen Soldaten, mitten unter irischen Elenden, ein behagliches Dasein verleben.

Ihre Wohnung besteht aus einem großen, weitläufigen Gebäude und einem endlosen, großartigen Garten, in den man mir den Eingang gestattete. Auf dem Rückwege gegen Little James-Str. kam ich in Gegenden, die man in der Nähe einer großen Stadt für unmöglich halten sollte. Hütten, aus vier lehmigen Wänden zusammengeklebt, die kaum das verfaulte Dach zu tragen im Stande sind, bilden ganze Gassen. Fenster gibt es hier fast gar keine — die Thüren, die unmittelbar aus der einzigen Stube, aus welcher das ganze Haus besteht, auf die Gasse führen, stehen ewig offen, um Licht und Luft einzulassen, und zeigen die ganze, ungeheuere Aermlichkeit des Innern. Von Betten fast nirgends eine Spur — an den Wänden hier und da ein Bret als Bank befestigt, zwischen zwei Planken nahe an der Decke einiges Geschirr, im Winkel der kupferne Theekessel, das ist der ganze Hausrath einer oft zahlreichen Familie. Diese lebt meist in der Gasse, da sie sich in der Stube versammelt kaum bewegen könnte. Vor den Thüren spielten schmutzige, halbnackte Kinder, bei ihnen oft die Mutter, die, das Kinn in beide Hände gestützt, gedankenlos in die Welt sah. Erwachsene Jungen standen müßig an die Hütten gelehnt — nur selten bettelte mich ein oder das andere Kind an. Die Gassen sind in dieser Gegend natürlich ungeebnet und ungepflastert. Es geht bergauf und bergab. — Eben als ich mich fragte, ob es rathsam wäre, im guten Rocke hier eine Mitternachtspromenade zu machen, las ich rechts von mir an der Ecke einer sehr engen Straße, die in die Tiefe führte, die Inschrift: Murderer-Street. — Um einen Begriff von der Architektur dieses Stadttheiles zu geben, will ich Ihnen die Ruinen von ungefähr sechs oder sieben Häusern beschreiben. Sie lagen mir rechts, an einen kleinen Hügel gelehnt, der einen Garten trug. Der Besitzer dieses Gartens hatte ihn mit einer schlechten, lehmigen, kaum manneshohen Mauer umzogen, die am Fuße des Hügels hinlief. So entstand zwischen der Mauer und dem allmählig sich erhebenden Hügel eine Vertiefung. Was thut der geniale, spekulative Proprietär? Er deckt diese Vertiefung zwischen Hügel und Mauer

mit Brettern zu, durchbricht die Mauer selbst an sechs oder sieben Stellen, scheidet die sechs oder sieben Stellen, zu denen diese Thüren führen, durch lehmige Wände und hat so eine Anzahl Wohnungen gewonnen, die er an sechs oder sieben Familien vermiethet. Die hinterste Wand war durch den nackten Hügelabhang gebildet. Wir würden unser Vieh nicht in einen solchen Stall stellen. — Daß diese Löcher bewohnt gewesen, konnte man noch deutlich erkennen, aber die elenden Wände hatten dem Regen nicht widerstehen können und waren als aufgeweichter Lehm auseinandergegangen; so wurden die armen Troglodyten obdachlos, und der Besitzer kam um die jährliche Rente von einigen Pfunden. Indessen zweifle ich nicht, daß dieser unternehmende Kopf die Wohnungen wieder restauriren wird, sobald nur bessere Jahre kommen. Dieses Jahr ist zu schlecht für das Volk von Irland, und die Bewohner besserer Häuser konnten ihren Miethzins nicht bezahlen — warum soll er sich vergebliche Kosten machen?

Punkt neun Uhr fand ich mich in St. Thomas-Street. Juddy saß auf einer Vorhaustreppe, umgeben von Kindern, denen sie allerlei Possen vormachte. Als sie mich erblickte, kam sie mir freundlich lächelnd entgegen und machte jenen obsoleten Knix aus dem vorigen Jahrhundert, der auf dem Kontinente schon ausgestorben ist, aber in Irland von den Weibern aus dem Volke noch sehr häufig angewendet wird. Sie wollte sich zutraulich an meinen Arm hängen, ich erklärte ihr aber kurz und deutlich, daß ich nichts von ihr verlange, als Führerdienste, und daß ich durch sie ihre Freunde und Leute aus dem Volke kennen zu lernen wünsche. Am Liebsten, fügte ich hinzu, würde ich mit Ihnen, Miß Juddy, in irgend einer Kneipe zu Nacht essen, wo Sie sonst, wenn Sie einen Shilling zu viel haben, zu soupiren pflegen.

Juddy verstand mich sogleich und hielt sich in ehrwürdiger Entfernung. Nach einem langen prüfenden Blick sagte sie: Ach, Sir! ich errathe! Sie wollen die armen Leute von Irland malen!? — Wie kommen Sie darauf, Miß Juddy? — Im vorigen Herbste, antwortete sie, war auch ein Gintleman aus

London hier, der ein ganzes Wirthshaus und mich dazu abmalte. — Jetzt erst wußte ich, warum mir Juddy so bekannt erschienen war. Ich sah sie an — sie war offenbar das Original des „Irish Girl," das auf der Londoner Kunstausstellung des letzten Frühlings so sehr gefallen hat. Ich konnte nicht umhin, ihr zu erzählen, welche Eroberungen sie in London gemacht. Sie hörte mir aufmerksam zu und war sichtlich erfreut. Doch schien sie sich nicht aus Eitelkeit zu freuen, im Gegentheil, es hatte den Anschein, als wäre sie mit ernsten Gedanken beschäftigt. Sie versank in minutenlanges Stillschweigen, während dessen sich ihre schöne Stirn in Falten legte und ihre rosigen Lippen unverständliche Worte vor sich hin murmelten. Mehrere Mal wollte sie sprechen, hielt aber immer wieder inne. Endlich blieb sie stehen, sah mir keck ins Gesicht und schien um einige Zoll zu wachsen — dann wieder schlug sie die Augen nieder und fragte mit monotoner Stimme: Was glauben Sie, Gintleman, würde ich den Londoner Gintlemen gefallen? —

Ich verschwieg verblüfft und hatte nicht das Gewissen, meine bejahende Ueberzeugung auszusprechen.

Juddy ließ sich durch mein Schweigen nicht stören, und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: Peggy aus Galway, wo ich auch her bin, war ein armes Mädchen wie ich, und nicht einmal so schön wie ich — das kann ich Ihnen sagen, dear Sir, denn alle Leute behaupten es. Sie ging nach London — und jetzt fährt sie im Hyde-Park mit zwei schönen Pferden, in einem schönen Wagen und hat einen Bedienten hinter sich sitzen, wie die Lady des Lordlieutenants von Irland. So wenigstens erzählt Barry und Alle, die aus London kommen. Vor Kurzem soll ihr ein indischer Prinz ein Kleid aus lauter Diamanten geschenkt haben, vielleicht nimmt er sie auch mit in sein Land und macht sie zu einer Prinzessin.

Obwohl ich ihr den größten Theil ihrer Erzählung hätte bestätigen können, schwieg ich doch hartnäckig. Das schien sie zu geniren, und sie nahm schnell wieder das Wort auf: Freilich

könnte ich auch nach Liverpool gehen oder Glasgow und dort in der Fabrik arbeiten, um nicht zu verhungern. Aber wer schwört mir, daß ich nicht verhungere, bevor ich Arbeit gefunden habe? Und wenn ich sie gefunden habe — ich habe es an so vielen Mädchen gesehen, die aus England zurückgekommen sind, die lange Arbeit macht Einen in zwei Jahren so krank und häßlich, und ich kann noch wenigstens zwölf bis fünfzehn Jahre schön bleiben, wenn ich nur zu essen habe und nicht vierzehn Stunden des Tages arbeiten muß. Was meinen Sie? —

Um nur etwas zu sagen, fragte ich: Und wenn Sie nach London gehen, Miß Juddy, was soll aus Ihrem Geliebten werden?

Aus wem? — aus Bill? — lachte sie laut auf: den nehme ich mit, und er wird mein Kutscher.

Ich schwieg wieder; im Angesicht des drohenden Hungers, von dem sie so ruhig sprach und wie von einer ausgemachten Sache, hielt ich mich zu einer Moralpredigt ganz und gar nicht berufen.

Unter solchen Gesprächen wurde es Nacht, und wir kamen in die Nähe von Golden Lane in ein Labyrinth von dunklen und engen Gassen. Vor den Häusern saßen Weiber und Mädchen in zerlumpten Kleidern, welche Juddy freundlich und mit Witzen grüßten. Auf den Schwellen spielten oder schliefen die Kinder. Nicht ein Fenster war erleuchtet; nur selten brannte eine öffentliche Laterne und warf ihr rothes, zitterndes Licht auf die malerischen Gruppen, unter denen sich wenige Männer, aber viele Weiber mit Pfeifen im Munde befanden. Manche Gruppen, die wieder auf den Schwellen gegenüber saßen, sangen mit dumpfer Stimme melancholische Lieder oder hörten den Worten eines Erzählers zu. Die Irländer lieben das Märchen und die schaurigen, blutigen Geschichten. — Auf einem etwas freiern Platze, der durch mehrere Laternen beleuchtet war, bildete die Menge einen großen Kreis und sah einem Tänzer zu, der unter Jauchzen und Singen seine Sprünge machte. Es war Juddy's Bill, dem ein alter Mann im grauen Flausrocke mit einer Klarinette

aufspielte. Tänzer und Musikant waren auf diesen etwas elegantern Platz gekommen, um Geld zu verdienen, aber im Feuer ihrer Kunst vergaßen sie diese gemeine Absicht, und die Kunst wurde ihnen Selbstzweck. Sie tanzten und spielten für das Volk, das ihnen aufmerksam und dankbar für das Fest zusah und zuhörte. Das ist so ächt irisch. — Bill führte eine Art spanischen Tanzes auf und hielt vier Blechstückchen anstatt der Kastagnetten in der Hand. Er schwang und wiegte sich auf seiner schlanken Taille mit großer Grazie, und während er im Kreise herumsprang, hatte er jedem der Mädchen, die ihn umstanden und ihn mit ihren very-well aufmunterten, etwas Schönes zu sagen, ohne einen Augenblick außer Athem zu kommen. Als er Juddy erblickte, warf er ihr einen Kuß zu, grüßte mich selbst sehr höflich und tanzte fort. Ebenso ruhig ging Juddy mit mir weiter, bis wir in der Nähe von Combe-Puddle vor einem alten, schwarzen Hause Halt machten. Juddy nahm mich an der Hand, und nachdem sie gebeten hatte, des Schmutzes wegen auf den Fußspitzen zu gehen, führte sie mich durch einen endlos langen, hohen und dunklen Gang in einen Hof, auf den aus einem halb mit Papier verklebten Fenster ein schwaches Licht fiel. Vor der Schwelle der Thüre auf der andern Seite des Hofes, auf die wir losgingen, lag ein betrunkener Irländer, der mir, als ich über ihn hinwegstieg, ein „bloody Ruffian“ zurief und mit lallender Stimme den Hund, der neben ihm lag, auf uns zu hetzen suchte. Sein Wächter mag ihn nicht verstanden haben, oder mochte gewohnt gewesen sein, seinen Herrn als Schwelle vor Kneipen liegen zu sehen, und ließ uns ruhig passiren.

Wir traten in eine Stube, die so schlecht beleuchtet war, daß ich weder Menschen noch Gegenstände unterscheiden konnte; nur das laute Geschrei, das aus einem Winkel, und das dumpfe Schnarchen, das aus dem andern heraustönte, verrieth mir, daß ich mich in Gesellschaft befand.

Ohne sich um diese zu kümmern, nahm Juddy die Talglampe, die einzige Leuchte der Stube, vom Kamin und beleuchtete

mir eine Zeichnung, die, von der Feuchtigkeit des Raumes schon bedeutend schadhaft und fleckig, an der Wand befestigt war; offenbar das Werk einer sehr fertigen Künstlerhand. Es rührte von dem Maler her, von dem mir Juddy gesprochen, den sie ebenfalls in diese Kneipe geführt, um ihn mit armen Leuten bekannt zu machen, und der es hier als Andenken zurückgelassen hatte. Juddy nannte die Zeichnung „eine heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten", und doch stellte sie nichts Anderes vor, als einen armen Irländer, der mit seinem Weibe und dem Säugling vom unbarmherzigen Landlord aus seiner Hütte in's Elend gejagt wurde. So sehr ist es wahr, daß der Mensch sich seine Götter nach seinem Ebenbilde schafft.

Nach Besichtigung der Zeichnung stellte mich Juddy der Gesellschaft vor, die ich jetzt erst, da die Lampe auf dem Tische stand, genau erkennen konnte. Sie bestand aus fünf bis sechs Männern, die um einen Tisch in der Ecke herumsaßen, wenn wir nicht auch die acht bis zehn Personen, Männer und Weiber, die einzeln oder gepaart auf dem Boden herumlagen und schliefen, zur Gesellschaft zählen wollen. Am Kamine kniete ein altes Weib, welches eine abgeschälte Feldrübe an den spärlichen Kohlen dünstete, und sobald eine Stelle daran etwas geweicht war, sie mit ihrem zahnlosen Munde benagte. — Die Männer am Tische empfingen mich freundlich und riefen sogleich bei meiner Annäherung: Platz dem Gintleman und seiner Lady, und rückten zusammen, um uns die besten Plätze auf den Stühlen einzuräumen. Das ganze Mobiliar der Stube, die, groß und weit und hochgewölbt, es verrieth, daß sie einst bessere Tage gesehen hatte, bestand aus dem Tische, an dem wir saßen, einem andern in der entgegengesetzten Ecke, einem erblindeten Spiegel über dem Kamine mit abgeschabtem Goldrahmen und einigen Brettern, die, an die Wand befestigt und von rohen Holzklötzen oder Steinen getragen, als Bänke die Stube umgaben. An einer der Wände hing die Ruine eines alten eichenen Schrankes, an dem noch seine Schnitzereien zu erkennen waren. In seinem Schooße trug

er einige Theetassen, einen Krug und fünf oder sechs mehr oder weniger beschädigte Gläser. — Die Männer an unserm Tische, alle zerlumpt und zerrissen, saßen unbeschäftigt da — einen ausgenommen, der eine Tasse Thee vor sich stehen hatte, aus der er von Zeit zu Zeit zur Pfeife einen Schluck that. Dieser spielte den verschlossenen Charakter, der dem Irländer so unnatürlich und komisch steht, verhielt sich kalt und machte den prüfenden Menschenkenner, indem er die Augen zudrückte und mich von der Seite anblinzelte.

Ich fragte, ob hier für mich und meine Lady ein Nachtessen zu haben wäre? — Der Wirth, einer der Männer, die am Tische saßen, zuckte die Achsel und bot mir eine einfache Tasse Thee an. Ich bewunderte Juddy's Uneigennützigkeit, die ich doch zu einem Souper eingeladen hatte und die mich trotzdem in diese Kneipe führte, von der sie wußte, daß sie keine lukullischen Mahle bieten konnte. Aber Juddy hatte mich zuerst bedacht, da ich arme Leute hatte sehen wollen, und vergaß sich selbst, die an diesem Tage nicht mehr als eine Wasserrübe gegessen hatte. Ich half mir, indem ich den Wirth fragte, ob es ihn nicht beleidigen würde, wenn ich aus einem Speisehause von Corn-Market ebenso viele Beefsteaks und entsprechende Porter-Krüge kommen ließe, als sich Personen am Tische befänden. Der Wirth ging mit tausend Freuden auf meinen Vorschlag ein, und die Männer dankten mir sehr höflich, doch nicht abweisend für meine Einladung. Ein Mädchen, das am Boden schlief, wurde geweckt, ich gab ihr Geld, und sie lief, um das Bestellte zu holen. Meine Gäste wurden zutraulicher, und selbst Barry, so hieß der Verschlossene, der prüfende Menschenkenner, gab seine beobachtende Position auf. Er rückte etwas näher und fragte mich nach meinem Vaterlande. — Ach, Deutschland! — rief er — das kenne ich ganz genau, das liegt gleich hinter Holland! — Richtig! Sie waren schon dort, Mr. Barry? — Das eben nicht, aber ich war in Amsterdam, als ich noch Heizer auf dem Dampfschiffe war. — Sie waren Heizer auf einem Dampfschiffe?

Auf diese meine Frage lächelte die ganze Gesellschaft. Was war der Barry nicht schon Alles! sagte Einer. Das machte mich neugierig, und ich sah Barry fragend an. Er wollte nicht heraus mit der Sprache, rückte hin und her, stopfte die Pfeife und nahm wieder seine Miene des Menschenkenners an. Aber welcher Irländer widersteht einer zweimal mit Interesse wiederholten Frage?! So fing auch Barry mit einem Male sehr beredt an: Thaddy hat Recht! was war ich nicht schon Alles! Daß ich nicht auch schon auf dem Throne von Irland saß, ist nur zu verwundern. Ich war, wie ich Ihnen sagte, Heizer auf einem Dampfschiffe; das Schiff ging zu Grunde mit Mann und Maus, ich allein rettete mich. Dann arbeitete ich in einer Waliser Grube, um den Engländern ihre schwarzen Diamanten an's Tageslicht zu fördern; das ganze Kohlenbergwerk gerieth in Brand; darauf wanderte ich nach Manchester, arbeitete vier Wochen in einer Fabrik, der Besitzer fallirte, wir wurden alle brodlos, vierhundert meist irische Kinder — dann ging ich nach Liverpool und wurde wieder Maschinenheizer einer großen Fabrik; der Kessel sprang, tödtete vier Menschen und riß mir die zwei Finger weg, die Sie hier sehen! — Bei diesen Worten streckte mir Barry die Hand hin, an der allerdings zwei Finger fehlten. Da hatte ich einen echten „irish bull.“ —

Barry fuhr fort: Bei dieser Gelegenheit kam ich mit meinem Herrn in Streit, und er jagte mich fort, mich mit meinen zwei abgerissenen Fingern. Wo sollte ich nun Arbeit hernehmen mit zwei abgerissenen Fingern? Wochenlang irrte ich in Lancaster-Shire und in Wales herum und bettelte und hungerte, und fürchterlich hungrig kam ich so eines Abends in Holyhead an. So stand ich da und sah hungrig hinüber über's Meer, Irland entgegen, dem schönen, grünen Eiland. — Wenn ich schon verhungern soll, warum nicht lieber in Irland? — dachte ich — das ist einem Irländer viel angemessener und natürlicher. Ein ungeheures Heimweh ergriff mich, und in der Nacht band ich einen Kahn los — es war ein schöner, grün und roth angestrichener

Segelkahn — und steuerte hinaus ins irische Meer. Ich hatte eine gute Fahrt, der Wind war günstig, und nach kaum zwei Tagen lief ich glücklich, aber außerordentlich hungernd im Hafen von Dublin ein. — Natürlich hatte ich während meiner ganzen Ueberfahrt keinen Bissen gegessen, der Kahn war mit Provision nicht versehen, und ich hatte kein Geld, mir welche anzuschaffen. So kam ich in Dublin an, ausgemergelt, wie eine Leiche. Die Wasserluft zehrt so fürchterlich. Mein erstes Geschäft in Dublin war, zu betteln. Aber, Sir, ich bettelte den ganzen Tag und mit größtem Fleiße, und ich bekam keinen Penny. Da wollte ich meine ganze Habseligkeit, den Kahn, verkaufen, sehr billig verkaufen — Gott! ich hätte ihn für einen Sixpence hergegeben, und er war doch unter Brüdern sechs Pfund werth. — Bei der Gelegenheit sperrten sie mich ein, denn sie verdächtigten mich, den Kahn gestohlen zu haben. Ich versuchte keine Widerlegung, denn im Gefängniß bekam ich zu essen. Dort saß ich drei Jahre. Vor sechs Wochen kam ich heraus und hungerte wieder, bis mir der Herr einen französischen Gentleman schickte, der mich nach Wicklow mitnahm, weil ich die schönen Geschichten der schönsten Grafschaft der Welt auf die schönste Manier zu erzählen weiß. Da habe ich doch so viel verdient, daß ich heute, nachdem mich der französische Gentleman schon acht Tage verlassen, noch eine Tasse Thee zu bezahlen im Stande bin.

Das bestellte Essen war indeß angekommen, und die ganze Gesellschaft versank in andächtiges und doch thätiges Stillschweigen. Bald waren sämmtliche Beefsteaks verschwunden, nur die Porterkrüge standen noch halb voll da. Barry wischte sich den Mund ab und streckte mir die Hand über den Tisch entgegen. Sir, sagte er, Sie haben mir mit diesem Beefsteak einen reellen Dienst erwiesen. Ich wünsche herzlich, Ihnen dafür irgend einen Gegendienst erweisen zu können.

Das wird nicht so schwer sein, antwortete ich, Sie sagten vorhin, daß Sie die schönsten Geschichten der schönsten Grafschaft der Welt auf die schönste Weise zu erzählen wissen — wohlan,

ich liebe sehr die irischen Geschichten, erzählen Sie mir eine solche.

Barry lächelte, räusperte sich, that noch einen Schluck, lehnte sich zurück, rieb sich die Hände und sagte: Ich bin bereit! — Sir, Sie werden nach Vollendung der Geschichte sagen: ich habe mich an den rechten Mann gewendet; Sie werden sagen: Irland hat die schönsten Geschichten der Welt. Sie werden sich dann gestehen müssen: Ich habe die schönste der schönsten Geschichten der Welt gehört und diese ist

Die Geschichte des Königs Lavra.

Lange, lange Zeit, bevor der Herr seine Apostel mit dem Heile ins ferne Irland schickte und St. Patrick die Drachen und Schlangen ins Meer jagte, lebte und regierte auf dieser Insel der König Lavra. König Lavra war ein Irländer und hatte ein gutes Herz. Aber ein Leibesfehler, der ihn entstellte, machte ihn manchmal grausam, und dieser Leibesfehler bestand in Eselsohren, die ihm viele Zoll hoch am Kopfe wuchsen. Um sie zu verbergen, trug König Lavra sehr lange Haare und that so, als ob er diesen Schmuck sehr liebte. Ja, er trieb es so weit, daß er allen seinen Unterthanen bei Todesstrafe befahl, sich ebenfalls die Haare wachsen zu lassen. So kam es bald, daß damals jedem Irländer Kopf, Hals, Nacken und Rücken von dicken Haarwellen bedeckt waren, und man gewöhnte sich so sehr an diese Tracht, daß Einem am Ende die Vorliebe des Königs gar nicht mehr als etwas Besonderes erschien. Nur Einmal im Jahre ließ sich der König den Bart scheeren, da man doch den Bart nicht so lang kann wachsen lassen wie die Haare; aber kaum war das geschehen, als der König jedesmal dem Barbier den Kopf abschlagen ließ. Man zerbrach sich den Kopf darüber, warum der sonst so gute König sich gegen die unschuldigen Barbiere so grausam zeige?

Am Ende nahm man allgemein an, des Königs Barthaare seien von so eigenthümlicher Beschaffenheit, daß ihm das Rasiren jedesmal

die größten Schmerzen verursache, daß er diese Schmerzen der Ungeschicklichkeit des Barbiers zuschreibe und daß er dann in einem Anfall von Wuth, der vielleicht auch in der eigenthümlichen Beschaffenheit des Barthaares seinen Grund habe, den armen Barbier köpfen lasse. So gab man sich zuletzt auch über diese Grausamkeit zufrieden. Nicht so bald ruhig war die edle Zunft der Barbiere, welche nichts so sehr fürchteten, als die Ehre, ihren König barbieren zu dürfen. Im Laufe der Zeit bildete sich der Brauch, daß, wenn der verhängnißvolle Rasirtag des Königs herannahte, alle Barbiere des Reichs zusammentraten und ihre Namen in einen Hut warfen. Dessen Namen dann herausgezogen wurde, der beichtete, rasirte und starb.

Einmal fiel das Loos auf den jungen und einzigen Sohn einer Wittwe, dessen Vater einst das Glück gehabt hatte, in einer Schlacht dem Könige das Leben zu retten. Der junge Barbier that seine Pflicht und wurde zum Tode geführt. Aber da drang die unglückliche Mutter mitten durch alle Wachen des Palastes bis an den Thron, um den die gefallenen Barthaare noch herumlagen, warf sich dem Könige Lavra zu Füßen, erinnerte ihn an den Dienst, den ihm ihr todter Mann erwiesen, sprach von ihrem Wittwenjammer, weinte und klagte und hielt eine so rührende Rede, daß der König, sich seiner Undankbarkeit gegen den Vater seines Opfers schämend und von dem Unglück der Wittwe gerührt, dem jungen Barbier das Leben schenkte. Aber bevor er ihn entließ, nahm er ihn noch einmal bei Seite und ließ ihn schwören, nie und nimmer einer menschlichen Seele nur eine Sylbe von Dem zu vertrauen, was er gesehen hatte, und ernannte ihn noch zu seinem beständigen, lebenslänglichen Leibbarbier. Der Sohn der Wittwe versprach Alles, was der König von ihm verlangte.

Das ganze Land freute sich darüber, daß der König auch diese einzige Grausamkeit abgelegt, die ihn verunzierte, und war voll Jubel und pries die Großmuth und den Edelsinn Lavra's. Mehr als das ganze Land zusammen freute sich natürlich

der junge Barbier, der so sicherem Tode entronnen war. — Seine Freude dauerte lange — aber nach und nach fing sein Geheimniß an, ihn zu drücken. Es lastete wie ein Alp auf seiner Brust — es schnürte ihm die Kehle zu — es versetzte ihm den Athem — es erstickte ihn förmlich. Er wurde düster, melancholisch, schweigsam und unendlich traurig. Seine gute Mutter beobachtete ihn lange, am Ende wußte sie nicht, was sie über den Zustand ihres Sohnes denken sollte, und sie entschloß sich, sich bei einem weisen Manne Raths zu erholen. Der weise Mann sagte ihr: Deinen Sohn drückt und würgt ein Geheimniß. Er wird so lange daran kranken, bis er es irgend Jemand anvertraut hat. Und so rathe ich ihm Folgendes. In der Grafschaft Wicklow steht auf einem Kreuzwege eine einsame Weide, deren Zweige, von Blättern schwer, auf allen Seiten bis zur Erde herabhängen. Im Innern dieser Weide wohnt eine Elfe. Dahin gehe dein Sohn diese Nacht, und wenn der Vollmond just auf die Weide scheint, krieche er unter ihr Laub und vertraue sein Geheimniß dem Geiste, der sie bewohnt.

Die Wittwe hinterbrachte den Rath des weisen Mannes ihrem Sohn, und dieser that, wie die Mutter sagte. Gleich in der ersten Nacht suchte er die Weide auf dem Kreuzwege in der Grafschaft Wicklow auf und wartete nun, bis der Mond aufging und seine Strahlen auf das Laub voll und glänzend fallen ließ. Dann kroch er unter die Zweige und flüsterte leise, leise dem Stamme zu: Der König Lavra hat Eselsohren! — Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als es ihm schon wie ein Stein vom Herzen fiel; er wurde wieder lustig und froh wie ehemals, und die Wittwe war dem weisen Manne sehr dankbar.

Kurze Zeit darauf begab es sich, daß einer der Sänger des Königs just über den Kreuzweg in der Grafschaft Wicklow ging. Wie er so hinging, in Gedanken vertieft, ließ er die Harfe fallen, die zerbrach. Er sah sich um, wie er den Schaden wieder gut machen könnte, und erblickte die Weide, die ihm gutes Holz zu bieten schien. Er zog sein goldenes Messer aus der Tasche, schnitt

sich einen Zweig ab und besserte die Harfe wieder aus. Am Abende desselben Tages gab der König Lavra in seinem Palaste ein großes Fest, zu dem an fünfzigtausend Gäste versammelt waren. Nachdem man sich an der reichbesetzten Tafel gehörig erfreut hatte, sollte auch gesungen werden. Der König gab dem Sänger, der auf den Stufen des Thrones saß, ein Zeichen, und er griff in die Saiten. Kaum aber hatte er die Saiten der Harfe berührt, als sich anstatt der gewohnten süßen Töne ein übernatürlicher Schrei hören ließ, und dieser Schrei rief ganz deutlich: Der König Lavra hat Eselsohren! — Wie überrascht und erschrocken waren da die fünfzigtausend Gäste! König Lavra selbst war wüthend und wollte alle fünfzigtausend Gäste hinrichten lassen, „denn — dachte er sich — was fünfzigtausend Gäste wissen, wissen in einer Stunde fünfmalhunderttausend, und was in einer Stunde fünfmalhunderttausend wissen, das weiß morgen das ganze Land." — Aber er konnt' es doch nicht übers Herz bringen, der gute irische König, fünfzigtausend unschuldige Menschen hinrichten zu lassen, und da das Geheimniß einmal verrathen war, ergab er sich darein, ließ seine Haare kurz schneiden und zeigte künftig aller Welt seine Eselsohren. Man kümmerte sich nicht darum, denn ein gutes irisches Herz ist selbst unter Eselsohren etwas werth. Von jenem Abende an konnte auch Jedermann das Haar tragen, wie es ihm beliebte.

Die wunderbare Weide, durch die das Geheimniß des Königs Lavra herauskam, steht noch heute. Jeder Wanderer, der die schöne Grafschaft Wicklow, die „schönste der Welt", durchstreift, kann sie sehen. Sie steht da, umgeben von einer Umzäunung einfacher auf einander geschichteter Steine, auf daß sie die Hirten nicht verletzen und sie noch lange sich erhalte, als ein liebes Andenken an alte Zeiten, an den guten König Lavra und an diese wunderbare Geschichte.

Ich war sehr erfreut über diese schöne Midasgeschichte und dankte Barry herzlich, indem ich ihm versicherte, daß ich mich nun als seinen Schuldner fühle, da eine einzige solcher Geschichten, so erzählt, mehr werth sei als alle Beefsteaks der vereinigten Königreiche. Barry rieb sich vergnügt die Hände; aber ein beständiges „Hm, Hm" seines Nachbars Thaddy störte ihn. Was hast Du gegen die Geschichte einzuwenden? fragte er diesen ärgerlich.

Thaddy sagte: Ich habe diese Geschichte schon oft gehört, aber so oft ich sie hörte, immer mußte ich mich fragen, warum hat der erste, beste Barbier dem guten König Lavra, sobald er dessen Kopf in Händen hatte, nicht den Hals abgeschnitten?

Du sprichst, antwortete Barry, als wärst du keine getaufte Christenseele. Der jedesmalige Barbier des Königs hat vor seinem verhängnißvollen Geschäfte sich gehörig durch Beichte und Kommunion vorbereitet — er konnte also mit Ruhe vor unsern Herrn und Heiland treten — dem König aber fiel es nicht ein, zu beichten, und er hätte mit seinen Sünden müssen hinfahren; wie unchristlich wäre es also von dem Barbier gewesen, den König in die Hölle zu jagen, während er mit Ruhe den Weg in den Himmel antreten konnte? — Thaddy gestand, daß er die Sache nie von dieser Seite betrachtet, und erklärte sich nun für vollkommen beruhigt.

Barry, mit seinem Erfolg zufrieden, schien sich bereit zu machen, eine neue Geschichte zu erzählen, mir aber schien eine solche aus dem schönen Munde Juddy's viel interessanter, und ich forderte sie auf, noch bevor Jener seine Bereitwilligkeit ausgesprochen hatte. Barry ergab sich darein und rief nur: Sie kommt aus dem Westen, sie soll Ihnen eine Elfengeschichte erzählen.

Gut, sagte Juddy, ich will erzählen, so gut ich kann, aber erlauben Sie mir, eine kurze Weile nachzudenken und eine unserer schönsten Geschichten auszuwählen.

Während Juddy nachdachte, gab mir Barry folgende Erklärung der Elfengeisterwelt. — Die Elfen, sagte er, sind

ehemalige Engel. Als Gott der Herr von dem abgefallenen Satanas in seinem Himmelreiche bekriegt wurde, theilten sich die Engel in drei Parteien. Die Einen liefen zu Satanas über und wollten ihn zum Könige des Himmels ausrufen; die Anderen blieben dem Herrn treu und kämpften an seiner Seite gegen Satan und die ruchlosen Engel; die Dritten wollten abwarten, welche von den Parteien den Sieg erringen würde, um sich dann zu der siegreichen zu schlagen. Als dann Satanas von Gott dem Herrn und seinem Sohne geschlagen war, wurde er mit allen seinen abgefallenen Engeln in die Hölle gejagt, die treugebliebenen wurden die himmlischen Heerschaaren, blieben im Himmel und lobsingen Gott unter Anführung der Erzengel; die Dritten, welche abwarten wollten, wurden zur Strafe für ihre Gleichgültigkeit zwischen Himmel und Hölle auf die Erde gebannt, wo sie unsichtbar leben in Bäumen und Felsen, in Quellen, Seen und Flüssen. Sie sind gut und lieben die Menschen, denen sie auch manchmal erscheinen, ihnen in Leiden und Nöthen beizustehen. Besonders gute und schöne Leute werden auch manchmal von ihnen in ihrem unterirdischen Reiche freundlich aufgenommen und, wenn sie manche Proben bestanden haben, selbst zu Elfen gemacht.

Wie dieses meine Geschichte beweisen wird, fügte Juddy hinzu, die begann:

Die Geschichte vom Elfenkönig O'Donoghue.

Vor langer Zeit beherrschte das ganze Land der Grafschaft Kerry ein wunderschöner, junger und guter König. Sein Name war O'Donoghue. Die größten Baumeister und Zauberer der Welt hatten ihm auf hohen Bergen ein Schloß erbaut, das nicht seines Gleichen hatte. Die Wände waren aus purem Golde, die Thüren und Thore aus Krystall, das Dach aus festem Morgenroth. In seinem Garten wurde es niemals Winter, und Bäume aus Indien und Arabien blühten da und Blumen, die niemals

verwelkten. So lebte König O'Donoghue sehr glücklich. Aber eines Tages kam ihm die Laune, den großen Stein, welcher den See in seinem Garten schloß, wegzuheben, um seinen Rittern und Edelfrauen seine große Kraft zu zeigen. Aber kaum hatte er den Stein weggehoben, als sich der See auf das Land stürzte und den größten Theil der Grafschaft Kerry überschwemmte und viele hunderttausend Menschen vergrub und die schönen Fluren, die sich sonst dort ausbreiteten, bedeckte. Denn der See im Garten des Königs war ein verzauberter See und grundlos. So entstanden die Seen von Killarney, das Wunder der Welt, der „Stolz Irlands." Die Insel der Hirsche, die Insel der Eichen, die sich aus ihrem Schooße erheben und aussehen wie volle Blumenkörbe, zeigen noch heute, wie schön das Land gewesen sein muß, das von den Wellen des verzauberten Sees bedeckt wurde. König O'Donoghue, der Gute, konnte sich über seinen Leichtsinn nicht beruhigen, verzweifelte und warf sich in die Fluthen. Aber die Elfen, die im See von Killarney wohnen, fingen ihn in ihren Armen auf und suchten ihn zu trösten. Der junge, gute, wunderschöne König gefiel ihnen so sehr, daß sie ihn gerne zum Elfenkönig gemacht hätten. Aber das durften sie nicht, so lange er ihnen nicht beweisen konnte, daß ihm die Menschen vergeben hatten, und dieses konnte er nur durch die Liebe eines schönen, unschuldigen Mädchens beweisen. Jeden Maimorgen stieg nun König O'Donoghue herauf und umritt die schönen Ufer des Killarneysees und suchte ein Mädchen, das schön und unschuldig wäre und ihn liebte. Er fand keines und kehrte auf seinem weißen Rosse traurig in den See zurück, um am nächsten Maimorgen wieder aufzutauchen.

Einmal, vor langer, langer Zeit, lebte am Ufer des Killarneysees in einer kleinen Hütte eine Jungfrau Namens Melcha. Sie war so unschuldig wie eine Heilige und so schön wie eine Elfe. Kein Jüngling der ganzen Grafschaft Kerry wagte sich, ihr in Liebe zu nahen, so unschuldig war sie und so schön. Das machte die arme Melcha sehr traurig, und einsam schlich sie an den Ufern

umher. Sie gewann die Einsamkeit und den schönen See so lieb, daß sie am Ende die Menschen vergaß, ihre ganze Zeit am Ufer zubrachte, mit den Wellen sprach, mit den Vögeln sang und mit den Blumen sich unterhielt. Wenn es Nacht war, konnte sie kaum den Morgen erwarten, um wieder hinauszugehen an den See, so sehr war ihr ganzes Herz erfüllt von einer Sehnsucht, einer Liebe, die sie an die murmelnde und lispelnde Welle band. Besonders im Monat Mai war ihr oft zu Muthe, als müßte sie sich auf einmal mitten in die Wellen werfen.

Einst — es war an einem schönen Maiabend — saß Melcha wieder draußen am Ufer und horchte dem Lispeln der Wellen und dem Rauschen des Laubes über ihrem Haupte. Es wurde spät, sie wollte zurück in die Hütte, aber sie konnte nicht; eine geheimnißvolle Macht hielt sie zurück: es war ihr, als ob sie Jemand am Rocke hielte. Aber als es immer später wurde, raffte sie sich auf und eilte, was sie konnte, vom Ufer fort. Da lispelte es mit wundersüßer Stimme aus den Wellen heraus:

Du schöne Jungfrau, bleibe, bleibe,
Verweile, bis der Morgen thaut:
Ich mache Dich zur Elfenbraut,
Ich mache Dich zum Königsweibe.

Diesen süßen Tönen konnte sie nicht widerstehen; sie sank ins Moos und entschlief. Nach einigen Stunden weckte sie noch süßere Musik. Sie sah nach dem See, und im Morgengrauen tauchte aus der Mitte der Wellen ein schönes Haupt empor, das einen goldenen Helm mit weißem Federbusche trug. Dicke, schwarze Locken fielen auf die Schultern herab; das Angesicht war weiß wie Lilien und fast durchsichtig, die Augen waren blau, die Zähne wie eine Perlenschnur. Bald stand ein ganzer Reiter auf den Wellen. Er trug einen grünen Panzer von Smaragd und ein langes, glänzendes Schwert. Sein Pferd war weiß wie Morgennebel, und die Bügel und Zügel glänzten wie Thau. So ritt der Reiter über den See auf Melcha zu, die sich nicht regen

konnte. Er stieg vom Rosse, das er an einen Baum band, und legte sich neben Melcha ins Moos. So schöne Worte sprach er zu ihr, daß ihr wohl ums Herz wurde und sie zu lachen und zu weinen begann wie ein Kind. Bald sagte sie ihm, daß sie ihn liebte, und er sagte es ihr wieder. Dann gab er sich ihr zu erkennen als König O'Donoghue, und als sie sagte, daß sie seine Braut sein wollte, steckte er ihr einen goldenen Ring an den Finger, und sie gab ihm ihre Schärpe. Dann küßte er sie und versprach, sie am Maimorgen des nächsten Jahres abzuholen, um sie zu heirathen. Dann stieg er wieder auf sein weißes Pferd, ritt bis in die Mitte des Sees, winkte noch einmal mit der Hand und versank. Die ganze Luft klang von Musik, alle Bäume begannen mit einem Male zu blühen, und Blätter und Blumen riefen: König O'Donoghue ist Bräutigam! Melcha glaubte, daß sie geträumt habe, aber der Ring an ihrem Finger sagte es ihr deutlich, daß sie König O'Donoghue's Braut sei.

Am Liebsten hätte Melcha die ganze Zeit bis zum Maimorgen des nächsten Jahres verschlafen, so sehr sehnte sie sich, des Königs O'Donoghue Weib zu werden. Endlich kam der Abend vor jenem Morgen. Sie zog ihr weißes Brautkleid an und steckte Blumen ins blonde Haar, das sie lang auf beiden Seiten herabfallen ließ. So stellte sie sich auf den Felsen hin, der heute der Fels der Adler heißt, um den ganzen See zu überschauen. Aber sie wartete lange; kein König O'Donoghue kam, und sie fürchtete schon, er hätte seine Braut vergessen. Aber als der Morgen zu grauen begann, erkannte sie, wie im Zwielicht der See sich öffnete. Aus seinem Schooße stieg zuerst eine Schaar von schönen kleinen Knaben, welche Kränze, Sträuße und Blumenkörbe in den Händen trugen. Gekleidet waren sie in kurze, luftige, hellgrüne Wämschen, die die zarten Glieder kaum bedeckten; ihnen folgte eine Reihe von Jungfrauen, welche goldene Gewänder, Schleier und Geschmeide aller Art auf rothen Kissen trugen; gekleidet waren sie in langwallende, faltige weiße Gewande, und ihre blonden Locken spielten im Wind. Gleich nach ihnen kamen zwölf Harfner,

theils Jünglinge in kurzen Gewändern, theils Greise mit breit herabfließenden Bärten, langen weißen Kaftanen. Sie spielten auf Harfen süße Melodieen, und die Knaben, die neben ihnen gingen, sangen dazu. So unter Harfenklang und Gesang tauchte König O'Donoghue auf seinem weißen Rosse empor. Er war anders gekleidet als im vorigen Jahre. Seine ganze Rüstung war weiß, ein weißer, breiter Mantel deckte ihm die Schultern — aber auf der Brust war die grüne Schärpe zu sehen, die ihm Melcha geschenkt hatte. Auf den schwarzen Locken trug er eine goldene Königskrone und in der Rechten ein Szepter von Elfenbein, auf dessen Spitze ein Kleeblatt von Gold erglänzte. Ihm folgte noch eine Reihe von Pagen und Rittern und Frauen. Aber der ganze Zug stellte sich auf dem entgegengesetzten Ufer auf, und Melcha war von ihm durch die Breite des Sees getrennt. — Doch erkannte sie, wie ihr der Bräutigam liebend zulächelte. Eine ungeheure Sehnsucht ergriff sie, zu ihm zu gelangen, und sie wollte vom Felsen hinabspringen. Aber sie fürchtete, zu ertrinken, ohne daß sie vielleicht ihr Bräutigam erretten könnte, und sie zauderte und fing an zu weinen. Da ertönte es hinter ihr:

Nur zu, nur zu, du schöne Fee!
Killarney-See
Thut seiner Königin nicht weh!

Da faßte sie sich ein Herz und sprang hinab — da stand der ganze Zug unten, und König O'Donoghue drückte sie in seine Arme. Die Harfner begannen zu spielen, die Jünglinge, Knaben und Mädchen zu singen, und unter dem Rufe: Hoch O'Donoghue, König der Elfen, hoch Melcha, seine Königin! versank der ganze Elfen-Königshof in die Tiefe des Sees.

Seit jener Zeit blüht und gedeiht das schöne Ufer des Killarneysees, denn der Elfenkönig liebt das Land, in dem seine Königin geboren worden. Jeden Maimorgen taucht er noch aus dem See, und glücklich Derjenige, der ihn da erblickt, denn ihm wird es wohl ergehen und er wird lange leben.

Unter diesen Erzählungen war es nach A
Ich empfahl mich der Gesellschaft, welche m
schaftlichsten Händedrücken entließ, und zog i
weiter. Der Stadttheil, in welchem wir
liberties," war ehemals der Sitz der reiche
Bevölkerung Dublins und hatte seine be
daher auch der Name. Später zog sich di
tigere andere Seite des Flusses, und ihre
artigen Gebäude wurden von der Armuth
sich durch beständigen Zuzug aus den ausgeh
rekrutirt. Ein solches Haus faßt oft mehre
wohnern, die in ihren Lumpen mit den hoh
pösen Stuben und Sälen, mit den Ueber
Wandmalereien und Möbeln sonderbar un
trastiren. — Wir gingen durch die hohen
hin, über die Todtenstille gebreitet war, w
wann von einem unter freiem Himmel
brochen wurde. Nach einigen Schritten scho
wir uns am Besten in der Mitte der Gasse
den Seiten oft über die Schläfer, die au
Treppen gelagert waren, stolperten und d
vielleicht einzigen Trost brachten, um den

In einer der Gassen kam uns aus eine
heller Lichtglanz entgegen. Wir traten he

sich entfernter von der Leiche und saßen oder lagen
oder schlafend in den Stubenecken umher. Im Ganz
die Stille nicht, welche sonst Leichen zu umgeben
Gegentheil unterhielten sich die Weiber sehr laut un
lich. — Es ist die Leiche der armen, schönen Honor
Juddy. Sie kam mit mir aus dem Westen und
Auszehrung oder am Hunger. Es war die beste u
Person von der Welt. Es war ihr ausdrücklicher
nach ihrem Tode eine „Wake" (Todtennachtwache) geh
obwohl dieser heilige Brauch hier in Dublin längst
ist. Aber wir armen Leute aus dem Westen halte
darauf und sparen dafür unser ganzes Leben lang.
eine große Ehre, eine schöne Wake zu haben. Da
offen, fügte sie hinzu — und Jeder kann eintreten
Paternoster für die Seele des Verstorbenen zu beten.
trat auch hinein, kniete vor der Leiche nieder und ve
brünstiges Gebet, welches aber den Rest der Gesellsch
lauten und lärmenden Unterhaltung nicht im Gerin
— Ich selbst stand indessen in der Stubenthüre und
das eigenthümliche Bild; wenn ich die bizarren
Weiber abrechne, war es im Ganzen tragisch un
traurig. Auf der Bahre ein schönes, junges Kind,
Elend aus seiner schönen Heimat getrieben, in der
Grab findet, und vor ihr eine noch schönere Blu
Knieen, die vielleicht, ja gewiß noch größerem Jamm

alten Freund Barry, der mit Thaddy, wie es schien, in großer Eile das andere Ufer zu gewinnen strebte. Juddy wollte ihn aufhalten, aber er warf ihr nur einige Worte in gälischem Dialekte zu und eilte weiter. Juddy erklärte mir, daß Barry's Freund, Thaddy, in diesem Augenblicke mit der Polizei schlecht stehe, daß diese ihn in jener Kneipe ausgespäht und daß nun Barry für ihn einen neuen Schlupfwinkel auf der andern Seite des Flusses oder vielleicht auch außerhalb der Stadt suche.

Ueber der Bai von Dublin bebte schon das Zwielicht des anbrechenden Morgens, in den Segeln und Tauen des Hafens regte sich der Morgenwind, auf den Schiffen selbst wurde es schon lebendig. Ich nahm von Juddy zärtlichen Abschied und konnte nicht umhin, sie zu bitten, ja die Reise nach London zu unterlassen. Aber sie antwortete mit Achselzucken: Was wollen Sie, lieber Herr? Es findet sich nicht immer ein Mr. Ohr, der sich eines armen verlorenen Geschöpfes annimmt und es zur reichen Frau macht. — Sie meinte den Kaufmann, der in Dublin dadurch berühmt geworden, daß er, gerührt durch die Schönheit eines verlorenen Mädchens, diesem ein Putzwaarengeschäft einrichtete und es von endlicher Verderbniß errettete. — Ich drückte Juddy etwas Geld in die Hand, und indem ich ihr noch für ihre Dienste herzlich dankte, fügte ich hinzu: Hier, liebe Juddy, hast du Geld genug, um einige Zeit zu leben und dich nach Arbeit umzusehen.

Juddy drückte mir die Hand und ging. Nach zehn Schritten wandte sie sich noch einmal um, lachte und rief: Ich hab' es gezählt; es reicht hin, um damit nach London zu kommen. — Und sie verschwand im Dunkel der Westmoreland-Street.

So ist das Nachtleben in Dublin. Als ich auf meiner Stube ankam, brannte mir der Kopf. Ich öffnete das Fenster; groß und prächtig ging über der Bai von Dublin die Sonne auf.

Tagebuch aus Languedoc und Provence.

Truth in her pure simplicity wants art
To put a feigned blush on.

John Ford.

Letztes Kapitel als erstes.

Ein Schloß am Meere — Languedoker Abende — Gäste — Antikes und christliches Leben — Wein und Seidenwürmer — „So lebt nun deine Sappho" — Der Aufruhr in den Cevennen — Orientirung.

Latour de Farges — so heißt ein altes Schloß, das sich auf einem der letzten südlichen Ausläufer der Cevennen bescheiden, doch romantisch schön erhebt. Wie ein Posten vor der ungeheuren Festungsmauer des Cevennengebirges blickt es klug und muthig weit hinaus über die Ebene Niederlanguedoc's bis ans Meer. Hundert Schritte gegen Süden, und man befindet sich an der Eisenbahn und in der Ebene. Einst war das Schloß, der Thurm der Seigneurs de Farges, von Ringmauern, Thürmen und Wallgräben umgeben; die Gräben sind heute gefüllt und von Vernis de Japon bepflanzt, die Wälle sind gleichfalls gefallen oder haben sich zu friedlichen Gartenmauern erniedrigt und verdünnt. Nur ein kleines Stück ist in seiner ganzen Höhe mit der Galerie und der hinaufführenden Treppe stehen geblieben. Die drei Thürme aber ragen in ganzer Größe empor und suchen noch heute eine feudale Grimasse zu machen; der eine breit und schön überkuppelt, die andern von Zinnen und Zacken gekrönt. Aber trotz ihrer feudalen Maske haben auch sie sich friedlichem Geschäfte und friedlichen Einwohnern gewidmet. Der eine, ehemals ein Gefängniß oder eine Folterkammer, — denn die Herren de Farges hatten eigene Gerichtsbarkeit, — ist ein Taubenhaus geworden; in dem andern verleben Kaninchen ein sybaritisches Dasein; nur der dritte ist als Gefängniß eines Goldadlers aus den

aufrührerischen Cevennenbergen seinem ursprünglichen Charakter treu geblieben. Anstatt des Wächters auf der Zinne sitzt ein stolzer Pfau auf der gewaltigen Akazie am Thorthurme und warnt seine junge Brut und die ganze basse-cour mit trompetendem Rufe, wenn sich in den Lüften ein Geier der Berge wiegt, blickt aber ruhig herab, wenn der zahme Falke über seine Kinder hinfliegt.

Auf der von den Thürmen flankirten Terrasse wachsen junge Pinien und andere südliche Bäume auf; in den Winkeln hocken gewaltige Aloen. Ihre Blätter tragen zahllose Inschriften und sind ein Stammbuch des Schlosses geworden. Da ist mancher bekannte Name zu lesen. Den Taubenthurm umschlingt liebend ein Rosenbaum, der den berühmten, von Ludwig dem Frommen gepflanzten Hildesheimer an Größe und Blüthen weit übertrifft. Er bildet einen heiteren Kontrast gegen die Cypressen, die auf ihn ihre melancholischen Schatten werfen. Aber was südliche Vegetation vermöge, zeigt erst die Anglaise, ein schattiger Garten, der sich an die Terrasse schließt und gegen Osten auf Lunel Viel und die weingesegneten Ebenen von Lunel blickt. Der Rosen- und der Dichterlorbeer, die purpurblühende Granate, die Cypresse und Pinie, die Stacheleiche, der rothe Judasbaum, der wuchernde Vernis de Japon stehen in dichten, engzusammengedrängten Gruppen da und weben kühle Dämmerung für die Stunden der Siesta. In ihren Zweigen singen hundert Nachtigallen Tag und Nacht. Sie haben Zuhörer genug; denn an der Gartenmauer wiegen unzählige, vielbesungene provenzalische Rosen ihre goldenen, weißen, rothen, braunen Kronen.

In solcher Umgebung erhebt sich das eigentliche Schloß: ein unregelmäßiges, altes Gebäude mit tiefen Fenstern, dem das platte Dach wie ein alter zu weit gewordener Hut tief in die Stirne bis auf die Augen fällt. Es würde ein mürrisches Gesicht machen, wenn die heitere Sonne des Südens, die es vergoldet, das erlaubte; wenn der Gesang der Nachtigallen, die es umtönen, seine Düsterheit nicht in liebliche Melancholie verwandelte. Dann fühlt man sich so wohnlich in seinen Kreuz- und Quer-

gängen, in seinen breiten gewölbten Sälen, in seinen gepflasterten kühlen Stuben, in deren Fenster der Feigenbaum oder der Epheu wie zum Gruße seine grüne Hand hereinstreckt. Als wollte die Natur das liebe Nest vor den Fröſten des Nordwindes schützen, zieht sie von unten herauf einen aus Epheu und hundert andern Schlingpflanzen gewobenen Teppich über die Mauern bis auf das Dach. In wenigen Jahren wird das ganze alte Gemäuer einem grünen Nachtigallennester ähnlich sein. Auf der einen Seite, dem Süd-Ost zugewendet, wächst ein kleines Thürmchen mit einem Balkon aus dem Gemäuer heraus. Dort steige man hinauf, um die ganze Herrlichkeit Niederlanguedoc's kennen zu lernen, jenes Landes, von dem es heißt:

„Du findest dort die Milde des Himmels, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Mannigfaltigkeit des Feldes, des Weingartens, der Wiese; die Verschiedenheit der Früchte, die Annehmlichkeiten des Hügels und der Ebene und eine außerordentliche Zahl von Flecken, Schlössern, Dörfern und Städten."

So beschrieb Roland Laporte, der Weinbauer und große Kamisardenprinz, das Land, als er seinen General, den Schäferknaben und Bäckergesellen Jean Cavalier, mit dem Herzogstitel belehnte und ihm dazu Niederlanguedoc, „wo schon so viele Menschen seinem Gesetze gehorchten," als kleine Gabe zu seiner Verlobung schenkte. So beschrieb er es vor hundert und fünfzig Jahren, so ist es noch heute. Des Abends erkennt man seine Gränze am Pharus der Crau, der sein Licht, wie ein beweglicher, ins Meer gesunkener Stern herübersendet.

Wie herrlich war diese Ebene zu sehen, als am Johannisvorabend nach der Sitte des Landes „vor all' den Flecken, Schlössern, Dörfern und Städten," ja vor jeder einzelnen Meierei die gewaltigen, von Weinreben genährten Flammensäulen aufstiegen. In weiter Ferne erblickte man dunkle Gestalten, wie Hexen, durch die feurige Lohe fliegen; das waren die Bauern und Bäuerinnen, welche glauben, daß ein solcher Sprung durch die heilige Johannesflamme sie für das ganze Jahr vor dem in den Sümpfen

lauernden Fieber schütze. Wie grauenvoll schön war sie zu sehen, als man in einer Herbstnacht die Sümpfe bei Aigues-Mortes in Flammen steckte, um sie mit der eigenen Asche für das nächste Jahr zu düngen. Als ob Ninive und Babel und Persepolis, neben einander aufgestellt, von Einer ungeheuren Flamme verzehrt würden. Der Himmel brannte mit, und die neunzehn gezackten Thürme von Aigues-Mortes ragten glühend in die Nacht empor, wie die letzten Reste von Ninive, Babel und Persepolis. Die Sterne erbleichten, die Vögel in den Nestern erschraken vor dieser Morgenröthe, aber ruhig und stolz wiegten die Flammensäulen einander ihre Häupter zu, wie ein feuriger Wald, dessen Wipfel ein sanfter Morgenwind bewegt.

Wie traurig aber war das Land, als an einem schönen Junimorgen plötzlich ein Heer von Nebeln aus dem Meere stieg, landete, sich mit den Nebeln der Sümpfe vereinigte und einen traurigen, schaurigen Siegeszug über die Ebene hin begann. Sie schienen so langsam zu wandern, und doch wie schnell verschwanden Dörfer und Städte hinter ihnen, wie bald lag eine weiße Nacht, ein feuchtes Leichentuch ausgebreitet über das ganze Gefilde! Die Sonne erbleichte und verschwand, die Lerchen sanken erschrocken und stumm in ihre Nester, den Leithammel ergriff panischer Schrecken, und mit tönender Glocke lief er dem Schäfer voraus, von den Garrigues fort nach Hause in den Stall, und ihm nach die ganze Heerde. Die Bauern sagten: da drinn sitzen die Fieber. Einzelne Tropfen, die zur Erde fielen, waren wie Thränen von Kindern, welche die Geister geraubt und hinter ihrem weißen Gewand versteckt forttragen in unbekannte Fernen. Wer kennt das schöne Volkslied der Griechen nicht, das von Charos singt, dem reitenden Tode, der auf Rücken, Hals und Croupe seines Pferdes Greise, Jünglinge, Weiber, und, ach, so viele Kindlein entführt. Er reitet immer fort und will sich nicht aufhalten beim Brunnen; denn dort könnten die Geliebten ihre Jünglinge, die Gatten die Gattinnen, die Mütter ihre Kinder erkennen — „wer könnte dann sie trennen!“

Aber herrlich, unbeschreiblich schön ist das Land jeglichen Abend, selbst nach solchen Nebelmorgen. Wunderbar ist die Mannigfaltigkeit, die Verschiedenheit der Sonnenuntergänge. Jeden Tag schmückt sich diese ewig junge Königin mit anderen Reizen und Juwelen, um jeden Tag mit andrer und neuer Schönheit in das Brautbett zu steigen. Bald ist sie in glühendes Gold, bald in sanftblauen Sammt, bald in dunklen Purpur gekleidet. Die goldnen Wölklein, ihre Pagen, haben es von der Herrin gelernt und sind wie sie unerschöpflich in Erfindung neuer Trachten. Silbern, golden und purpurn — manchmal auch in Trauer gehüllt, folgen sie ihr nach, tragen sie ihre Schleppen oder sprengen auf feurigen Rossen um ihren Siegeswagen. Launisch wechselt sie ihr Kleid oft unzählige Male in der Minute, blickt ebenso ihr Gesicht bald lächelnd, bald melancholisch, und mit ihr ändert sich ihr ganzes Hofgesinde. Beherrscht von ihren Launen, beginnt die ganze Natur ein magisches Spiel. Die Cevennen erglühen; ihr König, der Pic St. Loup, erhitzt sich und sieht mit leuchtender Stirne der Sonne entgegen, die sich gnädig lächelnd zu ihm niederbeugt; doch zieht sie weiter, und er versinkt nach und nach in Trauer und mit ihm alle Vasallen, die vom Urfeuer gehärteten Berge, alte Vulkane mit kahlen Schädeln. Mit Sonnenuntergang beginnen die hier so häufigen Lufttäuschungen und Phantasmagorien. Alle Dörfer, Städte und Flecken der südöstlichen Ebene fliegen mit einem Ruck in unsere nächste Nähe; wir sehen jedes Fenster, wir blicken in alle Gassen, wir sehen die Tamarisken der Sümpfe, die im Abendwinde zittern, wir erkennen die Laterne des uralten Thurms de Constance in Aigue-Mortes, ja wir hören die Glocken der fernsten Kirchthürme. Im Westen aber rückt Alles in träumerische Ferne, in blaue, duftige Nebel. Nur die Dörfer auf den Höhen erglühen in heiterem Lichte, auch St. Genies, obwohl der Stammort Guizots, dessen Großvater schon ein Verräther seiner Glaubensbrüder gewesen, denn die Sonne leuchtet gleich gütig auf Gute und Böse. Das Schloß Castrie mit den hundert Bogen seiner

Wasserleitung gleicht einer fata morgana, die vor jedem Augenzwinkern verschwinden kann — auch verschwindet es. Dunkler Abend ruht auf Thal und Ebene. Nur der Pinienhain vor uns leuchtet noch wie grüner Sammt aus dem Dunkel. Bald wird die Nacht kommen. Schon, mit einem Schlage ist sie da, die schöne, blaue, sternenbesäete, Nachtigall-durchsungene provenzalische Nacht!

Es ist geradezu lächerlich, das Alles beschreiben zu wollen!

Ich thue es nicht; ich steige vom Balkon herab ins Schloß zu meinen lieben Gastfreunden.

Durch die Bibliothek, wo französische, deutsche, englische, spanische, griechische und lateinische Klassiker über- und nebeneinander aufgestellt sind, ja wo sogar geheimnißvolle Sanskritzeichen wie indische Schlingpflanzen den Studirtisch bedecken, gelange ich hinab in den Saal des ersten Stockes. Er ist in ein Atelier verwandelt. Der Schloßherr, der dort oben Sanskrit studirt und sich an Nal und Damajanti entzückt, malt hier unten die Portraits seiner Freunde; neben ihm sitzt seine siebenzehnjährige Tochter und studirt anspruchslose Schönheit an einem Bettelkinde, das, wenn sein Porträt vollendet, in wenigen Tagen reich beschenkt entlassen wird. An den Wänden hängen Zeichnungen und Cartons, Meisterstücke des frühverblichenen Papety. Unwillkürlich haftet das Auge am restaurirten Pantheon, dem Inbegriff aller Schönheit, das Papety mit Künstlerliebe aus tausend Bruchstücken zusammengetragen und wieder hergestellt hat. Indessen klingen aus dem Saale im Parterre Lieder von Gluck, Mozart, Beethoven oder irgend einem uralten Italiener herauf. Wenn sie schweigen, erbraust der Erard in Beethoven'schen Sonaten, in Bachischen Fugen oder lispelt graziöse Melodien von Couprin. Denn Schloß und Umgegend gehören einem Künstler, der, horribile dictu, ein Sozialist und, admirabile dictu, dabei ein reicher Mann ist, der es versteht, sich mit dem Schönen aller Zeiten und aller Völker zu umgeben. Seine Gattin ist eine weltberühmte deutsche Künstlerin, die hier in Languedoc'scher

Einsamkeit, auf Lorbeeren ruhend, ihr schönes Künstlerleben weiter träumt. Sie ist die Sängerin, welche sang. Die Musikerin aber, die Beethoven'sche Sonaten zum Lispeln der Cypresse spielt, ist ihre Ziehtochter, eine verlassene junge Künstlerseele, deren sie sich gütig angenommen. So wandere ich herauf und herunter, von Poesie zu Malerei, von Malerei zu Gesang, von Gesang zu Musik. Ein schönes Leben, schön eingerahmt.

So, mein lieber Fritz, „so lebt nun deine Sappho!" Es bleibt mir kein anderer Wunsch, als daß es allen Flüchtlingen so ergehe, daß alle ihr Vaterland in dem einen, großen und untheilbaren der Künste und der Liebe wiederfinden und auf ihrer Flucht so hold ausruhen mögen, wie ich.

Mit solcher Einsamkeit kann man sich schon zufrieden geben; doch werden wir oft auf angenehme oder abenteuerliche Weise gestört. Von den Besuchern der sogenannten guten Gesellschaft, die in aller Welt dieselbe ist, von den Freunden aus Montpellier oder den benachbarten Landhäusern, will ich schweigen; die Bettler und Abenteurer, die manchmal vorsprechen, sind, mit Respekt zu sagen, viel interessanter. Da pochte vor einigen Tagen ein narbenbedeckter Veteran aus der republikanischen und Kaiserzeit an die Thüre, denn die Vaterlandsvertheidiger gehen in Frankreich wie in andern Ländern betteln, trotz aller Invalidenhäuser. Er erzählte mit bekanntem Feuer von seinen Campagnen und vom Kaiser. Auf die Republik war er schlecht zu sprechen, denn sie hatte ihn mittelst der Assignaten um sein Geld gebracht. Als Beweis zog er aus der Brust eine alte Assignate vom Jahre 93, die er, da er sie doch nicht einwechseln konnte, als Andenken an jene Zeit aufbewahrt hatte. Er schimpfte ganz gewaltig über diesen unfruchtbaren Schatz. Aber der Schloßherr zog ein Fünffrankenstück aus der Tasche, belehrte ihn über seinen unverzeihlichen Irrthum und erklärte sich beauftragt, im Namen der alten Republik, die alte Assignate einzulösen. Wie groß und freudig war das Erstaunen des alten Soldaten; dankbar küßte er das Bildniß der neuen Republik auf dem Fünffrankenstücke

und schwur hoch und theuer, niemals mehr ein Wort gegen die alte, ihre Mutter, sagen zu wollen. Er war ein Elsäßer und sprach nur deutsch. Wie sonderbar, oder wie ich eigentlich sagen sollte, wie betrübend klangen seine Siegesberichte über die deutschen Campagnen in dieser Sprache. Er deklamirte von Jena und Wagram, als hätten seine Urahnen schon zu unserem „Erbfeinde" gehört. O Arndt, Jahn und Binzer! ich gab die letzte Hoffnung auf, das Elsaß je wieder zu erobern. Die Verräther, die Elsäßer, sie befinden sich leider wohl in französischer Gesellschaft!

Ein anderes Mal besuchte uns, ebenfalls als Bettler, der Sprößling eines bekannten, halbdeutschen adeligen Hauses, das Deutschland einen Dichter, der Schweiz und Frankreich verdienstvolle Krieger gegeben. Er sah aus wie ein Irländer, denn er trug einen schwarzen Filzhut auf dem Kopfe und die elendesten Lumpen auf dem Leibe. Nackt und bloß lugten die Zehen aus den vielfach durchlöcherten Stiefeln; ein zerfasertes Frauenbrusttuch schlang sich eng um den Hals und hielt nothdürftig das knopflose Hemd zusammen, dessen Kragen sich Mühe gab, steif, obwohl schwarz, den unrasirten Bart zu umhegen. Der Stempel alter Verkommenheit, vielleicht Verlumpung, lag auf dem ganzen Gesichte und ließ das eigentliche Alter schwer erkennen. Er bettelte mit Hülfe seines Adelsbriefes, den er mit sich trug. Als ich in die Küche trat, wo er ein Frühstück verzehrte, war er eben eifrigst bemüht, der Köchin, einem Bauernmädchen aus Lunel Viel, seine Genealogie auseinanderzusetzen, indem er eine Menge mit Wappen versehener Papiere auf dem Küchentisch ausbreitete, wo sie sich neben Würsten und abgestochenen Rebhühnern sonderbar genug ausnahmen. Er sprach nur schlecht französisch, doch wurde er beredt, da er auf seine Ahnen und die Bedeutung der einzelnen Wappenbilder zu sprechen kam. Er konnte nicht umhin, Marion höflichst zu bitten, sie möchte ja nicht sein Haus mit dem anderer adeliger Familien gleichen Namens verwechseln, welche viel jünger und bei Weitem nicht von so gutem Adel seien, als

die seinige. Die gutmüthige Marion meinte nur, er solle ja Acht haben auf all' die „Päſſe", da Papiere armen Leuten, die aus den Armenkassen schöpfen wollen, sehr nothwendig wären, und entfernte die Würste, um sie mit den schmutzigen Dokumenten nicht in Berührung kommen zu lassen. Als mich der arme Don Ranudo bemerkte, erröthete er sanft über seine Konversation mit der Köchin und nahm den Franken, den ich ihm überbrachte, mit tiefen Bücklingen in Empfang.

Wie Diesem seine Wappen, so dienten einem Andern zwei Wolfsköpfe ad captandam benevolentiam. An einem schönen Augustnachmittage erschien die schaurige Gestalt des Wolfsjägers plötzlich am Schloßthore und forderte den Lohn seines Gesittungswerkes als Verfolger und Ausrotter der wilden Bestien. Freilich nannte er diesen Lohn seiner herkulischen Bestimmung ein Almosen. Da nichts Sonderbares oder Eigenthümliches an einem Maleratelier vorübergehen darf, citirte man ihn herauf in den oberen Saal, als eben den Malenden das friedlichste aller Gedichte, Hermann und Dorothea, vorgelesen wurde. Taumelnd, denn er war betrunken, trat der Wolfsjäger herein und warf seinen Sack vom Rücken vor die Füße der Staffeleien. Zwei alte Wolfsköpfe mit grinsenden Zähnen rollten hervor. Mit stammelnder Zunge erzählte er im Patois, daß er die einstigen Träger dieser Köpfe in den Cevennen erschlagen habe, und zwar mit dem Knittel, den er in der Hand trug. Das ist glaublich, denn er sah nicht aus wie Einer, dem es genehm wäre, die fünfundzwanzig Francs für den Jagdpaß zu bezahlen, den man haben muß, um mit dem Gewehr in Feld oder Gebirge zu gehen. Die Jacke hatte er schief über die Schulter geworfen; das Hemd stand vorn weit auf und zeigte eine dichtbehaarte Bärenbrust; das dicke, thierische Gesicht glühte von Wein, und die kleinen Augen waren verschwollen. Kurz und stämmig zusammengedrängt, breitschulterig und verthiert, wie er aussah, glaubte man es, daß er sich mit viehischer Kaltblütigkeit in ein Rudel Wölfe zu stürzen fähig sei — aber auch, daß ihm Wolf- und Menschen-

leben gleich viel Werth hätten. Sonderbar lächelnd sah Shakespeare aus seinem Rahmen auf diesen Caliban hernieder. Seine Nähe war unheimlich; man ließ ein Geldstück in seine Mütze fallen, er warf seine Wolfsköpfe wieder in den Sack, den Sack auf die Schulter und taumelte aus der Thüre hinaus, verirrte sich aber in den dunklen Gängen, wo er brummend noch lange umhertaumelte. Allein auch er thut das Seine zur Gesittung.

So ziehen phantastische Gestalten durch unsern Sonnenschein. Häufiger als diese aber sind die charakteristischen, wenn sie auch weniger romantisch oder komisch sind. Die Curé's, die in ihrer schwarzen Tracht mit den großbeschnallten Schuhen und breitkrämpigen Hüten auf kleinen Zwergpferden oder Eseln, von ihren Vicaire's begleitet, manchmal heransprengen, um vom kostbaren Muskat-Lunel zu kosten, will ich gar nicht erwähnen. Interessanter scheint mir z. B. der brave Maurermeister und ehemalige napoleonische Soldat, der vor längerer Zeit wüthend ins Zimmer trat, nach der Sitte des Landes ächt spanisch den Hut auf dem Kopfe sitzen ließ und sich selbst unmuthig in einen Fauteuil warf, um die Leidensgeschichte seiner Familie zu erzählen. Der gute Mann hatte die größte Lust, Großvater zu werden; aber Diejenige, die ihm zuerst zu diesem Glücke verhelfen konnte, seine pausbackige, sechzehnjährige Tochter, hatte sich im Beichtstuhl überreden lassen, es sei eine viel größere Wonne, die Braut des Himmels zu werden, als den alten Soldaten aus der Kaiserzeit zum Großvater zu machen. Ueber dieses Dogma war der arme Mann außer sich gerathen. Mit den unehrerbietigsten Ausdrücken, die noch ein wenig nach imperialistischem Lager rochen, sprach er vom Curé und der ganzen Klerisei und Kirchenwirthschaft, obwohl er als Schweizer und Kantor der Kirche seines Dorfes gewissermaßen selbst zu letzterer gehörte. Er erzählte, wie er seinem devoten Töchterlein zu beweisen suche, daß es viel schöner und gottgefälliger sei, gesunde Buben zu erzeugen, als ein Faulenzerleben im Kloster zu führen, wie aber diese Argumente über ihr verstocktes Gemüth nichts vermögen,

und wie er mit Prügeln ans Ziel zu gelangen hoffe. Bei dieser Gelegenheit kramte er eine lange Reihe ähnlicher Geschichten von Mädchenverführung durch die Curé's, wie er es nannte, aus und ließ mich einen Blick thun in das Innere des Volkslebens, in das Treiben der Pfaffen, die hier fast allmächtig sind; aber auch in die gesunde Opposition, die sich hier und da in gesunden Gemüthern vorbereitet. Einige Zeit darauf sah ich die fragliche Braut Gottes bei der Weinlese beschäftigt; sie führte die Rebenschere so rüstig wie Eine, und die Scherze der jungen Winzer, und die nichts weniger als nonnenhafte Miene, mit der sie aufgenommen worden, ließen mich hoffen, daß die Prügel des Vaters überzeugende Kraft besessen und die dicke Bäuerin der Welt und ihren Freuden wiedergegeben haben. Eine gleiche Metamorphose bemerkte ich an dem reizenden kleinen Nähmädchen, das auf dem Schlosse arbeitet. Auch sie kam mit Klostergedanken zu uns, aber schon nach wenigen Wochen sprach sie mit großer Salbung von der heiligen Bestimmung „der Mutter." Wer weiß, welcher Thirsis (so heißen die verliebten Schäfer in den hiesigen Volksliedern, wie in den deutschen Zopfgedichten des vorigen Jahrhunderts) diese Bekehrung vollendet hat, die hoffentlich dauern wird trotz der zehn Gebetbücher und der Unzahl von Heiligenbildern, welche Augustine noch immer in ihrem Arbeitskorbe mit sich herumträgt.

Wie eigenthümlich kontrastirt dieses katholische Weihwasser-, Beichtstuhl- und Nonnenleben mit den altklassischen, griechischen und römischen Resten, die Einem hier zu Lande überall begegnen und auch auf unserem Schlosse nicht fehlen. Unmittelbar an den Kaninchenthurm schließt sich die Ferme oder Meierei, welche mit der Wohnung des Schaffners, mit den Ställen der Maulthiere, Esel, Arbeits- und Reitpferde, mit der Schäferei und dem Hause der Seidenzucht oder Magnanerie ein großes Viereck bildet, so groß, wie vielleicht nicht der Palast des Pylischen Königs gewesen. Die Wohnung des Schaffners oder Païre (sprich Pà-ire [Patois] statt père: wir nennen ihn den Männer beherrschenden

Paire) ist eine weite, hochgebühnte Halle, die, wenn sie auch nicht ganz an die Halle des edlen Laertiaden erinnert, doch gewiß die größte Aehnlichkeit mit jener seines göttlichen Schweinhirten hat. Ein heller Feuerschein fällt aus dem gewaltigen Kamine, in welchem eine respektable Familie wohnen könnte; an seiner rebengenährten Flamme sitzt die uralte Patriarchin, die Maire (sprich Ma-ire) oder Mutter, und dreht den klassischen Spieß oder beobachtet den Kessel, der an eiserner Kette aus der Esse herunterhängt, wenn sie nicht Raisiné oder Weinmus bereitet, wie es Nestor in seinem Zelte den Gästen vorsetzte. Von der Decke herab schwebt die Ampel, dieselbe an Form und Gestalt, wie sie alte Maler und Bildhauer der neugierigen Psyche in die Hand geben. Eine andere erhebt sich dort im Winkel auf erhabenem Dreifuße. Neben ihr, in die Wand gemauert, befindet sich die granitene Handmühle, an welcher einst Sklaven, und unter ihnen ein unsterblicher Dichter, geseufzt. In der andern Ecke reihen sich hohe, bauchige Thonkrüge mit engem Halse und doppelten Henkeln; sie bewahren rothglühenden Wein oder kostbarere Wasserfluth aus fernen, ach! hier zu Lande seltenen Quellen. Am dicken Eichentische sitzen drei-, vier-, auch fünfmal des Tages, fast so oft wie homerische Helden, der Männer beherrschende Paire, der Großknecht, der Schäfer, die Ochsen- und Pferdeknechte, die Eseltreiber und Feldarbeiter. Sie essen Weinmus, kräftige Fleische und kostbare Früchte des Südens: Pfirsiche, Feigen, Granatäpfel und Trauben; dazu trinken sie des köstlichen Weines aus einem hohen Kruge, der nach rechts im Kreise herumgeht. Der Barbar des Nordens glaubt einem fabelhaften Mahle von Königen zuzusehen, und mit Wehmuth denkt er der Bauern seiner Heimat und ihrer Kartoffeln, und mit einem gewissen Unwillen sieht er, wie man dem Fohlen, das sich frei herumtreibt und während des Mahles hereinsprengt, rothen Wein aus antik geformter Schale zu trinken reicht. Indessen steht die uralte Maire und ihre Enkelin hinter den speisenden Männern, um sie zu bedienen. Nie würden sie es wagen,

sich an den Tisch der Männer zu setzen; weder Mutter, noch Frau, noch Tochter hat dieses Recht. Sie dürfen nur dienen. Wenn sich die Männer erhoben haben, dann erst stellen sich die Weiber mit der Schale in der Hand an den Kamin oder in irgend einen stillen Winkel und verzehren die Reste des Mahles stehend. Auch dieses Land wird einst seinen Dorfgeschichtenschreiber finden; aber selbst das große Talent George Sand's wird bei diesen Dichtungen nicht ausreichen. Sie werden eines homerischen Hauches bedürfen, um wahr zu sein. Aber Abbé Fabre und seine ins Patois übersetzte, und auf diesen Boden übertragene Odyssee existiren ja schon seit fast hundert Jahren!

Nur die Weinlese hat mich in meinen antiken Illusionen gestört. Sie bietet Nichts, was an Dionysos und seinen mit Hülfe des Rausches welterobernden Zug erinnert. Die Winzerinnen, vielleicht, wie es ihre Augen verrathen, geheime Mänaden, sind öffentlich gute christliche Arbeiterinnen, die unter den Knien die Röcke mit starkem Bande umwinden, um beim Bücken selbst nicht bis an die Knöchel griechisch zu erscheinen. Schweigend rückt die Schaar durch die Reben vorwärts und liest, freilich mit antiker Sichel, die gewaltigen Trauben ab, die von prosaischen Maulthieren sogleich nach der Kelter gebracht und dort sofort zerstampft werden. In Strömen fällt die rothe Fluth von den Brettern in die weiten, gemauerten Behälter, stürzt sie schon vor ihrer Ankunft an der Kelter selbstkräftig aus der Wanne des Wagens. Morgen schon deckt rosiger Schaum die Wiege des jungen Gottes und steigt so betäubender Duft auf, daß die Tauben in der Nähe Eier und Nest verlassen. Der Mann, der dort oben auf den Kelterbrettern mit breiten Schuhen herumtanzt, und unter dessen Füßen Weinquellen entspringen, berauscht sich durch die Nase und tanzt unwillkürlich, in sanfte Seligkeit gewiegt, immer weiter, ein travestirter Silen. Auch wir können nicht widerstehen; Schuhe und Strümpfe werfen wir ab, schürzen die Beinbekleidung hinauf und tanzen mit auf den rothgefärbten Brettern, als hätten wir die Zauberfiedel aus der Sage erklingen

gehört. Die Winzerinnen lachten darüber, daß die „Moussiours“ keltern und so possierlich und unpraktisch auf den Trauben herumtanzen; und lachend setzen sie sich unter den Oelbaum, um eine ihrer vielen Mahlzeiten zu halten, und schlingen, um sich besser vor der Sonne zu schützen, Weinlaub um die Stirnen.

Wie anders ging es einige Monate früher in dem oberen Stockwerke, gerade über den Weinkeltern, her. Dort ist die Magnanerie, die große Halle, in welcher der große Kunstweber und Architekt aus China, der Magnan oder Seidenwurm, sein Wesen treibt. Anfangs sah er so klein und unbedeutend aus, daß ich ihm die Künste gar nicht zugetraut hätte, die ich später als aufmerksamer Beobachter an ihm bewunderte. Ja, die ganze Seidenzucht machte einen komischen und kleinen Eindruck, als die Magnanière oder die Amme der Seidenwürmer mit ihren kleinen Beuteln ankam, in welchen sich die siebenzehn Unzen infusorisch kleiner Seidenwürmer-Eier befanden. Der kleine und komische Eindruck dauerte noch fort, als die winzigen, schwarzen und schmutzigen Würmlein in Millionen in einem Siebe wimmelten und kaum die Handvoll Maulbeerblätter mit ihren kleinen Mäulern zu bewältigen vermochten. Aber wunderbar schnell wuchsen sie heran, als sie sich auf den Binsenlagern, die in der Magnanerie neben- und übereinander aufgestellt sind, ausdehnten und ihre Industrie in großartigem Maßstabe begannen. Ein Wagen Maulbeerblätter nach dem andern fuhr in den Hof, einer nach dem andern verschwand, aufgezehrt von den gefräßigen Industriellen.[1] Ganze Berge dieser beliebten Kost warf

[1] Ganz andere und viel ehrenvollere Epitheta gibt den Seidenwürmern der alte italienische Dichter Francesco Toninelli da Castel Franco in seinem großen Gedichte: I Bombici. Gleich in der ersten Stanze heißt es:

Di reptili et industri Cavalieri
L'opre cantar desio di pregio, e l'arte
Bachi d'Etruria e da Greci primieri
Bombici detti, in questa e in quella parte.

Im Verlaufe des Gedichtes, welches er unter die Protektion einer Cecilia Cornaro stellt, beehrt er die Seidenwürmer mit folgenden Titeln:

man über sie, so daß sie unter der Wucht verschwanden. Aber das dauerte nur eine Minute. Schnell haben sie sich wieder emporgearbeitet; jeder einzelne wählt sich sein Blatt und beginnt es mit pedantischer Emsigkeit von links nach rechts zu benagen, und bewegt das Köpfchen so schnell dabei, als ob er die Sekunde zu verlieren fürchtete. So genährt, wächst er und verändert er sich überaus schnell, und nach vierzehn Tagen ist der kleine, schmutzig schwarze Wurm eine große, fingerlange, weiß- oder goldglänzende Raupe geworden, der man schon eine Bestimmung in der Weltgeschichte zutraut. Der Magnan erkauft diese Größe nicht um einen geringen Preis. Wie alle Individuen und Völker hat er seine Kinderkrankheiten durchzumachen, und ihre Zahl beläuft sich bei ihm auf vier, im glücklichen Falle auf nur drei Krisen. Sentimentale Seelen leiten diese Krankheiten vom Heimweh ab, das der arme Wurm nach seinem Stammlande, dem himmlischen Mittelreiche China verspürt, wo er in freier Luft, unter wärmerer Sonne sein Leben auf dem geliebten Maulbeerbaume selbst bis zur Verpuppung fortspinnt, umklungen von Millionen chinesischen Glockenspielen. Andere aber leugnen diese sentimentale Disposition des Seidenwurms, behaupten, daß ihm südfranzösische Kirchenglocken eben so viel Werth haben, als

Vermicelli santi, prole gentil di valorosi vermi, gentil vermi, nobil vermi, preciosi e cari animaletti, vaghi pargoletti, gentil grege, cortese grege etc. etc.

Den Theil des Gedichtes, welcher mit dem Leben der Seidenwürmer schließt, beendet er so:

Gite pur animosi Cavalieri
Fortunate e felici alme leggiadre
Delle fatiche vostre gite alteri
Nelle cieche prigioni oscure et adre,
Ch'a se vi chiamerà bianchi e leggeri
La celeste d'amor Ciprigna madre
Con novi corpi e con più belle mostre
Mossa a pietà alle miserie vostre.

Man kann doch nicht mehr thun, als seinen Helden das Himmelreich versprechen! —

chinesische Carillons, und daß er in seiner Heimat auch wenigstens in zwei Krankheiten der Natur den Zoll für ein so bedeutungsvolles, Seelenunsterblichkeit beweisendes, durch Kunst verschöntes Dasein entrichten müsse. Es ist aber ein harter Zoll. Denn nach jeglicher Krankheit bleibt eine Unzahl von Magnans todt und zusammengekauert da liegen, um sich nie wieder zu erheben, trotz der duftigsten Maulbeerblätter, die man über ihre Nasen streut. Ihre genesenen Brüder steigen gemüthlos auf die Leichname, um ihr epikureisches Leben weiter zu führen. Die Seidenzüchtler selbst gehen während der Krankheitstage mit höchst besorgten Mienen umher, und wo zwei einander begegnen, kann man sicher sein, daß sie sich theilnehmend nach dem werthen Befinden der gegenseitigen Magnans erkundigen. Aber mit den überstandenen Krankheiten sind noch nicht alle Gefahren überwunden. Wenn der Seidenwurm genug Stoff in sich gesammelt, um nach dreiwöchentlichem Schwelgen an seine unsterbliche Seele denken und sich wie ein Marabut seinen eigenen Sarg bereiten zu können; wenn er schon an den aufgestellten Reisern und Zweigen hinanzuklimmen beginnt, um sich einen gehörigen Winkel zu suchen, wo er seinen Sarg aufhänge — in diesem kritischen und entscheidenden Augenblick kann ein einziges und leises Donnerwetter am Himmel die Verpuppung des Wurmes und alle Hoffnungen des Seidenwurmzüchtlers zu Nichte machen. Beim Donner des Himmels erschrickt der hinanklimmende Magnan, erinnert sich, daß er trotz China und Seide nur ein gemeiner Wurm, steigt oder fällt demüthig wieder auf den platten Boden herab, und um die Puppe, auf die Alles ankommt, und um das Symbol der Unsterblichkeit ist es gethan. Geht aber dieser kritische Augenblick ohne Gefahr und Donnerwetter vorüber, dann bietet die Magnanerie einen in der That herrlichen Anblick dar. Die trocknen Zweige und Reiser, die man zwischen den Binsenlagern so aufgestellt, daß sie mit dem Fuße im Rohre stecken, das obere Geäste aber, von der sie überdachenden Binsenlage gehindert, herunter- und aneinandergebogen wird, bilden

unabsehbare Wölbungen, die dem Blicke, je länger man sie betrachtet, die Illusion unendlicher Waldgänge oder langer gothischer Hallen darbieten. Und in diesen Hallen war es andächtig stille. Der Lärm, den das ununterbrochene Nahrungsgeschäft verursacht hatte, und das dem Klopfen des Regens auf ein Schindeldach glich, hatte aufgehört, denn der Magnan aß nicht mehr. Bedächtig kroch er überall die Zweige und Aeste hinan und suchte in den Wipfeln den für Anlage seines Cocons geeigneten Winkel. Da war es erstaunlich, mit welcher Umsicht, Klugheit und Ausdauer er suchte, prüfte, maß und wählte. Den hinteren Theil um ein Aestlein gerollt, streckte er den vorderen weit aus und beschnüffelte mit den Fühlhörnern die ganze Umgebung. Wenn die Untersuchung kein günstiges Resultat bot, ließ er es sich nicht verdrießen, von Zweig zu Zweig zu kriechen, oder sogar den ganzen Baum hinabzuklettern und es mit einem andern zu versuchen, bis er den für seinen architektonischen Zweck geeigneten Platz herausfand. Rücksichtsvoll umging er den Zweig, an dem sich schon ein Bruder angesiedelt hatte, oder richtete sein eigenes Haus mit Kunst so ein, daß er wohl die Bäulichkeiten des Nachbars benutzte, aber niemals störte. Hatte er einmal seinen Platz gefunden, dann spannte er erst die Seile aus, die das Haus tragen sollten; dann kauerte und krümmte er sich zusammen und machte sich an die Hauptarbeit. Ohne Unterbrechung ging nun das Köpfchen in der Runde herum und spann den unendlichen Faden, der sich bald zu einem durchsichtigen, schleierähnlichen Sarge geformt und zusammengeklebt hatte. Da drin sieht man ihn mit Emsigkeit so fortarbeiten. Die Nacht bricht herein, und da es wieder Tag wird, ist er schon hinter dichter Hülle verschwunden. Wenn man das Ohr nahe hinhält, hört man wohl, daß er drin nicht müßig sitzt, aber zu sehen ist von seinem Wirken und Treiben nichts mehr. Noch den dritten Tag hört man ein leises Knistern und Knuspern; dann aber wird es stille, und laut- und regungslos hängt der Cocon da. — Nicht alle kommen an ein so glückliches

Ende. Eine Mücke, das geringste Geräusch, die leiseste Berührung kann sie gestört haben, dann reißt der Faden und wird nie wieder aufgenommen. Der arme Werkmeister stirbt auf oder in seinem unvollendeten Werke. Noch unglücklicher sind, die mit der Seidenlast im Leibe nicht den Baum hinaufzuklettern vermögen und auf halbem Wege wieder herunterfallen. Sie versuchen den Weg nicht zum zweiten Male und sterben mit dem Bewußtsein eines verfehlten Lebens. — Wenige Tage, nachdem die Seidenwürmer in die Höhe zu steigen begonnen, hat der Wald sein Aussehen verändert und gleicht jetzt mehr einem Weingarten. An allen Zweigen hängen die gelben und weißen Cocons, dicht an einander gedrängt wie gewaltige Trauben. Dann kommen die Weiber und sammeln sie in große Körbe, dann verkauft man sie nach Lyon, dann wirft man sie in heißes Wasser und tödtet die Puppe, die von einem beflügelten Schmetterlingsliebeleben träumt, in der Chrysalide. Dann wickelt man den mit Kunst und Mühe gesponnenen Faden ab, der vielleicht schon in wenigen Wochen als Seidenkleid um die Lenden einer femme entretenue in der Rue Laffitte oder Chaussée d'Antin rauscht. Glücklich, die vom Schicksal oder der Magnanière Auserwählten, die man aufbewahrt, um von ihnen Samen für das künftige Jahr zeugen zu lassen; sie erfüllen ihre ganze Entwicklung und ihr ganzes Schicksal. Nach wenigen Tagen kriecht der weiße, glänzend beflügelte Schmetterling heraus. Der durchlöcherte Cocon taugt zwar nichts, da der Faden durch das Loch in viele einzelne Stücke zerrissen ist, der Schmetterling aber liebt und zeugt, bis er, liebeberauscht, endlich nach langen Verwandlungen aus den Armen der Liebe in die Arme des Todes fällt. Friede seiner Asche! Er hat schön gelebt und ist schön gestorben. Den Vorzug hat er vor anderen Sterblichen voraus, daß seine letzten Tage auch die schönsten waren und die liebereichsten.

Die Maulbeerbäume aber, die ihn für sein Kunst- und Liebesleben genährt, stehen indessen traurig da. Ein vorzeitiger, grausamer, künstlicher Herbst hat sie betroffen, und sie strecken

nackte Arme zum Himmel empor, während sie von vollem, reichem, treibendem Frühling umgeben sind. Hier und da zeugt ein einsames, vergessenes Blatt von ihrer einstigen Herrlichkeit. Aber die großmüthige Sonne des Südens kömmt ihnen zu Hülfe und bekleidet die Nackten. Sie gibt ihnen einen zweiten Frühling, und nach vierzehn Tagen sind sie so dicht bekleidet wie zuvor. Allerdings haben die Blätter die erste, volle und saftige Frische nicht mehr; sie sind nicht mehr so grün, sondern gelber, als die ersten waren, und scheinen ältlich geboren. Es sind eben nicht mehr die Kinder der ersten Jugend, nicht mehr die Kinder des ersten, treibenden Frühlings. Ein ähnliches Phänomen will man an allen zweiten Dichterwerken bemerkt haben.

Siehst du, mein Freund, so verfließt die Zeit im südlichen Frankreich mit Kunstgenüssen, Weinlesen, ökonomischen Studien und Naturbetrachtungen. —

Wäre ich erst Geologe, wie interessant könnte mich selbst der Boden dieses Landes beschäftigen, an dessen Gestaltung Neptunismus und Vulkanismus gleichen Antheil zu haben scheinen. (Denn ich Nicht-Geologe suche die beiden Systeme in einem dritten, einem Dilettanten-Systeme zu vereinigen.) Vor Kurzem erst hat François Sabatier auf seinem Grund und Boden, ungefähr hundert Schritte vom Schlosse, jenseits des Parkes eine Grotte mit hübschen Stalaktiten und alten Thierknochen entdeckt, und seit Jahren schon kennt man die drei tiefen Grotten, die aus dem Garten des Herrn Gauthier, eine Viertelstunde von uns, ins Eingeweide der Erde führen. Die ganze lange Kette der Cevennen, die uns und Niederlanguedoc im Norden und Westen umspannt, verräth ihren Feuerursprung auf den ersten Blick. Der Boden hier auf der Höhe bis gegen die Cevennen ist kalkig und verbrannt; ganze weite Strecken sind von aller Dammerde entblößt, aber feurig und nervös treibt er mitten aus Gestein den gluthenvollen, capiteusen Wein heraus, während die Rebe des muskulösen Niederlandes, des theils vom Meere verlassenen, theils angeschwemmten Bodens, wohl eine größere

Menge Weines, aber phlegmatischeren und friedlicheren hervorbringt. — Wenn wir so auf unseren Camarguerpferden durch die Felder dahinreiten, wiederhallt es oft plötzlich und dumpf unter dem Hufe, und wir sagen: Hier ist eine Grotte. Dann blicke ich zurück nach den durchhöhlten Bergen der Cevennen, die im Untergange glänzen, und ich segne sie; denn in ihren Höhlen nahmen sie gütig auf und schützten dort die liebsten Helden dieses Landes, die begeisterten Kamisarden.

Meinem rückwärts gekehrten Blicke entrollt sich ein herrliches Bild. Ich sehe eine Nacht aus dem blutigen Jahre 1703. Aus allen Höhlen der Berge fallen lohende Lichter auf die kalkigen Abhänge. Die ist in eine Waffenschmiede umgewandelt, und ihre Wölbung wiederhallt vom Klange der hundert arbeitenden Hämmer; zu ihrem Takte erschallen heilige Psalmen oder Klagelieder (Complaintes), welche die Martyrien der „Hirten der Wüste" feiern. Vor der andern Höhle, die dem Mundvorrath bestimmt, wimmelt es wie vor einem Ameisenbau; die Getreuen aus den Thälern des Gard, Gardons, des Vidourle und Tarn tragen hier die letzten Reste ihrer Habe zusammen, um die Kämpfer für ihre heilige Sache mit Speise und Trank zu versorgen. Die dritte Höhle ist das Schmerzenslager der Verwundeten von Vergez, Vauvert, Nages, Aubais geworden; sterbend singen sie noch ihre Hymnen oder horchen auf die Worte ihrer Propheten. Auf einem Felsenplateau, beim Licht der Fackeln, sitzen, auf ihre Waffen gestützt, der unbärtige, aber heldenmüthige und kluge Jean Cavalier, der verwegene Catinat, der wilde Ravanel, der glaubensstarke Abraham, der lammfromme Elie Marion, die Führer der Kinder Gottes und ihre Propheten. An ihrer Spitze aber der große, herrliche, unbeugsame, unbestechliche Roland, ein Held wie aus biblischen Fabelzeiten. Er trägt prachtvolles Gewand wie ein Herzog; auch hält man ihn fälschlich für einen Prinzen, wie der Rohan war, der ein halbes Jahrhundert vorher die Gläubigen mit seinem tapferen Schwerte vertheidigte, und darum wurden an ihn von

Fürsten und Königen Gesandtschaften abgeordnet. Er empfängt sie mit so stolzer und würdiger Majestät, daß sie noch hartnäckiger als zuvor an eine geheimnißvolle Abstammung aus königlichen Hüften glauben. Und doch bleibt er nur ein bescheidener Weinbauer aus dem Gebirge. Er ist der eigentliche Schöpfer und Gestalter dieses Krieges, der den Ruhm der stolzesten Marschälle Ludwigs des XIV. zu Schanden machte; er hat die Cevennen zur uneinnehmbaren Veste gemacht, an der sich die Marschälle, die gewaltigen, sieggewohnten Heere, die von Mönchen geführten „jüngeren Söhne des Kreuzes" und die sogenannten „weißen Kamisarden" die Köpfe zerstoßen haben; er hat seinem Heimatsgebirge alle dunklen Geheimnisse abgelauscht, welche den Feind in Verwirrung bringen und machen, daß er auf seinen Verheerungszügen über Fallthüren, Netze und kochende Feuerschlünde schreitet. Roland Laporte ist der denkende, sinnende, feuersprühende Kopf des Aufruhrs in den Cevennen; Jean Cavalier ist nur sein bewaffneter, schlagfertiger Arm, den er weit ausstreckt über die wilden Fluthen des Gard und bis hinab, bis an die Sümpfe von Aigues-Mortes und die Ufer des mittelländischen Meeres. Dort soll ihm die Glaubensschwester Anna von England ihre mächtige Hand bieten; aber die Könige, trotz aller Glaubensbrüderschaft, sind treulos und wollen nichts von einem Bunde selbst mit dem heiligsten, gerechtesten Aufruhr wissen, und wenn Jean Cavalier am Ufer erscheint, verschwindet die englische Flottille auf der Höhe des Meeres. —

Roland Laporte und all' die genannten Propheten und noch viele andere werden eines ruhmvollen Märtyrertodes sterben. Roland wird aus den Armen der Liebe gerissen und von einem Verräther für Silberlinge verkauft werden, wie schon einer seiner Vorläufer, Vivens, von einem Verräther, Wilhelm Jordan, verkauft worden. Abraham wird im furchtbaren Thurme de Constance zu Aigues-Mortes schmachten, bis er sich durch ein Wunder in die Gebirge rettet, um die erloschene Flamme aufs Neue anzufachen und endlich doch in die blutigen Hände Baville's, des

Alba von Languedoc, und Berwicks, des Bastards Jakobs II., zu fallen. Nur der kluge Jean Cavalier, der zu Kluge, wird sich retten, um mit weltlichen Ehren überhäuft seiner Heimat ferne zu sterben, und der gute Elie Marion, um in London die Wahrhaftigkeit des Prophetenthums darzuthun.

Rings um die Gruppe der Feldherren, im Lichte, das aus den Grotten fällt, auf Plateau's und Abhängen lagern die Schaaren der „Kinder Gottes." Die Einen schlafen, müde von den überstandenen Kämpfen und den fliegenden Märschen, das Haupt auf den Stein gelegt, den Leib von der dünnen Kamisa bedeckt, die ihnen den Spitznamen verschaffte, im Arme die Muskete, die sie sich auf dem Schlachtfelde holen mußten. Die Andern sitzen auf den Steinen und horchen den Propheten und Prophetinnen, Männern, Weibern und Kindern. Wer soll den Kindern nicht glauben, da sie die Bibel auswendig wissen, die sie doch nie gelesen haben; da sie fortfahren, zu prophezeien und zum Kampfe aufzumuntern, trotz Hunger, Gefängniß und blutiger Schläge, die sie von ihren Vätern haben erleiden müssen. Denn die Väter sind vom Marschall Montrevel mit dem Tode bedroht, wenn sich bei den Kindern „die Gabe" („le don") zeigt. Wer soll den Kindern nicht glauben, da sie offenbar vom Geiste erleuchtet sind, da eine andere als die zarte Kinderstimme aus ihrer Brust hervorkommt, da eine Stimme scharf als ein Schwert und gewaltig als der Donner aus ihrem Munde hervorgeht; da selbst Säuglinge an der Brust der Mutter zu sprechen und zu prophezeien anfangen? Große Wunder geschehen in einem Volke, auf welchem härtere Verfolgung lastet als die der Pharaonen und des Herodes. Vielleicht ist unter den Propheten, die in dieser Nacht predigen, auch die schöne Isabeau, welche bei Nages den Psalm anstimmte und die Kinder Gottes aus großer Fährlichkeit rettete; welche bei Aubais mit dem Schwerte in beiden Händen die gepanzerten Reiter Ludwigs in die Flucht schlug. Der kleine Pascalin, der schöne Junge aus Dauphiné, ist längst gestorben; er war eines der ersten Opfer des wilden Henkers St. Ruth.

Während die Propheten predigen, bemerken es die Gläubigen nicht, daß aus den Thälern eine rothe Lohe wie der Höllenpfuhl aufsteigt. Es sind das ihre Meiereien und Dörfer und Hütten, die auf Befehl des Marschalls Montrevel in Flammen aufgehen und zu Hunderten der Erde gleich gemacht werden. Denn so will es Ludwig, daß das Land der Ketzer in eine abschreckende Wüste verwandelt, daß es den Wölfen und Füchsen allein zur Heimat werde, und daß die Ketzer in ihren Grotten an Hunger zu Grunde gehen, da er ihnen mit dem Schwerte nicht beikommen kann. So will es der alte, fromm gewordene Ludwig im Namen Gottes, um seiner Sünden Fülle los zu werden, so will es sein Beichtvater Père Lachaise im Namen des Papstes, so will es der Apostel Bossuet im Namen seiner Thesen und Bücher, so will es auch die gute Madame Maintenon, die so schöne Briefe schreibt, um Herrn Louvois, dem Père Lachaise und dem frommen Ludwig Beweise ihres Glaubenseifers zu geben, die bei einer Neubekehrten so nothwendig sind, und wenn sie Millionen Freiheit, Gut und Leben kosten sollten — so will es der ganze Hof, der Alles will, was Père Lachaise, der Beichtvater, und Madame Maintenon, die Maitresse, wollen. Nur die Ruinen von Port Royal und die geheimen Jansenisten schütteln ihre Häupter und bereuen die Verfolgungen, die auch sie sich in früherer Zeit gegen die Protestanten haben zu Schulden kommen lassen; nur der milde Fenelon seufzt und schreibt lamentable, oft anzügliche, aber immer gut stylisirte Briefe selbst nach Rom; nur der weise Vauban wagt es, laut zu murren und von „retractation," das ist Zurücknahme der fanatischen Maßregeln, zu sprechen, aber er muß sich überzeugen, daß es nicht genug ist, sein Vaterland mit einer undurchbrechbaren Kette von Festungen gegen äußere Feinde zu umgeben, daß sein Vaterland die gefährlichsten Feinde, die kein Vauban'sches System ferne zu halten vermag, im Innern nähre. In den sogenannten gebildeten Klassen erwacht eine Art schwacher öffentlicher Meinung, geweckt durch die Feuerbrände Pierre Bayle's, des Vaters

Voltaire's, die von Holland aus bis nach Versailles fliegen, aber noch nicht zünden; erst im Ballspielsaale fühlt man ihre Wirkungen, da ein protestantischer Pastor, Rabaut-Saint-Etienne, zum Präsidenten der Constituante gewählt wird. — Racine grämt sich während des Cevennenkrieges im Stillen und schreibt sein Tendenzstück Esther, die Geschichte eines verfolgten Volkes, und ein anderes, „Athalie," in welchem er wenigstens den Thronerben über seine Pflichten zu belehren sucht, da er den alten Ludwig nicht mehr zu bekehren hoffen kann.

Wie weit abgekommen bin ich von meinem Thema. Der auf Grotten wiederhallende Hufschlag meines Pferdes führte mich anderthalb Jahrhunderte zurück in die Höhlen der Cevennen, aus den Cevennen in die Tragödien Racine's. Siehst du, mein Freund, das ist die Gesetz- und Schrankenlosigkeit, welche Julian Schmidt Romantik nennt und die er so sehr haßt. Darum nehme ich mich zusammen und kehre mit demselben verführerischen, in Träume wiegenden Hufschlag meines Chalif sachte nach Latour de Farges zurück.

Dieses alte Schloß, ungefähr in der Mitte zwischen Montpellier und Nimes, zwischen den Cevennen und dem Meere, nahe bei Lunel gelegen, sei der Orientirungspunkt, wenn du mich auf meinen geordneten Reisen gegen Osten und Westen und auf meinen regellosen Ausflügen nach allen Richtungen der Windrose, wie ich dir sie in den folgenden Blättern erzähle, begleiten willst. Wenn ich dich oft kreuz und quer in die verschiedensten Gegenden und Zeiten führe, so nimm mir das nicht übel auf. Jedes Land wird mir erst dann lebendig, wenn ich es mir mit gewissen Helden seiner Geschichte bevölkere, und ich bereise es, wie man einen Roman liest, immer in Begleitung des „leidenden" Helden, indem ich Alles oder das Meiste, das ich sehe und erlebe, auf ihn beziehe. Daß diese Helden meiner Reiseromane oder Romanreisen meist die Unterdrückten des Landes sind — das ist so mein Geschmack, meine Sympathie. In Irland war es Robert Emmet und die Katholiken, im südlichen Frankreich

sind es Roland, Jean Cavalier und die Protestanten. Nächsten Frühling bereise ich wahrscheinlich Korsika, und schon ahne ich, daß Pascal Paoli mein Auserwählter sein wird; durchwandere ich aber die Pyrenäen, dann werde ich mich allem Anscheine nach weniger um die idyllisch glückliche Republik von Andora, als um die Cagots kümmern, welche, wie man sagt, von den Zimmerleuten abstammen, die das Kreuz Christi gezimmert, und darum in der Kirche noch abgesonderte Stühle haben, und kaum vor einem halben Jahrhundert als Ausgestoßene ungestraft angespuckt werden durften. Es gibt Rationalisten, welche behaupten, daß die Cagots nicht im geringsten Grade mit jenen Zimmerleuten verwandt, wohl aber unglückliche Ueberreste der Albigenser seien, und daß die Sage später erfunden worden.

Latour de Farges, im Oktober 1851.

Zweites Kapitel.

Eine todte Stadt — Märchen — Nimes bis Avignon — Maison-carrée und Arena — Griechen und Römer — Ein tolles Gebäude — Christenthum in Nimes.

Den 26. Mai 1851.

Es ist ein wahres historisches Museum, dieses südliche Frankreich. Gräbt man hier nach alten Rebenwurzeln, so findet man Thränen- und Aschenkrüge, Münzen mit dem Bildnisse Nero's und des Antoninus Pius; sieht man irgendwo ein altes schwarz angerauchtes Gebäude, so heißt es, das kommt von arabischem Feuer; fragt man nach dem Weg ins nächste Dorf, so bekommt man eine Antwort zurück, aus der Einem irgend ein alter, ruinenhafter Klang aus irgend einem Minstrel, Bernard von Ventadour, Fulco oder Marcabrun entgegentönt. Vor einigen Tagen fuhr ich in das wirkliche und wahrhaftige kreuzfahrende Mittelalter ein. Schon seit lange winkte mir die Tour de Constance vom Rande des südöstlichen Horizontes so sonderbar, so geheimnißvoll wie eine alte, illustrirte Chronik mit goldenen Spangen und rothglühenden Bildern. Der alte Thurm blickt gerade in mein Fenster, und wenn die Phantasmagorie der hiesigen Lufttäuschungen beginnt, rückt er mir gerade auf den Leib, daß ich glaube, ihn mit Händen fassen, aus meinem Fenster auf seine Zinnen steigen zu können. Ueber seinen Rücken herüber lächelt dann das blaue Meer, wie das Auge eines Käthchens, das ihrem Ritter nachläuft.

So machte sich denn endlich die ganze Kolonie von Latour de Farges an einem schönen Sonntagmorgen auf. Die Eisen-

bahn trug uns bis Lunel, von dort aus der Omnibus nach Marsillargue, dem reizenden Dorfe, bedeckt von Ahornbäumen, gewaltigen Linden und überall wuchernden Feigenbäumen. Die Gärten lachen im Schmucke tausendfarbiger Blüthen, und dazwischen, in reich angelegten Spaziergängen, treiben sich die Bauernjungen und Mädchen umher, die heiterer und wohlhabender aussehen, als deutsche Reichsstadtbürger. — Aber bald hinter Marsillargue beginnen die ungeheuren Sümpfe, die sich südlich bis ans mittelländische Meer, und längs der Küste gegen Osten hin über die rechte Rhonemündung, über das Rhonedelta selbst, die Camargue bis gegen Arles ausdehnen. Vor wenigen Jahrhunderten noch war dieses Land von den Wellen des Meeres bedeckt; sie traten zurück und ließen die Sümpfe stehen, welche heute die bösen Fieber ausathmen, und aus Aigues-Mortes, dem wir zusteuerten, das machte, was es heut ist, eine todte Stadt. —

So weit das Auge blickt, eine unendliche Fläche. Ueberall wuchert das Schilfgras auf, und an seinen Rändern zittert die Tamariske mit ihren feinen Zweigen und Blättern im Hauche des Seewindes. — In der Camargue, dem Rhonedelta, wird das Land, wenn auch nicht gesünder, doch fruchtbarer. Es gibt Gras genug für die wilden Stiere, die sich dort herumtreiben, und die trefflichen Camarguerpferde, die hirtenlos einer wilden Freiheit genießen gleich den Mustangs in Texas, bis sie wie diese von kühnen Jägern, fast auf dieselbe Weise wie in den Prärien, eingefangen werden. — In neuerer Zeit versuchte man dort Reißpflanzungen anzulegen; der Versuch ist mißlungen, doch gibt man die Hoffnung nicht auf. — Aber auch in der Nähe von Aigues-Mortes (Aquae mortuae) ist das Land nicht eigentlich unfruchtbar, denn hier bedarf die Vegetation kaum des Bodens, die Sonne allein genügt ihr. Der Boden scheint nur da zu sein, um dem Pflanzer anzuzeigen, wo er die Früchte zu suchen hat von dem Samen, den er im Frühling ausgestreut. Denn da, wo das Meer anstatt des Sumpfes Flugsand zurück-

gelassen hat, streut der Bauer doch sein Getreide aus, und, obwohl keine Spur von Dammerde zu finden, nach wenigen Wochen bringt ihm das Sandfeld die reichste Ernte. Die Sonne allein zieht sie groß; die Erde hat dabei nichts zu thun. Nur einen Feind hat der Bauer zu fürchten, und das ist der Wind, der ihm leicht Feld und Samen davontragen kann. Darum wenn er seinen Samen ausgestreut, bedeckt er ihn mit Stroh und dieses mit Brettern, und läßt seine Saat so lange unter der schützenden Decke, bis sie hinreichend Wurzel geschlagen. Freilich gegen das Meer, das seine zischenden Wellen manchmal im Sturme auf sein altes, verlassenes Gebiet wirft, kann er sie nicht schützen.

Nach langer Fahrt durch hirnverbrennende Sonnenhitze und auf einer Straße, die zwischen den Sümpfen rechts und links wohl Mühe hat ihre Solidität zu bewahren, kamen wir durch den Thurm la Carbonnière, der sich plötzlich in den Weg stellt, aber die Weiterfahrt durch eine hohe gothische Wölbung gestattet. Er ist hoch und breit und in allen seinen Dimensionen gewaltig; nur der Rest eines Vorwerkes, hat er doch das Ansehen eines Palasttrümmers, wie er in allen seinen Theilen, Zacken und Parapeten und Wölbungen aufs Sorgfältigste ausgearbeitet ist. Man hat nicht lange Zeit, ihn zu bewundern, denn plötzlich biegt man um ein Gehölz, das sich auf kleiner Höhe aus dem Sumpfe erhebt, und da liegt Aigues-Mortes, die fabelhafte, wunderbare, todte Stadt. —

Da steht sie mit ihren dunklen, sonnenverbrannten Mauern, mit ihren Thürmen und Zinken und Zacken, die Stadt aus dem dreizehnten Jahrhunderte, so ganz, so wohl erhalten, so unberührt, als hätte die Zeit eine Glasglocke darüber gestellt. Die Sümpfe sind ein fürchterliches Vorwerk, und die Fieber, die auf ihren Thürmen und Zinnen sitzen mit weithin treffendem Pfeile, eine furchtbare, unüberwindliche Besatzung, der kein Feind zu nahen wagt.

Wir fuhren durch das doppelthürmige, hochgewölbte Thor ein. Auf einen Augenblick wird die mittelalterliche Illusion von

den modernen Häusern verwischt. Aber ihre Anzahl ist zu klein, sie selbst zu unbedeutend, als daß man lange an sie denken könnte. Sie verschwinden wieder und werden wie kleine Sandhügel zu Nichts vor den gewaltigen Mauern und Thürmen, die sie überall überragen. Sie scheinen nur für einen Moment da zu sein und werden wieder verschwinden wie die wenigen schwächlichen Menschen, die ebenfalls fremd und nicht hierher gehörig zwischen ihren Gassen umherschleichen. Zeigen es doch die großen, grasbewachsenen Flächen in allen Ecken und Enden, daß sie diese Stadt des eisernen Zeitalters nicht auszufüllen vermögen. — Wir verließen diese hinsiechende, moderne Welt und vertieften uns ins Mittelalter. Durch eine kleine Pforte, über einen langen steinernen Gang gelangten wir zur Tour de Constance, einem massenhaften Thurme, der sich, wie für die Ewigkeit gebaut, außerhalb der Ringmauern, wo sie ein Halbrund bilden, wie eine riesige Schildwache erhebt. Ein weiter, hoher, runder gothischer Saal nahm uns auf. Durch schmale, kaum eine Hand breite Ritze fiel durch die zehn Ellen dicken Mauern ein spärliches Licht, das, wie Mondschein auf Sümpfen, am Boden hinkroch. — Eine höchst zierliche Wendeltreppe führt erst auf die Galerie und dann in einen zweiten, oberen Saal desselben Styles, von derselben Größe, mit derselben gewaltigen und eleganten Wölbung. Nur daß im oberen Saale die schöne gothische Galerie fehlt. Von da gelangten wir auf die Platform des Thurmes, von welchem sich am westlichen Rande ein kleines Thürmchen erhebt, das mit seinen Eisengittern einst der Pharus des Hafens gewesen, als Aigues-Mortes noch nicht todtes Wasser war und das Meer kriegerbeladene Schiffe aus und zu seinen Mauern trug. — Denn die Stadt ist vom heiligen Ludwig nach dem Vorbild Damiette's gebaut und zum ersten Kriegshafen des südlichen Frankreichs gemacht worden. Hier schiffte er sich auch zu seinen beiden Kreuzzügen ein.

Wie weit fliegt das Auge von der Höhe dieses Thurmes! Im Norden und Westen wird es in weiter Ferne von den blauen,

mit rosenfarbenem Schleier überhangenen Bergen der Cevennen aufgehalten, aber gegen Süden und Osten fliegt es ins Unbegränzte hinaus, über die Flächen der Camargue, entgegen dem Silberbande des großen Kanals, der von St. Gilles herabkommt, über die Sümpfe und Rhonemündungen, und endlich weit hinaus ins heilige Weltmeer, das mit seinen weißen Segeln wie mit wehenden Tüchern herüber grüßt und dazu mit blauem Auge lächelt und die todte Pracht zu unseren Füßen vergessen macht. Aber immer wieder senkt sich der Blick nach unten, nach diesem Stück Mittelalter, das die eilende Zeit hier in der Einsamkeit auf ihrer Flucht vergessen hat. In einem länglichen Viereck, das nur auf der Westseite kaum bemerkbar eine Biegung macht, dehnen sich die alten Mauern mit ihren Galerien, Zinken, Parapeten, Schießscharten, Erkern, Treppen, Thoren und Thürmen. Von letzteren zählten wir neunzehn, die einzeln oder gepaart sich in gleichen Entfernungen von einander erheben. Alle sind sie mit gleicher Sorgfalt ausgeführt, alle mit Rosetten, steinernen Pflanzen und Verschlingungen, mit dem phantastischen Gethier und mit all' dem Schmucke der gothischen Kunst geziert. Einen Theil des inneren Steingeländes am Walle ausgenommen, fehlt vom ursprünglichen Bau vielleicht kein Stein, vielleicht nicht zehn Zierrathen. Unbeweglich wie schon seit Jahrhunderten scheinen die Quadern noch Jahrhunderte aufeinander liegen und zu einer felsigen Masse verwachsen zu wollen. Auf der Wanderung, die wir von der Tour de Constance aus auf den Galerien der Mauern durch die Thürme rings um die Stadt antraten, schien es uns, als besichtigten wir einen Bau, dessen großer Werkmeister erst gestern Zirkel, Blei- und Winkelwage aus der Hand gelegt. Nur die Eidechslein, die im Sonnenbrande sich wärmten und uns über den Weg huschten, und die Feigenbäume, die groß und stattlich wild aus den Mauern heraus wachsen, ohne einen Stein zu verrücken, zeigten uns, daß wir über einen längst verlassenen und menschenvergessenen Bau dahinschritten. — In einem der Thürme, der wie alle andern mit einem prächtigen

Saal mit Kamin, heimlichen Fensternischen und Bänken versehen und so wohnlich anzuschauen war, als hätte noch gestern im Kamin die trauliche Flamme geprasselt, machten wir nach mehr als halbstündiger Wanderung Halt, um unser Frühstück einzunehmen. — Der französische Dichter, der mit uns war, nachdem er sich mit einem Glase Lunel gestärkt, setzte sich auf eine der Bänke und begann mit einem Male folgende Geschichte von Aigues-Mortes zu erzählen:

Der Tod, wie Sie wissen, gehört ganz eigentlich unserer Erde an; er ist durch und durch irdisch; der Tod lebt und liebt und zeugt wie unsereins. — Er hat Weib und Geliebte wie unsereins. Eine seiner liebsten Geliebten ist die Pest; sie wohnt im gelobten Lande, in einer Höhle am Rande des todten Meeres, wo er sie ganz behaglich eingerichtet hat. Die Zeit der Kreuzzüge war für die Pest eine gute Zeit; liefen ihr doch von allen Enden der Welt die Opfer in den Rachen, und wie bleich und mager sie gewesen, sie wurde plötzlich stark und dick und gebar ihrem Gatten, dem Tod, alljährlich ein Junges. Die Kinder der Pest aber sind die Fieber: das intermittirende Fieber, das gelbe Fieber, das Nervenfieber ꝛc. Da ihre Familie so heranwuchs, wußte sie nicht mehr, was mit ihnen zu thun, wie sie zu beschäftigen, und vor Allem, wie sie zu nähren. Besonders machte ihr ihr Jüngstes, ein kleiner, schwächlicher, blasser Junge mit hohlen Wangen und schwarzen Haaren, viele Sorge; er hatte einen großen Thatendurst, und doch blieb ihm im Morgenlande, wo seine Brüder angestellt waren, nichts zu thun übrig. — Denn der Vater Tod, der so schrecklich viel zu thun hat, pflegte die Kleinen zu beschäftigen und sich von ihnen hülfreich an die Hand gehen zu lassen. Eines Tages, da er wieder seine Geliebte, die Pest, besuchte, klagte sie ihm die Noth, die sie mit dem Jungen hatte, und fragte den Vater, ob er nicht abhelfen könnte. Der Tod dachte nach. Da er aber von seinen beständigen Wanderzügen um die Welt alle Verhältnisse genau kennt, besonders aber alle Plätze, die vakant und zu vergeben sind, so war er auch

nicht lange in Verlegenheit. Er nahm den kleinen Jungen auf den Schooß, streichelte ihm die gelben Wängelein und sprach: Mein Herzensjunge! Nächste Woche lichtet der heilige Ludwig zu Damiette die Anker, um sich mit seinen Kreuzfahrern wieder in sein schönes Frankreich zurückzubegeben. Es ist wirklich ein schönes Land, dieses schöne Frankreich; besonders schön sind seine südlichen Küsten, und auf diesen Küsten die schönste Stadt ist die, in deren Hafen der heilige Ludwig landen wird. Ich schenke dir diese Stadt sammt Umgegend. Sie hat die größte Aehnlichkeit mit Damiette und wird dich immer an dein Vaterland erinnern. Du wirst dich unsichtbar auf die Flotte begeben und mit dem Könige in jener Stadt landen und dort dein Wesen treiben, wie es dir beliebt. — Du kannst dich auch schon auf dem Wege ein wenig üben. — Wie der gute, besorgte Vater so sprach, stand er auf und füllte einen Schlauch mit Wasser aus dem todten Meere und hing ihn dem Söhnlein um. Dieses nimmst du mit! — sprach er weiter — du wirst den Inhalt dieses Schlauches rings um die Stadt ausgießen, es werden schöne Sümpfe entstehen und mit ihnen Dünste und Giftblumen, und ich gebe dir mein Wort darauf, daß dir in Kurzem die Herrschaft über Stadt und Umgegend unbestritten bleiben wird. — Wie der Vater gesagt, so hat der Sohn gethan, und Stadt und Umgegend gehören ihm unbestritten. — Die Wasser, die sich hier ringsum ausdehnen, sind Wasser aus dem todten Meere — daher der Name Aigues-Mortes oder todte Wasser. —

Und daher werden wir das Fieber erwischen, wenn wir uns nicht bald aufmachen, fügte unsere vorsorgliche Wirthin hinzu, und Alles sprang auf und eilte in die Stadt hinab. — Schnell wurde noch die Statue des heiligen Ludwig, ein schönes Werk Pradier's, charakteristisch und harmonirend mit der Umgebung, besehen, dann die Bemerkung gemacht, daß das Haus der armen Frères Ignorantins das schönste im Orte, dann noch die Apotheke besichtigt, ein Haus im reinsten Renaissancestyle, das einzige würdige neben diesen alten Mauern; dann warfen wir uns in den Wagen und

eilten davon. — Die hohen Thürme, die breiten Zinnen warfen uns weitgestreckte Schatten nach, als sollten wir uns noch lange nicht diesem steingewordenen mittelalterlichen Traume entwinden. Aber ein Sonntagsvergnügling weckte uns ganz modern, indem er uns ein Vive Ledru! in den Wagen hineinrief. Und so trennten wir uns von dieser Stadt, der armen Todten, die nicht verwesen kann, die da liegt, wie eine gebannte Leiche, der Niemand die Augen zudrücken und ein Ruhe bringendes Begräbniß schaffen will; von dem Leuchtthurme, auf dem seit Jahrhunderten kein Licht gebrannt, von dem Hafen, in dessen Schooße anstatt gewaltiger Masten schwächliche Schilfe ihre Häupter neigen, von den Prachtsälen ohne Gäste, von den Wällen ohne Krieger.

Den 27. Mai 1851.

Von Lunel trug mich der Dampfzug nach Nimes, wo ich spät Abends ankam. — Es ist dieß mein dritter Besuch in dieser Stadt und gewiß noch nicht der letzte; denn ich richte meine Ausflüge so ein, daß sie mich meist über Nimes führen. Diese Stadt Frankreichs besitzt ein Kleinod, das mich mit unwiderstehlicher Kraft, mit der Anmuth einer Geliebten, immer neu anzieht und fesselt, so daß ich mich nach stundenlanger Anschauung nur mit Mühe, ja mit einem gewissen Schmerze von ihm trenne, mit dem Bewußtsein, daß mir nur selten so Schönes, so Großes, so Beruhigendes auf meinen Wegen begegnen könne. — Dieses Kleinod ist die sogenannte maison carrée, der alte Römertempel, der viel zu wenig bekannt, viel zu kalt gerühmt worden ist. Dieser Tempel ist gewiß eines der herrlichsten von allen Bauwerken, die uns die Alten gelassen, um die Welt zu jahrtausend langer Bewunderung zu zwingen. Das vollendete Ebenmaß, das Leben in jedem Theilchen, die Kleinheit der Mittel, um großen Eindruck hervorzubringen, die Unsichtbarkeit jeder verstimmenden Absicht, und endlich die heitere Ruhe, ich möchte sagen, das Lächeln, das über das Ganze ausgegossen, machen dieses kleine Gebäude, das an Masse leicht von einem gewöhn-

lichen Bürgerhause übertroffen wird, zu einem vollendeten, abgeschlossenen Werke des Genies. — Bei seiner Betrachtung senkt sich in das Gemüth so tiefe Ruhe, wie sie der Grieche empfunden haben mag, wenn er geopfert und, des gewonnenen Schutzes eines mächtigen Gottes gewiß, sich zum Mahle setzte und den Mischkrug im Kreise gehen ließ. — Es lebt und regt sich Alles an diesem herrlichen Baue. Nicht todt und steinern stehen die Säulen da; mit ihren Kannelirungen scheinen sie nach Jahrtausenden noch zu wachsen und sich zu bewegen, wie die heitere Sonne des Südens auf ihnen spielt, und zum Beschauer die melodische Sprache zu sprechen, so wie die Götter, welche griechische Tempel bewohnten, menschlich und melodisch sprachen. Man nennt den Tempel römisch; aber ich schwöre es, es war ein griechischer Meister, der ihn erdacht und ausgeführt. O, das konnten die Römer nicht; so was mußten ihre herrlichen Unterjochten für sie schaffen, sowie sie ihnen die Götterbilder, die Philosophie, die Poesie borgen mußten, um die Blößen der eingebildeten, gebildeten Barbaren zu decken, um den armen Reichthum zu vergolden.

Der kurze Weg über die Boulevards von der maison carrée nach der Arena ist der Weg von Griechenland nach Rom. Da stehst du vor dem Kolosse, vor dem Riesen, der dir mit donnernder Stimme entgegenruft: Bewundere mich! Der blaue Himmel Griechenlands, die göttliche Ruhe verschwindet, und Wolken umziehen dein Gemüth. Nicht mehr Pindarische Jubeloden hörst du, oder des Demodokos herzerfreuenden Gesang, dein Herz, wie der Mischkrug des Griechen, „herrlicher Arbeit," gibt nichts mehr von seinem überströmenden Inhalte, um den heitern Göttern zu sprengen. Es zieht sich furchtsam zusammen vor dem Winseln der Opfer, das dir durch zwei Jahrtausende herübertönt, und du freust dich, wenn auch menschlich, doch schadenfroh, daß der blasse, goldlockige Nazarener diesem blutgenährten Ungeheuer, das man Rom nannte, mit seinem sanft schreitenden Fuße den Kopf zertreten. Freudig rufst du aus: Das hat der

Proletarier unter den Proletariern, das hat der Verachtete, der Jude gethan, und mußte er selbst darüber zu Grunde gehen. Ich weiß nicht, war es dieser Kontrast zwischen Hellas und Rom, war es der Umstand, daß ich in Italien schon größere Werke dieser Art gesehen — das Amphitheater machte mir nur den Eindruck des Gewaltigen, des Ungeheuren, Massenhaften, das äußerlich zwingt, das der historischen Erinnerungen bedarf, um das Gemüth zu bewegen. Diese historischen Erinnerungen abgerechnet, ging ich kalt — ruhig durch die Gänge und Wölbungen, kroch ich auf den zerbrochenen Sitzreihen hinauf und hinunter, und wurde nicht einmal durch die Engländer gestört, die auf dem obersten Rande saßen und geistlos auf die grasbewachsene Fläche in der Tiefe hinabstarrten. Wie hätten sie mich vor der maison carrée beleidigt! Die Arena von Nimes ist eine der besterhaltenen, und man kann hier besser als in Verona und Arles die Einrichtung dieser Theater studiren; man kann sogar erkennen, auf welche Weise sie durch hydraulische Werke zu Naumachien verwendet wurde. — Die Behälter für die wilden Thiere, wie für die Sklaven sind vollkommen erhalten, ebenso die unendlichen Gänge und die Thore, von denen man eines als das Thor des Proconsuls, das andere als das Thor der Vestalinnen bezeichnet. Ja, in den Sitzreihen, obwohl großen Theils zerstört, bemerkt man noch die verschiedenen Abtheilungen, wie sie für die verschiedenen Bürgerklassen bestimmt waren. Die Sklaven saßen, wie unsere Proletarier, auf der höchsten Höhe, im Paradiese. Dort oben befinden sich noch die durchlöcherten Steine für die Stangen, welche das Leinwandzelt trugen, um die Zuschauer vor der Sonnenhitze zu schützen. Es bedurfte gewiß einer sehr kunstvollen Vorrichtung, um das Theater, welches 30,000 Zuschauer faßte, mit einer Leinwanddecke zu überziehen. — In den Gängen sieht man noch die gewissen Institute, die zu den kleinen und niedrigen Bequemlichkeiten des Lebens nothwendig sind. Bedenkt man, daß sich dieser ungeheure Bau so konservirt hat, obwohl, wie bei allen großen römischen Werken, jedes

Cement fehlt, und die Steine sich nur durch ihre eigene Schwere auf einander erhalten; — bedenkt man ferner, welcher Hebel und Maschinen es zu einem solchen Baue bedurfte, und sieht man, wie zweckmäßig und ineinandergreifend bei dem großen Eirund jeder Stein behauen, Nische, Gänge und Windungen sich zu einem Ganzen, nach Einem Mittelpunkte strebend, zusammenfügen: muß man die Römer als große Mathematiker und als die energischsten Baumeister der Welt bewundern, wenn man sich auch eine Viertelstunde vorher überzeugt hat, daß es geschmackvollere, erhabenere gegeben.

Die anderen römischen Denkmäler, die Bäder der Diana, an der wasserreichen Fontaine de Nimes, die sogleich an ihrem Ursprunge einen förmlichen Fluß bildet, und die Porta Augusti haben eigentlich nur noch antiquarischen Werth. — Es sind zu Ende gehende Ruinen, die nur noch in einzelnen Theilen, in Wölbungen, Mosaiken und kleinen Verzierungen mancherlei Belehrung bieten. Die Munizipalität der Stadt und mit ihr der Architekt des Departements, Herr Feucher, ein Freund unseres Semper, den er als Dekorationsmaler beim Dresdener Theaterbaue unterstützte, thun heutzutage alles Mögliche für Erhaltung der antiken Monumente. Vor einem halben Jahrhunderte war es anders; da wollte der Gemeinderath in einer kleinen Geldklemme das Material der Arena an den Meistbietenden verkaufen, und vor ungefähr siebenzig Jahren wußte Nimes selbst nicht, welch ein Denkmal römischer Gewalt es in seinen Mauern besitze. Die Arena war nicht nur ringsherum von den schlechtesten Gebäuden umstellt und versteckt, auch im Innern hat eine Bevölkerung von beinahe fünftausend Einwohnern überallhin in Logen und Löwenzwinger und Gänge und Schauplatz ihre Nester geklebt, so daß vom eigentlichen Baue beinahe kein Stein zu sehen und er selbst ganz und gar vergessen war. Heutzutage geht nun wieder die Manie für die Antike ins Lächerliche. Die guten Bürger von Nimes wollen Alles antik haben; so haben sie sich auch, und zwar in nächster Nähe der maison carrée,

ein antikes Stadttheater gebaut, das sich neben dem griechischen Tempel wie eine Ode vom Leipziger Magister Minkwitz neben einer Pindarischen ausnimmt.

Eines der sonderbarsten Gebäude, das man nur sehen kann, ist die Tour-Magne (turris magna), die sich auf einem Bergrücken, nördlich von Nimes, hoch in die Luft erhebt und Stadt und Umgegend beherrscht. Seit Jahren und Jahren krabbeln die Antiquare an dem Steinhaufen herum, und es geht ihnen, wie bei den Pyramiden: sie wissen nicht, was daraus zu machen. Was sollte die Tour-Magne nicht schon Alles gewesen sein: eine Warte, ein Fort, ein Grabdenkmal, ein Getreidemagazin, ein Wasserthurm, ja sogar ein Pharus in Mitte des Landes! — Nicht ein Steinchen will das Geheimniß dieses merkwürdigen, bizarren Baues verrathen; da steht er stumm und dumm und macht eine verzerrte, höchst unregelmäßige Grimasse auf seine Untersucher. Nicht einmal, ob's ein Römer- oder Celten- oder mittelalterlicher Feudalbau sei, ist herauszubringen. — Auf den ersten Blick, besonders wenn man ins Innere tritt, möchte man glauben, es habe ihn irgend ein wildes Volk in seinen ersten Anfängen, ohne Begriff von Zirkel und Linie roh und planlos als einen Berg aufgehäuft und dann in diesen Berg eine Höhle gegraben. In der That ist es Einem, als stände man in einer der Grotten, wie man sie im Languedoc so häufig findet, und unwillkürlich sieht man sich nach Stalaktiten um. Da ist von einem Ebenmaße nicht die Spur. Bald rund, bald eckig, bald in breiten Winkeln, bald schmal und finster springen die Mauern toll und verwirrend vor und zurück. — Nirgends ein Ruhepunkt, nirgends ein Anfang oder ein Ende. Es ist wie der Traum eines wahnsinnigen Baumeisters, in dessen Kopfe sich alle Style und Formen wild und dunkel durcheinandertreiben. Aber steigt man die moderne Treppe hinauf und hinaus an eine Art von Balustrade, so sieht man wieder zierliche Pforten, regelmäßige Winkel, schöne Verzierungen, kunstvoll behauene Steine, die alle von mehr als bloß ahnungsvollen Anfängen zeugen, und

es scheint, als hätte ein Barbar den Bau begonnen und ein Meister ihn vollendet. — Auf dieser Balustrade vergißt man leicht, auf welch wahnsinnigem Gestelle man sich befindet. — Zu Füßen liegt das schöne Nimes, von dem man durch ein junges Pinienwäldchen getrennt ist; links und uns im Rücken die Cevennen, hinter denen eben die Sonne schlafen geht und die kahlen Berge in violette Schleier hüllt — rechts die weite Ebene und die Rhone, der das grüne Wasser der Fontaine de Nimes langsamen Schrittes entgegenwandelt, wie eine römische Dame der Verfallzeit dem siegreichen Barbaren des Nordens, und uns gegenüber, schon in abendliches Grau versunken, die Alpen der schönen Provence und die Kalkberge, hinter denen Avignon von alter Herrlichkeit und alten Gräueln träumt.

Von der Tour-Magne stieg ich durch das Pinienwäldchen hinab auf den öffentlichen Spaziergang, der sich breit und grün von den Bädern der Diana längs der Fontaine der Stadt entgegendehnt. Es war Sonntag. Unter den ungeheuren Kastanienbäumen, wie sie nur die südliche Sonne am Ufer eines Flusses großziehen kann, spielte die Militärmusik Lanner'sche Walzer, spazierten die Bewohner von Nimes oder saßen mit ihren Mädchen und Frauen an den Tischen und tranken den süßen Wein des Südens. Auf den Wassern tummelten sich leichte Kähne und klangen Lieder in der süßen provenzalischen Mundart. — Die Mädchen waren alle nach der Sitte des Landes in einfaches Schwarz gekleidet; das philiströse Häubchen und das Spitzentuch am Halse waren das einzige Helle an ihrem ganzen Anzuge. Um den Hals trugen sie, wie es hier Mode, eine, zwei bis drei goldene Ketten. Eine solche, oder auch eine silberne fiel vom Gürtel herab und trug eine Scheere, einen Schlüssel, lange Nadeln u. dgl., meist von Silber, oft sogar vergoldet. — Man hält hier und im Lande viel auf diesen Schmuck, und glücklicherweise ist nur selten ein Mädchen so arm, daß es sich ihn versagen müßte. Alles Volk sah wohlhabend und heiter aus; besonders die drallen, vollen Mädchengestalten mit rosigen Wangen

auf braunem Grunde und dunkelglühenden Augen. Doch ist es noch nicht der vollendet schöne Typus, den ich später in Arles kennen lernen sollte, und in Beaucaire und Tarascon, die wahrscheinlich von Arles aus veredelt worden sind.

An demselben Tage habe ich noch die neuerbaute große Kirche besucht. Es scheint den Nimesern mit dem byzantinischen Style besser zu gelingen, als mit dem antiken. Wenigstens zähle ich diese Kirche, wenn ich St. Guilhem du Desert ausnehme, zum Schönsten, was ich in diesem Style gesehen. Es ist hier Alles so rein, so ganz im Geiste dieser Form, als wäre diese Kirche gleichzeitig mit jenem Monumente erbaut worden. Harmonisch mit dem Baue stimmen die enkaustischen Malereien Flandrins,[1] des besten Heiligenmalers Frankreichs, wie man sich in Paris in den Kirchen St. Merry und St. Germain de Pré und St. Vincent de Paul überzeugen kann. Schade, daß die Mittel der Stadt nicht ausreichen, die ganze Kirche von diesem Meister ausschmücken zu lassen. Schade, daß er anstatt des kostspieligen Goldgrundes blauen anbringen mußte, und dreimal Schade, daß sich auch hier das Unzulängliche und Unzuverlässige der Enkaustik bewährt; denn überall dringen schon die weißen Flecken durch den blauen Grund. Ich hebe vorzüglich das Hauptbild über dem Hochaltar, „Christus zu Throne, vor ihm ein König und ein Sklave knieend" als Komposition und die Himmelfahrt Pauli als Komposition und Malerei hervor. — Leider reicht die Figur Christi nicht hin, den ganzen Raum der Wölbung auszufüllen; aber der Maler hatte sie für den goldenen Grund und nicht für den blauen berechnet, was eine wesentliche Veränderung in der Wirkung hervorbringt. — Auch sehen die beiden Apostel rechts und links, obwohl riesig, neben der Hauptfigur winzig aus. Von den Palmtragenden Prozessionen rechts und links gefällt mir die der Weiber links besser als die der Männer. Aber der Maler hatte es auch leicht; er nahm die Modelle aus den schönsten Frauen des Landes, von

[1] Seitdem †.

Tarascon und Arles. Kein Meister braucht sich schönere zu wünschen. Eine berühmte Schönheit, jetzt in Montpellier verheirathet, erkannte ich auf den ersten Blick, und Jeder muß sie erkennen, der sie nur einmal gesehen. — Mit den Männern ging es dem Maler schlechter. Da es ihm mit den Frauen geglückt, glaubte er's wahrscheinlich bei den Männern wiederholen zu müssen; aber die Männer dieses Landes haben nicht das Privilegium ihrer Frauen, die griechische Schönheit durch Jahrtausende unverfälscht den kommenden Geschlechtern zur Bewunderung und Anbetung entgegenzutragen. Wie sehr sich Flandrin Mühe gab, seine Männer zu idealisiren, es sind platte, moderne Herrenköpfe mit sehr schönen Bärten geblieben. Ich fand einige gute Bekannte aus Paris darunter, und meine Andacht war hin.

Ein anderes modernes Kunstwerk, das nächstens mit großem Pomp und allerlei Feier-Spielen in der Arena eingeweiht werden soll, hat mir weniger gefallen. Ich meine die Fontaine von Pradier.[1] Die Stadt Nimes, in römischen Gewanden mit einer Mauerkrone, steht auf hohem Postamente, das sich aus dem Bassin erhebt; ihr zu Füßen sitzen die vier Wassergottheiten des Departements du Gard, als männliche und weibliche Gestalten personifizirt: Die Rhone, der Gardon, der Gard und die große Fontaine de Nimes, von der ich oben gesprochen. Alles kolossal in reinem Marmor ausgeführt. Von den Flußgottheiten kann ich nur eine loben, den würdigen Alten, den graziös und majestätisch dasitzenden Rhodanus. Die andern sind plump und unbeholfen. Die Hauptfigur steht steif da, und ihrer Gewandung sieht man es an, daß sie von Stein ist; ihr Gesicht, wie sehr es sich Mühe gibt, ernst und würdig zu schauen, ist ein Grisettengesicht in vergrößertem Maßstabe. Où le dos change de nom hat sich der Bildhauer eine Faltenlicenz erlaubt, die eine gewisse partie honteuse unästhetisch und unnatürlich zugleich hervortreten läßt. Dagegen hätten sich die Predigten der ehrwürdigen

[1] Seitdem †.

Väter richten sollen, und nicht gegen die decenten nackten Gestalten, wie es seit Wochen wirklich geschieht. Alle Kanzeln wiederhallen jeden Sonntag von Anathemen gegen die Nackten der heidnischen Fontaine. Das ist charakteristisch für die frommen Väter; gegen das Häßliche, Indecente, wenn es nur leise verhüllt ist, haben sie nichts — aber gegen das Nackte, und sei es noch so schön, ereifern sie sich gewaltig. Es soll uns nicht wundern, wenn die Fontaine in einer Nacht zur Ehre Gottes in die Luft gesprengt wird. Denn wie lange ist's her, daß die gute Stadt Nimes zur Ehre Gottes Hunderte von Protestanten geschlachtet; warum nicht eine heidnische Fontaine zerstören? Freilich ist Heidenthum hier nicht so verabscheut wie Protestantismus.

Den 28. Mai 1851.

Der Weg von Nimes bis Avignon ist sehr angenehm. Die Eisenbahncompagnie hatte die gute Idee, die Eisenbahn rechts und links mit prächtigen Pinien, und zwischen den Pinien mit Ginstersträuchen zu bepflanzen, die hier eine bedeutende Höhe erreichen und deren zahllose goldene Blüthen einen süßen Duft verbreiten. So verliert der Weg das Sterile, das sonst allen Schienenwegen eigen ist. Eine halbe Stunde hinter Nimes fährt man durch einen langen Tunnel. Ans Tageslicht gelangt, dehnt sich gegen Süden eine prächtige Ebene, die nur von unbedeutenden, mit Städten und Flecken gekrönten Hügeln unterbrochen, während gegen Norden die Aussicht durch eine sanfte Hügelkette abgesperrt ist, die bis nach Beaucaire an das Rhoneufer hinläuft, wo, wie ein Schloß an der Kette, die Burg der ehemaligen Grafen v. Beaucaire liegt. Ihr gegenüber in Tarascon, am linken Ufer, spiegeln sich die gewaltigen Schloßzinnen des guten Königs René in den rasch und wild vorbeieilenden Fluthen. Von Süden herüber grüßen die Thürme von Bellegarde, ja ein gutes Auge kann sogar die von Arles erspähen. Auf dem Wege von Tarascon nach Avignon ist die Aussicht gegen die Rhone zu ebenfalls abgesperrt durch eine kahle, sandige Hügelreihe —

von ihr aus dehnt sich die vielbesungene Ebene der Provence, die gegen Osten von den sonderbar geformten Alpen begränzt wird. Die hintersten hohen Berge laufen in breiten, gestreckten Wellenlinien hin, aber die kleinern im Vordergrunde, mit ihren vielfach gezackten Gipfeln, sind wie die Wellen eines vom Vorboten des Sturmes aufgeregten See's zu schauen. Sie kochen und schäumen — keine große Welle rollt — aber hunderte von kleinen Spitzen, durch kleine runde Thäler getrennt, springen, spritzen nebeneinander auf. — In der Ebene überall blühende Gärten — schon senkt sich die Rebe und verhüllt den nackten Boden, daß er bald einer friedlichen Wiese und nicht einer gluthenvollen Weinpflanzung ähnlich wird. — Die Einförmigkeit der Oelbäume wird durch die Cypresse aufgehoben, welche ernst und dunkel, einzeln oder in ganzen Hainen aus der grauen Umgebung aufsteigt. Wie sonderbar muthet es unser Einen an, ein einfaches Bauernhaus von mächtigen Cypressen, von breitwehenden Feigen- und blüthenlächelnden Mandelbäumen umgeben zu sehen. — Es ist doch Alles anders, als jenseits der Berge, und ich glaube dem Satze, den neulich ein berühmter Naturforscher gegen mich ausgesprochen: Der Mensch ist von der Natur nicht gemacht, um im Norden zu wohnen. Heidelberg und der Rhein und Thüringen sind die Gränzen; — daß in Preußen auch noch Menschen wohnen — das hat die Nothwendigkeit oder die Reflexion, nicht die Natur gethan oder gewollt.

Drittes Kapitel.

Avignon und der Palast der Päpste — Ville-Neuve-les-Avignon — Eine schöne Nonne — Ruinen — Die weiße Schreckenszeit — Marschall Brune.

Vom Süden aus gewährt Avignon einen schönen, aber nicht außergewöhnlichen Anblick. Von dieser Seite gesehen, können sich das goldene Mainz, das fromme Koblenz, die heilige Colonia mit Avignon messen, aber nie vergesse ich den Eindruck, den diese Stadt auf mich gemacht, als ich sie, auf dem Dampfschiffe von Norden kommend, zum ersten Male erblickte. — Es war mir, wie damals, als ich bei Sonnenuntergang von der Höhe von Obtschina das Meer zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht gesehen. Märchenhaft! — rein märchenhaft! — Ich wüßte keinen andern Ausdruck, um den Anblick zu bezeichnen, wenn sich das Dampfschiff aus den Rhone-Inseln bei Roquemaure herauswindet, und plötzlich der Papstpalast mit seinen Thürmen auf der einen Seite in die Höhe ragt, während auf dem andern Ufer das Fort St. André und die alte Veste von Ville-Neuve-les-Avignon sich am abendrothen Himmel abzeichnen — zwischen beiden die uralte Brücke Pont St. Esprit, die mit ihrer Kapelle mitten im Strome abbricht, als wäre es zu viel, wenn diese beiden Herrlichkeiten mit einander verbunden würden. — Nur wenn man die ältesten, spanischen Romanzen liest, wo aus den dunkelglühenden, melodischen Versen manchmal Namen wie Segovia, Burgos, Stadt der Löwen, Alhambra, Santa-Fé auftauchen — daß man ihre Zinnen und moosigen Mauern vom Sonnenbrand beschossen zu sehen glaubt — nur

da wird Einem manchmal so zu Muthe, wie bei dem ersten Anblicke von Avignon. Aber kaum am Quai angelangt, muß man sich sehr zusammennehmen, um nicht ganz in Träumerei zu versinken und durch sie Gepäck und Zeit und Geld zu verlieren. Das Volk von Avignon ist im ganzen Süden als wahres Räubergesindel verrufen; man spricht nur mit Abscheu oder Spott von den Bewohnern der heiligen Stadt, und wenn ich so die Gestalten betrachtete, die in Masse den ganzen Quai besetzt hielten und, wie Raubvögel die Beute, das ankommende Dampfschiff erwarteten — las ich auf diesen Gesichtern, daß der Ruf Recht habe. Wilde, trotzige, ich möchte sagen, blutdürstige Köpfe, die mit ihrem braungrauen Teint und dunklen Augen sich auf schmächtigen, doch knochigen und nervösen Körpern schnell hin und her bewegen. Ich erkannte die Gefährten Jourdan's, die königlichen Freiwilligen, die Verdets, die Werkzeuge der Congregationen und der Comité's von 1815 — ich erkannte genau die Mörder des Marschalls Brune, die Kinder fünfhundertjähriger Kirchenherrschaft. Das Schiff hatte noch nicht angelegt und war von den Portefaix schon im Sturme genommen. Wie wilde Katzen sprangen sie vom Quai über das Geländе auf das Gepäcke los — jeder bemächtigte sich eines, zweier, dreier Stücke und gab es nicht mehr frei; der Eigenthümer mußte es von ihm in die Stadt tragen lassen und mußte ihm bezahlen, was er verlangte. Denn die Portefaix bilden eine geschlossene Bande, und einer schadet dem andern nicht. Wenn man sich selbst das Gepäcke tragen wollte, sie erlauben es nimmermehr. — Der Kapitän, der an den andern Landungsplätzen so musterhafte Ordnung gehalten, hier stand er ruhig auf seiner Galerie, denn er weiß es aus alter Erfahrung, daß diesem Unwesen nicht zu steuern. — Wir übergaben unser Gepäck einem solchen Banditengesichte und fuhren im Wagen durch die Porte de l'Oule nach dem durch den Mord des Marschalls Brune historisch gewordenen Hotel de la Poste, das später Hotel du Palais Royal, jetzt Palais National heißt.

Bald nach unserer Ankunft fuhren wir durch die Stadt dem Papstpalaste zu, den wir alle in der Nähe zu sehen zitterten, nachdem er uns schon von Ferne so schreckenerregend entgegengetreten war. Die Gassen von Avignon, wie aller südlichen Städte, sind schmal und dunkel, aber die Häuser, auch die kleinsten, haben in Folge ihrer Struktur aus Quadern ein gewisses palastähnliches Ansehen; viele sind in der That auch auf den Trümmern der alten Prälatenpaläste und Klöster entstanden. Oft ist man überrascht, hinter einer unscheinbaren Hausthüre einen weiten, bald gothischen, bald italienischen, säulenumgebenen Klosterhof zu überblicken. — Man schaut im Vorbeigehen in ein Eisen- oder ein anderes Waarenlager, und der Blick bleibt an einer prächtigen Spitzbogenwölbung, an einem ehemaligen Hochaltar, an einer architektonisch reichgeschmückten Kanzel hängen. Zwischen Eisenstangen oder Wollenballen blickt eine wohlerhaltene Madonna im blauen Gewande, mit dem Dolch im Herzen, hervor. — Die Place de la Comedie ist der einzige große Platz der Stadt — er ist von hübschen Privatgebäuden, von Kaffeehäusern, vom Hotel de Ville mit seinen hundert Säulen und seinem gothischen Thurme aus dem vierzehnten Jahrhunderte, und vom neuerbauten Theater, das dem Architekten Feucher Ehre macht, schön und malerisch umgeben. Des Abends treibt sich dort die Bevölkerung aller Klassen umher. Von hier nur noch eine kurze Strecke, und wir standen vor dem Palaste der Päpste. — Es ist ein babylonischer Bau! — Groß, ungeheuer, schreckenerregend. — Vielleicht vor keinem andern Gebäude Europa's empfindet man diesen Schauer. Hoch aufstrebend von der höchsten Höhe des Kalkberges, an dem Avignon liegt — breit und verschlossen, mit wenigen und schmalen Spitzbogenfenstern, mit einem Thore, das trotz seiner Höhe klein erscheint im Verhältniß zum Ganzen — drückt ein geheimnißvolles Schweigen auf diese Mauern und umgibt sie mitten im hellen Sonnenlichte des Südens eine Art von unbegreiflicher Nacht. Man sieht es ihnen an: durch ihre Dicke drang der Nothruf der verschmachtenden

Völker nicht hinein, drangen die Schreie priesterlicher Orgien, ob sie nun in Bacchanalen oder im Foltern der Glaubensopfer bestanden, nicht heraus. Diese Mauern sind des Grundes würdig, auf dem sie ruhen. Johanna von Neapel erkaufte mit Avignon die Absolution für die Sünde des Gattenmordes. — Tritt man in den ungeheuren Hof, in die gothischen Säle, die sich einer über dem andern hoch emporwölben, auf die breiten Treppen, so erkennt man, wie die Bewohner dieses Palastes von ihrer Riesenhaftigkeit überzeugt waren. Die Dicke der Mauern würde jedem Bombensturme widerstehen, sowie sie bis jetzt der Zeit widerstanden haben. Das ganze ungeheure Gebäude ohne Symmetrie und äußerlich erkennbaren Plan, ohne Sonnenblick, ohne einen einzigen freundlich schauenden Winkel, mit seinen eckigen Thürmen, Zinnen und Schießscharten und Schwibbögen, steht da, als wäre es von Cyklopen aus einem einzigen Felsstücke, aus einem Gebirge gehauen worden. — Doch ist es nicht auf einmal entstanden; Ein Menschenalter, der Wille Eines Menschen reicht nicht hin, ein solches Werk aufzuführen. Jeder der hier residirenden Päpste hat etwas zur Erweiterung des im 14. Jahrhundert angelegten Baues gethan: Clemens V., Johann XXII., Benedikt XII., Clemens VI., Innocenz VI., Urban V., Gregor XI.

Den Thurm Trouillas oder die Glacière bekamen wir nur von Außen zu sehen; man sagt dem Fremden, die Glacière bestehe nicht mehr, viele Einheimische aber behaupten, man wolle sie nur nicht zeigen. Es wäre interessant, zu wissen, was man eigentlich verbergen will, ob den Schauplatz der Inquisitionsfolter, den Ofen, wo die Zange glühend gemacht, die Roste, auf denen die Ketzer gebraten wurden; oder den Schauplatz, wo der Knabe Duprat, der feurige Mainville, der Apollo Rovère, der sentimentale Schurke, ehemalige Maulthiertreiber, später Krapphändler Mathieu Jouve, auch Jourdan, auch Coupe-tête genannt, — die einen ihrem Gotte, die andern ihren Götzen in der Nacht vom 16. — 17. October 1791 Opfer schlachteten. —

Dieser konische Thurm hat nur Eine Oeffnung — dem Himmel entgegen. Man sollte das Geschrei der Geschlachteten oder Gefolterten nicht in der Stadt und nicht nebenan in den Gemächern der Kardinäle, Legaten und ihrer Courtisanen hören; es mußte sich an der Wölbung brechen und schwach über dem Palaste als ein Seufzer verhauchen, den der Schritt der Wache auf der Zinne übertönt. — In diesem Thurme verseufzte auch der arme Volkstribun Rienzi sein Leben und büßte, wie Huß, sein Vertrauen auf ein Papstwort. — Gerne drückte ich mich an diesem Thurme vorbei und war froh, daß uns nicht das alte Gespenst von einem Weibe, das ich im Hofe umherschleichen gesehen, begleitete. Die Alte hat die Schrecken jener Nacht von 91 miterlebt und erzählt sie gerne. Wozu die Erzählung? — Man kann es sich denken, was ein wüthendes Volk vermag, das vier Jahrhunderte hindurch einen Thurm wie die Trouillas betrachtete, am andern Ufer seines Flusses ein freies Volk sieht und an seinen Mauern einen Anschlag, in welchem der Papst die Wiederherstellung der Inquisition gebietet. — Auf solchem Boden müssen solche Thaten wachsen. — Jourdan Coupe-tête war vielleicht um kein rothes Haar schlechter, als irgend einer der Kardinäle, die diese ville carillonnante, wie sie Rabelais nennt, bewohnten.

Einen Moment Ruhe von den Schrecken gewährt ein hohes Thurmgemach, in welchem sich noch Reste alter Fresken befinden; schöne Bilder voll Naivität, wie sie den großen Befreiungs- und Vollendungsperioden Masaccio's und Raphael's vorhergehen. Man gibt sie für Giotto's Arbeit aus; es sind Werke späterer Maler, die auf dem Wege der Befreiung schon fortgeschritten waren. Die Figuren, obwohl ebenso naiv wie die Giotto's, sind doch schon weniger gebunden, die Gesichter haben ein weicheres Oval. Es sind vollendet schöne darunter. Viele Figuren stehen ohne Köpfe da, und diese sollen just die schönsten gewesen und von kunstsinnigen Offizieren gerettet worden sein, als die französische Regierung anfing, diese herrlichen

Denkmäler dem Verfalle preis zu geben. Man zeigte uns noch mehrere Gemächer, die ebenso ausgeschmückt gewesen sein sollen, die aber bereits mit Kalk übertüncht sind. Das Schloß ist jetzt eine Kaserne, und in den Sälen lagern die Soldaten zu Hunderten. Die Säle sind zwar der Länge wie der Höhe nach durch eingeflickte Mauern und Fußböden zweifach und dreifach getheilt; doch reicht ein Viertheil des Raumes, den man auf einmal übersehen kann und in dem vielleicht eine ganze Compagnie Platz findet, hin, von der ungeheuren Ausdehnung und Höhe dieser gothischen Wölbungen einen Begriff zu geben.

An den Papstpalast lehnt sich die Kirche Notre-Dame des Dons, welche die Grabmäler zweier Päpste enthält. Interessant an ihr ist besonders der Eingang mit seinen ächt römischen Säulen, Ueberresten eines römischen Tempels, auf dessen Grunde die Kirche aufgeführt sein soll. An die Kirche schließt sich der schöne Spaziergang mit seinen prächtigen Bäumen, mit seiner Terrasse und der Statue des Mannes, der den Krapp ins Land brachte, dessen Kultur jetzt so viele Einwohner des Landes ernährt und den Soldaten ihre Hosen färbt. Ich habe den Namen dieses großen Mannes vergessen. — Die Aussicht geht von hier der Rhone entgegen, fast bis nach Orange, dem Stammsitze der Oranien, hinüber nach Ville-Neuve-les-Avignon und rückwärts über das herrliche Land der Provence, bis an die Seealpen und den Mont Ventou, der seinen gewaltigen Leib in violette Gewande hüllt, gleich einem Kardinale. — Dorthin gegen Nordwesten liegt Vaucluse, das wir sehen müssen.

Vom Schlosse aus fuhren wir um die Stadt. Die Festungsmauern, ringsherum mit dem schönen Kranze der Machiculi, wie wir sie an den Befestigungswerken des 14. und 15. Jahrhunderts kennen, bekränzt, ist vollkommen erhalten und fast ganz sichtbar; nur hie und da wächst aus der Mauer, wie aus der alten Zeit die neue, ein modernes Häuschen heraus, und an diesem hinan weißblühende Mandel- und rosige Pfirsichbäume. Diese Wohnungen sehen so lieblich idyllisch aus, daß man das

Haus des Papstes vergißt, und das thut Noth, wenn man sich an den Herrlichkeiten Avignons so freuen soll, wie sie es verdienen.

An einem schönen Maiabende, während meines zweiten Besuches, führten mich meine Wanderungen über die Kettenbrücke und die Insel aufs jenseitige Ufer, vorbei am Fuße des ruinenhaften Schlosses, nach Ville-Neuve-les-Avignon. Mein guter Stern hatte mich hierher und auf die Höhe des Fort St. André gebracht — denn von diesem Standpunkte aus sieht man Avignon erst recht in seiner ganzen Schönheit: die Rhone als Vordergrund, den Palast größer und dräuender, als wenn man sich in seiner Nähe befindet, und doch die harten Züge durch die Ferne und das sanfte Abendlicht gemildert; im Hintergrunde die Wellenlinien der Provencer Berge mit ihrem Senior, dem Ventoux, in der Mitte. Ich dachte an Victor Hugo's tiefsinnigen Satz: Es ist doch besser, in Deutz zu sein und Köln zu sehen, als in Köln zu sein und Deutz zu sehen. Ich rathe Jedem, der Avignon besucht, sich sogleich nach seiner Ankunft aufzumachen und diesen Punkt aufzusuchen; dann erst wird er wissen, in welcher Welt er sich befindet. Sie ist in der That über alle Beschreibung schön! Ich konnte mich nicht satt sehen. Erst spät raffte ich mich auf, um als voyageur consciencieux noch die Merkwürdigkeiten der hinter mir liegenden Ville-neuve zu betrachten.

Zuerst ein altes Karthäuserkloster. Sein Dach ist so mit Gras und Moos bewachsen, daß man es von der Höhe des Berges aus für ein brach liegendes Feld halten kann. In seinem Innern kleben, wie Schwalbennester, viele kleine Wohnungen, wahrscheinlich aus dem Schutte des alten Klosters zusammengeklebt. Die ehemals prächtige gothische Kirche ist in eine Art von Hof verwandelt und von Wagen, Karren und Ackergeräthschaften angefüllt. Rührend nimmt sich unter diesem Geräthe ein einzeln stehender Spitzbogen reinsten Styles aus, und eine mehr als lebensgroße Madonna, die mit milden schönen Zügen und gefaltenen

Händen, wunderbar erhalten, auf das Gerümpel herabsieht. Von Außen sind die Reste dieses einst gewiß prächtigen Baues theilweise von ungeheuren Weinreben bedeckt. Diese edle Pflanze gedeiht hier ganz besonders gut. Ich sah einen Weinstock, der allein mit seinen Reben alle Fenster dreier dreistöckiger Häuser umrankte. — Im Hotel de Ville fand ich eine Bibliothek, auf die ich mir erlaube die Geschichtsschreiber der Provence aufmerksam zu machen. Sie ist das Geschenk eines vor einem halben Jahrhundert verstorbenen, reichen Gelehrten und enthält interessante Chroniken, Manuskripte und dicke Bücher alter Kirchenmusik, von denen manche mit den farbenreichsten, frischglühendsten Illustrationen versehen sind. Auch das Kloster und Hospital der barmherzigen Schwestern besuchte ich, um das aus dem Karthäuserkloster hierher übertragene Mausoleum Innocenz' VI. zu sehen. Man bildet sich hier gerne ein, das gothische Grabmal sei von hohem Alter, doch erkennt man es auf den ersten Blick als bloße Kopie, die nicht über zweihundert Jahre alt sein kann. Im Klosterhofe saßen einige Schwestern mit weiblichen Arbeiten beschäftigt und genoßen der sanften Abendkühle. Bei meinem Herannahen senkten sie züchtig die Köpfe, doch vermochte ich bei ihrer Erwiederung meines Grußes die hohe und zarte Schönheit der Einen zu erkennen. Ich bedauerte den Verlust nicht, den die Welt durch ihre Frömmigkeit erleidet, denn ein heiliger Friede lag über sie ausgegossen; ihre Wangen waren hold geröthet, und sie schien zufrieden und voll innern Glückes. Zerstreut betrachtete ich noch mehrere alte Gebäude, an denen dieser Flecken so reich ist, und voll Einsamkeitsgedanken wanderte ich längs des Rhoneufers, durch Duft und Nachtigallenlieder nach Avignon zurück. — Die Rhone rauschte melodisch, die Platanen der Insel bewegten sich leise im säuselnden Abendwinde, und zwischen den schwarzen Thürmen der Pontifexe stand still und friedlich der bleiche Geselle. — O schöner Süden! Die Natur hat ihre Phantasie erschöpft, um dich mit allen ihren Reizen zu schmücken, und der Mensch gab dir die traurige Geschichte, um deiner Schönheit

noch den Reiz der Wehmuth zuzugesellen. Ja, diesem Lande sieht man es an, daß es, wie der Alte zu sagen pflegt, eine Geschichte habe. — Aber jede Geschichte ist traurig. Die goldene Zeit hatte keine Geschichte.

Den 29. Mai 1851.

Bei meiner Rückkunft ins Palais-National-Hotel führte uns die Wirthin in das unglückselige Zimmer, in welchem 1815 die Unthat an Marschall Brune begangen worden. Es ist ein weites, schönes, mit dunklen Tapeten ausgeschlagenes Gemach, das in Nichts von seiner schauervollen Geschichte die Spuren trägt. Die Begebenheit, sowie überhaupt die Geschichte des weißen Terrorismus, ist in Deutschland noch zu wenig bekannt; ich will sie hier kurz und bündig in Erinnerung bringen, wie ich sie aus Büchern, Akten und an Ort und Stelle gemachten Erkundigungen kennen gelernt. Die Erinnerung an die Art und Weise, wie gewisse Mächte immer und überall ihre besiegten Feinde behandelt, kann zu keiner Zeit schaden.

Marschall Brune war auch unter dem Empire halb und halb Republikaner geblieben. Er machte Napoleon nicht den Hof, und wurde von ihm und den Hofleuten zurückgesetzt. So kommt es, daß sein Name, trotz seines Charakters, seiner Siege, seiner Fähigkeiten, nicht mit dem Ruhmesglanze umgeben ist, der manchen mittelmäßigen Schauspieler der kaiserlichen Tuilerien schmückt. Brune lächelte und tröstete sich in seiner Einsamkeit mit den schönen Wissenschaften; er übersetzte Horaz und verzierte sein Buch der Reisen mit Versen. Als Napoleon von Elba zurückkam und einen energischen Mann brauchte, um den durch Royalisten und Pfaffen aufgewühlten Süden im Zaume zu halten, erinnerte er sich des zurückgesetzten Marschalls. Nur mit Widerwillen verließ Brune seine Einsamkeit, aber die Rücksicht, daß sein Vaterland, besonders im Süden, vom englischen Erbfeinde bedroht war, bestimmte ihn, den ihm angebotenen Posten anzunehmen. Nicht ohne traurige Ahnungen. Denn als er die Annahme unterzeichnete, sagte er zu den Umstehenden: „Mir ist es, als hätt' ich mein Todes-

urtheil unterschrieben" — und als er bei der Abreise auf der Treppe seiner Wohnung stolperte, rief er lächelnd, doch traurig: „Ein Römer würde umkehren."

Was er während der Hundert Tage in Toulon zur Vertheidigung des Hafens und der französischen Flotte gegen die Engländer und die mit ihnen verschwornen royalistischen Einwohner, was er zur Erhaltung der Ruhe im ganzen Süden mit einer nur kleinen Garnison gegen die immer mächtiger anwachsenden „königlichen Freiwilligen," gegen die „Verdets" und die Agenten der Kongregationen gethan — es gränzt ans Unglaubliche, und man lernt es erst schätzen, wenn man die Blutströme sieht, die gleich nach seiner Absetzung im ganzen Süden zu fließen begannen, um jede Spur von Republikanismus, Bonapartismus und Protestantismus vom königlichen Boden Frankreichs fortzuschwemmen. — Aber für diese Anstrengungen wurde auch keiner der Napoleonischen Angestellten während der Hundert Tage von den königlich und klerikal Gesinnten so bitter, so fanatisch gehaßt, wie Brune. Man that alles Mögliche, um die Bevölkerung im Beichtstuhl wie auf der Straße gegen ihn aufzuhetzen. Lügen auf Lügen, mündliche wie gedruckte, wurden über ihn verbreitet; nicht nur fromme Priester und königliche Freiwillige, sondern auch hohe Damen reisten von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, um die in London gedruckten Lügen unter das Volk auszutheilen. Die beliebteste unter diesen war, daß kein Anderer als Marschall Brune die Prinzessin Lamballe ermordet, daß er es gewesen, der ihren schönen Kopf auf der Pike durch die Stadt getragen. Daß Brune in den Septembertagen gar nicht in Paris gewesen — was lag daran?

Nach der Schlacht bei Waterloo wuchs die Kühnheit der weißen Partei, und trotz der ungeheuren Anstrengungen mußte Brune gewissermaßen unter seinen Augen die Massacres von Marseille auftauchen sehen, den Anfang jener Kette von Gräuelthaten, die sich sogleich nach seinem Rücktritt über Avignon, Nimes, Uzes und die protestantischen Thäler der Cevennen aus-

dehnte. — Brune sah seine Macht schwinden und erwartete mit Ungeduld den Kommissär Ludwigs XVIII., der ihn ablösen sollte, und von dem er hoffte, daß es ihm besser gelingen werde, seine eigene Partei nieder- und vom Morden abzuhalten. Man wußte damals noch nicht, daß die in die Provinzen gesandten Kommandanten und Präfekten eben so viele Agenten waren, welche den Mord der Bonapartisten, Republikaner und Protestanten systematisch leiten sollten.

Marquis de Rivière kam endlich in Toulon an. Brune legte die Gewalt in seine Hände nieder, nahm Abschied von seinen Soldaten, die er herzlich und eindringlich ermahnte, sich in das Unvermeidliche zu fügen, und nicht durch erfolglosen Widerstand das Unglück Frankreichs zu vermehren, und ersuchte den Marquis um Pässe für sich und seine Adjutanten. Dieselben wurden ihm in aller Form ausgestellt, und der Marschall, begleitet von zwei Adjutanten, verließ Toulon in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August, um sich nach Paris zu begeben, wohin er von der neuen Regierung citirt worden war. Noch vor seiner Abreise wurde er mehrmals gewarnt, ja nicht über Avignon zu gehen, da ein Komplott gegen sein Leben bestehe, das in dieser Stadt zum Ausbruch kommen solle. Man wollte vorsichtig sein, man wollte Maßregeln ergreifen, aber der Marquis de Rivière lächelte und machte Vorsicht und Maßregeln zu Nichte, indem er versicherte, er selbst habe schon den ganzen Weg entlang das Mögliche gethan. — Aber schon in Aix wurde Brune von einer Bande königlicher Freiwilliger angehalten. Sie wollten ihn nicht weiter ziehen lassen, trotz Paß und Gegenreden; glücklicherweise erhob der Pöbel, der sich indessen sammelte, ein solches Geschrei von Fluchen und Schimpfen und warf so viele Steine gegen den Wagen, daß die Pferde, scheu gemacht, plötzlich ausgriffen, durch die Volksmenge brachen und den Marschall in wenigen Minuten aus der Stadt und dem Angesichte seiner Verfolger brachten. — Ein Adjutant beschwor ihn, nun die Route über Avignon zu verlassen und die viel sicherere über

Grenoble einzuschlagen, sich selbst den Schimpf und dem Lande vielleicht ein Verbrechen zu ersparen. Aber der Marschall antwortete kurz mit der Frage: Sollen wir Furcht zeigen? und setzte den Weg auf der Straße nach Avignon fort, wo er am 2. August Vormittags zwischen 9 und 10 Uhr ankam und im Hotel de la Poste oder Hotel Palais Royal abstieg, um die Pferde zu wechseln und ein Frühstück einzunehmen.

Eine neugierige Menge sammelt sich um den Reisewagen und prüft und betrachtet ihn harmlos. Diese Menge wird durch die vielen Besucher vermehrt, welche in das Hotel strömen, um bei dem zufällig ebenfalls anwesenden neuen Präfekten des Departements Vaucluse, Herrn von St. Chamans, Geschäfte abzumachen oder ihre Komplimente anzubringen. — In den Winkeln des Platzes schleichen einzelne Männer umher, die sich absichtlich fern zu halten scheinen. Sie schweigen und beobachten das Hotel, den Wagen, die daran beschäftigten Diener und die immer anwachsende Menge. — Plötzlich tritt einer dieser Männer hervor und wirft den Namen Brune hin, begleitet von einigen Verwünschungen, und verschwindet wieder. Mit ihm verschwinden seine Gesellen; eine plötzliche, unwillkürliche Aufregung verdrängt die Harmlosigkeit der Neugierigen. Schon strömen neue Schaaren aus allen Gassen herbei — unter ihnen viele königliche Freiwillige. Die schreien: Tod dem Mörder! Nieder mit dem Republikaner! Ein junger Mann springt hervor und überzeugt die Menge in einer ausführlichen Rede, daß der Mörder der Lamballe sich auf dem Wege zur Loire-Armee befinde und beabsichtige, diese nach der Provence zu führen, um sie aufs Neue für den Usurpator zu erobern und den katholischen Glauben und die Lilie auszurotten. — Die Menge antwortete mit dem Rufe: Nieder mit dem Mörder! In die Rhone mit ihm!

Indessen haben die Kutscher die Pferde angespannt. Das Volk stürzt sich auf sie, spannt die Pferde aus und jagt sie in den Hof zurück. — Herr v. St. Chamans steigt auf den Platz herab und sucht das Volk zu beruhigen, nachdem er den

Marschall beschworen, sich zu beeilen und abzureisen. Das Volk horcht auf die Stimme dieses Ehrenmannes, der seine Autorität geltend macht. Die Pferde werden wieder angespannt, der Marschall und die Adjutanten steigen ein, und nach wenigen Momenten braust der Wagen durch das nahe liegende Thor de l'Oule, am Rhonequai dahin. Der Präfekt tritt ins Hotel zurück. Da erwacht die Wuth der Freiwilligen aufs Neue. Ihm nach! — riefen die Einen — Durch das Thor von Paris! — die Andern. Und die Ersten, blind vor Wuth, stürzen dem Wagen auf dem Quai du Rhone nach und verfolgen ihn mit Steinwürfen; die Andern, listiger, suchen ihm durch die Porte de Paris, an welcher der Wagen vorbeikommen muß, den Vorsprung abzugewinnen. Der Kutscher des Marschalls ahnt so etwas; er peitscht die Rosse, so mächtig er kann, sie bäumen sich, dann aber greifen sie aus, und immer gegeißelt fliegen sie schäumend, wüthend dahin. Er wird die Porte de Paris vor den Freiwilligen vom Platze de l'Oule erreichen. Schon ist er nahe. Aber noch bevor der Wagen das Thor erreicht, stürzen sich ihm auf den Weg postirte Freiwillige entgegen. Die wüthenden Thiere achten ihrer nicht und stürzen mitten durch; die Freiwilligen stieben auseinander. Noch einmal ist der Marschall gerettet.

Aber als sie an das Thor von Paris kommen, springt eine Schaar von Nationalgarden hervor. Die Einen kreuzen die Gewehre und verstellen den Weg, die Andern stoßen mit ihren Bajonetten gegen die Brust der Pferde. Diese prallen blutend zurück und geben dem Wagen eine quere Stellung auf der Straße. Die Bemühungen des Kutschers sind nun umsonst, besonders, da sich Nationalgarden der Zäume bemächtigt haben und da der wachthabende Offizier mit dem Degen in der Hand hervortritt und offiziell den Paß verlangt. — Man übergibt ihn. Er prüft lange und lange, obwohl Alles in Ordnung, obwohl der Paß ein solcher, daß keinem Posten das Recht zusteht, ihn abzuverlangen, oder wenigstens die Pflicht hat, ihn sogleich zurückzugeben: es ist der Paß eines Marschalls von Frankreich. Trotzdem

prüft ihn der Offizier, Herr Berger, noch immer und macht Umstände und spricht von Rückkehr in die Stadt und prüft ihn noch immer, als schon das Geheul der herbeieilenden Freiwilligen von der Place de l'Oule ganz in der Nähe zu hören. Endlich sind sie da; auch die Verfolger vom Rhonequai kommen an, die dort aufgestellten Freiwilligen sind längst da. Mit ihnen zugleich kommt, Böses ahnend, der brave Präfekt herbeigeeilt, und unglücklicherweise der sehr ehrenwerthe Maire der Stadt, Herr Puy. Herr Puy war Maire aus den Hundert Tagen. Was der Präfekt als Bourboniſt hätte gut machen können, verdarb der verhaßte, wohlmeinende Maire. Die Freiwilligen, das Volk, von der Verfolgung noch mehr aufgeregt, hören nicht mehr auf die Stimme des Ersteren, besonders da er Dasselbe will mit Herrn Puy. Schon ist der Wagen gewendet. Die Wüthenden rufen: In die Rhone mit dem Mörder der Lamballe, dem Führer der Loire-Armee! Herr v. St. Chamans und Herr Puy bringen es endlich wenigstens dahin, daß man den Wagen zur Stadt zurückkehren läßt, und sie gehen zu beiden Seiten und machen unendliche Anstrengungen, um die Mörder abzuhalten, die jeden Augenblick den Marschall herausreißen wollen, und erleiden mit heldenmüthiger Geduld die Steinwürfe, die von allen Seiten niederregnen. Herr v. St. Chamans blutet und ist einer Ohnmacht nahe, aber er hält sich am Wagen und läßt nicht ab in seinen Bemühungen. So geht der Zug langsam den langen Rhonequai dahin. Der Marschall sitzt ruhig im Wagen und verzieht keine Miene. Auf die Vorwürfe des Adjutanten, daß er sich solcher Gefahr ausgesetzt und Frankreich nicht diese Schmach erspart habe, antwortete er nur: Sie haben Recht! — das sind Mörder.

So fährt der Wagen wieder durch die Porte de l'Oule, so kömmt er wieder auf dem Platze an. Der kluge Postillon, der die Zügel keinen Augenblick losgelassen, läßt die Freiwilligen in dem Wahne, daß sie allein die Pferde am Zaume führen, aber vor dem Hotel angelangt, zieht er plötzlich wieder die Zügel an, gibt einen gewaltigen Geißelschlag, und mit einem Sprunge sind

die Pferde von ihren Führern befreit und der Wagen im Hofe des Hotels verschwunden. Hinter ihm fallen die Flügel des Thores zu und werden sogleich verbarrikadirt. Umsonst werfen sich ihm Wüthende entgegen, auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden; das Thor schließt und weicht allen Stößen und Hieben nicht. Der Generalmarsch wird geschlagen, welcher die Nationalgarde zusammenrufen soll, daß sie das Leben des Marschalls und die Stadt vor einem Verbrechen bewahre. Erst spät kommen, Alles in Allem, ungefähr 100 Nationalgardisten zusammen, die sich vor dem Thore des Hotels aufstellen. Zu ihnen gesellen sich der brave Präfekt, Herr Puy und ein Herr Balzac. Wahrlich eine kleine Schaar gegenüber der ungeheuren Menge, die immer mehr anwächst und den Platz und die benachbarten Gassen und die Fenster und Dächer der Häuser besetzt. — Da den Wüthenden ihr Opfer für einen Augenblick entwischt, werfen sie sich auf Herrn Hughes, zeitweiligen Kommandanten der Nationalgarde, und wollen ihn mit Fußtritten tödten. Dem Maire, dem Präfekten und einem Major Lambot gelingt es, ihn zu retten. Aber da kehrt sich die Wuth gegen den Maire. Nieder mit dem Maire der Hundert Tage! schreit es, nieder mit ihm! Und auf die Bitte des Präfekten entfernt sich Herr Puy.

Indessen sitzt der Marschall in seinem Zimmer Nr. 3. — Es ist dunkel; die Vorhänge sind vor die Fenster gezogen, und er darf sich ihnen nicht nahen, denn aus den Fenstern der gegenüberstehenden Häuser und aus den Zweigen der gewaltigen Bäume vor dem Hause zielen Hunderte von Feuerröhren nach allen Fenstern des Hotels, um den Marschall niederzustrecken, wenn er sich sehen lasse. Dennoch schiebt er von Zeit zu Zeit den Vorhang ein wenig zurück und mustert tiefsinnig die Menge, die seinen Tod will. Dann kehrt er wieder zum Tische zurück und liest in den Papieren, die neben einer Brieftasche darauf zerstreut liegen. Es sind die letzten Briefe seiner Frau, und er nimmt Abschied von den geliebten Schriftzügen.

Durch die Entfernung Puy's, die ihnen ein Erfolg scheint,

ermuntert, stürzen sich die Mörder, die sich indessen mit Hacken und Beilen bewaffnet, aufs Neue gegen das Thor des Hotels. Aber das Thor weicht nicht; es ist gut, leider zu gut verbarrikadirt. Major Lambot, der sich indessen zu den Vertheidigern gesellt und das Kommando übernommen hatte, wird mit dem riesigen Lastträger Guindon handgemein, aber von diesem zu Boden geworfen; der Präfekt eilt herbei, um dem Major beizustehen, und wird bei dieser Gelegenheit aufs Neue verwundet und muß sich blutend und todmüde zurückziehen. — Die Stürmenden fahren in ihrem Angriff auf das Thor fort; die kleine Schaar der Nationalgarde ladet und treibt sie dann mit Bajonetten zurück. Die Mörder heulen und fliehen. Es ist ungefähr zwei Uhr, und da die Menge vor den Bajonetten zurückwich, ist Hoffnung da, den Marschall zu retten. Der Auflauf hat sich zum Theil zerstreut; ein großer Theil ist plötzlich verschwunden, unheimlich schnell. Die wackern Vertheidiger überreden sich, daß die Menge, ihrer vergeblichen Angriffe müde, sie endlich ganz aufgegeben, und sie denken daran, den Wagen des Marschalls wieder anspannen zu lassen.

Da plötzlich erschallt teuflisches Jubelgeschrei aus der Masse des Volkes, die sich noch auf dem Platze befindet. Lambot blickt erschrocken auf: die Mörder sind von rückwärts auf das Dach des Hotels gestiegen und dringen durch die Dachlucken und Fenster ins Innere. Lambot schlägt in Todesangst an das Thor — aber es ist verbarrikadirt. Das dauert eine Ewigkeit, bis man es öffnet und bis der brave Lambot wird hineindringen können, um den Marschall zu beschützen. Vielleicht kommt er doch noch zur rechten Zeit, denn an der Thüre des Marschalls stehen vier Mann Chasseurs d'Angoulême unter dem Befehle des Lieutenants J. B. Didier. Der kann die Mörder eine geraume Weile aufhalten. Schon tobt es die Treppen herab im Innern des Hotels und eilt es lärmend, schreiend, wuthschnaubend durch die langen Korridore. Die Mörder kommen an der Thüre des Marschalls an; Herr Didier macht keine Miene, sie

zu vertheidigen, nur eine Minute lang noch, bis unten am Thore die Balken weggeräumt sind. Herr Didier läßt die Mörder passiren. Die ersten, die hineinstürzen, sind der Arbeiter Fargés und der riesige Lastträger Guindon.

Der Marschall saß am Tische und las in den Briefen seiner Frau; wie er den herannahenden Lärm hörte, zerpflückte er die geliebten Andenken, dann ging er ruhig, ohne Miene zu verändern, gelassen den Mördern entgegen. Was wollt ihr? fragte er stolz und kalt. Fargés antwortet ihm mit einem Pistolenschuß; er fehlt aber, da der Marschall seinen Arm ergreift, und die Kugel fliegt an ihm vorbei, zerreißt die Tapete und bleibt in der Mauer stecken. Guindon stößt seinen Mordgesellen zur Seite, indem er lachend ruft: Ich will dir zeigen, wie man es machen muß. — Er tritt einige Schritte zurück, legt seinen Karabiner an, und mit zerschmettertem Haupte liegt der Marschall auf dem Boden. Er zuckte nicht mehr — sein Gesicht blieb unverändert. Die Mörder rissen die Fenster auf und verkündeten dem Volke den Tod des Marschalls; ein heulender, thierischer Jubel empfing diese Nachricht. — Die Menge stürzte nun gleichzeitig mit Lambot durch das endlich, aber zu spät geöffnete Thor und durchtobte das Hotel und plünderte es vom Keller bis unter's Dach. Hierauf kamen die Autoritäten und der Procureur, um den Thatbestand aufzunehmen. Das Protokoll, vom Untersuchungsrichter Berger, dem Vater des Lieutenants vom Pariser Thore, verfaßt, lautete so: „Daß die Volksaufregung, welche durch ungefähr vier Stunden theils in, theils außer dem Hotel stattgefunden, den Marschall mehreremal dahin gebracht, daß er sich selbst, bald mittelst einer Feuerwaffe, bald mittelst eines Messers das Leben zu nehmen versucht habe, daß er dann gegen halb drei Uhr sich der Pistole eines Chasseur d'Angoulême bemächtigt und sich den Tod gegeben habe, indem er sich unter dem Halse auf der rechten Seite einen Pistolenschuß beigebracht."

Man legte die Leiche des Marschalls in einen groben Sarg, und einige wackere Männer erboten sich, sie in eine der Kasernen-

kapellen zu übertragen. Kaum aber traten sie mit ihrer Last auf den öffentlichen Platz, als schon die königlichen Freiwilligen über sie herfallen, den Sarg erbrechen, die Leiche herausreißen, sie des Leichentuches entkleiden, zerhacken, verstümmeln und über das Pflaster hinaus auf die Brücke schleifen, von welcher aus sie sie dann unter Hohngelächter und Schimpf in die Rhone werfen. Einige Schüsse werden ihr dann als Ehrensalve höhnend nachgeschickt.

Das ist die Geschichte von der Ermordung des Marschalls Brune — eine Geschichte, die in der Restaurationszeit viele ihres Gleichen findet.

Viertes Kapitel.

Vaucluse — Petrarca — Ein Brief von Petrarca — Die berühmte Fontaine — Laura's Nicht-Grab — Fortuné Guiran — Parteien in Avignon — Thymian — Avignoner Romantik — Avignoner Sagen und Geschichten.

Den 1. Juni 1851.

Avignon besucht und nicht Vaucluse gesehen zu haben, das wäre gewiß ein Verbrechen, mit dem beladen man sich nie und nimmer vor seinen Freunden dürfte sehen lassen — das hieße ja ein empfindungsloses, aller Poesie unzugängliches Herz zeigen, das nicht würdig wäre, sich je an einem Sonett ergötzt zu haben. — Ich schreibe dieß lachend in mein Tagebuch, mehr als zur Hälfte aber ist es mein tiefster Ernst. Es ist so Mode geworden, über Petrarca und seine tausend Sonette und Kanzonen zu lächeln, ohne daß die lächelnden Leute eigentlich wissen, warum sie lächeln — ohne daß sie bedenken, welche nationale Bedeutung diese liebevollen Sonette an Laura für das Volk des Dichters haben. Dante hat sein Volk die Sprache des Himmels und der Hölle gelehrt — Petrarca gab ihm die holde Sprache der Erde. Der aber war immer groß, der einem Volke eine Sprache gegeben. Nicht viel Größeres thaten Luther und Lessing, die Zungenlöser. Und selbst, wenn Petrarca das nicht gethan hätte, eine treue Liebe, die das Herz eines in seiner Epoche hochbedeutenden Menschen durch so lange Zeit mitten in den Kämpfen und mannigfachsten Beschäftigungen eines vielbewegten Lebens so ganz und gar auszufüllen, und das von Diplomatie und Gelehrsamkeit nicht ausgedorrt zu werden vermochte, bleibt immer und unter allen Umständen rührend und achtungswerth.

Daß die Liebe Petrarca's eine solche gewesen, möge Denen, welche nicht an Verse glauben, ein Privatbrief beweisen, den er an einen Freund über seinen Aufenthalt in Vaucluse geschrieben. Er lautet:

„Illic (in Clausa-Valle) juvenilem aestum, qui me multos annos torruit (ut nosti) sperans illis umbraculis lenire, eo jam inde ab adolescentia saepe confugere velut in arcem munitissimam solebam. Sed heu mihi incauto! ipsa nempe remedia in exitium. Nam et his quas mecum adduxeram curis incumbentibus et in tanta solitudine nulla prorsus ad incendium accurrente, desperatius urebar. Itaque per os meum flamma cordis erumpens, miserabili (sed ut quidam dixerunt) dulci murmure, valles coelumque complebat. Hinc illa vulgaria juvenilium laborum meorum cantica, quorum hodie pudet ac poenitet, sed eodem morbo affectis, ut videmus, acceptissima."

Der arme Mann! — er schämt sich seiner Liebeslieder, aber nicht seiner Liebe.

Mit frühestem Morgen fuhren wir aus der Stadt der Päpste ab; unser Weg führte drei Stunden lang durch das bestangebaute Land, durch Fruchtfelder und die schönsten Platanenalleen. Das saftige Dunkelgrün der ganzen Vegetation zeugt von der segenbringenden Nähe der Sorgue, deren Quelle die berühmte Fontaine de Vaucluse ist und die grün und freundlich allüberall zwischen Gesträuch und Gehäge dem Wanderer entgegenmurmelt, zahllose Mühlen und Fabriken treibt und durch hundert kleine Kanäle ihren Segen verbreitet, ehe sie sich, die jugendliche, von Liebesliedern großgesäugte Nymphe, in die wilde Umarmung des Rhodanus wirft. Sie könnte vorher noch Manches erzählen, die junge Nymphe, Uraltes und Trauriges, vom Zuge des einäugigen Karthagers, dessen Elephanten aus ihren Fluthen getrunken, und vom furchtbaren Saint-Ruth, der vor anderthalb Jahrhunderten im Namen seines Gottes und seines Königs ihr

Gewand mit protestantischem Blute färbte. Aber bei ihrem süßen Rauschen denkt man nur an die Sonette Petrarca's. Bei l'Isle, der kleinen, aber schön gelegenen Stadt, bogen wir von der Hauptstraße ab, und nach einer halben Stunde empfing uns das vielgefeierte Thal.

Es öffnet sich freundlich, aber klein und unscheinbar, so daß es an Großartigkeit vielleicht von jedem Thale der böhmischen Gebirge, z. B. vom Petschauer Thale, übertroffen wird. Nichts verräth das Gewaltige der Felsenmasse im Hintergrunde, die sich plötzlich vorschiebt und dem Thale den Namen des „geschlossenen" gibt. Sie ist durch kleine Hügel verdeckt; das Wasser im Thalgrunde eilt klar und ruhig dahin — eine hübsche, im Lande sehr gewöhnliche Vegetation — einzelne Bauernhäuser von Maulbeerbäumen verdeckt — Alles eine alltägliche, provenzalische Idylle. Man kömmt an einem hübschen Wasserfall vorbei, der den Erwartungen des Vaucluser Pilgers nicht entspricht, und man fragt enttäuscht: Ist das die berühmte Fontaine?! Ist das Vaucluse? — Aber der Kutscher lächelt und schweigt und gibt dem Pferde lächelnd einen Peitschenhieb und fährt weiter. Mit einem Male streckt ein ungeheurer Riese sein Haupt über die Hügel herüber und breitet sein Gewand und seine gewaltigen Arme aus nach allen Seiten — es ist der Fels von Vaucluse — ihm zu Füßen zusammengekauert liegt das Dorf, „wie die Sklavin zu des Herrn Füßen," aber keck hinauf zu ihm blicken die Schloßtrümmer, die sich über dem Dorfe von einer einsam stehenden Spitze erheben. Das ist Vaucluse! — man erkennt es an seiner Herrlichkeit, am rauschenden Bach, der, plötzlich wilder geworden, schnell und schäumend aus der Schlucht hervorkommt, und an den kleinen Häusern, die sich mit den Namen Laura und Petrarca schmücken. Vor einem Gasthaus dieses Schildes stiegen wir ab. Die erste Erfahrung, die wir da machten, war, daß die Krebse und Forellen der Sorgue vortrefflich schmecken, und der protestantische Pastor in unserer Gesellschaft bemerkte, der Fluß hätte schon dieser seiner Kinder wegen verdient, von zwei so großen Dichtern, wie Petrarca

und Dante (Paradiso 8. 59) besungen zu werden. Auch versicherte man uns, viele Reisende machten nur dieses und nicht des poetischen Genusses wegen den Abstecher von Avignon hierher.

Nach eingenommenem Mahle traten wir unsere Wanderung zur heiligen Quelle an. Die ungeheure Felswand, die gegen das Dorf ihre weiten Arme ausstreckt, gewährt in der That einen imponirenden Anblick. Die Illusion eines Theaters wird noch dadurch erhöht, daß fast die ganze Ausdehnung der Wand entlang Einschnitte, regelmäßig geformte und gewölbte Höhlen (lithotomi cavi), in mehreren Reihen über einander, gleich wie Logen hinlaufen. An der Pyramide, dem Monumente des Dichters, vorbei gelangten wir bald zu gewaltigeren, die sich dicht am Pfade, wie unabhängig vom Rest des Gebirges, aus dem Boden erheben und die kleineren Verzierungen des ganzen ungeheuren Gebäudes ausmachen und mit den Schloßruinen auf der entgegengesetzten Felsspitze harmonisch zusammenpassen. Der Pfad, welcher an der Sorgue der Quelle entgegenführt, ist ein künstlich angelegter; unter seinem Gestein rieseln hundert kleinere Quellen hervor, deren Klingen und Murmeln mit dem gewaltigen Rauschen des Flusses, in den sie stürzen, einen schönen Chor bildet. Das Wasser der Fontaine, die um Vieles höher liegt als das Dorf, kommt dem Wanderer, von Absatz zu Absatz springend, mit gewaltigem Brausen entgegen. Bald ist das ganze geschlossene Thal davon erfüllt, und je höher man steigt und je gewaltiger die Felsblöcke werden, die den Fluthen den Weg verrammeln, desto stärker wird das Rauschen, desto prächtiger werden die Wasserfälle, die unzählig über und neben einander bald als silberne Bogen sich wölben, bald wie ein Wildbach sich in die Tiefe stürzen, bald, in Millionen Perlen zerstäubt, in leere Luft sich auflösen. Endlich ist die ganze Fluth der Sorgue, die wir so hell und grün und friedlich unten im Thale gekannt haben, in einen einzigen kochenden, weißen Gischt verwandelt.

Aber das ist nur Kindergeschrei, Kinderkrankheit, Keuchhusten — oder, wenn man will, Leidenschaft und Zerrissenheit

der Jugend, vielleicht etwas Affektirtheit und Draperie dabei, Drang in die Welt, erste Liebe — der eigentliche Charakter dieses poetischen Flusses ist doch so, wie wir ihn unten im Thale kennen gelernt, wo er still und gemessen, in ruhigen Rhythmen wandelnd, Nutzen bringend, auf klarem Spiegel Himmel und Erde mit Sternen und Blumen zeigt. Er hat's nicht gestohlen; er hat's von der Mutter, die wir kennen lernen, wenn wir des Pfades Ende erreicht haben.

Eben so grün und ruhig, als die Wellen der Sorgue unten im Provencer Thale, liegt die Quelle von Vaucluse in ihrem tiefen Bette, in schöner Einsamkeit und holder Beschränkung da. Sie bildet einen kleinen See, der aber nur halb zu sehen ist; die andere Hälfte ruht in der Grotte, tief im Felsen, aus dem sie hervorkommt. Es ist, als wäre die Mutter aus der stillen Stube herausgetreten, um ihrem Wildfange auf seinen ersten Ausflügen liebend nachzusehen. Ach, könnte sie ihn unten im Thale, zwischen Wiesen unter Platanen und Olivenbäumen sehen, sie hätte ihre Freude an ihm.

Das Wasser der Quelle ist noch dunkler, als das der Sorgue. Denn der Fels beugt sich mit seinem Oberleibe weit über sie und hüllt sie in seine ernsten Schatten. Er kann sich deutlich in ihr wiedererkennen, denn sie ist so klar, so ruhig, daß man es kaum begreift, wie sie von dem Sprudeln und Wirbeln in ihrer nächsten Nähe nicht ergriffen wird. Kein Windhauch kräuselt sie, denn die Felsen ringsum haben sie sorgsam eingehegt. Kaum merklich bewegen sich die Wasserlilien, die in ihr schwimmen. Eben so still stehen die Cypressen am jenseitigen Ufer, wo sie sich auf der schmalen Terrasse zwischen Fluß und Fels bescheiden hingestellt haben. Sie sind heller als gewöhnlich die Cypressen und klein; Einer unserer Begleiter meinte, sie sähen wie grün verschleierte Engländerinnen aus, die da sitzen und die berühmte Fontaine de Vaucluse in ihr Album zeichnen; ein Anderer aber behauptete, es seien beabsichtigte Traueroden, aus denen hier unwillkürlich kleine, zugespitzte Sonette geworden.

Diese Cypressen, die Wasserlilien in der Fontaine, einige wilde Blumen am Rande, und hie und da an den Stein geklammerte Feigenbäume ausgenommen, gibt es im nächsten Umkreise fast gar keine Vegetation. Natürlich, die ganze Umgebung besteht aus kahlem, überhängendem Kalkfelsen, an dem sich unmöglich Dammerde festsetzen kann. Nur von der höchsten Höhe herab, wie Friedensfahnen von einem Walle, wehten weißblühende Mandelbäume. Wenn sie ein Wind bewegte, der unten im Grunde Alles ruhig ließ, bebten einige fallende Blüthen langsam in die Fontaine oder auf die Häupter der Cypressen nieder. Aber Nachtigallen gab es auch hier, denn wo fehlen in der Provence die Nachtigallen? — Sie saßen in den Cypressen und sangen.

Wir hatten einen glücklichen Tag, denn der Himmel war umwölkt. Eine solche Felsgegend, von heißer, südlicher Sonne beleuchtet, macht immer den Eindruck trostloser Wüste — aber umwölkt, leicht beschattet, mit gemilderter Farbe der gelben Felsen haucht sie das Gefühl süßer, melancholischer Einsamkeit.

Den 4. Juni 1851.

Nach Avignon zurückgekehrt, habe ich das Grab der schönen Laura, die trotz ihrer „Sternenaugen," wie mir scheint, eine gewaltige Philisterin gewesen — nicht besucht. Einen solchen Vorrath an Gefühl habe ich auf meine Reisen nicht mitgenommen, um mich am Grabe einer fünfhundertjährigen Schönen zu begeistern oder zu rühren, an einem Grabe, das nicht mehr besteht, das die Revolution zerstört hat, und an dessen Stelle ein sentimentaler Engländer ein abgeschmacktes Monument gesetzt hat. Das Leben hat mir immer mehr gegolten, als der schönst besungene Tod, und so suchte ich es auch hier lieber auf als das Nichtgrab der schönen Laura. Ich hatte einen guten Cicerone an meinem alten Freunde Fortuné Guiran,[1] dem jetzigen

[1] Seitdem †.

Redakteur des Democrat de Vaucluse, den ich zufälliger Weise nach langen Jahren hier wieder sah. Es ist das derselbe Fortuné Guiran, der im Jahre 1846 die vortrefflichen Briefe an Herrn v. Remusat „über die Hegel'sche Philosophie" in der Revue Nouvelle veröffentlichte, in denen er sich als ausgezeichneten Stylisten und Kenner der deutschen Philosophie bewährt hat. Fortuné Guiran hat lange in Deutschland, besonders in Berlin gelebt und sich mit unserer Sprache und Literatur, vorzugsweise der philosophischen, so gründlich vertraut gemacht, wie wenige Franzosen. Er scheint für unsere Philosophie von Jugend auf be- und gestimmt gewesen zu sein, da er schon im Collegium zu Aix, seiner Heimat, als, was man in Frankreich nennt, ein Atheist zu Gefängniß verurtheilt worden war. Es ist natürlich, daß im frommen Süden solche Früchte reifen. Später, besonders unter dem Ministerium Guizot, hätte er eine glänzende Carriere machen können, wenn er nur ein Mann der kleinsten Konzessionen gewesen wäre. So aber lebte er in stiller Zurückgezogenheit, allein mit seiner deutschen Bildung, ohne Protektion, die in Frankreich Alles ist, bis zur Februarrevolution. Nach Ausbruch derselben begriff er schnell ihre Unfruchtbarkeit, wenn sie nicht von den Provinzen unterstützt würde. Er eilte in den ihm besonders bekannten Süden, übernahm, mit Selbstverleugnung, die Redaktion eines kleinen, demokratischen Lokalblattes zu Avignon und begnügte sich mit der schweren Aufgabe, die so sehr zurückgebliebene, verpfaffte Bevölkerung über ihre Interessen aufzuklären. Seine Bemühungen haben Früchte getragen. Das ehemals durch und durch legitimistische Avignon ist heute wenigstens zu einem Drittheil zum demokratischen Prinzipe bekehrt; die neuen Demokraten suchen ihre blutige, fanatische Vergangenheit aus der Zeit des Legitimismus vergessen zu machen, halten in ihrer Minderheit brüderlich zusammen und geben der Gegenpartei ein imponirendes Beispiel. Sie werden darin von einem großen Theile der Landbevölkerung des Departements de Vaucluse gewissenhaft unterstützt. Das Wirken Guirans

wiederhallte bald in der Pariser Journalistik, welche die der Provinz sonst so unklug verachtet, und er ist heute der Mann, den die demokratische Partei auf ihre Wahlliste stellen wird, wenn Louis Napoleon nicht allen demokratischen Wahllisten ein Ende macht.

Wenn ich an seiner Seite die Stadt durchwanderte, war es mir leicht, die Parteileidenschaften und die Parteien selbst genau kennen und unterscheiden zu lernen. Die Einen grüßten mit freundlichem Lächeln, während uns die Andern Blicke tiefen Hasses zuwarfen. Als ich mit ihm in den demokratischen Cercle trat, wurde er mit Freudenzurufen empfangen, und ich selbst, da er mich als Flüchtling und Robert Blums Reisegefährten nach Wien vorstellte, mit großer Verehrung behandelt. Es ist unglaublich, wie populär der Name Blums überall in Frankreich ist, vielleicht so populär, wie noch nie der Name eines fremden Freiheitsmenschen gewesen, Franklin etwa ausgenommen. Ein alter, langbärtiger Demagog vom Lande bot mir als Bundeszeichen seinen Thymian an, den er im Knopfloche trug. Der Thymian, hier eine Bergpflanze, ist ein Symbol der Freiheit, das Erkennungszeichen der Montagnards. Auf einem Sonntagsspaziergange bemerkte ich noch viele Männer und Weiber, die Thymiansträußchen auf der Brust oder im Munde trugen. Die Legitimisten hingegen hatten weiße Halstücher oder trugen an Kleidern und Hüten die grüne Farbe als Erinnerung an die Verdets, die Anhänger des Grafen von Artois, spätern Karls X. Sie waren überall in der Mehrheit, und an Herausforderungen oder kleinen Verhöhnungen fehlte es hie und da auch nicht. Wenn es einst zu einer Entscheidung kommt, wird Avignon seinen alten Ruf der Wildheit und Grausamkeit schwerlich Lügen strafen. Das Herz blutet Einem in Vorahnungen, wenn man diese leidenschaftlichen, unversöhnlichen Gesichtszüge, diesen herausfordernden Gang, diese rache- und kampfsüchtigen Augen betrachtet. Keine Stadt des Südens trägt den Charakter unüberlegter, blinder Leidenschaftlichkeit so ausgeprägt auf ihrem Ge-

sichte, wie Avignon. Ohne eine Waffe zu sehen, glaubt man an heimliche Dolche, und wähnt man in einer italienischen, von Parteien zerrissenen Stadt des Mittelalters zu sein. Als wir über die belebte Place de la Comedie wanderten, fragte mich Fortuné Guiran, warum ich den Vers citire:

Der Tag wird heiß — die Capulets sind draußen?

Ich hatte ihn unwillkürlich ausgesprochen.

Mein Begleiter zeigte mir unter andern und mit Lächeln das vergitterte Fenster einer Zelle im Papstpalaste, in welcher er schon mehreremal wegen Preßvergehen gebrummt hatte. Der Papstpalast setzt also auch heute noch seine Bestimmung fort. Es gibt Gebäude, an denen ein ewiger Fluch zu hängen scheint; doch möchte ich sie nicht vernichtet sehen. Manches dieser Häuser spricht lauter und besser als hundert Bücher. So ein Papstpalast zu Avignon z. B. widerlegt alle Bossuets und de Maistres der Welt — trotz ihrer Beredsamkeit, trotz ihrer liberalen Heuchelei.

Im innersten Innern soll Avignon die romantischeste, Victor-Hugo'scheste Stadt der Welt sein. Nirgends soll es so viele geheime Thüren, Fallthüren, verborgene Gänge, Gemächer ꝛc. geben, wie hier. Das rührt, wie man mir sagt, daher, daß die meisten jetzigen Privathäuser ehemalige Klöster oder Prälatenpaläste gewesen, die unter einander zusammenhingen und dergleichen Künste nöthig hatten. In einem Keller befindet sich ein eingemauerter Stein mit der Inschrift: Weh' Dem, der mich hebt! — Hinter diesem Stein will man ein sonderbares Rauschen vernehmen, und die Leute sagen, es fließe ein unterirdischer Rhonearm an ihm vorbei, der sich hervorstürzen und Avignon in seinen Fluthen begraben würde, wenn man den Stein aufhübe. Alii alia. — Vor vielen Jahren soll ein zum Tode verurtheilter Verbrecher auf unbegreifliche Weise aus seinem Gefängnisse im päpstlichen Palaste entflohen sein. Nach einiger Zeit wieder eingebracht, versprach er, die Stadt mit einem höchst wichtigen Geheimnisse, das er entdeckt, bekannt zu machen, wenn

man ihm dafür das Leben schenke. Man begnadigte ihn zu lebenslänglicher Haft, und er erzählte von einem geheimen Gange, der ihn aus dem Palaste unterhalb der Rhone hinüber in die Nähe von Fort St. André geführt habe. Diese Geschichte erinnert an eine andere, die sich an ein Kruzifix, jetzt im Besitze der Stadt, knüpft. Dieses höchst kostbare Kunstwerk aus Elfenbein wurde von einem Avignoner Künstler gefertigt und der Kirche als Lösegeld für das Leben seines Bruders angeboten, der ebenfalls zum Tode verurtheilt worden war. Aber der Bruder des Künstlers war nicht wie jener Andere ein gemeiner Verbrecher gewesen, sondern ein politischer, der sich in eine Verschwörung gegen das Mönchsregiment eingelassen hatte. Und so wurde er nicht begnadigt, sondern hingerichtet, trotzdem daß brüderliche Liebe, herrliche Kunst und der Salvator mundi selbst für ihn eingetreten waren.

Das sind so Avignoner Geschichten, die, wie Alles in Avignon, mehr oder minder nach Mittelalter riechen. Die französischen Romantiker, die so sehr nach dem Schauerlichen und Absonderlichen suchen, kennen die Geschichte ihres eignen Landes nicht, sonst würden sie diese Stadt als unerschöpfliche Fundgrube ausbeuten.

Trotz der schauerlichen Vergangenheit und der trüben Zukunft, deren Ahnung Einem hier mit trauriger Gewißheit auf dem Herzen lastet, verläßt man Avignon doch nur ungerne. Der Reisende freut sich, wo er Fremdartiges findet, und vom Schauerlichen trennt sich Jeder mit einem gewissen geheimnißvollen Bedauern. Ich gehe in das heitere Tarascon; auf dem Wege werde ich die Durance begrüßen, einen meiner lieben, poetischen Flüsse, seit ich seinen Namen zum ersten Male in Lenau's Klara Hebert kennen gelernt.

Fünftes Kapitel.

Tarascon — Das Schloß des guten Königs René — Politische Gefangene — Die heilige Martha — Einige alte Maler — Die Tarasque — Die Kettenbrücke — Beaucaire — Der Markt von Beaucaire — Ein hessisches Mädchen — Einst und jetzt.

Den 6. Juni 1851.

Wer hat nicht die Erfahrung gemacht? Man kommt zum ersten Mal im Leben in eine der abenteuerlichsten, phantastischesten Gegenden, wie sie sich selten oder nie wiederholt, und doch scheint Einem Alles so bekannt, als hätte man sie wenigstens im Mondscheine, mit der Eilpost vorüberfahrend, schon ein-, zwei-, dreimal gesehen. Aber das Phantastische ist uns eben vertrauter, als das Gewöhnliche; an diesem gehen wir unbewegt vorbei, und kein Schatten der Erinnerung bleibt zurück; an jenem bauen wir emsig in unseren schönsten ungestörtesten Stunden; wir spinnen uns ein darin, wir machen es zu unserer Residenz; was Wunder, daß, wenn es uns dann im Leben begegnet, wir es wie unsere liebe Heimat, sogar ohne Extase, nur mit freundschaftlichem Zuwinken begrüßen? — So war es mir in Tarascon auf der Rhonebrücke. Wer weiß, vielleicht habe ich diese schöne Welt geträumt, als ich, vor einem Claude Lorrain stehend, ein großer Maler zu sein wünschte.

Es ist ein bezaubernder Punkt. Die beiden Schlösser von Tarascon und Beaucaire liegen, durch die Rhone getrennt, einander gegenüber wie ein Löwe und ein Leopard, die sich mit den Augen messen, bevor sie zum Kampfe anspringen — oder, um mit

Byron zu sagen, „wenn Euch dieses Bild nicht gefällt, da habt ihr ein anderes“: Das Schloß von Tarascon steht da am Rande des Wasserspiegels, wie ein melancholischer König von Thule, der seinen Becher sinken sieht; er hat zu dieser traurigen Scene seinen weiten Talar mit goldenen Sternen umgethan und die alte zackige Krone aufgesetzt — so steht er da, sich im Wasser bespiegelnd, bevor ihm die Augen sinken. Gegenüber aber, der Thurm von Beaucaire gleicht einem Edelknecht, der eben das Gebirge jagend durchlaufen und so, mit der Lanze in der Hand, das Hüfthorn an der Seite, auf der letzten Spitze der Berge Halt macht; er staunt über den großen, herrlichen Fluß, über das Königsschloß am andern Ufer, und er schwingt jauchzend das Barett. Um aber aus den Gleichnissen herauszukommen: Tarascon ist ein hübsches Städtchen, das aber durch sein Schloß, durch den breiten und stürmenden Rhonefluß, durch die kühne Kettenbrücke, durch den neuen, wahrhaft römischen Viadukt der Eisenbahn, durch die Nachbarschaft von Beaucaire und durch die schönen Mädchen, die Schwestern der Arlesischen Griechinnen, zu einem der herrlichsten Flecken des Südens wird. Zuerst besucht man jenes Schloß, die ehemalige Residenz des guten Königs René, des Dichters und Malers. Man staunt, warum selbst ein so „guter König,“ wie Renatus, es nothwendig befunden, sich so gewaltig zu befestigen und sich hinter so dicken Festungsmauern zu verkriechen. Das Schloß steht unmittelbar an der Rhone, auf einem Felsen, an dessen Fuße die Wogen branden; auf den andern Seiten ist es von einem nunmehr trockenen Graben umgeben, über den eine Brücke zu dem Riesenthore führt. So hat es eine gewisse Aehnlichkeit mit Chillon, obwohl der Styl ein ganz verschiedener ist. Man könnte ihn mit einiger Licenz florentinisch nennen. Die ungeheuer hohen Mauern würden kahl aussehen und todt, wenn nicht die schönen Krümmungen der Thürme und der Goldglanz, der auf den Steinen liegt, sie belebten. Bei Sonnenuntergang sieht die Veste wie ein goldener Palast aus. Das ganz platte Dach ist von einer Balustrade

bekränzt, die von sehr zierlichen Machiculis getragen wird und das Bild einer großen, mit vieler Kunst gearbeiteten Goldkrone darbietet.

Mit dem ersten Schritt in das Innere verändert sich das Bild plötzlich. An die Stelle der Einfachheit tritt die reichste und geschmackvollste Gothik. Portale, Thürme, Nischen, Fenster und Friese — Alles mit einer Sorgfalt gearbeitet, als wäre es von einem Goldschmiede ciselirt, und um die Illusion zu erhöhen, ist auch hier das Material, wie außen, von einem getränkten Goldglanze bedeckt, als wäre die Sonne des Südens daran hängen geblieben. Und mit einer Verschwendung sind die Zieraten angebracht, als handelte es sich nicht um ein gewaltiges Schloß, sondern um einen Juwelenkasten, um einen Kronenschrein oder ein Tabernakel.

So wohl ließ es sich der gute König Renatus im Innern werden, während er nach Außen das ernste Gesicht eines geharnischten Ritters zeigte. Den schönsten Theil des Schlosses bildet der zweite Hof, an dessen einer Seite eine kühle schattige Halle hinläuft, und in dessen Winkel Treppenthürmchen, schlank wie Tannenschafte, die ganze Höhe des Baues hinan wachsen. Durch eines derselben stiegen wir in die Höhe. Weite prachtvolle Säle, die durch Gänge und Galerien und Seitentreppen mit einander verbunden sind, thaten sich überall auf. — Die Bänke in den tiefen Nischen, die schönen Kamine zeugten von ihrer Wohnlichkeit; die noch hie und da vergoldeten Decken, welche in Holz geschnitzte, in tiefen viereckigen Feldern farbenglühende Wappen und Bilder tragen, von der Pracht dieser königlichen Säle. Das Licht, das nur spärlich durch die schmalen Fenster oder vielmehr Ritzen einfällt, gewährt eine romantische Dämmerung, die dem träumerischen König behagt haben mag. Auf dem platten Dache konnten wohl Hunderte von Edelfräulein und Herren in provenzalischen Nächten herumspazieren und sich von René's Minnehof unterhalten.

Dießmal trafen wir nur zwei arme Mädchen, die hier

gefangen gehalten werden, denn des guten Königs Schloß ist jetzt ein Gefängniß. Die Mädchen waren zu sechswöchentlicher Haft verurtheilt, weil sie gegen ein altes Klatschweib ihre Ehre thätlich vertheidigt hatten. Als wir auf die Terrasse traten, versteckten die armen Dinger ihre Gesichter. Auch in dem schönen Hofe mit der Halle trafen wir ungefähr zwölf bis fünfzehn Gefangene, diese männlichen Geschlechtes; politische und gemeine Verbrecher bunt unter einander. Doch konnte man sie leicht von einander unterscheiden. Die Einen mit der platten Stirne sahen dumm darein und verthiert, oder auch frech; Andere, der Schande noch ungewohnt, versteckten sich bei unserem Herannahen hinter den Pfeilern. Das waren die Diebe; daß wir uns nicht täuschten, bestätigte uns der Gefängnißwärter von der Höhe eines Thurmes aus, wo wir sie ungesehen beobachten konnten. Die politischen Verbrecher, meist sehr anständig gekleidete, junge Leute, sahen uns mit freiem, offenem Blicke an und erwiederten den Gruß mit Freundlichkeit. Das Schicksal der meisten von diesen konnte man aus verschiedenen Inschriften an den Mauern ersehen. Da stand einmal: Condamné à six mois de prison pour avoir crié: Vive Henri V. — auf einer andern Mauer: à quatre mois, pour le cri séditieux: Vive la République — dans l'an III. de la République — in einem Winkel: dix huit mois de prison pour avoir sauvé la ville natale d'une émeute sanglante. Bei allen diesen Inschriften waren die Namen beigegeben, und der Gefängnißwärter bestätigte brummend und mit Widerwillen ihre Wahrhaftigkeit. — Erzählen diese drei Inschriften nicht die ganze Geschichte, schildern sie nicht ausführlich die ganze Lage des heutigen Frankreichs? — Man darf nicht Heinrich V. leben lassen, aber der Ruf: es lebe die Republik! wird ebenfalls als Aufruhrsschrei verurtheilt, während ein Dritter im Gefängniß sitzt, weil er einen vielleicht den Regierungsmännern sehr willkommenen Aufruhr verhindert.

Wir durften die Gefangenen nicht anreden, aber der Gefangenwärter konnte uns nicht hindern, einigen von ihnen die

Hand zu reichen. Ob es Legitimisten oder Republikaner waren, wissen wir nicht.

Ganz nahe am Schlosse des Königs Renatus liegt die Kirche, die in mehr als einer Beziehung bemerkenswerth ist. Sie ist der heiligen Martha geweiht und enthält das Grab dieser Heiligen, welche, wie die Legende erzählt, auf einem kleinen Kahne ohne Steuer, Ruder und Segel, allein von einem heiligen Winde getrieben, aus dem gelobten Lande in dieses fromme gekommen ist, um die Heiden zu bekehren, was ihr auch glücklich gelungen ist. Aehnliches erzählt die Legende von den beiden Marien, von Lazarus und anderen Heiligen, die dem Heilande besonders nahe standen. Die heilige Martha hat außer der Bekehrung noch eine Heldenthat vollbracht, indem sie die Tarasque, die das Land verheerte, erlegt hat. Das Bildniß dieses scheußlichen Drachen, aus Holz gebaut, wird den neugierigen Reisenden für zwei Sous noch heute gezeigt. Es soll sehr getroffen sein. Wer aber so glücklich ist, am Tage der heiligen Martha in Tarascon zu sein, sieht es, wie es von einer großen Prozession durch die Gassen gezerrt wird. Eine Jungfrau, aber eine reine, führt es am blauen Bande. Die aufgeklärten Einwohner von Tarascon aber versichern den Fremden, sie glaubten nicht an die Tarasque, sondern sie sähen bloß ein Sinnbild des Heidenthums darin, welches die heilige Martha bezwungen hat.

Das Schiff der Kirche ist förmlich bedeckt von Bildern, welche den Lebenslauf und den Tod dieser Heiligen zum Gegenstand haben. Sie stammen von dem Meister Vien, einem der vorzüglichsten Maler Frankreichs im vorigen Jahrhundert und Lehrer des berühmteren David. Den Zopf ihrer Zeit, der auch ihnen anhängt, abgerechnet, sind sie in der That auch durchgängig zu loben und dem Besten beizuzählen, was ihre Epoche hervorgebracht hat. Was Grazie, Farbe und feine Effekte betrifft, steht Vien hoch über seinem theatralischen Schüler. Er ist freier, natürlicher und durchgängig dramatisch; besonders zeichnen sich unter allen diesen Bildern die „Predigt der heiligen Martha"

und ihr „Tod" durch diese Vorzüge aus. Einige Bilder von Parrocel, dem Vorgänger Vien's, übertreffen diese an Ursprünglichkeit und natürlicher Kraft; es ist noch nicht die Geziertheit da, welche die Periode Viens und selbst schon Parrocels verrufen machte. Aber Vien und Parrocel mit all ihren großen Bildern, mit all ihren unbestreitbaren Vorzügen werden von einem kleinen Bilde verdunkelt, das sich in einer Seitenkapelle der St. Marthakirche befindet. Es ist das ein kleines Meisterstück von Vanloo: der Tod des heiligen Franziskus. Auf einem Bette von Binsen liegt der sterbende Klausner. Um ihm die Agonie zu erleichtern, deutet ein gütiger Engel, der sich zu ihm hinabbeugt, mit der linken Hand nach dem Kreuze, welches ein anderer kleiner Engel emporrichtet. Die Auffassung des Gegenstandes ist so großartig in seiner Einfachheit, als stammte das Bild aus der vorraphaelischen Epoche und nicht aus Diderots Zeit, und so überwältigend, daß es diesen seinen encyklopädistischen Zeitgenossen begeistert hat. Da ist Alles so wahr und schön, so gar nicht verheiligt und verkatholisirt, das Gesicht des agonisirenden Eremiten sowohl als der Engel, der eben so gut des Nachbars Tochter sein kann, die herbeigeeilt ist, um einem armen Sterbenden die Hand unters Haupt zu legen und ihn mit frommen Worten zu trösten. Gewöhnlich vergißt man bei diesem Meisterstücke diese einfache Erhabenheit der Konzeption über ein großes Kunststück, welches der Maler hier ausgeführt hat. Ich meine die in der That wunderbare Verkürzung des Engelsangesichts. Trotzdem sich der gute Himmelsbote aus der Mitte des Bildes heraus in grader Richtung gegen den Beschauer auf den Sterbenden tief hinabbeugt, sieht man doch das kleinste Detail des ganzen Gesichtes aufs Deutlichste, ohne daß es im Geringsten an Schönheit verlöre. Es ist ein Meisterstück der Zeichnung und Modellirung.

In einer unterirdischen Kapelle befindet sich das Grab der Heiligen und ihr liegendes Bildniß in Stein gehauen. Ich habe sie an einem Sonntage gesehen; da hielt sie eine zinnerne Schale in der Hand, um, so zu sagen, eigenhändig die Gaben der

Frommen in Empfang zu nehmen. Dafür war der Portier an der Kirche auf das Prachtvollste gekleidet, Musik und Sänger aber herzlich schlecht. Das östliche Portal der Kirche und eine Reihe von Säulen darüber sind kostbare, unvergleichlich schöne Reste romanischen Styles und gehören mit zum Schönsten, was das südliche Frankreich an solchen Resten aufzuweisen hat. Die Zierlichkeit der Säulen, die anspruchlose Kühnheit der Wölbung können auch Den, der diesen Styl seiner oft aszetischen Knochenhaftigkeit und seiner häßlichen Beigaben wegen nicht liebt, mit ihm versöhnen.

Noch schöner aber sind die weiblichen Gestalten, die nach der Messe aus diesem Portale treten. Sie sind, wie ich schon gesagt, nahe Verwandte der Arleserinnen, und ich behalte mir die Beschreibung dieser Letztern auf später vor, bis wir selbst nach Arles, dem Ursitze der Schönheit, kommen.

Gegenüber von Tarascon, nur durch die Rhone getrennt und durch eine luftige Kettenbrücke verbunden, liegt das romantische Beaucaire mit seinem ruinirten Schlosse. Ich nenne die Kettenbrücke „luftig" — „stürmisch" wäre ein besseres Epitheton. Denn eben so gewaltig, wie die Rhone unter ihr, braust ein ewiger Sturmwind durch ihre Eisenstangen. Sie bebt und zittert ewig und wiegt sich hin und her, wie ein leichtes Seidenband im Winde. Der Wanderer halte sich fest und mache sich so schwer und gewichtig, als möglich, wenn er über diesen unheimlichen Steg wandelt, sonst hebt ihn der Sturm in die Höhe und taucht ihn dann in die nichts weniger als sanften Wogen des Rhodanus. So wenigstens hat er es vor einer Zeit mit einem schwerbelasteten Wagen, mit Pferden und Fuhrmann gemacht. Bei dieser Gelegenheit zerriß er auch all die eisernen Bande, als wären sie Spinngewebe.

Das Beaucaire von heute ist ein trauriger, öder, armer Flecken, den man nur noch seiner Schloßruinen wegen besucht. Sie sind der Rest jener uralten Veste, vor deren Mauern der ungeheure Albigenserkrieg mit einer hartnäckigen Belagerung des

Sohnes Raimonds von Toulouse begonnen. Sie flößen Einem noch heute mit ihrem gewaltigen Donjon, mit ihren Felsenmauern und den unzugänglichen Steinbrüchen ganz besondern Respekt ein. Ich aber hielt mich doch lieber unten im Städtchen auf, denn es war just Marktzeit, und da gehört Beaucaire zu den interessantesten Flecken des Südens. Die sonstige Oede und Traurigkeit weicht dem Lärm, der Geschäftigkeit der buntesten Bevölkerung. In allen Gassen und Gäßchen reihen sich reiche Waarenlager aneinander, und auf dem großen, baumbepflanzten Platze längs der Rhone erhebt sich ein Bazar neben dem andern. Die buntesten Trachten geben der Messe von Beaucaire, dem Leipzig des Südens, das Aussehen eines orientalischen Marktes. Auch fehlt der Türke nicht, der gravitätisch auf- und niederwandelnd seine orientalischen Düfte und Balsame anbietet oder, im Schatten einer Platane sitzend, Ambrapfeifen und Tschibuks verkauft. In einem Zelte singt ein brauner Araber das Lob seines Honigkuchens, den er von den Küsten Afrika's herübergebracht, und lockt den weißen Burnus an, der ein Stück nach dem andern verzehrend Allah preist und der Dattelwälder seiner Heimat gedenkt. Durch das Gedränge, behend wie Schlangen, schlüpfen spanische Zigeunermädchen, mit Augen, schwärzer als die des Arabers, und halten die schönen Arleserinnen auf, um ihnen eine schöne Zukunft zu prophezeien. Sonderbar und melancholisch genug nimmt sich unter diesen glühenden, exotischen Pflanzen das hessische Mädchen aus, das, in seinem kurzen Röckchen mit dem schwarzen Sammtkäppchen an einen Baum gelehnt, deutsche Volkslieder, das halbe Wunderhorn, herabsingt. Mich und den Professor an meiner Seite ausgenommen, versteht sie vielleicht keine Seele unter all den Tausenden, aber die melancholischen Töne rühren, und sie hat einen guten Markt. Wie jubelt sie auf, da ich sie deutsch anrede und ihr sage, daß ich auch „bei Frankfort, wo sie zu Hause ist," bekannt bin; da ich sie aber frage, wie sie hieher gekommen, weiß sie mir nicht zu antworten. Sie ist so nach und nach von ihrem Schicksal „von

Frankfort" immer weiter geschoben, von ihren Liedern immer weiter getragen worden, bis sie, ohne Ueberraschung, hier unter Burnusse, Arleserinnen, spanische Zigeunerinnen gerathen. Wohin wird das vierzehnjährige Kind noch gerathen, wohin noch getragen werden? —

Die Bazars und Zelte sind eben so viele Schatzkammern der kostbarsten Gold- und Silbergeräthe, der edelsten Stoffe aus Orient und Occident. Trotz diesem Reichthum ist der Markt von Beaucaire doch kaum mehr ein Schatten von dem, was er im Mittelalter gewesen. Da steuerten genuesische und venetianische Schiffe die Rhone herauf und brachten ihre morgenländischen Schätze mit, um sie an die reichen Seigneurs des südlichen Frankreichs oder an die Kaufherren des goldenen Burgund zu verkaufen, oder sie gegen die Erzeugnisse der klugen Flamänder von Brügge und Gent, die ihnen hierher entgegen kamen, auszutauschen. Mailand schickte seine Juweliere und Goldschmiede, Toledo seine Schwertfeger, und zuletzt auch Portugal seine Gewürzschiffe, die es auf den Küsten Afrika's und Ostindiens beladen hatte. Selbst das fabelhafte Tripolis lief unter friedlicher Flagge in dieselben Gewässer ein, die es in anderer Zeit nur unter der rothen Korsarenflagge befahren. In der Veste Trinquetaille an der Rhone wachten indessen bewaffnete Schaaren, um das schätzereiche Beaucaire vor tunisischen und algierischen Besuchen zu schützen. Auf dem Schlosse ging es bei solchen Gelegenheiten lustig her. Die Grafen von Toulouse waren so freigebig und gastfrei. Dichter, Ritter, Künstler und große Kaufherren fanden da oben freundliche Aufnahme, und Gesang und Ritterspiele ergötzten die Gäste.

Mit all dieser Pracht ist es heute aus. Keine genuesischen, venetianischen, portugiesischen Schiffe steuern mehr die Rhone aufwärts. Von Avignon herab fliegt das Dampfschiff und bringt nur Gäste aus der Nachbarschaft, von Arles trägt die Eisenbahn schöne Mädchen herüber, die sich wollen bewundern lassen. Und wenn der Markt nach vierzehn Tagen verschwunden, ist es wieder

öde in Beaucaire. Die Fremden eilen auf dem Omnibus vorbei, um auf den Bahnhof und von da so schnell als möglich nach Nimes oder Montpellier zu kommen. Hätte es nicht die Schiffer des großen Kanals und die vierzehntägige Messe, die ihm einigen Miethzins für Wohnungen und Magazine abwirft, Beaucaire wäre der armseligste Flecken des südlichen Frankreichs.

Sechstes Kapitel.

St. Remy — Antiquarische Betrachtungen — Gränzen des Griechenthums von Marseille — Römische Monumente — Mad. Lafarge — Die Alpinen — Ein einsamer Schäfer — Die Monolithstadt — Die Herren von Baux — Geschichte der Waldenser in Frankreich.

Den 26. Juli 1851.

Einige Stunden westlich von Tarascon, am Fuße der sterilen Alpinen, liegt St. Remy. Die römischen Monumente allein hätten mich nicht hierher und von der großen Straße abziehen können, hätte ich nicht weiter in das Gebirge wandern wollen, um auf seinem östlichen Abhange die wunderbare Stadt Les Baux zu sehen, von der man mir so viel erzählt hatte. Ich bereue den kleinen Umweg nicht. St. Remy, das nette Städtchen, hat nicht nur römische Monumente, es besitzt überall, wohin man sieht, lebende, sprechende, lachende Erinnerungen an die höheren Griechen. Ich begreife die Archäologen und Historiker nicht, daß sie die Spuren alter Völkerwanderungen nur nach todten Mark- oder Leichensteinen verfolgen und nicht Einmal das Auge aufschlagen, um in ein Menschenantlitz zu sehen, das ihnen vielleicht mehr sagen kann, als alle Chroniken und Inschriften. Nachdem ich den Mädchen von St. Remy ins Gesicht gesehen, behaupte ich keck vor jedem Archäologen und Historiker, ohne nur eine Münze, eine Inschrift, ein Manuskript geprüft zu haben: bis hierher dehnten sich nordwärts die Kolonien der tapferen und schönen Phozeer aus Marseille! Es ist derselbe vollendete Typus, dieselbe gerade, edle Nase, derselbe sanftgebogne Nacken der griechischen Statuen, dieselbe aristokratische

Hand, dieselben feinen Knöchel über einem schönen, schmal gedehnten Fuß — es ist dieselbe Schönheit, die wir in Arles bewundern, die uns über Tarascon begleitet und uns in St. Remy „Lebewohl" lächelt, wenn wir uns in dem unwirthbaren Gebirge verlieren, an dessen Fuße St. Remy liegt, und das wie eine Gränze ist zwischen Barbarei und holdem Griechenthum. Auch den schönen Kopfputz aus Arles, der an die phrygische Mütze erinnert, finden wir hier wieder. Ja, die Mädchen von St. Remy wissen ihn noch schöner und mit mehr Grazie und Mannigfaltigkeit zu binden, wie sie überhaupt im Rufe einer raffinirten Koketterie stehen. Wenn man die Zartheit ihres Gesichtes, die Feinheit ihrer Hände betrachtet, glaubt man gerne, was von diesen Bäuerinnen erzählt wird, daß sie nur mit verschleiertem Gesichte und mit Handschuhen auf dem Felde arbeiten. Daß dieß von den rauheren Männern geduldet, ja geliebt wird, zeigt vielleicht auch deutlicher als die Münzenerklärung des Marquis de la Goy, daß die Bewohner von St. Remy Hellenen sind.

Das Städchen sieht mit seinen wohnlichen Häusern, seiner prachtvollen Vegetation, seinen sprudelnden Wassern, seinen vielen Café's so freundlich aus, daß man Mühe hat, sich zu überreden, man habe das uralte Glanum vor sich. Erst eine starke Viertelstunde hinter den Häusern reden die zwei berühmten Monumente deutlich und überzeugend von seinem hohen Alterthum. Sie gehören wohl zu den interessantesten und schönsten Antiken des südlichen Frankreichs und bestehen aus einem Triumphbogen und einem Mausoleum.

Der Triumphbogen steht auf einem massigen Unterbau, von welchem aus er sich, in den Haupttheilen trefflich erhalten, mit seinem Portikus zu einer bedeutenden Höhe erhebt. Nur der oberste Theil des Ganzen, der auf die Wölbung drückte, ist gänzlich ruinirt, fast bis hinab zu der herrlichen Guirlande, die, aus Tannzapfen, Weintrauben, Olivenzweigen bestehend, auf beiden Seiten anmuthig und in ihren kleinsten Theilen vollendet die Thore bekränzt. Vier Pilaster dorischer Ordnung erheben sich

vom Sockel in den vier inneren Ecken und tragen die weiten, von Rosen geschmückten Archivolte. Beide Hauptseiten des Gebäudes sind rechts und links von dieser mit je zwei, also im Ganzen mit acht Säulen geschmückt, die ungefähr auf halber Höhe der innern Pilaster beginnen und sich mit ihren Kapitälen fast um die halbe Länge über diese erheben. Sie sind kannelirt und korinthischer Ordnung. Da von jedem Säulenpaar die eine am äußersten Ecke des ganzen Gebäudes, die andere in der Nähe der Archivolte angebracht ist, so entstehen zwischen ihnen auf jeder Hauptseite zwei Zwischenfelder oder flache Nischen, die von mehr und minder verstümmelten Basreliefs ausgefüllt sind. — Jedes Basrelief stellt einen gefesselten Mann an der Seite eines gefesselten Weibes vor — die wohl unterworfene Provinzen bedeuten sollen, da der Schnitt ihrer Kleidung auf barbarische Völkerschaften schließen läßt. Von all diesen acht Figuren haben nur zwei ihre Köpfe. Die weiblichen der einen Seite scheinen nicht so wie die der andern gefesselt zu sein. Die eine derselben hat Schilde, Kriegstrommeten, Fasces und allerlei Waffen zu ihren Füßen und sitzt graziös, zugleich gebieterisch da, während der gewaltige Mann an ihrer Seite an einen Baum gebunden ist. — Alle diese Figuren lehnen mit dem Rücken an dem Hintergrund, welcher mit breiter und reicher, hoch über ihre Köpfe sich erhebender Draperie geschmückt ist. Ueber der Guirlande, die den Eingang ziert, sieht man noch Reste von langgestreckten Figuren, die, nach der besterhaltenen zu schließen, Fama, Victoria u. dgl. vorstellen mochten. Auch die beiden Schmalseiten haben, wie es noch die Reste von Konsols verrathen, ehemals Basreliefs getragen, doch ist heute jede Spur verschwunden. Ohne den zertrümmerten Ueberbau, der einzelne losgelöste Quadern und Anfänge ohne Fortsetzung und Fortsetzungen ohne Anfänge zeigt, würde der ganze Bau noch heute ganz und gar nichts Ruinenhaftes haben. Selbst die zerbrochenen Säulen an den vier Hauptecken sind so regelmäßig, fast gerade in der Mitte getheilt, daß ihr Anblick nur wenig stört. Wie bei allen Römer-

bauten, ist auch bei dieser das Massenhafte vorherrschend, und sie würde vielleicht den Eindruck des Schwerfälligen machen, wenn ihr nicht die feinen Skulpturen, die meisterhaft und zart gearbeiteten Verzierungen, die beweglichen Kannelirungen der Säulen und Pilaster gewissermaßen Flügel gäbe. Um einen ungefähren Begriff von dem Leben in diesem Gebäude zu geben, könnte man vielleicht sagen, es sehe aus, als wäre ein Römer sein Architekt und ein Grieche sein Bildhauer gewesen. Dieses merkwürdige Monument ist von Vielen als herrlich gepriesen, von Vielen als unbedeutend verworfen worden — Niemand aber wird leugnen, daß es immer schön ist, wenn man es nur als Rahmen für die prachtvolle provenzalische Ebene betrachtet, die sich jenseits des Bogens, im blauen Dufte schwimmend, mit ihren cypressenreichen Fluren, mit ihren Wassern und Bergen ausdehnt. Ich meines Theiles habe vor dieser ewigen Jugend der Natur alle Archäologie der Welt vergessen.

Wenige Schritte von diesem Kriegermonumente steht ein anderes: das Mausoleum. Es ist ruhiger, einheitlicher, darum schöner. Auf einem prachtvollen Sockel, welcher selbst auf einem gewaltigen, gestuften Unterbau von Quadern ruht, erhebt sich das Gebäude mit seinen zwei Stockwerken zu einer Höhe von 20 Meter. Das erste Stockwerk, welches sich gegen das Piedestal ein wenig zurückzieht, ist viereckig und aus vier Bogen zusammengesetzt, die nach den vier Weltgegenden blicken. Jeder dieser Bogen ist von Außen mit einer Guirlande bekränzt, die im Halbkreise nach beiden Seiten auf einfache, mit dorischen Kapitälen geschmückte Pilaster herabfällt, während auf jeder der vier Ecken dieses Stockwerks eine kannelirte Säule mit attischer Basis und reichem korinthischem Kapitäl prangt. Der Fries, welcher das Ganze bekrönt, zeigt Meerungeheuer, Sirenen, Opferinstrumente ꝛc. Ueber den Bogen erhebt sich das zweite Stockwerk, das, abgetragen und auf ein Piedestal gestellt, für sich ein reizendes und in sich vollendetes Kunstwerk geben würde. Es bildet einen kleinen Tempel, der aus zehn Säulen und einer von diesen

getragenen Kuppel besteht. In seinem Innern, von allen Seiten sichtbar, stehen zwei kolossale, in die Toga gekleidete Römer. Das Ganze scheint lebend, wie eine Pflanze, wie ein Blumenkelch. Die Säulen sind wie die an den Ecken des ersten Stockwerkes beschaffen — sie sind kannelirt, und Basen und Kapitäle haben mit jenen die größte Aehnlichkeit, nur sind sie in jedem Theile feiner, zarter, beweglicher, sowie sie vielleicht um ein Drittheil dünner sind. Der Fries, der sie von der Kuppel trennt, ist eine Blumenkette. Da die Kuppel eine konische Form hat und der ganze Tempel mit seiner Base über dem ersten Stockwerke, sowie dieser über dem Piedestal und das wieder auf dem Unterbau ein wenig zurücktritt, gewinnt das Ganze etwas Pyramidalisches, Himmelaufstrebendes — ohne sich, wie gothische Thürme, mystisch zu verlieren.

Bemerkenswerth sind noch die Basreliefs, welche das Piedestal schmücken. Sie haben von der Zeit und manchem Vandalen vielleicht am Meisten gelitten. Doch kann man bei näherer Betrachtung noch ungefähr den Gegenstand erkennen, den sie vorstellen sollen, und Manches in der Arbeit lobenswerth finden. Das unbedeutendste von allen ist wohl das nördliche, das ein Reitergefecht vorstellt. Pferde, Menschen — Alles ist hier gleich häßlich und ungeschickt; Verkürzungen kommen da vor, die geradezu wie die gewaltsamsten und unnatürlichsten Verrenkungen widerlich sind. Viel besser sind, in manchen Theilen sogar meisterhaft, die Basreliefs der drei andern Seiten, von denen das eine eine Jagd, das andere einen allegorischen Triumphzug mit geflügelten Weibern, und das dritte den Kampf um einen Leichnam, vielleicht den Kampf um den todten Patroklus zum Gegenstande hat. Ueber den Figuren der Basreliefs sind Blumenguirlanden angebracht, die von kleinen Jungens, oft in den possierlichsten Stellungen, getragen werden. Was den Kunstwerth betrifft, steht das ganze Basrelief in keinem Verhältnisse zum Rest des Monumentes.

Das Material zu diesen beiden Monumenten von St. Remy, sowie zu den meisten Bauten der Römerzeit und des Mittelalters in diesen Ländern, sollen die ungeheuern Steinbrüche geliefert

haben, die sich nicht fern von hier unter den Alpinen hinziehen. Sie sind so weitläufig und mit ihren hundert und hundert Gängen so labyrinthisch verschlungen, daß sich Niemand nur auf eine kleine Entfernung hineinwagt, aus Furcht, den Rückweg nicht wieder zu finden. Man erzählte mir eine rührende Geschichte von zwei Kindern, die sich, Beeren suchend, in diesem Labyrinthe verloren haben. Erst nach fünftägigem Suchen fand man sie, eins ans andere gelehnt, dem Tode nahe. Die frommen Seelen, da sie sich sterben fühlten, hatte eins dem andern seine Sünde gebeichtet.

Links am Wege, der von St. Remy in die Alpinen führt, liegt, von Bäumen schön beschattet, ein einsames, weitläufiges Gebäude. Es ist ein Irrenhaus und dient jetzt der Mad. Lafarge, die es, der bessern Lage wegen, mit dem Gefängniß von Montpellier vertauscht hat, zur Wohnung. Wie es scheint, kann Mad. Lafarge ihren Aufenthaltsort nach Belieben wählen. Das macht die Protektion bei einem korrumpirten Weibe, das ganz Frankreich für eine Giftmischerin hält.[1] Wenn einer der Gefangenen von Belle-Isle, der Gesundheit wegen, sein Gefängniß verändern wollte, man würde ihm höchstens eine Zelle auf der brennenden Küste von Bona gestatten.

Bald verschwand auch dieses Gebäude hinter uns und mit ihm die Lieblichkeit der westlichen Provence. Immer aufwärts steigend, verloren wir uns in die Wüstenei der Alpinen. Mit dem ersten Schritte in die Schlucht, durch welche die Straße über diesen Gebirgszug führt, verschwindet alle Vegetation. Kein Grashalm, geschweige denn ein Baum, ist zu sehen. Aus den verwitterten Schichten, die haltlos die Abhänge bedecken, recken sich gewaltige Felsenmassen vor, springen ungeheure Felskolosse heraus und versperren die Straße, die sich mühsam zwischen diesen Kolossen und einem Abgrunde fortwindet, je nach hundert Schritten verschwindet, um sich plötzlich wieder und gewaltsam

[1] Sie wurde 1852 ganz begnadigt und starb noch im selben Jahr.

über Gerölle weiter zu schleppen. Auf den obersten Spitzen der Berge lagern Felsstücke so sonderbarer Bildung, daß man verlassene Schlösser, gigantische Rinderheerden, versteinerte Hirten zu sehen glaubt. — Zum Glücke war der Himmel umwölkt und hatte ein Platzregen die Luft abgekühlt, sonst hätten wir wie durch meilenweite Bleidächergefängnisse wandern müssen. Auf dem stundenlangen Marsche, der bald auf der nothdürftigen Straße, bald im Bette eines vertrockneten Wildbaches fortging, und auf dem wir noch, da wir einer Wüste entgegenzogen, unsere Lebensmittel mittragen mußten, begegnete uns keine menschliche oder thierische Seele. Wir waren in der vollendetsten Einsamkeit. Unsere Sorge blieb, ob die Sonne nicht doch die Wolkendecke durchbrechen und uns mit ihren heißen Pfeilen beschießen werde. Wir waren in den Hundstagen und in der Provence, und zwischen diesen kahlen Felsen hätten wir jeden Strahl hundert- und tausendfach gefühlt. Glücklich erreichten wir die Höhe des Gebirgsrückens noch vorher. Die jenseitige Ebene war bald erreicht, und nun ging der Weg dem Süden zu, das Gebirg entlang, das wir der Breite nach überstiegen hatten. Durch die vielen Schluchten sahen wir in sein trostloses Innere. Am Eingange der einen fanden wir seit Stunden die erste menschliche Seele, einen Schäfer mit seinem riesigen Wolfshund; die Heerde weidete in der Schlucht. Der Mann schien ganz glücklich, wieder einmal, nach langer Zeit vielleicht, Geschöpfe seiner Gattung zu sehen. Auch ließ er uns sobald nicht weiter, sondern begann ein rührendes Klagelied über seine Einsamkeit anzustimmen. Ich verstand nur wenig von seinem Patois, aber der Ton seiner Stimme, der Accent des Schmerzes ging mir zu Herzen. „Immer nichts als diese Felsen zu sehen, des Abends, wenn mir die Augen zufallen, und Morgens, wenn ich sie wieder aufschlage, und nichts als die Schafe und das elende Gras zwischen den Steinen — der Mensch ist nicht dazu gemacht!“ Er fragte uns, woher wir kämen? — der Professor antwortete ihm: aus Paris. Paris! rief er aus und schlug sich auf den Hut. Seine Augen

leuchteten; er schien sich eine phantastische Vorstellung von der Stadt zu machen, in der so viele Menschen zusammenwohnen. Der Professor fragte ihn, ob er's zufrieden wäre, in Paris zu wohnen, unter der Bedingung, nie wieder hierher zurückzukehren? Er überlegte einen Moment, dann aber schien er plötzlich mit seinen Schafen und Felsen versöhnt und antwortete mit einem entschiedenen: Nein. Er erzählte uns noch, daß sein Herr, ein reicher Fabrikant aus St. Remy und Gutsbesitzer in dieser Gegend, ihm dieses Jahr 50 Franken von seinem Gehalte abziehe, weil der Hagel die Mandelbäume geschlagen hatte, dann, daß er beständig auf seiner Hut sein müsse gegen die Wölfe, die jeden Abend aus den Bergen hervorkommen. Mit vielen Segenswünschen entließ er uns und zeigte uns noch den kürzesten Pfad, der nach Les Baux führt.

Es ist bezeichnend für die Stadt, die wir sehen wollten, daß dieser einzige Weg sich bald ganz und gar verlor und trotz aller Mühe nicht wieder aufzufinden war. So stiegen wir denn auf gut Glück mitten durch Wein- und Mandelbaumpflanzungen, über ausgetrocknete Bäche, durch Hecken und Gesträuche immer gradaus dem Felsen entgegen, der gewaltig und breit den Horizont gegen Süden absperrt und auf seiner höchsten Spitze die sonderbaren Ruinen eines Schlosses trägt, von dem man nicht weiß, ob sie nur die Fortsetzung des Felsens, oder ob der Fels ihr künstlicher, von Cyklopenhand aufgeführter Unterbau ist. Denn dieser Felsen selbst läuft in seiner ganzen Breite, rechts und links vom Schlosse, oben in Zinnen und Mauern aus, die nicht durch die geringste Fuge oder Ritze von ihm getrennt sind, und blickt da und dort, tief unter diesen Zinnen und Mauern, dem Wanderer mit Nischen und Schießscharten und Fenstern entgegen. So präsentirt sich die Stadt Les Baux dem Wanderer zuerst, und er fragt sich, ob er eines jener Naturspiele, jener unwillkürlich gigantischen Nachahmungen menschlicher Bauwerke vor sich habe, wie sie ihm schon in den Alpinen, in den ausgeschwemmten westlichen Cevennen, im Thale von St. Guilhem du

Desert begegnet sind? Hat er aber den Felsenweg, den er auf halber Höhe des Berges endlich wiedergefunden, erst ganz erklommen, dann sieht er, um es in Einem Worte zu sagen, eine ganze, große und prächtige Stadt aus einem Felsen gehauen, wie der Bildhauer ein Menschenbild, eine Vase aus dem nachgiebigen Blocke schlägt. Ja! eine ganze, große, mit aller Pracht des Mittelalters und der wiedergeborenen Griechenkunst geschmückte Stadt, eine Stadt mit Wällen und Thürmen und Zinken und Zacken, mit Palästen, Kirchen, Kapellen, Hospitälern, Verließen, mit Treppen, Balkonen und Terrassen aus einem ungeheuren Monolith gehauen — eine Stadt von luxuriösen Thebaiden — eine Stadt, die vielleicht nicht ihres Gleichen findet, wenn nicht in der fabelhaften Bergveste, von der Curtius in des Alexanders Feldzügen erzählt, und über die wir schon in der Schule staunen oder lächeln.

Wenn man nun durch den schmalen Eingang in das Innere und in die Gassen tritt, erhebt sich allerdings gewöhnliches, oder wenigstens von Menschenhand aufgeführtes Gemäuer — aber es sind nur Façaden, was man sieht — das Innere der Häuser, die Vorsäle, Gemächer, Treppen sind in den Felsen gegraben. Hie und da ist aushelfend, und um manche Verbindung herzustellen, noch anderes Gemäuer angebracht. Alles aber im schönsten gothischen oder im Renaissancestyle von der edelsten Einfachheit. In einer Kapelle bemerkten wir erst nach längerer Prüfung, daß nur die schöne Spitzbogenwölbung aufgesetzt war — im Uebrigen bestand sie aus Felswand, war sie nur eine gemeißelte Vertiefung und, die Wölbung ausgenommen, nur ein Theil des Einen großen Steines, der die Stadt bildet. — Nicht alle Häuser sind so vollkommen erhalten, wie diese Kapelle. Von vielen ist der Vorderbau eingestürzt und wird da durch eine wachsende Wand von Winden und Flechten ersetzt, die sich von der Höhe herabsenkt und die Säle und Hallen mit einem Vorhange bedeckt. Die Façaden aber, die bis heute dem Verfalle widerstanden, bieten an Thüren und Fenstern wahrhafte Meisterwerke und

bilden mit den Felsen und den wilden Pflanzen da und dort so reizende Winkel, wie sie die schönste Phantasie eines Malers nicht besser erfinden kann. Ein Fenster mit der Inschrift „Post tenebras lux“ (welche, nebenbei gesagt, auf Calvinismus hindeutet, der in dieser Gegend so mächtig gewesen), mit verschiedenen Skulpturen in der Nachbarschaft, will ich dem deutschen Wanderer noch besonders empfohlen haben. Alle die Reste der alten Stadt verrathen, neben der Energie des Erbauers, eine entschwundene Pracht, als wäre sie nur von Fürsten, und einen Schönheitssinn, als wäre sie nur von Dichtern bewohnt gewesen. Beides war, wie wir sehen werden, gewissermaßen der Fall.

Tritt man aus diesen Gassen, die die untere Stadt bilden, hinaus und hinauf auf das erhöhte Plateau, welches die Stadt breit und luftig in einem Halbkreise umgibt, so bietet sich ein Anblick dar, der noch staunenswerther ist, als der, an dem man sich eben erfreut hatte. Zuerst sieht man die Festungsmauern, die eins mit dem Felsen sind, und die nur dadurch entstehen konnten, daß man das ganze, weite Plateau ausgehauen hatte. Dann aber auf einer gewaltigen Kante, die aus dem Urstock ersteht, erhebt sich das Schloß, das die Stadt zu seinen Füßen, die Thäler, die Berge und das ganze Land noch heute, obwohl in Trümmern, stolz und mächtig beherrscht. Auch hier ist das angebaute Gemäuer größtentheils eingestürzt, aber was thut es? Man sieht nun ungehindert in das Innere des Schlosses, das keine Geheimnisse mehr hat; die zierlichen, aber unvergänglich in den Felsen gehauenen Treppen führen aus freier Luft in freie Luft, durch Hallen und Gemächer wehet der Wind, und in den Verließen lagert provenzalischer Sonnenschein. Auf der höchsten Spitze, neben einem halbverfallenen Thurme, steht noch eine einzelne Mauer mit zwei herrlichen Ogiven — ein würdiger Rahmen für die weite Landschaft, die sich unten ausdehnt: gegen Westen bis an den Pic St. Loup und die Küste von Cette, gegen Osten bis an die Schweizeralpen und gegen Süden auf die blaue Fläche des mittelländischen Meeres. Zu Füßen aber liegt uns

die traurige Stadt. Selten, daß man in ihren Gassen ein menschliches Wesen erblickt. Einst hat sie Tausende beherbergt in ihren scheinbar unvergänglichen Mauern, heute hat sie 60—70 Einwohner, und diese sind im Sommer meist abwesend, um in den Sümpfen der Camargue als Taglöhner ihr kümmerliches Brod zu verdienen. Einst war sie von Fürsten, Rittern und Sängern bewohnt, heute hat sich das Elend in ihre Ruinen eingenistet. In den Gassen sahen wir nur wenige Weiber und Kinder müßig vor den Häusern sitzen; in der oberen Stadt fanden wir einen Mann eifrig beschäftigt, die Façade eines prächtigen Hauses zu zerstören, um eine Angel für seine Thüre zu suchen. Wenn die Einwohner so mit der Zerstörung fortfahren, wie sie seit Jahren begonnen haben, werden in Kurzem die herrlichen Bauten verschwunden und von der ganzen Stadt nur die in den Felsen gehauenen Theile übrig bleiben. Man hatte mir das Hospital mit seinen prachtvollen Gewölben und Säulen gerühmt; ich fand es nicht mehr. Der Maire der Commune hatte es abgebrochen, um sich aus den Trümmern eine Gartenmauer und aus den Säulen ein Geländе für eine Vizinalstraße aufzuführen.

Wenn Aigues-Mortes einem steinernen Ritter mit Schwert und Schild und Lanze gleicht, wie wir ihn oft auf alten Grabmälern sehen, so gleicht die Stadt Les Baux einer Leiche in freier Luft, die langsam verwest.

Die Umgebung ist ihrer würdig. Gegen Süden ist ihr gewaltiger Sockel von einem Amphitheater steiler Felsen umgeben, von denen sie nur durch ein schmales Thal oder vielmehr durch einen Abgrund getrennt ist und die ihren äußersten Festungswall bilden. Gegen Südwesten öffnen sich zwar die Felsen als ein Paß; dieser ist aber so schmal, daß er in geringer Entfernung mit der Wand in Eins verschwimmt. Mehrere Grotten, die ihre hohlen Augen gegen Les Baux öffnen, sind von Heiligen-Legenden und Feensagen belebt, und da und dort blicken aus dem Gestein Façaden hervor, die eine Felsenwohnung à la Les-Baux verrathen — würdige Landhäuser einer solchen Stadt.

Der Ursprung Des Baux ist in Sagen gehüllt. Die Legende schreibt ihre Gründung dem heiligen Dreikönig Balthasar, oder einem seiner Abkömmlinge gleichen Namens zu; daher auch der Name Baltio, aus dem später Baux wurde. Die Langue d'oc verwandelt fast ebenso oft wie die Langue d'oui das al in au. Auch führten die Fürsten von Baux einen Kometen mit einem glänzenden Silberschweif im Wappenschilde, als Erinnerung an den Leitstern der Magier. Unter den kleinen Herren des Südens waren die Herren von Baux die ersten, welche sich im zehnten Jahrhundert unabhängig und souverän erklärten. Bald dehnte sich ihre Macht fast über die ganze Provence aus, und wir sehen sie durch mehrere Jahrhunderte im ganzen Süden eine große und glänzende Rolle spielen. Als Kaiser Konrad wieder die deutsche Macht in Arelat herstellt, kommen sie auch mit dem Reiche in Berührung und treten bald als Guelfen, bald als Ghibellinen feindlich oder freundlich gegen die Hohenstaufen auf. Ebenso sind sie bald Bundesgenossen des Grafen von Toulouse, bald wilde Verfolger der Waldenser und Albigenser. Zur Zeit der Kreuzzüge erwerben sie sogar Rechte auf den byzantinischen und andere, neuere Throne des Orients. Durch Heirath werden sie mit den verschiedensten Fürsten- und Königsgeschlechtern verwandt, so auch mit den Fürsten von Orange in der Dauphiné, und somit die Stammväter der Fürstengeschlechter, die noch heute in Nassau herrschen, die ehemals Holland befreit und England genommen haben. Eine rührende Gestalt unter den Töchtern aus dem Hause Baux ist die Prinzessin, welche einem serbischen Fürsten vermählt wurde. Amurath blendete ihren Gatten und verjagte ihn aus seinen Ländern. Treu wie Antigone, folgt ihm und leitet ihn seine Gemahlin ins Elend des Exiles. — Mit Karl von Anjou kommt das Haus der Baux nach Italien, das sie durch mehrere Generationen als siegreiche Feldherren, als Intriguanten, als Rathgeber oder Günstlinge der Könige oder Königinnen beherrschen und für ihren Glanz und ihre Bereicherung ausbeuten. Bald haben sie unzählige Fürstentitel und ausgedehnte

Ländereien in diesem Lande erobert und vergessen mehr und mehr ihr Heimatland, und der Glanz ihrer Stadt verfällt.

Ihres höchsten und schönsten Ruhmes aber erfreuten sich Stadt und Fürsten von Baux im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, der Blüthezeit der provenzalischen Poesie. Der Hof von Baux war der Sammelpunkt aller Trouveurs oder Troubadours — er wiederhallte von Gesang, er sah Liederwettkämpfe und Liebeshöfe. Unter allen Trobadouren, und man kann die Zahl derer, die der fruchtbare Boden zwischen dem Ebro und Arno hervorbrachte, nach Hunderten zählen, waren nur wenige, die nicht einmal auf ihren Fahrten den steilen Felsenpfad heraufritten, um sich wieder reich beschenkt zu entfernen und die Thaten, den Glanz, die Freigebigkeit, den Geschmack der Fürsten von Baux zu verkünden, so weit die romanische Sprache reichte. In unzähligen Sirventen und Kanzonen werden sie gerühmt, und viele ihrer Frauen und Töchter sind der Gegenstand der Liebe, des Preises bei den ausgezeichnetsten Troubadours. Fulco, der deutschen Lesern aus Lenau's Albigensern bekannt ist, verzehrte sich in Liebe zu Frau Adelasia, der Gattin seines Beschützers Berald, Fürsten von Baux. Diese Liebe machte ihn zum ausgezeichnetsten Dichter seiner Zeit und gab ihm Accente und Melodien ein, durch die die provenzalische Dichtersprache bedeutend bereichert wurde. Seine Liebe war unglücklich und wurde noch unglücklicher durch den Tod der geistvollen und schönen Fürstin. Voll Melancholie zog er sich in ein Mönchskloster zurück und verfiel in jenen schauerlichen Aszetismus, der ihn auf den Bischofsstuhl von Toulouse geführt und aus dem zarten Sänger den fanatischen Verfolger der Waldenser gemacht hat.

Wilhelm von Cabestan liebte Berengaria von Baux. Ihr aber schien seine Leidenschaft noch zu schwach, zu kühl; um sie heißer anzufachen, gab ihm die feurige Provenzalin einen Liebestrank, der ihn aufs Krankenlager warf. Nach langem Leiden wieder genesen, wandte er sich mit Widerwillen von Berengaria ab und huldigte in unschuldigen Liedern der Frau des Seigneur

Raimond von Seillans. Die Dame von Seillans liebte ihn wieder. Aber der eifersüchtige Gatte tödtete den Dichter, riß ihm das Herz aus und setzte es seiner Gattin zum Abendessen vor.

„Dieses Alles ist geschehen
Mit dem Herzen eines Dichters."

Auf höchst sonderbare Weise wurde Blacas des Baux von Sordello gefeiert. Dieser Dichter (derselbe, den Dante ins Paradies versetzt — Sordello-Mantovano, der Verfasser des Tesoro de Tesori, der von berühmten Männern aller Zeiten handelt) komponirte nach dessen Tod ein höchst energisches, noch heute bestehendes Sirvente, in welchem er die meisten Machthaber Europa's mit Namen aufruft und sie einladet, von dem Herzen des edlen Blacas zu essen, um sich von seinen Tugenden, die ihnen mangeln, auf diese Weise einzelne anzueignen. Wenn ich mich recht erinnere, so findet sich dieses barocke, aber muthige Gedicht übersetzt in Diez' vortrefflichem Buche über die Troubadours.

Aber nicht nur Beschützer und Helden der provenzalischen Poesie waren die Fürsten von Baux; ihr Haus lieferte neben manchem gelehrten Herrn auch mehrere treffliche Dichter. Der vorzüglichste unter diesen war wohl Wilhelm von Baux, Prinz von Orange. Seine Stoffe sind edel, und die Sprache ist der Stoffe würdig. Aber sein Leben wurde ihm von Guy von Cavaillon, einem andern Troubadour, aufs Unbarmherzigste verbittert. Ununterbrochen verfolgte ihn dieser Schalk mit seinem Spotte. Den Stoff gaben zwei Abenteuer, die auf den Prinzen allerdings den fürchterlichen Fluch der Lächerlichkeit warfen. Einmal ließ er sich von einem Kaufmann auf die plumpeste Weise prellen; ein andermal nahmen ihn einige unbewaffnete Fischer gefangen und verkauften ihn an seinen Feind, den Herrn von Poitiers.

Im dreizehnten Jahrhundert kommt noch ein Poet, Rambaud des Baux, vor, und im vierzehnten, da schon die Liebeshöfe verschwinden und die provenzalische Poesie ihren Gipfelpunkt

hinter sich hatte, finden wir noch eine Prinzessin von Baux in einen dichterischen Liebeshandel mit tragischem Ausgang verwickelt. Baussette von Baux liebte den Kanonikus von Arles, Roger, der ihretwegen aus der Kutte gesprungen war und sich an ihren Reizen zum Dichter begeistert hatte. Das Paar gehörte zu den schönsten im ganzen Süden und lebte einige Zeit glücklich im Genusse der Poesie und der gegenseitigen Schönheit. Aber ein Herr von Baux empfand ein Aergerniß über diese Liebe und erschlug den Dichter. Da geschah schon in jener Zeit, was seit damals öfters geschehen sein soll: die unglückliche Wittwe verheirathete sich. —

Der Art sind die Bilder und Erinnerungen, die am geistigen Auge des Wanderers vorüberziehen, wenn er auf der höchsten Spitze dieser Ruinen im einsamen Ogivenfenster sitzt, die Beine hinunterbaumeln und die Blicke über die Stadt vor ihm und die vielbesungene Provence, das Land der Blüthen und Gesänge, schweifen läßt. Und sie begleiten ihn noch, wenn er sich schon längst wieder in das kahle Gebirge versenkt hat. Ueber uns schwebten sie in Gestalt von fünf wilden Falken, die sich elektrischen Wolken entgegenschwangen und, weite Kreise ziehend, die herabdrohenden Blitze, ihre Brüder, erwarteten.

Aus einer Broschüre des Herrn Canonge in Nimes erfuhr ich noch, daß Ludwig XIII., die Unbezwinglichkeit dieser Felsenstadt fürchtend, einen Theil ihrer Festungswerke zersprengt habe, damit sie nicht den Hugenotten als Asyl diene, und daß die Stürme von 1789 zur Zerstörung auch dieses Stückes Mittelalter das Ihrige beigetragen haben. Die eine neue Zeit bauen, dürfen keine antiquarischen Grillen haben.

Aber im wilden Gebirge angekommen, wird man von den romantischen Erinnerungen an die prachtliebenden Prinzen von Baux, an Minnesänger und Liebesabenteuer verlassen; die rückwärts blickende Phantasie bevölkert diese Schluchten und Ritze mit armen Flüchtlingen, die, dem Schwerte des Verfolgers entronnen, in Höhlen und Wildnissen Verstecke suchen; mit Trümmern

einer frommen und traurigen Gemeinde, die durch Jahrhunderte mit unvergleichlichem Heldenmuthe ihr Kreuz getragen: die kleine Gemeinde der Waldenser.

Im dreizehnten Jahrhunderte waren sie aus der Dauphiné und Piemont herübergekommen. Ihre Zahl erreichte nicht die zwanzig Tausend, aber ihr stiller Fleiß verwandelte die Wildnisse der Provence bald in einen blühenden Garten. Geschichtschreiber sagen, daß ein Stück Landes, das vor ihrer Ankunft nicht vier Thaler Gewinnst gebracht, kurze Zeit darauf für zwei-, drei- bis vierhundert vermiethet worden. Sie erbauten auch zweiundzwanzig größere und kleinere Flecken, die sie friedlich bewohnten. Felice erzählt von ihnen nach alten Chroniken:

„Es waren ruhige Leute, von guten Sitten, bei ihren Nachbarn beliebt, treu ihrem Worte, ihren Verpflichtungen streng nachkommend, die für ihre Armen sorgten und liebevoll waren gegen den Fremdling. Man konnte sie auf keine Weise zu Lästerung oder Flüchen bewegen; sie schwuren nur, wenn es die Rechtspflege verlangte. Auch daran erkannte man sie, daß sie sich aus jeder Gesellschaft, in welcher Unschickliches verhandelt wurde, entfernten, um so ihr Mißfallen zu bezeugen. Man konnte ihnen nichts vorwerfen, wenn nicht etwa, daß sie in Städten und bei Märkten die Klosterkirchen wenig besuchten, und daß, wenn sie je hineingingen, sie ihr Gebet verrichteten, ohne die Heiligen anzusehen. Sie gingen an den Kreuzen und den Bildern auf den Wegen vorüber, ohne ihnen Ehrfurcht zu beweisen. Sie ließen keine Messe lesen, noch ein libera me, noch ein de profundis; sie bedienten sich nicht des geweihten Wassers, und wenn man es ihnen ins Haus brachte, war es ihnen gleichgültig. Sie unternahmen keine Wallfahrten, um Ablaß zu gewinnen. Wenn es donnerte, machten sie das Zeichen des Kreuzes nicht, und man sah sie weder für Todte noch für Lebende Opfergaben darbringen.

„Lange unbekannt, erregten die Waldenser weder die Habsucht der Priester noch den Zorn der Großen, und die Adeligen, deren Einkünfte sie vermehrten, beschützten sie. Sie wählten aus

ihrer Mitte ihre Pasteure oder „Barben", die sie in Erkenntniß und Ausübung der Schrift unterweisen sollten. Zum ersten Male wurden diese Ketzer bei Ludwig XII. denunzirt, als dieser durch die Dauphiné kam. Er ließ eine Untersuchung anstellen, und als er das Ergebniß kennen gelernt, befahl er, die schriftlichen Prozeduren, die man schon begonnen hatte, in den Rhone zu werfen, und sagte: Diese Leute sind bessere Christen als wir!

„Aber nicht sobald ließen die Priester von der einmal begonnenen Verfolgung ab, und als endlich, durch die Erfolge Luthers und Zwingli's ermuntert, die Waldenser in der Schweiz eine französische Uebersetzung der Bibel druckten und sich ihnen viele Adelige, Gelehrte, Advokaten ꝛc. zuneigten, brachte man es dahin, daß das Parlament von Aix folgenden Beschluß faßte: Siebenzehn Einwohner von Mérindol (dem bedeutendsten Orte der Waldenser) sollen lebendig verbrannt, ihren Weibern, Kindern, Anverwandten soll der Prozeß gemacht werden, und wenn sie nicht ergriffen werden können, sind sie für ewige Zeiten aus dem Königreiche verbannt. Die Häuser von Mérindol sind zu schleifen und bis auf den Grund zu zerstören, die Wälder sollen niedergehauen, die Fruchtbäume ausgerissen und der Ort unbewohnbar gemacht werden, so daß sich Niemand dort niederlassen könne und dürfe."

Franz I., der zu jener Zeit Rücksichten für die protestantischen Fürsten Deutschlands hatte, schickte einen Kommissär in die Provence, welcher über die Waldenser einen ungefähr mit jener Schilderung von Felice gleichlautenden Bericht abstattete. Der König ließ darauf hin den Beschluß des Parlaments nicht vollziehen, sondern, o der Gnade, „verzieh" den Waldensern unter der Bedingung, daß sie binnen drei Monaten in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurückkehren. Darauf schickten die Waldenser an den König einen Boten mit ihrem Glaubensbekenntnisse, in welchem sie jeden Satz mit dem Texte der Schrift belegten. Franz I. war ganz erstaunt und fragte, wo da ein Fehler zu finden sei? Keiner seiner Priester wagte, den Mund

aufzuthun. Aber die in der Provence schickten drei Doktoren der Gottesgelehrtheit aus, die Ketzer zu bekehren. Kurze Zeit darauf hatten sich alle drei Doktoren selbst zur Lehre der Waldenser bekannt.

Indessen hatte Franz I. mit Karl V. und dem Papste einen Pakt wegen Ausrottung der Ketzerei geschlossen, und von den Priestern und seiner scheußlichen Krankheit, ihrer Bundesgenossin, mürbe gemacht, befahl er, daß man jenen schauerlichen Beschluß des Parlaments vollziehe.

Nun beginnt ein Schlachten, ein Würgen, ein Verheeren, wie es bis dahin in Frankreich nur zur Albigenserzeit vorgekommen war.

Wir wollen uns bei diesem blutigen Schauspiele nicht aufhalten. Wir wollen nur sagen, daß die zusammengerafften Söldner, die bis dahin meist als Räuber in Italien und den angränzenden Provinzen ihr Wesen getrieben hatten, mit schwerer Münze und Ablaß bezahlt wurden; daß alle Ortschaften der Waldenser von Grund aus zerstört, ihre Ernte vernichtet, ihre Straßen aufgewühlt, ihre Brücken zerbrochen, ihre Brunnen gefüllt wurden. Sie selbst, überrascht, wurden größtentheils sogleich niedergemacht; ein Theil wurde gefangen, um mit Pomp und zu Hunderten enthauptet oder verbrannt zu werden. Nur ein sehr kleiner Rest flüchtete sich in dieses Gebirge, wo sich ihm hinter nur dem Flüchtling zugänglichen Felsen, in Schluchten und Grotten ein ärmliches Asyl bot. Da aber diese Oede eben so ungastlich war, wie die Bewohner rings umher, denen der Legat des Papstes bei Todesstrafe hatte verbieten lassen, die Flüchtigen mit Lebensmitteln zu unterstützen, so ging auch diese kleine Schaar jämmerlich zu Grunde. Sie verhungerte, und ihre Knochen bleichten in der Wüste dieses verbrannten Gebirges. — In Venaissin, da man einmal in der Arbeit war, wurde so gewüthet, wie in der Provence, und so verschwanden die letzten Waldenser aus Frankreich.

Siebentes Kapitel.

Arles — Geschichte der Stadt und der Heirath der schönen Ghipiis, auch Petta, auch Aristoxene genannt — Arelat — Die Arena und ihre verschiedenen Geschichtsphasen — Verwahrung gegen falsche Voraussetzungen — Gewissenhaftes Verdikt über Glanz und Verfall der arlesischen Schönheit — Ein Opfer der Sitte — Mondscheinsschwelgereien — Der Klosterhof von St. Trophime und die Eliscamps — Das Museum — Ultramontanismus in Arles — Adolph Stahrs Idylle.

Arles, im Juni 1851.

Arles präsentirt sich schön, wie alle Städte, die an einem großen Flusse liegen, Quai's und ein Gegenüber haben. Kömmt dann noch eine Brücke, Bogen-, Ketten- oder Schiffbrücke dazu, ist das Malerische vollendet. Durch diese Schönheiten zeichnen sich Prag, Mainz, Frankfurt, Köln aus. Mit letzterer Stadt hat Arles eine gewisse Aehnlichkeit; der Rhone, obwohl um zwei Dritttheile schmäler, ersetzt den Rhein, Trinquetaille ist Arles-Deutz, die Schiffbrücke fehlt auch nicht, und anstatt des herrlichen Domes hebt sich hier das antike Amphitheater mit seinen maurischen Thürmen hoch in den Himmel und überragt die ganze Stadt, auf welcher noch um ein Jahrtausend schwereres Alterthum lastet als auf Colonia. Ueberlassen wir es Antiquaren und Historikern, sich über das Alter Arles' zu streiten; Thierry nennt es eine der ältesten Städte Frankreichs, und wir wollen ihm glauben. Die Arleser selbst preisen sie viel älter als Rom, und wir wollen ihnen *nicht* glauben. Oder, wenn der Leser will, auch das und noch dazu die verschiedenen Behauptungen, daß Arles von Trojanern, Celten, Phokeern, Juden ꝛc. gegründet worden.

Wir wollen aus Gefälligkeit für die Stadt, deren Gastfreundschaft wir für einige Tage in Anspruch nehmen, und die um keinen Preis die Tochter, sondern viel lieber die Mutter Marseille's sein will, annehmen, daß sie in der That schon bestanden habe und von den gallischen Segobringern bewohnt gewesen sei, als die flüchtigen und umherirrenden Phokeer oder Phozeer an der Felsenküste des Südens ihre Anker warfen. So haben wir schon hier Gelegenheit, die schöne und romantische Geschichte von der Gründung Marseille's zu erzählen, die dann freilich von Arles ausging.

Als die Phokeer am Ufer des heutigen Marseille gelandet, in der unschuldigen Absicht, sich von da aus auf ehrliche Weise mit Piraterei zu ernähren, hielten es die Führer Prothis und Simos nur für anständig, sich dem Könige des Landes, der in Arles Hof hielt, vorzustellen. Dieser, Nenus oder auch Senanus, nahm sie sehr huldvoll auf und lud sie ein, an dem Feste Theil zu nehmen, das er eben zu feiern im Begriffe stand. Er wollte nämlich seine Tochter verheirathen und nach der Sitte des Landes sie Demjenigen geben, der ihr unter den beim Festmahle versammelten Männern am Besten gefiele. Es ist gar nicht zu verwundern, daß die schöne Ghipiis ihre Augen von den groben, ungeschliffenen Celten ab und auf die schönen, feinen Griechen wandte. Dann waren die Beiden nicht nur Griechen, sondern auch Fremde, und der Fremde besitzt das weibliche Herz im Vorhinein. Bei Tische gab also die schöne Ghipiis (welche anderwärts auch Petta genannt wird) den Trinkpokal dem schönen Prothis, da sie doch nicht Beide heirathen konnte. Das war das Zeichen des Wohlgefallens, der alte Vater stand auf, gab seinen Segen, und die Sache war abgemacht. Die dummen Celten machten große Augen. Man ließ den Notar kommen, und der Schwiegervater übermachte dem Eidam die ganze Umgegend seines Landungsplatzes; und so ist Marseille entstanden.

Und so kam Arles im ersten Momente ihrer Ankunft mit den Griechen in Berührungen, und wie die Braut des Prothis ihren

ehrlichen Namen mit dem griechischen Aristoxene vertauschte, ebenso wich Arles' Barbarei bald griechischer Klugheit und griechischer Bildung. Nach weniger Zeit hat es sich in eine Art griechischer Kolonie umgewandelt, und die Mutter hat, wie das oft zu geschehen pflegt, Sitten, Gewohnheiten, Ansicht und Unterricht des weiter vorgeschrittenen Kindes angenommen. Als Appendix Massilias, welches später eine römische Stadt geworden, kam es ebenfalls unter römische Herrschaft und war sogar die Residenzstadt mehrerer römischer Kaiser. Die Spuren dieser letzteren sind es besonders, die man hier antrifft und anstaunt. Wir Deutschen nannten uns auch einmal Herren von Arles und Arelat — aber kein Stein zeugt von unserer Herrschaft. Sie war auch darnach, trotzdem, daß die kräftigsten unter den römischen Königen und deutschen Kaisern jene Titel führten: Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV., Heinrich V., Konrad III., Friedrich Barbarossa, Philipp von Schwaben, Otto von Braunschweig, Friedrich II.

Ich wohne im Hotel du Forum, auf dem Forum; da hast du gleich eine klassische Erinnerung. Werfe ich einen Blick aus dem Fenster, fällt er auf zwei uralte Säulen mit schönen Kapitälen; sie sind ein Ueberrest römischer Thermen. Und begleitest du mich erst durch die alte Stadt und läßt deine Blicke durch die herrlichen Mädchengestalten nicht ganz vom Nützlichen, Unterrichtenden abziehen, so will ich dir auf jedem Schritt ein Stück Römerthum zeigen. Von Griechenthum ist wenig übrig geblieben. Es wurde von der Quadernkraft des Römerthums unterdrückt; aber es wuchs als schöne Menschengestalt aus den Ritzen hervor, wie Blumen aus dem Amphitheater, und blüht noch heute auf den kolossalen Ruinen.

Zuerst eilt der Wanderer dem Kolosse entgegen, der ihm schon von ferne groß und furchtbar entgegenblickt: dem Amphitheater. Es steht auf einer felsigen Erhöhung und überdroht die ganze Stadt.

Der Concierge führte uns ein, und ich, der ich schon die

Amphitheater von Verona und Nimes gesehen, stand erstaunt und fast erschrocken da. So ungeheure Mühe haben sich die Römer gegeben, so unendlich gewaltige Mittel haben sie angewendet, nur um einem grausamen Gelüste zu genügen? nur um sich an blutigen, Menschenleben verzehrenden Spielen zu erfreuen? Mein liebes Marseille! dort ist nichts der Art zu sehen und keine Spur, daß sich jemals ein solches Theater dort befunden habe. Ist es den Römern mit diesen Abkömmlingen der Griechen ebenso gegangen, wie mit denen in Hellas? — mußten sie auch hier mit langer Nase abziehen, als sie ihnen diese fürchterlichen Spiele zumutheten?

Der Anblick ist schauderhaft großartig. Obwohl die Sitzreihen (es sollen ihrer zweiundvierzig gewesen sein) fast alle zerstört sind, der Kranz von Bogen, der die beiden noch bestehenden Stockwerke bekränzt hat, gänzlich abgebrochen ist, und das Amphitheater nur den Eindruck einer Ruine macht, so ist dieser Eindruck doch gewaltiger, als irgend ein großes, unberührtes, mit allen Mitteln wirkendes Gebäude hervorbringen kann. Mitten in Arles glaubt man hier in einer eigenen, fremden, von aller menschlichen Gesellschaft entfernten Welt zu sein. Der Wind, der die Bogen durchzieht und mit der Mauervegetation spielt, hat einen eigenen Gruftton; beengende Einsamkeit weht aus allen Bogen, Fugen und Ritzen, als befände man sich in einem ringsum geschlossenen, kahlen, sonnverbrannten Gebirgskessel. Es ist auch ein kleines Gebirge, dieses Amphitheater, trotz seiner bewunderungswürdigen Symmetrie, trotz seiner kunstvoll auf- und nebeneinander gereihten Bogen, von denen wir nur die nach außen sehenden, zweimal sechzig, zählen können. Es ist ein Gebirge; sein Eirund eine Löwengrube. Die maurischen Thürme — es sind nur noch zwei von vieren erhalten — stören nicht die Symmetrie; denn man denkt hier nicht an Symmetrie; sie tragen nur dazu bei, das Großartige noch großartiger erscheinen zu lassen. Wie sie so todt und starr, ohne allen Schmuck, häßlich nackt dastehen, verkörpern sie den Schauer, den man in der Tiefe empfindet, und der sich

selbstbetrügerisch und hinter Bewunderung kunstvoller und kräftigster Architektur verstecken will.

Die Thürme sind von den Arabern unter Abdurhaman erbaut worden. Das Amphitheater diente ihnen als Festung in der zweimaligen Belagerung durch die Franken. Es kann aber auch eine Armee beherbergen, da es einmal 30,000 Zuschauer umfaßte. Auch in den Parteikämpfen des Mittelalters diente es oft als Festung; die Partei, die es besaß, beherrschte die Stadt. Darum suchten so oft die Herren von Baux es in ihren Besitz zu bringen, da sie der Arles'schen Republik gegenüber fast dieselbe Rolle spielten, wie die Grafen und Herzoge von Savoyen in der Genfer Geschichte. In späteren Jahrhunderten wurde es der Sitz des Elendes; Bettler und arme Handwerker nisteten sich ein und wohnten, wo einst die Bestien gehaust und die Cäsaren applaudirt. So blieb es bis in die neue Zeit. Jetzt scheint es in seine beste Phase getreten zu sein, denn es ist weder von Bestien und Gladiatoren, noch von barbarischen Parteigängern, noch von hungernden Armen, sondern von tausend und aber tausend friedlichen Schwalben bewohnt. Es soll herrlich sein, wenn diese friedlichen Bewohner blutiger Ruinen im Frühling als dichte, schwarze Wolken ankommen und mit Gezwitscher sich auf ihre Trümmerwohnungen niederlassen. Es gibt Leute, die Tagelang vor dem Amphitheater sitzen und dieses Schauspiel erwarten. Ebenso ist es in Nimes. Auch einen Bienenschwarm sah ich emsig an einem Loche in der Mauer aus- und einkrabbeln, um sich in die gesegnete Ebene zu verbreiten oder mit honigbeladenen Füßchen heimzukehren. Das mahnte an das Räthsel Simsons: vom Starken kommt Süßigkeit.

Um den Schauern dieser antiken Welt zu entgehen, besteige man einen der Mauernthürme. Es wird Einem da zu Muthe, als stiege man aus der Unterwelt hinauf ins heitere Sonnenlicht. Da unten lärmt die Stadt, braust die Rhone, ziehen auf Strom und Kanälen hundert Schiffe und Kähne; von Tarascon herunter dampft die neue Zeit, und über die Camargue herüber webt

erquickender Athem des Meeres. Weit, weit gegen Norden, in Nebel gehüllt, ahnt man Avignon; aber leicht erkennbar grüßt der Thurm des alten Schlosses von Beaucaire, und wie uns zu Füßen liegen die Ruinen des gewaltigen Klosters Monmajour, das ein Merovinger gegründet und Karl der Große erweitert hat — die Wohnung frommer Anachoreten, die sich in seinen weiten Sälen versammelt, nachdem sie die wüsten Berghöhlen der Provence bevölkert hatten. Der Himmel ist blau — die Schwalben zwitschern — Alfred Meißner singt in einer solchen Arena:

Es sehnt nach Verbrechen
Gräßlich doch schön sich das menschliche Herz.

Nicht einen Augenblick sehne ich mich nach Verbrechen; nicht gräßlich und nicht schön. Ich sehne mich, herauszukommen aus diesem großen, aus tausend Toden gebauten, an der ganzen Menschheit begangenen Verbrechen, um mich an lebender Schönheit zu erfreuen.

Mein lieber Freund, für den ich dieses Tagebuch schreibe, und du, o Leser, für den ich es drucken lasse, haltet mich nicht für einen jener Touristen, die mit vollem Taschenbuche, mit tausend vorher gesammelten Notizen und noch mehr Vorurtheilen für und wider in ein Land kommen; bei denen sich Notizen und Vorurtheile nicht nach Dem, was sie sehen und erfahren, dehnen und strecken müssen, sondern das fremde Land, sei es, wie es sei, sich in das Prokrustesbett ihres Notizenbuches oder ihres Vorurtheils fügen muß, mögen Kopf und Beine darüber verloren gehen. Ich habe Reisende gekannt, die politische, moralische, ästhetische Ansichten über Land und Leute, mit Einem Worte, mehr als das halbe Buch, das sie künftig herauszugeben beabsichtigten, fertig hatten, bevor sie das fremde Land nur mit einem Fuße beschritten. Das waren gründliche Deutsche, die sich mehr auf ihre Bücher und Konstruktionen als auf ihre Augen

und Ohren verlassen haben. Wodurch unterscheiden sie sich von Alexander Dumas, der seine Reise durch Sizilien zwei Jahre, bevor er den Boden Trinakria's betreten, hatte drucken lassen? Wodurch von Jules Janin, der die Rhone an Nimes vorbeifließen läßt? Ihre tiefen Bemerkungen sind von der Wahrheit noch weiter entfernt als die Rhone von Nimes. Die Rhone kann und wird noch einmal durch einen Kanal mit Nimes verbunden werden; der Strom von nationalökonomischen, politischen, moralischen, ästhetischen Weisheitssätzen jener Reisenden oder Reisendinnen ist durch keinen Syllogismus, ja durch keine Sophismen mit der Wahrheit der Thatsachen zu verbinden. Wie viel endlich wird platt und trocken heruntergelogen, wie viel Kunstenthusiasmus aus dem Guide de Voyage transkribirt und abgesungen „nur höher in der Quinte"!

Ich habe einmal eine gewisse Dame meiner Bekanntschaft vor einer Mumie, die selbst Röth erschreckt hätte, in unbeschreiblicher Entzückung gesehen. Ich hatte niemals viel Sympathien für Aegypten und stand ruhig und schweigend neben der Verzückten. Gehen Sie, sagte sie mit einem Blick voll genialer Verachtung, Sie haben keinen Kunst-, keinen Schönheitssinn. — Madame! — erwiederte ich — mißdeuten Sie diese Kälte nicht, es fehlt mir nur an Worten. Seit Jahren liebe ich diese Mumie aufs Romantischste. — Von diesem Augenblicke stand ich bei jener Dame in hoher Achtung, in allen Gesellschaften rühmte sie meinen Kunst- und Schönheitssinn.

Diese ganze Vorbereitung soll eigentlich nichts Anderes sein als eine Exhorte, ein warnendes Exempel, eine Mahnung, ein Schwur, ein energischer Entschluß, nicht so zu werden, wie Jene, und in meinem Verdikt über die weltberühmte Schönheit der Arleserinnen so unparteiisch zu sein wie ein Geschworner. So gebe ich es hier mit der Hand auf dem Herzen vor Gott und den Menschen ab: Die Arleserinnen sind mit erschwerenden Umständen schuldig, die schönsten Weiber Frankreichs, vielleicht Europa's zu sein.

Die Motivirung ist schwer; es muß der Thatbestand festgestellt werden.

Es ist ein Faktum, daß selbst pressirte Reisende im Süden anstatt des historischen Avignon oder des weltbedeutenden Marseille immer das kleinere Arles als Ruhepunkt oder Nachtlager auswählen; so mächtig erwacht beim fernhinblickenden Amphitheater die Lust an der Antike in jeder männlichen Brust; es ist ein Faktum, daß ein Viertheil der männlichen Bevölkerung auf zwanzig Meilen in der Runde die Sonntagsmesse in den Kirchen von Arles allen anderen Messen des frommen Südens vorzieht und in der Stadt des heiligen Trophimus zusammenströmt; es ist ein Faktum, oder wie Berthold Auerbach sagen würde, „es ist tief begründet," daß die Frauen des halben Frankreichs nicht gerne über die von Arles sprechen, daß sie vielleicht im innersten Herzen wünschen, die Spuren schönen Hellenenthums hätten in dieser Kolonie wie in Marseille verschwinden, oder ganz Arles hätte in Sumpf versinken mögen wie Rhoda; es ist ferner ein Faktum, daß man hier und da das Wort: „meine Frau ist aus Arles" mit derselben selbstgefälligen Miene aussprechen hört, als sagte der gute Mann eben: meine Besitzungen liegen in Kalifornien. — Facta loquuntur, und ich wollte, ich könnte mich mit diesen Andeutungen begnügen, denn nichts ist so mißlich als Beschreibung von Schönheit. Thersites wird von Homer lang und breit beschrieben, bei Helena aber begnügt sich der Dichter mit Andeutung der Wirkungen, die ihre Schönheit selbst auf Greise übt, und hier und da mit dem stereotypen Epitheton.

Daß die griechische Linie die vorwaltende sei, hat der Leser schon aus manchen vorhergehenden Bemerkungen entnommen. Aber Stirne und Nase, selbst von untadeliger Schönheit und voll stolzester Majestät, würden, allein, nur wenig zu bedeuten haben. Unter breitgewölbten, immer dunklen Brauen, unter breiten Lidern und lang herabfallenden, halb gebogenen Wimpern, dunkel wie Trauerseide, liegt das kluge, warme Auge. Es ist nicht heiß glühend und nur glühend, wie man es meist im Süden

antrifft; es ist aber, wie gesagt, warm und mit Bewußtsein warm. Es kennt die Schönheit, die es beleuchtet, und leuchtet lächelnd, stolz und froh. Der Macht seiner Herrin bewußt, spielt es nur mit der eigenen und spart sie für entscheidende Momente. Beschattet und oft in tiefes Dunkel gehüllt von der Wimper, läßt es in Zweifel, ob in der marmornen Höhle eine Gazelle ruht oder eine Löwin, oder vielleicht nur ein einsames Veilchen blüht. Man könnte dicke Bücher schreiben über die Augen der Arleserinnen, über ihr bewußtes und unbewußtes Treiben und Schaffen, über ihre Objektivität und Subjektivität. Ihrer Farbe nach sind sie, obwohl oder vielleicht *weil* auf griechischem Boden wohnend, kosmopolitischer Natur. Die schwarzen, braunen, dunkelgrünen, blauen sind fast gleich stark vertreten. Ein blaues sah ich von so edlem Leibe getragen, so sanft und tief glühend unter stolzer Stirne und dunklem Haare, daß ich an die deutsche Muse dachte, die Iphigenie in Tauris geschaffen hat.

Der Mund ist, wie immer, in vollster Harmonie mit dem Auge; die beiden singen und variiren stets dasselbe Thema wie Dux und Comes in einer Fuge. Mit den sanft geschwellten rosigen Lippen, hinter denen untadelige Zähne schimmern, mit den feinen Mundwinkeln ist er klug und ernst, und lächelnd, wie jenes; scheint er, wie jenes, ein süßes Geheimniß halb zu verschweigen, halb zu offenbaren. Er spricht auch mit geschlossener Lippe. Das tadellose Oval des Gesichtes bedeckt der feinste Teint, der sich mit dem schönsten englischen oder schottischen messen kann; es glüht unter der zarten Haut so stille und sanft, daß man Pygmalions Statue im ersten Augenblick der Belebung zu sehen glaubt. Ueberhaupt ist es, als wäre man von Modellen griechischer Statuen, von den Urbildern der Junonen und Minerven, die wir kennen, umwandelt. Den vollendeten Kopf trägt ein sanft gebogener Nacken auf vollendeter, kräftig einherschreitender Gestalt. Die schwellenden Brusthügel blicken wie zürnend auseinander gen West und Ost, und melodischen Ganges schwingen sich die Glieder alle in musikalischen Rhythmen.

Die Tracht der Arleserinnen ist geeignet, ihre ganze Schönheit im vollsten Lichte zu zeigen. Ein kleines Häubchen bedeckt die nach oben in einen Knoten gewundene Haarflechte und wird von einem breiten Sammtbande festgehalten, das sich um den Kopf schlingt, auf der einen Seite durch eine Nadel festgehalten wird und malerisch mit dem Ende auf die Schulter herabfällt. Band und Häubchen zusammen bilden die vollkommene phrygische Mütze. Sie bedeckt nicht das ganze Haar, sondern läßt auf den Schläfen die braunen oder blonden Scheitel in ihrem ganzen Reichthume sehen und von den feinen Tinten der Wangen abstechen. Nacken und Hals sind ganz sichtbar, da das weiße Spitzentuch vorn und rückwärts weit hinuntergezogen ist; die Brust zeigt ihre Form und bewegt sich frei in dem schwarzen Jäckchen, an das sich ein Rock gleicher Farbe anschließt, kurz genug, um den länglichen Fuß und die feinen Knöchel sehen zu lassen. — Wie lächerlich sehen die „Damen" mit ihrer Pariser Tracht neben den so einfach geputzten Mädchen aus dem Volke aus! Wie wenig verstehen sie sich auf ihren Vortheil!

Neben ihrer Schönheit ist noch der Geist der „Konversation," den diese gesegneten Töchter der Erde besitzen sollen, weit berühmt im Lande Frankreich. Sie haben immer Antworten bereit, die zu ihrem schönen Munde wie zu den klugen Augen passen; auch nimmt sich die provenzalische Sprache auf ihren Lippen schöner aus als in den Liedern der berühmtesten Troubadours. Sie sind sich aber ihrer Macht bewußt. Man sehe nur, wie stolz sie einherschreiten, mit welcher graziösen Majestät sie die kleinsten Geschäfte, die niedrigsten Verrichtungen vollführen! Denn nur von Mädchen aus dem Volke oder höchstens von Töchtern des Bürgers ist hier die Rede.

Die Magd, die vor der Thüre fegt; das Ladenmädchen, das ein Gefäß aus dem obersten Schreine herunterholt; die Bürgerstochter, welche Früchte und Gemüse im breiten, blätterbedeckten Korbe vom Markte trägt; die Müßigen, die an ihre schlanken Krüge gelehnt am Brunnen plaudern oder Arm in Arm über

den Platz wandeln: es sind das eben so viele Modelle zu den herrlichsten Statuen, zu den griechischesten Bildern. In ihrem reichsten Glanze sieht man die Arleserinnen am Sonntage. Da stehen aber auch die Männer in dichten Reihen rechts und links an den Betstühlen und betrachten die heidnischen Gesichter, die sich umsonst in christliche Andacht zu tauchen suchen. Nach der Messe stellt man sich vor dem prächtigen Portale der Kirche St. Trophime auf. Die Schönen sind gnädig genug, sämmtlich durch dieselbe Thüre zu gehen, da sie wissen, daß sich die harrenden Blicke Aller dahin wenden. Sie bemerken es zwar nicht und sind sehr ernst, aber sie verfehlen die gewisse privilegirte Thüre doch niemals. Ebenso würden sie es für ein Verbrechen, für eine Unterlassungssünde halten, wenn sie des Nachmittags nicht auf der Promenade vor der Stadt erschienen: die armen Reisenden kommen ja von so weit her, um diese Promenade zu sehen.

Trotz dieser leicht verzeihlichen Koketterie halten die Arleserinnen streng auf Anstand und Sitte. Sie wissen, wie ungerne guter Ruf bei Schönheit verweilt, und thun das Ihrige, ihn an sich zu fesseln. Auch ist das Gesetz der öffentlichen Meinung schwer und streng. Wehe dem armen Geschöpf, das einen schönen Fehltritt thut; die Schande lastet auf ihm mit mittelalterlicher Schwere. Mein freundlicher Führer zeigte mir ein verhülltes Fenster, hinter welchem seit acht Jahren ein solches unglückseliges Geschöpf sein Leben in tiefster Zurückgezogenheit vertrauert. Nur in dunkler Nacht an der Seite ihrer Mutter wagt es manchmal die ehemalige Königin der Arleser Schönheiten, ihre Einsamkeit zu verlassen und einen Spaziergang außerhalb der Stadt zu machen. Die übrige Zeit verbringt sie hinter dem dicht verhüllten Fenster, in ihrer düsteren Stube. Sie war die Schönste der Schönen, der Stolz Arles' gewesen, und vergaß sich einen Augenblick. An die Mauer des gegenüberstehenden Hauses gelehnt, sah ich traurig hinauf zum Fenster der armen Märtyrerin der Ehre, vielleicht ihrer eignen Schönheit. Hätte man in diesem Augenblicke die Leiche eines Heldenjünglings, noch aus den Wunden blutend, im

offenen Sarge an mir vorbeigetragen; hätte ich dort, hundert Schritte von mir, im griechischen Theater ein Trauerspiel des Sophokles spielen gesehen, es würden sich nicht so tragische Gefühle in mir geregt haben, wie beim Anblick dieses verhangenen Fensters.

Ich habe vom Glanze Arlesischer Schönheit gesprochen, es ist Pflicht, von ihrem Fall und Verfall zu reden. Und so sei es denn in Einem Worte gesagt: Ich habe keine schöne Arleserin jenseits der dreißig, vielleicht nicht einmal jenseits der sechsundzwanzig Jahre gesehen. Die Augen leuchten wohl noch, aber wie magische Lichter auf Ruinen; die stolze Nase bleibt immer die stolze Nase, aber rings um diesen Thurm des hohen Liedes ist arge Verwüstung. Die Arleserinnen verwelken schnell, und wie das Bewußtsein ihrer Schönheit ihnen in der Jugend den herrlichen, gebieterischen Stolz gab, so nimmt ihnen diese traurige Erfahrung den Muth, gegen den reißend schnellen Verfall zu kämpfen. Auch ist es schwer, mit den heranwachsenden Geschlechtern zu wetteifern. Sie geben sich auf und lassen sich frühe fallen. Mit etlichen und dreißig Jahren sind sie schlottrige Königinnen. Ach warum haben diese Griechinnen nicht die Gabe der Homerischen, die herrlichste Gabe, von der nur die Poesie träumen konnte, die Gabe ewiger Jugend!

Alte Leute klagen, daß die Arlesische Schönheit überhaupt im Verfalle sei; ich glaube aber, das sind die laudatores temporis acti, die es nicht begreifen, warum ihnen die Arleserinnen von heute nicht so gut gefallen wie die vor fünfzig Jahren. So lange ich Arles durchwanderte, seine Antiken, Monumente, sein Museum, seinen herrlichen Himmel und seine lebende Schönheit betrachtete, verließ mich der Gedanke nicht, wie praktisch es wäre, in dieser historischen Stadt eine Malerschule zu gründen. In einem deutschen Arles wäre das vielleicht längst geschehen.

Du wirst es mir nicht falsch deuten, daß ich mich bei diesem Gegenstande so ausführlich verweilt habe. Um die platten Auslegungen Derjenigen, die Einem wohl erlauben, vor todtem

Marmor in Extase zu gerathen, jede Begeisterung für lebendige Schönheit mit Fleisch und Blut aber methodisch verdammen, um die kümmere ich mich nicht. Du wirst dich nur an die Verse Hebbels erinnern, die wir einander oft citirt haben:

Schönheit, wo ich dich erblicke,
Huldige ich deinem Licht,
Und wie ich mich selbst erquicke,
So erfüll' ich eine Pflicht.

Den 12. Juni 1851.

Ein epikureischer Reisender, habe ich jetzt eine neue Erfindung gemacht, wie ich Arles auf raffinirte Weise genießen kann. Ich betrachte es fast nur noch im Mondscheine. Unter Tages sitze ich meist zu Hause und lese südfranzösische Geschichten; wenn es aber stiller wird in den Gassen und der volle Mond über die Alpinen heraufzieht, mache ich mich auf, um all' die Trümmer und Reste, die ich in leibhaftigem Sonnenscheine gesehen, von den Schleiern des Mondes verhüllt aufs Neue zu betrachten. Diese provenzalischen Schleier sind sehr durchsichtig, der provenzalische Mond ist nur eine wohl temperirte Sonne — die Nacht ein blauer, mit Sternen geschmückter Tag. So eben, es ist bald Mitternacht, komme ich aus den Gängen des Klosters St. Trophime zurück, wo ich zwei herrlich einsame Stunden zugebracht habe. Es ist ein wunderbares Kunstwerk. Ein französischer Schriftsteller sagt von seinen Galerien: „Wenn es wahr ist, daß die Mauern Thebens beim Klange der Lyra, so ist dieses Haus bei den Harmonien der Orgel, beim Dufte des Weihrauchs gebaut worden." — Der Mann hat sich gut ausgedrückt. Das Gebäude ist luftig schön und unfaßbar, fast unkörperlich wie Harmonien und Weihrauchdüfte, und verhält sich zu den Antiken wie die Orgel zur Lyra. So begegnet man in Arles dem Griechenthum, dem Römerthum und den schönsten Blüthen christlichen Mittelalters.

Der Klosterhof von St. Trophime ist ein regelmäßiges Viereck,

das von vier Galerien, die sich in Winkeln aneinanderschließen, gebildet wird. Die vier Galerien oder Gänge, leise, unmerklich von einander im Style abweichend, sind höchste Meisterstücke mehrerer Jahrhunderte. In jedem Winkel befindet sich ein starker Pilaster, der ganz aus zwei Statuen besteht, die mit den beiden hier zusammenstoßenden Gängen Fronte machen. Zwischen diesen zwei Hauptpilastern befinden sich auf jeder Seite in gleicher Entfernung von einander und von den Eckpilastern rechts und links zwei andere, welche mit jenen die Hauptwölbung der Galerien tragen. Und wieder zwischen allen diesen Pilastern läuft eine Reihe kleiner, unendlich zierlicher Säulchen hin, die paarweise auf der Breite der unteren wenig erhöhten Mauer aufgestellt sind und mit ihren Kapitälen die kleinen Bogen tragen, die sich von einem Säulchenpaar zum andern lieblich schwungvoll fortwölben. Alle Kapitäle sind mit Skulpturen bedeckt. Die Säulchen, die Skulpturen an den Kapitälen, die Kleezüge, die Statuen, die Pilaster — Alles ist mit bewunderungswürdigem Geschmacke vertheilt, ausgearbeitet und zu einem harmonischen Ganzen zusammengestellt.

Hier in der einen Galerie herrscht noch der romanische Styl, aber immer und überall sieht man schon die Keime des gothischen, die durchzubrechen streben — und in der That, dort in dem Gange gegenüber ist er bereits als vollendete Blume durchgebrochen, während in dem Gange rechts noch die ganze Einfachheit und Naivität der ersten christlichen Zeiten herrscht, wie sie sich in diesen Ländern noch in den Bauten des achten Jahrhunderts spiegeln. Diesem Gange gegenüber steht sein Widerspiel; man bemerkt schon die Abnahme der gothischen Kunst, die noch in ihrem Verfalle schön ist, und dadurch, daß sie sich der Weltlichkeit zu nähern sucht, wie die Reformation, einen neuen Reiz erhält. Es ist eine in Stein gehauene Geschichte des Christenthums, dieses wunderbare Bauwerk des Klosterhofes von St. Trophime, aber eine Geschichte, wie sie im Gedichte lebt. Die vier herrlichen Galerien, obwohl verschieden, stimmen doch und passen so

harmonisch zusammen wie die verschiedenen Stimmen, mit denen ein Sebastian Bach einen cantus firmus umgibt. Wären die alten Meister des Kontrapunktes Architekten gewesen, sie hätten so gebaut.

Warum lieben es sogenannte Kunstkenner und Freunde der Schönheit, ihre Begeisterung nur für die Antike aufzusparen, und wenden sich mit einem bornirten Lächeln von Allem ab, was spätere, sogenannte christliche Kunst hervorgebracht hat? Ich sage es ihnen zum Trotz: dieser Klosterhof von St. Trophime ist in seiner Art ein so vollendetes, befriedigendes, wohlthuendes Kunstwerk, wie die maison carrée in Nimes, die ich anzuerkennen und zu bewundern weiß.

Von der Höhe der ruinenhaften Mauern, bei Tageslicht betrachtet, sieht der Hof mit seinen Säulchen wie ein Blumenkelch mit hundert Staubfäden aus; im Mondschein ist es eine schöne Gruft. Der Nachtwind in den Bäumen, die über die Mauer sehen, das Murmeln des Brunnens im Hofe nebenan sind nicht mächtig genug, die tiefe Ruhe zu stören, die in diesen dunklen Gängen auf alle Steine gebreitet ist. Und wenn es oben stürmt, man muß glauben, daß die Stille hier unten ewig und unabänderlich dieselbe bleibt. Ich ging in der romanischen Galerie auf und ab, der Mond war schon vorbeigezogen, und tiefe Nacht lag ringsum; mir gegenüber im anderen Gange wandelten zwei Schwestern vom Orden der dames noires auf und nieder; sie lispelten nur, ihre langen Schleier streiften manchmal an die Säulchen, und wenn sie über den Lichtstreif, den die Ampel vor der Madonna warf, gegangen waren, waren sie wie von der Nacht verschlungen. Ich hörte nur noch ihr Lispeln, das Lallen des Brunnens, das Säuseln der Blätter — bis sie wieder, in den Lichtstreif zurückkommend, die Szene auf einen Moment belebten. — Die dames noires sind vielleicht die elegantesten unter allen Frauenorden; sie tragen ein einfaches, glänzend schwarzes Kleid, das die ganze Gestalt, nicht wie das Gewand der andern Orden, verpackt und unkenntlich macht, sondern

vortheilhaft hervortreten läßt. Den Kopf bedeckt zur Hälfte eine kleine Kapuze, hinter welcher ein breiter Spitzenrand hervorkommt, der das ganze Gesicht glänzend einrahmt. Diese Coiffure gleicht dem bekannten Maria-Stuart-Kopfputz. Rückwärts fällt von der Kapuze ein langer schwarzer Schleier herab, der bis an die Knöchel reicht. Bei diesen Nonnen habe ich die feinsten und gebildetsten Gesichter bemerkt. In solcher Umgebung, in solcher Beleuchtung und zu dieser Stunde sind sie noch schöner zu sehen. Ich hielt mich zwischen zwei Säulchen sitzend so stille als möglich, um die beiden Lustwandelnden nicht zu stören, denn hätten sie mich bemerkt, sie würden sich wahrscheinlich zurückgezogen und sich so um eine traute Stunde gebracht haben, die ihnen lieb zu sein schien. Ob sie an die Schwestern gedacht haben, die unter ihrem Schritte überall in den Klostergängen begraben sind? — Ich betrachtete nur ihre schönen Profile, die sich auf der beleuchteten Wandfläche zwischen den Säulen wie in einem Rahmen scharf abschnitten, und die schlanken Säulchen selbst, die im leise flackernden Lichte sich zu regen und sanft zu beben schienen.

Die Mondscheinschwelgereien kosten viel Geld, denn die Alte, der die Aufsicht über die Galerien anvertraut ist, läßt sich mit Recht ihren vormitternächtlichen Schlaf gut bezahlen, besonders wenn die Klosterthüre schon geschlossen und sie gezwungen ist, mich durch das Kirchenthor zu entlassen, was der armen Frau viele Mühe macht. Dann gehe ich durch den hochgewölbten Dom an den hübschen Basreliefs vorbei und trete durch eine der Seitenthüren hinaus auf die Treppe des berühmten Portals. Es ist romanischen Styls, mit vielen bronzirt aussehenden Säulen und einer Unzahl von kleinen Figürchen geschmückt, fast könnte man sagen überladen. Die Figuren, wahrscheinlich aus dem zwölften Jahrhundert, sind plump und haben dumme, dicke Köpfe; glücklicher Weise sind sie sehr klein und verschwinden in der Masse, wo sie dann eine Art von Arabesken bilden, die sich aus gewisser Entfernung nicht übel ausnehmen. Auch hier merkt man schon den Uebergang aus dem romanischen in den gothischen

Styl; unmerklich, noch schüchtern, läuft der Bogen in eine Spitze aus. Das Granitsäulchen, das den Eingang in zwei Hälften theilt, sieht fast antik aus und ist vielleicht das schönste Glied dieses, meiner Meinung nach viel zu berühmten Portals.

Bei Betrachtung des alten Obelisken aus Granit, der sich nahe dem Portal in der Mitte des großen Platzes erhebt, leistet der Mond dem Wanderer einen guten Dienst, wenn er sich dicht in Wolken hüllt. Der Obelisk ist so häßlich, so nichtssagend, als nur ein Obelisk sein kann. Man sträube sich dagegen, so viel man will, diese Antiquitäten haben nur einen antiquarischen Werth, und ganz und gar keinen andern. Eine dumme Nadel, ein riesiger Zahnstocher — was ist ein Obelisk anders? — Ein Zuckerhut hat schönere Formen.

Vom Obelisk fort wandere ich, immer im Mondscheine, an der Arena vorbei, durch kleine enge Gäßchen dem Ende der Stadt zu, um auch dem „Theater" einen Besuch zu machen. Griechen haben es gebaut, um ihren Landsleuten in Arles, zugleich den Barbaren das Vergnügen griechischer Trauerspiele zu bereiten. Sie trugen ihre schönen Götter überall hin mit sich. Die Römer bauten Arenen für Thier- und Gladiatorenkämpfe, die Hellenen Bühnen für Sophokleische Tragödien. Das ist der Unterschied. Mitten unter zertrümmerten Quadern, Resten der unzähligen Sitzreihen, erheben sich nur noch zwei intakte Säulen aus dunklem Marmor und korinthischer Ordnung. Sie waren ein Theil der Szene und lassen auf die entschwundene hohe Pracht schließen. Aber wie unharmonisch paßt das Thor dort in Westen zu diesen Säulen, zu diesem schönen Halbkreis, zu dieser Anmuth, die noch über die Trümmer wandelt — ist es nicht so massig, schwer wie das Thor einer römischen Arena? — Wohl ist es auch von Römern gebaut.

Zwischen den Quadern wuchert hohes Unkraut, um die prachtvollen Säulen schwirren Fledermäuse, die dunklen Gäßchen ringsumher münden wie schwarze Bäche in das weißschimmernde Bassin des Theaters, und wo das Händeklatschen von Tausenden

entzückter Griechen und zum Schönen bekehrter Barbaren erschallte, dehnt sich traurige, schaurige Todtenstille. Den armen Erbauern dieses Schönheitstempels, wie muß ihnen im Grabe oder in der Urne zu Muthe sein, wenn sie es wissen, daß ihre Säulen, Friese, Metopen geplündert und verstümmelt wurden, um christliche Kirchen zu schmücken?

Den 13. Juni 1851.

Es ist Sonntag. Zwischen dem Schauspiel in der Kirche, welche von der männlichen einheimischen und fremden Bevölkerung, wie ich schon früher gesagt habe, nur aus purer Weltlichkeit besucht wird, und zwischen dem nachmittägigen, ähnlichen Schauspiele auf der Promenade hatte ich gegen Mittag vor meinem Fenster ein anderes, minder erfreuliches. Es ist hergebracht, daß am Sonntage die armen Leute aus der Umgegend, besonders aus dem sterilen Gebirge hier zusammenströmen, um sich für die kommende Woche an Arbeitsgeber zu vermiethen. Die Proprietärs der Stadt und der nahen Camargue wissen so, wo ihre Arbeiter zu suchen. Diese setzen sich während und nach der Messe auf die breite Erhöhung in der Mitte des Forums und warten da, geduldig harrend, ob ihnen ein günstiges Geschick einen gutzahlenden Reichen zuführe. — Traurig und ergeben saßen sie da. Sie erinnerten mich nicht eben an einen Sklavenmarkt, aber in Verbindung mit dem römischen Forum mahnten sie mich an die Angeklagten, die in schlechten Kleidern, das Mitleid ihrer Richter mit stummen Blicken anflehend, auf dem öffentlichen Markte ihr Urtheil erwarteten. Nach der Messe kamen gemach die Proprietärs an; die Unterhandlungen begannen, es wurde belebter, und nach und nach verloren sich die Arbeiter, die ihren Handel abgeschlossen hatten. Nach Mittag schlichen nur noch wenige mit traurigen Gesichtern auf und nieder und warteten immer und sahen mit hoffendem Blicke den Zugängen des Forums entgegen, während lustige Gamins den Ball schlugen, über das Seil sprangen und hundert Possen trieben. Auch diese Gamins trugen zerrissene Kleider und schienen dem Elende nicht

ferne zu stehen, aber sie hatten nicht Weib und Kinder zu ernähren; — aber sie sind jung — so jung, daß sie sich eben so wenig um die Arbeits- und Brodlosigkeit ihrer Brüder als um die in dieser Stunde vor der Stadt schaarenweise lustwandelnden Schönheiten Arles' bekümmern. — Das Forum heißt auch place des hommes, und in der That sind auf diesem Platze fast nur Männer, die ihre Geschäfte abmachen, zu sehen. Selten, daß eine weibliche Gestalt über sein längliches Viereck huscht.

Nach Mittag ein Spaziergang nach den elis-camps, oder champs elisées, ungefähr eine Viertelstunde vor der Stadt. Wenige Städte der Welt haben so interessante Grabmäler aus den ersten christlichen Jahrhunderten. Die schönsten Särge sind zwar in das Arleser Museum auf der place de l'hôtel de ville gebracht, aber es blieb genug übrig, um dem Fremden etwas Erstaunenswerthes, Schauderhaftes, in seiner Art ganz Neues zu zeigen. Zu der Kirche, die ehemals in der Mitte des Begräbnißplatzes gelegen haben mag, führt eine lange Reihe der kolossalsten Grabdenkmäler und Särge, die zwei-, drei- und vierfach hinter einander aufgestellt sind, und die, je mehr man sich der alten Kirche nähert, an Zahl wachsen und endlich ordnungslos ein Irrgewinde von Särgen bilden. Alle diese Särge sind kolossal, als hätten sie Riesenleichen beherbergt, aus Stein gehauen, und mit so dicken Wänden, als hätte man das feste Haus des Todes noch befestigen können. Ob sie, Sarg und Grab zugleich, immer so auf der Fläche der Erde gestanden, ob sie durch eigenthümliche Ereignisse oder durch Nachgrabung ins Tageslicht emporgehoben worden? — ich konnt' es nicht erfahren. Nach ihrer Form zu schließen, standen sie, wie die Grabmäler der Alten, immer so den Blicken der Lebenden ausgestellt, Grab, Sarg und Leichenstein zugleich. Die Leichen sind verschwunden — die Deckel von den meisten Särgen weggeschoben; so scheinen sie neue Bewohner zu erwarten. Und wie sie gähnen, indeß das schönste, blühendste Leben in Gestalt schöner Arleserinnen zwischen ihren Reihen wandelt, ist das ein Gedanke, der ein wenig frösteln macht.

Die einen waren mit Schutt gefüllt, und eine üppige Vegetation wuchs und blühte aus ihrem Schooße hervor; einige Ziegen, die auf den Särgen wie auf Felsstücken umhersprangen, nährten sich davon und tranken das Wasser, das sich in diesen Trögen gesammelt hatte. Ist das die ganze Metempsychose? — Ich dachte an die Worte des Dichters, die ich so übersetze:

Nein, Särge sind nicht Chrysaliden,
Bleib ferne mir mit solchem Wahn;
Nur Ruhe such' ich, Schlaf und Frieden;
Doch wären Flügel mir beschieden,
Um meine Hoffnung wär's gethan.

Das Leid — ich könnt' es wieder tragen,
Verlieren neu, was ich verlor.
Doch der Gedanke macht mich zagen,
Daß ich das Glück aus schönsten Tagen
Erfahren solle wie zuvor.

Die Kirche am Ende des langen, mit Särgen besetzten Ganges ist so sehr von Schling- und Mauerpflanzen bedeckt, daß sie selbst aus geringer Entfernung einem Hügel gleicht, auf den ihr Thurm mit seinen runden Bogenfenstern wie ein Tempelchen aufgesetzt ist.

Nach und nach verliefen sich die Lustwandelnden, und dieses Ortes würdige Stille lag auf den Särgen allen. Nur in den Cypressen hinter der Kirche wurde es lebendiger, je tiefer die Sonne sank. Es fangen die Nachtigallen.

Je länger man Arles kennt, desto lieber gewinnt man es, denn es gewährt die Eine herrliche, unbezahlbare, unschätzbare Gelegenheit, sich zu vertiefen. Der Geist aller Geschichtsepochen, der der neuen und neuesten aber am Wenigsten, weht hier, fast mit Augen sichtbar, mit Händen ergreifbar. Man braucht kein Lobredner der guten alten und Verächter der neueren Zeiten zu sein, um sich manchmal mit besonderer Lust in die Vergangenheit zu versenken. Das Schöne, dem wir dort begegnen, gewährt Genuß an sich; die traurigen, rohen oder barbarischen

Stellen erscheinen in guten Momenten wie in den Felsen gehauene rauhe Treppen, die am Ende doch auf den sonnigen Gipfel und in den oben wartenden Parthenon führen, ohne daß man im Geringsten ein Famulus Wagner zu sein braucht, der sich freut, „wie man's am Ende so herrlich weit gebracht hat". Und, mit Einem Worte, um mich deutsch auszudrücken, man hat einmal die Freude, objektiv sein, betrachten zu dürfen. Aber nur die Natur und nur die Geschichte, die schon ihr Epitaph hat, bieten und erlauben das.

Arles gleicht im Anfang mancher mittelalterlichen Chronik. Noah, Troja, Ulysses, der Zauberer Virgilius, die heilige Jungfrau, Plato, die Kirchenväter, König Salomo, Aristoteles, Juden, Heiden und Christen, alles Schöne, Abenteuerliche und Unglaubliche kommt da im Misch-Masch vor und zeigt deutlicher, als gelehrte und wohl systematisirte Weltgeschichte, welch' ein buntes Gewebe die Welt und ihre Geschichte gewesen und noch sei. Man wandelt hier aus einer Zeit in die andere, und wie die Monumente eins auf die Grundsteine des andern, oder aus den Trümmern längst vergessener gebaut sind, wird Einem die Konstruktion des Gedankenbaues, deren äußerer Ausdruck nur jene sind, klar, und man ahnt, wie er die Welt „im Innersten zusammenhält".

Das Museum mit seinen Aschenurnen, Thränenfläschchen, griechischen Göttinnen, römischen Imperatoren, christlichen Sarkophagen, bis herab auf die schlechte Büste Lamartine's ist ein Arles im Kleinen.

Es befindet sich in einer alten Kirche auf der place de l'hôtel de ville, gegenüber dem Obelisken und dem Portale von St. Trophime. Sein größter Schatz ist ein weiblicher Kopf, der Rest einer lebensgroßen Statue, die eine Venus vorgestellt haben soll. Andere nennen sie auch eine Diana und behaupten, daß die zwei Löcher, die man über ihrer Stirne entdeckt hat, den Halbmond getragen haben. Welcher der beiden Göttinnen er immer angehört haben mag, er ist der einen wie der andern

würdig, ja man könnte, um ihn nach Verdienst zu preisen, behaupten, er vereinige die Schönheit, den Reiz der beiden Göttinnen in sich. Ach, wenn er nur eine Nase hätte! Die Venus von Milo, geschweige die Mediceische, wäre besiegt, obwohl der ganze Götterleib verloren und nur noch Kopf, Hals und eine Schulter übrig sind. Es gibt im Süden Hunderte von Antiquaren, die in diesen armen Rest verliebt sind und von Auffindung der mangelnden Nase wie von Erfüllung eines theuersten Wunsches träumen. Auch hat man schon in der That mancherlei Ausgrabungen zu diesem Zwecke veranstaltet, aber immer vergebens. An eine Restauration denkt man nicht, und mit Recht. Denn kein Künstler würde es wagen, eine dieser Stirne, dieser Wangen, dieses Kinnes, dieses Mundes würdige Nase liefern zu wollen. Nur dieses Kopfes wegen kehrte ich immer und immer wieder ins Museum zurück, bis ich bemerkte, daß auch mich die fixe Idee von der Nase, von ihrer Auffindung, vom Unglück ihres Mangels zu ergreifen begann und ich wegblieb, um nicht zu werden wie jene Antiquare und ewig und ewig an eine fehlende Nase zu denken. Nichts hat eine schauerlich überwältigendere Macht über uns, als das unvollendete und verstümmelte Schöne.

Die von Skulpturen, Bas- und Hautreliefs bedeckten Sarkophage, die aus den Elis-camps ins Museum gebracht worden und aus den ersten christlichen Jahrhunderten herrühren, zeigen, daß die Römer (die Arleser nannten sich noch unter den Gothen so) auch vom Christenthum ihre Prachtliebe nicht unterdrücken ließen, aber auch, daß es ihnen bereits an griechischen Künstlern fehlte, um dieser auf schöne Weise zu genügen. Die Prachtliebe ist noch die heidnische, die über den Tod hinausgeht, aber die Kunst an diesen Särgen ist schon eine neue, in Kindheit lallende, unbeholfene und, wie man zu sagen pflegt, „naive". Nur wenige Jahrhunderte vor diesen Särgen kann jene Venus geschaffen worden sein — und welch' ein Unterschied bereits zwischen der Kunst, die jene, und der Kunst, die diese hervorgebracht. Ein Unterschied wie zwischen Plato und Origines.

Bemerkenswerth in diesem Museum sind noch die „Tänzerinnen", Skulpturverzierungen, vom antiken Theater zu Arles herrührend. Die Köpfe fehlen, aber die Leiber schwingen sich anmuthsvoll im Tanze, der Glieder herrliches Ebenmaß tritt bei jeder Bewegung schön und reizend hervor, die Gewande fliegen — Alles an diesen todten, kopflosen Trümmern lebt und tanzt und freut sich des Lebens. Wenn sie noch Köpfe hätten, ich glaube, sie würden singen.

Auffallen müssen die antiken Altäre, deren mehrere im Museum aufgestellt sind. Es sind, nach ihrer Kleinheit zu schließen, offenbar Hausaltäre, aber mit welchem Geschmack, mit welch' edler Einfachheit, und doch wie reich verziert sind sie gebaut. Einer derselben wurde, wie die Inschrift sagt, von einer Freigelassenen errichtet; keine devote Königin verwendet heute so viel Geschmack und so viele Kosten auf ihren Betschemel wie jene freigelassene Heidin auf diesen Altar. Dieser, ebenso wie die andern, ist wie ein Piedestal, darauf unsichtbar der Gott steht, dem er geweiht ist.

16. Juni 1851.

Wie sehr man auch Arles mit seinen herrlichen antiken Resten, mit seinen Erinnerungen, mit seiner lebenden Schönheit lieb gewinnt — am Ende wird Einem die Stadt wegen ihres gräulichen Mönchs- und Nonnenwesens zuwider. Der Pfaffe herrscht hier unbeschränkt und wird von der Pfäffin aufs Gewissenhafteste unterstützt. Es ist nicht zu erfahren, wie viele geistliche Individuen beiderlei Geschlechts die Griechenkolonie beherbergt, aber gewiß ist es, daß nicht der fünfte Theil der ganzen Bevölkerung *nicht* zu irgend einer von Priestern zu priesterlichen Zwecken gestifteten Brüderschaften gehört. Bei Leichenzügen und den häufigen Prozessionen sieht man die langen Schaaren von Penitents bleus, gris, blancs und Gott weiß, von welchen Farben noch. Alle Mädchen tragen Amulette und Heiligenbildchen und verschiedene Schaumünzen am Halse. Das sind ebenso viele Zeichen, daß sie ebenso vielen religiösen Gesellschaften

angehören, die ihnen allen gewisse Andachtspflichten auflegen, die über die Pflichten eines gewöhnlichen Christenmenschen weit hinausgehen. Natürlich ist Arles legitimistisch. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß es den Bourbonen unbedingt anhängt. Wenn Louis Napoleon heute mit den Priestern einen Bund schließt, so hat er das ganze legitimistische Arles in seiner Tasche, trotz der ganzen antinapoleonistischen Vergangenheit Arles'. Der Unterricht ist hier auf Null reduzirt — die Ignoranz allgemein. Die Schulen sind in den Händen der Geistlichkeit, und die begnügt sich damit, wenn ihre Jüngerschaft nur beten kann und den Katechismus auswendig weiß. Schreiben und lesen wird da natürlich auch gelehrt, aber auf eine Art, daß es der Schüler auf die leichteste Weise wieder vergessen kann. Bevorzugte oder gefährliche Talente, bei denen solche Vergeßlichkeit nicht vorausgesetzt werden kann, sucht man für den geistlichen Stand zu gewinnen. Es ist wahrhaft spanisch.

Morgen verlasse ich die Stadt, die mir trotz alle Dem und alle Dem lieb geworden ist, um öfter wiederzukehren. Bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, die Familie aufzufinden, mit welcher Adolph Stahr, wie er in seinem trefflichen Buche über Italien erzählt, eine so schöne Idylle verlebt hat. Ich möchte ihr so gerne einen Gruß von ihrem nordischen Gastfreund bestellen.

Achtes Kapitel.

Marseille — Griechenthum und Christenthum — Eine Herkules-Mythe — Der Etang de Berre — Reisegrundsätze — Der Hafen, der Handel, das Leben, die Kunst — Die Arbeiterinnen — Glasgow und Marseille — Die Wunder von Notre-Dame de la Garde — Schöne Traum- und Rauchpunkte — Papety — Chateau d'If, Mirabeau und Monte-Christo — Wilde Jäger — Ricard — Ab nach Aix.

Marseille, den 3. September 1851.

In Arles stieg zugleich mit uns ein sonderbarer Mann in den Wagen, den ich auf diesem klassischen Boden für den Gott Aeolus selbst zu halten alle Ursache hatte. Wahrscheinlich reiste er nach Marseille, um irgend einem modernen Odysseus im Angesichte des Hafens Unannehmlichkeiten zu bereiten. Er trug einen großen Blasebalg mit sich, der wenigstens drei Viertel Manneshöhe hatte, und den er auf beide Handhaben wie auf zwei Füße zwischen seine Beine stellte, so daß der Bauch sich gerade zwischen des Mannes Knieen befand, während das Blasrohr gegen das Gesicht gerichtet war. Sobald nun der Mann einige Hitze verspürte, drückte er mit beiden Knieen an und blies sich einen kleinen Sturmwind ins Gesicht, so daß sich Haupt- und Barthaare wild bewegten. In unbewachten Augenblicken schob er das Rohr sogar zwischen die Weste und fächelte sich auch die Brust mit Zephyren. Wie dieß von der Gesellschaft bemerkt ward, bot er ihr sein Instrument zu gleichem Gebrauche an, und zwar höflicher Weise den Damen zuerst. Doch machte er wenig Glück mit seiner Offerte.

Auf dem uns gegenüber haltenden Bahnzuge befanden sich

in verschiedenen Coupé's wenigstens fünfzehn Nonnen, die ganz vergnügt und ungenirt in die Welt sahen und unsere Gesellschaft musterten. Es ist erstaunlich, welche gewaltige Anzahl geistlicher Individuen beiderlei Geschlechts Einem hier auf allen Wegen und Stegen begegnet. Selten nur steigt man in einen Waggon, ohne einen Curé oder einige Schwestern von was immer für einem Orden darin zu finden. Die Männer tragen immer ihre Breviere mit sich, die Weiber ein kolossales silbernes oder eisernes Kreuz auf der Brust, auch wohl, wenn es zu groß ist, wie einen Dolch oder ein Schwert im Gürtel.

Während wir längs der Camargue am jenseitigen Rhoneufer hinfuhren, erzählte mir ein Jäger, der neben mir saß — denn seit Eröffnung der Jagd im Monat August begegnet man überall ebenso vielen Jägern, als man seit Eröffnung der Unterrichtsfreiheit Geistliche findet — daß er gestern dort drüben in der Camargue einen Ibis geschossen. Das hörte sich nun freilich zunächst wie eine ächte Jagdgeschichte an: in der Folge indessen wurde mir aus zuverlässigem Munde bestätigt, daß dieser heilige Vogel in der That zuweilen das Nil-Delta mit dem Rhone-Delta vertauscht.

Hinter Arles fährt man durch das schönste und fruchtbarste Land; die Weinpflanzungen sind verschwunden, an ihre Stelle aber treten gut angebaute Getreide- und Kleefelder und endlich Wiese an Wiese — ein Anblick, der doppelt erfreut, wenn man aus dem an Wiesen so armen Languedoc kommt. In weiter Ferne treten die wüsten und wildgezackten Alpinen hervor, wie eine sichere und unnahbare Mauer vor einem Paradiese.

Aber die Herrlichkeit des Paradieses hat bald ein Ende. Mit einem Male, wie auf einen Zauberschlag, verwandelt sich das Land in Sumpf; so weit das Auge reicht, nichts als hohes Rohr, darin die Mähder kaum zu sehen sind. Bald wird es noch trostloser. Der Sumpf, der wenigstens grün ist und ein gewisses Leben heuchelt, ist ebenso schnell in eine traurige, von Kiesel bedeckte Wüste übergegangen. Die todte Dammerde zwischen den Steinen hat nicht die Kraft, einen gesunden Halm zu treiben;

höchstens bringt sie jene eigenthümlichen Heideschwellungen hervor, die wir aus der Heimat der Heidschnucken kennen. Auch diese jedoch sind so ungenießbar, daß sich nicht einmal ein so bescheidenes Thier wie die Heidschnucke damit begnügen würde; nirgend eine Spur von Leben.

Dieß ist die Ebene der Crau, die vierzehn Lieues im Umfange hat. Sie entstand, der Sage nach, als Herkules, von den Riesen im Kampfe bedrängt, sich nicht mehr zu helfen wußte und zu seinem Vater um Hülfe flehte. Da ließ Zeus einen Regen von Steinen fallen, der die Giganten alle erschlug. Eine einzige kleine Oase gibt es in dieser Wüste: und die soll ein Pole mit dem ausdauernden Fleiß eines Urcivilisators geschaffen haben.

Endlich verläßt man mit einem Ruck auch diese trostlose Oede und taucht in die eigenthümlichste Welt. Wenige Gegenden der Erde mögen dem Vorüberfliegenden so viele Abwechslung gewähren als die im Grunde nur so kurze Strecke zwischen Arles und Marseille. Der Vielgereiste wird hier an das Verschiedenste erinnert, und seine Phantasie fliegt bald dahin, bald dorthin in die entlegensten Länder. So eben glaubte ich aus der Provence nach Lüneburg versetzt zu sein, und jetzt, da ich die Heide verlasse, wähne ich auf einmal an der Thür des wilden Karstes zu stehen; wie ich aber in diese trete und meinen Blick in den Schooß des kleinen Gebirgs schweifen lasse, das sich aufthut, glaube ich vielmehr einen schottischen Logh zu sehen, den Logh fine, Logh long — aber nein, es ist der sogenannte Etang de Berre, ein Finger, den das Meer dem Wanderer entgegenstreckt, so wie die Loghs Arme sind, welche die nordische See, strenger und düsterer, als ein Eroberer, aufs Land legt.

Der Etang de Berre kommt und verschwindet, bis man endlich längere Zeit an seinem Ufer hinfährt und ihn bei Sonnenuntergang mit Muße betrachtet. Ein prächtiger See! Die Berge, die ihn umgeben, sind zwar aller Vegetation bar, kahl und trostlos; aber das ist das Schöne im Süden, daß die Farben und Töne, die Stimmungen, die besonders zu gewissen Tageszeiten

auf den Gegenständen liegen, Anbau, Vegetation, kurzum Alles ersetzen, was im Norden nöthig ist, um den Gedanken an die Wüste zu entfernen. Schon die tiefe, weiche Bläue des Sees hätte genügt, die ganze Härte seiner Umgebung zu mildern; aber obenein spielten auf diesen weißen Felsen noch alle die herrlichsten Farben der untergehenden Sonne. Nicht mehr todt, kaltig, nein, brennend sahen sie aus; sie standen wie eine Schaar in weißes, faltiges Gewand Gekleideter da — dann hüllten sie sich in einen rosigen Schleierhauch, der sich nach und nach in ein mildes Violet verwandelte — und endlich in ein tiefruhiges Blau überging. Das schönste Waldland mit allen Moosen und Zweigen und Vögeln konnte nicht milder entschlafen als diese Wüste. In der Mitte des Sees trat erst bei einiger Dunkelheit eine Insel hervor, als hätte sie sich vor dem Tageslichte versteckt gehalten und liebte es erst in der Nacht emporzutauchen.

Ein Tunnel verschlang uns; vielleicht der größte Tunnel der Welt. Wir fuhren, obgleich sehr schnell, doch über acht Minuten, bevor wir wieder ans Tageslicht kamen. Ans Tageslicht? Nein: die Sonne war inzwischen untergegangen, und ist sie einmal hinunter, wird hier schnell Nacht, da sie in der reinen Luft keine Feuchtigkeit findet, in der sich ihr Licht nachspiegeln könnte. Die goldenen Wolken über den Bergen waren plötzlich schwarz geworden, die Berge selbst verkrochen sich: es wurde kühler, man hörte das Rauschen des Meeres. Als ich auf der Höhe des Omnibus in Marseille einfuhr, war schon Nachtleben überall; der Hauch der großen Stadt wehte mich an, und das ist wohlthuend in Frankreich, wo die meisten Provinzialstädte verphilistern und neben Paris einen kleinstädtischen, einen Dilettantengeruch bekommen.

Gleich nach meiner Ankunft machte ich noch einen langen Spaziergang durch große und kleine Gassen. Ueberall viel Leben, überall der Kosmopolitismus einer Seestadt. Es ist eben Markt hier; auf dem Platze wimmelt es von Spaziergängern, man hört viel englisch und italienisch sprechen und sieht dickbäuchige Türken

und nervöse Araber. Das Volk scheint sehr lustig. Noch einen Spaziergang am Hafen, um den Wind durch die Taue pfeifen zu hören, und dann nach Hause, wo ich spät nach Mitternacht todmüde die Feder aus der Hand fallen lasse.

4. September 1851.

Meinem Reisegrundsatze gemäß, trat ich die Wanderung durch die Stadt allein an, wie ich es immer thue, bevor ich Bekannte aufsuche oder Empfehlungsschreiben abgebe. Es ist ein so behagliches Gefühl: noch bin ich unbekannt und unabhängig, noch kann ich unbeobachtet unternehmen, was ich will, und brauche keinen Censor zu scheuen. In einigen Stunden werde ich der Zuvorkommenheit eines Gastfreundes, einem für mich entworfenen Plane, einer Einladung und vielleicht schon der Sitte der Stadt, den Vorurtheilen einer Gesellschaft oder einer Klasse angehören — jetzt bin ich noch frei!

So wanderte ich dem Hafen zu. Das Quartier, das ich passiren mußte, ist ein wahres Babylon. Es beherbergt alle Sprachen und alle Trachten; die orientalischen und afrikanischen sind fast in der Mehrheit. Der Burnus aus Afrika ist ein gewöhnlicher Anblick; Turban und Fez kann man überall zu Dutzenden haben. Welch ein Leben am Hafen! Hunderte von Schiffen werden aus- und eingeladen, Berge von Kaffeeballen, Millionen grüner Zitronen, alle Spezereien des Orients und Occidents duften Einem entgegen. Rings um den Hafen zieht sich ein breiter Damm, der mit himmelhohen Häusern besetzt ist. Die Parterres sind von Tavernen und von Magazinen eingenommen, welche letztere die Bedürfnisse des Seevolkes befriedigen und es so malerisch ausstatten; da hängen die gestreiften Jacken, die braunrothen Sack- oder Baskenmützen, die bunten Schärpen und Gürtel. Aus den Tavernen und Tabagieen klingen Lieder in allen Sprachen heraus; man fühlt die Pulse einer Welt schlagen. Jenseit des Mastenwaldes erhebt sich auf kahlem, glühendem Bergkegel das Kastell Notre-Dame de la garde, weiter gegen das

Meer zu das Fort St. Jean mit seiner terrassenartigen Befestigung, ihm gegenüber das Fort St. Nicolas, ebenso stark und fest wie jenes. Gleich zwei ungeheuren Bulldogs liegen sie an den Pforten des Hafens; gegen ihren Willen kann keine englische Wasserratte passiren. Aber noch weit hinaus über das Fort St. Jean läuft ein Hügelzug, weit hinaus ins Meer: sein letzter Ausläufer steht da wie ein vorgeschobener Posten, der aufmerksam die unendliche Fläche beobachtet. Er ist unbezahlbar, dieser natürliche Damm; an ihm brechen sich die Wogen, die der Ost- und Südwind aufwühlt, und die sonst im Hafen wüthen würden; keine Menschenkunst hätte ihn so fest zu bauen vermocht, hätte ihn je zu bauen unternommen.

Um St. Nicolas herum biegt man gegen den neuen Hafen. Die Aussicht wird freier — gegen Süden ist sie unendlich, gegen Westen durch einen vulkanischen Gebirgszug begrenzt, der Einem auf die Haut brennt, wenn man ihn nur ansieht. Das Meer ist von einer so tiefen Bläue, daß der Nordländer es für Uebertreibung halten würde, wenn er es so gemalt sähe. Desto weißer schimmern die hundert Segel der aus- und einlaufenden Schiffe auf seinem Grunde.

Durch kleine Gäßchen nahm ich den Weg in die Stadt zurück. Alles Leben ist auf der Straße. Die Gewölbe schütten ihren Vorrath hinaus, die Mädchen waschen, nähen, plätten vor der Thüre; der Handwerker sitzt mit seiner Arbeit auf der Schwelle oder im Fenster; Hunderte von wandelnden Kaufleuten bieten schreiend ihre Waaren aus. Ich habe ein Weib gesehen, das einen Fisch auf dem Kopf balancirte, der buchstäblich zwei Mal so groß war als seine Trägerin. Zahllose Omnibus rasseln auf dem Pflaster, mit ihnen die Packwagen, die kleinen Karren der Marktweiber, aber wenige elegante Equipagen. Unter den schattigen Bäumen des Cours St. Louis, einer Art Pariser Boulevards, liegen schon frühe südliche Faulenzer. In den Gassen ist viel Schmutz: aber — man lache darüber — die südliche Sonne vergoldet und verklärt auch diesen.

Dem Fremden, der mit dem Gedanken an die Griechen nach Marseille kommt, ist es nicht unangenehm, an einer Straßenecke „Gasse des Anacharsis", auf einem Schilde „Gasthaus der Phokeer" und auf einem andern den Namen Timon zu lesen. In der großen Fruchthalle, wo er Feigen und Pfirsiche einkauft und ihn die Verkäuferin freundlich nach seinem Vaterlande fragt, denkt er an die Fruchtverkäuferin des Theophrastus und an ihr: „O Fremdling!"

Aus der Fruchthalle tretend, sah ich das Museum neben mir, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mein Empfehlungsschreiben an den Direktor daselbst abzugeben. So kam ich denn in die Kunst, bevor ich das Leben kennen gelernt. Die Niederländer sind hier am Besten vertreten. Ein ächter Rubens, „die Jagd", eines der kräftigsten Bilder des Meisters, was viel sagen will. Uebrigens die bekannten Gestalten. Ein anderes, „die Auferstehung Christi", zeigt Rubens in seiner vollen Zeitlichkeit, oder so zu sagen, Irdischheit. Da ist keine Verhimmelung, keine Engelei, keine Heiligkeit, keine besonderen Lichter — Alles menschlich, irdisch und fauststark. Christus mit einem Panier in der Hand, das er wie eine Lanze hält, tritt mit einem großen Schritte und etwas wilder Gebärde aus dem Grabgewölbe, als träte er aus einem Gefängniß. So schreitet er auf die Wächter los; und keines Wunders bedarf es, daß sie vor ihm erschrecken, auf das Antlitz fallen oder auf und davongehen. Seiner würdig ist das Bild seines Schülers Jourdan: „Christus mit den Aposteln im Kahne." Der Meister sitzt im Vordertheile des Schiffes und predigt den Jüngern; sie hören ihm mit mehr oder weniger Andacht zu, Manche sitzen gemächlich da wie flämische Bauern; sie heucheln nicht und empfindeln nicht, aber wenn es dazu kommt, etwas zu thun oder zu leiden, wird das Wenige, das von den Worten des Lehrers in Ohr und Herzen hängen bleibt, hinreichen, sie an ihre Pflicht zu mahnen. Der nackte Kerl, der das Schiff führt, ist ein wahrer Riese und stößt so gut, daß man den Kahn in Bewegung sieht. Nirgends eine

Spur von Konvenienz; natürliche Grobheit neben natürlicher Grazie, kecke Zeichnung und breite Malerei, in Allem ein Charakter, eine Persönlichkeit. Dann ist noch ein Vandyk da, dem man glauben muß, daß er wirklich einer ist: die Studien zu seinem „Grafen Stafford", und endlich ein unausweichlicher Snyders mit seinen Fischen, Melonen, Braten u. s. w. u. s. w. Seine Bilder machen satt, anstatt den Appetit zu reizen.

Vom Museum kam ich wieder an den Hafen. Es war Mittag geworden. In der Nähe der Kirche St. Victor saßen an zweihundert Mädchen, gruppirt oder einzeln, im Kirchenschatten, auf Schwellen, in Vorhäusern, und verzehrten ihr Mittagsmahl. Wahrscheinlich Arbeiterinnen, die in den großen Hafenmagazinen mit Einpacken und Assortiren, oder in der benachbarten Tabakfabrik beschäftigt sind. Sie mahnten mich an Glasgow, wo man ebenfalls so große Schaaren junger Arbeiterinnen zu gewissen Stunden in den Gassen sieht. Aber doch welch' ein Unterschied! Jedes dieser Mädchen hier in Marseille hat sein Körbchen mit den besten Früchten, Melonen, Feigen, Pfirsichen, Weintrauben angefüllt; dazu das blühendste Brod, den köstlichen Käse von Roquefort, die Arleser Wurst und eine Flasche rothen Weines. Die von Glasgow nagen an einer Brodkrume; auch im Anzuge, sogar in Schmucksachen sieht man die Aisance der Marseiller Arbeiterinnen. Die in Glasgow sind in Lumpen gehüllt. Ein gewisses dissolutes Leben sieht man auch hier diesen Mädchen an: aber bei den wohlgenährten Südländerinnen scheint die Folge höchst freiwilligen Entschlusses, was bei den Celtinnen des Nordens Wirkung des Elends ist.

Abends.

Die Rue d'Aix, der Cours St. Louis, die Rue de Rome (eine kleine Oxfordstreet) bilden zusammen einen imposanten Straßenzug, welcher die Stadt in gerader Linie von Nordwest gegen Südost durchläuft. An dem einen Ende schließt ihn der Triumphbogen, am andern ein kolossaler Obelisk. An diesem vorbei gelangt man in eine von Bäumen nnd Häusern schön

bepflanzte Gegend außerhalb der Barrière, welche den spanischen Titel eines Prado führt. Trotz der Schönheit dieses Parkes verläßt man ihn doch gern, um ihn mit der Allee zu vertauschen, die gerades Wegs zum Meere an den Golf von Mordan führt. Rechts und links reihen sich die komfortabelsten Landhäuser an einander, die besser als die Stadthäuser von der großen und vielverbreiteten Wohlhabenheit Marseille's einen Begriff geben. Da sieht man die prächtige säulengetragene Villa neben der noch anspruchvollern Schweizerhütte; ein Banquier hatte sogar die Grille, sein Landhaus vollkommen in der Form einer gothischen Kirche, mit Spitzbogenfenstern und Thüren, mit Thürmen und Rosetten zu bauen.

Die Allee wird vom Meere plötzlich abgeschnitten. An ihrem Ende thut sich die herrliche Aussicht auf den Golf von Mordan auf. Vulkanische, wild zerrissene Berge strecken ihre Arme in einem weiten Halbkreise gegen Südosten aus. Im Westen wird der Golf von den Marseiller Vorgebirgen, von den trois frères der Insel If, mit ihren zwei Nachbarinseln, und von den Bergen des Sees von Berre abgeschnitten. Im Südosten wagt sich ein vom Vorgebirge abgelöster Felsenkegel sogar weit hinaus ins Meer, so daß sich zwischen ihm und den Riffen des Ufers eine dunkle Straße aufthut, welche wie der Okeanosfluß in die Unterwelt zu führen scheint. Aber dieser wilde Rahmen schließt ein Bild voll heiteren Friedens ein. Am Fuße der zerhackten und gezackten Felsen liegen freundliche, mit ihren weißen Häusern weit hinausschimmernde Dörfer, erheben sich einzelne prächtige Villen, streckt eine üppige Vegetation ihre grünen Arme über das Ufer hinab bis in die dunkle Fluth und drängt mit freundlicher Gewalt die Dünenbänke von ihrem Stillleben zurück. Auf den kahlen Felswänden begegnen sich die Reflexe des blauen Himmels und des noch blaueren Meeres, die zitternd in einander spielen und die Abhänge mit Tinten bedecken, welche ein reiches bewegtes Pflanzenleben täuschend nachahmen.

In diesem Augenblick wird mit vieler Kunst und großen

Kosten an einer Straße gebaut, welche vom Golfe längs des Ufers, um die Vorgebirge biegend, nach Marseille zurückführen soll. Der Umweg ist groß, aber er wird lohnend. Was kann es Angenehmeres geben, als in offenem Wagen, vom Abendwinde angeweht, bei leuchtendem Meere allen diesen Windungen des Felsenufers zu folgen und so langsam als möglich dem Gesause der Stadt entgegenzufahren, während von ferne der Leuchtthurm sein weißes Licht, die verspäteten Schiffe ihre Lieder, die nachglühenden Wolken ihre Blitze herüberschicken? Ich folgte diesem neuen Wege; rechts Gärten und Landhäuser, links mir zu Füßen das murmelnde Meer, dem hier und da ein kleiner Bach entgegenrauscht. Aber nach einer halben Stunde wurde meine Wanderung von gesprengten Felsblöcken, Maschinen, Balken und dergleichen abgeschnitten; ich stand auf einem Vorsprung hoch über der Fluth — der Weg führte nicht weiter. Mit Mühe kletterte ich das zerbröckelte Gestein hinauf und verlor mich zwischen stillen Gartenmauern, offenen Weideplätzen, kahlen Hügeln, steinigen Schluchten und Thälern. Mein Führer war das von steiler Höhe herabwinkende Fort Notre-Dame de la garde; in Eile erreichte ich es, bevor die Sonne untergegangen war.

Die Kapelle von Notre-Dame de la garde ist eine der begnadetsten des Landes und von den Frommen am Meisten besucht. Die Madonna über dem Altare, die Arbeit eines Marseiller Künstlers, ist aus getriebenem Silber und thut sehr viele Wunder. Die „ex-voto," welche als Abbildungen verschiedener geheilter Glieder, glücklicher Entbindungen, überstandener Krankheiten, furchtbarer, doch schadlos vorübergegangener Meerstürme, im buchstäblichen Sinne des Wortes alle Wände der Kapelle bedecken, geben Zeugniß von der unausgesetzten Wunderthätigkeit dieser Madonna. Doch hielt ich mich bei diesen Miraceln nicht lange auf, bezahlte sie gläubig mit fünf Sous und eilte hinaus, um das natürliche Ereigniß eines Sonnenunterganges auf dem mittelländischen Meere nicht zu versäumen. Als ich auf die Platform trat, lag die Sonne schon als unge-

heure Kugel auf dem äußersten Rande des Horizontes. Hafen und Stadt deckte bereits webende Dämmerung; die Leuchtthürme waren entzündet. Ueber der Bläue des Meeres zitterte ein bräunlicher Schleier. Aber die Spitzen der Berge leuchteten, und die Kuppen, die gleich einem gewaltigen Kandelaber die Sonne in ihren Armen festzuhalten schienen, sprühten und brannten wie weißglühendes Metall. Langsam begann nun jenes gewisse Rücken und Sinken des großen Erleuchters; die Strahlen verloren ihre Kraft, man konnte dem Scheidenden ruhig ins Angesicht schauen, das unverhüllt dem Zurückbleibenden lächelte. Endlich lag ein schmaler Kranz wie ein Golddiadem auf dem höchsten der Berghäupter — und endlich verschwand auch er. Die Sonne versank, und in diesem Augenblick flogen nach rechts und links, wie zwei purpurne Schlangen, die tiefgetränkten Lichtstreifen hin am ganzen westlichen Horizont; sie blitzten auf und verbreiteten sich als dunkelglühende Abendröthe über das halbe Firmament. Ein leiser Wind erhob sich, und sanft lispelte und murmelte das Meer, wie ein Kind im Einschlafen. — Es entschlief, und Nacht lag rings umher. Aus der Stadt herauf zog ein dumpfes Rauschen; die Lichter wurden angebrannt, die Glocken begannen zu läuten.

Der öde Weg von Notre-Dame de la garde war belebt von allen diesen Tönen; in der Nähe des Hafens kamen mir Schaaren von Mädchen singend und lachend entgegen. Ich sprang in einen Kahn und fuhr nach dem chinesischen Palaste, dem Fort St. Nicolas gegenüber. Auf allen Schiffen ging es so häuslich her wie am heimischen Herde. Das Schiffsvolk saß am Tische gereiht und aß und trank; französische, englische, deutsche, griechische Lieder ertönten von allen Seiten. Die Wasser waren still; mein Kahn fuhr leise dahin.

Es gibt gewisse Punkte in der Welt, die von der Vorsehung eigens für kaffeetrinkende Cigarrenraucher geschaffen sind, z. B. das Café Tommaso in Triest; die Bänke vor der Boutique des Sorbetverkäufers auf der Riva dei Schiavoni in Venedig; die

Terrasse des Posthotels in Varenna, mit dem Blick auf beide Arme des Comersees; der Garten der drei Kronen in Vevey, mit der Aussicht auf den Leman, auf das Rousseau'sche Meillerie und in das Thal von Wallis; in Paris das Café de la Rotonde im Garten des Palais national; in London die Terrasse von Adelaide-Hotel über der Themse und Londonbridge; in Deutschland die Brühl'sche Terrasse und in Marseille der Balkon des Chinesischen Hauses, der sogenannten Maison Isnard. Was kann es Süßeres geben, als, die ungesetzliche Cigarre im Munde, den duftenden Mokka vor sich, so gedankenvoll-gedankenlos da zu sitzen, ganz so wie der beturbante Orientale neben mir, und hinabzusehen auf diesen hercynischen Wald von Masten, auf das bunte Schiffsvolk in seinen Schatten, auf die sanftbewegte Welle, die träumend an die Rippen der Riesendampfer plätschert; auf das stille Fort St. Nicolas mit dem melancholischen Faktionär, der mechanisch wie ein Pendel auf der Mauer hin und wieder wandelt und dessen Bajonnet im Mondschein blinkt, und endlich auf die schwarze Unendlichkeit, die man das Meer nennt?! Heitere und traurige Gedanken, aber beide sanft lächelnd und in die Zukunft sehend, ziehen Hand in Hand, sonderbar gepaart, vorüber und verschwimmen körperlos mit dem Murmeln des Meeres, mit den Liedern des Hafens, mit dem Duft des Mondscheins, mit den Nebeln der Berge.

„Ob auch die Jahre weiter ziehn,
Die Träume sind geblieben;
Und dann — ob auch die Träume fliehn, —
Es bleibt das Lieben."

Zwei blonde, deutsche, sehr liebenswürdige Jünglinge, wahrscheinlich Handlungsbeflissene, störten mich auf höchst unangenehme Weise aus der Gemüthlichkeit dieses gedankenlosen Zustandes. Sie sprachen ein schändliches Französisch, und doch, wenn man ihnen gedroht hätte, das Fort St. Jean an ihren Hals zu hängen und sie ins Meer zu versenken, wo es am

Tiefsten ist, es wäre kein deutscher Laut aus den Kerlen herauszubringen gewesen! Ich zahlte meinen Kaffee, murmelte einige ächt deutsche Flüche und ging voll unpatriotischer Gedanken heimwärts.

5. September 1851.

Auf einem breiten Stuhle sitzt die große Gestalt des heiligen Josephus. Haupt- und Barthaar sind grau, die Züge von der Sonne gebräunt, von Jahren und Erfahrungen gehärtet; ein sinnender Ernst sitzt auf den buschigen Augenbraunen; ein weißes, faltiges Gewand deckt die kolossalen Glieder. Ihm zwischen den Knieen steht das kleine Christuskind, ein Proletarierjunge mit etwas dickem Kopf und knochiger Stirn, aber feinen Lippen und durchsichtigem Blick. Es hebt die Hand auf wie zum Segen, und da es nach vorn schreitet und auf der untersten Stufe des Bildes steht, ist es, als wollte es aus der gemalten Traumwelt plötzlich und mit einer gewissen wilden Gewalt in die wirkliche, irdische hineintreten. Das ist keiner jener vielen gemalten Heilande, die sich von der Erde wegsehnen und jeden Augenblick die Himmelfahrt zu unternehmen drohen: dieser Heiland hat eine umgekehrte Sehnsucht. — Dieß in schlechten und kurzen Worten die Beschreibung eines Altarbildes, das sich in einem alten Gemäuer zu Marseille befindet. Das alte Gemäuer heißt die Kirche St. Victor und ist ein Rest der Abtei gleiches Namens, die in der französischen Revolution zerstört worden. Der Maler dieses herrlichen Bildes aber heißt Dominik Papety.

Ich sage es meinen deutschen Landsleuten nur vertraulich ins Ohr: — sie bilden sich viel zu viel auf ihre Bekanntschaft mit aller Welt ein. Das Beste und Schönste, das die Fremde hervorbringt, entgeht ihnen oft über dem schreienden, zudringlichen Mittelmäßigen. Die Scribes und Dumas, welch' ein gewaltiges Publikum haben sie jenseits des Rheins, wo der poesievolle Idyllendichter Brizeux kaum dem Namen nach bekannt ist! Und wie mit der Poesie, ist es auch mit den anderen Künsten. Die Horace Vernets und die Delaroches, diese Scribes und

Dumas der Malerei, entzücken unsere Banquiers und werden auf deutschen Kunstausstellungen bewundert. Wer kennt Papety, einen der bedeutendsten Maler des modernen Frankreichs?

Die nur kurze Lebensfrist, welche der Entfaltung dieses großen Talentes gegönnt war, und der zufällige Umstand, daß sich die meisten seiner Bilder im Privatbesitz befinden und mehr oder weniger unzugänglich sind, bilden allerdings eine Art von Entschuldigung; statt anzuklagen, will ich daher mit kurzer Erwähnung seiner Werke fortfahren und meine Landsleute mit Papety bekannt zu machen suchen. In Marseille, seiner Vaterstadt, befinden sich noch zwei bedeutende Bilder dieses jungen Meisters. Die Kirche Marie majeure besitzt die „heilige Philomena", eine einfache weibliche Gestalt, die mit ausgebreiteten Armen aus dem Rahmen herauszuschweben scheint, und „Jesus, von beiden Eltern begleitet, aus dem Tempel kommend." Der zarte, doch kräftige Knabe glüht noch vom Feuer des Kampfes, den er soeben mit den Schriftgelehrten bestand. Mit emporgehobenen Armen schreitet er vorwärts, noch ist er in Begeisterung, noch scheint er zu predigen, zu streiten und zu lehren. An seiner rechten Seite, mit dem langen Stabe in der Hand, geht Josephus; ein Mann im kräftigsten Alter, mit der Miene des Beschützers und Vormundes, ist er entschlossen, den Kleinen zu vertheidigen, auf dessen Worte er mit aufmerksamer Ruhe horcht. Aber tiefere Gefühle bewegen die Mutter. Sie hüllt sich in ihr dunkeles Gewand und hält die Hände fest über die Brust gedrückt. Langsamen Schrittes und sinnend folgt sie dem schnellschreitenden Kinde; der mütterlichen Ahnung wird die ganze Bestimmung ihres Sohnes klar, und erhabene Leidensbeschlüsse fassend, blickt sie ihm nach. Lebe wohl, sagt sie dem ruhigen Mutterglück, und ergeben begrüßt sie das reichere Leid, welches sie aus dunkler Ferne kommen sieht. Eine schön geputzte Courtisane betrachtet mit einem Gemisch von frivoler Neugierde und ernster Ahnung die Gruppe. Im Hintergrunde der Tempel mit seiner stolzen Säulenhalle, aus- und eingehende Fromme, Schreiber

und Schriftgelehrte; römische Wachen und Soldaten in glänzender Rüstung — die ganze alte Welt, die es nicht ahnt, daß dort ihr zukünftiger Zerstörer als Kind zwischen Vater und Mutter wandelt!

Ein eigenthümliches, anfangs unbestimmtes Gefühl bemächtigt sich des Beschauers dieser Bilder. Sie sind ein Räthsel, etwas Neues; er weiß sie nicht zu klassifiziren. Sind es Heiligenbilder? Nein — dazu sind sie zu robust, zu irdisch, uns zu nahe verwandt. Sind es profane Bilder? — Noch weniger: denn es verklärt sie ein gewisser Schein, den wir einen Heiligenschein nennen müssen, da wir es einmal so gewöhnt sind. Sie stellen vielleicht doch Bewohner dieser Erde vor, aber dieser Erde, wie sie werden soll, der künftigen Erde. Das ist es: Papety ist ein Mann der Zukunft — wie alle großen Künstler, ein ahnungsvolles Gemüth, das überall die Zukunft sucht, sieht und darstellt.

Zufällig kenne ich eine große Zahl Papety'scher Werke: Oelbilder, Aquarelle, Cartons, die sich im Besitz von Bekannten und Freunden befinden und sonst dem Publikum unzugänglich sind. Eines der schwächeren unter diesen, dem Herrn François Sabatier gehörig, gibt mir den Schlüssel zum ganzen Wesen des ahnungsvollen, schöpferischen Künstlers. Es ist eine Allegorie — denn der eine neue Welt suchte, die er noch auf dieser Erde nicht fand, mußte er es nicht auch mit der undankbaren Allegorie versuchen?

In dunklen Wolken sitzt die kahlköpfige, graubärtige Vergangenheit und liest im vergilbten Pergamente; neben ihr die trübe Gegenwart, traurig, aufgegeben vor sich hinstarrend, mit der linken Hand greift sie träumerisch nach dem vergilbten Pergamente, als wollte sie dort Rath holen in ihrer Rathlosigkeit. Lässig liegt die Rechte, die Hand der That, im Schooße. Auch sie werden bald die dunklen Wolken, die sie schon halb umhüllen, verschlingen. Indessen aber, von Beiden ungesehen, fliegt aus blauem Hintergrunde die leuchtende Gestalt des Genius der Zukunft hervor. Sein schimmerndes Gewand ist von Sternen

umrändert; sein Gesicht ist ernst und doch liebe- und verheißungsvoll lächelnd. Die Arme breitet der heilige Knabe aus, als wolle er eine Welt an sein Herz drücken.

Dieser Genius der Zukunft, ist es nicht derselbe Knabe, welcher dort predigend und streitend aus dem Tempel tritt, muthig vorwärts dem Glaubenden entgegenschreitet und eine alte, obwohl glänzende, doch verwitterte Welt hinter sich läßt? Ist es nicht derselbe Knabe, der dort auf dem andern Bilde aus dem Schooße des greisen Alters segnend hervorgeht?

Die Zukunft war es, die Papety überall suchte und fand; in ihm selbst, wie wir sie, an der Schwelle einer neuen Zeit stehend, nur ahnen; in der Weltgeschichte, wo sie ihm symbolisch oder im Spiegel verklärter Vergangenheit entgegentritt; in der Kunstgeschichte, wo sie als Blüthe des Menschengeistes anticipirt zur Erscheinung kommt.

Eine Anekdote und eine Erfahrung aus dem Leben Papety's müssen wir hier einschalten, die wie seine Bilder für ihn charakteristisch sind. Vor Jahren, noch in Papety's früher Jugendzeit, hatte Ingres, der strenge Meister der Form und der etwas beschränkten Klassizität, der den jungen Maler nicht besonders liebte, seine Schüler um sich versammelt. Und zu diesen sagte er mit warnender Stimme: Meine Freunde, es gibt einen jungen Menschen in Frankreich, der noch unbekannt ist, noch nicht viel weiß, der nur strebt und sucht, — wenn er aber gefunden haben wird, dann wehe Euch! —

Die warnende Prophezeiung des alten Meisters schien bald in Erfüllung gehen zu wollen. Papety errang den ersten Preis der Akademie und wurde nach Rom geschickt. Aber den Preis, welchen sie dem Schüler zuerkannt, konnte sie, die Vertreterin des Fertigen und Alten, dem Manne, der mit seinem ganzen freien Wesen hervortrat, nicht zugestehen. „Der Traum vom Glück", die erste Frucht seines neuen Strebens und Wollens, ein gewaltiges Bild, das Papety bald nach Paris sandte, wurde von Akademie und Regierung verschmäht; zum ersten Male seit Menschen-

gedenken wies man die erste Arbeit eines Preisgekrönten zurück. Und Akademie und Regierung hatten Recht mit ihrem Instinkte, den die Gefahr eingibt. Im vorigen Jahrhundert hätten Hof und Hofleute dieses Bild, das nichts Anderes ist, denn ein Traum aus den Gärten des Akademos, Fleisch gewordenes platonisches Wort, wie eine gefahrlose, unschädliche Idylle von Florian bewundert. Heute sah man hinter diesen friedlichen Gestalten von Liebenden, Lehrern, Schülern, spielenden Kindern nichts als Sozialismus und Revolution, hinter dem Tempel im Hintergrund einen Club, eine Volksbank, ein Phalanstère — Gott weiß was!

Und im Grunde hatte man Recht. Die Idylle, das Gedicht des Friedens und der Liebe, ist das revolutionärste Gedicht. Denn was wollen wir Anderes, als Liebe und Frieden, als die Erfüllung des Papety'schen „Traumes vom Glück?" als lieben, lehren und belehrt sein? unsere Kinder, unsere Zukunft, in Blumen spielen und aufwachsen sehen? Die Devise: „Brüderlichkeit," welche die Gegenwart auf ihr Schlachtpanier schreibt, schreit sie nicht mitten aus dem Kampfgewühle nach Frieden und Liebe? Das gangbar gewordene Wort vom „Kriege gegen den Krieg" — die verschiedenen Friedenssekten und Phalansterianer, welche vorzeitig vielleicht, doch gewiß menschlich, friedliche Eroberung des Größten und Schönsten predigen — selbst die komischen Friedenskongresse, sind sie nicht Symptome genug der tiefen Friedenssehnsucht? Papety hat sie in ihrer Erfüllung gemalt. So ist der Maler des Christus ursprünglich ein Idyllendichter, ein Verkörperer platonischer Ideen, ein schöner genießender Heide, ein Herold moderner Wünsche.

Eine große Idee trägt alle Ideen in ihrem Schooße und ruht im Schooße aller Ideen. Sie ist untheilbar und allvertheilt: es ist dieß der Pantheismus der Vernunft. Nur scheinbar tritt der Priester aus ihrem Kreise, das sehende Auge sieht ihn immer und überall mit ihrem Dienste angethan. Der Maler des „Christus" und des „Traumes von Glück" ist derselbe, der die „griechischen Mädchen am Brunnen," eine Idylle aus dem schönen Leben

der Hellenen, geschaffen hat. Mädchen mit ihren schlanken Wasserkrügen in Hallen oder in südlichem Sonnenschein sitzend und wandelnd, und so lieblich plaudernd vielleicht wie jene Fontaine, die dort zwischen den Säulen hervormurmelt: es ist eben nichts als Schönheit und Friede, der große Traum von Glück im Kleinen wiederholt — ein Regenbogen in prismatischem Glase.

„Die Sterne in der eigenen Brust," die wir manchmal unseren Willen nennen, mußten Papety nothwendig nach dem Lande führen, in welchem einst ein der Vollendung nahe stehendes, durch unsere Liebe noch mehr verklärtes Volk gelebt, das wie ein in unserem Rücken aufgestellter Spiegel uns, wenn wir zurückblicken, einen Theil der Welt zeigt, der wir zusteuern; mußte er nicht die zertrümmerten Anfänge „seiner Zukunft" aufsuchen? Die Cartons, die er aus Griechenland zurückgebracht, sind ein Reliquienkasten von Erinnerungen an jede Stelle, die einst Schönes und Großes gesehen hat. Ueber den Tempeltrümmern, den öden Thälern, den einsamen Lorbeerbüschen weht ein Hauch lebenden, unsterblichen Griechenthums, als sollte der Lorbeer noch heut die Stirne eines olympischen Dichters bekränzen, als wären soeben die Bekämpfer der Barbarei durch diese Thäler gegen Marathon gezogen, als würde in diesen Tempeln noch jetzt den schönen Göttern des Himmels und der Erde geopfert! Den Parthenon aber, den Inbegriff aller Kunst und Schönheit, hat er, „ein rückwärts gekehrter Prophet," wieder so aufgebaut, wie er die Augen des Perikles entzückt hat.

So Christ und so Heide, steht er von selbst auf den überschauenden Höhen, die andere Geister vor ihm aufgethürmt haben. Das Höchste, das die Kunst der modernen Welt in Worten und Tönen hervorgebracht, nimmt er in sich auf und bringt es noch einmal hervor. Sein Wort ist die Form, sein Ton die Farbe. In einem Palaste zu Florenz malt er die Meisterwerke Shakespeare's und Mozarts: denn im Ewigen ist die Zukunft.

Ich wollte nur auf Papety und die beherrschende Idee seines Lebens aufmerksam machen; ihn zu klassifiziren überlasse ich

Anderen. Bilder zu beschreiben, die selbst nur die vollkommenste Beschreibung sind, halte ich für unnütz; ich bin schon zufrieden, wenn ich nur dazu beitrage, den Namen eines großen Künstlers weiter zu verbreiten. Vor einem Jahre hatte ich ihn selbst noch nie nennen gehört. Im September 1850 sprach man mir von einem Requiem, das in der abseits liegenden Kirche St. Vincent de Paul zu Paris abgehalten wurde. Ein unbekannter Compositeur Besozzi hatte das Requiem komponirt, eine damals noch unbekannte Sängerin Emmy Lagrua, die sich zufällig aus Deutschland hierher verirrt hatte, sang das schöne Trauerlied mit ihrer seelenvollen Stimme, und die Freunde Papety's weinten eine stille Thräne. Er war im Alter Raphaels gestorben. Aber die Götter scheinen ihren Lieblingen, die sie jung zu sich nehmen, die kurze Lebensfrist durch einen klaren und heiteren Blick in alle Zukunft auszudehnen und zu bereichern.

6. September 1851.

Um elf Uhr Morgens stieg ich in den Kahn, um nach Château d'If hinüberzufahren. Es war Windstille, und die Fahrt dauerte fast eine Stunde. Ein Dampfschiff nach dem andern flog an uns vorüber; das eine nach Algier, das andere nach Smyrna, das dritte nach den Antillen, das vierte sogar nach Kalifornien. Im Hafen hatte ich die Reisenden gesehen, die mit ihrem Gepäck auf vielen Kähnen diesen Dampfern entgegeneilten. Nur wenige betrübte oder von Aufregung zeugende Gesichter habe ich unter ihnen bemerkt; so sehr hat man sich heutzutage an das Reisen in die fernsten Zonen gewöhnt. Am Horizonte standen hundert Schiffe mit herabhängenden Segeln wie angenagelt; des Morgens hatten sie Dampfschiffe dahingeschleppt, aber kein Luftzug kam ihnen zu Hülfe. Wie ein Hohn auf die alte Welt und ihre Mittel, zu leben und sich zu regen, jagten die Dampfschiffe an ihnen vorüber. Eines schleppte eben einen beleibten Muselmann, von dessen Maste der Halbmond auf die christliche Welt niedersah, in den nahen Hafen. Vor dem Fort St. Jean arbeitete

eine Dampfmaschine, Berge von Sand in die sie umgebenden Kähne ausschüttend.

Die Insel If bietet trotz ihrer Oede und Kahlheit doch einen überaus malerischen Anblick. Die Mauern, die sie umgeben, müssen sich den Formen des Felsens fügen und je nach seinen Rissen und Höhen auf- und absteigen, so daß sie hier den Fuß im Meere baden, während sie dort von steilem Abhange luftig niedersehen. Ueberall aber werden sie vom inneren Schlosse mit seinen Zinnen und der Terrasse überragt. Den Hintergrund bilden die zwei größeren Eilande, Ratonneau und Pomegue, die durch eine Mauer verbunden sind. Der Raum zwischen beiden bildet den Hafen Dieudonné. Man nennt ihn Gottesgabe, weil er fast ganz von der Natur geschaffen und die Menschen nur wenig zu thun hatten, um sich ihn nutzbar zu machen. Beide Inseln sind ebenso wie If verbrannte, von Forts gekrönte Felsstücke; Pomegue trägt noch das weitläufige Gebäude der Quarantaine auf seinen Schultern.

Je näher man den Inseln kommt, desto sichtbarer wird der aufsteigende Meeresgrund. Jede kleine Wasserpflanze ist in dem Walde von Seetang zu unterscheiden. Fische, Krabben und anderes Gethier treiben sich wie Wild im Forste auf seinem Grunde umher, während über ihm der Seestern hin und her schwebt. Die Schatten der Wolken am Himmel fallen bis in diese tiefe, verborgene Welt.

Eine theils in den Felsen gehauene Treppe führt in mancherlei Windungen zwischen zwei Mauern in das Innere der Befestigung. Es besteht aus dem Schlosse, einem kleinen Parallelepipedum, aus dem modernen, unbedeutenden Wohngebäude des Concierge und aus fahlem, zerrissenem Felsboden fast ohne alle Vegetation. Im Graben des Schlosses gedeiht kümmerlich ein wilder Feigenbaum. Die ganze Bewohnerschaft dieser kleinen öden Welt setzt sich in diesem Augenblicke zusammen: aus dem Concierge und seiner Frau, aus einem Lieutenant und zehn Mann Soldaten, aus einer Ziege und einem kleinen korsischen

Widder; die letzteren haben innige Freundschaft geschlossen und sind unzertrennlich. Immer vereint, treiben sie sich auf dem Felsen und, wenn das Schloßthor geöffnet wird, in den Gängen und auf den Terrassen umher. Sie folgen auch den Fremden in das Gefängniß Mirabeau's und stören ihn ironisch in seinen weltbistorischen Betrachtungen.

Mit dem ersten Schritt in den Schloßhof mußte ich laut auflachen! Vor der Gefängnißthüre links am Eingang glänzte mir die Inschrift „Prison de Monte-Christo“ entgegen. Der Concierge sah mich prüfend an, dann sagte er lächelnd: Eh bien, Sie wissen es, soit! — Ich habe es nicht hingeschrieben, und viele Fremde glauben es. — Er öffnete die Thüre, ich trat in ein wirklich schauderhaftes Gefängniß, in ein Loch ohne Licht, das wenige ausgenommen, welches durch ein kleines Gitterchen der Thüre fahl auf den Boden fällt, ein Loch, das nicht fünf Schritt lang, kaum zwei Schritt breit und höchstens drei Ellen hoch ist. Das Gemäuer, ohne alle Bekleidung oder Tünche, besteht aus eckig und spitz hervorragenden Steinen. Aus diesem Gefängnisse Monte-Christo's traten wir in das anstoßende des „Abbé Faria.“ Ein Theil der Wölbung des ersteren bildet die Seitenmauer dieses besseren und bequemeren Gefängnisses. Man kann in der That annehmen, daß zwei Gefangene in diesen beiden Löchern durch die leichtgemachte Entfernung einiger Steine eine Verbindung herzustellen vermögen. Diesen Trost kann ich germanischen Leserinnen, die an Monte-Christo glauben, nicht vorenthalten: Alexander Dumas hat Ort und Gelegenheit mit vielem Geschick benutzt, um sein Märchen wahrscheinlich zu machen. Nur der berühmte Wurf im Sacke läßt einigen Zweifel aufkommen, da die Mauer, von deren Höhe der unbarmherzige Romancier den armen Monte-Christo schleudert, von der Fläche des Meeres durch unterschiedliches Felsgestein so bedeutend entfernt ist, daß man eben einiger Dumas'schen Romantik bedarf, um einen solchen Wurf zu thun oder an ihn zu glauben. Wahrscheinlich um auch mir einige Gläubigkeit beizubringen, versicherte der

Concierge: daß sich in den Registern des Gefängnisses wirklich die Namen Abbé Faria und Dantes vorfinden, und zwar letzterer von der Bemerkung begleitet „wegen Expedition eines Briefes von Bonaparte." Auch dieses sei deutschen Gemüthern zur Beruhigung gewissenhaft verzeichnet.

Die Treppe, die in den ersten Stock führt, und eine Galerie brachten mich aus Dumasischen Geschichten in die Geschichte — in das Gefängniß Mirabeau's. Es befindet sich gerade oberhalb des Gefängnisses Monte-Christo's und entspricht diesem in Lage, Größe und Aussehen. In welch' kleinen Käfig wagte man diesen gewaltigen Löwen einzuschließen, der mit dem Schütteln seiner Mähne die Bastille gebrochen und alle Gefängnisse der Welt wenigstens erschüttert hat! — Sehen Sie, sagte der Concierge, hier hat er lange Monate verbracht; ist es ein Wunder, daß er die Freiheit liebte? — Eine Bemerkung, die manche Weisheit manchen Historikers aufwiegen würde, wenn Mirabeau wirklich die Freiheit geliebt hätte. Und doch hatte der Concierge Recht: Mirabeau liebte die Freiheit, aber wie Einer, der sie in seinem eigenen Gefängnisse und nur, weil es *sein* Gefängniß, lieben gelernt, nicht wie Der sie liebt, der die Haft der ganzen Welt als seine eigne fühlt.

Auf If hat sich die Tradition erhalten, daß der Sohn des Menschenfreundes nach einem Besuche seines Bruders das kleine düstere Loch mit dem nebenan befindlichen größeren und lichteren Gelaß vertauschen durfte. Ein ziemlich großes Gitterfenster gestattet die Aussicht gegen Süden auf das Meer. — Wie muß dem kochenden, brausenden Menschen zu Muthe gewesen sein, wenn er die Schiffe auf freiem Element allen Weltgegenden zufliegen sah! Wenn es stürmte, mag es in ihm am Düstersten ausgesehen haben: denn der Adler im Käfig, so sagt man, ist bei stürmendem Wetter am Traurigsten. Er half sich, indem er seine weltdurchstürmenden Gedanken aus seinem Gemüthe heraus auf das Papier warf; denn in diesem milderen Gefängnisse waren ihm Papier und Feder gestattet. In einer Ecke ist noch ein

schmales Brett befestigt, welches Mirabeau als Schreibepult gedient haben soll.

Dem Gefängnisse des demagogischen Aristokraten schräge gegenüber befindet sich das gewölbte Gemach, das einen prinzlichen Demokraten oder wenigstens einen, der es zu sein vorgab, eine Zeit lang beherbergte, bevor er nach Paris befördert wurde, um sein scheußliches Haupt der Guillotine darzubringen: Philipp Egalité. Als er hier auf seiner Flucht aufgehalten worden, stopfte man Chateau d'If mit republikanischen Soldaten und Freiwilligen voll, da man das Geld, die Freunde und die Intriguen der Orleans fürchtete und eine so kostbare Beute nicht verlieren wollte. Dasselbe Zimmer hat später Lavalette bewohnt.

In dem großen Gemache nahe daran residirte gezwungener Weise der Generalstab Joachim Murats. Die schlechten Wandmalereien, die es anfüllen, sind Erinnerungen an die langweiligen Haftmonate. Alle übrigen Gemächer des Schlosses waren noch vor Kurzem von den Juni-Insurgenten des Jahres 1848 bewohnt. Es waren ihrer 380, und wie der Concierge sagte, der Lärm, den sie verführten, unerhört.

Bevor ich dem Concierge seinen Franken in die Hand gedrückt und Abschied genommen, erzählte er mir noch, daß er ein sehr einträgliches Geschäft machen könnte, wenn er nur viele Exemplare von Monte-Christo vorräthig hätte. Die meisten Reisenden erkundigten sich darnach, da es ihnen interessant scheine, die Geschichte auf ihrem Schauplatze zu kaufen und sie als Andenken mit in die Heimat zu nehmen. — Ich fragte, ob dieß nicht auch mit den Memoiren Mirabeau's der Fall sei? — Nein, antwortete er trocken, aber bedeutungsvoll lächelnd. — Dieser Mann war mir eigentlich einer der interessantesten Gegenstände auf dem öden Felseneiland. Sein Gesicht wie sein Benehmen zeugten von klarer Intelligenz, von menschlichem Gefühl und nebenbei von spekulativer Klugheit. Mit sichtbarer Freude verkündete er, daß er keinen Gefangenen unter seiner Aufsicht habe, und knüpfte die Hoffnung daran, daß es noch lange, vielleicht

immer so bleiben werde. Im Gegentheil habe ich bei allen Gefangenwärtern und Kerkermeistern, die ich je kennen zu lernen die Ehre hatte, eine um so größere Freude, einen um so größeren Stolz bemerkt, je größer die Zahl, je schwerer die Strafe ihrer Gefangenen gewesen. Mit ausdrucksvollen Worten sprach er von der Schwere der Einsamkeit, die manchmal auf ihm laste, ihm, dem es doch frei stehe, seinen Posten zu verlassen oder mit dem Dampfschiffe wenigstens zweimal in der Woche nach Marseille zu fahren, und zog daraus den Schluß, wie schwer erst die Einsamkeit auf die gezwungenen Gefangenen drücken müsse. — Freilich, fügte er mit einem vorsichtigen Seitenblick auf mich hinzu, habe ich auch schon Gefangene gesehen, die eine solche Gemüthsruhe, eine solche Befriedigung ihrer selbst ins Gefängniß mitgebracht, daß es alle seine Schrecken für sie verloren zu haben schien. Sie können sich nicht vorstellen, wie heiter viele der Gefangenen von 1848 ihre Haft getragen und der Verurtheilung entgegen gesehen haben. — Es ist allerdings möglich, und nach dem klugen Augenzwinkern und dem Beobachten zu schließen, das ich an ihm bemerkt habe, ist es vielleicht sogar wahrscheinlich, daß der Mann seine Worte nach dem Charakter, den er beim Fremden vermuthet, stellt und einrichtet; ich zeichne ihn aber gerne so, wie er sich mir gegeben. Leuten auf solchen Posten ist es nicht schwer, in mancher Beziehung Menschenkenner zu werden und allerlei Beobachtungen anzustellen. Das bewies mir auch die Bemerkung, daß die Engländer zuerst und am Liebsten auf Egalité's Kerker zueilen, ihn wie den Käfig eines wilden Thieres ansehen und oft anspucken; daß sich die Franzosen für die Löcher Mirabeau's und Monte-Christo's gleich sehr interessiren, Deutsche und — Russen aber am Längsten bei Mirabeau zu verweilen pflegen.

Mit einem leisen Südwindhauche fuhr ich gegen Marseille zurück. Es war zwei Uhr, die Sonne brannte fürchterlich. Ich legte mich auf die gepolsterte Bank des Kahnes, um Siesta zu halten, selbst erstaunt über die Gemüthsruhe, mit der ich

Chateau d'If besucht und verlassen. Einige Jahre früher nur noch mit einem Funken von der Begeisterung, die ich bei erster Lesung der Biographie und der Reden Mirabeau's verspürt, — wie anders hätte ich diesen öden Felsen betrachtet, mit welchem Herzklopfen ihn betreten! Seit damals aber haben jakobinische Gedanken die Büste, die ich ihm in meiner revolutionären Herzkammer aufgestellt, zertrümmert; der Beschluß ward mit Lärm gefaßt und mit Schmerzen ausgeführt. Versteckte Parkthüren, die zu einer schönen Königin führen, müssen von einem mächtigen Zauber umgeben sein — aber Geld! Geld! armer, großer Mann! — Traumlos schlafend kam ich in Marseille an; was von Mirabeau zu träumen ist, habe ich schon vor langen Jahren durch- und ausgeträumt.

Marseille, den 7. August 1851.

Es ist vier Uhr Morgens. In einer Stunde verlasse ich diese Stadt, die ich während eines kurzen Aufenthaltes lieb gewonnen habe. Sie ist trotz dem Mangel an großen Einzelnheiten, an monumentalen Gebäuden und bedeutenden Bildungsinstituten doch in Allem und Jedem eine große Stadt. Auf Land, Inseln, Meer und Menschenangesichtern liegt jener ausgesprochene Charakter des Südens, der für den Nordländer so unendlichen Reiz hat. Im regen Treiben der Gassen, im Lärm des Hafens fühlt man das Herz erweitert und im Kontakte mit der ganzen Welt. Man vergißt alles Komische, das sich die Pariser und die südlichen Nachbarn gerne von Marseille erzählen. Den etwas kindischen Dialekt, der allerdings komisch klingt, ausgenommen, sind die Marseiller nicht komischer als die andern Franzosen, sie sind nur anders: aber eben diese Verschiedenheit ist den Centralisationssüchtigen so sonderbar und lächerlich. Ihr Selbstgefühl, ihr Stolz, Bürger einer großen Weltstadt zu sein, wird den Söhnen Marseille's besonders von den Parisern zum komischen Verbrechen gemacht. Diese erzählen sich mitleidig, daß die Marseiller sagen: wenn Paris eine Cannebière hätte (die große schöne

Straße, die zum Hafen führt), dann wäre Paris ein kleines Marseille. Dieses erfundene Sprüchwort ist allerdings für den Stolz der Marseiller, aber auch für die Eifersucht der Pariser charakteristisch: da man aus Marseille nicht eine kleine Stadt machen kann, so erzählt man wenigstens Kleines von den Marseillern.

Sonntags gehen sie mit Kind und Kegel auf ihre Landhäuser oder Bastiden. Sie wären sehr glücklich, dort Parks, Wasserfälle und Springbrunnen à la Versailles zu finden. Aber die Vorsehung hat den Bastiden Quellen versagt. So beladen sie denn Ochsen, Esel und Maulesel mit heiliger Salzfluth aus dem Meere und schleppen sie mit großer Mühe und großen Kosten in Fässern hinaus. Um eine gewisse Stunde läßt man dann den auf diese Weise genährten Springbrunnen oder die Kaskaden spielen; die Familie sitzt herum, betrachtet den dünnen Wasserfaden und preist die Wunder und die Fülle der Natur. Bevor der Faden zu Ende gesponnen, entfernt man sich, um die Illusion von der Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit mit sich nach Marseille ins Comptoir zurückzutragen.

Aehnliche Geschichten erzählt man von den Jagden der Marseiller, zu denen sie aus Nähe und Ferne Freunde und Bekannte einladen. Sie werden in einem hundert Schritt langen und zwanzig Schritte breiten, von einer Mauer eingefaßten Raum abgehalten. In der Mitte steht ein einsamer Baum, der einen Käfig mit Lockvögeln trägt. Was sich von diesen an fliegendem Wilde anlocken läßt, ist ein Raub der tapferen Jäger, die, in der Umzäunung versammelt, den erhabenen Moment abwarten, bis sich eine Lerche oder Wachtel niederläßt.

Was übrigens die Jägerei betrifft, so sind die Bewohner Languedocs und der Provence in diesem Stücke alle gleich lächerlich. In keinem Lande habe ich so viel und mit so großer Leidenschaft von Jagd und Jägerei sprechen hören, als hier, wo der Hase eine Seltenheit, von Hochwild keine Spur ist und höchstens ein Rebhuhn die mühseligen Anstrengungen vieler heißer

Tage belohnt. Wochenlang vor der gesetzlichen Eröffnung der Jagd putzt man Flinten und Jagdtaschen, näht man Jagdkleider und kauft Munition ein. Diese Jagdliebe ist um so feuriger, als sie eine unglückliche ist. Sie kommt Niemandem zu Gute, als dem Staat, dem sie ziemlich die Kassen füllt, da jeder einzelne Jäger einen Jagdpaß, der nur persönlich ist, bezahlen muß. Für dieselbe Summe könnte er fünfmal so viel Wild kaufen, als er in der ganzen Saison mit der fürchterlichsten Mühe erlegt. Aber die Leidenschaft bemächtigt sich auch Jener, die den Paß nicht bezahlen können oder wollen. So entstehen ganze Banden von Wilddieben, die in Schaaren das Land durchziehen und einen Vernichtungskrieg gegen die Rebhühner und letzten Hasen, einen Vertheidigungskrieg gegen die Gendarmen und Gardes champêtres führen. Wenn ein solcher sich naht, stecken sie den Stiel eines Weinblattes in den Mund und biegen das Blatt selbst mit der Unterlippe nach oben, so daß es das Gesicht bedeckt und sie unkenntlich macht. Die zwei Einschnitte im Blatte lassen ihnen die Augen frei; so schießen sie auf Gendarmen und Gardes champêtres. Besonders furchtbar haben sich auf diese Weise die Bewohner einzelner Dörfer in der Nähe von Sommières gemacht; man erzählt so viele tolle und kühne Streiche von ihnen, daß dieselben gesammelt einen Cooper'schen Roman bilden würden.

Die Nürnberger Lächerlichkeiten von Marseille haben mich zu weit geführt, und ich will nicht wieder zu ihnen zurückkehren. Im Gegentheile will ich, es in einem seiner Söhne feiernd, von Marseille würdigen Abschied nehmen. Ich habe von Papety gesprochen; es wäre ungerecht, vom jüngsten Künstler Marseille's zu schweigen, besonders da ich schon, ungerecht genug, von einem seiner älteren, von Puget, dem Bildhauer, Maler und Architekten aus der Zeit Ludwigs XIV., geschwiegen habe. Der jüngste künstlerische Sohn dieser sonst durch und durch kommerziellen und künstlerisch wenig produktiven Stadt ist Ricard, derselbe, dessen Portraits im letzten Pariser Salon so bedeutendes

und so gerechtes Aufsehen gemacht. Die Regierung gab ihm die Medaille, das Publikum das Zeugniß, in diesem Fache das Beste geleistet zu haben. Ricard war lange in Italien, besonders in Venedig, durchreiste dann die Niederlande und England und hatte so die beste Gelegenheit, die größten Portraitmaler aller Zeiten, Titian und Vandyk, zu studiren. Aus diesem Studium zog er die besten Früchte; dem Titian hat er seine unübertroffene Farbe, dem Vandyk seine edle Eleganz und Grazie abgelauscht. Aber Farbe, Grazie und Eleganz sind nur kleine Vorzüge, wenn der Portraitmaler seine Bilder nicht, wie eben Titian und Vandyk, wie Giorgione, Rembrandt, Velasquez gethan haben, zugleich dramatisch und historisch zu beleben weiß, wenn er es sich nicht bewußt ist, daß er zugleich Historienmaler ist, daß auf jedem Gesicht ein Schatten und ein Strahl seiner Zeit liegt, daß jedes Gesicht einen Theil der ganzen Chronik seines Zeitalters bildet. Ricard hat das begriffen und malt darnach: wohl das höchste Lob, das man einem jungen Künstler von sechsundzwanzig Jahren geben kann. Wer seine Bilder im letzten Salon gesehen, hat die Ueberzeugung, daß Frankreich in Kurzem an Ricard [1] einen der bedeutendsten Portraitmaler besitzen wird.

Es schlägt fünf Uhr — die Pferde schaudern — es ist heller Tag; ich eile, nach Aix zu kommen, dem Wahlorte des Mannes, dessen Kerker ich gestern besucht habe.

[1] † am 23. Januar 1873.

Neuntes Kapitel.

Aix — Todesstille im aristokratischen Quartier — Langeweile, Mirabeau unbekannt — Monumente — König René als Maler — St. Chamas — Pont Roque-Favour — Nostradamus — Ein südliches Gewitter — Das Gestüte der Republik und seine Helden.

Aix, 6. September 1851.

Kaum fünf Stunden bin ich hier, und schon weiß ich nicht mehr, was mit meiner Zeit zu beginnen, obwohl ich noch eine Stunde mit klassischen Waschungen in den Bädern des Sextius zugebracht habe. Die Merkwürdigkeiten sind erschöpft; das Museum, das in solchen Fällen aushelfen muß, ist geschlossen. Ein Ausflug nach dem Thurm Cäsars wäre eine verdienstliche, eine Wallfahrt nach dem Berge St. Victoire, wo die Teutonen von Marius geschlagen wurden, wäre eine patriotische Unternehmung, aber es brütet etwas Unerklärliches in der Atmosphäre, daß man sich nicht hinauswagt. Die Leute laufen mit verhülltem Gesichte durch die Gassen; die Hitze ist ganz fürchterlich, der Wind brennt, wenn man die Hand emporhebt, und treibt dicke, weiße Staubwolken in Wirbeln auf, durch die die Sonne bald braun, bald bläulich grau zu sehen ist. Es hat etwas vom Samum, oder als sollte ein Erdbeben oder etwas dergleichen ausbrechen. Die Bäume des Corso, die ich heute Morgen bei meiner Ankunft grün gesehen, sind weiß wie nach einem Schneefall. Die Verordnung des Präfekten, welche vor einer Stunde noch bei heiterem Wetter angeschlagen wurde und das Tragen der rothen Farbe als aufrührerisch verbietet, kann diesen Effekt nicht hervorgebracht haben. Die Leute sagen mir, daß ein solches Wetter ganz und gar nicht

zu den Eigenthümlichkeiten des Landes gehöre, und daß es etwas Besonderes zu bedeuten habe. Ich will es abwarten und dir indessen schreiben, mein lieber Fritz. Zuerst aber stecke ich den rothen, algierischen Beutel, aus dem ich eben dieses Papier bezahlt habe, in den Sack, um nicht mit der Autorität in Konflikt zu kommen, denn ich schreibe im Kaffeehause.

Um fünf Uhr verließ ich Marseille. Die Pferde gingen so schnell, als es auf den fast immer aufsteigenden Wegen nur möglich ist. Dennoch fuhren wir an zwei Stunden mitten durch Landhäuser oder Bastiden. Sie dehnen sich ohne Unterbrechung weit und breit um die Stadt aus und geben ihr so die scheinbar ungeheuere Ausdehnung, die man von Notre-Dame de la garde anstaunt. Sie sind meist in üppigen Pinien, Cypressen, Lorbeerbüschen ganz versteckt und erfreuen sich von ihren Hügeln der herrlichsten Aussicht über die Stadt, die Inselgruppe von If und das blaue Meer. Der Rosenlorbeer (Oleander) steht trotz der vorgerückten Jahreszeit noch in vollster Blüthe und athmet liebliche Düfte und Farben. Das Getümmel der Stadt hört lange nicht auf; fruchtbeladene Wagen kommen Einem von allen Seiten entgegen; Reisende und Landleute aus der Umgegend strömen ab und zu. Eine Kuchenverkäuferin trat noch schläfrig aus ihrem Hause in der Vorstadt, ihr Korb trug die Inschrift: Liberté, Egalité, Fraternité. Kaum trat sie von der Schwelle, als sie ihre Waare schon in einem Liede anzupreisen begann. Sie spekulirte mit Kunst und Politik, um ihre Waare an Mann zu bringen. Sie that nichts Anderes, als mancher berühmt Gewordene.

Der lachende Umkreis von Marseille verwandelt sich endlich in die in der Provence obligate Wüste, der man begegnen muß, wenn man nur drei Stunden im Wagen sitzt. Wir fuhren zwischen kahlen Bergen hin, über die hinaus dunklere, zum Theil bewaldete herüberlugten. An ihrem Fuße lagert Aix — lang gestreckt, wie es daliegt, mit der Vegetation, die in seiner Nähe zunimmt, mit den zwei gothischen Thürmen, sieht es sich nicht übel an — man glaubt eine große Stadt vor sich zu haben.

Die Illusion verwandelt sich bald in eine andere. Auf dem Cours oder Corso angekommen, glaubt man sich in einem Kurorte zu befinden, was doch Aix längst zu sein aufgehört hat. Die lange und breite Straße des Cours ist von einer schönen Allee durchlaufen, in deren Schatten sich Kaffeehaus an Kaffeehaus reiht. Hier befinden sich auch alle Post-, Messagerie- und Omnibusbureaux — an zwanzig große Wagen stehen immer zur Abreise bereit; andere kommen und gehen. Auf den Balkonen der Gasthäuser langweilen sich langweilige Engländer und Engländerinnen. Vor den Café's sitzen und rauchen die im Süden so üppig gedeihenden Müssiggänger in Civil- und Militärkleidern. Nur die Fremden und Reisenden bringen Leben und Bewegung hervor: die einheimische Stadt scheint gar nichts zu thun zu haben. Das wird noch wahrscheinlicher, wenn man sich in die Gassen südlich vom Cours versenkt. Es ist das das ehemalige aristokratische Quartier von Aix, welches dem Orte allein Bedeutung gegeben hatte. Die provenzalische Aristokratie war vor der Revolution eine der reichsten und stolzesten von Frankreich, und Aix, wo sie ihr Parlament hatte, war ihr Hauptsitz. Die Parlamente sind gefallen, mit ihnen der parlamentarische Adel und die Parlamentsstädte. Die Güter des sehr legitimistischen Adels, der emigrirt war, kamen in bürgerlichen Besitz, und nun steht das prächtige Quartier mit seinen Palästen, mit seinen stolzen Balkonen todt und leer. Das Gras wächst in den Straßen; die Fenster sind geschlossen; die unteren Stockwerke sind von Wäscherinnen bewohnt; die prächtigen Vestibules sind Sattler- und Wagnerwerkstätten geworden. Uralte Platanen werfen ihren melancholischen Schatten auf diese gestorbene Welt: die Wasser der Zisterne aus den Zeiten Ludwigs XIV. sprechen in dieser Stille so laut, daß man ihr monotones Murmeln im entferntesten Winkel dieses Stadttheils hört, daß sie im Innern der Paläste zu wiederhallen scheinen. Ich wollte mich nach dem Hause Mirabeau's erkundigen und fand in allen diesen Gassen keine Seele, die ich befragen konnte. Ich kam wieder auf den Corso zurück,

fragte nach rechts und links — es wußte mir es kein Mensch zu sagen; so gab ich es auf und vertiefte mich in die winklige, eckige, schmalgassige innere Stadt. Da ging es etwas lebendiger her, denn es war Wochenmarkt. Aber immer konnte man bemerken, daß man sich in einer Stadt befinde, die dreimal so viele Einwohner mit Bequemlichkeit beherbergen konnte.

Auch hier viele alte, palastähnliche Gebäude; ich trat auf gut Glück in das eine und andere und mußte Wölbungen, Treppen, königliche Raumverschwendung bewundern.

Zwischen diesen Häusern nordfranzösischen, aristokratischen Styles aus dem 17. Jahrhundert und dem Anfang des 18., wie wir sie auch in Deutschland kennen, nimmt sich das Palais der Justiz, ganz italienischer Art, mit seinen unzähligen Säulen, mit seinem weißen Glanze, sehr fremdartig aus. Es hat eine schöne Vorhalle, vor der die beiden berühmten Rechtsgelehrten Pourtales und Simeon — in weißen Marmor gehauen — mit ihren Orden und Spitzencravatten sehr breit und würdig auf marmornen Thronen sitzen. Der innere Hof ist zu sehr von Säulen überladen. Man sieht nichts als Säulen über Säulen. Neben dieser Verschwendung nimmt sich die schmale Doppeltreppe desto ärmlicher aus.

Ich verließ den Palast, um die berühmte Kathedrale aufzusuchen. Es ist ein unordentliches, großes Haus, halb im Spitzbogen-, halb im Rundbogenstyle gebaut und gar nicht so viel daran zu bewundern, als Bücher und Reisende Einem glauben machen möchten. Das Interessanteste an ihr ist eine mit Skulpturen bedeckte Thüre, die wahrscheinlich aus dem 16. Jahrhundert stammt. Die Skulpturen stellen verschiedene Tugenden und die zwölf Propheten dar. Die Gesichter sind mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeitet und haben ein schönes Relief. Besonders zu loben ist die Einfachheit des Ganzen, die bei ähnlichen Arbeiten, wie wir sie in Belgien, Deutschland und Italien sehen, meist zu mangeln pflegt.

Eine andere Merkwürdigkeit der Kathedrale von St. Sauveur

ist das schöne Bild, das man dem König René zuschreibt. Es stellt die Jungfrau mit dem Kinde über einem Baume schwebend vor; ein Engel ruft einen Hirten herbei, der sich geblendet die Augen mit der einen Hand bedeckt, während die andere den Schuh vom Fuße ziehen will. Vielleicht ist es der Hirte Moses. Viele Ausleger glauben, viele bestreiten es; denn, sagen die Letzteren, was hätte die Jungfrau mit dem Kinde in jener Geschichte mit dem Dornbusche zu thun? — Aber wenn David Christum ankündigt, warum soll Moses nicht die Jungfrau schon im Dornbusche gesehen haben? Ich sehe nicht ein: es ist Eines so möglich wie das Andere. Uebrigens kommen uns bei den Malern früherer Jahrhunderte sehr oft solche Ragouts aus alt- und neutestamentlichen Stoffen bereitet vor. Man muß zu so frommen Werken wenig Verstand und viel Glauben mitbringen, dann thut man ihnen am Wenigsten Unrecht. Auch die Geschichte muß man auf Momente vergessen. Dieses alles bei Seite, verräth das Bild eine Meisterhand. Zu dieser Reinheit der Zeichnung, zu dieser Lebendigkeit und Harmonie der Farben, zu diesem leichten Ausdruck der Wahrheit in Stellung und Mienen bringt es keine königliche Dilettantenhand.

Das Bild ist von zwei Flügelthüren bedeckt, welche innen und außen von derselben Hand und mit größerem Glücke noch als das Hauptbild gemalt sind. Auf den vier Flächen sieht man die Jungfrau mit dem Engel Gabriel — den König René und sein Weib — wieder den König René in Gesellschaft zweier männlicher und einer weiblichen Heiligen — die Königin in ähnlicher Gesellschaft. Der Kopf der Heiligen auf dieser vierten Bildfläche ist unendlich reizend und schön; er überstrahlt weit die Himmelskönigin und die Erdenkönigin. Letztere ist allerdings bedeutend häßlich. Daß das Bild nicht von König René herrühre, beweist sein eigenes Portrait auf dem einen Flügel; der Kopf hat eine solche Stellung, daß er sich unmöglich selbst gemalt haben kann. Daß aber dieser Kopf wie das ganze Werk von einem und demselben Meister herrühre, ist nicht zu leugnen; es

ist ein und derselbe Charakter in Zeichnung, Farbe und Auffassung. Von König René's Kopfe strahlt ein so bestimmter, individueller Ausdruck, daß man von der Aehnlichkeit des Portraits fest überzeugt ist.

Ein Mann, der so malen konnte, im fünfzehnten Jahrhundert so malen konnte, hätte sich nicht mit Regieren abgegeben. König Ludwig hat weniger gelungene Poesien gemacht und hat für sie seinen Thron verlassen; denn welchem Künstler, wenn er die Wahl hatte, wäre sie zwischen Kunst und Thron schwer geworden. So schließe ich auch daraus, daß das Bild wohl ein Geschenk König René's sei, daß man sich mit der Zeit gewöhnt habe, es „das Bild von König René" zu nennen, daß er es aber mit keinem Pinsel berührt habe. Er wäre sonst auch als Maler etwas bekannter geworden, denn es ist des größten Malers seiner Zeit würdig. Auf dem Piedestal der Brunnenstatue, welche die Aixer dem guten König René aufgerichtet, heißt es, seine Lieblingsbeschäftigung sei Beglückung seiner Unterthanen gewesen. Connu! Connu! Rechts und links sind die Medaillen zweier Rathgeber, wie zwei verantwortliche Minister beigegeben.

Siehst du, lieber Fritz, wenn ich dir noch sage, daß es hier einen deutschen Schuster Namens Wagner gibt, der sein Haus zum deutschen Stiefel nennt, und daß sich der Verräther gar nicht darum kümmert, daß die Teutonen hier geschlagen worden, daß er sich aber sehr für Mirabeau interessirt — so habe ich dir das Merkwürdigste mitgetheilt, was von Aix überhaupt mitzutheilen ist, und ich eile nach der Post, um nach St. Chamas und von dort nach Arles zurückzufahren.

St. Chamas, 6. September 1851 Nachmittag.

Mit Hülfe von fünf feurigen Hengsten flog ich von Aix nach St. Chamas, und es ist gut zu fliegen über diese unerquickliche Strecke, besonders wenn ein Gewitter in der Luft hängt. Schwarz lag das Gebirge hinter uns und hüllte sich immer dichter in Wolken ein. Kaum war der Thurm Cäsars zu sehen, aber drohend

brach der Berg St. Victoire durch alle Wolken. Er heißt eigentlich nur Victoire, oder Victoria. So haben ihn die Römer zum Andenken an ihren Sieg über die Germanen genannt, aber das spätere Christenthum hat sein „St." hinzugefügt, und es hat sich wohl auch ein phantasievolles Pfäfflein gefunden, das die Legende zu dem „St." ersann. Genug, man verehrt jetzt dort eine heilige Victoria. Neben mir im Imperiale saß ein poetischer Airer, der mir die Topographie des Landes erklärte. Von der Schlacht der Römer und Germanen sprach er mit einer Befriedigung, als wäre er selbst ein Römer, und mit einem Interesse, als spräche er von Marengo. Sie scheint überhaupt der historische Stolz der Gegend zu sein. Alles, was er mir erzählte, belegte er zugleich mit pathetischen Versen, die von seiner Mache zu sein schienen. Von dem armen, unbekannten Flüßchen, der Arc, an dessen Ufern sich der Kampf entsponnen, behauptet er in seinen Versen, es nähme mehr Platz in der Geschichte, als in seinem Bette ein. Das nenne ich doch eine patriotische Illusion.

Links von uns lagen die weiß schimmernden Bogen des Pont de Roque-Favour, den ich schon diesen Morgen gesehen habe. Er verbindet zwei ziemlich hohe Berge und bildet den schönsten Theil der großartigen Wasserleitung, welche die fernen Wasser der Durance nach Marseille führt. Ein kühnes, römerwürdiges Werk, bei dem die Marseiller weder Geld, noch Mühe und Kunst gespart haben.

In der Nähe von St. Chamas zeigte man mir den Flecken Salon, ungefähr zwei Stunden Weges von uns entfernt, am Fuße der Berge, welche die große Ebene begränzen. Dort ruht in seinem Grabe der berühmte Gelehrte und Charlatan des 16. Jahrhunderts: Nostradamus. Er war in dem nicht fernen St. Remy von jüdischen Eltern geboren, trieb Arznei, bezwang in mehreren Städten Südfrankreichs die Pest, bezog dafür eine Rente von der Stadt Aix und zog sich mit dieser nach Salon zurück, wo er sich die Zeit mit Prophezeien verkürzte. Ueber seinem Grabe soll sein treffliches Portrait sich befinden.

Hier in St. Chamas wird eben heute das Fest des Lokalheiligen gefeiert. In der Ferne sehe ich viel geputztes Volk; es wäre interessant, es in der Nähe zu sehen. Es ist das hier im Süden, wo jeder kleine Ort seinen besonderen Heiligen und sein besonderes Fest hat, die beste Gelegenheit, das Volk kennen zu lernen. Die Feste drängen sich seit Anfang August und hören erst spät nach der Weinlese auf. Von dieser, je nach den Hoffnungen, die sie erregt oder erfüllt, hängt die Lebendigkeit, die Freude, der Pomp der Feste ab. — Auch eine römische Brücke vor dem Eingang in das romantisch gelegene Dorf wäre interessant; aber ich fürchte den Bahnzug zu versäumen, da ich noch heute in Arles sein muß. Ich begnüge mich damit, den Etang de Berre zu betrachten. Wie romantisch lieblich sah er aus, wie voll Süden, als ich ihn vor einigen Tagen gesehen, heute blickt er wie ein heiliger See an einem nordischen Göttertempel, auf dem cimmerische Nacht lagert. Das Gewitter, das sich seit heute Morgen vorbereitet, liegt, zu dichten Wolken geballt, auf seinen Wassern und über seinen Bergen. Bald wird es losbrechen; die Luft ist von Elektrizität überladen. Noch brütet es und scheint über seine eigene Wuth nachzudenken. Die Lokomotive pfeift; es geht nach Arles zurück. Wenn ich St. Chamas nach Jahren wiedersehe, wird es wahrscheinlich ein ganz anderes Aussehen haben. Man trägt sich seit lange mit dem Gedanken, den Etang de Berre in einen Hafen zu verwandeln. Die Vortheile wären unermeßlich; die Schiffe würden einige Meilen tief ins Land dringen und da so sicher vor Anker liegen, wie ein heimgekehrter Wanderer an seinem Herde. Dann aber Ade, Marseille, altes Massalia! Deine Stunde hat geschlagen — deine Börse verfällt, und deine Geldsäcke wandern nordwärts in das jetzt weltvergessene, arme St. Chamas.

Arles, 6. September 1851, Mitternacht.

Das war ein Wetter, wie ich es in diesem Leben und wahrscheinlich auch in einem vergangenen nicht gesehen habe. Ich weiß es nun, was die Energie eines südlichen Sturmes, von der

man mir schon viel gesprochen, zu bedeuten habe. Kaum hatten wir St. Chamas verlassen, als sich auch schon die Wolken vom Etang de Berre aufmachten, um uns zu verfolgen. Sie erreichten uns auf der Ebene der Crau, verbreiteten sich mit Blitzesschnelle über den ganzen Himmel und senkten sich dann so tief, daß wir wie in einer Nebelkappe staken. Wenn man vorwärts sah, war es, als würde die Lokomotive die dunklen Mauern, die sich vor ihr aufthürmten, nicht durchbrechen können. Ohne alles Vorspiel begann es mit Regen, Donner und Blitz zugleich. Der Donner des einen Blitzes war noch nicht verhallt, als ihn schon ein anderer Blitz durchschnitt und ein anderer Donner ihm ins Wort fiel. Hundert Gewitter schienen sich auf dieser Ebene ein Rendezvous gegeben zu haben, um einen polnischen Reichstag abzuhalten. Es waren lauter Dantons, welche sprachen, und am Ende wurde man handgemein. Blitz auf Blitz hüllte die Erde, so weit man sehen konnte, in eine violette Nacht. Der Regen floß in Niagarafällen herab. Ein Geistlicher im Wagen zog sein Brevier hervor und begann eifrig zu lesen; einige Weiber beteten, ein nervöses verhüllte sich den Kopf mit dem Mantel ihres Nachbars und warf sich unter die Bank. In der Sumpfgegend lag das Schilf, das so schwer zu brechen ist, niedergeschmettert da; die Tamarisken zerrauften sich in Verzweiflung das Haar, und die Pappeln neigten und beugten sich. Endlich konnte auch die Lokomotive nicht weiter; sie stockte mehreremals, seufzte tief auf und jagte weiter, bis sie wieder außer Athem stehen blieb. Einmal schlug der Blitz kaum zehn Schritte von uns in den Boden, und der kleine See, der sich gesammelt hatte, spritzte in Atomen in die Luft. Hundert Köpfe reckten sich aus den Fenstern hervor und riefen dem Maschinenführer zu, doch zu halten, da sie fürchteten, die Reibung der Waggons könnte den Blitz auf ihre Häupter ziehen. Der Maschinenführer aber hörte sie nicht oder wollte unter Dach kommen. So langten wir endlich in Arles an. Viele Reisende, die weiter gewollt, sprangen doch entsetzt aus dem Wagen, glücklich unter Dach zu sein. Auf dem Bahnhofe mußten

wir an eine Stunde warten, bis sich die Omnibus entschlossen, uns in die Stadt zu führen. Auf dem Wege dahin drängten sich zahllose Spaziergänger in den Wagen, um den Regenströmen zu entgehen, und wir mußten uns entschließen, zarte Weiblein auf den Schooß zu nehmen. Es waren Arleserinnen, und so tröstete man sich über dieses Schicksal. Die Gassen waren überschwemmt; nun sitze ich schon seit fünf Stunden im Hotel des Forums, und noch hat das Unwetter keinen Moment in seiner Gewaltsamkeit nachgelassen. Man fürchtet für die Nacht einen Spaziergang der Rhone in Arles' Gassen. Das ist wahrhaftig nichts Gewöhnliches; das ist ein außerordentliches Naturereigniß, so gewaltig wie ein Erdbeben, oder der Ausbruch des Vesuvs. Bei all' den Strömengüssen ist es jetzt um Mitternacht noch so heiß, wie es um Mittag war. Das war es also, was der Samum von heute Morgen zu bedeuten hatte. Ich bin überzeugt, daß man von diesem Gewitter im Lande sprechen wird.

7. September 1851.

Nach dem Kirchengange, denn es ist Sonntag heute, habe ich mich weiter mit menschlicher Schönheit nicht beschäftigt, um mich desto ungestörter der Bewunderung von Thierschönheit hinzugeben. Ich besuchte das große Gestüte der Republik. Ein prachtvolles Institut; alles so reinlich und elegant gehalten, als wäre es für Hofdamen und nicht für sinnlich gestimmte Hengste eingerichtet. Alle Pferderacen Frankreichs sind hier aufs Würdigste vertreten und werden kaum von den Exemplaren fremder oder gekreuzter Geschlechter verdunkelt. Das normannische Roß hat sich seiner derben Muskelhaftigkeit neben dem Engländer nicht zu schämen; es wäre sonst die falsche Scham des derben Bauersmannes neben dem Gentleman. Die anglo-normannische Race erinnert aufs Deutlichste an manche Gesichter, die man im englischen Oberhause gesehen. Nur der ächte Araber mit seiner Nervosität, mit seinen feurigen Augen, seinem feinen Kopf und der fast menschlichen Nase ragt durch eine gewisse psychische

Aristokratie über die anderen hervor und darf ein gewisses Recht auf aristokratisches Gebahren in Anspruch nehmen. Einer befindet sich hier, der seinen ehemaligen Besitzer zum reichen Mann gemacht hat. Nachdem er ihm hunderttausend Franken in Wetten gewonnen, ließ er sich für eine gleiche Summe noch an die Regierung verkaufen. Wie viele bessere Männer haben sich zu kleinerem Preise an Regierungen verkauft! — Es ist eine böse Zeit, da die Pferde mehr gelten, als solche würdige Staatsbürger. Allerdings ist es noch problematisch, ob der Sophist, so heißt der edle Renner, dem Staate nicht bessere Dienste leisten wird, als all' die andern Verkauften, an die ich hier denke. — Ein gewisser brauner Angloaraber, den kennen zu lernen ich auch noch die Ehre hatte, hat bis jetzt noch keinen Reiter auf seinem Rücken geduldet, aber seine Pflichten als Societär des Gestütes soll er gewissenhafter und treuer erfüllen, als alle seine Collegen. Tout comme chez nous.

Der heutige Tag ist einmal der Thierheit gewidmet. In den Gassen sehe ich einen großen Anschlagezettel, der einen Stierkampf in Tarascon ankündigt. Dieses für den Süden Frankreichs so charakteristische Schauspiel darf nicht versäumt werden. Ich packe ein und fliege nach Tarascon. — Lebe wohl schönes und schönbewohntes Arles! Wann werde ich dich wiedersehen mit deinen Antiken, mit deinem Mittelalter und, was mehr ist, mit deiner lebenden, blühenden, liebenden und geliebten Gegenwart?! —

Zehntes Kapitel.

Stierhetzen in Tarascon — Rohheit der Einwohner — Eine Kindesmörderin — Ankunft in Nimes — Ausflug nach dem Pont du Gard — Eine Kamisardengrotte.

Nimes, 8. September 1851.

Vom Thürmchen eines Privathauses in Tarascon habe ich dem grausamen Spiele zugesehen, dessen man gewöhnlich nur noch die Spanier für fähig hält.

Das Theater war mit so merkwürdiger Sorglosigkeit konstruirt, als ob hier von kleinen Gaukeleien und nicht von Kämpfen mit wilden, eben erst aus den Sümpfen geholten Stieren die Rede wäre. Man kann sagen, daß sie in offener Gasse stattfanden; ein Beweis, wie vertraut die Leute des Südens mit dergleichen sein mögen. Die breite Gasse, welche vom Schlosse des Königs René auf der einen, von den Privathäusern auf der andern Seite gebildet wird, war an den zwei Ausgangspunkten ganz einfach durch zwei Bretterwände geschlossen, und diese von so hinfälliger Natur, daß sie der Stier mit einem Hörnerstoß hätte über den Haufen werfen können. Die eine war auch so nachlässig hingelehnt, daß sie während des Kampfes mehreremal niederfiel. Eine Unbequemlichkeit hat nach der Meinung des Kenners dieser Schauplatz darin, daß er durch den Schloßgraben in eine obere und untere Hälfte getheilt wird, und diese Unbequemlichkeit wurde heute noch durch das Wasser erhöht, welches von der gestrigen Rhoneüberschwemmung im Graben stehen geblieben war. An den Wänden der erwähnten Privathäuser waren Strick- und Holzleitern angebracht, um den verfolgten Stierkämpfern die Möglichkeit der Rettung zu geben. Dieser Leitern

waren unzählige, denn — das ist das Eigenthümliche und Schmähliche dieser Spiele im südlichen Frankreich — denn auch der Toreados waren unzählige; mit einem Worte so viele als Zuschauer. Das ganze Volk, Jeder, der die wenigen Sous bezahlen kann. Männer, Weiber, Kinder, Alles ohne Unterschied wird in die Umzäunung eingelassen.

Bei meiner Ankunft hatten die Kämpfe schon begonnen, ein Stier hatte bereits das Seinige gethan, und man erwartete den zweiten. — Die Hunderte von Zuschauern standen in Gruppen zusammen und unterhielten sich aufs Lebhafteste. Vieler Blicke sahen starr nach der Stallthüre, aus welcher der erwartete Kämpfer kommen sollte. Ueberall Geschrei, Rufen, Zanken, Pfeifen, Ausbrüche der Ungeduld. Endlich that sich die Thüre auf, ein Jubelgeschrei erhob sich, und auf dem Kampfplatz erschien der sehnlichst Erwartete. Die ersten Schritte lief er ganz harmlos dahin, keines Kampfes, keiner Gefahr, keines Feindes gewärtig. Bald mußte er alle drei kennen lernen. Ein Geschrei voll Wuth und blutiger Lust empfing ihn, darauf ein Regen von Steinen und von Stöcken, vor seinen Augen wehten hundert der buntesten Tücher, und plötzlich umringte ihn eine schreiende Menge mit Hohn und Spott und Herausforderungen. — Jetzt stutzte der arme Opferstier. Unschlüssig, ob er sich vertheidigen soll, hält er einen Moment inne und betrachtet die Menge, dann wendet er sich um und eilt der Thüre zu, aus der er gekommen war. Neue Schläge, Stiche, Hohngeschrei verfolgen ihn. Er findet die Thüre verschlossen und kehrt mit halb erwachtem Zorn zurück. Mit vorgestreckten Hörnern stürzt er auf die Menge der Feinde los, die auseinanderstiebt wie Sand im Winde und sich auf die Leitern und Planken rettet. Viele werfen sich aufs Gesicht und bleiben regungslos liegen. Der Stier eilt an ihnen vorbei, springt über das Gelände des Schloßgrabens und hinein in das Wasser, wo er wieder ruhig stehen bleibt. Aber das Funkeln der Augen, der hoch in die Luft gehobene Schweif zeigen, daß ihn sein Gleichmuth zu verlassen beginnt.

Die edlen Helden, die sich bei seiner ersten Drohung in unerreichbare Positionen geflüchtet oder den Tod geheuchelt haben, sind jetzt empört, daß er sich den Angriffen ihrer Ueberzahl zu entziehen sucht. In Massen stürzen sie ihm nach, sie waten durch's Wasser und greifen ihn von allen Seiten zugleich an, bis sie ihn auf den trockenen Theil des Schloßgrabens gelockt haben. Dort entwickelt sich nun erst der eigentliche Kampf. Männer und Buben umringen den Stier, reizen ihn, fordern ihn heraus durch Schläge und Stiche. Während er sich dem Einen mit den Hörnern zuwendet, packt ihn der Andere am Schweife und lenkt seine Aufmerksamkeit nach einer andern Seite, aber schon hat ein Dritter und gleich darauf ein Vierter ihm einen Stich oder einen Schlag in den Schenkel oder auf die Rippen versetzt. Der Stier macht einen gewaltigen Sprung, die Menge flieht auf die Felsen, auf denen das Schloß steht.

Das innigste Mitleid mit dem armen Thiere und ein tiefes Gefühl der Empörung gegen die Barbaren ergreift den civilisirten Zuschauer. Er nimmt Partei für den feige und grausam Verfolgten und freut sich an der drohenden, imponirenden Stellung, die er jetzt einnimmt.

Schwarz von der Spitze des Hornes bis an das letzte Ende des Schweifes und bis zur untersten Klaue, leicht beweglich und flink, fast anmuthig in der Ruhe, mit schlanken Beinen und schlankem Halse, war es ein prachtvoller Anblick, wie er jetzt gleich einem Löwen beide Flanken mit dem Schweife schlug, wie er erst die Vorderklaue, dann die hintere am Boden wetzte, daß er tiefe Furchen grub und den Sand weit hinter sich zurückwarf, wie er seine Waffe, die Hörner, prüfend auf- und niederwiegte und das in Wuth immer mehr erglühende Auge aus dem schwarzen Körper heller und heller leuchtete. Ein dumpfes Brüllen begleitete diese Vorbereitungen zum Angriff. Dann stand er still und maß seine Feinde, die ihn in den Graben verfolgt und sich auf die steilen Felsen gerettet hatten. Sie waren stille und klammerten sich krampfhaft an die schmalen Vorsprünge. Auch die übrigen

Zuschauer wurden schweigsam, und tiefe Stille herrschte über der eben erst brüllenden Masse. „Der ist böse," hörte man hier und da murmeln.

Wie es seine Stellung und seine Vorbereitungen vorher errathen ließen, so that auch der Stier. Dießmal begann er den Angriff. Mit ungeheurer Wuth und mit der Schnelligkeit einer geschleuderten Kugel warf er sich auf den Felsen, an welchem seine nächsten Feinde hingen. Seine Natur vergessend, versuchte er es sogar, zu klettern, glitt aber bei jedem Versuche von dem glatten Gestein herab. Durch die vergeblichen Angriffe ermuthigt, fingen wieder die Helden ihren Kampf mit Stöcken und Tüchern an, um ihn zu neuen vergeblichen Anstrengungen zu reizen. Der Stier ermüdete nicht, er unternahm einen Sturm nach dem andern. Wenn er unverrichteter Sache vom Gestein herabglitt, trat er einige Schritte zurück, wetzte Horn und Klaue aufs Neue, brüllte und warf sich wieder auf die uneinnehmbare Festung der Feinde, die, immer mehr ermuthigt, ihn durch Händeklatschen, Hohngelächter, geschwungene Tücher und Schläge mit langen Stäben zu immer größerer Wuth zu reizen suchten. Aber klüger als seine Feinde, ließ der Stier von seinen erfolglosen Angriffen plötzlich ab. Ruhig stellte er sich hin, offenbar fest entschlossen, in dieser Stellung zu verharren, bis Einer oder der Andere vom Felsen herabsteige. Es war eine förmliche Belagerung. Starr, wie in Erz gegossen, stand er; nur der Kopf bewegte sich manchmal hin und her, um die ganze feindliche Linie zu beobachten. Das dauerte so einige Minuten. Aber die Zuschauer auf der oberen Hälfte des Schauplatzes fingen an sich zu langweilen, sie wollten keinen Blokus, sie wollten Kampf, vielleicht Blut. Wie auf ein gegebenes Zeichen regnete ein Hagel von Steinen auf den Stier nieder, ungeheures Geschrei erhob sich, hundert bunte, meist rothe Tücher wehten. Aber der Stier ließ sich nicht aus seinem Gleichmuthe und der einmal eingenommenen Stellung bringen, unbekümmert um Steine, Geschrei, bunte Tücher, stand er starr und reglos wie zuvor, immer die Feinde beachtend, die

er sich als Ziel ausersehen hatte. Schon floß purpurnes Blut aus vielen Wunden an Kopf und Körper, aber er zuckte nicht; nur manchmal schob er voll Verachtung mit dem Hinterfuße einen Stein weg, der neben ihm niedergefallen war. — Das Geschrei der Zuschauer nahm zu, man schimpfte über die Tücke und das Phlegma des Stieres und über die Unternehmer, die so schlechte Subjekte dem Volke vorzuführen wagten, man schrie und rief; es drohte ein Aufruhr gegen die Entrepreneurs aufzubrechen; man wollte den Stall stürmen und andere Stiere loslassen; auch wollte man den Kampf nicht auf den Schloßgraben beschränkt sehen, man wollte ihn oben haben, wo sich die Mehrzahl der Versammelten befand.

Da erschienen denn, ungefähr nach einer Viertelstunde des Geschreis, die Piqueurs. Drei Männer in Hemdärmeln durchwateten das Wasser und gingen vorsichtigen Schrittes auf den Stier los. In den Händen trugen sie die Tridents oder Dreizacke, dreispitzige, scharfe, feste Gabeln, am Ende einer langen Stange befestigt. Die Piqueurs sind Knechte der Administration und bestimmt, einen zu ruhigen Stier mit ihren Instrumenten in Wuth zu bringen oder, wenn er sich zu weit von der Stätte des Schauplatzes verliert, wie im gegenwärtigen Falle, ihn zurückzuführen, indem sie sich, nachdem sie ihn gehörig gereizt, von ihm dorthin verfolgen lassen. Alle drei griffen den Stier auf einmal von hinten an, so daß er gezwungen war, seine Aufmerksamkeit vom Felsen ab und auf die Feinde zu wenden, die ihm direkt auf den Leib rückten. Er zauderte nicht einen Augenblick und nahm muthig den überlegenen Kampf an. Er bog den Nacken und stürzte mit vorgestreckten Hörnern auf die drei Piqueurs los. Aber diese hielten stramm die Dreizacke vor; der Stier stürzte darein und bohrte sich selbst drei dreifache Wunden in die Stirn. Er bebte zurück und schüttelte das Blut ab, das dunkel und dick hervorquoll und ihm im Augenblicke eine schauerliche Maske über das ganze Gesicht bildete. Kaum hatte er die Augen frei, als er wieder den Kampf begann. Aber schon flohen die Piqueurs; der

Stier verfolgt sie durchs Wasser, hinauf auf den oberen Schauplatz, wo ihn am Rande schon eine dichtgedrängte Menge mit Schreien erwartet. Der Zweck ist erreicht, die Piqueurs verschwinden, die Männer und Buben vom Felsen springen hinab und verfolgen den Verfolgenden; bald wird der Kampf ein allgemeiner sein. Aber jetzt hätte es leicht geschehen können, daß der Stier seine Wuth wenigstens an einem seiner menschlichen Feinde gekühlt hätte. Denn dort, wo der obere Schauplatz mit dem Graben durch einen ziemlich steilen Abhang verbunden ist, konnte die enggedrängte Menge nicht schnell genug vor dem anstürmenden Stiere auseinanderstieben, und in der That packte dieser einen Mann aus der fliehenden Hinterreihe. Man konnte es nicht deutlich unterscheiden, ob der Mann sich selbst hingeworfen oder ob ihn der Stier niedergestürzt hatte, man sah ihn nur zu Füßen seines fürchterlichen Feindes und diesen einige Augenblicke mit seinem Horn auf ihm herumwühlen. Wie aus Einem Munde erscholl der Schrei des Entsetzens, als der Stier weiter lief und der Mann wie todt auf dem Boden liegen blieb. Aber kaum hatte sich der Stier auf einige Schritte entfernt, um die Menge zu verfolgen, als der Todte aufsprang und glücklich, so davon zu kommen, aus dem Circus eilte. Vom linken Auge floß ihm ein Strom von Blut, die Kleider waren vom Horn so zerfetzt, daß sie, als er sich erhob, wie Zunder von ihm abfielen und nur ein Stück von der Jacke und vom Hemde am Oberleibe hängen blieb. Wenn nicht die Wunde, hätte ihn die Scham zwingen müssen, den Schauplatz zu verlassen.

Jetzt, da man den Stier oben hatte, nahm erst das Vergnügen den Charakter an, den das Volk wollte. Von allen Seiten umringten ihn dichte Haufen, die ihn verhöhnten, stachen, schlugen. Wandte sich der Stier gegen einen solchen Haufen, so stob er auseinander; die Einen klammerten sich an die Bretterwand, die Andern schwangen sich auf die Leitern, die Dritten warfen sich in langen Reihen längs der Mauer steif wie Todte auf den Boden. Indessen hat sich schon ein neuer Haufe gebildet, der wie ein

Schwarm von Hornissen auf das gequälte, wie toll hin und her rennende Thier zustürzt. — Das ist das eigentliche Spiel, wie es beliebt ist.

So ging es mit geringer Abwechslung durch Stunden fort. Ein Stier nach dem andern kam harmlos aus dem Stalle, um schon nach wenigen Minuten zur äußersten Wuth gebracht zu sein und nach halbstündiger oder stündiger Verfolgung der grausamsten Art, aus vielen Wunden blutend, wieder dahin zurückzukehren, um einem anderen Platz zu machen. So habe ich fünf oder sechs Stiere kommen und gehen gesehen. Um etwas Abwechslung ins Spiel zu bringen, läßt man manchmal zwei oder auch drei zugleich auf dem Schauplatze. Dießmal war man gezwungen, die ganze Zeit hindurch zwei draußen zu lassen, da der arme Kämpfer, dessen Thaten ich beschrieben, durch keine List und durch keine Gewalt vom Kampfplatze zu bringen war. Es schien, als wollte er sich um jeden Preis rächen. — Die andern folgten dem taureauguide, oder Führerstier, der gezähmt und dazu abgerichtet ist, die kampfunfähig oder müde gemachten in den Stall zurückzuführen. — Rührend war es, wenn zwei, drei oder mehrere Stiere zugleich auf dem Platze waren, wie sie sich sogleich zusammenfanden und fast ein Quarré bildeten, um sich gemeinschaftlich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vertheidigen. Aber man wußte sie immer zu trennen. Endlich, schon gegen Abend, erschien ein prächtiger Stier, der zwischen den Hörnern die rothe Kokarde trug. Wer ihm diese vom Kopfe reißt, gewinnt einen bestimmten kleinen Preis von 5 bis 6 Frcs. Man bezeichnete einen gewissen derben, zugleich flinken Lümmel als den wahrscheinlichen Sieger. Er war es auch; leise schlich er, nach langen, vergeblichen Anstrengungen, von der Seite an den Stier heran, packte zu gleicher Zeit ein Horn und die Kokarde — ein Ruck, und er hatte den Preis gewonnen. — Mit einem Sprunge hatte er sich der Verfolgung des Stiers entzogen, den schon Andere anfielen und so vom Sieger abzogen.

Ich habe schon erwähnt, daß sich Zuschauer jedes Standes,

jedes Alters, jedes Geschlechts im Circus befanden, und daß sie Zuschauer und handelnde Personen zugleich waren. Daß Jungen von 8 und 10 Jahren am Kampfe Theil nahmen, könnte man als Gassenbuberei auslegen und müßte es nicht für charakteristisch für das Volk und seine Leidenschaft für diese Spiele halten. Was aber bezeichnend ist, unglaublich klingt und doch nicht minder wahr ist: ich habe mitten im Circus, oft mitten in dem Haufen, der den Stier angriff, oder vor ihm floh, viele Ammen mit Kindern auf dem Arme, eine mit dem Kinde an der Brust gesehen.

Nach diesen letzten Worten darf ich wohl keine Sylbe mehr hinzufügen, um die Leidenschaft für diese Spiele, oder vielmehr die Wuth, zu charakterisiren. Sie wird den Kindern anerzogen, die nach den Schulstunden Stiergefecht spielen, indem dem einen Knaben künstliche Hörner um den Kopf gebunden werden und die andern ihn auf alle mögliche Weise plagen.

Wenn ein öffentlicher Stierkampf stattfinden soll, hört man Tage lang vorher in allen Kaffeehäusern und in Familienkreisen davon sprechen, und wenn er vorbei, wird jede Phase, jede geringste Einzelnheit desselben mit einer Wichtigkeit durchdiskutirt, als ob es sich um das Wohl des Staates handelte. Am Vorabend versammelt sich schon die halbe Bevölkerung eines Ortes, um die Stiere, die aus der Camargue hergetrieben werden, am Eingange des Stalles zu erwarten und wo möglich durch Herausforderungen, geheim angebrachte Verwundungen, das Spiel sogleich zu beginnen.

Bei solcher Leidenschaftlichkeit sollte man eigentlich mehr Muth voraussetzen; was aber diese Spiele besonders bezeichnet, ist neben der Grausamkeit die niedrigste Feigheit. Denn es ist im Grunde kein Kampf, es ist nur ein Necken und Quälen und Plagen des armen Thieres; man reizt es nur zur Wuth, man läßt es nur leiden, ohne daß es sich gegen die Uebermacht des Feindes, bei den angebrachten Vorsichtsmaßregeln und der regelmäßigen Flucht, sobald der Stier einen ernsten Angriff macht,

vertheidigen oder für seine Leiden rächen könnte. Dadurch wird der Anblick eines solchen Schauspiels hier widerlicher, als er es in dem viel verrufenen Spanien sein mag. Dort kämpfen einige verlorne Subjekte, die vielleicht der Hunger zu solchem Gewerbe zwingt, einen ernsten und tapfern Kampf, sie allein auf eigene Faust, Einer oder höchstens nur Einige gegen die Gewalt des Stiers; hier wagt man es, in ungeheurer Ueberzahl den Feind kaum anzugreifen, man quält ihn nur auf niederträchtige Weise.

Ich gestehe es, daß ich während der ganzen Stunde, die der Kampf dauerte, Partei gegen meine Gattung für den Stier genommen habe. Oft mußte ich mich mit Widerwillen abwenden. Einer meiner Nachbarn machte die Bemerkung: Wenn die Stiere heute Nacht in ihre Sümpfe zurückkehren, werden sie den Brüdern von den wilden Bestien erzählen, die sie kennen gelernt haben.

Die unglücklichen Thiere, die so traurige Bestimmung haben, sind Kinder der Camargue, des großen eigenthümlichen Sumpflandes, das man auch das Rhonedelta nennt. Sie sind nicht übermäßig groß oder muskulös, aber nervös, flink und feurig. Im ruhenden Zustande, wie im Laufe, haben sie eine gewisse leichte Grazie, die sie vor anderen ihrer Gattung auszeichnet. Hier, wo man, durch die historischen Denkmäler daran gewöhnt, gern Alles aus uralten Zeiten herleitet, nennt man sie Abkömmlinge der punischen Stiere, die Hannibal bei seinem Durchzuge ins Land gebracht haben soll, ebenso wie man die Camarguepferde Abkömmlinge der Araberrosse nennt, welche die Mauren bei ihrem Abzuge in der Camargue vergessen haben. Ihrer Farbe, ihrem Feuer, ihrer Raschheit nach, könnte man die Stiere allerdings für Landsleute der Numidier halten. Sie werden in den Sümpfen geboren und wachsen daselbst unter freiem Himmel in wilder Freiheit auf, bis sie zur Schlachtbank in die benachbarten Städte oder zu den beschriebenen Spielen abgeführt werden. Von letzteren kommen sie wieder in ihre Sümpfe oder Marais oder Paluden zurück. Des Abends werden sie entweder sich selbst überlassen fortgejagt, wo sie dann allein ihre Heimat

wiederfinden, oder werden von Reitern, die mit langen Spießen bewaffnet sind, dahin zurückgetrieben. Diese Reiter bringen sie auch, nicht ohne Gefahr und Mühe (ungefähr wie man in Texas bei ähnlichen Gelegenheiten zu verfahren pflegt), zum ersten Male in ihrem Leben unter Menschen und auf den Kampfplatz.

Ebenso grausam, doch weniger widerlich, mögen die Ferraden, eine ähnliche Art von Spielen, sein, die ich aber nicht selbst gesehen habe. Da kämpfen Einzelne mit dem Stiere. Es kommt darauf an, ihn mit gekreuzten Armen an den Hörnern, oder an einem Horn und einem Fuße zu packen und ihn niederzustürzen, wo ihm dann ein rothglühendes Eisen mit dem Namenszuge des Besitzers auf den Schenkel gedrückt wird.

Aber alle Thierquälerei übertreffend, ungeheuer und fast mystisch grauenvoll ist die dritte Art von Spielen (wie kann man hier noch von Spielen reden!), die an gewissen Festen stattfinden. Da wird der Stier vorn an den Hörnern und rückwärts am Schweif mit starken Stricken gebunden, von vor- und nachschreitenden Männern festgehalten, daß er sich weder nach rechts noch nach links bewegen kann und keinen Ausweg zur Flucht hat. So wird er den ganzen Tag, oft mehrere Tage durch die Gassen des Dorfes geführt und von den Bewohnern ununterbrochen geplagt, gereizt, geschlagen und gestochen, bis er den Leiden oder der ohnmächtigen Wuth erliegt und todt zusammenbricht.

Was sagen Sie zu diesem Vergnügen? Ist der Mensch eine ernsthafte Bestie oder nicht? und wie amüsirt sich diese ernsthafte Bestie? — Man begreift es in manchen Momenten, daß ein begeistertes Mitglied eines Antithierquälervereins zugleich ein Reaktionär oder Menschenfeind sein kann.

Diese Spiele werden noch lange nicht unterdrückt werden. Regierung und gesetzgebende Versammlung Frankreichs haben eine so heilige Scheu vor Eigenthum und Eigenthümern. Und die Stiere bringen den Eigenthümern so viel Geld ein; ist das nicht einer Rücksicht werth? Im Departement du Gard sind sie zeitweilig verboten; man nahm von mehreren Unglücksfällen,

die vorkamen, Veranlassung zum Verbot. In Aigues-Vives z. B. wurde vor Kurzem ein Familienvater von Stieren aufgespießt und zwei junge Leute anders getödtet. Der eigentliche Grund der Unterdrückung aber war, daß man das Zusammenströmen einer gewaltigen Volksmasse im Departement du Gard scheuet — sei es bei was immer für Gelegenheit. Kam doch selbst auf den Markt von Beaucaire Herr Carlier, der Polizeipräfekt, in höchst eigener Person, von fünfundzwanzig Agenten begleitet, um den unschuldigen Markt zu überwachen. — In vielen Dörfern beharrt das Volk trotz des Verbotes bei seinen Spielen; da schickt man Soldaten hin, tödtet die Stiere und erklärt den Belagerungszustand. — Darin ist der Grund zu suchen, warum die Regierung im Departement du Gard sich der armen Stiere und des menschlichen Gefühles annimmt, im legitimistischen Departement der Bouches du Rhone aber die Barbarei nach wie vor fortbestehen läßt. Politik darf keine Sentiments haben, sagte man im vorigen Jahrhundert. Als ich in der Nacht von Tarascon nach Nimes fuhr, erlebte ich etwas, das mir als die traurige und nothwendige Konsequenz so böser Gewohnheiten wie die Stierkämpfe erschien. Auf einer der Nebenstationen empfing uns eine aus mehreren hundert Köpfen bestehende Volksmasse; schon von Ferne hatten wir ihr Geschrei mitten durch den Lärm des Bahnzuges gehört; es nahm noch zu, als wir uns näherten, und schien sich, da wir hielten, in Raserei verwandeln zu wollen. Wir steckten die Köpfe aus dem Wagen und erfuhren, daß die zwei Gendarmen, die wir in der Mitte des Volkshaufens erblickten, eben im Begriffe waren, mit einem Weibe, das sie führten, in den Wagen zu steigen, um sich nach Nimes, dem Sitze des Gerichtes, zu begeben. Das Weib, seit Jahren von ihrem Manne getrennt, hatte ein Kind geboren, von dem man nicht wußte, wo es hingekommen war. Der Volkshaufe hatte sich versammelt, um die Unglückliche noch zu verhöhnen; das war das Geschrei, das uns empfangen hatte, das in dem Augenblicke, da die Unglückliche in den Wagen stieg, sich in furchtbares Gelächter verwandelte und sich als zischendes, pfeifen-

des, schreiendes Charivari fortsetzte, als der Bahnzug schon längst in Bewegung war. Mit Schmerzen sage ich es: wieder waren es die Weiber, die sich hier als Furien auszeichneten. O die Sphinx halb Göttin, halb Unthier! — Neben mir im Wagen saß ein, schwarzer Pfaff, der eben so dumm-neugierig wie die Andern dem traurigen Schauspiel zusah. Ein Wort seines liebenden Meisters, eine Erinnerung nur an das Aufheben des ersten Steines hätte diese Menge vielleicht abgehalten, ein gefallenes Weib, das sich bereits in den Händen der Gerechtigkeit befand, zu verhöhnen und es sein Urtheil vorher kosten zu lassen und auf bitterere Weise, als es das Gericht bieten kann. Aber der Pfaff schwieg. Freilich dazu ist er nicht da, seine Pflicht ist es nur, Fasten zu predigen, und die dagegen sündigen, mit Buße zu belegen. — Erdrückt von all' der Rohheit, die ich an diesem Tage verkörpert gesehen, kam ich in Nimes an. Im Bahnhof sah ich die arme Sünderin aus dem Wagen steigen; sie hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt; die Gendarmen behandelten sie menschlich. —

Nimes, den 9. September 1851.

Das Frühstück bei Durand, einem Restaurant und Gastronomen erhabener Größe, war eingenommen und wir, ein lieber Freund und ich, so würdig vorbereitet zu dem Ausfluge, den wir vor hatten. Beim Frühstück bediente uns ein Kellner, der Thiers heißt und die frappanteste Aehnlichkeit hat mit dem gewesenen Minister gleiches Namens, der in diesem Augenblicke seinen abgetragenen Napoleonismus, seine Geschichte des Konsulates und des Kaiserreiches bereut und sie eines Tages vielleicht noch bitterer bereuen wird. Der Kellner und Doppelgänger des reuigen Staatsmannes ist zugleich sein Cousin. Man muß dergleichen Vorkommnisse aufzeichnen, da sie, wenn die Dinge so fortgehen, bald zu den größten Sonderbarkeiten gehören und die Verwunderung unserer Nachkommen erregen werden.

Gestärkt durch das Frühstück, das uns der Bürger Thiers servirte, bestiegen wir das Cabriolet, um einer der merkwürdigsten

und erhabensten Römerbauten, dem sogenannten Pont du Gard, unsern Besuch zu machen. Der Weg ging während zwei bis drei Stunden durch eine ziemlich unerquickliche Gegend; erst in der Nähe des Gard oder Gardon, am Eingange in ein schön bebautes Thal, das durch ein altes Schloß gehütet und von alten Bäumen beschattet wird, wird sie freundlicher und gibt dem Gemüthe jene Heiterkeit, die zum Genusse eines erhabenen, antiken Kunstwerkes unumgänglich nothwendig ist.

Wo dieses kleine Thal in das größere des Gard oder Gardon mündet, liegt ein freundliches Dorf, das den Stapelplatz aller Besucher des römischen Monumentes bildet. Es ist hergebracht, daß man im Gasthause Pferd und Wagen stehen läßt, und von da aus zu Fuß dem Gardon entgegen geht, während welcher Zeit das freundliche Gasthaus ein üppig südliches Mittagessen für die Rückkehrenden bereitet. Dieses Gasthaus gibt dem fremden Wanderer auch einen Führer mit. Der Führer heißt Porthos, wie der Eine der Dumas'schen Mousketiere, und ist unter seinen Kollegen gewiß einer der merkwürdigsten dieses Jahrhunderts. Den Namen eines Cicerone verdient er nicht, denn schweigsam, ja stumm, geht er neben dem Wanderer einher und begnügt sich, durch einfaches Stehenbleiben auf die schönsten An- und Aussichtspunkte aufmerksam zu machen. Er unterscheidet sich dadurch aufs Vortheilhafteste von seinen Kollegen, die gewöhnlich im Wanderer keinen eigenen Gedanken aufkommen lassen und es für ihre Pflicht halten, die ganze Zeit mit eingelerntem Geplauder auszufüllen. Eine andere Tugend unseres Führers ist die, daß er dem Wanderer eine gewisse Sicherheit einflößt, daß man mit ihm durch Wüsten und Wälder ohne Furcht vor Räubern, so wie hier den Cevennen entgegen, wandern könnte, ohne die geringste Scheu vor den Wölfen, die in ihren Höhlen lagern. Denn trotz seinem gutmüthigen Auge sieht man es ihm an, daß er, gereizt, furchtbar werden und von seiner ganz gewaltigen Leibesbeschaffenheit, die an den Löwen erinnert, von seiner außerordentlichen Kraft, die ihm den Namen des stärksten unter

den Mousketieren verschafft hat, mit großem Erfolg Gebrauch machen könnte. Und all' diese Tugenden, wie billig, uneigennützig stellt er sie dem Fremdling zu Gebote. Niemals — ich weiß es gewiß — hat er auch nur das kleinste Trinkgeld für seine Bemühungen angenommen; aber er verschmäht es nicht, bei der Rückkehr ins Gasthaus, freundlich und bescheiden am Mittagessen theil- und so, wahrhaft feinfühlend, dem dankbaren Fremdling ein Stück seiner Dankeslast abzunehmen. — Unter Menschen sind diese Tugenden alle ausgestorben, besonders unter jenen Menschen, die auf der großen Touristenstraße oder in der Nähe berühmter Monumente wohnen — wie das die edlen Stauffacher der Schweiz, die hosenlosen Clans Hochschottlands, die romantischen Räuber Kalabriens und der Legationsrath Gerhard in Leipzig beweisen. Unter Menschen sind sie ausgestorben; sie haben sich in die Hunde geflüchtet — denn Porthos ist, was ich zu sagen vergessen habe, nichts Anderes als ein Hund, ein großer, gewaltiger, riesiger Hund, der aus den menschenleeren Ebenen der Camargue stammt, seine Stammgenossen an Weisheit, Schönheit, Größe und Kraft weit überragt, den Stolz seines Hauswirthes und den Trost des fremden Wanderers ausmacht.

Hundert Schritte hinter dem Dorfe, auf einer kleinen Erhöhung blieb er zuerst stehen und sah nach rückwärts. Wir folgten seinem Auge und erblickten eine überaus niedliche Kettenbrücke, die luftig und geisterhaft über dem tiefen und wilden Flußbett des Gardon schwebt und überaus malerisch zwei schöne Dörfer verbindet.

Nach zwanzig Minuten ungefähr waren wir an dem Punkte angelangt, wo man den Pont du Gard zum ersten Male erblickt. Der Anblick ist so groß, so überwältigend, daß wir lange, lange Zeit, gebannt an dieselbe Stelle, stehen blieben, als fürchteten wir, mit einem Schritte vorwärts oder rückwärts ein Atom dieser Schönheit zu verlieren. Porthos wußte dieses Gefühl zu würdigen, denn er legte sich ruhig hin und überließ uns dem großen Eindrucke. Wie dankbar war ich ihm für seine Stummheit! Ein

anderer Cicerone an seiner Stelle hätte die Schönheit zu anatomisiren angefangen und eine Rede gehalten, von der ein einziges Wort hinreicht, in Verzweiflung zu bringen.

Wie freue ich mich, die Amphitheater von Nimes und Arles vor dem Pont du Gard gesehen zu haben; nach diesem wären sie mir klein und häßlich erschienen. Auf diesem großartigsten aller Aquädukte der Welt liegt neben der ganzen riesenhaften Gewalt des Römerthums, oder vielmehr verhüllend über dieser, ein Reiz von Schönheit und Anmuth, wie er sonst den Römerwerken zu fehlen pflegt, und wie er selbst bei den herrlichsten Bauten aller Zeiten und aller Style selten ist. Frankreich besitzt im Pont du Gard ein Kleinod, das es hüten und bewahren sollte, wie nur irgend eine Kostbarkeit, die einem Lande, einem Volke Werth gibt; und einen der schönsten Reste jener Welt, die mit ihrem Abfalle den Geist von Jahrtausenden groß zu nähren im Stande war.

Es ist ein unfreundliches, wildes, felsiges Thal, das der Pont du Gard durchschneidet und zum Wallfahrtsorte des fernen Wanderers macht. Rechts und links steil und rauh abfallende Felsen, die theilweise von wilder und struppiger Vegetation bedeckt sind, und an deren Fuße sich eine mit Mühe gewonnene Straße hindrückt. Tief unten im Grunde rollen die gelben Wellen des Gardon, die nur angeschwollen im Stande sind, die Felsenklippen in ihrem Schooße zu bedecken. Was sie da an Wildem und Unwirthlichem verhüllen, ersetzen sie reichlich durch ihr eigenes, hochaufspritzendes Getos, durch die Wuth ihrer Schnellungen und den Sturm gegen die römischen Pfeiler, die ihnen ruhig Trotz bieten.

Der Pont du Gard besteht aus drei Bogenreihen, die in drei Stockwerken über einander fortlaufen. Das unterste Stockwerk, das mit den Füßen theils im Wasser, theils auf den Felsen des Flußbettes und der Ufer steht, setzt sich aus sechs gewaltigen Bogen zusammen. Ueber dieses erste Stockwerk läuft das zweite mit elf, und über dieses zweite das dritte mit fünfunddreißig Bogen hin. Die Bogen jedes oberen Stockwerkes sind um ein

Bedeutendes kleiner als die Bogen des Stockwerkes, das seine Basis bildet, und obwohl der ganze Bau oben, wo er die höchste Höhe der beiden Berge verbindet, breiter sein muß, als an seinem Fuße, wo er nur von Ufer zu Ufer geht, so gewinnt das Ganze doch auf diese Weise, d. i. durch Verkleinerung des Maßstabes der Bogen nach oben zu, und durch die Durchsichtigkeit der Bogen selbst etwas Leichtes, Luftiges, ich möchte sagen Vegetabilisches, wodurch es wie von Natur in die Höhe strebt und die Schwere seiner Massenhaftigkeit vergessen macht, ohne an natürlicher Würde und Größe zu verlieren. Einer der unteren Bogen ist breiter als die anderen in derselben Reihe; er überspannt allein den Fluß, wenn sich dieser in seinem gewöhnlichen Zustande befindet und nicht von Regen oder dem geschmolzenen Schnee der Cevennen angeschwollen ist. Ebenfalls breiter ist der über ihm stehende Bogen der oberen Reihe; aber diese kleine Unregelmäßigkeit, die durch die Breite des Flusses geboten war, verschwindet ganz in dem ungeheuren Werke, dessen Symmetrie sie gar nicht stört. Bemerkt man sie auch, so trägt sie nur bei, dem Baue den wohlthuenden Anschein der Unwillkürlichkeit, des Entstandenen und nicht Gemachten zu geben.

Erst das dritte Stockwerk trägt das Rinnsaal oder den eigentlichen Theil der Wasserleitung, denn der Pont du Gard — was ich wohl nicht erst zu bemerken brauche — ist der Träger des Wassers von einem Ufer zum andern, jenes klaren, hellen Wassers, das die Römer 41,000 Meter weit aus den Gebirgen, über Berg und Thal, ihrer lieben Stadt Nemausus zugeführt und den beiden Bächen, die man heute Aure und Airan nennt, zu Nutz und Frommen ihrer römischen Bürger entzogen haben. Die Rinne, hoch genug, daß ein Mann mit einiger Neigung des Kopfes unter ihrer Decke fortwandeln kann, ist oben von behauenen Steinen überdacht und unten und an den Seiten vermittelst eines Cements dicht gemacht. Dieser Kitt ist so vortrefflich, daß noch heute das Regenwasser, welches durch die oberen, von der Zeit gemachten Oeffnungen einfällt, nur durch Verdunstung entfernt wird und

daß es des Hammers und des Meißels bedürfte, um ihn zu verletzen. An den Mauern hat sich hier und da eine üppige südliche Vegetation angesiedelt, die nur dazu beiträgt, das Leben und Regen in diesem unvergleichlichen Kunstwerke zu erhöhen und zu vermannigfachen. Aber selbst die wilden Feigenbäume, die, wie wir es hier oft sehen, ihre Wurzeln in den festesten Felsen bohren, haben es nicht vermocht, einen Stein aus seinen Fugen zu drängen. So fest sind diese auf einander geschichtet, selbst da, wo sie kein Kitt, sondern die bloße Berechnung des Architekten und die Genauigkeit des Steinmetzen verbinden. So feiert hier im Kleinen wie im Großen der menschliche Geist einen großen Triumph über die Materie. Mit diesem Einen Baue verbindet er ja vom gewaltigen Strome getrennte Berge, versetzt er Flüsse und zeugt ein Kunstwerk, das stärker ist, als Felsenmauern. So unbedeutend sind die Schäden, die ihm die Zeit und manche Barbaren zuzufügen vermochten, daß er noch heute dem Beschauer denselben Eindruck macht, dessen sich Agrippa erfreut haben muß, als er ihn vollendet sah und sich sagte, ein Monument aere perennius seiner geliebten Provinz gegeben zu haben. Die moderne Brücke, die man an den Fuß des Pont du Gard geklebt hat, um die Chaussee von einem Ufer zum andern zu führen, nimmt sich neben diesem so unbedeutend aus, daß sie ganz verschwindet, dem Werke ganz und gar keinen Eintrag thut, und daß es Einem nicht einfällt, den Baumeister derselben der Arroganz und das Departement der Taktlosigkeit anzuklagen.

Wie groß die Römer als Administratoren waren, und wie sie für die kleinen Bedürfnisse ihrer Bürger ebenso gut als für die großen sorgten, beweist der kleine Fußweg, den sie am dritten Stockwerke des Aquäduktes angebracht haben, um Fußwanderern den Weg über den oft angeschwollenen Fluß zu erleichtern. Unwillkürlich erinnert man sich da an eine gewisse Eisenbahnbrücke, die über die Loire führt. Umsonst petitioniren die Bewohner der beiden Ufer um einen Fußweg, der mit den geringsten Kosten angebracht werden könnte. Sie erlangen ihn nicht, und der jedes

Jahr austretende Strom verhindert oft Wochen lang die Verbindung naher, im eifrigen Verkehr lebender Nachbarn, die sich dadurch in Handel und Wandel gestört sehen. Wenn man nur großartige Brücken, Tunnels, Monumente, Museen, Universitäten hat, mit denen man à la tête de la civilisation marschirt — was liegt an Fußsteigen und Dorfschulen?

Noch an ein anderes modernes Kunstwerk wurde ich durch den Pont du Gard erinnert: an den Pont de Roque-Favoure, in der Nähe von Aix, den ich vor einigen Tagen gesehen, und der den Marseillern frisches, süßes Gebirgswasser zuführt. Gewiß ein verdienstliches und schönes Werk; eine Wasserleitung, wie sie moderne Jahrhunderte sonst nicht geschaffen haben. Ich habe sie angestaunt und doch — wie klein erscheint sie mir jetzt, wenn ich sie neben den Pont du Gard stelle.

Wahrhaft erhoben nahm ich Abschied von diesem in seiner Art herrlichsten Monumente. Wenn ich mich oft vor römischen Bauten zweifelnd fragen mußte, ob ich diesen von so Vielen bewunderten Römern nicht Unrecht thue, indem ich sie bloß kalt oder halb erschrocken anstaune, so nahm ich dießmal die Genugthuung mit, von ganzem Herzen und mit ganzer Seele bewundert und im innersten Gemüthe Preislieder auf diese berechnenden Unterdrücker einer Welt gesungen zu haben.

Ganz in der Nähe des Pont du Gard bemerkten wir noch eine Grotte, die an ihrem Eingange von halbverfallenem Gemäuer geschlossen war. Vielleicht eine jener Grotten, die Baville, der Alba Languedocs, hat vermauern lassen, nachdem sich die Protestanten hineingeflüchtet hatten. Ich wandte mich ab, um mir den erhabenen Eindruck durch die Misere, die Einen hier noch so nahe liegt, nicht stören zu lassen. Genug dieses Elendes hatte ich schon in seinen Spuren kennen gelernt. Der protestantische Pastor aber, mein Freund, blieb lange uud traurig vor den hohlen Augen dieser Grotte stehen.

Elftes Kapitel.

Vaunages, das Kanaan der Kinder Gottes — Calviſſon, das Jeruſalem — Jean Cavalier, Saurin, Abauzit, Rogaret — Die Fruchtbarkeit Kanaans — Griechiſches Leben in Kanaan — Maſſacre de St. Come — Ludwig Tieck und Thümmel — Die Emanzipation der Proteſtanten durch Ludwig XVI. — Jean Cavalier's Schlachten von Langlade und Nages — Witze der Geſchichte — Die modernen Proteſtanten des ſüdlichen Frankreichs — Verhalten des Adels in den Kämpfen der „Kinder Gottes" oder „Kamiſarden" — Geſchichtsquellen.

Calviſſon, 7. Auguſt 1851.

Seit vierzehn Tagen ungefähr ſitze ich in Calviſſon und wohne in dem hiſtoriſchen Hauſe, welches den großen Kamiſardenführer Jean Cavalier am Ende ſeiner Laufbahn eine Zeit lang beherbergte. Ich ſchreibe dieß in ſeiner Stube. Von hier aus unterhandelte er mit dem Marſchall Villars, der ſein Hauptlager in Nimes hatte, und erlag der Eitelkeit, mit Ludwig XIV. puissance à puissance zu unterhandeln. Er verließ die Sache ſeiner Glaubensbrüder, nachdem er für ſie Jahre lang Wunder der Tapferkeit gethan, und zu einer Zeit, wo dieſe noch entſchloſſen waren, ihrem Propheten bis auf den letzten Mann zu folgen. Cavalier hat eine wunderbare Aehnlichkeit mit Görgey. Plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht, erfüllt er, ein armer, achtzehnjähriger Schäferjunge, der die Heerden eines Andern hütet, die Welt mit dem Rufe ſeiner Thaten und die Herzen ſeiner Kampfgenoſſen mit einem unbeugbaren Muthe, der einer zehnfach überlegenen Macht durch alle Wechſelfälle eines langen Krieges Stand hält. Plötzlich wird er ſelber müde, und er iſt der Einzige, der den prophetiſchen und aufmunternden Worten, die aus ſeinem eigenen Munde kommen, nicht mehr glaubt. Marſchall Villars

versteht sich auf Cavalier; er ladet ihn in sein Hauptquartier, er empfängt und behandelt ihn, wie man den Heerführer einer feindlichen und legitimen Macht behandelt — voll von Stolz kehrt Cavalier nach Calvisson zurück und weiß es nicht, daß er sich eigentlich schon in die Hände des Feindes gegeben, da er von ihm Geld und Nahrung annimmt, um seine Kampfbrüder zu erhalten. War es Komödie, war es ein Mittel, die Stimme seines eigenen Gewissens zu übertäuben, daß er auf den Ruinen des protestantischen Tempels noch so mächtig und ergreifend predigt und wahrsagt, wie damals, da er als schwächlicher Schäferjunge sich in den Grotten der Cevennen zum ersten Male zu den „Kindern Gottes" gesellte? Vielleicht Beides — denn noch stak eine Erinnerung des „Propheten" in ihm, und schon war er auch der Prahler, der später die unzuverlässigen Memoiren geschrieben. Aber wir wollen nicht zu strenge mit ihm sein; sagt er doch selbst: „Ich war ein Kind, und ich hatte Niemand, der mir hätte rathen können." Dieses wirklich Kindische und Kindliche in seinem ganzen Wesen, das Vertrauen in königliche Versprechungen, die schmeichelhafte Art und Weise, wie man ihm von feindlicher Seite entgegen kam, alles das ist geeigneter, Cavalier zu entschuldigen, als all' die Gründe, die man anführt, den ungarischen Verräther rein zu waschen, und stellt jenen vertrauenden, unwissenden Jüngling hoch über diesen menschenverachtenden, vielerfahrenen Mann. — In Calvisson hat der junge Hirt wohl die gewaltigsten Gemüthserschütterungen seines Lebens erfahren. Nachdem er hier, von wo aus er seine meisten und ruhmvollsten Schlachtfelder übersehen konnte, als König verehrt, als Prophet von dem herbeiströmenden Volke angebetet worden war; nachdem er sich in Träume künftigen Ruhmes gewiegt und im Geiste sich an den Siegen gefreut hatte, die er, der Konvention mit dem Marschall Villars gemäß, als Oberster Ludwigs XIV. auf spanischen Schlachtfeldern erkämpfen sollte, kehrt er eines Tages in sein Lager zurück und findet die „Kinder Gottes" vom heftigsten Zorn gegen ihn entbrannt. Sie empfangen ihn als Verräther, der

die Sache Gottes verlassen will, mit Spott und Verwünschungen; sein Befehl wird nicht mehr gehört; er ist entsetzt, und die ihm in jede Todesgefahr gefolgt, wenden sich von ihm und folgen jetzt dem wilden Propheten Ravanel, der geschworen hat, den letzten Tropfen Blut für das Evangelium zu verspritzen. Was kümmern sie, die für ihren Gott sterben wollen, die Punkte, die Cavalier mit dem Marschall aufgesetzt? enthält doch keiner die Bestätigung, daß sie ihre Tempel wieder aufführen, überall das Lob Gottes singen können. Cavalier beschwört, bittet, weint — umsonst! Er ist verlassen, und nur dem armen Propheten Moses dankt er es, daß ihm der starre Ravanel, „das Schwert Gottes," nicht eine Kugel durch den Kopf jagt. Beschämt kehrt er, der versprochen hatte, mit einem Regimente zu kommen, nur von wenigen Freunden begleitet, zum Marschall zurück; die Frau Marschallin, der er vorgestellt wird, ersucht ihn, ihr in ihrem Boudoir ein wenig zu prophetisiren. Er schweigt. — Als er in den Kahn steigt, um über die Rhone zu fahren und sein Vaterland für immer zu verlassen, will er noch einen Psalm anstimmen, als letztes Lebewohl — der Offizier, der ihn begleitet, verbietet es. — In Versailles sieht ihn der große König von der Seite wie ein wildes Thier an und zuckt die Achsel, und wenige Wochen nach seiner pomphaften Unterhandlung mit dem Marschall flüchtet er bei Nacht und Nebel mit seinem Häuflein von Freunden über die Schweizer Gränze, um dem Kerker zu entgehen, der ihn, trotz königlicher Versprechungen, in Neubreisach oder in einer Bastille erwartet.

Calvisson ist nicht nur durch Cavalier, es war zu allen Zeiten in der Geschichte der Protestanten berühmt. Lange Zeit spielte es den Hauptort des Protestantismus in Vaunages und Umgegend, und am Eingang in die Cevennen gelegen, war es der Vermittler zwischen den Gebirgsbewohnern und den Protestanten Niederlanguedocs, der Ebene, die sich von Vergez bis ans Meer hinzieht. Hier wurde auch der große Redner der freien Arminianer, Saurin, geboren, dessen Haus man noch heute in

der Nähe des Tempels zeigt, und von hier flüchtete sich in zarter Jugend, um den Dragonaden zu entgehen, an der Hand seiner Mutter jener Abauzit, der Freund Newtons, Leibnitz' und Jean Jaques'. Er stammte von einem berühmten arabischen Arzte, der im zwölften Jahrhunderte in dieses Land einwanderte und einen Stamm gründete, in dem sich Wissenschaft und freie Forschung forterbten. Sein letzter Abkömmling sitzt durch Zufall heute wieder in Calvisson — es ist der verdienstvolle und beredte Pastor Abauzit. — Der ziemlich hohe Hügel vor meinem Hause trägt die Ruinen des Schlosses, welches der Familie des großen Rechtsgelehrten Rogaret gehörte, der im dreizehnten Jahrhunderte mit der Ohrfeige, die er dem Papste Bonifazius gegeben, und die in ganz Europa wiederhallte, gewissermaßen die Reformation begonnen hat.

Die Bewohner des heutigen Calvisson sind friedliche Leute, denen man nichts von der Ekstase, die ihre Vorfahren ergriffen, und nichts vom Prophetenthum, das jene beherrschte, anmerkt. Nur wenn Einem in der Gasse das Rasseln des Webestuhles oder der Krämpler entgegenschallt, denkt man unwillkürlich an die Weber und Krämpler, die die größere Anzahl von Propheten geliefert haben. Aber auch diese Gewerbe sind in Abnahme, da ihnen die Maschinen von Nimes eine überlegene Konkurrenz machen, und die Calvissoner beschäftigen sich mit Bereitung von süßen Compots, deren Stoff ihnen die herrlichen Früchte von Vaunages liefern und die sie in alle Welt versenden.

Vaunages heißt das große Kesselthal, welches sich hinter Calvisson plötzlich breit und weit ausdehnt. Am Fuße der kahlen Berge, die es umgeben, ist es ringsumher von einer bedeutenden Anzahl größerer und kleinerer Flecken bekränzt. Historisch, oder anderweitig die bedeutendsten unter diesen sind St. Come, Clarensac, Cavairac, Langlade, St. Dionisy u. s. w. Seinen Namen hat dieses Thal von dem Flecken Nages, der an seinem Eingange gegenüber von Calvisson liegt; die Kinder Gottes aber nannten es seines gesegneten Bodens wegen: Kanaan. In der That ist

es eines der fruchtbarsten Thäler des Südens. In diesem Augenblicke erliegen die Bäume unter der Ueberzahl ihrer Früchte; trotz des großen Handels, den man treibt, weiß man nicht, was mit der ungeheuren Menge von Feigen, Mandeln, Pfirsichen, Melonen, Pflaumen und Trauben anzufangen. Man gibt sie den Ziegen als Futter. Vor und nach der Weinlese essen Menschen und Thiere nichts als Trauben — Ziegen, Hunde, Pferde, Esel und Maulesel nähren sich von der köstlichen Beere, die so treffliche Weine liefert, daß man sie in Paris als Madeira, Malaga und Alicante verkauft. Der Wein von Langlade kann mit dem besten Bordeaux wetteifern und kommt auch als solcher in den Handel. Auf vielen Bauernhöfen kann man in verschiedenen Winkeln und Ecken, unter Brennholz und Gerümpel versteckt, ungeheure Fässer stehen sehen, die voll des edelsten Weines sind. Nach zwanzig Jahren einmal fällt es dem Besitzer ein, solch ein Faß anzustechen, und siehe da, er findet einen edel gealterten Saft, den er Madeira, Malaga, Alicante tauft. Die französischen Gesetze und die Octrois der Städte sind Schuld, daß der Bauer seine Reichthümer nicht so verwerthet, wie er es unter anderen Umständen könnte. Auch sehnt man sich nirgends so wie hier nach Free Trade. Doch ist Alles wohlhabend; die man hier Arme nennt, sind immer noch Leute, die ihr gutes Stück gesegneten Bodens besitzen, da der Boden vielgetheilt ist. Die Gemeinden alle haben, mehr weil es Brauch als Bedürfniß ist, ihre Armenkassen, doch werden sie selten in Anspruch genommen. Wenn es geschieht, so geschieht es, wie mich verschiedene Pastore und Maires versichern, nur von den Allerärmsten, die mit diesem Zuschusse ihre Steuern bezahlen.

Bei mehreren Ausflügen in das Land von Vaunages hatte ich Gelegenheit, mich an dieser Wohlhabenheit zu erfreuen. Die Dörfer sind eben nicht immer sehr reinlich — das liegt im Charakter des Südländers — aber nirgends tritt Einem das traurige Bild der Noth entgegen. Ich habe hier noch keinen Bettler gesehen. Fast jedes Dorf hat irgend einen monumentalen Schmuck

— einen Brunnen, eine Kirche, ein Gemeindehaus — alle aber sind mit ihren engen Gassen, mit ihren Quaderhäusern, mit ihren Treppen, die vom ersten Stocke auf die Straße führen, mit ihren Platformen vor den Thüren der oberen Stockwerke, mit den tiefen und gewölbten „Salons" ebener Erde, vor denen der schattige Vorhang weht, und in die man im Vorübergehen blickt — alle sind sie malerisch und würden dem Künstler mit den müßigen Gruppen der Männer und der arbeitsamen Weiber manchen schönen und dankbaren Stoff bieten. Der Landmann ist mit seinem Ueberflusse nicht geizig. Wandert man an der Seite eines in dieser Gegend nur halbwegs Bekannten, wie es bei mir der Fall gewesen, so wird man jeden Augenblick gebeten, einzukehren und einige Früchte und ein Glas Wein einzunehmen. Der Wirth entschuldigt sich dann, daß er nicht Bier anbieten könne, womit man in diesem Weinlande den Gast besonders zu ehren glaubt. So kann man wie ein homerischer Held von Gastmahl zu Gastmahl wandern. Bei einem Bauer in St. Come nahm ich ein wahrhaft fürstliches ein — die edelsten Weine, die süßesten Früchte und die besten Fleische erdrückten die Tafel. Die beiden Hausfrauen, Schwiegermutter und Schnur, bedienten uns wie Sklavinnen und setzten sich, nach der Sitte des Landes, nicht zu Tische. Die große, geräumige Halle, aus der man auf die Vorhalle, die zugleich Küche ist, blicken kann, sobald der wallende Vorhang aufgeht; der Bratspieß am Herde und das frische Fleisch daran; die ursprünglichen Handmühlen; die zweihenkligen Krüge; die schlanken Amphoren, in denen der Wein, und die ungeheuren, bauchigen Thongefässe, in denen das Wasser aufbewahrt wird; die Ampel, die von der Decke herabhängt, mit ihrem oben überbogenen Griffe, ganz in der Form, wie man sie in Pompeji findet — endlich draußen der blaue, wolkenlose Himmel und das Lorbeergebüsch, das durch die Fenster Kühlung weht — reicht das Alles nicht hin, einen vom süßen Weine halbbetäubten Wanderer zu überzeugen, daß er sich in schönen, antiken Zeiten, unter schönem klassischem Himmel befinde, als Gast

bei irgend einem Männerbeherrschenden? Nur die Hausgötter verriethen, daß man sich in moderner Welt befinde. An der Wand hingen die Bilder von Barbès, von Ledru-Rollin, mit der rothen Schärpe und Schleife, von Raspail an seinem Gefängnißgitter. — Nach dem Mahle führte man uns in kühle Gartenstuben, wo Betten zur Siesta bereitet waren. Beim Erwachen bot man Wasser zum Waschen und süßen Wein zur Erquickung, und wieder erhob man die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Als sich die fürchterliche Hitze gelegt hatte, gingen wir durch eine allmählig aufsteigende Schlucht dem Gebirge zu, nach der sogenannten Fontaine de Robert, um einen konischen Berg herum. Nach ziemlich langer, beschwerlicher Wanderung standen wir auf historischem Boden. Das freundliche Thal Vaunages war verschwunden; kahle, verwitterte Berge starrten uns an; schweigende Einsamkeit umgab uns, und so weit das Auge durch die Schluchten dringen konnte, nichts als trostlose Gebirgswüste. Wie wahr hat Ludwig Tieck in seinem „Aufruhr in den Cevennen" die Zusammenkunftsorte der Kamisarden, wo sie der Begeisterung der Propheten horchten, zu schildern verstanden. Wenn er, wie ich es glaube, diese Gegenden nicht selbst gesehen, dann ist die Divination des Dichters zu bewundern. Auf dem kleinen Plateau, auf dem wir standen, versammelten sich eines Tages die Kinder Gottes in großer Anzahl, um sich von ihrem Propheten predigen zu lassen. Zu Hunderten lagen sie da, lauschend, keines Ueberfalles gewärtig, und horchten den Worten, die aus dem Laube eines Nußbaumes zu ihnen erschallten. Aber sie waren von den Katholiken jenseits des Berges verrathen. Plötzlich wimmelte es ringsum auf allen Bergspitzen von königlichen Truppen, und Kugeln regneten in die fromme Schaar. Nur sehr Wenige sollen entkommen sein. Le massacre de St. Come ist noch immer eine schreckliche Erinnerung im Herzen des Volkes. — Der Berg, der uns von Vaunages trennte, scheint ein Begräbnißplatz der Römer gewesen zu sein. Häufig findet man,

besonders am südlichen Abhange, antike Aschenkrüge, die aber von den Arbeitern sogleich zerschlagen werden, da man in ihrem Bauche Münzen vermuthet. Wenn sie aber nur Asche enthalten, werden die Scherben bei Seite geworfen. Vor Kurzem fand man eine gewaltige Bleikiste. An jeder der vier Ecken befand sich ein Aschenkrug. Die Aschenkrüge wurden zerbrochen, die Kiste nach dem Gewicht verkauft. Oft stößt der Spaten auf Grabsteine, da es aber zu beschwerlich wäre, diese ganz auszugraben, zieht man es vor, sie wieder mit Erde zu bedecken. Die Bewohner dieser Gegenden sind eben doch keine Griechen.

8. August 1851.

Ungefähr drei viertel Stunden von St. Come gegen Osten liegt Clarensac. Es wäre nichts von diesem Dorfe zu berichten, wenn es nicht, nach der Meinung vieler Bewohner dieser Gegend, in der Schreckenszeit der französischen Revolution eine gewisse Rolle gespielt hätte. Kurze Zeit vor 1789 warf der Seigneur von Clarensac sein Auge auf das schöne Weib eines Bauern, seines Unterthanen. Um ungehindert die Reize der schönen Unterthanin genießen zu können, schickt er, ein zweiter König David, ihren Mann, den armen Uria, fort nach Nimes, mit dem strengen Befehle, mehrere Tage in dieser Stadt zu verweilen und, was er auch immer hören möge, sie bei Androhung der härtesten Strafen nicht zu verlassen. Der arme Knecht gehorcht. Aber kaum drei Tage in Nimes, bemächtigt sich seiner die gewaltigste Unruhe. Er hält es nicht länger aus, und in der Nacht schleicht er in sein Dorf zurück. Er horcht vor seinem Hause und hört und sieht endlich durch eine Fensterritze sein Weib im verzweifelten Kampfe gegen den gnädigen Herrn. Er dringt hinein — und wird in seiner eigenen Stube von seinem Herrn, der bewaffnet ist, erschlagen. Es ist geschehen, und Niemand wagt, von der That zu sprechen. Der Edelmann setzt seine Bewerbungen bei der schönen Wittwe fort. Aber der Erschlagene hat einen Freund, einen Wildschützen. Dieser weiß gut zu zielen, und auf

freiem Felde einmal rächt er den Todten durch einen einfachen Schuß aus dem Gebüsche. Er wird, ich glaube, dafür lebendig aufs Rad geflochten. Die Zeit hat nicht Zeit, die Erinnerung an diese Geschichte aus den Köpfen der Bauern des Vaunages zu streichen. Die Revolution bricht aus, und die gebrochenen Schlösser, die verstümmelten Wappen, die Flucht so vieler Seigneurs zeugen, wie lebhaft diese Erinnerung noch in den Köpfen gespukt habe. Uebrigens waren alle diese Seigneurs dieser eifrigen Protestanten eifrige Katholiken — um so eifrigere und verfolgungssüchtigere, als sie alle Apostaten und sogenannte Neubekehrte waren, die nächsten Abkömmlinge jener Aristokraten, die die Glaubenssache und ihre Kämpfer verließen und verriethen, sobald es sich nur noch um den Glauben und nicht, wie zur Hugenotten- und Frondezeit, um Feudal- und Coterie-Interessen handelte. Fast alle Adeligen Languedocs haben sich zur Zeit der Cevennenkriege auf diese Weise bewährt. D'Aigalliers und der alte Marquis von Salgas sind rühmliche Ausnahmen. Zwar nahmen sie beide nicht Theil an dem Kampfe ihrer Landsleute und Glaubensgenossen; aber der Erste suchte wenigstens als Vermittler zwischen diesen und dem Hofe sein Möglichstes zu thun und verleugnete seine Ueberzeugung auch in den schwierigsten Lagen nicht, und der Andere war den Cevenolen freundlich, vergaß seinen Adel, zeigte seine Sympathie für die begeisterten Hirten und verhehlte sie nicht, selbst als man ihn im hohen Alter auf die Galeerenbank von Cette schmiedete.

Von Clarensac fuhren wir nach Caverac, dem Dorfe, in welchem unser Thümmel unter arkadischen Schäfern ein elysei-sches Leben geführt haben will. Nun, dieses arkadische Dorf ist heute das unfreundlichste, roheste, schmutzigste in Vaunages und als solches im ganzen Lande verrufen. Wir sahen das Schloß, das ehemals dem Herrn von Caverac, heute der Commune gehört. Der große Park ist in Weingärten verwandelt; nur einige steife Taxushecken und eine prachtvolle Cypressenwand zeugen von der entschwundenen Herrlichkeit. Der protestantische Tempel, der

sich wie die Schule und der Kommunalsaal im Schlosse befindet, besitzt eine Kanzel, die eine Geschichte hat. Man sieht es ihr auf den ersten Blick an, daß sie einmal eine Cheminée gewesen. Ihr herrlicher, sehr bunter Marmor ist das Geschenk eines Papstes an einen Abbé, welcher einst in Caverac gewohnt und mit dem Marmor für seine wüthenden Pamphlete gegen die Protestanten belohnt worden. Und heute predigt der protestantische Pastor von diesem Marmor herab und klopft ihn wahrscheinlich mit besonders heiliger Lust. In diesem Schlosse soll auch Baville, der unerbittliche Verfolger der Protestanten, nach dem Massacre von St. Come übernachtet haben. Die Herren von Caverac haben in früheren Jahrhunderten besondere Hoheitsrechte im Lande besessen. Sie hielten eine Art von Hof, und die Adeligen der Umgegend theilten sich in solche, welche bei Hoffeierlichkeiten bloß bis ans Gitter, und in solche, welche in das Innere gelassen wurden, um knieebeugend ihre Aufwartung machen zu dürfen. Heute sitzt der Conseil municipal des souveränen Volkes von Caverac in den schönsten Salons des feudalen Schlosses. — Ich sah da ein Grab in einem Privatgarten — Aehnliches sah ich schon in Nages und anderen Flecken des Landes. Das Volk liebt es hier, seine Lieben in der Nähe, in einem Garten am Hause, auf einem benachbarten Felde zu bestatten. Das Gesetz ist eigentlich dagegen, aber die Sitte ist stärker. Sie rührt aus der Zeit her, da man den Protestanten kein ehrliches Begräbniß gestatten wollte, da man ihnen keinen Begräbnißplatz anwies und ihnen, was sie auch verschmäht hätten, nicht erlaubte, ihre Todten in katholisch geweihten Boden zu bergen. — Ich kann nicht umhin, hier das Edikt Ludwigs XVI. mitzutheilen, welches nach langen Kämpfen, wohlgemerkt im Jahre 1787, erschienen ist und den Protestanten eine Art von bürgerlicher Existenz zugestand. Ich übersetze es aus dem vortrefflichen Buche Napoleon Peyrats: „Histoire des Pasteurs du Désert“ und enthalte mich jeder Bemerkung:

„Wir Ludwig XVI., König von Frankreich, überzeugt von „der Fruchtlosigkeit Jahrhundert langer Verfolgungen und weichend

„der öffentlichen Meinung, die euch in Schutz nimmt, haben be=
„schlossen, viel mehr aus Nothwendigkeit als aus Sympathie, euere
„bürgerliche Existenz anzuerkennen; in Folge Dessen werden von
„nun an euere Weiber und Kinder legitim, euere persönliche
„Freiheit geachtet, euer Gottesdienst geduldet, euer Handel frei
„sein. Für diese königliche Gnade werdet ihr dem Staatsdienste
„unterworfen und die katholische Religion, die einzig herrschende,
„zu unterhalten verpflichtet sein; aber im Uebrigen bleibet ihr für
„immer von allen Aemtern der Verwaltung, der Rechtspflege, des
„Unterrichts ausgeschlossen und jedes Mittels zum Einflusse auf
„den Staat beraubt. Mit Einem Worte, es wird euch von uns
„nichts bewilligt, als was das natürliche Recht euch zu verweigern
„nicht erlaubt."

9. August 1851.

Reisen! — Es ist wohl die schönste und unschuldigste aller Leidenschaften, die Reiselust. — Aber ohne Ziel ist das Reisen fast so traurig, wie ein Leben ohne Zweck, ohne Idee. Wenn nicht die Heimat das letzte Ende des Wanderers, der vielen Mühen süßer Lohn ist, ist es ein Irren in der Wüste, ein Im=Kreise=Gehen, ein Streifzug durch eine unendliche Fläche, von deren Horizonte kein schattiger Baum, kein gastliches Licht winket. Der Wanderer muß die Aussicht auf einen heimischen Herd haben, um den herum seine Lieben sitzen, die mit Theilnahme den Erzählungen von fremden Ländern, von Abenteuern und bestandener Mühsal horchen. George Sand beschreibt einmal das süß unheimliche Gefühl des Alleinseins in fremder Ferne, irgendwo in einem weltvergessenen Thale, in einem labyrinthischen Gebirge, da man sich sagt: „Jetzt bist du zum ersten Male allein, keine Seele weiß dich zu suchen; jetzt bist du frei; dir, dir ganz allein und den Geistern in dir überlassen." Wenn aber dieses Gefühl ein alltägliches geworden, dann hat es seinen Reiz verloren. — Ich schreibe dieß, auf einem Felsstücke sitzend, beschattet von einem wilden Brombeerstrauch, der mich gütig gelabt hat, da ich seit Stunden, vom Wege verirrt, allen Menschenwohnungen ferne

bin. Vor mir ein schmaler Pfad, nur selten von der Ziege und dem Jäger ohne permis de chasse betreten — er verliert sich in verwittertem Gestein — um mich dehnt sich weit und breit eine kahle Gebirgswüste, aus grauen Bergrücken zusammengestückelt. Weit hinter mir der freundliche Gau Vaunages und weit vor mir die Ketten der Hochcevennen, die vierfach und fünffach, gezackt und in langgestreckten Linien hinziehen. Ein grauer Schleier zittert in der Mittagssonne glühend über ihren Häuptern. Nichts bewegt sich rings, als etwa eine Eidechse, die aus den kalkigen Steinen schlüpft, und, durch zwei Hügelreihen von mir getrennt, die Flügel einer Windmühle, die einförmig und einzeln auftauchen und verschwinden. — Empfinde ich jenes süß unheimliche Gefühl? Mehr als jeder Andere braucht der Wanderer eine Heimat — der gezwungen Reisende wandert nicht — er flieht.

10. August 1851.

Schräge gegenüber von Caverac, am südlichen Rande und in der östlichen Hälfte des großen Kesselthales liegt Langlade, die Heimat des besten Weines von Vaunages. Auf seiner Höhe steht noch heute die Windmühle, an deren Fuß eine der bedeutendsten und ruhmvollsten, obwohl unglücklichen Schlachten der Kamisarden begonnen hat. Marschall Montrevel war abgerufen und sollte dem Marschall Villars Platz machen. Er wollte Languedoc nicht verlassen, ohne den Ruhm wenigstens Eines bedeutenden Sieges mit sich zu Hofe fortzutragen. Zu diesem Ende that er alles Mögliche; er streute falsche Gerüchte über seine Abreise aus, um die Kamisarden, die ihm auflauerten, irre zu führen, theilte seine Truppen in mehrere Haufen, ließ sie Kreuz- und Querzüge und maskirte Märsche machen und sammelte sie endlich alle und mit Einem Male um Vaunages herum, wo sich eben Cavalier befand und von Dorf zu Dorf zog, um zu predigen. Cavalier hatte eben die Festungsmauern von Clarensac niedergerissen und auf ihren Trümmern gepredigt und prophetisirt. Von da zog er in das gegenüberliegende Langlade und ließ seine

Kamisarden, ungefähr 700 Mann Infanterie und 100 Reiter, in den Weingärten am Fuße des Berges lagern. Müde von den ununterbrochenen Streifereien, fielen sie bei herannahender Nacht in einen tiefen Schlaf. Auch Cavalier, auf einem Steine sitzend, entschlummerte leise. Nur wenige Reitervorposten wachten. Da plötzlich wimmelt es auf den Höhen hinter ihnen von königlichen Dragonern, die mit verhängtem Zügel und mit dem Rufe: tue! tue! auf das Kamisardenlager lossprengen. Die Kinder Gottes fahren aus dem Schlaf und greifen zu den Waffen, und die hundert Reiter schwingen sich auf ihre Pferde. Mit letzteren stürzt Cavalier sogleich auf den Feind und führt einen so gewaltigen Choc aus, daß dieser weicht und endlich zu fliehen beginnt. Der Prophet Catinat verfolgt ihn; aber Cavalier, dem beim ersten Angriff das Pferd unter dem Leibe weggeschossen worden, kann ihm nur nachsehen. Er sammelt seine Infanterie, um sie aus der Gefahr zu retten, die er von allen Enden heraufziehen sieht; denn die ersten Schüsse hatten die von allen Seiten aufgestellten Truppen geweckt, und sie ziehen von Rechts und Links und Gegenüber in gewaltigen Kolonnen heran, das Gros unter Anführung des Marschalls. Letzteres füllt die Ebene; die Höhen sind von den gesammelten Truppen bedeckt, und rückwärts kommt der verfolgende Catinat, selber verfolgt, aus den Ebenen von Vergez zurück, wo er das Regiment Charleroi getroffen, mit dem vereinigt sich die geschlagenen Dragoner gegen ihn kehren. Die Kamisarden sind eingeschlossen; die Uebermacht des Feindes ungeheuer. Nur gegen Nages, welches jenseits des Berges liegt, scheint ein Entkommen möglich; wenn Cavalier es erreicht, ehe ihm der Marschall folgen kann, schlägt er sich vielleicht durch die dort stehenden Truppen; ein Bauer will ihm noch dazu einen Hohlweg zeigen, vermittelst dessen er das Dorf gewiß früher erreicht, als der Marschall. Unglückseligerweise folgt ihm Cavalier. War der Bauer ein Verräther? Denn als die Kamisarden am Ende des Hohlweges ankamen, ist er von allen Seiten dicht besetzt, und die Kugeln regnen auf sie herab. Cavalier stürmt und

bahnt sich mit unglaublicher Tapferkeit einen Weg mitten durch den Feind. Er ist nun in der Nähe von Nages, trotz der Verrätherei oder Dummheit des Bauern; aber auch dieses Dorf ist angefüllt von feindlichen Truppen, die ihm aus allen Gassen, auf allen Wegen und Pfaden, zwischen Gärten und Gehölzen entgegenströmen — der Weg, der zur Ebene führt, ist von Reiterei dicht besetzt und wahrscheinlich auch vom Regiment Charleroi, das Catinat bis hierher verfolgt hatte. Nur noch die Höhe hinter ihm, die er vorhin durch den Hohlweg umgangen hatte, ist frei. Jetzt will er sie nehmen, um sich dort zu vertheidigen, oder von ihr in die Ebene hinabzustürzen. Er wendet sich ihr zu — da ist indessen der Marschall auf ihrer höchsten Spitze angekommen — die Mauern der Weingärten sind alle besetzt — und wie Mauern stehen von allen Seiten die königlichen Kolonnen, eine hinter der andern.

In diesem fürchterlichen Augenblicke ruft Cavalier seinen Leuten folgende Worte zu: Kinder, wir sind gefangen und lebendig gerädert, wenn es uns an Muth fehlt. Es bleibt uns nur Ein Mittel: wir müssen uns Bahn brechen und diesen Leuten auf den Leib rücken. Folget mir und haltet fest zusammen!

Nach dieser Anrede beginnt der verzweifeltste, verbissenste, hartnäckigste Kampf. Wüthend stürzen sich die Kamisarden auf die Feinde; nicht mehr mit dem Feuerrohr, man schlägt sich mit dem Bajonett in der Hand; auch dieses wird fortgeworfen, und wie in der Schlacht bei Cannä umschlingt man sich mit den Armen, faßt man sich an den Köpfen, an den Haaren und Händen; Zähne sind die beliebtesten Waffen. Die Feinde dringen immer mächtiger, massenhafter vor, die Kamisarden verlieren sich einzeln in den Wellen und sind zerstreut. Nur mit der größten Mühe reißt sie Cavalier von ihren Opfern los und sammelt sie wieder zu Schaaren.

Der Weg von Nages in die Ebene, die sich gegen Calvisson hin erstreckt, ist von dem kleinen Flusse Nosny durchschnitten, der, von Caverac kommend, seine ärmlichen Wellen dem Vidourle

zuführt, wenn er nicht in der Sommerhitze schon auf halbem Wege gänzlich verdampft ist. Die Straße von Sommières nach Nimes führt mittelst einer Brücke, eine kleine Viertelstunde von Nages, über diesen Bach. Die Brücke mußte Cavalier passiren, wenn er die Ebene von Calvisson und den Weg ins Freie gewinnen wollte. Die Zeit drängte, denn die Sonne war dem Sinken nahe. Dorthin wendete er sich mit seiner kleinen, wiedergesammelten Schaar und führt gegen die auf der Brücke aufgestellten Dragoner so gewaltige Chocs aus, daß nach und nach einzelne Haufen passiren können. Auf diese Weise aber bleibt er selbst mit einem nur sehr kleinen Peloton allein und abgeschnitten zurück; denn die große Anzahl der Dragoner sammelt sich nach jedem Choc aufs Neue und stopft die Brücke immer wieder. Ein rührender und heldenmüthiger Zug, den Cavalier in seinen Memoiren selbst erzählt, rettet ihn aus dieser mißlichen Lage. —

Unter seinen Lieutenants befand sich auch sein zehnjähriger Bruder, der sich schon in mehreren Gefechten durch Heldenmuth und durch aufopfernde Liebe zu seinem brüderlichen Feldherrn ausgezeichnet hatte. Er ritt einen kleinen Camarguer Hengst und trug einen kleinen Jagdstutzen, ein kurzes Schwert und im Gürtel ein Paar Miniaturpistolen; Alles in Harmonie mit seiner kleinen Gestalt. Für diesen Tag, den er blutig heraufziehen gesehen, hatte er sich noch besonders „wie zu einem Feste" aufgeputzt, die Hemdärmel weit über den Ellenbogen zurückgeschlagen und um die Arme hochrothe Schleifen gewunden. So sprengte er, den Zügel auf den Hals seines Schlachtrosses gelegt, die Pistole in der einen, das kleine Schwert in der andern Hand, überall ins dichteste Kampfgewühl und, da Pistole und Schwert nicht weit reichten, dem Feinde, den er sich ausersehen, immer auf den Leib. Bei dem Sturme auf die Rosnybrücke war er einer der Ersten, der die Feinde durchbrach und sie passirte. Da er aber sah, wie Diejenigen, die mit ihm herübergekommen waren, und mit ihnen Catinat und Ravanel, das Weite suchten, ohne den Uebergang der Zurückgebliebenen weiter zu befördern oder sich um den

abgeschnittenen Cavalier zu bekümmern, warf er seinen Hengst quer über die Straße, schnitt so den Fliehenden den Weg ab, und die Pistole emporhebend rief er ihnen entgegen: „Kinder Gottes! wo eilet ihr hin? besetzt die Ufer des Baches, greifet den Feind an! decket den Rückzug meines Bruders!" — Die Fliehenden bleiben stehen, thun, wie jener befiehlt, und Cavalier ist gerettet. In guter Ordnung zieht er sich über das coupirte Terrain von Calvisson in die Schluchten gegenüber zurück — immer verfolgt, aber immer noch kämpfend, bis er sich mit Hülfe der im Süden schnell heranbrechenden Nacht in den Gehölzen verliert und so bald den Blicken des Feindes gänzlich entschwindet.

Dieß ist der blutige Tag des 16. April 1704, einer der unglücklichsten und ruhmvollsten für die Kamisarden. Der Kampf gegen einen mehr als sechsfach überlegenen Feind hat von Morgens zwei Uhr bis in die Nacht gedauert, und das Schlachtfeld gewann in seinem Verlaufe eine Ausdehnung von mehr als zwei Stunden. Jeder Fuß breit Boden mußte aufs Blutigste erfochten werden. Man weiß nicht, soll man mehr die Hartnäckigkeit, den Muth, die Ausdauer, die Todesverachtung der Kamisarden oder die Kaltblütigkeit, den sicheren Blick ihres Führers bewundern, der mitten unter unzähligen Hinterhalten und Fallen, von allen Seiten und immer neu umstellt, stets das im Augenblicke sicherste Mittel zur Rettung, den im Momente einzig möglichen Ausweg erspähte? Als einige Wochen darauf Villars das Schlachtfeld besichtigte und sich den Verlauf des Kampfes erzählen ließ, rief dieser vielleicht bedeutendste Feldherr Ludwigs XIV., dieser in der That kompetente Richter, voll Verwunderung aus: Wahrlich, das ist Cäsars würdig! — Und in seinen Memoiren wiederholt er noch: Cavalier benahm sich an jenem Tage auf eine Weise, die alle Welt in Erstaunen setzen muß. Ein homme de rien, ohne Erfahrung in der Kriegskunst, der sich in den schwierigsten und delikatesten Lagen so benimmt, wie es ein großer Feldherr gethan hätte!

Wie großen Heldenmuth auch Cavalier in der Schlacht bei

Nages bewährt haben mag, sie scheint doch der Anfang seines inneren Verfalles gewesen zu sein. Kurze Zeit nach dieser Niederlage beginnt er seine Unterhandlungen mit Villars, während alle seine Kampfgenossen noch den ungeschwächten Muth bewahren. Er hatte die Uebermacht kennen gelernt und beginnt die reguläre Kriegskunst, die Kombination, zu respektiren, den ungeregelten Muth, den Kampf auf eigene Faust, die Geltung der Persönlichkeit zu verachten. Als Prophet hat er seine kriegerische Laufbahn in den Cevennen begonnen; er beschließt sie als Soldat. An die Stelle der Begeisterung ist die Berechnung, an die Stelle der Aufopferungslust für eine heilige Sache ist eitle Ruhmsucht getreten, an die Stelle des Priesterthums gedankenloser militärischer Ehrgeiz. Einer regulären Armee anzugehören, in ihr einen hohen Rang einzunehmen, scheint ihm das höchste Ziel aller Wünsche. Nicht mehr wofür, sondern ob er sich überhaupt schlagen werde, ist noch bei ihm die Frage. In dem Traktate, den er mit Villars abschließt, steht der Artikel, der ihm ein Regiment, eine Obersten-stelle und Schlachtfelder in Spanien und Portugal verspricht, obenan. Er ist bereit, sich für Ludwig XIV., den Verfolger seines Glaubens und seiner Landsleute, gegen England, das heißt gegen seinen bisherigen Bundesgenossen, zu schlagen. Ist das vielleicht französischer Patriotismus? Keineswegs! Denn als jener Traktat nicht in Szene gesetzt werden kann, geht er in sardinisch-englische Dienste und kämpft auf denselben Schlachtfeldern gegen Ludwig, auf denen er dessen Fahnen hatte folgen wollen. Er war zum Condottiere geworden und stirbt am Ende als militärischer Gouverneur der englischen Insel Wight.

Nicht umhin kann ich, hier des Zufallspieles zu erwähnen, das ich aus Napoleon Peyrats Buch kennen lerne; daß nämlich Cavalier durch seine Heirath mit dem schauerlichen Jesuiten Père Lachaise, dem Beichtvater Ludwigs XIV. und fanatischen Feinde der Kamisarden, und mit Voltaire verwandt worden ist. — In Chelsea, das damals ein einsames Dorf, heute eine Vorstadt Londons bildet, zeigte man mir die Gasse, in welcher Cavalier

die letzten Jahre seines Exiles verlebte. Dieselbe Gasse hat noch andere große Verbannte Frankreichs gesehen: den edlen Labourlie, den Katholiken, der aus dem Cevennenaufruhr das machen wollte, was sein späterer Nachfolger und Nachbar in derselben Gasse, Mirabeau, aus der Versammlung der Notabeln gemacht hatte: keine protestantische, keine katholische, sondern eine die Menschheit ergreifende, soziale Revolution. Heute ist dieses Dorf der französischen Verbannten der stille Aufenthaltsort englischer, der Gesellschaft müder Berühmtheiten. Dort wohnt Thomas Moore, der Sänger der irischen Leiden, und Thomas Carlyle, der Geschichtsschreiber der französischen Revolution und Bewunderer seines früheren Nachbarn Mirabeau. „Der alle Formeln verschluckt hat," Schicksal! Wind! Menschen, Staub und Blüthen! Wie wirbelt Alles durcheinander, voneinander und zusammen — aus allen Zeiten, an allen Orten und zuletzt macht Alles nur Eines aus! — Und wie ich hier an die Kamisarden denke, an Rad und Galgen, die einst auf allen diesen Bergen prangten, an die Scheiterhaufen, die unweit von hier, in Nimes und Montpellier, rauchten, da schon Voltaire lebte, an die Gasse vor meinem Hause, in der sich vor kaum 35 Jahren noch die Protestanten gegen die frommen Sendlinge der Kongregationen vertheidigen mußten, mit Gewehren, die sie schnell aus der Erde scharrten — und wie ich mich wieder an den Sänger der irischen Leiden erinnere, rufe ich aus: Was der Katholizismus am Protestantismus im südlichen Frankreich verbrochen — es findet nicht seines Gleichen, wenn nicht in Dem, was die Protestanten an den Katholiken Irlands gethan.

10. August 1851.

Heute, Sonntag, wohnte ich dem protestantischen Gottesdienste im hiesigen Tempel bei. Beide, Gottesdienst und Tempel, sind von höchster Einfachheit. Letzterer ist ein längliches, gewölbtes, von Galerien umgebenes Gebäude, mit einer säulengetragenen Vorhalle. Im Innern kein Bild, kein Zeichen, nicht einmal ein Kruzifix — der Thüre gegenüber die hölzerne Kanzel, vor ihr

in Reihen aufgestellte Strohsessel. Der Gottesdienst bestand aus einer Predigt, in welcher viel von Gott, wenig von Christus die Rede war; die „Grace," welche den Hauptinhalt ausmachte, wurde nicht calviniſtiſch trostlos, sondern als Liebe Gottes zu den Menschen dargestellt. Ein anderer Vorzug der Predigt war ihre Kürze. Dann wurde vom Prediger ein Gebet für die Republik verlesen, worauf die Absingung eines Psalmes folgte. Die Psalmen der Protestanten Frankreichs sind ihrer Geschichte und ihrer Stammväter wegen interessant. Ihr Compositeur ist Goudimel, der schon unter Franz I. lebte und nach der Bartholomäusnacht in Lyon getödtet wurde. Die Uebersetzer oder Dichter der Psalmen sind Clemens Marot und Theodor de Bèze. Die Worte haben sich allerdings moderniſirt, aber die Kompoſition ist dieselbe geblieben; dieselben ernsten, einfach erhabenen Laute, wie sie unter den Salven der Bartholomäusmörder und später in der Wüste der Cevennen ertönten. Auffallend war es mir, daß einzelne Männer während des ganzen Gottesdienstes den Hut auf dem Kopfe behielten; freilich liebt es der Südfranzose ebenso wenig wie der Spanier, sein stolzes Haupt zu entblößen, aber in der Kirche muß es doch sonderbar erscheinen. Weniger sonderbar, vielmehr natürlich erschien mir das sonstige ungenirte Betragen der ganzen Gemeinde, das sich mit einer stillen, ungeheuchelten Andacht ganz gut vertrug. Obenan, der Kanzel ganz nahe, saßen die Mitglieder des Konsistoriums; denn jede protestantiſche Gemeinde, die eine Kirche besitzt, hat auch ihr Konsistorium, das, aus Laien bestehend, vollkommen frei, keine Autorität über sich erkennt, den Pastor nach Gutdünken wählt und die Kirchenangelegenheiten verwaltet.

An der Verfassung der protestantiſchen Kirche im südlichen Frankreich wäre wenig oder nichts zu tadeln. Sie ist frei und bietet ihren Gliedern alle Mittel, die Geistlichkeit vor Verpfaffung zu bewahren. Aber man macht von diesen Mitteln keinen Gebrauch, dazu fehlt es — es sei offen herausgesagt — sowohl bei Laien wie bei Geistlichen an der nothwendigen Bildung.

Das ganze Leben des französischen Protestantismus ist in Stagnation gerathen und äußert sich höchstens in einem kleinen, nergelnden, gehässigen Antagonismus gegen die römische Kirche. Von einem Streben nach innerer Ausbildung, nach Erweiterung und Fortschritt ist nirgends die Rede, wie man es doch vom Protestantismus in unmittelbarer Nachbarschaft der feindlichen Kirche; wie man es von einer Minorität, die trotz aller Freiheit und Gleichheit unterdrückt und zurückgesetzt ist und jetzt mehr als seit lange, und wie man es endlich nach geschichtlichen Antezedentien erwarten sollte. Die Laien sind, wie alles Volk Südfrankreichs, wenig vom Lichte erhellt, und die Pastoren sind es verhältnißmäßig (einige Ausnahmen ungerechnet) noch weniger. Die Letzteren, in der Trägheit der Ignoranz, verschanzen sich in alten Formen und Worten, die sie, um ihre Verschanzung, wie sie glauben, dauerhaft zu machen, mehr und mehr erstarren lassen. Alles frische Leben wird so fern als möglich gehalten, und die jungen Leute, die, meist aus Deutschland, in neuerer Zeit manchmal mit neuen Gedanken, mit Fortschrittsversuchen heranrücken, sehen bald ihre Ohnmacht dem überlegenen und verschanzten Feinde gegenüber ein, ergeben sich in das Unvermeidliche und heulen mit den Wölfen, wenn sie nicht den Beruf gänzlich verlassen. Vor Kurzem erst, um ein Beispiel für viele anzuführen, weigerten sich die Pastoren eines ganzen Kantons, der Konsekration eines jungen Kollegen beizuwohnen, weil er in seiner These behauptet hatte, die heilige Schrift sei wohl ihrem Inhalte, aber nicht ganz der Form nach vom heiligen Geiste inspirirt. — Allgemeines Entsetzen ergriff die frommen Herren über das unselige Gift, welches die jungen Leute aus Deutschland herüberbringen, denn Herr Vignié, jener junge Kandidat, hat ein halbes Jahr in Deutschland studirt.

Aber die Unwissenheit ist nicht die einzige Ursache des Verfalles der französischen protestantischen Kirche; er hat tiefere und verdammenswerthere Gründe, und unter diesen nenne ich nur, da ich einmal im Ausplaudern bin, die herrschende Intrigue.

Nach der französischen Revolution that sich, wie in allen Sphären, auch hier ein regeres Leben kund, welches dem erschlafften Körper Erfrischung und Verjüngung versprach. Das schreckte das fromme England, und es warf sich mit seinem plumpen Eifer und seinen dicken Geldsäcken darüber her, und mit seinem gottseligen Gelde schuf es die Methodisten; Genf hingegen schuf, ebenfalls mit Geld, die Pseudo-Rationalisten, welche wenigstens ebenso antiphilosophisch und, der absichtlichen Unwissenheit der Methodisten gegenüber, unabsichtlich unwissend sind. Beide Parteien bekämpfen sich gegenseitig mit der höchsten Erbitterung, schelten einander fanatisch und ungläubig, und da hier nicht Gedanke gegen Gedanke, sondern Intrigue gegen Intrigue, Eigennutz gegen Eigennutz kämpft, gehen alle edleren Interessen darüber zu Grunde. Der Pastor, der nicht Partei ergreift und sich nicht von einer der beiden Seiten bezahlen läßt (denn die Zahlungen gehen noch heute fort, und die von englischer Seite verdienten es zuerst, die Aufmerksamkeit des aufrichtigen Protestanten auf sich zu ziehen), wird weggeschoben und bringt es nie zu irgend welcher Bedeutung. Die Revue de Théologie in Straßburg macht gegen diese Parteien eine wohlgemeinte, aber vergebliche Opposition. Die Geschichte ihres Herausgebers ist für die Genfer Partei charakteristisch. Er wurde nur darum seiner Stelle als Professor verlustig, weil er so verderbt war, Neanders, des fürchterlichen Rationalisten, Meinung über die Bekehrung Sauli nicht als die seine hinzustellen, sondern bloß als die Meinung eines berühmten Gottesgelehrten zu citiren.

Wie günstig gestimmt und wie durch die heldenmüthige Geschichte und das lange Martyrium voreingenommen für die Protestanten man immer in diese Gegenden kommen möge, wie sehr man sich ihnen bei ihrem Republikanismus nahe fühle — sieht man diese Dinge genauer, kann man doch nicht umhin, den Kopf zu schütteln. Erst nach langem Kampfe schreibe ich diese Andeutungen nieder, nachdem ich, durch Monate und mancherlei Umstände begünstigt, Personen und Zustände in der Nähe

betrachtet habe. Allerdings muß ich hinzufügen, daß der protestantische Klerus vom katholischen dieses Landes an Ignoranz babylonisch überragt wird. Ich spreche nur von der Ignoranz dieses Letzteren; seine übrigen Eigenschaften sind dieselben wie überall und bekannt.

Und da ich einmal von Theologie spreche, darf ich wohl auch eines Klingelbeutels erwähnen. Einer der merkwürdigsten seinem Inhalte nach ist wohl nach jedem Sonntagsgottesdienste der von Calvisson. Der Pastor erlaubte mir, ihn zu durchwühlen und so viele Münzen, als ich nur wollte, auszutauschen. Da fand ich denn unter andern besonders römische und russische. — Ja, römische und russische, wie sonderbar das auch klingen mag. So berühren sich Zeiten und Völker. Viele römische Münzen, wie ich schon oft erwähnt, kursiren hier unter den Bauern als Sousstücke, und man liebt es, sie in den Klingelbeutel zu werfen, da man in etwas entlegeneren Gegenden, wo man an ihren Anblick weniger gewöhnt ist, oft zaudert, sie als Sous anzunehmen. Die Kirche aber, denkt der Bauer, hat einen guten Magen. — Die russischen Kopeken sind im Süden noch aus der Zeit der Invasion sehr häufig. — Ich fand zwei römische „Sous" — der eine aus der Zeit des Antoninus, mit wohlerhaltenem Gepräge des Kopfes und der Inschrift. Beides war auf der anderen bedeutend zerstört, die Inschrift unlesbar. Ich rathe den Numismatikern des Nordens, sich mit den Pfarrern des Südens in Verbindung zu setzen.

11. August 1851.

Gestern machte ich noch einen Spaziergang nach Nages, um das berühmte Schlachtfeld noch einmal in Augenschein zu nehmen, und ich sah, daß es gut war! Auf dem Wege begegnete ich vielen sonntäglich geputzten Bauern, die mit ihren Familien den Abend auf ihren Feldern, die Gärten gleichen, zubringen und Früchte sammeln. Sie zeigten mir mehrere Aecker, die als Gräber der Gefallenen bezeichnet werden und in denen man noch in unseren

Tagen oft Menschenknochen findet. Diese Felder zeigen deutlich den Weg an, den Cavalier auf seinem Rückzuge genommen. Vom Balkon des Pfarrhauses aus überblickt man die Hälfte des Schlachtfeldes, heute ein blühender Garten, der in dem Augenblicke, da ich ihn gesehen, in Abendgluth und in den holdseligsten Frieden getaucht war. — Dieser Besuch erinnerte mich an eine andere, aber siegreiche Schlacht, die Cavalier im Jahre 1703, am 13. November, daselbst geschlagen. Er war mit nur wenigen bewaffneten Kamisarden in der friedlichsten Absicht von der Welt hierher gekommen. Er wollte nur predigen und die Kinder Gottes von Nages, die er auf dem Hügel hinter dem Dorfe versammelte und zu denen noch andere Kinder Gottes aus der Umgegend herbeigeströmt waren, durch sein begeistertes Wort zur Ausdauer ermuthigen. Wirklich hatte er schon zu predigen angefangen, als er eine gewaltige Heermacht, Fußvolk und Reiter, unter Anführung des sehr tapfern Firmacon, heranstürmen sieht. Cavalier ist der Erste, der dem Feinde entgegeneilt, um seine Stärke zu erkennen. Kaum hat er sich aber auf eine gewisse Entfernung von seinen Leuten fortgewagt, als aus einem von Olivenbäumen bedeckten Hohlwege ein Kornett mit zwei Dragonern hervorsprengt. „Du bist Cavalier," ruft der Kornett, „ich kenne dich! Du entrinnst nicht, so ergib dich! Du sollst gutes Quartier haben!" — „Ich will aber nicht!" antwortet Cavalier und schießt mit seinem Gewehre den armen Kornett nieder. — Einer der Dragoner hat zugleich auf Cavalier angelegt, aber gefehlt. Cavalier ist geschickter, reißt nach dem ersten Schuß die beiden Pistolen aus dem Gürtel und erlegt den Dragoner, mit der andern Pistole verfolgt er den schon fliehenden zweiten Dragoner und läßt nicht ab, bis er auch den vom Pferde geschossen. Dann erst kehrt er zu den Seinen zurück. Die wenigen bewaffneten Kamisarden haben sich indessen hinter den Gartenmauern vor den unbewaffneten in Schlachtordnung gestellt und beginnen bald, von Dämmen, Mauern und Bäumen geschützt, eine mörderische Füsillade auf den anstürmenden Feind. Aber diese Ordnung

dauert nicht lange. Die Weiber können dem Kampfe nicht so ruhig vom Hintertreffen aus zusehen. Sie durchbrechen die Reihen der bewaffneten und unbewaffneten Männer, springen auf die Mauern und lassen mit Geschrei einen ungeheuern Steinregen auf die Dragoner niederschmettern. Aber auch damit noch begnügen sie sich nicht. Sie stürzen sich von den Mauern hinab und dringen in die Gehege, in denen sich der erschrockene Feind festzustellen sucht. Ihnen nach dringen die Männer, dem Geschrei, dem Steinregen der Weiber Gewehrdonner und Kugelregen nachsendend. An der Spitze der Weiber steht ein junges Mädchen, eine Prophetin, Louise Guignon, auch Lucretia, die Vivaraiserin genannt. Mit dem Rufe: Hoch das Schwert Gideons! Hoch das Schwert des Ewigen! wirft sie sich ins dichteste Gedräng des Feindes. Sie hat das Schwert eines gefallenen Reiters mit beiden Händen ergriffen und tödtet, was ihr begegnet. Die Weiber ahmen ihr Beispiel nach, die Männer folgen den Weibern. Aus einem Gehege nach dem andern wird der Feind getrieben, noch bevor er sich recht aufgestellt. Bevor noch der Befehl zum Angriff gegeben, ist er vom Steinregen, vom heftigen Andrang, vom Geschrei der Weiber, vom Gesang der Psalmen aus der Fassung gebracht; er zieht sich zurück; er flieht endlich, aus tausend Wunden blutend, bis er sich hinter Bizac wieder sammelt, um von Calvisson aus Verstärkung an sich zu ziehen. Nach Stunden kehrt er nach Nages zurück, um seine Schmach zu rächen. Aber längst hat Cavalier seine Predigt beendigt, längst ist er mit den Kindern Gottes aus der Gegend verschwunden.

Von Nages wanderte ich nach dem kaum eine halbe Stunde südlich gelegenen Baissière, der letzten Gränze der Vaunages, des kleinen Kanaan der Kamisarden. Bescheiden liegt das schöne Dorf am Fuße eines bedeutenden Hügels, von welchem herab ein noch heute mit tüchtigen Mauern und Thürmen prangendes Schloß das Dorf und die Gegend beherrscht und in den etwas einförmigen Anblick dieses Winkels romantische Abwechslung bringt. Die Revolution brachte es in bürgerlichen Besitz. Einst

gehörte es dem in den Religionskriegen verrufenen Baron St. Come. Er war einer der vielen Abgefallenen; aber noch schlechter als diese, spielte er lange Zeit die Rolle des treuen Protestanten, um seine Glaubensbrüder für Lohn desto sicherer zu verrathen. Erst nachdem er durch offenen Verrath den königlichen Truppen, die er als Führer hätte zurückschlagen sollen, Nimes geöffnet und sich so seine Rolle für die Zukunft unmöglich gemacht hatte, warf er den Mantel der Heuchelei ab und trat als schamloser Agent Baville's und als unbarmherziger Denunziant auf. Vor diesem Schlosse erhielt er den definitiven Lohn seiner Denunziationchen. Denn als er es eines Morgens in seiner Karosse, von guter Escorte bedeckt, verließ, um sich nach Nimes zu begeben, wartete ihm Catinat, der Prophet, auf.

Man glaube nicht, daß ich Tendenz oder wohlfeile Polemik gegen den Adel mache, indem ich so oft auf den Abfall, den schändlichen Verrath, die apostatische Verfolgungssucht der Languedoc'schen Aristokratie zurückkomme. In den besten Quellen, die ich hier beigeben werde, darunter katholische, kann man sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen, von der Wahrheit, daß die Adeligen nichts von den größten Schändlichkeiten, vom bittersten Verrath an ihren Glaubensgenossen abhielt, nachdem es den Anschein gewonnen hatte, daß auf protestantischer Seite wenig Vortheil zu holen war. Die Vergleichung mit anderen Zeiten und Ländern, die Nutzanwendung und die Moral überlasse ich dann dem Leser selbst.

Dieses aber sind die Quellen, die ich theils zu dem erwähnten Zwecke, theils für jene Leser aufzeichne, die durch das bereits Erzählte etwa auf die nähere Kenntniß der Geschichte der südfranzösischen Protestanten begierig geworden sind. Ich begnüge mich vor der Hand mit der Hinweisung, bis es mir in späteren und besseren Zeiten vielleicht gegönnt ist, dem deutschen Publikum ein Werk über diesen Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit so sehr verdient, selbst vorzulegen.

Die „Geschichte der Protestanten Frankreichs von Anfang der

Reformation bis auf unsere Tage" von G. de Felice, Professor der Moral in Montauban. Dieses neueste Geschichtswerk der Protestanten ist gleich ausgezeichnet durch seine Form wie durch seinen Inhalt. Aus dem durchgängig edlen Style blickt allüberall Wahrheitsliebe und Treue durch. Trotzdem, daß das starke Volumen dagegen zu sprechen scheint, schließt es doch alles Kleine und Anekdotische aus und beschäftigt sich nur mit der Hauptsache und mit Dem, was diese charakterisirt.

„Geschichte der Hirten der Wüste" seit der Rücknahme des Ediktes von Nantes bis auf die französische Revolution von Napoleon Peyrat. 2 Theile. Ein verdienstliches, mit großem Fleiße gearbeitetes Buch, dem man nur hier und da den beschränkten Theologen und darum auch den Parteimann ansieht. Trotzdem frei von Kleinlichkeit, edel in der Auffassung und, wo sich der Theolog vergißt, ein weiter Gesichtskreis. Komisch ist Herr Peyrat, wo er auf die Philosophen des vorigen Jahrhunderts zu sprechen kommt; er kann ihre großen Verdienste, die sie sich, wenn auch nicht um den Protestantismus, doch um die Protestanten erworben haben, nicht leugnen — und soll er sie loben, die Gottlosen? Er ist sehr genirt.

„Geschichte der reformirten Kirche von Nimes" von A. Borrel. Obwohl nur eine Spezialgeschichte, ist sie bei der großen Bedeutung, die Nimes im Süden hat und immer hatte, doch gezwungen, weit auszugreifen, und bietet viel des Lehrreichen und Lesenswerthen.

„Geschichte der Unruhen in den Cevennen und des Kamisardenkrieges" von Court, Verfasser des „französischen unparteiischen Patrioten." Der Verfasser dieses höchst verdienstvollen Buches ist identisch mit jenem Court, den die französischen Protestanten als Regenerator ihrer Kirche verehren, mit demselben, der die lebensgefährliche Sendung übernahm, unter Ludwig XV. „in der Wüste" das Evangelium zu predigen, der der Prophetenanarchie ein Ende gemacht und in Lausanne das Seminar stiftete, um die Propheten durch ordentliche Pastoren zu ersetzen. Sein Buch ist gewiß

vortrefflich zu nennen; es hat alle damals zugänglichen Quellen erschöpft, es gibt unendlich viele und nur charakteristische Details und hat den Grund zur Geschichtschreibung über diesen Gegenstand gelegt. Der Verfasser hat dazu selbst noch viele Augenzeugen des Kamisardenkrieges gekannt und den Schauplatz bis ins Kleinste studirt — aber er ist parteiisch, nicht eben sehr wild parteiisch — aber doch ein klein wenig pfäffisch parteiisch und zwar nicht gegen die Feinde der Kamisarden, sondern gegen diese selbst, d. i. gegen die Propheten. Die demokratische Theokratie, die so lange in den Cevennen geherrscht, da die Kamisarden sich aller Pastoren entschlugen und nicht erst fragten, ob Dem, der ihnen predigte und sie begeisterte, die Hand aufgelegt worden, die selbst alle im Nothfalle aus dem Stegreife predigten, die Bibel auslegten und die Psalmen ohne Vorsänger sangen — die demokratische Theokratie ist dem Hierarchen Court, ohne daß er es gesteht, ein kleiner Dorn im Auge. Es ist erklärlich, hat doch der wohlmeinende Mann sein Leben lang gegen ihre Ueberbleibsel und die mit ihnen verbundene Anarchie, wie er es nannte, zu kämpfen gehabt.

Die „Memoiren" Cavaliers, die englisch erschienen sind. Cavalier prahlt ein wenig, ja es ist noch die Frage, ob er nicht ein wenig lügt. So z. B. ist es noch immer problematisch, ob er wirklich diese Unterredung mit Ludwig XIV. gehabt, in der er dem König so schöne Lehren gibt und von der er so ausführlich erzählt. Nach St. Simon hat sich ihn Ludwig XIV. nur auf der Treppe von Versailles zeigen lassen und ist in der Ferne achselzuckend an ihm vorübergegangen. Auch hat sich nur von einer solchen entrevue und nicht von einer Unterredung die Tradition in der Familie erhalten. Ein Herr Cavalier, der letzte Abkömmling des Hauses, den ich im Jahr 1845 in Paris kennen gelernt, hat mir wenigstens so gesagt. — Die Memoiren Cavaliers sind auch spät und aus dem Gedächtnisse geschrieben, ohne alle Hülfsmittel von Noten und Aufzeichnungen. Diese, scheinbar eine der besten, ist doch eine der trüben, wenn auch interessanten Quellen.

„Der wiedererwachte Fanatismus" (le fanatisme renouvelé), vier Bände, zur Zeit und auf dem Schauplatze des Cevennenkrieges selbst geschrieben. Der Verfasser Louvreleuil erzählt gut und einfach, was er gesehen und gehört, zwar nicht immer mit viel Kritik, aber stets in der besten Absicht, die Wahrheit zu sagen. Er ist katholischer Priester und ganz katholischer Priester, aber ohne blinden Fanatismus. Menschlich und mitleidig läßt er ein Herz für die Leiden der Unterdrückten sehen und fühlt manchmal Bewunderung für ihren Heldenmuth.

Ganz anders ist Flechier, Bischof von Nimes. Seine „ausgewählten Briefe" stellen ihn ganz so dar, wie die Historiker. Fanatisch, verfolgungssüchtig, jesuitisch geistreich, biegsam und schmiegsam dem Hofe und den Großen gegenüber, grausam gegen die Besiegten, schmeichelnd der noblen Weltlichkeit, ist er selbst galant und bel esprit — in der Gefahr ist er feig. Man muß ihn kennen, um zu wissen, mit welchen Feinden es die Kamisarden zu thun hatten, und daß sie nie und nimmer auf menschliche Behandlung rechnen und das Schwert einstecken durften.

Gegen dieses Letztere scheinen „die Memoiren des Marschall Villars" zu sprechen, scheinen aber auch nur, denn bei näherer Einsicht erkennt man aus diesen zwar nicht vom Marschall selbst geschriebenen, doch inspirirten Memoiren, daß der kluge und fast menschenfreundliche Villars mit seiner Versöhnungspolitik am Hofe Ludwigs XIV. allein stand. Denn die Reste der Partei Colbert, die Fenelon und Vauban, die Ruinen von Port Royal kann man doch nicht zum Hofe zählen.

„Die Geschichte des Fanatismus" Bruey's. Der Verfasser, als ehemaliger Protestant und als Apostat nach der Rücknahme des Edikts von Nantes, ist ein viel eifrigerer Feind der Kamisarden, als jener Priester von St. Germain — er übertreibt und verleumdet wohl auch gerne. Doch schreibt er gut und bringt als Zeitgenosse und Augenzeuge viel Thatsächliches. Die mancherlei Widersprüche in seinem Buche sind leicht herauszufinden.

Die Briefe der Frau von Maintenon, dieser Frau, die schlechter ist, als ihr Ruf. Gegen intime Freunde wagt sie es, sich über manchen verfaulten Charakter, der in dem Cevennenkriege eine Rolle gespielt, offen und wahrhaftig auszusprechen, obwohl sie denselben bei Hofe unterstützt. Man erkennt, wie wenig bei den Helfershelfern Ludwigs XIV. die Religion, wie viel ihr eigenes Interesse zu bedeuten hatte, und daß in den Cevennen Tausende geschlachtet wurden, um in Versailles einen kleinen Platz zu behaupten.

Von hohem Interesse müssen die Memoiren d'Aigalliers sein, des friedseligen, vermittelnden Mannes, der zwischen den Cevennen und Versailles hin und her reiste und dem blutigen Kriege durch Nachgiebigkeit von beiden Seiten ein Ende zu machen suchte. Der gute Mann hat seine Memoiren geschrieben, das ist gewiß, und darin beide Lager und den Hof nach eigener Anschauung geschildert, ob aber diese Aufzeichnungen noch bestehen, das ist fraglich. Man behauptet, daß sich das Originalmanuskript in der Bibliothek zu Genf befinde. Von anderer Seite wird das bestritten, oder das in Genf sein sollende Manuskript als apokryph bezeichnet.

Zwölftes Kapitel.

Bas-Vaunages — Ein vierfarbiges Dorf — Die Quäker und Methodisten — Englische Religion, englisches Geld — Abbé Jean Baptiste Favre's Obras Patouèzas — Einiges über Volks- und Patoispoesie im südlichen Frankreich — Grotten und Schlachten der Kamisarden — Eine Römerbrücke — Wieder ein Schlachtfeld Jean Cavalier's — Cavalier und Roland — Rückkehr nach Vaunages.

16. August 1851.

Von Calvisson aus erreicht man zu Pferde den südwestlich gelegenen Flecken Congenies in einer halben Stunde. Man muß Congenies gesehen haben, denn es ist in diesen Landen wegen seiner gemischten Bevölkerung berühmt. Seine 1500—2000 Einwohner theilen sich zu ungefähr gleichen Theilen in Katholiken, Reformirte, Methodisten und Quäker. Allgemein werden sie wegen der Eintracht gelobt, die unter ihnen trotz dieser Glaubensverschiedenheit herrscht. Sieht man aber die Dinge in der Nähe, so überzeugt man sich bald, daß es mit dieser evangelischen Friedseligkeit nicht so weit her sei, und zwar sind es die frommen Methodisten, welche Zwietracht und Hader stiften. Immer Bibelsprüche und Psalmen im Munde, sind sie heftige Eiferer, die den lieben Nachbar entweder bekehren wollen oder die Verachtung gegen Alle, die der Gnade nicht theilhaft geworden, offen zur Schau tragen. Es ist eben der Hochmuth der besonders Frommen, der sie auszeichnet. Ihr Ursprung, ihre Entstehungsgeschichte sind auch nicht von Flecken frei. Nicht nur, daß sie englisches Geld zuerst ins Leben gerufen, englische, evangelische Klugheit hat sie auch organisirt. Vor Jahren kam ein Missionär, einer

von denen, wie wir sie auch in Deutschland kennen, nach Congenies, gewann durch Zureden, sogenannte Unterstützungen, eine Anzahl Einwohner für sich und gewöhnte sie nach und nach, den protestantischen Tempel, seine Geistlichen und die früheren Glaubensübungen zu vernachlässigen und zu verachten. Darüber beunruhigt, fragten ihn bei einer Synode in Nimes die reformirten Pastoren nach seinem Zwecke, und ob er denn Willens sei, eine Theilung in die ohnehin schwache evangelische Kirche zu bringen. Mr. Curt, der Missionär, gab die beruhigendsten Antworten, versprach, was man nur wollte, und man ließ ihn gewähren. Nach einem halben Jahre hatte er gegen seine sämmtlichen Versprechungen gehandelt.

Das Quäkerthum ist eine eingeborene Pflanze und hat in seinem Ursprunge gar nichts mit dem Quäkerthume Englands gemein. Die hiesigen stammen direkt von den Kamisarden. Gewöhnt an die demokratische Theokratie der Kinder Gottes und an die Predigten, die unmittelbar aus dem Munde der Begeisterten im Volke hervorkamen, wollte sich ein Theil der Protestanten keiner Art von Pastoraten mehr fügen und verharrte außerhalb der Hierarchie, welche nach langen Bemühungen Court (nicht zu verwechseln mit dem obengenannten Missionär Curt) im vorigen Jahrhundert organisirte. Die fromme Nase der englischen Quäker hatte sie bald ausgewittert, und da beide in diesem Hauptpunkte einig waren, war es nicht schwer, die gänzliche Vereinigung zu Stande zu bringen und diese Cevenolen zur Annahme auch der Aeußerlichkeiten, der Sitten und Formen der englischen Quäker zu bewegen. Heute sieht es ihnen Niemand an, daß diese Stillen im Lande die Abkömmlinge der wilden Kinder Gottes sind.

Vor dem Dorfe dehnt sich ein großer, neuer Begräbnißplatz aus, der in zwei ungleiche Theile getheilt ist. Der kleine gehört den Katholiken, der größere den Nichtkatholiken gemeinschaftlich. Die Quäker haben ihr Bruderhaus, die Methodisten ihre Betstuben und die Reformirten ihren Tempel. Zu Anfang dieses Jahrhunderts mußten sich diese Letzteren noch aus einem Oliven-

baume heraus predigen lassen. Daß die Katholiken hier auch ihre Kirche haben, versteht sich von selbst; sie bauen sich überall Kirchen und Kapellen, und wenn nur zwei Katholiken im Dorfe wohnen sollten, wie z. B. in Nages. In diesem Augenblick errichten sie, zum stillen Aerger der Reformirten, in allen Dörfern, auf allen Straßen dieses protestantischen Landes Kreuze zu Ehren des Jubiläums. Wenn aber bei einer Prozession in Nimes ein vorübergehender Protestant den Hut nicht tief genug abzieht, entsteht ein Aufruhr.

Ein dreiviertelstündiger Ritt trug mich aus diesem vierfarbigen Dorfe über Berg und Thal dem hübschen Aubais zu, welches wegen seiner schönen Lage in einem in diesem Lande so seltenen Wiesenthale und wegen seines gewaltigen Schlosses, das in der Revolution zerstört worden, den Reisenden schon zu interessiren vermag. Mich aber interessirte es vorzugsweise wegen eines verspäteten Troubadours, der im vorigen Jahrhunderte hier sein halbes Leben verbrachte, unbekannt und ohne Anerkennung, als obskurer Bibliothekar des Marquis d'Aubais. Es ist das der Abbé Jean Baptiste Favre, der wenigen deutschen Lesern bekannt sein mag. In Languedoc kennt und liebt ihn nicht nur das gebildete Publikum; manche seiner geistvollen Scherze sind auch dem ungebildeten geläufig, und seine Sièje dé Cadaroussa hat den Valets mancher Ferme manchen Winterabend verkürzt. Er ist im Jahre 1728 in der Nähe von Sommières geboren und starb 1783 als Bibliothekar auf dem Schlosse Aubais, ohne daß mehr als einige unbedeutende Kleinigkeiten von ihm gedruckt und bekannt worden wären. Nach den wenigen ihn überlebenden Nachrichten spielte er im Schlosse und den benachbarten Dörfern als Rathgeber, Freund, Lehrer und besonders als heiterer und erheiternder Gesellschafter ein wenig die Rolle des Pfaffen vom Kahlenberge. Aus seinen Schriften aber, die seit seinem Tode zu mehreren Malen gesammelt herausgegeben wurden,[1] erkennen

[1] Obras Patouèzas de M. Favre. A Mounpéyé. 1839. Ist wohl die letzte Ausgabe.

wir in ihm einen fernen Verwandten jener zahlreichen Dichterfamilie oder vielmehr Dynastie, die durch alle Literaturepochen Frankreichs durchgeht, für sie bezeichnend ist und der französischen Literatur neben allen anderen Literaturen ihren besonderen und nur ihr eigenthümlichen Stempel aufdrückt: der Familie der Rabelais, Mathurin Renier, Lafontaine, Molière, Beaumarchais, Béranger — mit ihren größeren und kleineren Nebenzweigen. Favre gehört zu dieser Familie, und da wir seinen Werth nicht übertreiben wollen, wie man das bei neuen Entdeckungen gerne thut, so wiederholen wir, allerdings als ferner Anverwandte. Er besitzt wie Jene den gewissen heiteren Geist, der vom deutschen und englischen Humor so verschieden ist und den die Franzosen von heute mit Vorliebe als esprit gaulois bezeichnen. Seine vier in der Languedoker Mundart geschriebenen Bände enthalten unendlich viel Witz, Rabelais'sche Derbheit und klaren, gesunden Menschenverstand, der sehr oft, naiv und bündig ausgesprochen, homerisch anmuthet. — Sein bekanntestes und beliebtestes Werk ist das schon erwähnte komische Heldengedicht „die Belagerung von Cadarussa," in welchem sich der Abbé besonders über den Klerus, die Mönche und den päpstlichen Legaten in Avignon lustig macht. — Die Parodieen der Odyssee und der Aeneide, in eben so klangvollen, gereimten Versen, wie jenes Gedicht, sind nicht nur eine Art Uebersetzung aus den alten Sprachen ins Languedoc'sche, sie sind zugleich eine Uebertragung vom klassischen Boden auf den südfranzösischen, wo sich aus Griechen- und Römerzeiten noch so Vieles von alten Zuständen, Sitten, Trachten und Geräthschaften erhalten hat. Die Könige und Helden der alten Dichter sind ihm reiche Bauern, die Königshöfe und Hallen südfranzösische Meiereien, die Kämpfe und Schlachten südfranzösische Prügeleien oder noch heutzutage übliche, aus antiker Zeit stammende Kampfspiele und Uebungen jeder Art. So auf die heimischen ländlichen Zustände angewendet, werden jene Gesänge unter der Feder des geistvollen Dichters neue Dichtungen, die zugleich treue Sittenschilderungen und humoristische Dorfgeschichten sind. Wie

voll und schön das Neuprovenzalische des Abbé Favre klingt, mögen die Einleitungsverse seiner Belagerung von Cadarussa beweisen:

Yéou qu'ay long-téns sus moun vièouloun
Rasclat, e'n dèspiè d'Apoulloun,
A la sourdina è sans maliça
La glouèra daou famous Ulissa,
Yoy, sus un sujèt pus nouvèl,
Embé l'assisténça daou Ciel,
Insâtigable vie ou lounayre,
Vole ènsajà moun saoupre fàyre.

Muza, sè m'ajudes un paou
La bezougna anara pas maou.
Anen, vièïa Nympha, couraje!
S'ajis pas que dé fà tapaje.
E quinta fénna n'ayma pas
Lou cariïoun é lou tracas?

Neben der Uebersetzung der achten Satire des Horaz und einiger Epigramme des Martial in die Languedoker Mundart, findet man in den vier Bänden noch zwei Komödien, eine Art Novelle und ein kleines komisches Gedicht „die Predigt des Herrn Sistre" lou sermoun dè Mossou Sistre — eine komische Darstellung dörflicher Kanzelberedtsamkeit. In diesen letzten genannten Werken tritt überall jener Humor hervor, der nicht unter Thränen lächelt, sondern mit breiten weißen Zähnen lacht; ein geistreicher Jean qui rit. In einigen französischen Gedichten, die Abbé Favre bei Lebzeiten veröffentlichte, soll er vollkommen unbedeutend, Fisch im Trocknen sein. Das erinnert an unseren österreichischen Stelzhammer, der so prächtige Dialektgedichte und so platte hochdeutsche schreibt. Das Beispiel Abbé Favre's sollte seinen poetischen Landsleuten von heute als Warnung und Fingerzeig dienen, vor welchen Klippen sie sich zu wahren haben, auf welchem Felde sie Lorbeeren erwerben können. Der Bäcker von Nimes, Herr Reboul, den Lamartine

über Kopf „in den Ruhm gestürzt hat," wäre vielleicht ein ganz leidlicher Patoispoet geworden, wenn er den Handwerker hätte die ihm natürliche Sprache sprechen lassen. Herr Reboul aber ist eitel, spricht hochfranzösisch, in gespreizten Alexandrinern von Agamemnon und Achilles und hat sich so zu einem affektirten, verspäteten und oft höchst lächerlichen Nachahmer der Klassiker gemacht. Aehnliches könnte man dem talentvolleren und natürlicheren Charles Poncy, dem Maurergesellen aus Toulon, vorwerfen. Sein Gedicht über das Rauchen läßt es ahnen, welche schönen Accente, welche tiefen Naturlaute in diesem Dichter schlummern; spräche er, wie es ihm um's Herz ist, von der Leber weg, wie er sich mit seinen Kollegen unterhält, sie kämen in allen seinen Gedichten zum Vorschein. So aber zwingt er sich, wie ein gebildeter Pariser zu sprechen; wie beengt muß sich da ein ehrlicher Handwerker aus der Provence fühlen. Auch büßt er den Zwang, den er seiner Muse angethan; trotz George Sand, die ihn mit einer herrlichen Vorrede in die Welt eingeführt, trotz Arago und Béranger, die ihn mit gedruckten Briefen unterstützten, ist er schon nach wenigen Jahren so viel wie vergessen. Freilich haben die Volkspoeten und die Volkspoesie im heutigen Frankreich auch außer der Sprache einen schweren Stand. Im Volke ist die Naivität verschwunden, welche der Naturpoesie Seele und Leben gibt, und die sogenannte Kunstpoesie ist noch nicht auf dem Punkte angelangt, wo sie, wie in Deutschland, wie bei Goethe, Uhland, Heine, Wilhelm Müller, mit der Einfachheit und Natur der Volkspoesie zusammentrifft — auf jenem höchsten Punkt der Kunst. Die französischen Romantiker haben den Weg dahin erst angebahnt. Dem Volkspoeten fehlt auf der einen Seite die Naivität, auf der andern die Bildung und der kritische Blick, die zu jenem schönen Gipfelpunkte führen. Man nenne mir nicht Béranger! — Béranger ist ein großer Dichter, den das Volk allenfalls versteht, aber er ist kein Volks-, kein Naturpoet.

Die Stellung der südfranzösischen Patoispoeten, wenn wir

sie nicht Volkspoeten nennen wollen, wird noch durch das Verhältniß und den Zustand ihrer Sprache erschwert. Am Längsten konnten sie sich allerdings in einer Provinz erhalten, wo man am Längsten „die Franzosen" sagte, wenn man vom Volke des Nordens sprach, wo man durch Geschichte, Charakter, verschiedene Religionsauffassung, selbst verschiedene politische Institutionen dem Lande der Langue d'oui am Fernsten stand. Seit der Revolution centralisirt sich Frankreich immer mehr in Sitte, Gesetz und Sprache, und die von Oc liegt in der Agonie, noch ehe die nordische deren ganze Stelle beim Volke auszufüllen vermag. Schon in einem halben Jahrhunderte vielleicht werden die Lieder, die bereits heute fast nur für den Kirchthurm gesungen werden, über dem Grabe der Mutter gänzlich verklingen. Die Langue d'oc hat längst ihr Loos erfüllt; sie besteht nur noch aus Ruinen, die sich mit französischen Sprachfragmenten stützen, und es könnten größere Patoisdichter als Jasmin, der Perückenmacher aus Agen, kommen, sie würden sie nicht wieder aufbauen. — In einem halben Jahrhunderte wird es vielleicht noch einen partikularen Patriotismus geben, der die Schönheiten des Südens den Nordländern im Liede rühmen wird, aber das Lied wird ein französisches sein, wie das Lied des liebenswürdigsten Idyllendichters, des Bretonen Brizeux. Dann wird auch dem Volkspoeten die französische Sprache die natürliche sein. Heute muß man ihm zurufen: warum zwingst du dich, in einer dir halbfremden Sprache zu singen? — und singt er in seinem Patois, bedauert man das voraussichtlich kurze Leben seines wahr empfundenen Gesanges.

Das Schloß von Aubais, das mich zu solcher Abschweifung verleitet hat, liegt ungefähr eine Viertelmeile weit von dem sogenannten Roque d'Aubais, einem kalkigen Felsenpaß, durch den sich der zu Zeiten wilde Gebirgssohn, der Vidourle, einen Durchgang erzwungen hat. Uebrigens braucht es nicht einmal eines wilden Baches, um einen Felsenrücken, wie sie die hiesigen Gebirge bilden, zu durchbrechen. Das kalkige Gestein ist ver-

wittert, die Schichten liegen nur lose über einander, und das Innere ist meist von Grotten und natürlichen Gängen durchhöhlt. Auch dieser wild aussehende Vidourlepaß enthält rechts und links mehrere Grotten, von denen die größere am Fuße des Felsens sich befindet, gerade da, wo ihn der Vidourle bespült, so daß man nur mit einem Kahn zu ihr gelangen kann. Wahrscheinlich war auch sie einmal eine Waffenkammer, ein Getreidemagazin oder ein Hospital der Kamisarden. Wenigstens hielten sie sich viel in der Nähe auf, und Cavalier hat auch hier einen Sieg über die königlichen Dragoner errungen, die in zwei Haufen auf ihn herankamen, um ihn einzuschließen und desto sicherer zu verderben. Cavalier aber stellte ihnen Anfangs nur sechzig Rekruten entgegen, die keine andere Waffe hatten, als die David'sche Schleuder des Hirten. Ein Hagel von Steinen regnete auf die Dragoner nieder und brachte sie in Unordnung. Dann erst brach Cavalier mit seinen schwerer Bewaffneten hinter dem Felsen hervor und erschlug, was sich ihm entgegenstellte. In zwei Haufen war der Feind angekommen, nach zwei Seiten hin ergriff er die Flucht. So viele Pferde wurden erobert, daß Cavalier seine Reiterei nach diesem Tage bedeutend vergrößern konnte. In diesem Kampfe bei dem Felsen von Aubais zeichnete sich wieder die junge Prophetin aus, die bei Nages wie eine Deborah gekämpft hatte. Cavalier zog nach gewonnenem Siege gegen Congenies, um, wie er immer pflegte, dem Herrn zu danken, zu predigen, zu prophetisiren, Befestigungen niederzureißen und einige Verräther zu richten.

Folgt man diesem Gebirgsflusse, der vorzugsweise der Kamisardenfluß ist, so führt er durch die Ruinen eines altfranzösischen Parkes plötzlich vor einen Rest der alten Römerwelt. Unfern von Gallargues erheben sich aus seiner hier träge schleichenden Welle, rechts und links von Gebüsch bedeckt, zwei prächtige Bogen, Reste einer Römerbrücke. Sie war ein Theil der großen Straße, die von Nimes nach Montpellier führte, zum größten Theile noch heute besteht und in der Volkssprache von den vielen römischen

Münzen, die man in ihrem Schutte findet, lou camin de la moneta heißt. In der Nähe der Brücke will man noch tiefgegrabene Gleise entdecken, die Ueberreste der Spuren sein sollen, wie sie die Römer auf manchen ihrer Straßen angelegt haben. Die Brücke, aus schön behauenen Quadern bestehend, ist außerordentlich zweckmäßig gebaut, um die im Winter und Frühling wild heranstürmende Woge des Vidourle zu brechen, bevor sie selbst die Brücke bricht. Die zwei Bogen, welche in der Mitte des Flusses stehen, waren durch zwei andere mit den beiden Ufern verbunden. Diese aber sind verschwunden. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts soll die ganze Brücke gestanden haben. Nur die Steinbrüstung hat gefehlt. Aber die Hirten von Lunel, um die von Gallargues zu hindern, daß sie ihre Schafe auf die Garrigues oder Weideplätze am westlichen Ufer treiben, haben den Bogen auf jener Seite abgebrochen. Aus Trotz, obwohl zwecklos, haben nun die Hirten von Gallargues auf ihrer Seite dasselbe gethan. So sind im südlichen Frankreich die schönsten Denkmale römischer Kunst zu Grunde gegangen, und wie zahlreich waren sie in dieser von den Römern besonders geliebten und begünstigten Provinz, in der diese nur eine Fortsetzung ihres Italien gesehen haben.

Von Gallargues kommen wir auf der Eisenbahn nach Vergez, von wo aus wir wieder die Ebene von Languedoc bis gegen Aigues Mortes und das Meer übersehen — jeder Punkt auf dieser weiten Fläche ist mit einem Siege Cavaliers bezeichnet. Besonders um ihretwillen hat er sich seine herrliche Kavalerie geschaffen. Wie ein Blitz aus den Wolken fuhr er aus dem Gebirge auf die Ebene nieder, schlug, und die Wolke schloß sich wieder hinter ihm. Der größere Roland, die eigentliche Seele, der Geist jenes großen Aufruhrs, saß in der großen Wolke; Cavalier war der Blitz von seiner Hand geschleudert. Auch in Vergez hat Cavalier mit 80 Reitern einen Sieg gegen mehrere Kompagnien erfochten.

Von hier kehren wir nordwärts wieder nach Calvisson zurück

und haben so auch die Bas-Vaunages, das Anhängsel jenes Kanaans, durchwandert. Das Thal, das uns nach Calvisson führt, ist offenbar ein ehemaliges Flußbett, das bei Vergez endete, da es dort in das Meer mündete, das sich heute um die ganze Breite der Ebene zurückgezogen hat. Der Fluß kam aus den Vaunages, welches Thal seiner ganzen Form nach ein See gewesen sein muß. Die Oeffnung zwischen Calvisson und Nages zeigt deutlich, daß er hier durchgebrochen. Die beiden einander gegenüberliegenden Bergesenden sind wie die zwei regelmäßig abfallenden Theile eines Dammes, zwischen dem eine wilde Fluth sich den Ausgang erstürmte. Auf den Abhängen der nördlichen Berge der Vaunages ist es auch nicht schwer, die ehemaligen und noch lebendigen Quellen zu entdecken, welche den See gespeist haben.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Briefe an deutsche Redaktionen.

Erster Brief.

Aus dem Seebade.

An die Redaktion des Deutschen Museums.

Au Grau du Roi, den 3. August 1851.

Jeder richtige deutsche Schriftsteller hält es bekanntlich für seine Pflicht, wo er sich in einem Badeorte befindet, auch sofort einen Bericht über Leben und Treiben desselben an befreundete Zeitschriften zu senden. Auch ich folge diesem Herkommen, indem ich mich heute der hier so nothwendigen Siesta beraube, um Ihnen aus einem Seebade zu schreiben, das vielleicht noch nie in deutschen Blättern genannt worden. Au Grau — wo liegt der Grau? Karl Ritter selbst, glaube ich, wäre nicht im Stande diese Frage zu beantworten, ohne daß ihn irgend Jemand deßhalb tadeln dürfte. Denn der Grau ist eigentlich ein Nichts, eine Einbildung; eine Grille etlicher Fischer; der Boden, auf dem dieses Nichts liegt, ist kein Boden, das Land dieses negativen Bodens ist kein Land; nichts ist hier wahr und wirklich und dauernd als das schöne, blaue Mittelländische Meer!

Da wissen Sie denn nun wenigstens die Richtung, in welcher Sie den Grau zu suchen haben. Aber thun Sie es bald — denn vielleicht schon über Nacht hat die Fluth den Grau hinweggespült,

oder er versinkt in den Boden, der kein Boden ist. Hat dieser verrätherische Boden doch schon Schöneres und Größeres verschlungen! Hier lag vor Jahrtausenden Rhoda, das südliche Vineta, eine Kolonie der Griechen von Rhodus, die ungefähr gleichzeitig mit den Phozeern aus Marseille an diesen Küsten landeten. — Sie verschwand. Im Mittelalter bauten Benediktiner ein prachtvolles Kloster, hoch über dem versunkenen Rhoda mit seinen Tempeln und Säulenhallen und schönen Menschen; und das Kloster und die Benediktiner verschwanden, und nur wenn das Wasser sehr niedrig steht, soll man noch Trümmer der Klosterthürme erblicken. — Auf dem Damm, welchen die Kunst aufgeführt, um mitten durch Sumpf und Moor den großen Kanal, der von Beaucaire herabkommt, sicher bis ans Meer zu führen, liegen einige Fischerhütten und ein Douanenhaus; auf den äußersten Spitzen steht ein bescheidener, aus Quadern aufgeführter Leuchtthurm. Dieses Alles zusammengenommen nennt man den Grau. Wenn ich noch hinzufüge, daß man gewöhnlich gegen Westen den Leuchtthurm von Cette, die weingesegnete Küste von Frontignan sieht, und daß eben heute, freilich bei sehr durchsichtiger Luft, am südlichen Horizonte klar und einladend die Berge der Balearen auftauchen, so sind Sie hoffentlich vollkommen orientirt.

Im Winter ist der Grau gänzlich verlassen; höchstens ein oder zwei Fischer, der Leuchtthurmwächter, drei Douaniers machen seine ganze Bevölkerung aus. Der Nordwind, der aus den Cevennen bläst, zaust willkürlich an den Schilfdächern und gräbt das auf dem Damm liegende Wrack noch tiefer in den Sand. In diesem Augenblicke dagegen ist es hier so lebhaft wie nur irgend auf einer Düne. Die guten Mütter aus Nimes und Montpellier bringen ihre Kinder hierher, um ihnen von den Urwassern des Meeres die Civilisation aus den Gliedern spülen zu lassen; die Pastoren der „Kinder Gottes" aus den Cevennen, die eben nicht mehr Kamisarden sind, suchen hier ihre Nervosität los zu werden, und Sonntags bringt die Barke Schaaren von

Besuchern aus den Städten des Languedoc, die sich an den frischen Früchten des Meeres erquicken wollen.

Und ganz ernstlich rathe ich jedem deutschen Landsmann, der in diese Gegenden kommt, so zu thun wie Jene; er wird ein wunderbares Land kennen lernen. Eine Stunde von hier, den Kanal aufwärts, liegt die todte Stadt Aigues-Mortes mit ihren neunzehn wohlerhaltenen Thürmen aus dem 13. Jahrhundert. Sie war einmal ein großer Kriegshafen, vielbewohnt, gebaut nach dem Muster von Damiette, und sah alle Kreuzfahrer, die zur Wiedereroberung des heiligen Grabes aus Frankreich zogen, in ihren Mauern. Jetzt hat sich das Meer von ihr auf mehr als eine Stunde entfernt, die Fieber nahmen sie in Besitz und haben die Menschen fortgetrieben. Ringsumher, meilenweit, im Osten bis gegen Arles, dehnt sich nun das elende, pesthauchende Mittelding von Land und Meer; nichts als Sumpf, weite Teiche, Wälder von Schilf, wahre Pampas, stehen gebliebenes Meerwasser, das in der Nacht leuchtet, hier und da eine einsame Pinie, an den Sumpfrändern im Seewinde zitternde Tamarisken; in ihrem Schatten ruht der wilde Büffel oder das weiße, in wilder Freiheit aufwachsende Camarguerroß, ein Abkömmling der edlen Zucht, welche die Araber im Lande vergessen haben.

Der Grau, wenn auch strauch- und baumlos, bildet eine Oase in dieser Wüste. Die Fieber fangen hier erst gegen Ende August an; dann flüchtet, was zu leben Lust hat. Bis dahin jedoch lebt man ruhig und begnügt sich mit ereignißleeren Tagen und stiller Anschauung der Natur. Nur einmal des Tages kommt die ganze einheimische und fremde Bevölkerung in Bewegung, wenn nämlich die Fischerbarken von hoher See zurückkehren und auf dem Damm den Reichthum ihres Fangs aus den Netzen werfen. Da sieht man so tolles, sonderbares und wunderbares Gethier, wie es nur Pisistratus in Indien gesehen oder Karl Vogt beschrieben hat. Fische so platt wie ein Zeitungsblatt, tausendarmige Polypen, Seesterne, Fische mit Menschenangesichtern, andere menschenähnliche, die gleich neben dem Kopf den Magen

haben, Seekrebse, Mammuths ihrer Gattung. — Wahrhaft schön dagegen sind die Gruppen, die sich dabei aus den Fischern bilden, mit ihren langen braunen oder rothen Sackmützen, die auf die Schultern herabfallen, mit den blutrothen Schärpen und Gürteln und den gestreiften Jacken; zwischen ihnen schwarzäugige Weiber, Mädchen und Kinder, an die sie die Beute vertheilen, um sie schnell auf den Markt zu tragen — ein lebendiger Leopold Robert!!

Zuweilen weckt auch ein Ruf die Siesta haltenden Badegäste; sie eilen auf den Damm hinaus, um die Delphine zu sehen, die in Schaaren auf blauer See vorüberziehen, oft zu Hunderten, sich dem Lande nähern und wieder fliehen, tänzelnd und springend und Purzelbäume schlagend. Es geht ein Mythus auf dem Grau, daß diese Freunde Arion's, des Meisters der Töne, sich dieses Jahr häufiger zeigen als sonst, und zwar aus Ursachen. Denn mit dem Murmeln des Meeres, mit dem Gesange der Brise tönen dieses Jahr noch andere Klänge um die Wette, die Meer und Brise beschämen: es sind Beethoven'sche Sonaten. Sie kommen aus einer Fischerhütte, in welcher unsere Landsmännin, Wilhelmine Claus, die große Künstlerin, wohnt. Dieselbe kam mit ihrer mütterlichen Freundin Karoline Sabatier hierher, um Erholung und Kräfte zu suchen beim herrlichen Meere, nachdem ein großer Verlust ihr tiefen Schmerz bereitet.

So ist über dem versunkenen Rhoda Alles Mythus oder Idylle. Selten nur, wie profanes Tageslicht durch eine plötzlich geöffnete Thüre aufs Theater, fällt ein politisches grelles Licht auf den Grau und seine Bewohner. Wer kann den Zeitungen entfliehen und den Erzählungen der Besucher? So ist man auch hier noch sanft erschüttert vom Tode Ollivier's, des Redakteurs des Suffrage universel in Montpellier.[1] Sie werden von diesem politischen Duelle gehört haben und von dem traurigen Tode des schönen, jungen, hoffnungsvollen Republikaners. Aber welche Bedeutung dieser Tod für das südliche Frankreich habe, kann

[1] Bruder Emile Ollivier's, des späteren Deputirten und nachherigen napoleonischen Ministers.

man in der Ferne unmöglich ermessen; bald wird Aristide Ollivier mit dem Glorienschimmer Armand Carrel's umgeben und sein Name eine Fahne sein.

Und die Republikaner hier zu Lande haben sich seit lange nach einer Fahne gesehnt; viele von ihnen bilden sich ein, sie hier im Süden würden die Ersten sein, die eine Fahne brauchen. Wenn Heinrich V. oder Henri Quatre II. wirklich Muth hat, so sagen sie, und irgendwo in Frankreich einen Streich ausführen will, so kann er es nirgends besser als an der südlichen Küste. Languedoc ist heutzutage die einzige Vendée in Frankreich. Montpellier ist legitimistisch zum Exzeß, die kleineren Städte wie Lunel ahmen gern die Hauptstadt nach, und in den Dörfern regieren die Curés. Nur Eines ist verdrießlich dabei; die Schwelle des Nordens, die Cevennen sind von einem abscheulich republikanischen Volksstamme bewohnt, und über diese Schwelle müßte doch der gute Heinrich, wenn er in die Burg seiner Väter einziehen wollte. Und was Ludwig XIV. gegen eine Handvoll Schäfer und Wollekrämpler mit seinen berühmtesten Marschällen nicht vermochte, wird es Heinrich mit einigen verschimmelten Namen, Titeln und Rechten vermögen?! Besonders da ihm auch im Rücken, in der Ebene Languedoc's, Feinde auflauern würden, die Protestanten von Marsillargues, Gallargues, die ewig den Thurm von Constance vor Augen haben, der sie an die gebleichten Gebeine in seinem Innern und an die gottselige Regierung der frommen Bourbonen erinnert. Marsillargues ist ein eigenthümlicher Flecken, „korrumpirt" bis in den innersten Kern, das heißt durch und durch republikanisch, trotz seines Reichthums. Das kommt daher, sagte mir ein Legitimist aus Montpellier mit unterdrücktem Seufzer, daß die Leute Protestanten und ans Denken gewöhnt sind. Darum ist der kleine Flecken auch im Belagerungszustand; jede Woche kommen einige Kommissäre dahin, um nach Verschwörungen zu suchen. Das letzte Mal fanden sie nur eine Frau, die ihr neugebornes Kind Ledru-Rollin taufen ließ; sie konfiszirten das Kind und stellten es umgetauft der Mutter zurück, die

noch zehn Franken Taufkosten zahlen mußte. Aber im Dorfe heißt der Junge dennoch nicht anders als Ledru, und ich sah alte Leute an dem Kinde mit abgezogenem Hute vorübergehen: Bon jour, citoyen Ledru!

Aber wen soll dieß Wunder nehmen, da die Verderbniß ja so alt ist in Marsillargues! Vor vierzehn Tagen lernte ich dort einen Greis kennen, der sich rühmte, von den famösen Freiwilligen des Südens zur Zeit der Legislative und einer der Ersten gewesen zu sein, welche die Marseillaise durch Frankreich kolportirten. Er nannte sie noch immer mit ihrem ursprünglichen Namen „Les enfants de la patrie.“ Ein Straßburger Blatt hatte sie sammt den Noten nach Marsillargues gebracht, und der protestantische Vorsänger in der Kirche war der Erste, der sie entzifferte.

Eine halbe Stunde von Marsillargues liegt Lunel; da sind wir auf einmal in einer ganz anderen Welt. Alles in Lunel ist Legitimist. Als Louis Napoleon, gleich gütig gesinnt den Legitimisten wie den Republikanern, vor Kurzem das Heinrichsfest verbot, wie unglücklich war man in Lunel! Aber so lange sie noch den guten Muscat haben, wissen sich selbst die Legitimisten über solche Kalamitäten zu trösten.

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen über so geringfügige Dinge schreibe wie französische Dörfer. Aber die Dörfer sind es, die im Jahre 52 den Ausschlag geben werden; nämlich wenn es nicht schon vorher ein coup d'état gethan. In Dörfern und Vorstädten ist das eigentliche Leben einer Nation, und gerade das berücksichtigt man so selten. Die Städte sind nur die Abstraktion dieses Lebens. Korrespondenzen aus Paris können Sie gedruckte, lithographirte, geschriebene genug haben: aber wann findet sich auch Jemand, der über Zustände und Stimmungen im Grau oder aus Marsillargues und Lunel berichtet?

Auf Neuigkeiten über Kunst und Wissenschaft müssen Sie dabei freilich verzichten. Das Volk dieser Gegenden, obwohl in seinen Adern griechisches, arabisches und germanisches Blut fließt,

weiß nichts von Kunst und Wissenschaft; es ist wahrhaft barbarisch in dieser Beziehung. Die protestantischen Dörfer sind calvinistisch ausgetrocknet, die katholischen ganz in der Gewalt der Pfaffen, der grauen Schwestern und frères ignorantins; Herr von Fallour liebt dieses Land, trotz der protestantischen Mischung, ganz besonders. Wenn sich nicht hier und da in einem Ouvrier der alte provenzalische Geist regte, der ihn zu Liedern in der Volksmundart begeisterte, es gäbe keine Poesie; wenn nicht in dem oder jenem Flecken irgend ein herumziehender deutscher Musikant als Organist sitzen bliebe, es gäbe keine Musik hier. In meiner Nachbarschaft lebt ein junger Bauer, dessen Flöte man so manche Nacht mit der provenzalischen Nachtigall wetteifern hörte. Aber er hatte die unglückliche Idee, auch zuweilen des Sonntags die Bäuerinnen nach seiner Flöte tanzen zu lassen. Da trat vor einigen Tagen der Curé in seine Stube, öffnete, ohne ein Wort zu sagen, den Schrank und zerbrach das sündige Instrument. C'était la dernière flûte du pays, sagte mir klagend der alte Vater des Musikanten. Was das Land an Kunst und Künstlern hervorbringt, flüchtet sich unter diesen Umständen so schnell es kann nach Paris: Paris ist demnach keineswegs bloß anzuklagen, daß es Alles verschlinge, es rettet auch Vieles, was in den barbarischen Provinzen zu Grunde gehen würde.

Ein Beweis für die Barbarei des Volkes in Languedoc ist auch die Art und Weise, wie es die Alterthümer behandelt, die so oft bei Umgrabungen auf den Feldern gefunden werden. Die herrlichsten römischen Aschenkrüge, von denen manchen Frühling so viele gefunden werden, daß sich ganze Museen davon bereichern könnten, werden sogleich zerschlagen, um in ihrem Bauche nach Münzen zu spähen. Und in der That sind diese Gegenden für den Münzensammler sehr ergiebig; die seltensten Münzen und Medaillen kauft man nach dem Gewicht. Vor Kurzem wurde bei St. Come eine Kiste gefunden, die zwanzigtausend Francs Metallwerth hatte. Auf dem sogenannten chemin de la monnaie, einer Römerstraße, die sich von Nimes nach Mont-

pellier zieht, und die das Volk nach ihrer Ergiebigkeit getauft hat, findet man seit Jahrhunderten die seltensten Münzen, und noch immer ist der Vorrath nicht erschöpft, es ist ordentlich, als wäre eine lecke Kriegskasse von einer tauben Escorte diesen ganzen Weg entlang transportirt worden.

Da ich von Barbaren spreche, will ich noch eine Sitte erwähnen, die hier jeden Frühling einige Menschenleben kostet. Ich meine die Stierkämpfe, die alljährlich im Frühling fast in jedem Dorfe dem Volke zum Besten gegeben werden. Sie unterscheiden sich von den spanischen Stiergefechten nur dadurch, daß sie mit weniger Pomp und waffenlos ausgeführt werden. Es scheint dabei weniger auf Kraft als auf Gewandtheit anzukommen. Der Toreador packt seinen Feind, einen ungezähmten Stier aus der Camargue, mit gekreuzten Armen an den Hörnern und ringt ihn nieder, oder sucht ihn vielmehr durch Schnelligkeit, durch einen gewaltigen Ruck zu überraschen und zu betäuben. Ich sah ein kleines, schmächtiges Schulmeisterlein mit der Brille auf der Nase, der einen Stier nach dem anderen auf den Rücken legte. In Lunel dagegen hat ein einziger Stier mehreren Männern die Bäuche aufgeschlitzt. In Folge dessen sind die Stierhetzen für dieses Jahr verboten. Doch giebt es Leute genug, welche behaupten, die Stierhetzen seien nur darum untersagt worden, weil sie den Parteien Gelegenheit geben, sich zu versammeln, besonders aber den Rothen mit ihren rothen Kravatten zu erscheinen. — Wie sehr übrigens die Bevölkerung an diesem grausamen Spiele hängt, beweist ein Fall, der sich neulich zugetragen. Der Präfekt schickte zwanzig Soldaten nach Aigues-Vives, um eine Stierhetze zu verhindern. Sogleich rückte die ganze Nationalgarde des Fleckens bewaffnet und mit geladenen Gewehren aus und vertrieb die Abgesandten des Präfekten. In einem anderen Flecken konnten die Soldaten die Festlichkeit nur dadurch verhindern, daß sie die Stiere erschossen. — Diese armen Opfer einer blutigen Sitte werden der Bevölkerung von den Wittwen geliefert, die sich aufs Neue verheirathen; fehlt es an einer

solchen, so werden die einzelnen Stiere in der Camargue oder dem Rhonedelta mit 3—400 Franken bezahlt.

Ich habe, vom Volke dieses Landes sprechend, so oft die Worte „Barbarei" und „barbarisch" gebraucht, daß ich es für meine Pflicht halte, auch noch etwas über seine Vorzüge hinzuzufügen. Aeußerliche hat es nur in geringem Maße; es ist hier nicht die edle Race von jenseits der Rhone, wo fast noch auf allen Gesichtern, besonders den weiblichen, der Stempel griechischer Schönheit ruht. Hier scheint diese mit der Kolonie der Rhodier verschwunden zu sein, und daß sich die Reste der Römerschönheit im Kontakt mit Celten und Franken leicht barbarisirten, finde ich begreiflich und natürlich; denn der Römer hatte nicht die Schönheit „in ihm selbst." An die dunkeln Augen, die Einem allenthalben begegnen, gewöhnt man sich bald, ja man sehnt sich nach einem blauen, wie man sich aus der Hitze der hiesigen schattenlosen Gegenden in die sanfte Dämmerung eines deutschen Waldes sehnt. — Wie eigenthümlich, daß Einem jenseit der Rhone, auf dem griechischen Boden von Arles, Tarascon, St. Remy die Hitze nicht so tödtlich erscheint, und daß man dort unter hellenischen Stirnen blauen Augen begegnet! — Aber ich wollte ja von den Vorzügen und Tugenden des Volkes in Languedoc sprechen, und da muß ich den tief eingewurzelten Unabhängigkeitssinn rühmen, der es vielleicht vor allen anderen Stämmen Frankreichs auszeichnet. Der Bauer, der Taglöhner, der Ouvrier, der Reiche und Arme — keiner kennt den geringsten Unterschied der Stände, keiner begreift, daß man in einem dienstlichen Verhältnisse stehen könne. Herren und Knechte gibt es hier nicht, es gibt nur eine freie Uebereinkunft, eine Verpflichtung zu gegenseitigen Leistungen auf sonst vollkommen gleichem Fuße; der Bewohner von Languedoc ist vollkommen Rousseau'scher Egalitätsmensch. — Und dabei doch Legitimist?! Ja wohl, und oft wüthender Legitimist! Das sind so Dinge, die hinter dem Rücken der Logik vorgehen. — Gescheite Leute haben mir diese Erscheinung als Paganismus erklärt, der in jedem südlichen

Volke stecke und eines äußern Symbols der Verehrung bedürfe, dieses Symbol aber, wie der Neapolitaner den heiligen Januarius, prügele, wenn es ihm nicht seinen Willen thut.

Denken Sie davon, was Sie wollen, und leben Sie wohl.

Zweiter Brief.

Deutschthum und Deutsche in Languedoc.

An die Redaktion der Hannoverschen Presse.

Aus dem alten, einsamen Thurme, den ich auf einem der letzten Auslaufer der Cevennen im Angesichte der Ebene Languedoc's und des mittelländischen Meeres bewohne, kann ich Ihnen leider nur wenige oder gar keine Neuigkeiten schreiben. Erlauben Sie mir also, von meinem übersichtlichen Standpunkte aus übersichtlich und allgemein und deutsch zu sein. Erlauben Sie mir, Alles, was sich an deutschen Landsleuten, deutschen Einwirkungen, Erinnerungen, Sympathien und Keimen künftiger Sympathien zwischen der Rhone und dem Herault findet, zusammenzutragen und mir aus all' dem ein kleines Vaterländchen zusammenzustoppeln, mit dem ich vielleicht noch einem Vaduzer Patrioten gegenüber groß thun kann. Erschrecken Sie nicht. — Es fällt mir nicht ein, verjährte Rechte auf das Arelat, das übrigens jenseits der Rhone liegt, geltend zu machen, und so alte Streitigkeiten aus den Zeiten Konrad's III. aufzuwärmen. Es würde mir auch schwerlich gelingen. Aber wir haben in neuerer Zeit andere Eroberungen gemacht, die schöner sind, als jene der in Stierhäute gehüllten Germanen, und schöner als die der glänzenden Hohenstaufen. Wenn ich aus meinem Fenster blicke, glaube ich von den kalkigen Höhen der Cevennen die Fragmente des blauen, romantischen Paniers wallen zu sehen, das der alte Meister Tieck dahingepflanzt; und unweit von den Ruinen

des Schlosses von Beaucaire, im alten St. Gilles, liegt Pierre de Castelnau, dessen Ermordung Lenau's Trauersang einleitet. Und wenn ich mit dem Volke spreche, tönen mir aus seinem schönen Idiome ruinenhafte Klänge aus den Liedern des Kastellans von Couci, Durand's, Rudell's, Bertran de Born's entgegen, jener Troubadoure, die wieder der deutsche Troubadour Uhland besungen hat.

Ja, wir Deutschen sind Kosmopoliten! — Es ist ein alter Satz, über den schon viel geseufzt worden. Aber lassen wir Die darüber seufzen, die ruhig daheim an ihrem deutschen Ofen sitzen und sich die Hände wärmen. Dem Unstäten und Flüchtigen ist es ein Labsal, auf seinen Wegen den Fetzen deutschen Kosmopolitismus zu begegnen.

Der Languedoc'sche Protestantismus ist wohl der diesseitige Grundstein jener Regenbogenbrücke, die sich vom Pic St. Loup aus dem deutschen Harze entgegenwölbt und in der Nähe von Eisleben niederfällt. Schon im siebzehnten Jahrhunderte, besonders aber in den Cevennenkriegen, wandte man von hier aus hülfesuchende Blicke auf die Glaubensbrüder in Norddeutschland, freilich meist vergebens, doch hat man sich gewöhnt, dahin zu sehen und zu horchen. Manchmal kam doch ein Trosteswort von dort her und, was mehr war, ein Drohwort, das in Versailles niederfiel; wie z. B. das Drohwort aus dem tabakduftenden Munde des Vaters Friedrichs des Großen, welches in Versailles einen so bedeutenden Duft verbreitete, daß man auf eine Zeit vergaß, in Languedoc Rad und Galgen und Scheiterhaufen aufzurichten. Die Toleranz der philosophischen, dann die Freiheit der Revolutions-Zeit brachten die nordischen Glaubensbrüder wieder in Vergessenheit, und die Pastoren, die den Propheten folgten, gingen nach Genf und Lausanne, um sich ihre Gottesgelehrtheit von dort zu holen. In neuerer Zeit hat sich das wieder gedreht. Genfer und Lausanner Weisheit reicht nicht mehr aus; Rousseau kann die Theologie nicht mehr brauchen, und einen Schleiermacher hat französischer Boden noch nicht hervor-

gebracht. So wandern die jungen Theologen mit dem leichten Gepäcke der Montauban'schen Gelehrsamkeit über den Rhein nach Heidelberg, Tübingen, Berlin — und wenn sie zurückkommen, bringen sie deutsche Gedanken mit, über die die alten Kollegen die Köpfe schütteln — deutsche Bücher, um sich in diesen Gedanken zu verhärten, und manchmal deutsche Frauen, weibliche Apostel für die deutsche Sprache. Vor einigen Wochen besuchte ich einen Pastor im Gebirge. Während ich den Abwesenden erwartete, sah ich mich unter seinen Büchern um, und siehe da, unter dem dreiundvierzigsten Grade fand ich neben einander aufgereiht: Goethe, Schiller, Lessing, Herder, den ganzen Hegel, die Disjecta Membra Schelling's, Schleiermacher, Creuzer, de Wette und eine große Schaar deutscher Dichter und Romanschriftsteller. — Mein Wirth empfing mich mit einem deutschen Gruß und führte mich dann zu einer Dame, in deren Bibliothek ich sogar den originalen Iffland seit Jahren zum ersten Male wieder sah. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und habe mir für die Nacht zum Einschlafen unter Languedoc'schem Himmel einen Band bürgerlicher Thränen ausgebeten.

Ein anderer Pastor in Vaunages, dem Kanaan der Kamisarden, war zur Zeit meines Besuches eben mit Uebersetzung der Predigten von Dräseke, dem Großvater meines lieben Freundes Th. Althaus, beschäftigt. Der Mann war nie in Deutschland gewesen, hat aber in seiner Einsamkeit von selbst Deutsch gelernt und ist ein wüthender Uebersetzer geworden. Ich empfahl ihm den Enkel seines Originals zur Uebersetzung, der mir noch lieber wäre, als der Großvater. Er fragte, ob er ein Theologe? Allerdings, antwortete ich, aber ein sehr avancirter! Das schreckte den Mann nicht ab, und er schrieb sich die Titel der beiden theologischen Werke auf: „Die Märchen aus der Gegenwart" und „Aus dem Gefängniß."

Montpellier hat unter seinen drei Pastoren sogar einen wirklichen, ächten Deutschen, einen Landsmann der Gustel von Blasewitz bei Dresden. Aecht deutsch beschäftigt er sich mit

Dingen, welche die einheimischen Kollegen längst vergessen haben. Er studirt die Kamisardenkriege und ihren Schauplatz an Ort und Stelle und macht Entdeckungen, für die ihm die Geschichtsforschung dankbar sein wird.

Die Pastoren haben die Laien ihrer Gemeinden und diese wieder ihre katholischen Landsleute angesteckt. Deutsch zu lernen ist Mode geworden, und es hat sich ein deutsches Bonnen- und Gouvernantensystem ausgebildet, das mit dem französischen in Deutschland, besonders in Oesterreich, die größte Aehnlichkeit hat. Wenn ich nach Montpellier komme, ist der weltberühmte Peyrou, von dem aus man die Pyrenäen sehen kann, mein Lieblingsspaziergang. Da wimmelt es von Bonnen mit ihren Kindern, und mir ist es, als ob ich in Firmenich's Völkerstimmen umherspazierte. Da unterscheide ich leicht die feinfüßige Tochter von den steilen Ufern der bildungduftenden Spree, die schwäbische Maid mit den hellblauen Augen, die blonde, schönfarbige Jungfrau von der Leine, die „mollete" Wienerin. Da höre ich: „Justav, jehen Sie nich so schnelle; Sie sind, wahrhaftigen Jott, ein Jameng!" — Gleich daneben erzählt die Schwäbin der ihr sympathischen Wienerin: „Meine Augüschte isch e guts Mädle — i kann nit anderisch sage" — und die Wienerin antwortet: „I kann mi ah nit bklagen, aber der Ghalt is halt unbeteitend." — Und mitten durch hört man die weise Mahnung einer hellklingenden S—timme: „S—prechen Sie nicht bes—tändig, Sie sind ein Plauderähr!"

Man darf sich über diese verschiedenen reinen Idiome nicht wundern. Die meisten Mütter Montpelliers sind gläubig, und jede schwört hoch und theuer, daß ihre Bonne die reinste Aussprache habe. Manche haben wohl eine dunkle Ahnung davon, wie es mit dem Atticismus ihrer Ammen bestellt sei, aber sie lassen ihren Kindern lieber eine falsche Aussprache, als eine falsche Religion einimpfen. Denn bei den eifrigen Katholiken und eben so eifrigen Protestanten Montpelliers und Nimes', gibt die Konfession bei der Wahl der Gouvernante oder Bonne den Ausschlag. So kann es mit der Zeit kommen — wunderbar sind die Wege

der Vorsehung — daß die Katholiken des Südens bayerisch oder österreichisch, die Protestanten preußisch oder hannöverisch sprechen. Allerdings kommt manche pia fraus vor. Manch armes, protestantisches Geschöpf aus dem Norden, um nur eine Stelle zu haben, verleugnet wie August von Sachsen die Religion der Väter und gibt sich zeitweilig für alleinselig gemacht aus. Montpellier vaut bien une messe. Sie büßen diese unschuldige Apostasie jede Woche zwei Tage lang bei Fastenspeisen ab. — Im Allgemeinen werden sie gut behandelt. Man setzt bei der deutschen Jungfrau fürchterlich viel Sittlichkeit voraus und vermuthet bei ihr ein Uebermaß von Gemüth, und liebt sie darum. Dazu kommt, daß der an seinem Lande so sehr hängende Franzose Jeden bedauert, der seine Heimat zu meiden gezwungen ist, und ihm sein Loos zu erleichtern sucht. Wenn man auch manchmal eine Dame über ihre Bonne klagen hört, kann man doch sicher sein, daß sie am Ende sich selbst begütigend hinzufügt: Pauvre fille, elle est si loin de sa patrie! Die südlichen Frauen sind überhaupt zärtliche Mütter und übertragen etwas von ihrer Liebe zu den Kindern auf deren Amme, sobald nur diese selbst etwas Neigung für die kleinen Schwarzköpfe zeigt.

Um aber von dem Bonnenwesen, dem Privatunterricht und dem Peyrou loszukommen, machen wir einen Sprung auf die benachbarte Hochschule. — In der Halle der durch so viele Jahrhunderte berühmten medizinischen Schule begrüßen uns sogleich die Bilder von Haller, Wolff, Zimmermann. Sehen wir uns unter den Lebenden um und horchen wir nach den Systemen, welche die Schule beherrschen, so erfahren wir von einer alten Partei, die nächstens unter den Schlägen der Revolutionäre erliegen wird, jener furchtbaren Revolutionäre, die in Deutschland einen Hauptsitz haben, der Revolutionäre in der Physiologie und Botanik. Neulich hat diese revolutionäre Partei einen gewaltigen Sieg durch die Ernennung des Herrn Martins zum Direktor des botanischen Gartens errungen. Herr Martins ist ein Deutscher von Abstammung und ist trotz seines Protestantismus ernannt

worden, und zwar zum Nachfolger des so hoch gefeierten Delille. Herr Martins ist derselbe, der mit Agassiz und Vogt auf den Gletschern gewesen, die berühmten Reisen im Norden gemacht, Goethe's Metamorphose der Pflanzen übersetzt hat und den Franzosen zu beweisen sucht, daß die Keime aller und der höchsten Errungenschaften der Wissenschaft in den Büchern des Alten von Weimar aufzufinden seien.

Und da wir einmal in der medizinischen Schule sind, steigen wir einige Treppen hinauf. Wir gelangen in ein höchst interessantes, mit schönen Bildern ausgeschmücktes Maleratelier. Da wohnt der Kassirer der medizinischen Fakultät, Herr Laurent, derselbe, der fast das ganze südliche Frankreich illustrirt und durch seine Zeichnungen viel zur Kenntniß der großen Kunstschätze dieses Landes beigetragen hat. Herr Laurent ist ein enthusiastischer Verehrer von Allem, was deutsche Kunst heißt: von deutscher Musik, Malerei, Poesie. Bei ihm hört man die neueste Musik von Robert Schumann, Ferdinand Hiller, Rietz, Heller u. s. w. Bei ihm findet man die neuesten Werke der Kunstvereine und die jüngsten Poeten des singenden Deutschlands. Man lernt ihn durch Taillandier oder Taillandier durch ihn kennen; so kommt man auch manchmal in die Hörsäle der Akademie der schönen Wissenschaften, und da hört man, wie dieser Professor vor einem höchst zahlreichen Publikum ununterbrochen Parallelen zwischen deutscher und französischer Literatur zieht und nicht immer zum Vortheil der letzteren.

Aber kehren wir wieder zu unsern wirklichen und wahrhaftigen Landsleuten zurück. Wenn wir genau nachsuchen, finden wir sie auch im Schooße der reichsten und einheimischsten Bourgeoisie, wo sie sogar zu einer Art von Patriziat gelangt sind. Ihre Namen, selbst in der französischen Verstümmelung, muthen uns heimisch an. Es sind das die Familien, die im vorigen Jahrhundert sich im Norden Deutschlands mit den protestantischen Emigranten verschwägert haben und mit diesen später nach dem Süden gekommen oder von ihnen nachgezogen worden

sind. Sie waren vor der Revolution nur auf den Handel beschränkt und haben, wie die meisten Protestanten der Städte, Reichthum und Ansehen erworben. Ihre Abstammung scheinen sie noch nicht ganz vergessen zu haben; wenigstens zeigten sie noch vor Kurzem durch ihr schönes Benehmen gegen die Frau eines Berliner Gelehrten, die in Montpellier plötzlich Wittwe geworden, daß sie noch ein Herz für deutsche Landsleute haben. In ihrer Mitte zählen sie noch mehrere Nachzügler aus der neuen und neuesten Zeit, die weniger der Protestantismus als der Wein, oder vielmehr der Weinhandel, hiehergezogen hat. Unter diesen lernte ich erst vor Kurzem eine liebenswürdige Landsmännin aus Buxtehude kennen. Buxtehude! Eine germanische Welt liegt in diesem Namen. Bei seinem Klange wurde mir so wehmüthig zu Muthe, wie dem Odysseus gewesen sein mag, als er den Schatten seiner Mutter gesehen, den er doch verscheuchen mußte.

Das jüngste Deutschland hat auch sein Kontingent gestellt. Unter den Studenten der medizinischen Schule stechen die blonden Gesichter hervor, man redet sie an und erfährt, daß es Studenten aus der Pfalz oder aus Baden seien: Flüchtlinge, die die Eine Fakultät der Hochschule zweckmäßig benutzen und nolentes volentes Medizin studiren. Sie haben Vorgänger in diesem Schicksal; denn auf dem Lande gibt es deutsche Aerzte, die das Frankfurter Attentat, seligen Andenkens, ebenfalls nach Montpellier und in die Arme der Medizin getrieben hat. Auf ähnliche Weise wurde das Land mit einer Unzahl polnischer Aerzte versorgt. — Unter den Flüchtlingen, wie ein rathgebender und immer zur Hülfe bereiter Patriarch, lebt der Vater des armen Dortu mit seiner Frau. Die unglücklichen Eltern haben sich freiwillig aus dem Lande verbannt, das ihnen das einzige Kind genommen. Möge sie hier neben der Cypresse der Lorbeerbaum trösten. Einen schmerzlichen Verlust hat vor Kurzem die flüchtige Kolonie von Montpellier durch den Tod des guten, braven Peter Fries erlitten. Das Bedauern war allgemein, obwohl er nur von Wenigen gekannt war; denn die deutschen Flüchtlinge sind hier

beliebt, da sie durch einige wirklich liebenswürdige Individuen repräsentirt sind, und man ihre Art und Weise, wie sie das Exil ertragen, ohne zu verfallen, und wie sie sich ihr tägliches Brod zu erwerben wissen, die Achtung nicht versagen kann. Manche sind in Gesellschaften gern gesehen, Andere haben sich als Lehrer im Schooße der besten Familien Freunde erworben.

Ich lade Sie nicht ein, mit mir einen Flug durchs offene Land zu machen, um neben den Pastoren noch andere Spuren von Deutschthum zu entdecken. Ich gebe Ihnen nur die tröstliche Versicherung, daß Sie hier und da auf gutes Bier stoßen, und wenn Sie sich dann nach dem Verfasser erkundigen, wird Ihnen ein Sohn der Bavaria in die Arme fallen. In diesem rührenden Momente klingt Ihnen aus irgend einer Wohnung eines reichen Proprietärs die Arie von „Wir winden dir den Jungfernkranz" oder ein Straußischer Walzer entgegen. Sie folgen diesen Tönen, und durchs Fenster erblicken Sie die kleine Französin am Klavier; neben ihr sitzt ein blonder Jüngling, der Chiron der Gegend und der Organist der Kirche. Ja, selbst wenn Sie in die Unterwelt, d. i. in die Kohlengruben der Cevennen hinabsteigen, hören Sie die Sprache Ihrer Mutter, denn deutsche Bergleute leiten die Ausbeutung. Kommen Sie aber erst nach Cette in den Hafen, dann hören Sie im herrlichsten Plattdeutsch fluchen. Diesen Genuß hatte ich dort erst vor Kurzem auf dem Danziger Schiffe „Thomas" wo ich mich trotz der Dresdener Konferenzen unter dem preußischen Adler sehr wohl befand.

Aber Sie haben wohl schon genug des südfranzösischen Deutschthums. Wenn ich Ihnen zu viel des Kleinen und Kleinlichen zugetragen habe, das Sie im Herzen Deutschlands nicht interessirt, so verzeihen Sie das dem Sammlerfleiße des „Liebhabers" und gestehen Sie mir zu, daß ich mir wenigstens ein Vaduzer Vaterland zusammengeflickt habe, welches noch den Vortheil hat, in seiner Kleinheit die ganze Buntheit des großen deutschen darzustellen. Ich komme mir vor, wie jener französische Emigrant, von dem mir mein Großvater erzählt hat. Der arme

Marquis mußte sich seinen Lebensunterhalt mit Holzschnitzereien erwerben; aber für alles Geld schnitzte er nichts Anderes als französische Schlösser: Versailles, St. Cloud, Fontainebleau. — So schnitze ich mir einen deutschen Duodezstaat und zwar mitten in der Republik. „Zu Straßburg auf der Schanz" und „Wär' ich ein wilder Falke" — hundert Volkslieder, das ganze Wunderhorn klingt mir schon im Kopfe, und ich sehe mit Zufriedenheit, daß ich einen gewissen geheimen Zweck erreicht habe. Leben Sie wohl! Bald schreibe ich Ihnen von andern Ufern.

„O du mein Deutschland, ich muß marschiren."

Provençalen.

Volkslieder und Balladen — übersetzt und bearbeitet.

Wenn das Spottlied auf Napoleon, obgleich es noch im Munde des Volkes lebt, als ein politisches Epigramm nicht zur reinen Gattung gezählt wird, so sind eigentlich nur die ersten hier mitgetheilten fünf Lieder als Volkslieder zu bezeichnen. Die Gedichte „Provenzalisches Morgenständchen," „der Dieb" und „das Matrosenlied" sind Bearbeitungen nach Thematen, welche dem Uebersetzer von längst verschollenen Gesängen geliefert wurden. Die Ballade auf König Franz' I. Gefangenschaft ist eine in der Form tief unter dem französischen Originalvolksliede stehende provenzalische Bearbeitung, die ebenfalls längst vom Volke vergessen ist und hier nur mitgetheilt wird, weil sie der Uebersetzer zufällig einmal in einem alten Buche gefunden hat. Das Gedicht „an die rechte Hand" ist vielleicht nie gesungen worden, wird aber seines Inhalts wegen, der durch die Zeit seiner Entstehung noch größeren Werth erhält, der Mittheilung für würdig erachtet. „Die beiden Seraphim" und „An die Tyrannen" sollen als Proben neuprovenzalischer Poesie in diesem Tagebuche Platz finden. Die Ausbeute an eigentlichen Volksliedern beschränkt sich also bloß auf die ersten fünf Stücke und muß nothwendiger Weise als eine sehr arme betrachtet werden. Es ist das nicht die Schuld des Sammlers, der mit der Absicht und der Hoffnung, eine reiche Ernte zu machen, in den sangberühmten Süden, auf den klassischen Boden der Troubadours gekommen war und sich angestrengt hat, so viel als möglich zu sammeln. Alte Bücher und

Anthologien hätten mir allerdings eine große Anzahl provenzalischer Lieder liefern können, aber ich hatte mir vorgenommen, nur solche zu sammeln und als eigentliche Volkslieder anzuerkennen, die noch heutigen Tages im Munde des Volkes leben. Der deutsche Leser möge aus der ärmlichen Ausbeute schließen, was ich enttäuscht und mit Schrecken selbst erkannt habe: das südfranzösische Volk singt nicht mehr. Von den fünf ersten Liedern habe ich auch nur vier singen hören, und daß selbst diese Produkte der Kunstpoesie aus dem achtzehnten oder siebenzehnten Jahrhunderte seien, wird er an dem schäferlich-sentimentalen Charakter, an den Namen Thirsis und Daphnis erkennen. Ihr poetischer Werth ist unbedeutend, und auch sie wären ihren älteren Brüdern aus den besseren Zeiten provenzalischer Poesie wahrscheinlich schon ins Grab gefolgt, wenn ihnen nicht die zum Theil sehr reizenden, oft überaus melancholischen und getragenen Melodieen das Leben gefristet hätten. Ich gestehe es, daß ich hier und da wohl noch Gelegenheit gehabt hätte, das eine oder das andere Lied bei Hochzeiten und andern Festen dem Munde des Volkes abzulauschen — aber meist waren diese Lieder schon so vom französischen Idiom „envahi," daß sie kaum mehr als provenzalische anzuerkennen gewesen, und basirten fast immer auf so schlechten Witzen, daß ich alle Lust zu ihrer Aufzeichnung verloren. Es thut mir leid, wenn ich den deutschen Leser, der sich das Nachtigallenland von Volksliedern durchklungen denkt, um eine schöne Täuschung ärmer mache — aber ich kann nicht anders. Ich wiederhole es: das südfranzösische Volk singt nicht mehr. Nie ist auf freiem Felde, in der Ferme, am Herde, im Dorfe, wo sich das Volk versammelt, ein originales provenzalisches Lied an mein Ohr gedrungen. Es ist natürlich, daß ein Volk, das beleidigt ist, wenn ihm sein Pfarrer in der heimischen Sprache predigt, in dieser Sprache nicht mehr singt. Ein einzigesmal begegnete es mir im Vaunages, daß mir aus der Ferne ein Chor von Männerstimmen entgegentönte. Ich setzte mich hin und wartete, bis der Gesang herankam; es waren die Republikaner von Calvisson, die

den Pariser Chant du départ sangen. Und ein einziges Mal hörte ich auf freiem Felde ein unter einem Olivenbaume sitzendes Kind singen: es sang die Marseillaise. Dieses kleine Mädchen hat mir mehr bewiesen, als die ganze, große Schaar neuprovenzalischer Dichter, die den schönen Süden bevölkern, und unter denen es höchst talentvolle gibt. Wir brauchen bloß Jasmin, Roumanille, Aubanel, Crousillat, Mistral zu nennen. Trotz ihren Bemühungen wird, zum Glücke Frankreichs, in wenigen Jahrzehnten das Publikum, das ihre Sprache versteht, ganz oder zum großen Theile weggeschmolzen sein. Das Idiom wird von der nordfranzösischen Sprache nach und nach weggenagt. Selbst die Dichter weichen, ohne es zu wissen, dem modernen, nordischen Andrange. Mary-Lafon, ein kompetenter Richter, wirft dem berühmtesten unter ihnen, dem Perückenmacher Jasmin vor, daß er die Sprache, in der er dichte, nicht kenne. Aber auch die tiefste und gründlichste Kenntniß würde gegen die historische Nothwendigkeit nichts vermögen. Eine große Produktionskraft könnte dem aussterbenden Romano-Provenzalischen vielleicht für einige Zeit das Leben fristen — aber diese fehlt. Selbst die bedeutendsten unter den provenzalischen Dichtern, wie z. B. Roumanille aus St. Remy, zeichnen sich durch bloße lyrische Einzelnheiten aus; große Erfindungs- und Gestaltungskraft ist vielleicht nicht einem Einzigen nachzurühmen. Sie begnügen sich, die schöne Sprache schön klingen zu lassen, und oft beschränkt sich ihr ganzer Werth auf die melodische Form, auf den holden Zusammenklang. Eines der bedeutendsten Produkte der letzten Zeit „Li Sounjarello“ (die Träumerinnen) von Roumanille bestätigt das.[1]

Mit den „Complaintes,“ den Klagegesängen auf protestantische Märtyrer, welche noch im vorigen Jahrhundert so häufig gesungen wurden und eine der besten Quellen für protestantische Geschichte abgeben, steht es nicht besser als mit den profanen Volksliedern. Sie sind verschollen, und die nicht schon von eifrigen

[1] Die seitdem erschienene Mirejo, ein großes episch-lyrisches Gedicht von Mistral, scheint dem zu widersprechen — scheint aber nur.

„Hirten der Wüste" aufs Papier gebannt wurden, sind heute verloren. Selbst in den verborgensten Thälern der Cevennen werden sie nicht mehr gesungen, wohl aber noch die französischen, (von Clement Marot übersetzten) Psalmen.

Diese wenigen Worte zur Charakteristik der Sprach- und Volksliedzustände, zugleich zur Entschuldigung, daß meine Ernte so ärmlich ausgefallen. Vielleicht reicht es hin, wenn ich kurz sage: Der Sammler provenzalischer Volkslieder ist im Jahre 1851 bereits zu spät gekommen.

A l'oumbra d'aou bouscatjé.

Die Flötentöne irrten
Bis her zum schatt'gen Hag;
Es feierten die Hirten
Heut einen frohen Tag.

Ich aber sitz und weide
Die Heerden, ach, allein:
Und seufze, was ich leide,
In den klaren Quell hinein.

Und wenn mein Herz gedenket
Der alten schönen Zeit,
Um ihn, der mich gekränket,
Wein' ich in meinem Leid.

So seufze durch die Nacht ich
In meines Herzens Noth —
Vor Sehnen fast verschmacht ich,
Viel besser wär der Tod.

Tirsis n'és mort, pécayré!

Tirsis ist todt, o wehe!
Weint, Vöglein, auf sein Grab,
Ihr Blümlein legt, ich flehe,
Die lust'gen Farben ab.
Betrübte Taubenherzen,
Verliebte Nachtigall,
Vereint mit meinen Schmerzen
Der süßen Stimme Schall.

D'una pastoura trop cruela
Un jeun Dafnis se planissiait.

Ein junger Daphnis weint' und klagte,
Denn grausam war die Schäferin —
Ganz in der Nähe floh und jagte
Ein armes Täubchen her und hin.
Und wie sie hin und wieder irrte,
Ausstieß sie, ach, so trüben Ton,
Es lauschte und es sah der Hirte,
Wie sie in ein Gebüsch entflohn.

Die kleinen Vögelein im Neste,
Sie saßen still und lautlos da,
Weil eine Schlange vom Geäste
Furchtbar und drohend niedersah.
Sie schlug Daphnis mit einem Schlage
Des Hirtenstabs, daß todt sie sank.
Ihm ist, als ob das Täubchen sage:
O habe Dank, o habe Dank!

Quant vous vézé tout mé play.

An dir gefällt mir Alles zur Stund,
Du würdest den todten Stamm beleben,
Das Wasser kommt mir in den Mund,
Seh ich dein Lachen, dein heiteres Leben.
Fröhlich und froh!
Ich hab sie noch nicht, doch werd ich sie frein;
Fröhlich und froh,
Ich hab sie noch nicht, doch mein muß sie sein.

Und kehrte sich der Himmel um
Als wie der Kuchen in der Pfanne,
Ich trüge fest durch Grad und Krumm
Die Lieb zu meiner braunen Hanne.
Fröhlich und froh!
Ich hab sie noch nicht, doch werd ich sie frein;
Fröhlich und froh,
Ich hab sie noch nicht, doch mein muß sie sein.

Wenn wo ein Dieb in Herzen bricht,
Gleich führt man gegen dich Beschwerden;
Versteckst du deine Augen nicht,
Wirst du einmal gehangen werden.
Fröhlich und froh!
Ich hab sie noch nicht, doch werd ich sie frein;
Fröhlich und froh,
Ich hab sie noch nicht, doch mein muß sie sein.

Hochzeitslied.

Zu jeder Zeit, in jedem Land
Begriffen's Leute von Verstand,
Im Leben und im Sterben bleibe
Gar nichts vergleichbar mit dem Weibe.

Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Das Weib, das ist im Hause ganz,
Was eine Geige ist beim Tanz.
Ohne Weib herrscht Todesschweigen,
Ohne Geige stockt der Reigen.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Der junge Gatte lachet sehr,
Ein groß Verdienst bei meiner Ehr!
An seiner Stelle würden heute
Sehr lachen auch gescheitre Leute.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Es lächelt auch die junge Braut,
Doch nur im Herzen und nicht laut,
Der Brauch will, daß im Hochzeitskleide
Man sauere Gesichter schneide.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Morgenständchen.[1]

Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es singet mein Leid —
Der Tag ist nicht weit,
Die Wolken erröthen.
Von meinem Trauerliede
War hold dein Traum erfüllt,
Es hat dich süßer Friede
Wie Seide weich umhüllt.
Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es singet mein Leid ꝛc.

Schlag auf deine süßen
Schwarzäugelein jetzt —
Vom Thaue benetzt
Will ich dich begrüßen.
Sieh, dem Olivenbaume
Lacht schon die Sonne zu,
Blick du, noch halb im Traume,
Mir in das Herz die Ruh.
Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es singet mein Leid ꝛc.

Die Nebel, die steigen,
Bedecken das Haus —
O komme heraus,
O wolle dich zeigen.
Der Morgen wird so milde
Um deine Schläfe wehn —
Du wirst dein Traumgebilde
In meinem Auge sehn.
Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es singet mein Leid,
Der Tag ist nicht weit,
Die Wolken erröthen.

[1] Wahrscheinlich ein Rest oder eine Nachahmung der alten provenzalischen Aubades oder Morgenständchen (von Aube.)

Matrosenlied.

O hör's durch alle Ferne,
Durch alles Leid, das Wort,
Ich schwör's beim Licht der Sterne:
Dich lieb ich immer fort.

Es beben mir im Innern,
Als schwellender Accord,
Die Sehnsucht, das Erinnern:
Dich lieb ich immer fort.

Ob auch in kaltem Wehe
Das Leben mir verdorrt,
Ob es in Blüthen stehe:
Dich lieb ich immer fort.

Wenn es ein Jenseits giebet,
Dich werd ich lieben dort
Wie ich dich hier geliebet:
Dich lieb ich immer fort.

Das Schönste, was ich habe
An meines Schiffes Bord,
Ist deiner Liebe Gabe —
Dich lieb ich immer fort.

Und wo ich immer lande,
An welchem fernen Ort,
Ich ruf's an jedem Strande:
Dich lieb ich immer fort.

Ich ruf's an jedem Strande;
Das liebe, liebe Wort
Kennt man in jedem Lande:
Dich lieb ich immer fort.

O hör's durch alle Ferne,
Durch Lust und Leid das Wort,
Ich schwör's beim guten Sterne:
Dich lieb ich fort und fort.

Der Dieb.

Nichts Süßres ist, als seinem Lieb
Stets geben, immer geben —
In Perpignan verlor ein Dieb
Am Galgen drum sein Leben.

Sei du getrost, du armes Lieb,
Der Herr hat ihm vergeben,
Er hat ja nur, der arme Dieb,
Gestohlen, um zu geben.

Der Mann, der die Gesetze schrieb
Und der sie anbefohlen,
Der hatte keine Seele lieb,
Sonst hätt auch er gestohlen.

Stehl ich dem Felde, was es trieb
An Gold- und Silberrosen,
Warum nicht auch für dich, o Lieb,
Das Geld aus Rock und Hosen?

Stehl ich dir Küsse doch, o Lieb,
Und werde nicht gehangen,
Was soll ich nicht ein Taschendieb
Für dich zu sein verlangen?

Nichts Süßres ist, als seinem Lieb
Stets geben, immer geben,
Und wenn mir nichts mehr übrig blieb,
So geb ich ihr mein Leben.

An die rechte Hand.

Von Drygnan — (Anfang des XVIII. Jahrhunderts.)

Dich, Rechte, pries kein Mund genug,
Geziemend klingt dein Lob aus meinem:
Ahnfrau von Hammer, Schwert und Pflug,
Bist du das Alles auch in Einem.

Du schreibst — ob klein in Lettern gleich —
Gedanken, die wie Ström' aus Schluchten
Durchziehen manches weite Reich
Und fernes Land und Feld befruchten.

Du bildest — hier ein wohnlich Haus,
Gewänder dort, die festlich schmücken,
Und hundert Dinge führst du aus,
Die lieblich jedes Aug entzücken.

Du nährst — ob auch der Stirne Schweiß
Auf deine Schwielen niederthauet;
Sie stehn dir, wie der Furche Gleis
Dem Acker, den du selbst bebauet.

Ich singe deinen Ruhm am Pflug,
Bejahend winket mir der Spaten;
Es pries dich noch kein Mund genug,
Genossin du der schönsten Thaten.

Mich hast du lebenslang genährt! —
Des Hammers Lob laß ich den Schmieden,
Dem Rost, dem Rost laß ich das Schwert,
Und mir laß ich den Pflug, den Frieden.

König Franz I. in der Gefangenschaft.

Als der König zog aus Frankreich,
Zu gewinnen fremdes Land,
Fiel an Pavia's Thore
Er den Spaniern in die Hand.

„Gib dich, gib dich, König Frankreichs!
Wo nicht, mußt du untergehn!"
— „„Ich soll Frankreichs König sein?
Niemals hab ich ihn gesehn.""

Heben auf des Mantels Zipfel,
Und die Lilie sehn sie dort —
Nehmen ihn und binden ihn,
Ins Gefängniß muß er fort.

Fort zum finstern Thurm, in welchen
Mond und Sonne niemals sahn,
Wenn nicht durch ein Fensterlein —
Kommt ein Postillon heran.

„Postillon, der Briefe bringet,
Sag, was in Paris man spricht?"
— „„Daß der König ist gefangen,
Sagt man, wenn getödtet nicht."" —

„Postillon, kehr mit der Post um,
Nach Paris kehr um geschwind,
Grüße schönstens mir mein Weib,
Grüße mir mein kleines Kind.

Daß sie Münzen prägen lassen
So viel nur Paris im Stand,
Und mir eine Ladung senden,
Daß ich heimkehr in mein Land." [1]

[1] Fast der ganze Inhalt dieses südfranzösischen Liedes findet sich in einem der vielen nordfranzösischen, die auf die Schlacht von Pavia gemacht wurden. Das nordfranzösische hat einen satirischen Anstrich und beginnt mit Spott auf den Herrn La Palice und endet mit einem höhnischen Ausfall auf den

Herzog von Guiſe. Die ganze Form iſt beſſer und gebildeter als die des ſüdfranzöſiſchen hier mitgetheilten Volksliedes, welches nur eine Nachahmung des andern zu ſein ſcheint. Das Original lautet ſo:

Helas! La Palice est mort,
Il est mort devant Pavie.
Helas! s'il n'etait pas mort
Il seroit encore en vie.

Quant le roy partit de France,
A la malheur il partit;
Il en partit le Dimanche
Et le Lundi il fut pris.

Il en partit etc.
Rens, rens toy, Roy de France,
Rens toy donc, car tu es pris.

Rens etc.
Js ne suis point roy de France,
Yous ne savez qui je suis.

Je suis pauvre gentilhomme,
Qui s'en va par le pays.

Regardèrent à sa casaque,
Avisèrent trois fleurs de lys,

Regardèrent à son espée,
Françoys ils virent escry.

Ils le prirent et le menèrent
Droit au château de Madrid.

Et le mirent dans une chambre
Qu'on ne voiroit jour ne nuit.

Que par une petite fenêtre,
Qu'estoit au chevet du lict.

Regardant par la fenêtre
Un courrier par la passit.

Courrier, qui porte lettre,
Que dit on du roy à Paris?

Par ma foy, mon gentilhomme
On ne sait s'il est mort ou vif.

Courrier qui porte lettre,
Retourne t'en à Paris.

Et va — t'en à ma mère
Va dire à Montmorency.

Qu'on fasse battre monnaie
Aux quatre coins de Paris.

S'il n'y a de l'or en France
Qu'on en prenne à St. Denis.

Que le dauphin en amène,
Et mon petit fils Henry.

Et à mon Cousin de Guise
Qu'il vienne icy me requery.

Et à mon cousin de Guise
Qu'il vienne icy me requery.
Pas plus tôt dit la parolle
Que monsieur de Guise arrivy.

Aro l'aben attrabat etc. [1]

Spottlied auf Napoleon, aus dem Jahre 1815.

Nun haben wir ihn eingefangen,
Den Vogel mit den großen Flügeln;
Nun haben wir ihn eingefangen
Und ihm gestutzt die großen Flügel.

[1] Wir theilen dieses Volksepigramm nur deßhalb mit, weil es, seit lange vergessen, sonderbarer Weise in diesem Jahre plötzlich wieder auftaucht. Es heißt nämlich im Original:

Aro l'aben attrabat
L'aouzel dé las grossos alos;
Aro l'aben attrabat
E l'aben dézalatat.

Die beiden Seraſim.

Li dous Serafin von J. Roumanille aus St. Remy.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend ſang da ihre Lippe:

(Der Erſte:)

Auf dem Knie der Mutter ſehe
Weinen ich das Kindlein, wehe!
Kenn die Quelle ſeiner Klage:
O Jeſu, heil'ger Geiſt,
Du weißt,
Daß die Stirn an jenem Tage
Dir die Dornenkron' zerreißt.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend ſang da ihre Lippe:

(Der Zweite:)

Soll mein Herz nicht ſein voll Leide?
Sollen wir nicht weinen beide?
Soll das Kindlein auch nicht wimmern?
O Jeſu, heil'ger Geiſt,
Du weißt,
Daß ſie ſchon am Kreuze zimmern,
Das die Glieder dir zerreißt.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend ſang da ihre Lippe:

(Beide:)

Ach, er ist ans Kreuz geschlagen!
Aus dem Leide steigen Klagen
Auf zum Vater von dem Sohne.
O Jesu, heil'ger Geist,
Du weißt,
Daß der Mensch nach deiner Krone,
Nach dem Kreuz mit Spotte weist.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend sang da ihre Lippe.

Die Tyrannen.

Aus Li Provençalo, von Th. Aubanel aus Avignon.

Motto: Ahi dura terra, perche non t'apristi?
Dante. Inferno.

Wo eilst du mit dem großen Messer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

O sieh das Blut von deinem Kleide thauen,
Und deinen Fingern — Henker, wasche dich!
„Warum? noch Manches bleibt zu thun für mich,
Es gibt noch viele Köpfe abzuhauen."

Wo eilst du mit dem großen Messer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

Ich weiß! — Doch bist du Vater je geworden?
Ein Kinderblick hat dich wohl nie bewegt?
Ganz ohne Scheu, von keinem Trunk erregt,
Kannst du die Mutter sammt dem Kinde morden.

Wo eilst du mit dem großen Messer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

Gepflastert ist der Markt mit deinen Todten,
Was lebend noch, fleht mit gebeugtem Knie:
Sprich, warst du je ein Mensch, warst du es nie?
— „Laß mich mein Tagwerk thun, wie mir geboten."

Wo eilst du mit dem großen Messer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

— Sprich, meinst du nicht aus deines Bechers Grunde,
In deinem Wein zu trinken Blut, das roth?
Und wenn du issest, glaubst du nicht das Brod
Zu Menschenfleisch verwandelt dir im Munde?

Wo eilst du mit dem großen Messer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

Vor Müdigkeit seh ich den Schweiß dich wischen;
Halt ein! voll Scharten ist ja schon dein Schwert.
Es kann geschehn, daß es daneben fährt,
Weh dir, wenn deine Opfer dir entwischen.

Wo eilst du mit dem großen Messer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

Sie sind entwischt! Zum Block, der roth umquollen,
Jetzt beuge du das Haupt — die Schulter nackt —
Die Sehne deines Halses kracht und knackt,
O Henker, nun wird dein Kopf niederrollen.

Schleift frisch das große Messer, schleift und schleift,
Ergreift des Henkers eignes Haupt, ergreift.

Vierzehntes Kapitel.

Montpellier — Ein Wort Goethe's — Erste Eindrücke — Bauart der Stadt — Peyrou und Esplanade — Alexander Rousſel und Peter Durand — Claude Brousſon und ſein Henker — Ludwig XIV. und Philipp II., Baville und Alba — Proteſtanten und Katholiken — Geſellſchaft, Erziehung, Moralität — Das Volk von Montpellier und ſeine Sprache — Pecayré! — Eine Anekdote — Journalismus — Herr Danjon, ein ſonderbarer Schwärmer.

Montpellier, Mitte September 1851.

— „es iſt mir recht aufgefallen: daß man eigentlich nur von fremden Ländern, wo man mit Niemand in Verhältniß ſteht, eine leidliche Reiſebeſchreibung machen könnte. Ueber den Ort, wo man gewöhnlich ſich aufhält, wird Niemand wagen etwas zu ſchreiben, es müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenſtände die Rede ſein: ebenſo geht es mit Allem, was uns noch einigermaßen nahe iſt; man fühlt erſt, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch ſein gerechteſtes, mäßigſtes Urtheil über die Dinge öffentlich ausſprechen wollte. Dieſe Betrachtungen führen auf artige Reſultate und zeigen mir den Weg, der zu gehen iſt."

Dieſe Worte Goethe's, die jeder Touriſt oder Reiſebeſchreiber vornhin in ſein Notizenbuch ſetzen ſollte, kommen mir unwillkürlich ins Gedächtniß, da ich darangehe, mit einigen Bemerkungen über Montpellier mein Tagebuch zu vervollſtändigen. Während meines ſiebenmonatlichen Aufenthaltes im Süden habe ich in dieſer altberühmten Stadt ſo viel Gaſtfreundſchaft genoſſen, haben ſich ſo mancherlei Beziehungen, Bekanntſchaften und Freundesverhältniſſe gebildet, daß ich vollkommen jene Beengniß fühle, die der Alles Vor- und Nachempfindende in jenen Worten

ausgedrückt. An dieses die Feder beengende Gefühl der Delikatesse schließt sich noch ein anderer Nachtheil. Die ersten Eindrücke, die gewöhnlich die besten und wahrsten sind und sich mit größerer Leichtigkeit, ohne alle Anstrengung, fast naiv wiedergeben lassen, sind von vielen nachfolgenden verdrängt, so daß beim Niederschreiben eine Arbeit des Gedächtnisses beginnt, die der Unbefangenheit, ich möchte sagen, Einfalt des wahrhaftigen Erzählers Eintrag thut.

Kaum kann ich mich mehr des ersten Eindruckes erinnern, den Montpellier auf mich gemacht hat. Ich weiß nur, daß es an einem regnerischen Apriltage war, da mich der Bahnzug hierher brachte, und daß mir traurig und enge zu Muthe wurde, als wir uns in den dicken Mauern der Festung verloren, die Ludwig XIII. als ein Zwing-Montpellier vor die Stadt hingemauert. Die schönen Gemüsegärten, die bereits von Kohl und Blüthen bedeckt waren, die breite mit prächtigen Bäumen besetzte Esplanade, welche sich zwischen dem Kastell und der Stadt ausdehnt, konnten den trüben Eindruck des regnerischen und düsteren Tages halber nicht aufheitern. Die innere Stadt mit ihren hundert Gäßchen, die sich wahrhaft gordisch und sinnverwirrend in einander schlingen, erschien mir als ein unauflösbarer Knoten und wurde dem Wanderer unbehaglich, der, stolz auf seinen Ortssinn, sonst gewohnt ist, sich in der fremdesten und verwickeltsten Stadt im Laufe der ersten Stunden zurecht zu finden.

Aber mit dem Himmel klärte sich auch die Düsterheit des ersten Eindrucks auf, und im Laufe des Sommers hatte ich oft Gelegenheit, die Weisheit der alten Gründer und Bewohner Montpelliers zu preisen und sie dafür zu segnen, daß sie ihre Häuser so nahe als möglich an einander gerückt und auf diese Art für ewigen Schatten gesorgt haben. Wenn Montpellier der modernen Neigung der meisten Städte folgen und seine schmalen, winklichen Gassen in breite, langgezogene verwandeln wollte, es würde unbewohnbar werden, oder seine sämmtlichen Kinder dem Sonnenstiche aussetzen. So aber, wie die Stadt heute beschaffen

ist, kann man sie fast ihrer ganzen Länge und Breite nach immer angemessen beschattet durchwandern, und können Handwerker und Krämer, selbst in den heißesten Tagen, ihre Geschäfte gemächlich fortsetzen. Und nicht nur vor dem Sonnenbrande ist man durch diese Bauart der alten Stadt geschützt — noch ein gefährlicherer Feind wird durch sie von den guten Bürgern Montpelliers abgehalten; es ist das der Wind, der sonst fast ununterbrochen sie durchtoben und, aus allen Weltgegenden kommend, an Brust und Lungen nagen würde, während er jetzt an den äußersten Winkeln abprallt und nicht durch all' die Wendungen und Windungen zu dringen vermag. Gegen die Atmosphäre, die er, wenn er in Gestalt des Mistral oder des Sirocco erscheint, mit sich führt, schützen freilich weder die Windungen noch die Schatten der alten, hohen Häusermassen.

Die Stadt, obwohl auf einem Hügel liegend, gewährt von keiner Seite einen recht malerischen Gesammtanblick, während sie in ihrem Inneren oder an verschiedenen Enden einzelne Punkte besitzt, von denen aus man sich der herrlichsten Aussicht ins Land erfreut. Der schönste dieser Punkte ist der Peyrou, eine am Westende der Stadt sich erhebende Esplanade. Die Aussicht, die man da genießt, nennen die Montpellierenser mit etwas übertriebenem Stolze eine der schönsten der Welt. Man sieht vom Peyrou aus die hübschen Landhäuser, die sich, gut gruppirt mit ihren Cypressen, Platanen, Lorbeerbäumen und Granatbüschen, weit hinaus vor die Stadt erstrecken, und jenseits dieser Ländhäuser gegen Norden die kalkigen, verbrannten Berge der Cevennen mit ihrem König, dem Pic St. Loup, gegen Süden das lächelnde, blaue Mittelländische Meer, das kaum eine halbe Meile von der Stadt entfernt ist, mit den grünen Sümpfen an seinen Ufern und mit der Insel Maguelone und der Ruine der altberühmten Kirche in seinem Schooße; gegen Westen, bei besonders klarem Wetter, jenseits der letzten Ausläufer der Cevennen, die ihre Arme dem Meere entgegenbreiten, sogar die riesigen, in sanfter Bläue schwimmenden Häupter der Pyrenäen.

Die Cevennen scheinen, wenn die Luft von der Feuchtigkeit des nahen Meeres durchwoben ist, so nahe gerückt, daß man ihre Sträuche und einsam nickenden Alpenblüthen mit der Hand erreichen und in ihre Höhlen und Risse mit einem kühnen Schritte eingehen zu können wähnt. Auf der dem Peyrou entgegengesetzten Esplanade kann man zugleich mit Cevennen und Pyrenäen die Alpen mit ihrem Repräsentanten, dem Mont Ventoux, erblicken und so im selben Momente, mit Einem Blicke Hispania, Helvetien, la belle France und durch das Medium des Mittelländischen Meeres das fabelhafte Afrika begrüßen. Ein weltumfassendes Herz kann hier eben so gute Nahrung finden, als ein hypochondrisches, das sich in Betrachtung über die Kleinheit der Reiche dieser Welt, ja selbst dieser armen Erde ergehen will. Ein besser und heiterer gestimmtes wird sich hier an ihrer Schönheit erfreuen, besonders so lange, als es nicht an die Gräuel denkt, deren Schauplatz der schöne, herrlich Peyrou, oder die lachende Esplanade vor dem Kastell gewesen.

Unglückseliger Weise kamen sie mir zu früh ins Gedächtniß, als ich auf dem Peyrou stand, und mich zufällig umwendend, die Statue und den Triumphbogen Ludwigs XIV. in seiner Mitte und vor seinem Eingange erblickte. — Möge man noch so große Aquädukte mit allen Quellen der Gebirge, ja, möge man das ganze Mittelmeer mit seiner lächelnden, heiligen Salzfluth hierher leiten — alle die Wellen waschen den Blutfleck nicht ab, der diesen herrlichen Punkt der Erde für ewige Zeiten entstellt: und möge man hier noch so viele Blumen pflanzen und Lindenblüthe duften lassen — alle Gerüche des Orientes und Occidentes übertäuben seinen Blutgeruch nicht. Es ist ja noch so frisch, das Blut der Märtyrer, die hier ihr Leben aushauchten für die ihnen heilige Sache. Gewöhnlich glaubt man, daß die Hinrichtungen der Protestanten auf dem Peyrou mit dem Tode Ludwigs XIV. ihr Ende ereicht haben; das ist aber falsch. Noch unter Ludwig XV. sah der Peyrou viele und erhabene Märtyrer „des reinen Glaubens," viele Martertode der „Hirten der Wüste." Alexander Rousset

verhauchte hier im Jahre 1728. Sein Verbrechen war, den Protestanten der Cevennen unter Mühen, Noth und Drangsal, kämpfend mit Hunger und Durst, verfolgt von Höhle zu Höhle, gepredigt zu haben. Um Geld verkauft, wurde er barhaupt, barfuß, mit dem Strick um den Hals, zum Richtplatz geschleift. Nach seiner Wohnung befragt, antwortete er: Der Himmel ist mein Dach! Während ihn auf dem Weg zum Richtplatz und bei der Folter die Jesuiten umdrängten und Verleugnung seines Glaubens verlangten, betete er für seine Richter und den Henker. In der Sterbestunde sang er wie Huß mit fester Stimme einen Psalm.

So wie Alexander Roussel erging es hier auf dem Peyrou dem armen Greise Peter Durand. Sein Verbrechen war, Antoine Court geholfen zu haben, als er die durch die Kriege zerstreute Heerde der Cevenolen wieder zu einer Gemeinschaft sammeln wollte. Er starb im Jahre 1732. Fünf Jesuiten erschöpften ihre Beredsamkeit, ihre Versprechen und Drohungen vergebens an ihm. Er blieb fest wie ein Fels. Die Folge dieser Martyrien war, daß die Abtrünnigen wieder in den Schooß des Protestantismus zurückkehrten, daß neue Bekehrungen vorkamen, daß die Protestanten neuen Muth und neue Kraft gewannen, daß sie sich wieder sammelten und organisirten und eine feste Gemeinschaft bildeten, die allen Verfolgungen zum Trotz ihr Leben fristete, bis die Bastille stürzte und die Begeisterten von Versailles Freiheit und Gleichheit verkündigten und Rabaut de St. Etienne, den Protestanten, zu ihrem Vorsitzenden gemacht haben.

Doch sind diese Martyrien, wie schaurig sie auch, wie groß auch ihre Folgen waren, nur das leise verklingende Nachspiel der grausamen Tragödie, welche Ludwig XIV., nachdem er fromm geworden, im ganzen Süden aufgeführt, und deren Katastrophen sich meist auf dem Peyrou, auf der Esplanade und in den Kerkern Montpelliers entwickeln. Ich will hier nur an einen der größten Helden des südfranzösischen Protestantismus erinnern, dessen Muth, dessen Ausdauer, dessen Leiden den Ruhm der Geschichte

eben so gut verdienen, als irgend ein heiliges Martyrium, als irgend eine große That des Schwertes, des Wortes oder der Erfindung.

Claude Brousson war im Jahre 1647 zu Nimes geboren und wirkte in männlicher Jugend als Advokat bei den Tribunalen von Castres und Toulouse, als Vertheidiger der Unschuld oder der menschlichen Verirrung. Als die einleitenden Vorspiele zum Widerrufe des Ediktes von Nantes begannen, als endlich der Widerruf, begleitet von den Dragonaden und frommen Mordthaten erfolgte, trat er vorzugsweise als Anwalt der unterdrückten Protestanten auf. Sein Wort war mächtig. Da man sein Stillschweigen umsonst mit glänzenden Sinekuren zu erkaufen versuchte, begann man, ihn zu plagen und zu verfolgen, und zwang ihn endlich zur Flucht. Da ging er, wie mancher Märtyrer alter Zeiten, wie Elias und Christus, in die „Wüste," d. i. in die Gebirge zu den Leidenden und Verfolgten und predigte allmächtig. Die Regierung zitterte vor dem verjagten Advokaten, der nun zum Priester, zum Propheten geworden war. Man machte Jagd auf ihn, wie auf ein wildes Thier, und wie ein verfolgtes Wild suchte er Schutz und Zuflucht auf unwegsamen Hochalpen, in alten Höhlen und Grotten. Mehrmal wurde er auf seiner ewigen Flucht gezwungen, die Gränzen des Vaterlandes zu überschreiten, um einen Augenblick auf fremdem Boden aufzuathmen. Aber immer kehrte er wieder zurück, immer mit demselben Eifer für die Sache, die ihm heilig war, immer in dieselben Drangsale und Gefahren zurück. Im Jahre 1693 wurde ein Preis von fünfhundert Louis auf seinen Kopf gesetzt. Erst im Jahre 1698, also sehr kurz vor Ausbruch des Cevennenkrieges, wurde Claude Brousson zu Oleron gefangen genommen und nach Montpellier gebracht. Als er das Blutgerüst bestieg, wurde das Wort, das er noch an das Volk richten wollte, durch achtzehn Trommler übertäubt. Wir wollen nicht die Historiker seiner Partei, wir wollen auch nicht die Jesuiten über ihn sprechen lassen; wir wollen hören, wie sich der Henker, der ihn vom Leben zum Tode

brachte, über ihn ausdrückt. Seine Worte sind treu aufbewahrt worden, und sie lauten so:

„Ich habe mehr als zweihundert Verurtheilte hingerichtet, aber keiner hat mich je so zittern gemacht, wie Herr Brousson. Als man ihn auf die Folter legte, waren der Kommissär und die Richter bleicher und zitterten mehr als er, der betend seine Augen gen Himmel wandte. Wenn ich gekonnt hätte, ich wäre entflohen, um nicht einen so trefflichen Mann tödten zu müssen. Wenn ich reden dürfte, ich wüßte mancherlei Dinge über ihn zu sagen; gewiß, er starb wie ein Heiliger."

Aus dieser Aussage des Henkers, den wir viel lieber als Geschichtsquelle gelten lassen, als den klassischen Bischof Flechier, geht hervor, wie sehr die Henker des Statthalters von Languedoc, Herrn de Baville, schon Jahre vor Ausbruch der Cevennenunruhen beschäftigt waren. Dieser eine Henker hatte bereits im Jahre 1698 mehr als zweihundert Verurtheilte hingerichtet, und Herr Baville-Lamoignon hatte überall in seiner Statthalterei, in Nimes, in Beaucaire, in Beziers u. s. w. viele Henker, und all die Städte, ja, viele kleine Flecken erlebten so schaurige Schauspiele wie Montpellier. Baville-Lamoignon war ein sehr thätiger und seines Sultans würdiger Satrap. Er reiste viel in seiner Provinz umher und hinterließ überall gleiche Blutspuren. In Nimes vermied ich es, sie aufzusuchen; dort war ich froh, sie über den Antiken vergessen zu können. Montpellier ist eine Stadt des Mittelalters, und Alles ladet hier ein, den Spuren der uns noch so nahe liegenden Geschichte nachzugehen. Die Gegenwart bietet wenig, was die kaum achthundertjährige Vergangenheit vergessen machte.

Auch vor der Weltgeschichte, der Weltrichterin, gibt es Persönlichkeiten, die Glück, oder, wie die Franzosen sagen, „de la chance" haben. Zu diesen Begünstigten gehören unstreitig Ludwig XIV. „der Große" mit seinem Languedoker Statthalter Baville-Lamoignon. Wenn man von grausamen Königen und grausamen Statthaltern spricht, ist es hergebracht z. B. von

Philipp II. und Herzog Alba zu sprechen. Doch lebten beide in einer Zeit, da zwei feindliche Prinzipe, deren eines sie vertraten, sich gewissermaßen zum ersten Male und darum mit größerer Heftigkeit, mit Fanatismus, entgegentraten. Das ihnen feindliche Prinzip war durch ein fernes, ihnen durch Sitte, Gewohnheit, Charakter, Anschauungsweise und Blut vielfach fremdes Volk vertreten, welches sich noch dazu religiös und politisch zugleich empörte. Philipp und Alba mit ihren schwarzen Armeen sind von der Inquisition erzogen und getrieben, und ihre Jugend ist von Auto-da-Fés groß genährt. Ihre Bildung ist um mehr als ein Jahrhundert jünger, ihr Blut um zehn Breitegrade heißer. Ludwig XIV. und Baville-Lamoignon haben Port-Royal hinter sich, ein Volk, das bereits Colbert, Vauban, Fenelon, Corneille, Racine, Molière, Lafontaine hervorgebracht, um sich; sie stehen an der Wiege Voltaire's und Rousseau's und hören schon die Stimme Peter Bayle's, des Vaters der Encyklopädie. Sie haben es mit Stammgenossen, mit Kindern desselben Landes, mit Brüdern zu thun, mit loyalen Bürgern, die nichts wollen, als ihren Tempel besuchen, ihre Kleinen im selben Glauben erziehen, der ihnen durch Edikte, feierliche Eide und Friedensschlüsse als ungefährdet übermacht und zugesichert worden ist. Die Beiden bekämpfen eine Religionsgenossenschaft, die durch Jahrhunderte im Lande einheimisch und sonst Niemand mehr anstößig ist, als dem Klerus, den bereits Pascal in seiner Nacktheit dargestellt hat.[1] Und doch begehen sie Thaten, vor

[1] Wir können nicht umhin, hier an einige Anekdoten zu erinnern, die für die Frömmigkeit Ludwigs und seiner Zeit charakteristisch sind.

Nach einer verlornen Schlacht rief der König entrüstet aus: Gott hat also vergessen, was ich für ihn gethan habe.

Zu Louvois, dessen Benehmen in den Religionsstreitigkeiten er billigte, sagte der König eines Tages: Ich weiß nicht, wie Ihnen Gott eines Tages Ihre Bemühungen anrechnen wird; was mich betrifft, ich werde sie gewiß nie vergessen. Memoiren des Herzogs von Richelieu.

Der Herzog von Orleans, als er 1506 zur italienischen Armee abging, wollte Augrand von Fompertuis, einen lustigen Gesellen, der aber nicht im

denen die Gräuel Alba's in Belgien zu einer wahren Kleinigkeit zusammenschrumpfen; und doch nennt man Ludwig XIV. nur, wenn von glänzenden Regenten die Rede ist, und vergißt Baville-Lamoignon, wenn die blutigen Schlächter der Völker aufgezählt werden. Das ist das Glück, die Chance in der Weltgeschichte.

Aber wir wollen auch nicht verschweigen, was Baville des Guten gethan hat; freilich werden wir zur Aufzählung seiner guten Thaten nicht vieler Worte bedürfen. Diesen Peyrou, auf dem wir stehen, hat er, nachdem er ihn mit dem edelsten Blute getränkt und gekittet, zu dem gemacht, was er heute ist: eine schöne Terrasse, ein lieblicher Spaziergang, nachdem er ein steiniger Hügel gewesen, und die Natur, die gütige, läßt hier Blumen und prächtige Bäume wachsen, hat ringsumher stolze Gebirge aufgestellt und hat in der Nähe das blaue Meer ausgegossen, um mit all dieser Pracht Baville-Lamoignon und die Geißeln und Leiden der Menschheit vergessen zu machen.

Nach dem Tode Baville-Lamoignons und Ludwigs XIV. erhielt der Peyrou einen neuen Schmuck an dem Aquädukte, einem Theil der großen Wasserleitung, welche der Stadt Montpellier das süße Wasser der Quelle von St. Clement in einer Länge von beinahe 14,000 Meter zuführt. Der Theil desselben, welcher den Peyrou mit der gegenüberliegenden, durch ein tiefes Thal getrennten Höhe verbindet, hat eine Länge von beinahe 900 Meter. Er besteht aus zwei Stockwerken, die sich aus 53 unteren und 183 oberen Bogen zusammensetzen. Er bietet einen prächtigen und stolzen Anblick und endet am Chateau d'eau, einem sechseckigen, mit korinthischen Säulen und Basreliefs

Dienste war, mit sich nehmen. Der König, der es erfuhr, fragte seinen Neffen, warum er einen Jansenisten in seine Gesellschaft ziehe? — Er ein Jansenist! sagte der Prinz. — Ist er nicht, fragte der König wieder, der Sohn jener Närrin, die Arnaud nachlief? — Es ist mir unbekannt, antwortete der Prinz, was seine Mutter war; aber, was den Sohn betrifft, so weiß ich nicht, ob er an Gott glaubt. — Ich bin also schlecht unterrichtet, sagte der König naiv und ließ Fontpertuis als einen für den Glauben ungefährlichen Menschen mit dem Herzog abreisen. Duclos' Memoiren.

geschmückten Baue, der sich über dem Bassin und seinen Kaskaden schön emporwölbt. In der Mitte des Platzes, zwischen dem Chateau d'eau und dem Triumphbogen, der in die Stadt führt, erhebt sich eine kolossale Reiterstatue. Wir wollen vergessen, daß sie Ludwig XIV. vorstellt, und sie wird mit all den Monumenten in Mitten dieser schönen Natur ihre Wirkung nicht verfehlen. Vergessen wir überhaupt die Geschichte und ihre Helden, wenn wir an einem schönen Sommerabend hier lustwandeln, vielleicht an der Seite einer schönen Frau und eines lieben Freundes; horchen wir auf die Musik, die unter den Bäumen erschallt, auf die Nachtigallenlieder, die um die Wette aus dem Schatten der Palmenbäume, begeistert von den Lotosblumen im botanischen Garten, dort unten lieblich erklingen; sehen wir in die südschwarzen Augen lustwandelnder Frauen und spielender Kinder; freuen wir uns mit dem dunkelblauen Meere, mit den purpurnen Abendwolken, mit den glühenden Spitzen der Cevennen. Die Sonne sinkt; siehe da! bevor sie versank, durchleuchtete sie einen Wolkenriß und zeigte uns ein erhabenes Pyrenäenhaupt. Gute Nacht, Spanien!

23. September 1851.

Es wäre ungerecht, über Geschichte und Natur die lebende Gegenwart, das Treiben, Fühlen und Denken rings um uns zu vergessen. Sehen wir uns im Montpellier von heute um; die Resultate unserer Untersuchung werden, ich sage es mit Schmerz, nicht die tröstlichsten sein.

Montpellier gehört, Dank seiner alten Universität und der Akademie, zu den gebildetsten Städten des südlichen Frankreichs — und doch, welch einen niedrigen Grad der Bildung nimmt man bei näherer Betrachtung wahr! Die Professoren, unter denen einige höchstgebildete, stehen mit ihren wissenschaftlichen und Kulturbedürfnissen allein; die Studenten sind „Kümmeltürken", die — eine allgemeine Krankheit des heutigen Frankreich — nichts Anders im Sinne haben, als ihre Carriere zu machen, sich

die Mittel und Titel des allergewöhnlichsten Broderwerbes zu verschaffen, eine Neigung, die man in den letzten Jahren leider auch im deutschen Universitätsleben beobachtet haben will. Wenn doch ein junger Mann ausnahmsweise eine höhere Bildungsstufe erreicht, kann er es in seiner Vaterstadt nicht lange aushalten und wandert nach Paris. Die Mädchen bekommen eine beschränkte Klostererziehung und bleiben ihr Lebenlang in der Gewalt der Pfaffen, denen sie dann als Mütter wieder ihre Kinder hingeben. Die Geistlichen haben eine um so größere Gewalt, als sie in der That ein im katholischen Sinne ziemlich vorwurfsfreies Leben führen und, selber ungebildet und bloße Werkzeuge des höheren Klerus, an ihren Dogmen und Gelübden mit Aufrichtigkeit und Aufopferung hängen. Eine so erzogene Gesellschaft ist arm an geselligem Stoff, und so steht denn auch die Geselligkeit auf schwachen Füßen. Für Künste und Wissenschaften kann man sich und darf man sich kaum interessiren — wovon soll man sprechen? womit die Abende ausfüllen? was soll die Gemüther verbinden? Die Frauen unterhalten sich von ihren religiösen Uebungen; die Männer, die das langweilt, obwohl sie es billigen, gehen in ihre Cercles. Dort kann es auch kaum zu politischen Diskussionen kommen, da man nach politischen Farben weit getrennt ist.

Eines der Haupthemmnisse der Geselligkeit bildet die Religionsverschiedenheit der Einwohner. Protestantismus und Katholizismus bilden zwei ganz verschiedene Welten in Montpellier, und der Klerus thut gewissenhaft das Seinige, um die trennende Kluft so lange als möglich klaffend zu erhalten. Die äußere Bildung, der Lauf der Zeit, Interessen und Gewohnheit haben es zwar dahin gebracht, daß die bestehende Feindseligkeit von gewissen konventionellen Schleiern sanft verhüllt ist. Aber im Grunde der Seele verabscheuen die Katholiken den Ketzer, und sieht der Protestant mit Stolz und einigem Hochmuth auf den blinden Papisten herab. Der devote Katholik ist intolerant, der trockene Kalviniſt ist schroff und schwer versöhnlich. Es geht daraus hervor, daß man, wie es gewöhnlich geschieht, den Katholiken

Unrecht thäte, wenn man ihnen allein die Ursache der bestehenden Trennung in die Schuhe schieben wollte. Ich kenne manche Beispiele der Zuvorkommenheit von katholischer und deren Zurückweisen von protestantischer Seite. Freilich sind die Wunden der Protestanten kaum vernarbt, und es ist natürlich, daß sie sich scheuen, mit Denen in Berührung zu kommen, die sie geschlagen haben. Um so mehr, als noch der Stolz überstandener Leiden und bewiesener Ausdauer hinzukommt. Die katholische Toleranz ist auch nicht groß; die katholischen Frauen halten es noch meist für Sünde, mit den verirrten Schafen irgend eine Gemeinschaft zu pflegen, oder sich der Versuchung, der Gefahr der Ansteckung auszusetzen. Doch ist man hier nicht so fanatisch wie in manchen anderen Städten des Südens, wie z. B. in Nimes. Wenigstens hat sich Montpellier bei keiner der Gelegenheiten beschmutzt, die andere Städte zu Ruchlosigkeiten verleitet haben. Weder die ersten Jahre der Revolution, noch die Restaurationszeit wurden benutzt, um den alten Glaubenseifer blutig geltend zu machen, wie dieß in Nimes geschehen ist, wo man Protestantismus, Republikanismus und Bonapartismus in Einen Topf zusammenwarf und aus all Dem einen großen Vorwand zu Mord und Todtschlag zusammenbraute. Die Montpellierenser sind im Grunde ein gutmüthiges Völkchen, und wenn sich ihrer einmal die Bildung mit derselben Gewalt zu bemächtigen verstände, wie es die Kirche und die Unbildung bisher verstanden haben — all die traurigen Ueberreste trauriger Zeit würden bald verschwinden. An Geistesanlagen fehlt es ihnen nicht; Beweis die klugen und weisen Männer, die es in neuer Zeit hervorgebracht hat, ganz zu schweigen von dem Glanze, mit dem es sich durch mehrere Jahrhunderte als französisches Salerno umgeben. In Montpellier und Umgegend wurden geboren: Cambon, der Gründer des großen Buches; Bonnier d'Alco, eines der Opfer des schmählichen Gesandtenmordes von Rastatt und Gefährte Jean Debrie's; Cambaceres, Konsul der Republik; Daru, der treffliche Geschichtsschreiber Venedigs und der Bretagne; Fabre, der

brave Maler und Freund P. L. Courrier's und noch viele andere treffliche Leute, die in Künsten und Wissenschaften ausgezeichnet waren. Im vorigen Jahrhundert heben wir nur Paul Riquet hervor, den großartigen Baumeister und Ingenieur, den Schöpfer des in seiner Art herrlichsten Werkes, des Kanals von Languedoc.

Zur Zeit scheint Montpellier allerdings seine großen Söhne, die Nachahmung und Nacheiferung, die solche Musterbilder erregen sollten, die Mitarbeiterschaft am Ruhme des Vaterlandes vernachlässigt und vergessen zu haben. Man verkleinstädtert mehr und mehr. Die Söhne der guten Gesellschaft werden, wie gesagt, zum bloßen Broderwerb oder zur Verzehrung angeerbter Renten erzogen. Die Töchter katholischer Herkunft werden bis in ihr siebenzehntes oder achtzehntes Jahr in Klöster geschlossen. Sobald sie das väterliche Haus wieder betreten, ohne mehr als das Nothdürftigste und viele Gebete gelernt zu haben, sucht man sie von jedem männlichen Umgange, wahrhaft türkisch, abzuschließen und dann so schnell als möglich zu verheirathen. Die Heirath wird vermittelst Kuppelei oder in Folge elterlicher Uebereinkunft geschlossen. Oft ist sie jahrelang vorher bestimmt. Den jungen Leuten wird an einem schönen Morgen verkündet, daß sie sich verheirathen werden — dann bringt man sie des Decorums wegen ein- oder zweimal zusammen — dann wird der Notar geholt und der Kontrakt wie bei jedem anderen Kaufe abgemacht. So kommen „anständige" Ehen zusammen. Dem verheiratheten Manne erlaubt man, sein Glück, wenn er es zufällig in einer solchen Ehe nicht finden sollte, auswärts und auf Nebenwegen zu suchen. Wenn sich aber, wie dieß vor nicht gar langer Zeit geschehen ist, die junge Frau in den ersten besten Mann, den sie nach ihrer Verheirathung kennen lernt, mit dem ganzen ersten Feuer verliebt, wahnsinnig wird und sich ins Wasser stürzt — so nennt man das eben „Wahnsinn". Glücklicherweise kommt dergleichen selten vor, da die jungen Mädchen so unnatürlich erzogen werden, daß zur Zeit ihrer Verheirathung kein natürliches Gefühl mehr Kraft genug hat, so energisch hervorzubrechen. Das

Prinzip aber, das alle diese Zustände beherrscht, nennt man im frommen Süden: Moralität.

Aehnliches erzählt man mir und habe ich selbst über die Moralität der Landbewohner erfahren. Die Bauernmädchen sind höchst moralisch. Ein „Monsieur“ (d. i. Jeder, der nicht Bauer, Tagelöhner oder Ouvrier ist) wird selten oder nie Glück bei ihnen machen. Ihre Freuden bleiben en famille, und en famille ist man nicht geizig oder allzu streng gegen einander. Bei der Heirath aber sieht man ganz genau auf Vermögensumstände und, sehr aristokratisch, auf Herkunft und Ansehen der Familie. Alles Andere ist mehr oder weniger Nebensache. Die Ehe bringt selten mehr als zwei Kinder hervor. Auch ist die Bevölkerung vieler Flecken in der Abnahme. Die Curé's, die gegen so Vieles, gegen Fleischessen am Freitag, gegen Tanzen am Sonntag zu predigen wissen, haben kein Wort gegen diesen widerlichen, systematisirten Malthusianismus.

Das Volk von Montpellier hat mir immer den Eindruck der Gutmüthigkeit und Ursprünglichkeit gemacht, und in der That scheint es sich, was Charakter anbetrifft, von der Bevölkerung mancher südlicher Städte, von Avignon und Nimes zum Beispiel, höchst vortheilhaft zu unterscheiden. Auch die Geschichte spricht im Vergleich mit den genannten Städten zu Montpelliers Vortheil. Alle Gräuelthaten, deren Schauplatz Montpellier gewesen, sind auf Rechnung der jeweiligen Regierung zu schreiben. Das Volk hat sich dabei nicht betheiligt; im Gegentheil zeigt es uns die Geschichte oft im heldenmüthigen Kampfe für das Gute, oder wenigstens im würdigen Widerstand dem Schlechten gegenüber, während Nimes und Avignon nicht selten die Barbarei der Regierungen aufs Thätigste unterstützten. Schon der vorherrschende Gesichtsausdruck der Montpellierenser legt für sie ein günstiges Zeugniß ab und bekräftigt das der Geschichte. Er ist voll Gutmüthigkeit trotz den glühenden, schwarzen Augen, trotz dem dunkel gebräunten Teint, dem krausen schwarzen Haar, und läßt für Momente vergessen, daß die eigentliche Schönheit

der Formen fehlt — ein Mangel, der sonst im Süden auffallen müßte. Man ist freundlich, zuvorkommend, dienstfertig, gaskognisch-gesprächig, mit einem Worte: liebenswürdig und trotz dem Mangel an Bildung frei, ungezwungen, oft anmuthig in Benehmen und Bewegungen. Das Volk wird in diesen Eigenschaften noch unterstützt durch sein wohlklingendes Patois. Es rühmt sich, die Sprache Languedocs und der Provence am Schönsten zu sprechen, und ich glaube, man thäte ihm Unrecht, wenn man ihm diesen Ruhm streitig machen wollte. Wie in Italien, drückt auch im südlichen Frankreich jede einzelne Stadt dem allgemeinen Idiom ihren eigenen Stempel auf, so daß es dem geübten Ohre nicht schwer wird, nach den ersten Worten den Marseillesen, den Arlesen, den Avignonesen, den Nimois, den Montpellierenser zu erkennen. Das Patois Marseille's klingt etwas kindisch, trotz der Mühe, die es sich gibt, wichtig und männlich zu thun; das von Arles ist kokett; das von Avignon wild wie Avignons Bewohner. Das pfeifende s ist vorherrschend, und man glaubt jeden Augenblick das sus! sus! zu hören, mit welchem die Avignoneser Mörder so oft auf ihre Opfer losstürzten. Minder wild, doch noch ziemlich rauh ist das Patois der Nimois, aber melodisch, bald weich, bald stolz wie das Spanische, klingt die Sprache Montpelliers. Ich war barbarisch und ungebildet genug, sie mit viel größerer Freude zu hören als das Französische. Sie ist reich an volltönenden Vokalen und vermeidet, man möchte sagen mit Sorgfalt, die Anhäufung harter Mitlaute. In der That wähnt man sich manchmal auf Momente in die Gesellschaft stolz und elegant sprechender Hidalgo's versetzt, und die Illusion wird durch die häufig wiederkehrenden Wörtchen el, las, es, durch viele vollkommen spanische Ausdrücke, durch die vollen Sylben besonders der weiblichen Endungen auf a und as, sowie durch die Konstruktion der Perfekte und Imperfekte noch erhöht. Mehr oder weniger hat das Patois Montpelliers diese Eigenschaften mit den Dialekten fast des ganzen Südens gemein, was aber die Montpellierenser vor den Anderen neben der Weichheit

ihres Dialektes auszeichnet, ist die Aussprache und Anwendung des kleinen Wörtchens pecayré.

Ich bin ebenso wenig im Stande, eine Definition dieses Wörtchens zu geben, als es selbst den beredtesten Montpellierenserin möglich war, mir seinen Sinn in klaren Worten begreiflich zu machen. „Pecayré" ist eben „Pecayré!" Es übersetzen oder auch nur seinen Klang durch die Schrift wieder geben zu wollen, wäre vergebliche Mühe. Die Betonung, die Art und Weise, wie es im Momente des Gebrauches in Musik gesetzt, im Satze angebracht, mit dem Reste der Rede gruppirt wird, wie es sich zu Frage, Antwort, Ausruf, Erzählung u. s. w. verhält, geben ihm erst einen Sinn und den momentanen Charakter. Die Patoispoeten bedienen sich seiner mit vielem Geschick und Nutzen; besonders graziös, lieblich, musikalisch, überaus reizend aber klingt es im Munde der Montpellierenserin. Es ist zwar noch in vielen anderen Gegenden des Südens adoptirt, nirgends aber weiß man davon so schön Gebrauch zu machen, wie im weiblichen Theile der Bevölkerung von Montpellier. „Pecayré" ist der Montpellierenserin, was der Sevillanerin der Fächer und die Mantille sind. Sie sagt Alles mit Hülfe des einen Wörtchens, so wie diese mit Hülfe der beiden Instrumente alle ihre Gefühle telegraphisch ausdrückt.

Man sagt zu der Montpellierenserin: Wissen Sie schon, daß der brave Aristide Olivier gefallen ist? — Pecayré! ruft sie erschrocken und schlägt die Hände zusammen. — Was Sie schöne schwarze Augen haben. — Pecayré! lächelt sie kokett. — Ihr armes Kind hat wohl viel gelitten in der letzten Krankheit? — Pecayré! antwortet sie mit einem Seufzer. — Aber wie blühend Sie sind; man wäre versucht, sich in Sie zu verlieben. — Pecayré! antwortet sie spöttisch.

Aber am Besten drückt das Volkslied die Mannigfaltigkeit des Wörtchens Pecayré aus. Es beginnt so:

Qu'és poulit lou mot pecayré.
Esprima cé qu'on pot senti.

Es un mot qu'es fact per vou playré
On sé rejouis de l'a oui.
Pecayré esprima la tendressa,
Pecayré esprima lou desi,
Pecayré esprima la tristessa,
Pecayré esprima lou plesi.

Was deutsch ungefähr heißen will:

O welch ein schönes Wort, das Wort: Pecayré! —
Was man nur fühlt, vermag es auszudrücken;
Es ist ein Wort, gemacht, euch zu gefallen,
Hört man es kaum, muß es entzücken.
Pecayré! rufen die verliebten Herzen!
Pecayré! ruft die sehnsuchtsvolle Brust,
Pecayré! rufen Kummer, Gram und Schmerzen,
Pecayré! ruft das Glück und ruft die Lust.

Doch macht, trotz der Schönheit des Patois, trotzdem es ausdrucksvoller, lieblicher und kräftiger ist als die französische Sprache, diese immer größere Fortschritte und wird sich wohl bald der ganzen Bevölkerung bemächtigt haben. Schon hat sich diese daran gewöhnt, sie als die ausschließlich offizielle und politische und als Ausdruck der Bildung zu betrachten, und selbst in der Kirche will das Volk nur die französische Sprache hören. Die Gebete, der Katechismus sind französisch, und der Curé muß französisch predigen, wenn er sein Auditorium nicht beleidigen will. Daß die Kenntniß der nordfranzösischen Sprache ihr Alter (wenigstens in diesem Grade) nur erst nach Jahrzehnten zähle, beweist eine Anekdote, die selbst die Montpellierenser mit Lächeln erzählen. Als der Herzog von Richelieu, der Don Juan des vorigen Jahrhunderts, zum Gouverneur von Languedoc ernannt wurde und nach Montpellier, seiner Residenz, kam, gab ihm zu Ehren die Frau irgend eines Präsidenten irgend eines Tribunals eine große Soirée. Die Dame fuhr selbst von Haus zu Haus, um die elegantesten und gebildetsten Frauen der Stadt einzuladen, zugleich um ihnen einzuschärfen, für diesen Abend ihr bestes Französisch

hervorzuholen, um der Stadt vor diesem elegantesten Manne des Hofes keine Schande zu machen. Die Damen thaten, wie ihnen von ihrer Wirthin eingeschärft worden. Und doch! und doch! — o traurige Ueberraschung! doch rief der Herzog von Richelieu am Ende der Soirée: Tiens! man hat mir immer gesagt, daß das Patois von Montpellier so schwer zu verstehen ist, und ich verstehe fast Alles, was diese Damen sagen, mit nur geringer Anstrengung!

Im Jahre 1848 versuchte man es, eine demokratische Zeitung, im Patois geschrieben, herauszugeben, aber das Unternehmen fand keinen Anklang, während im Gegentheil das legitimistische Journal „L'Echo du Midi" und das demokratische „Le suffrage universel", beide französisch, auf guten Füßen stehen. Das letztere verdankt seine Popularität dem Geiste und der frischen Kraft seines Mitbegründers, des jungen Aristide Olivier, der vor einigen Monaten im Duell mit einem Legitimisten gefallen ist. Doch hat es wohl nicht mehr lange zu leben, da es bereits die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen, und diese die demokratischen Journale der Provinz noch mehr fürchtet, als die von Paris. Auch den hier bestehenden legitimistischen Journalen ist kein langes Leben zu prophezeien; Louis Napoleon wird ihnen schwerlich dankbar dafür sein, daß sie seine Wahl unterstützt haben. Wenn der Coup d'état eine Wahrheit wird, werden republikanische, wie legitimistische und orleanistische Zeitungen durch oktroyirte napoleonische gewaltsam ersetzt werden. Der Redakteur der einen der legitimistischen Zeitungen, des Messager du Midi, Herr Danjou, ist in vielfacher Beziehung ein merkwürdiger Mann. Daß er fürs kompleteste Mittelalter schwärmt und stark ultramontanisirt, wäre nicht auffallend — merkwürdig an diesem gebildeten Manne ist, daß er den lateinischen und griechischen Klassikern unversöhnlichen Haß geschworen, und daß er Homer, Sophokles, Horaz u. s. w. in seinem kleinen, weltvergessenen Blatte mit erstaunlicher Ausdauer den Krieg macht. Er stellt sie als die Urquellen der Freiheitsideen, als Verderber der

Jugend dar und will sie um jeden Preis aus den Schulen geworfen sehen. [1] Auf welche Weise Herr Danjou sie ersetzen und welche andere, bessere Basis der Bildung er geben will, wissen wir nicht, aber wir müssen ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: indem wir bekennen, daß er tiefer sieht und gründlicher ist, als seine ultramontanen Gefährten. Er scheint zu wissen, welches Unheil Chrysoloras und die beiden Laskaris angerichtet, und es mag ihm aufgefallen sein, daß die Reformation die Zwillingsschwester der Renaissance und mit ihr im selben Momente geboren worden ist. Dieser Gründlichkeit wegen, wie lächerlich sie uns auch erscheint, kann Herr Danjou mit seinem kleinen Blättchen doch gefährlich werden, obwohl dieses Blättchen sonst viel Unpraktisches debitirt und ziemlich schlecht geschrieben ist. Herr Danjou ist einer der besten Orgelspieler Frankreichs; schade, daß er sich mit diesem Ruhme nicht begnügt hat.

[1] Diese Agitation Danjou's hat seitdem Früchte getragen. Danjou starb 1866.

Fünfzehntes Kapitel.

Montpellier — Der botanische Garten — Herr Martins — Das Grab Narcissa Young's — Eine Pia Fraus — Die Universität und ihre Gründung — Ihre Geschichte, ihr großer Ruf, ihre Berühmtheiten im Mittelalter — Der große Lacher — Rabelais und seine Späße, Rabelais und sein Zeitalter — Rabelais und Cervantes — Robe de Rabelais — Kultus des Genies — Professor St. René Taillandier — Wie zu Montpellier Doktoren gemacht werden.

25 September 1851.

Unfern vom Peyrou, in einer Vertiefung, liegt der botanische Garten, der zwar nicht sehr ausgedehnt, doch sehr reich an den seltensten Pflanzen aller Zonen ist. Besonders schön sind die Bäume, die in seinem Schooße gedeihen; man sieht herrliche Exemplare. Doch ist der botanische Garten von Montpellier nicht eine Ahnung von dem, was er sein könnte, da Lage und Klima ihn geeignet machen, alle derartigen Institute Europa's weit zu übertreffen. Daß er nicht ist, was er sein könnte, daran ist nun wieder die unglückselige französische Centralisation Schuld, deren traurige und auszehrende Wirkungen man immer und überall, in jedem Winkel des Landes spürt. Was kümmern sich die französischen Centralisatoren darum, daß der Pariser Jardin des Plantes nicht halb so begünstigt und von Natur geeignet ist, das Ideal eines solchen Institutes darzustellen — er liegt eben bei Paris, darum müssen Sorgfalt, Mühe, Geld an ihn verschwendet werden, während man die botanischen Gärten der Provinz vernachlässigt oder eingehen läßt. Der botanische Garten von Montpellier könnte eine der schönsten Zierden, einer der Haupthebel der Wissenschaft werden — aber warum gehört er einer Provinzialstadt, wenn auch der ältesten und berühmtesten medizinischen

Schule Frankreichs an? — da muß er sich denn mit einigen tausend Francs begnügen, welche die Centralisation die Güte hat, zu seinem Unterhalt auszusetzen. Ohne die gütige Sonne des Südens wäre er mit diesem elenden Almosen vielleicht längst eingegangen. Herr Martins, ein strebsamer, geistreicher, junger Gelehrter, der vor Kurzem zum Direktor des Gartens ernannt worden ist, wird wohl das Seinige thun, die Ehre des uralten Instituts, trotz der Ungunst der Verhältnisse, aufrecht zu erhalten, vielleicht zu erhöhen. Ein Mann, der von Goethe'schem Geiste so erfüllt ist, wie Herr Martins, kann da nicht müßig bleiben, wo die Natur hülfreiche Hand leistet, und muß das Ueberkommene, allen Hindernissen zum Trotz, zu erweitern und zu einem Ziele zu führen versucht sein.

Eine historische Merkwürdigkeit in diesem botanischen Garten stellt ein einfaches gewölbtes Gemäuer dar, das, von alten Bäumen düster beschattet, in der Erde steckt, und das mit schaurigem Tone dem Wanderer ein siste viator! entgegenruft. Es ist das Grabmal Narcissa's, der Tochter Young's, des Dichters der „Nachtgedanken." Young kam mit seinem kranken Liebling nach Montpellier, um in der linden Luft des Südens für die hinschwindenden Lungen Heilung zu suchen. Umsonst. Narcissa starb, und da sie als Ketzerin in jener Zeit zu Montpellier kein ehrliches Begräbniß finden konnte, trug sie der Dichter bei Nacht und Nebel in seinen Armen auf den neutralen Boden der Naturwissenschaft, die ebenso wenig von Katholizismus weiß, wie von Anglikanismus, um sie da zu verscharren und mit ihren Atomen Rose und Lotos zu nähren. Die Inschrift auf ihrem Grabe „Placandis Narcissae Manibus" rührt von Talma her. Als dieser Künstler nach Montpellier kam, war es protestantischen Gräbern bereits gegönnt, ein Epitaph zu tragen, und Talma, gerührt von der Geschichte, dem Tod und dem Begräbniß Narcissa's, erfand, vor ihrem Grabe stehend, das Epitaph und ließ es hinsetzen. So weit die Sage, die den Fremden interessirt. Aber glaubwürdige Leute versicherten mich, daß Narcissa nie und

nimmer hier im botanischen Garten geruht habe. Young trug die traurige Last weit hinaus und vergrub sie auf irgend einem Ackerfelde. Die Tradition von dieser Begebenheit hatte sich erhalten, und zu Anfang dieses Jahrhunderts hat sie ein Direktor des botanischen Gartens benutzt, um dem schlecht besoldeten Wächter desselben, der viele Kinder hatte, ein gutes Einkommen zu verschaffen. Er ließ das unbedeutende Gemäuer aufführen, taufte es Narcissa's Grab und sagte zum Wächter: Nun ziehe den reisenden Engländern so viel Shillinge als möglich aus der Tasche, was denn die Wächter des botanischen Gartens bis auf den heutigen Tag gewissenhaft befolgt haben sollen und wohl noch lange befolgen werden. Wenn ich ihren Einkünften durch diese Enthüllung schade, thut es mir herzlich leid. Aber Wahrheit vor Allem, oder jedenfalls die Skepsis. Hat man doch die Authentizität heiligerer Gräber und historischerer Personen angezweifelt.

Zweckmäßig nahe dem botanischen Garten liegt die medizinische Schule, jenes Institut, welches der Stadt durch Jahrhunderte über die Erde tönenden Ruhm gegeben und ihr den Namen des französischen Salerno verschaffte. Sie wurde bereits im elften Jahrhundert von den Schülern des Arabers Ebn-Sayn, auch Avicenna genannt, gestiftet, welche im zwölften Jahrhundert die Jünger des Averroes von Cordoba zu Nachfolgern hatten. Zu einer eigentlichen Universität erhoben und mit den Fakultäten des Rechts, der Theologie und der schönen Künste verbunden wurde sie erst im 13. Jahrhundert. In dieser Epoche erhielt sie auch ihre ersten Regeln und Gesetze, die vom heiligen Stuhle ausgingen und vom Kardinal Konrad diktirt wurden. Ungefähr gleichzeitig mit Montpellier erhielten die Städte Toulouse, Aix, Bordeaux, Valence, Cahors, Poitiers und Bourges hohe Schulen, und allen diesen Stiftungen lagen dieselben Motive zu Grunde, und alle gingen sie von der Kirche aus. Nicht daß sie Werk- und Uebungsstätten des Geistes hätte gründen, Forschen und Wissen hätte begünstigen wollen — Solches von ihr

vorausſetzen, hieße ihr ſchwer Unrecht thun und ihr ganzes Weſen verkennen. Im Gegentheil ſollten die Univerſitäten Feſtungen werden, in denen der Geiſt eingeſperrt, in denen er mit Leichtigkeit überwacht werden ſollte. Die Univerſitäten gehören mit zu den ſinnreichſten Erfindungen der Geiſtlichkeit. Der Geiſt, welcher in Geſtalt von unzähligen Troubadours frei, ungebunden den ganzen Süden durchzog, von Lorbeerbüſchen beſchattet ein ſüßes Kindlein mit der Poeſie des Ketzerthums erzeugt hat und dieſes Kind der Liebe mit ſeinen verführeriſchen Augen in Hütten und Schlöſſer einführte — dieſer gefährliche, antipapiſtiſche, kecke Geiſt mußte in Ketten und Schnürſtiefel geſteckt und von tonſurirten Mönchen bewacht werden, wenn er, nach dem Falle von Toulouſe, nicht noch einmal furchtbar drohend, allen Montforts zum Trotz, erſtehen ſollte. Da nun die Ketzerei im Blute erſtickt und mit ihr die Troubadourpoeſie geſtorben war, mußte man alles Denken und Fühlen des phantaſievollen, leichtbeweglichen Südländers in einzelne Reſervoirs leiten, die leicht zu bewachen waren, und ſolche Reſervoirs waren die neuen Univerſitäten. Die Theologie ſpielte natürlich die erſte Geige; die Gründung wurde durch päpſtliche Bullen geheiligt; die Mehrzahl der Profeſſoren trug die Tonſur; die Biſchöfe waren die Aufſeher und Richter; die Legaten gaben die Geſetze. So überwucherte das kanoniſche Recht das weltliche; ſo wurde die Philoſophie zur Kaſuiſtik und Scholaſtik, und ſo durfte die widerſpänſtigſte Schutzbefohlene der Kirche, die Naturwiſſenſchaft, mit offenen Augen nicht ſehen, mit offenen Ohren nicht hören. Gewiſſe Freiheiten, die man der Univerſität dem Bürger gegenüber einräumte und die, wie z. B. in Toulouſe, zu Mord und Todtſchlag führten, ließen die Sklaverei der Kirche gegenüber vergeſſen.

Aber trotz der durchdachten Anlage des Planes, trotz der Uebergewalt und Vormundſchaft der Kirche, ließ ſich die allmächtige Naturwiſſenſchaft, ließ ſich der einmal befreite Geiſt die Luſt an Forſchen und Denken nicht ganz unterdrücken. Die Autorität des Aelteren bezwang in Montpellier die auferlegte Herrſchaft

der Kirche, die Naturwissenschaft trieb im vierzehnten Jahrhundert neue Blüthen und erwarb der Stadt jenen großen Ruhm, den sie durch die folgenden Jahrhunderte zu bewahren wußte, und der die bedeutendsten Geister aus Nähe und Ferne anzog. Blaise Armengaud übertrug schon gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Errungenschaften der forschenden Araber auf christlichen Boden und übersetzte den Avicenna aus dem Arabischen ins Lateinische. Bernhard von Gordon erwarb durch sein Lilium Medicinae großen Ruhm; ebenso Guido von Chauliac durch sein Inventarium seu collectorium in parte chirurgicali seu medicinae; Arnold von Ville-neuve ist einer jener wandernden Lehrer, die im Mittelalter von Schule zu Schule zogen und den Samen der Wissenschaft ausstreuten. Er lehrte zu Montpellier, Paris, Rom, Cordoba. — Diese und noch viele andere Meister thaten in Montpellier das Ihrige, um die Naturwissenschaft groß zu ziehen, ihr durch das Mittelalter hindurch das Leben zu fristen, bis sie, am sechszehnten Jahrhundert angelangt, mit dem wiedergeborenen Griechenthum vereinigt, die Welt vom Alp befreite, der seit der Völkerwanderung auf ihr gelastet hatte.

Nicht viel besser erging es der Kirche mit ihrer zweiten Ziehtochter, der Jurisprudenz. Die Medizin, wie sehr sie auch im Geheimen und unbewußt die Dogmen unterwühlte, konnte doch lange als ein Ausfluß der göttlichen Gewalt „quia Altissimus creavit de terra medicinam“ dargestellt werden, und sie ließ sich diese Darstellung gefallen. Die Jurisprudenz schloß sich ihrer Natur nach bald an die weltliche Gewalt an, und überall, wo das Imperium mit der Ecclesia in Streit gerieth, stellte sie sich auf Seite des ersteren. Justinian und die Institutiones galten ihr mehr als die Kirchenväter und Konzilienbeschlüsse, und so sehen wir sie in Montpellier schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Gestalt des berühmten Nogaret, des Ohrfeigenaustheilers, als Bundesgenossin Philipps des Schönen, i. e. der widerstrebenden Weltlichkeit auftreten. Noch herrschte der auf-

rühreriſche Geiſt Rogaret's in Montpellier, als daſelbſt Francesco Petrarca ankam, nachdem er ſchon in Italien Retorica, Dialettica und Grammatica ſtudirt hatte, denn es war „in quell' eta comun giudizio che lo studio delle leggi fosse mezzo efficacissimo per conseguire fortune ed onori. Per la qual cosa a Monpellieri il se fe tosto condurre.“ Jung wie er war, leicht entzündlich und treu aushaltend, ſog er bald die verderblichen Lehren der Verräther ein, die ſich die Kirche erzogen hatte, wurde zum Politiker, lernte den Unterſchied zwiſchen Recht und Dogma, Himmel und Erde kennen, und der Freund der Päpſte und Kardinäle, der Dichter, der ſeine Lorbeerkrone dem heiligen Petrus anbot, wurde der Advokat des römiſchen Volkes, freute ſich im Grunde über den Aufſtand Cola Rienzi's, forderte die Lützelburger auf, das Imperium wieder herzuſtellen — wurde, mit einem Worte: ein Ghibelline. Der Art mißrathene Söhne hat ſich die ſo kluge Kirche in den von ihr erfundenen Zwingburgen des Geiſtes, von Prag bis Montpellier und weiter, lange vor dem ganz und gar durchketzerten ſechszehnten Jahrhundert gezogen. Welch ein Troſt!

Der große Lacher.

Allerlei Geſtalten, Bilder und Gedanken durchziehen den Kopf, wenn man ſich in dem alten biſchöflichen Gebäude zu Montpellier, dem Sitze der mediziniſchen Schule, ergeht und die unzähligen Portraits alter Lehrer und Zierden der Wiſſenſchaft betrachtet, die alle Wände der weiten und vielen Säle bedecken. Auch etwas patriotiſchen Stolz fühlt man, wenn man im Hauptſaale die germaniſchen Namen Haller, Wolff, Zimmermann ꝛc. entdeckt. Aber recht wohl und glücklich und heiter wird Einem erſt zu Muthe, wenn man dort jenem Montpellierenſer Profeſſor Namens Alcofribas Naſier, auch Meiſter Spötter oder Rabbi

Lez, auch François Rabelais genannt, in die Augen sieht. Man hat einen jener französischen Geister vor sich, der neben den Besten, Freiesten aller Nationen genannt werden kann. Rabelais! Wie ein Janus steht er zwischen zwei Zeiten, aber nach beiden Seiten hin blickt er mit weißen Zähnen lächelnd; rückwärts auf den sterbenden, ungeschlachten Gargantua, vorwärts nach Pantagruel, dem Menschheitsbeglücker, dem guten Manne, der alle Dürstenden zum labenden Kelche des Lebens, des Wissens und Genießens ladet. Sieht man es ihm nicht an, daß der frühzeitig von Mönchen verfolgt werden mußte? — daß er lachend aus dem Kerker trat? lachend ein Lebenlang zwischen Scheiterhaufen, die ihn rings umdrohten, hindurchschlüpfte? Daß er lachend half, heilte und erhabenste Wahrheiten aussprach? Daß er endlich lachend starb und lachend am Ende rief: Tirez le rideau, la farce est jouée!? Das ganze Leben Rabelais', der ganze Rabelais selbst ist nichts als ein einziges großes Lachen, ein freudiges Lachen, ein prophetisches Lachen, welches das ganze sechszehnte Jahrhundert durchtönt; ein Lachen aus Freude über den Untergang der Nacht, über den lieblich aufgehenden Tag, über die neuentdeckte Welt im Westen; über das neugeborene Griechenthum und seine Zwillingsschwester, die Schönheit; über die Kunst und die Naturkenntniß, die sich vereint erheben, das alte Dunkel aufzuklären; über den großen, herrlichen Kampf, den die Reformatoren in allen Ländern kämpften. Le rire est le propre de l'homme! sagte er am Krankenbette im Hospital und am Krankenbette der Menschheit. Man kann den Vorsteher des Hospitals von Lyon nur schwer von jenem Rabelais trennen, der in seinen Büchern der ganzen Menschheit angehört. Was er in jener Eigenschaft sagt, gilt auch vom Dichter des Pantagruel, vom Erfinder des Pantagruelismus: Minois du médecin chagrin, tétrique, rebarbatif, catoman, mal-plaisant, malcontent, sévère, réchigné contriste le malade: et du médecin la face joyeuse, sereine, gracieuse, ouverte, plaisante rejouit le malade. Cela est tout éprouvé et tout certain.

Hat er sich nicht selbst gemalt, wie er dort von der Wand herab, wie er überall aus seinem Buche, aus seinen tollen und doch so bedeutungsvollen Geschichten hervorblickt? Rabelais, der mit Lachen heilende Arzt, ist der Humorist par excellence. Hoch oben schwebt er über dem gewaltigen Schlachtfeld, welches man das sechszehnte Jahrhundert nennt, und wie eine Sonne lächelt er herab auf die Kämpfenden. Da unten kämpfen Vergangenheit und Gegenwart, Kirche und Tempel, Dogma und Wahrheit, Zerrbild und Schönheit; da unten kämpfen oder rüsten sich Klemens, Karl V., Franz I., Heinrich VIII., Luther, Hutten, Reuchlin, die Mediceer, Masaccio, Leonardo, die Flüchtlinge aus Hellas; Raphael ersteht, Michel Angelo erhebt seinen Hammer, Cervantes und Shakespeare liegen in der Wiege, und Guttenberg hat schon alle Waffen geschmiedet, und der unendliche Ozean ist kein Geheimniß mehr, und die Erde bewegt sich doch, und die kirchlichen Schöpfungstage sind Lügen gestraft. Rabelais sieht, weiß, ahnt das Alles. Kennt er nicht die Griechen so gut wie sein Freund Budé? ist er nicht Arzt, der die Geheimnisse der Pflanzen und Thiere erforscht hat? hat er auf den Thürmen von Lyon nicht den Gang der Gestirne belauscht? hat er nicht mit Lust in den Werkstätten seines Freundes Dolet den Preßbengel knarren gehört und ihm gerne als niederer Korrektor gedient? ist er nicht ein Freund aller Reformatoren? wie sollten ihm Augen und Ohren fehlen für Alles, was neu auftaucht, geboren wird und der Welt eine neue, schöne Zeit verspricht? wie sollte er nicht aus ganzem vollem Herzen lachen und wieder lachen und noch lachen? Rabelais ist die vollendete und vollkommenste Personifizirung des schönsten Theiles seiner Zeit; — kein Bruchstückmensch, sondern einer jener Punkte in der Weltgeschichte, in welcher alle schönsten Strahlen einer ganzen, großen Epoche zusammenlaufen und sich zu einem Fokus sammeln, der dann weiter leuchtet durch Jahrhunderte. Wenn Alles zu Grunde ginge, was von den Thaten und dem Streben des sechszehnten Jahrhunderts, vielleicht des größten der neuen Aera, zeugt, und nur Rabelais

übrig bliebe: aus seinen Späßen könnte man sich das Verlorene rekonstruiren. Und das stellt ihn uns größer dar, als den größeren Künstler Cervantes, seinen jüngeren Bruder, der mit ihm so viel Aehnliches hat. Vergessen wir es nicht, daß schon Rabelais mit seiner Chronik von Gargantua denselben Zweck vor Augen hatte, wie Cervantes mit seinem Ingenioso Hidalgo Don Quijote. Auch Rabelais zog mit seiner Chronik gegen den unter Franz I., dem „ritterlichen König", neuerwachten Ritterthumsunsinn und damit zugleich gegen das Gespenstische, nicht mehr Lebenswürdige, gegen das Alte zu Felde, indem er es verlachte. Später freilich gab er seiner Idee eine größere Ausdehnung und fügte an die alte, todte die neue, lebensfreudige Welt des Pantagruelismus — ein rückwärts und vorwärts gekehrter Prophet; ein Todtengräber und Schöpfer.

Wir müssen sie lieben, diese Montpellierenser Hochschule, weil sie ihn als Schüler und Lehrer gesehen, weil sie schnell seinen ganzen Werth zu würdigen verstanden und noch heute sein Angedenken mit Frömmigkeit bewahrt. Es war ein großer Tag für sie, da der alte Student François Rabelais, vom Durst nach Wissen getrieben, seinen Einzug hielt in Montpellier. Die Menge drängte sich eben in den großen Universitätssaal, um einer öffentlichen Disputation beizuwohnen. Rabelais, noch in Reisekleidern, folgt ihr und steht bescheiden im Gedränge der Laien und horcht aufmerksam den weisen Worten der gelehrten Doktoren. Nach und nach aber wird ihm sonderbar und weh zu Muthe, denn er merkte, daß er über den Gegenstand, der eben diskutirt wird, über medizinische Botanik, Besseres und Wahreres zu sagen wüßte, als die gelehrten Doktoren in ihren breiten Roben. Allein als Laie und bloßer Zuhörer im Gedränge des profanen Vulgus, als bloßer, wenn auch vierzigjähriger Schüler, ohne Baccalaureats- oder Doktortitel, ist es ihm nicht erlaubt, auch nur ein Wörtchen seiner Weisheit vorzubringen, oder sich als Disputator zu melden. Es drückt ihn, es quält ihn. Er beginnt die furchtbarsten Grimassen zu schneiden, er zuckt die Achseln, er schüttelt

den Kopf, er fletscht die Zähne, er schlägt die Brust, er hält sich den Leib, denn die falschen Thesen und Hypothesen scheinen ihm Bauchgrimmen zu verursachen. Aller Blicke richten sich auf den sonderbaren Klerikus, der keinen falschen Satz, kein falsches Citat, keinen grammatikalischen Schnitzer vertragen kann. Endlich bemerkt ihn auch der Präses, und wie er ihm ins Gesicht sieht, vergißt er die akademische Regel und ladet den Laien ein, doch vorzutreten und sich zu erleichtern. Rabelais tritt vor. Sogleich verändert sich sein ganzes Wesen. Ein hoher Ernst leuchtet von seiner Stirne; sein Auge glänzt; seine edle Haltung gebietet Allen, die ihn mit Lächeln haben in die Schranken treten sehen, plötzlich Achtung und Aufmerksamkeit. Mit anmuthiger Würde entschuldigt er zuerst seine Kühnheit, daß er, ein einfacher Schüler, es wage, an so gelehrten Disputationen Theil zu nehmen; dann stürzt er mit Eins mitten in die Fragen und löst eine nach der andern auf das Siegreichste. Ungeheurer Applaus bricht aus, die Fakultät ist entzückt und läßt ihm diese Disputation als Baccalaureatsexamen gelten; Volk und Schüler führen ihn im Triumph nach seiner Herberge. Vier Wochen verfließen, und schon steht der Schüler als Lehrer auf der Kanzel und erklärt die Aphorismen des Hippokrates und erläutert die ars parva des Galenus, die er, mit dem griechischen Manuskript in der Hand, von den zahlreichen Verstößen der Uebersetzer befreit und in ursprünglicher Reinheit herstellt. Bald gehörten ihm die ganze Universität und die Herzen aller Schüler, die er mit Heiterkeit beherrschte. Der Herr Professor, der die ars parva des Galenus dozirte und unter allen Professoren das größte Auditorium hatte, verschmähte es nicht, Komödien zu machen und in ihnen, trotz der Tonsur, die er aus dem Kloster mitgebracht, selbst zu spielen. Seine „moralische Komödie von dem Manne, der ein stummes Weib geheirathet hatte," in welcher er sich über die Aerzte lustig macht und die von Molière in seinem „Médecin malgré lui" nachgeahmt worden ist, rührt aus der ersten Zeit, da sich der arme Mönch, der halb und halb aus der Kutte gesprungen, mit aller Lebenslust

ins Studententhum geworfen. Er spielte mit Studenten, von denen mehrere berühmt geworden sind, z. B. Wilhelm Rondelet, der im Pantagruel vorkömmt, und der der Naturwissenschaft große Dienste geleistet, und Antonius Saporta, der später eines der Lichter der Fakultät geworden. Es muß ein schönes Leben gewesen sein auf dieser Universität, da sie so klug war, auf Rabelais'schen Humor einzugehen, und gelehrte Leute sich nicht scheuten, in einer Komödie aufzutreten, in welcher die Unzulänglichkeit oder die Charlatansseite ihrer Wissenschaft durchgehechelt wurde. Ob das jemals auf einer deutschen Universität möglich gewesen ist oder möglich sein wird? Was Montpellier betrifft, so hat Rabelais durch seinen Humor dort nicht an Achtung verloren, im Gegentheil scheint sein Ansehen sehr schnell gewachsen zu sein. Dafür spricht wenigstens der Umstand, daß er schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes von der Universität mit einer für diese wichtigen Mission nach Paris betraut wurde. Duprat, der Kanzler Franz' I., wahrscheinlich von der Pariser Universität gegen die von Mons puellarum aufgereizt, wollte der letzteren gegen alles Recht einen großen Theil ihres Eigenthums und ihrer Einkünfte konfisziren. Die Kalamität zu Nichte zu machen wurde der Baccalaureus Franciscus Rabelaesus an den Kanzler abgeordnet. Der Weg von Montpellier nach Paris war bald zurückgelegt; schwerer war es, vom Hausthor des Kanzlers in sein Gemach vorzudringen. Es war dem Abgeordneten der alma mater von Montpellier nicht möglich, eine Audienz beim Kanzler zu erlangen. Sein Humor half ihm auch da aus der Verlegenheit. —

Plötzlich erscheint er aufs Tollste aufgeputzt vor dem Palast Duprat's. Er trägt einen weiten, grünen Kaftan, eine hohe armenische Mütze, herabfallende Strümpfe, ein ungeheures Tintenfaß im Gürtel, eine noch ungeheuerlichere Brille auf der Nase, mit einem Worte, er sieht so aus, wie er später einmal seinen liebenswürdigen Panurg auftreten läßt. Bald sammelt sich eine ungeheure Menschenmenge um den tollen Armenier, der sie mit den komischesten Witzen unterhält. Endlich erscheint auch der Kanzler

am Fenster, und wie er den Zusammenlauf und die tolle Erscheinung in Mitten der Menge bemerkt, schickt er einen Pagen ab, daß er sich nach den näheren Umständen erkundige. Rabelais antwortet diesem auf die Frage, wer er sei: ich bin der große Kalbschlächter. Das scheint dem Kanzler höchst sonderbar, und er schickt den Pagen mit neuen Fragen ab. Dießmal antwortet Rabelais lateinisch. Der Page holt einen aufwartenden Edelmann, der lateinisch versteht. Der Edelmann kommt, Rabelais antwortet griechisch. Man holt einen Griechen, Rabelais antwortet spanisch. Man läßt schnell einen Edelmann kommen, der spanisch versteht, dießmal bedient sich Rabelais der englischen Sprache, und dann spricht er deutsch, dann italienisch, dann endlich hebräisch, vor jedem Dolmetsch in einer Sprache, die einen anderen nothwendig macht. Der Kanzler ist erstaunt, und da er gerne für einen Freund gelehrter Leute gilt, läßt er Rabelais zu sich heraufkommen. Der Zweck des Gesandten von Montpellier und seines Spaßes ist erreicht; dießmal spricht er französisch, und er spricht es mit so viel Geist, mit so viel Anmuth, daß der Kanzler Duprat Alles bewilligt, was er von ihm verlangt. Siegreich kehrt er nach Montpellier zurück.

Aber man würde nicht fertig, wenn man auf die ganze Odyssee des Rabelais'schen Lebens und seiner Einzelnheiten eingehen wollte, von dem Momente an, da er die Trinkstube seines Vaters verläßt, oder mit bewaffneter Hand aus dem Klosterkerker befreit wird, bis er auf seinem Todtenbette zu Meudon den letzten Witz macht. Glaubst du, fragt ihn der Geistliche, der ihn für den Himmel ausrüstet und ihm die Oblate vorhält, glaubst du, daß hier Jesus Christus in Person gegenwärtig ist? — Wie sollte ich nicht? antwortete der lustige Curé von Meudon, wähne ich ihn doch zu sehen, wie er in Jerusalem einzieht von einem Esel getragen! Eine der schönsten Episoden dieses langen, reichen und bewegten Lebens ist wohl die Reise, die Rabelais mit seinen liebsten Schülern und Freunden auf kleinem Kahne von Montpellier nach den Hyerischen Inseln macht, und der er in spätem

Alter noch mit besonderer Lust gedenkt. Das wäre ein Stoff, würdig, von einem Dichter gestaltet zu werden.

Aber die Kerze ist herabgebrannt, die Bäume des Peyrou beginnen im Morgenwinde zu flüstern, für mich eine Mahnung, daß ich mich nicht tiefer auf Rabelais einlassen darf — fürwahr, ich wüßte nicht, wo zu enden. Nichts mehr von den Hoffnungen, die Calvin auf Rabelais gebaut, und die der trockene Inquisitor aufgegeben, da er in das lachende Gesicht gesehen, das nicht zusammenpaßte mit dem Scheiterhaufen, auf dem Servetus verbrannte; nichts mehr von Rabelais' Reisen nach Rom und seinen Gesandtschaften; nichts von seinen Unterhandlungen mit Päpsten und Königen und nichts von seiner Wiedererweckung des alten, klassischen Garums, das die Epikureer Roms entzückt hat und neuerdings von Clement Marot in Versen gefeiert wurde, wie ehemals von Horaz und Martial, und nichts von seinem Verdienst, den römischen Salat nach Frankreich gebracht zu haben. Aber von der Robe de Rabelais müssen wir sprechen, da wir in Montpellier sind. Die Robe, die er trug, da er als Gesandter der Fakultät nach Paris ging, wurde durch Jahrhunderte als eine kostbare Reliquie aufbewahrt. Die Baccalaurei trugen sie bei ihrem fünften Examen. Unglücklicherweise nahm jeder ein Stück davon mit sich als Erinnerung an Rabelais und an die Schule, deren Zierde er gewesen. So wurde sie zerfetzt wie eine alte Fahne und schrumpfte mit der Zeit zu einer kurzen Jacke zusammen, so daß man schon mehrmal gezwungen war, sie zu erneuern. Aber die Benennung Robe de Rabelais und der alte Brauch sind geblieben. Sie ist von rothem Tuche und hat breite Aermel und einen Sammtkragen. Möge sie noch lange ein Wahrzeichen dieser alten Schule und mitten in einem verpfafften Lande die Erinnerung an einen freien, lebensfreudigen Menschen bleiben. Solche Angedenken haben immer ihr Gutes; solche Reliquienverehrung bildet ein treffliches Gegengewicht der andern gegenüber. Der Kultus des Genius, der allein sei ewig und unangefochten. O, wenn man uns unsere Gläubigkeit nur erleichtern und uns

erlauben wollte, dort, wo man uns Heilige vorsetzt, Genieusse der Menschheit zu verehren, wie glücklich und wie einig wären wir oft.

Montpellier, den 26. September 1851.

Doch nur der Lebende hat Recht! So wollen wir dieses Kapitel über die Universität von Montpellier nicht schließen, ohne vom lebenden Tage gesprochen zu haben. Daß das Institut in Folge der französischen Centralisation herabgesunken ist von seiner einstigen Höhe, haben wir schon angedeutet. Doch ist noch Manches da, was uns interessiren kann. Der Montpellierenser Professor St. René Taillandier, der sich ein Recht erworben hat, in deutscher Literatur ein Wort mitzusprechen, ist uns bekannt. Ich habe ihn erst in seinen Vorlesungen, dann in seinem häuslichen Leben kennen gelernt, und ich kann Deutschland die Versicherung geben, daß er nicht, wie Gutzkow einmal behauptete, eine Heine'sche Fiktion sei, sondern daß er wirklich und wahrhaftig existire. Taillandier ist kein Mythus, kein Symbol, keine Heine'sche Dichtung, sondern ein leibhaftiger Professor, und zwar ein eleganter, deutsch sprechender Professor, der suo motu in der Revue des deux mondes sein Votum über die deutsche Literatur abgibt. Ich habe ihn zuerst in einem Hörsaale der Akademie kennen gelernt, wo er vor einem aus Damenhüten, légion d'honneur, Studenten und Blousen zusammengesetzten Publikum über französisch-klassische Literatur las. Sein Vortrag zeichnet sich durch große Klarheit und minutiöse Kenntniß seines Gegenstandes, wie durch Eleganz und feinen Styl, aus und ist ferne von aller falschen Deklamation und jenem Charlatanismus, der in Frankreich oft aus dem Hörsaal ein Theater macht. Trotzdem gehört sein Kursus zu den beliebtesten und besuchtesten und zieht er die Zuhörer aller Klassen an. Da ich ihn ein zweites Mal hörte, las er über neue Literatur und speziell über Béranger. Sein Gegenstand gab ihm Gelegenheit zu trefflichen Bemerkungen über politische

Poesie und zu Vergleichungen französischer politischer Dichter mit deutschen. Es machte mir einen eigenthümlichen und süßen Eindruck, am Ufer des mittelländischen Meeres, in der Nähe der fabelhaften Insel Maguelone, von Uhland, Lenau, Anastasius Grün sprechen und mit Liebe und Anerkennung sprechen zu hören. Gibt es in Deutschland bereits eine Lehrkanzel, der diese Namen Lebender klassisch genug erscheinen, um sie vor einem Auditorium erschallen zu lassen? Ich suchte Taillandier's Bekanntschaft, und sie wurde mir leicht gemacht. Er hatte mich schon zu sehr gelobt und zu sehr getadelt, als daß ich ihm hätte ganz fremd sein können, und da ich in seinen Tadel mit ganzem Herzen einstimmte, war die Befangenheit, die gebildeter und wohlwollender Menschen in einem solchen Falle nicht würdig ist, bald dahin. Außerdem ist Taillandier's Haus allen Deutschen immer gastlich offen, und so befand ich mich bald wohl und heimisch, wo ich mit Liebe von deutschem Geiste und seinen Schöpfungen in deutschen Worten sprechen hörte, wo ich deutsche Bücher fand und vor Allem eine liebenswürdige Hausfrau, und wo, wenn ich später daselbst herbergte, Veit's Germania über meinem Bette hing. Taillandier's Häuslichkeit gehört zu den schönsten und glücklichsten, die mir auf meinen vielfachen Wanderungen begegnet sind, und zu denjenigen, über die der Wanderer, der an ihrem Herde ausruht, aus vollem Herzen den Segen „langer Dauer" ausspricht. Ein bequemes, angeerbtes Vermögen, ein fortlaufendes gutes Einkommen, eine geachtete Stellung, Lust am Wissen, ein Haus und ein Garten, eine Bibliothek und Arbeitsstube, in welche Rosenlorbeer, Granatbaum und Nachtigallen Duft, Blüthe und Lieder streuen, eine Frau, die zu den Schönheiten des Landes gezählt wird und trotzdem doch nur ihrem Hause angehört, Kinder, die dieser Mutter würdig sind — braucht es mehr? — Glück und behagliches Schaffen sind kein Verdienst unter solchen Umständen, und ich will Taillandier darum nicht rühmen.

Einen Theil dieses Sommers hindurch arbeitete Taillandier an einem Artikel über Jeremias Gotthelf, und ich hatte Gelegen-

heit, zu beobachten, mit welcher Gewissenhaftigkeit er auf seinen Gegenstand einzugehen sucht und wie fern er allen germanischen Einflüsterungen stehe — ein Umstand, der von vielen seiner Getadelten geleugnet wird. Da ich mit zu diesen Letzteren, wenigstens theilweise zu ihnen gehöre, so wird mein Zeugniß so viel Gültigkeit haben, als der Andern Vermuthung. Es ist außerordentlich, welche Mühe sich dieser französische Professor gibt, sich über den Gegenstand, den er kritisirt, so viel als nur möglich zu unterrichten. So hat sich bei ihm neben der allgemeinen Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur, die er sich in Heidelberg und Straßburg erworben, noch ein großer Schatz von Detailkenntnissen gesammelt, der ihn befähigt, auf Spezialitäten einzugehen und jede neue Erscheinung schnell — nach seiner Art — zu verstehen. Ich sage nach seiner Art — denn Taillandier ist immer Franzose und steht seinem ganzen Wesen nach deutscher Philosophie und deutscher Kritik eben so ferne, als dem radikalen Streben, das heutigen Tages das innerste Leben unseres Vaterlandes bewegt. Er ist ein Gelehrter und Literator, steht aber, wie der größte Theil seiner französischen Kollegen, außer der Zeit und stemmt sich gegen diese, die sich nicht aufhalten läßt. Daher jene Artikel, wie der über die deutsche Nationalversammlung und seine Vorliebe für die leblose, deutsche konstitutionelle Partei. Aber was ihn zum schlechten Politiker macht, kommt ihm oft bei der Kritik zu Statten. Im Grunde ein absoluter Aesthetiker und ursprünglich ein Poet (Taillandier hat in seiner Jugend ein großes lyrisches Gedicht „Beatrice" geschrieben) und Freund vieler Poeten, vergißt er alle Politik, wo ihm das Schöne entgegentritt; dann lobt er den Radikalen wie den verspäteten Romantiker. In diesem Augenblicke geht er mit dem Gedanken um, eine Geschichte der deutschen Literatur zu schreiben; es wäre dieß das erste Werk dieser Art in Frankreich und würde bei der erwachten Sympathie für überrheinische Literatur großen Anklang finden. Doch wartet er mit der Ausführung seines Planes, bis ihn seine Carriere nach Paris führt, wo er den Quellen näher

sein wird. Dieser Zeitpunkt kann nicht mehr lange auf sich warten lassen. Frankreich hat wenige Gelehrte, die mit einer ausländischen, besonders germanischen Literatur, so vertraut sind, und schon sehe ich St. René Taillandier als Professor am Collége de France oder an der Sorbonne.

Aber von der Universität und ihren Professoren sprechend, darf ich einer Promotion nicht vergessen, der ich beigewohnt habe. Ein guter Mann aus Béziers, der zu weiterem Avancement den Doktortitel nöthig hatte, saß auf der Bank vor den vier Professoren, die in weite, seidene Talare gehüllt waren. Er saß da wie auf der Armesünderbank. Die Thesen, die er sich gestellt hatte, waren aus der Philosophie Petri de Vineis, des Kanzlers Friedrichs II. von Hohenstaufen, genommen. Eine jüngere Philosophie, so scheint es, braucht ein Kandidat im südlichen Frankreich nicht zu kennen. Aber auch mit dieser war der Mann auf der Armesünderbank nicht sehr vertraut. Das schadete ihm nicht, da die Professoren oder Examinatoren diese Gelegenheit nur benutzen wollten, um ihre eigene Gelehrsamkeit glänzen zu lassen, und keineswegs die Absicht hatten, dem Kandidaten, der Vater von fünf Kindern war und eine ehrwürdige Glatze leuchten ließ, zu schaden. Abbé F., einer der geistvollsten Professoren der Montpellierenser Fakultät, nahm die Partei des Papstes Innocenz und des Papstthums überhaupt und zog so gewaltig gegen den Friedrich von Hohenstaufen los, daß meinem deutschen Gemüthe bange und ich für den liebenswürdigen Heiden Friedrich gezittert hätte — wenn die ganze Geschichte nicht eben einer Posse ähnlich gewesen wäre. Der Kandidat wagte auch nichts gegen den Papst vorzubringen und ließ sich ruhig belehren. So lief das Ganze höchst gemüthlich ab, und der Familienvater entfernte sich als Doktor es lettres. Petrus de Vineis wurde seinen Marmots erbarmungslos geopfert.

Sechszehntes Kapitel.

Montpellier — Politische Parteien — Religion — Ein historischer Rückblick — Chamford und Brizard — Kunst — Das Musée Fabre und seine Geschichte — Seine Schätze — Vierzehn Winde — Usurpirter Ruf des Klima's und Warnung — Opfer des Klima's — Polnische und deutsche Flüchtlinge — Peter Fries aus der Pfalz — Glück eines Flüchtlings.

Montpellier, den 29. September 1851.

Die katholisch-religiösen Zustände des Landes lassen von selbst auf die politischen, auf die Gesinnung der Minderheit schließen. Das Land der Pénitents blancs, bleus etc., das Land der unzähligen „Brüder" und „Schwestern" kann nicht anders als legitimistisch sein. Das Priesterthum muß nothwendigerweise am Gottesgnadenthum hängen, und das Priesterthum vertheilt auf Dorf- und Stadtkanzeln und in den Beichtstühlen die politische Parole. Freilich meist nur an die Weiber, aber die Weiber erziehen die Kinder und bestimmen die Atmosphäre des ganzen Hauses. Die Legitimität ist eine dem heißen Süden bequeme Religion, da sie am Wenigsten Bewegung verlangt und der heidnischen Phantasie, die lieber an einem äußeren Symbol als an einer abstrakten Idee hängt, angemessener ist. Sie ist nicht die Folge oder das Kind des Nachdenkens, sondern im Gegentheil ein Mittel, dem Nachdenken aus dem Wege zu gehen. Damit ist noch nicht gesagt, daß Louis Napoleon, wenn er den Staatsstreich, an dessen Realisirung wir nicht zweifeln, glücklich übersteht, in diesem Lande großen Widerstand erfährt. Man wird auch ihn als eine von Gott eingesetzte Obrigkeit „acceptiren" — hier wie vielleicht überall in Frankreich, wo das fait accompli

allmächtig ist. Nirgends wie in Frankreich ist der Satz wahr, daß jeder Ausgang ein Gottesurtheil ist. Kommt noch hinzu, daß Louis Napoleon, der Konsul, Präsident oder Kaiser sich mit der Geistlichkeit verbindet, so ist er seines Sieges im Süden fast gewiß — benutzt er aber erst mit einiger Geschicklichkeit den Vortheil, den ihm die vorhergehenden Regierungen durch Vernachlässigung der materiellen Zustände im Süden in die Hände gegeben; verschafft er dem Lande, das in seinem Reichthum erstickt und vergebens nach Geld schmachtet, Mittel und Absatzwege, um seine Produkte, besonders die köstlichen Weine, an den Mann zu bringen; schafft er eine Art Free Trade nach außen durch Handelstraktate, oder auch nur nach innen durch Abschaffung des Oktrois in den Städten: dann kann Louis Napoleon überzeugt sein, daß dasselbe Land, welches unter Umständen eine Vendée werden könnte, in Hymnen und Lobgesänge zu Ehren des neuen Erlösers ausbrechen werde. — Wenn er diese Mittel vernachlässigt, kann es hier im Falle eines coup d'état allerdings zu allerlei, vielleicht sehr blutigen Reibungen kommen — wenigstens zu Anfang des neuen Regimes. Die Zahl der eigentlichen Anhänger des Napoleonismus ist sehr gering, während es neben den Legitimisten eine starke und thätige republikanische Minderheit gibt. Sie besteht aus den Arbeitern und fast allen Protestanten der Städte und des offenen Landes. Besonders die aus den Gebirgen sind eifrige Republikaner, die sich immer mehr zu organisiren suchen. Der Prozeß gegen Herrn Gent in Nimes wird nicht abschreckend genug wirken, oder zur Folge haben, daß sich die Republikaner im entscheidenden Momente ganz still verhalten. In der protestantischen Partei gibt es wieder eine kleine, orleanistische Sekte. Es sind das die Reichen der Städte, spekulative Protestanten, denen der Bankschwindel unter Louis Philipp wohlgethan hat, und die nicht vergessen können, daß ein Minister, Guizot, trotz aller Bündnisse mit den Jesuiten, einer der ihren, ein Kalvinist gewesen. Eine komische Eitelkeit, die in der Leidensgeschichte der Protestanten ihre Erklärung findet.

Außerdem sind diese Reichen der Natur der Sache nach reaktionär und konservativ, und da es ihnen Religion und Erinnerungen verbieten, sich an die Legitimisten anzuschließen, klammern sie sich an die Nachkommen Louis Philipp's, von dem sie wissen, daß er trotz frères ignorantins und Sonderbund viel mehr ein Voltairianer als Bossuetist gewesen. Ihre Zahl ist klein, und es komme, was da mag, sie werden nur die Rolle der Zuschauer spielen und, wenn Louis Napoleon den Weinen ihrer großen Pflanzungen einen guten Abzugskanal verschafft, bald mit zu den satisfaits, den vollkommen Befriedigten gehören. Das Produkt aller dieser Faktoren wird trotz der innewohnenden Feindseligkeit, wie gesagt, einige Reibungen etwa ausgenommen, endliche allgemeine Befriedigung und Annahme Dessen sein, was Paris angenommen hat. Das allmächtige fait accompli, das Pariser, wird endlich siegreich über all diesen Parteien, über Legitimisten, Republikanern, über Orleanisten, über Protestanten und Katholiken, vielleicht in Gestalt eines imperialen Adlers mit ausgebreiteten Fittichen schweben und durch die Gassen Nimes' und Montpellier's personifizirt in zwei anhänglichen Präfekten mit dem rothen Bande im Knopfloche wandeln — und das so lange, bis etwas Anderes kommt.

Indessen herrscht nicht eine einzige von allen diesen Parteien, sondern herrscht der Curé im Beichtstuhl und dehnt seine Macht in die verborgensten Winkel der Gläubigen aus. Mag Herr Ballan noch so viele Dekrete an Mairien und Straßenecken kleben lassen, seine Macht schrumpft trotz aller Sergeanten und Soldaten, die ihm zu Diensten stehen, zusammen vor der Gewalt des einzelnen Curé, des eigentlichen Autokraten in diesem Lande. Es gibt in diesem Zeitalter vielleicht keine zwei Erdstriche mehr in Europa, die so unbedingt der Gewalt der Pfaffen verfallen wären, wie das südliche Frankreich. Der Fremde glaubt sich manchmal in das sechszehnte Jahrhundert und auf spanischen Boden versetzt. Ueberall begegnet man den Zeichen der Sklaverei, welche dem Volke von der Kirche aufgelegt werden. Wenige

Frauen aus dem Volke und den höheren Ständen gibt es, die nicht ein Kreuzchen, einen Rosenkranz, ein Halsband trügen, als Zeichen, daß sie dieser oder jener Schwesterschaft angehören, die von irgend einem Geistlichen unbeschränkt regiert wird. Prozessionen und Begräbnisse verrathen, daß auch ein großer Theil der männlichen Bevölkerung kirchlicher Disziplin verfallen ist; denn da sieht man sie in großer Anzahl als weiße, blaue, schwarze und noch andersfarbige Büßende auftreten. Selbst junge Männer von Stande thun sich unter geistlicher Leitung, nachdem sie als Bacheliers die Kollegien verlassen, zu Brüderschaften zusammen und gehorchen der kirchlichen Parole. Bei der weiblichen Jugend sorgt man dafür, daß sie sich zu den frommen Verbindungen schlagen, noch ehe sie das Kloster verlassen. Und mitten durch diese Bevölkerung wandeln mit leisem Schritte, still triumphirend, die zahllosen Priester und Nonnen aller Gattungen.

Man thäte dem Charakter und dem Geiste des französischen Südländers Unrecht, wenn man nur in ihnen die Gründe dieser Zustände, die über Provence und Languedoc ausgebreitet sind, suchen wollte. Diese Zustände beruhen auch auf historischer Grundlage. Die Nachbarschaft Avignon's, der Hof des päpstlichen Legaten daselbst, der erst vor sechszig Jahren abgezogen ist, haben das Ihrige gethan, um den mittelalterlichen Geist so tief einzupflanzen, daß er dem Sturme der französischen Revolution Stand hielt und mancher Revolution Stand halten wird. Es existirt eine im Jahre 1790 vom Abbé Gabriel Brizard herausgegebene Broschüre, welche über die Wirksamkeit jenes Hofes ausführliche Aufschlüsse gibt, und aus der man erkennt, daß noch Geschlechter ins Grab sinken müssen, ehe die Spuren jener Wirksamkeit ganz verwischt werden. Chamfort, der dieses Buch von seinem siebenzehnhundertneunziger Standpunkte aus betrachtet, sagt bei dieser Gelegenheit: In dieser Atmosphäre des Fanatismus erhitzten sich alle Köpfe des südlichen Frankreichs. Wenn Provence, Languedoc, Dauphiné, selbst Lyon die Gräuel der Ligue ärger verspürt haben, so trägt die Nachbarschaft des Legaten

und des Hofes von Avignon die Schuld. Avignon war das Centrum der Kabalen, das Arsenal, wo man die Waffen und die Ketten für die Dauphiné, für das Lyonnais, für die Provence und Languedoc schmiedete; Avignon war das „entrepôt" der Indulgenzen und der inzendiarischen Breves. Dort haben Karl IX. und Heinrich III. die lächerlichen Prozessionen, die Brüderschaften der Büßenden, die indezenten Maskeraden, die sie an ihren Hof verpflanzten, lieben gelernt. Der Art ist der Ursprung der frommen Possen, die in den südlichen Provinzen einen in den andern Theilen des Reiches fast erloschenen Fanatismus bis auf unsere Tage erhalten haben, dessen letzte Funken noch alle Diejenigen beunruhigten, die, schmerzlich getroffen von den aus dem Aberglauben geborenen Uebeln, diesen für „nicht genug todt" hielten. Abbé Brizard bemerkt, daß die französischen Könige ihren Unterthanen viel Unglück, sich selbst vielleicht manche Unruhe erspart haben würden, wenn sie Avignon und dessen Territorium in ihren Besitz gebracht hätten, was sie konnten u. s. w.

Was Chamfort und Brizard von der Einwirkung der päpstlichen Legaten auf den Geist der südlichen Provinzen sagen, wird durch heutige Zustände, wenn diese auch nicht mehr so sehr erschreckend auftreten, noch immer bestätigt — aber Chamfort und Brizard helfen uns die südlichen Provinzen entschuldigen. Das verdammende Urtheil, das sich uns auf die Lippen drängt, halten wir zurück mit Rücksicht auf die mildernden Umstände, welche das Zeugniß der Geschichte darbringt, und wir sprechen die im Grunde guten Provenzalen frei von all den Verbrechen gegen den heiligen Geist, die sie nur verblendet begangen haben und noch begehen, da wir nun wissen, wo der eigentliche Uebelthäter zu suchen ist.

Aesthetische Verehrer „der sinnlichen Religion" pflegen als letztes Argument zu ihrer Vertheidigung die Produktivität an Kunstwerken anzuführen. Diese erwarten gewiß, in Montpellier große Kunstschätze zu entdecken; sie täuschen sich. Eine einzige Kirche von Bedeutung besitzt die Stadt, und diese ist ein Ideal

des Ungeschmacks. Ihre Wände, so wie die der andern Kirchen, sind von einer Heiligenmalerei der allertrivialsten Sorte bedeckt und bleiben hinter den Kirchen von Nimes und Tarascon weit zurück. Ueberhaupt treibt die Kunst, auch die profane, in Montpellier gar keine, oder nur spärliche Blüthen. In diesem Augenblicke befindet sich hier ein junger, talentvoller Maler, Namens Cabanel, Montpellierenser von Abstammung. Er kehrt soeben von Rom zurück, wohin er von der Regierung, mit einem Preise gekrönt, geschickt wurde und wo er ein großes, mit manchen Fehlern behaftetes, doch vielversprechendes Bild vollendet hat. Er malt mit großer Geschicklichkeit die guten Bürger und Bürgerinnen von Montpellier, um sich für Paris auszurüsten, wo er hoffentlich eine glückliche Carriere machen wird.[1] Herrn Laurent, den Sekretär der medizinischen Fakultät, habe ich schon in meinem Briefe über das Deutschthum in Languedoc erwähnt. Das Atelier dieses für alle Kunst empfänglichen Mannes ist ein reiches und interessantes Museum, das der Fremde nicht vernachlässigen soll. Vor Kurzem besuchte ihn der Düsseldorfer Meister Schirmer, dem er in Aufsuchung der Schönheiten Languedoc's hülfreich zur Seite stand.

Aber einen großen Schatz besitzt die sonst unkünstlerische Stadt an ihrer Bildergalerie. Diese ist ihres ersten Gründers sowohl, als ihrer Geschichte, vollkommen würdig. Ursprünglich gehörte sie dem italienischen Tragiker Alfieri, welcher sie zum Theile geerbt, zum Theile selber gesammelt hatte. Er vermachte sie als Liebesangedenken der bekannten Gräfin Albani, dem letzten Sprößling der Stuart, und diese wieder überließ sie, aus einem freudigen und reichen Leben scheidend, ihrem letzten Freunde, dem Maler Fabre, der aus Montpellier stammte. Es ist das derselbe Fabre, den Paul Louis Courrier in seinem Aufsatze „une conversation dans la villa Albani" so geistreich sprechend und als Hauptperson anführt. Er starb erst im Jahre

[1] Es ist das der seither berühmt gewordene Cabanel, Mitglied des Instituts.

1836, und da er keine Kinder hinterließ, setzte er seine Vaterstadt Montpellier als Erbin seiner Kunstschätze ein. Montpellier gab der Gemäldesammlung aus Dankbarkeit für den Erblasser den Namen „Musée Fabre.“ Das Musée Fabre gehört zu den bedeutendsten Kunstsammlungen der französischen Provinzen, da es nicht durch Almosen der Regierung, sondern durch den Kunstsinn bedeutender und künstlerischer Menschen gegründet und erweitert worden ist.

Als Perle dieser Sammlung bezeichnen wir eine „heilige Familie“ von Paul Veronese. Das Bild zeichnet sich durch alle glänzenden, hellstrahlenden Eigenschaften dieses frischen, fröhlichen und farbenreichen Meisters aus. „Es ist,“ sagte ein bedeutender französischer Maler, der einmal an meiner Seite das Museum durchschritt, „es ist wie auf Diamant mit diamantnen Farben gemalt.“ In der That bricht ein Strom von Licht und Glanz aus demselben hervor, als wäre es eine große Anzahl aneinander gereihter funkelnder Diamanten. Diesem zunächst steht ein kleines höchst einfaches Portrait, das man gewöhnlich Raphael selbst zuschreibt. Mein Begleiter, der Maler und Kunstkenner, meinte, es sei höchstens aus der Schule Raphael's, und zwar müsse es von einem deutschen Schüler Raphael's gemalt sein, denn es besitzt neben all' diesen Eigenschaften, die uns glauben machen, daß es vom Meister selbst herrühre, jene Einfachheit und Naivität, die im Atelier Raphael's nur ein aus dem Norden herstammender Jünger bewahren konnte. Es war ein Franzose, der so sprach; aber ein Franzose, der die Kunstschätze Italiens, Frankreichs und Deutschlands gleichmäßig studirte, und ich gebe sein Urtheil, das mir wohlthat, gerne wieder. — Ein Portrait Tizian's, wahrscheinlich von einem liebenden Schüler gemalt, gehört zu jener Gattung historischer Portraits, die im engen Rahmen eines menschlichen Gesichtes eine ganze Zeit und den Geist eines ganzen Volkes wiederspiegeln. Dasselbe läßt sich von einem Portrait Franz' des Ersten sagen, das von Raphael herrühren soll. Ich weiß mich aber nicht zu erinnern, daß irgendwo in Kunst-

oder profaner Geschichte zu lesen sei: Raphael Sanzio von Urbino hat König Franz dem Ersten von Frankreich die Ehre angethan, ihn zu malen. Hat doch die Geschichte nicht vergessen, es gewissenhaft aufzuzeichnen, daß Titian diese Ehre dem König Franz und dem Kaiser Karl angethan. Auch Ribera, der Düstere, der lyrisch-epische Dichter Ruysdael, Teniers, Ostade, Paul Potter sind würdig vertreten. Natürlich fehlt es in einer französischen Galerie auch nicht an einem Proudhon, aus dem die Franzosen gerne mehr machen möchten, als er ist, und am Wenigsten an einem Poussin, den sie gerne als ebenbürtig in die Gesellschaft der Raphaele, Leonardo's und Titian's schmuggeln möchten. Der größte Theil der andern Bilder gehörte nach der Bezeichnung meines Begleiters in die Gattung der Blagues, und sie legen sich Namen von Malern bei, die sie nie mit einem Pinsel berührt haben.

In einem der Nebensäle findet man eine neuangekaufte Marmorstatue von Pradier, irgend eine fabelhafte Prinzessin, die durch ihr langes Haar berühmt ist, vielleicht die Prinzessin Rapunzel, darstellend. Auch hier begegnet dem guten Pradier, was ihm bei den meisten seiner Werke begegnet: er verdirbt das Bestangelegte durch irgend einen Anhang von Ungeschmack, der die einzelnen Schönheiten seines Werkes vergessen macht. Die Prinzessin ist eine ganz nette, graziöse Person, aber die ungeheure Masse marmorner Haare erdrückt die Arme unter ihrem Gewicht, und man bedauert, daß der Marmorblock, der ihr unförmlich vom Hinterkopfe herabhängt, nicht zweckmäßiger zu irgend einem kleinen Herkules verwendet worden ist. Auch vor dieser Statue fiel mir ein, was ich schon oft von Pradier'schen Bildwerken denken mußte: ob er nicht besser gethan hätte, ein Maler zu werden? Wenigstens passirt es ihm oft, daß er in Stein haut, was sich auf der Leinwand gut ausnehmen würde, in der Skulptur aber an den um den Hals gehängten Mühlstein erinnert. Auch glauben wir, daß die Werke dieses, obwohl nicht talentlosen Künstlers ins Meer der Zeiten und in Vergessenheit sinken werden.

Unsichtbarer Flügel bedarf jedwedes Kunstwerk, wenn es sich über dem „Abgrund, der ewig offen", halten soll, und diese Flügel heißen: Schönheit und Anmuth.

30. September 1851.

Heute am letzten Septembertage leuchtete und glühte die Sonne so gewaltig, wie sie es bei uns in Deutschland oder auch in Paris nicht in den Hundstagen zu thun pflegt. Auf den heißen Tag folgte ein lauer, überaus milder, blauer, wohlthuender Abend. Solche täuschende Meteorologie mag der Stadt Montpellier noch mehr als ihre medizinische Schule ihre große Berühmtheit bei allen Brustkranken verschafft haben, die seit Jahrhunderten hier zusammenströmten und noch zusammenströmen, um Heilung zu suchen für ihr zehrendes Leid. Es ist eine Täuschung wie eine andere; die sanitäre Berühmtheit Montpellier's eine Berühmtheit wie manche andere, die auf schwachen Füßen steht. Die milden Tage, Abende und Nächte, deren wir uns hier allerdings sehr oft erfreuen, werden weit aufgewogen von den verschiedenartigsten Winden, die Staub aufregend die Gassen Montpellier's durchfegen und an kranken Lungen viel schneller zehren, als mancher verschrieene Nordwind. Montpellier besitzt nicht weniger als vierzehn verschiedenartige Winde, die es oft viele Tage nach einander in schneller Abwechslung von den entgegengesetztesten Seiten bestürmen; bald wüthend und mit lautem Lärm, bald perfid schleichend und leise am Lebensmark der armen Kranken nagend. Nach eingezogenen Erkundigungen und nach Erfahrungen, die ich bei verschiedenen Kranken selbst gemacht habe, halte ich es für Pflicht, das Klima Montpellier's seiner falschen und betrügerischen Berühmtheit zu entkleiden. Vielleicht war es anders in jener Zeit, als die Cevennen noch von Wäldern bedeckt die rauhen Gäste des Nordens und die treulosen des Westens abhielten. Doch ist der rauhe Gast aus dem Norden, die Tramontana, nicht so gefährlich, wie der Mistral, der aus der Provence, oder der Cers, der aus dem Departement

de l'Aude herüberweht. Die schrecklichsten Gäste aber sind die über das Mittelländische Meer aus Afrika kommenden Lüfte, wahrscheinlich Anverwandte des Sirocco. Pflanzen und Thiere brechen unter ihrem Hauche zusammen; wohin sie blasen, da wird Alles schlaff, müde und zu Tode betrübt. Wenn diesen schaurigen Gästen der aus Nordwest stammende Magistral, der frische, aufheiternde Genosse, oder, über das sanft gekräuselte Meer schreitend, der gluthenlindernde Garbin folgt — dann ist es für arme Kranke gewöhnlich schon zu spät. Der frische Magistral und der sanfte Garbin können mit dem besten Willen nicht wieder gut machen, was die andern Brüder schon verdorben haben.

Vor Kurzem erst hat es ein Berliner Gelehrter, der Hülfe suchend hierher gekommen war, zu spät erfahren müssen, daß Montpellier seinen guten Ruf nicht verdiene. Wahrscheinlich ist auch der gute Peter Fries, den sie vor einigen Wochen begraben, den Einwirkungen dieses Klimas erlegen. Den andern deutschen Flüchtlingen — dieses bei Gelegenheit zur Beruhigung ihrer Freunde in Deutschland — geht es wohl. Mehrere haben die in München oder Heidelberg durch die Vorgänge von 1849 unterbrochenen medizinischen Studien an der hiesigen Hochschule wieder aufgenommen und werden bald neben den polnischen und deutschen Verbannten aus den Dreißiger Jahren in Städten und Flecken des südlichen Frankreichs wohlthätig als Aerzte wirken. Man ist hier daran gewöhnt, daß ein mit fremdem Accent sprechender Arzt ans Krankenbett tritt; in unzähligen Orten des südlichen Frankreichs haben sich Polen und Deutsche angesiedelt, nachdem sie, plötzlich aus ihren Verhältnissen herausgerissen, die Gelegenheit in Montpellier benutzend, für empfangene Wunden in der Naturwissenschaft Heilung gesucht und sie für sich und andere gefunden haben. Jetzt gehören sie überall, wo sie sitzen, zu den angesehensten und beliebtesten Bürgern.

Auf andere Weise hat vor zwei Monaten ein deutscher Flüchtling sein Glück und seinen Herd gegründet. Halb traurig, weil er verbannt, halb lustig, weil er doch jung, ganz geldlos, weil

er Beides, kam der Heidelberger Studiosus H. direkt von Baden oder aus der Pfalz hierher nach dem Mons Puellarum. Er hatte den großen Plan, durch Lektionen ganz Montpellier zu germanisiren, weil dieses aber doch nur langsam von Statten ging, suchte er eine vergessene Kunst hervor und ging mit dieser nach Brod. Mit geborgten Crayons zeichnete er auf geborgtes Papier zahlende Gesichter. Und dieweil er so wirkte und strebte, warf eine reiche, schöne, unter ihm wohnende Bürgerstochter ein liebendes Auge auf ihn. Die lang wehenden Heidelberger Kometenhaare, die blauen Augen, die teutonische Eichengestalt mögen ihr gewaltig imponirt haben, wie dergleichen schon vor zweitausend Jahren zwischen Weibern romanischer Race und Jünglingen germanischen Blutes vorgekommen. Dem germanischen Jünglinge leuchtet diese Liebe eines holdseligen Geschöpfes ein:

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.

Oder mit andern Worten: der deutsche Jüngling ist ein roth glänzender Republikaner, das Mädchen und ihre ganze Familie sind schneeweiße Legitimisten. Aber eine einzige Tochter gibt man selbst einem verbannten Republikaner, und das Drama endet heiter. Die Hochzeitsgäste sind pure Legitimisten; damit er sich aber nicht zu einsam fühle, und weil zufällig im Momente keine deutschen Flüchtlinge anwesend sind, ladet sich der Bräutigam zu den Freunden der Braut noch die ganze Redaktion des scharlachrothen „Suffrage universel“ an Anverwandten Statt. Trotzdem verfließt die Hochzeit auf die allerfriedlichste und heiterste Weise, und des süßen Weines strömt, als wäre das Krüglein von Kana zugegen.

Aus dieser ganzen Geschichte wurde eine feine Idylle gemacht und diese säuberlich in Verse gebracht; zum Mindesten verdienet der Gesang den Lorbeer, der den Braten umschlang.

Siebenzehntes Kapitel.

Cette — Ein legitimistischer Reisegefährte — Erinnerung an Karl X. — Mireval — Julius Cäsar — Marseille und der Einfluß der Griechen — Das Schloß von Mireval und eine Geschichte aus seiner Vergangenheit — Geschichte Mariens von Montpellier und ihres Sohnes — Frontignan — Eine merkwürdige Eisenbahnstrecke — Positives über Cette — Cette und Montpellier — Besuch auf der Danziger Brigg „Thomas" — Hafen und Stadt — Römische Alterthümer — Ein französisches Volkslied

Montpellier, im Oktober 1851.

Ich komme aus Cette zurück. Die Stadt sah traurig aus, wie sie in Regen und Nebel, die aus dem étang de Thau aufstiegen, und in die Dünste des mittelländischen Meeres eingehüllt, stumm und verlassen dalag. Selbst das Meer, das ich im Mai von der Höhe des Kastells aus nach jahrelanger Trennung lächelnd und südlich blau wiedergesehen, blickte heute hyperboreisch und unheimlich. Aber da ich der guten Stadt Cette nicht Unrecht thun will, und dieweil man die Dinge immer in ihren schönen Momenten darstellen soll, zieh ich es vor, von jenem ersten Maibesuche zu sprechen.

Es war ein lachender Maitag, da ich in den Wagen stieg, um Cette zum ersten Male zu besuchen. Die Waggons waren angefüllt von reichen Montpellierensern, die hinausfuhren, um Wohnung für die Seebadezeit zu bestellen, und von Kaufherren, die in der Hafenstadt ihre Weine an Spiritusfabrikanten verkaufen wollten. Mich führte das Glück mit einem Legitimisten zusammen, der, als er erfuhr, daß ich aus Oesterreich stamme, mich per se für einen Reaktionär nahm und zum Vertrauten seiner legitimistischen Hoffnungen machte.

— Welch ein herrliches Land, dieses Oesterreich, sagte er, so ohne alle Veränderungen immer gleichmäßig fortlebend im Schutze seines Kaiserhauses. Ich kann Ihnen die Achtung, die mir dieses Land und diese Regierung einflößen, gar nicht beschreiben. Und welche schöne Einigkeit zwischen dieser Regierung und der russischen herrscht! Das arme Frankreich steht seit Jahren isolirt da und ist nicht im Stande, sich einen solchen Bundesgenossen zu verschaffen. Natürlich, welcher weise Monarch kann sich mit einem Volke einlassen, das so sehr vom Freiheitsschwindel eingenommen ist. — Da Sie aus Oesterreich kommen, kennen Sie vielleicht unseren König, Heinrich den Fünften?

— Natürlich! Ich habe ihn schon in meiner früheſten Jugend sehr oft in Prag gesehen, und zwar, wie er mit seinen Hofmeistern ganz populär aufs Eis ging und mitten unter den Studenten und Schülern Schlittschuh lief.

— Der gute Prinz! gewiß hat man ihn in Prag sehr geliebt; Ihr Kaiserhaus ausgenommen, versteht es kein regierendes Geschlecht so gut, wie die Bourbonen, sich beliebt zu machen. Ich versichere Sie, sie sind in Frankreich so beliebt und so populär, als nur — ich wüßte nicht wen zu nennen.

— Zum Beispiel: Béranger, fügte ich hinzu.

— Sie scherzen und machen sich mit Recht über die Franzosen lustig, die ihre Verehrung an den ersten Besten hängen, wie z. B. an einen liederlichen Dichter. Aber glauben Sie mir, daß, wenn die Bourbonen zurückkämen, sich alle diese Sympathien, die man an solches Volk verschwendet, um sie konzentriren würden. Meinen Sie nicht, daß jetzt, da die Ruhe in Europa wiederhergestellt ist, die konservativen Mächte und Oesterreich vor allen daran denken, Heinrich V. auf den Thron seiner Väter zurückzuführen?

— Ich muß Sie dagegen fragen, ob Sie glauben, daß eine Regierung Bestand hätte, welche dem Lande von Fremden aufgedrungen würde? Die Erfahrung scheint dagegen zu sprechen. Auch scheint Frankreich heute noch darüber verdrießlich zu sein, daß dieses nur einmal möglich war.

— Sie irren sich, Frankreich war den vereinigten Mächten überaus dankbar und würde es wieder sein, wenn diese den weisen Gedanken hätten, die Ordnung herzustellen und uns unsere Könige wiederzugeben. Das sind leere Phrasen, denen Sie nicht glauben müssen. Den Fremden, der uns unsere Könige wiedergibt, betrachten wir mit Recht als unseren Wohlthäter, und Die dagegen sprechen, sind nicht die Freunde Frankreichs, sondern verfluchte Revolutionäre.

— Ich meine, daß die Mächte nicht genug aufopfernd sein werden, Heinrichs V. wegen ihre Armeen marschiren zu lassen, und daß sie sich damit begnügen werden, wenn Louis Napoleon die Monarchie wieder herstellt.

— Hätte er es nur schon gethan und der Republik ein Ende gemacht; ich versichere Sie, ganz Frankreich wünscht nichts sehnlicher. Man würde ihn segnen dafür, denn dann wäre doch Hoffnung, daß Handel und Industrie wieder aufblühen.

Ich begnügte mich mit der Erfahrung, wieder einen Legitimisten gefunden zu haben, der sich um die Schmach seines Landes nur sehr wenig kümmert, der für Heinrich V. schwärmt, und doch wieder schnell bereit Louis Napoleon acceptirt, pourvu, daß dieser nur Handel und Industrie wieder in Blüthe bringt. Zum hundertsten Male habe ich nun diese Erfahrung in den verschiedensten Theilen Frankreichs gemacht, und ich besinne mich nicht, sie als bezeichnend für das Gros der heutigen Legitimisten hinzustellen. Ein Legitimist ist kein Patriot, ein Patriot ist kein Legitimist. Die Industrie steht höher als das göttliche Recht, und mit Hülfe der einen kann Louis Napoleon das andere besiegen.

Unwillkürlich mußte ich bei diesem Gespräche mich eines Momentes erinnern, den ich in früher Jugend erlebt habe. Es war an einem bitterkalten Wintertage, ich, ein kleiner Junge, lief eben mit meinen Büchern unter dem Arm aus dem Gymnasium. Halbe Dunkelheit lag schon auf dem alten Prag, die Fensterscheiben waren mit Eisblumen bedeckt, der Reif blieb in

den Haaren hängen, Alles lief, um so schnell als möglich an den warmen Ofen zu kommen — da kam in der Nähe des alten Pulverthurms dem Graben zu eine gewaltige, hochbepackte schwarze Karosse angerasselt. Die Postillone mit ihren großen Stiefeln spornten die Pferde, welche Wolken von Dampf aushauchten und von weißem Froste bedeckt waren. Aus dem halbverfrorenen Wagenfenster blickte ein altes, verfallenes Gesicht in die traurigen Gassen. Unheimlich rollte der Wagen den Graben hinab dem Hradschine zu. Einige verspätete Mittagsgäste, die in der Gaststube zum schwarzen Rosse behaglich ihre Cigarre rauchten, zuckten, da die Karosse vorüberfuhr, mitleidig die Achseln, und da ich sie fragte, wem die große Nase, die dicke Lippe und das graue Haar da drin im Wagen angehöre, antworteten sie: dem französischen König, Karl X.

An diesen königlichen Einzug mußte ich denken, als sich der sogenannte Legitimist expektorirt hatte. Eben wollte ich ihm erzählen, daß ich auch Karl X. gesehen habe, als wir auf der Station Mireval hielten, und mein Legitimist verwandelte sich aus einem Politiker in einen gefälligen Cicerone. Das ist Mireval, sagte er, dort drüben liegt mein Landhaus; so lange ich da wohne, lese ich keine Zeitung. Von jenem Berge gegenüber hat Cäsar das Thal zum ersten Male erblickt und sagte zu seinem Adjutanten: „Bewundere dieses Thal," und daher der Name dieses Fleckens: Mirare vallim.

Es ist doch sonderbar, wie man überall, wohin dieser Mann seinen Fuß setzte, das Angedenken an seinen Namen in hundert Traditionen bewahrt hat, wie man überall Ursprung und Abstammung gerne an ihn knüpft. In den verschiedensten Theilen Galliens und in Belgien, selbst in England, wo er sich doch nur einen Moment aufgehalten, habe ich diese Erfahrung gemacht. Belgien hat nur drei populäre Sagenhelden, und unter diesen ist Julius Cäsar der populärste, um wie viel näher ihm auch die andern zweie, Karl der Fünfte und Maria Theresia, durch Zeit und Wirken stehen. Es ist nicht zu zweifeln, daß Cäsar wirklich

in diesen Gegenden war; dieses Thal aber taufte er vielleicht, als er hierher kam, um die griechischen Städte, die Kolonien Massilias, zu unterwerfen und so ihre Mutterstadt, die es mit dem Senate hielt, zu strafen. Bezeichnend für den gebildeten Tyrannen ist es, daß er dieser Stadt die Macht, die ihm hätte schaden können, raubte, daß er ihr aber aus Achtung für ihre Abstammung und ihre hohe griechische Bildung Verfassung und Unabhängigkeit ließ. Ueberall in diesem Lande wird man an Julius Cäsar, an die Römer, mehr aber noch an die Griechen erinnert. Der Boden, über den ich jetzt fahre, war vielleicht einmal griechischer Boden — ja war es gewiß, denn nach Osten und Westen, nach Osten bis gegen das heutige Genua, nach Westen bis tief hinein nach Spanien, den ganzen nördlichen Küstenbogen des Mittelländischen Meeres entlang erstreckten sich die Kolonien und Städte der Phokeer. Mehr als fünfundzwanzig größere Städte sollen, von ihnen gegründet, hier geblüht haben. Wie weit sich das massilische Griechenthum ins Innere des Landes erstreckte, ist schwer zu ermitteln, da sich hier die Gränzen im Dunkel der gallischen Wälder verlieren. Nur in der Provence kann man mit einiger Bestimmtheit seine nördliche Gränze angeben. Saint Remy, das alte Glanum, war gewiß eine griechische Stadt. Daß aber auch an diesen Küsten der griechische Einfluß und griechische Bildung bis tief in das Land hinein gewirkt haben, beweist der Umstand, daß viele celtische Völkerschaften, selbst im Centrum Galliens, ihre barbarischen Gottheiten mit den schönen hellenischen vertauscht; daß sie griechische Zahlen angenommen und ihren Münzen ein griechisches Gepräge gegeben haben. Es ist kein Wunder, daß der griechische Baum so reiche Zweige trieb und so breiten Schatten warf, war doch seine Wurzel eine feste, mächtige, die fortwährend aus ihrer Muttererde neue Nahrung sog. Es ist wahrhaft rührend, mit welcher Liebe die Griechen der gallischen Küsten an ihrer Mutter hingen, mit welcher liebenden Sorgfalt und Aengstlichkeit sie Alles thaten, um in ihrer ursprünglichen Heimat nicht vergessen zu werden und

um sie selbst nicht zu vergessen. Diese Liebe zur Mutter hat sie — wie das wohl Jedem geht — vor vielem Bösen bewahrt. Die Gesandtschaften nach Griechenland zu pythischen und olympischen Spielen scheinen sehr häufig, der Verkehr mit den jonischen und peloponnesischen Griechen sehr frequent gewesen zu sein. Die Gesandten brachten die schönsten Produkte des Athenischen Geistes mit nach Hause, und man nahm sie mit Liebe auf. Was in Griechenland des Schönen gedacht, gesagt, gesungen, gemalt und gebildet worden, es fand an der gallischen Küste seinen Wiederhall und Wiederschein. Die alten Traditionen lebten hier sogar schöner fort als in den Stammsitzen. Während in Athen und Griechenland überhaupt die Jugend sich nur noch mit Sophisterei und Rabulisterei abgab (siehe Aristophanes Fragmente), sang und liebte man hier die göttlichen Gesänge Homer's, die im Peloponnes und in Attika nur noch im Munde des Bauern lebten. Isolirt und von Barbaren umgeben, mußten die Städte treu zusammenhalten und wurden nicht durch innere, so zu sagen, Familienkriege demoralisirt, wie die Republiken Griechenlands; und während in diesen all' die Laster herrschen, die Aristophanes züchtigt, und persisches Geld die bürgerliche Pflichterfüllung belohnt, wirkt das Beispiel der Massilischen Städte mildernd und wohlthätig auf hundert rohe Völkerschaften. Noch zweihundert Jahre später bilden sie die Halbbarbaren, die Römer, und flößen ihnen hohe Achtung ein; ja, noch ein halbes Jahrtausend nach Aristophanes und seiner Weibervolksversammlung bezeichnet Tacitus die Massilische Erziehung als die Hauptgrundlage jener Tugend, die er an Agricola rühmt. Freilich sehen wir sie schon kurze Zeit nach Tacitus dem Verderben anheimgefallen und ist der Name Massilier und verderbter Mensch synonym geworden; aber wir wollen die Massilier darum nicht anklagen. Ihr Verderbniß scheint uns das historisch-providenzielle Verhängniß. Sie konnten und durften jener Fäulniß nicht widerstehen, welche die ganze Welt angefressen hatte und die bestimmt war, die in Nationalitäten, in Römerthum und Barbarenthum getheilte Erde

zu verzehren, um sie durch ein neues, kosmopolitisches Prinzip verjüngt auferstehen zu lassen.

Aber der griechische Geist war darum doch nicht verloren. Jene feinsinnliche, fast raffinirte, mit vollendeter Kunstform plötzlich mitten im Mittelalter hervorspringende Poesie, jene fertige und abgerundete Civilisation, die plötzlich in diesen Gegenden mitten durch die dicken römischen und germanischen Schichten durchbricht — ist es nicht der hellenische Geist, der, metamorphosirt, aufersteht? Es war die erste Renaissance, und wie die zweite hat sie sich, freilich mit minderer Gewalt, in ganz Europa fühlbar gemacht. Jene Schloß- und Hofpoesie der Troubadours, welche die Hohenstaufen im Arelat kennen gelernt — doch das würde uns zu weit führen, und zu barock würde es dem Deutschen klingen, wenn ich seinen Walther von der Vogelweide mit den Griechen, mit den jonischen Griechen in Verbindung bringen wollte; er würde es kindische Spiele der Phantasie nennen und wäre vielleicht beleidigt, wenn ich seinen germanischen Minnesängern einen Anhauch griechischen Zephyrs vindizirte. Eben so barock käme es ihm vor, wenn ich, auf französischem Boden verweilend, die Verschiedenheit zwischen der warmen blumigen Beredtsamkeit der Girondisten und den kalten Syllogismen Robespierre's und seiner Landsleute von Demosthenes und Aeschines herleiten wollte: Und doch — und doch — aber ich habe den Muth nicht, fortzufahren.

Bleiben wir in Mireval. Mitten unter den grauen Häusern des Fleckens auf einem kleinen Hügel erhebt sich ein breites, viereckiges, von abgestumpften uralten Thürmen flankirtes Schloß. Dieses Schloß war der Schauplatz einer Geschichte, die würdig gewesen wäre, von der Königin von Navarra erzählt zu werden. Man weiß, daß der König von Aragonien Peter II. die Tochter des letzten Grafen von Montpellier, Marie, geheirathet und sich so in den Besitz eines großen Theils des südlichen Frankreichs gesetzt. Die Heirath gefiel dem guten König vorzugsweise des reichen Heirathsgutes wegen, und er sah nicht allzukritisch nach

den Reizen der Braut. In Montpellier wurde die Hochzeit gefeiert; aber sie ging nicht weiter als über den priesterlichen Segen, denn als die Nacht herankam, weigerte sich der gute König, die Ehe zu „accompliren." Ungeheuere Verlegenheit Aller, tiefer Schmerz der Braut. Niemand weiß sich die Weigerung des guten, jungen, Verse machenden und immer galanten Königs zu erklären, denn häßlich war die Braut eben nicht. Sie war nicht häßlich — aber schöner, unendlich schöner war die junge, kokette Gräfin von Mireval, die der Hochzeit als Gast beiwohnte. Diese lächelt, sie scheint die Ursache der Weigerung zu kennen, und da sie der König mit aller Liebenswürdigkeit eines Troubadours umgibt, ist bald der ganze Hof in das Geheimniß eingeweiht. Und so zieht man die schöne Gräfin ins Interesse und gewinnt sie, daß sie mit Selbstaufopferung zur „Accomplirung" der Ehe verhelfe. Sie verdoppelt ihre Koketterie; der König, ein Spanier, glüht; er wirft sich ihr zu Füßen; er erreicht endlich seinen Zweck; die Gräfin von Mireval wird ihn in dieser Nacht, in ihrem Schlosse zu Mireval heimlich empfangen. Die schöne Nacht naht heran. Ohne Panzer und Schienen besteigt der gute König sein Pferd und reitet und reitet — lieblich singt die Nachtigall in Languedoker Nächten — und reitet nach Mireval. Der gewisse Page oder die gewisse Kammerfrau empfängt ihn an dem gewissen Hinterpförtchen und führt ihn an der Hand durch Gärten, dunkle Gänge ꝛc. in das Gemach. Es ist dunkel; die Keuschheit der Gräfin duldet keine Nachtlampe. Der gute König ist glücklich, sehr glücklich. Wie er sehr glücklich ist, gehen plötzlich alle Thüren auf, und mit Fackeln und Lichtern stürzt der ganze Montpellierenser und Aragonische Hofschwarm herein, und an ihrer Spitze die schöne, lachende Gräfin von Mireval. Der König ist erstaunt und sieht, was er gethan. Aragon und Montpellier sind völkerrechtlich vereinigt, und die Hausmacht mehrt sich. Dem Könige aber geschah Recht. Warum dachte er nicht an die Verse des Aristophanes, und warum sprach er sie vorsorglich nicht als Gebet aus:

Lichtauge du der lehmgebornen Lampe,
Beim Schwung des Rads geformt von Töpferhand,
Strahlst aus den Schnäuzen Sonnenglanz du aus,
So leuchte mir!
Dir nur vertrauen wir, du bist uns nah
Im Kämmerchen, wenn mit gewandter Kunst
In Aphrodite's Dienst wir uns bemühn.
Wer scheuchte den verschwiegnen Augenzeugen
Verliebter Kämpfe, dich, aus dem Gemach?
Du strahlst allein in tief geheime Buchten ꝛc. ꝛc.

Nach Andern ereignete sich der nächtig schwarze Betrug erst drei Jahre nach der Hochzeit und haben nicht die Hofleute, sondern die zwölf Konsuln der Languedoker Städte die Nacht im Nebenzimmer und zwar bei geweihten Kerzen und im Gebet zugebracht, und waren sie es, welche wieder mit den geweihten Kerzen den Irrthum des Königs aufhellten. Gewiß ist, daß der König Peter, noch mehr gereizt gegen die Königin, sich aufs Neue ganz von ihr abwendete und die Königin einem einsamen Leben im Schlosse Mireval und die Lande Aragonien und Montpellier der Trauer über den Mangel an legitimen Erben überließ. Da geschah es, daß der König eines Tages ganz vergnügt und aufgeregt sein Gestüte von Lattes verließ. Ein Edelmann aus seinem Gefolge, Namens Guillem von Arcala, hatte den guten Gedanken, also zum König zu sprechen: Sennor, wir könnten wohl, anstatt uns jetzt auf die Jagd zu begeben, die Königin, unsere Herrin, im Schlosse Mireval besuchen; Eure Hoheit könnte eine zweite Nacht mit ihr verbringen, und wir würden, wenn es euch gefällig, mit der Kerze in der Hand wachen, und Gott in seiner Gnade würde Euch einen gesegneten Sohn bescheeren. Der König, von diesen Worten gerührt, that, wie der Edelmann anrieth, und am andern Morgen nahm er ganz vergnügt die Königin auf die Krupe seines Pferdes und ritt mit ihr nach Montpellier. Die guten Bürger der Stadt waren über das Glück ihrer Prinzessin so erfreut, daß sie große Feste feierten und bei

dieser Gelegenheit einen Tanz erfanden, welcher, le chevalet genannt, noch heute in Montpellier üblich ist. Jene Nacht aber gab dem in der Geschichte unter dem Namen „Jakob der Eroberer" bekannten Könige das Leben. Trotzdem konnte der gute König Peter seinen Widerwillen gegen Marie von Montpellier nicht ganz besiegen und ließ sich nach der Sitte des dreizehnten Jahrhunderts ohne Weiters von ihr scheiden, um sich mit einer andern Marie, Nichte Amauri's, Königs von Jerusalem, zu vermählen. Marie von Montpellier ging nach Rom, um sich beim Papste zu beklagen und die Scheidung zu hintertreiben. Da starb sie und zwar an Gift. Das Volk betrachtete sie als eine Heilige; und wenn jemals Leiden und Demüthigung ein Recht auf diesen Titel haben, so hat ihn die gute Marie von Montpellier verdient; denn, wie ihr mannbares Alter, so war schon ihre frühe Jugend eine Kette der bittersten Erfahrungen. Eine böse Stiefmutter, Agnes, verheirathete sie schon im elften Jahre an Barral, Vizegrafen von Marseille, und zwang sie, den Rechten auf Montpellier zu Gunster ihrer, Agnes', Kinder zu entsagen. Zu fünfzehn Jahren Wittwe, kehrt sie mit reicher Erbschaft in das väterliche Haus zurück. Die böse Stiefmutter nimmt ihr die Schätze ab und verheirathet sie aufs Neue an den Grafen von Comminges, einen wahren Blaubart, der zur Zeit noch an zwei andere Frauen verheirathet war, was aber in jener Epoche nicht genirte und von der Kirche weiter nicht gerügt wurde, wenn man, wie der Graf von Comminges, zu den Verfolgern der Albigenser gehörte. Marie gebar ihm zwei Töchter, wurde aber so grausam von ihm behandelt, daß sie lieber zu ihrer Stiefmutter zurückkehrte; aber die Leiden, die sie hier erwarteten, waren so groß, daß sie jene im Hause des Grafen von Comminges vergaß und wieder zu ihm zurückging. Aber aufs Neue fürchterlich geplagt, sah sie sich gezwungen, ein zweites Mal zu entfliehen. Zum Glück starb ihr Vater Wilhelm gerade in diesem Momente, und da seine Heirath mit Agnes, weil seine erste Frau noch am Leben war, vom Papste nicht anerkannt wurde, trat Marie von Montpellier in ihre Erbschafts-

rechte und gewann sich dadurch jenes Glück an der Seite des Königs Peter von Aragonien, welches mit Gift und Heiligengeruch endete. Ein wahres mittelalterliches Weiberschicksal, das Schicksal der armen Marie von Montpellier.

Wir können nicht umhin, hier noch eine kurze Geschichte ihres Sohnes, Jakobs des Eroberers, zu geben, da sie eine würdige Fortsetzung der Geschichte seiner Eltern bildet. Wir kennen sie genau aus seinen eigenen Memoiren, die er in provenzalischer Sprache schrieb. Er galt für einen der frömmsten Fürsten aller Zeiten, weil er über tausend Kirchen baute und bereicherte. Im Jahre 1229 verstieß er Eleonore von Kastilien, denn er besann sich fünf Jahre nach seiner Heirath, daß sie in einem gewissen Grade mit ihm verwandt war, und vermählte sich mit Jolanthe von Ungarn. Diese neue Ehe erweckte die Wuth und die Eifersucht einer seiner Maitressen, Thereſe Giles Vidaura, welcher er, wie er selbst gebeichtet, die Ehe versprochen hatte. Der Erzbischof von Girona, sein Beichtvater, unterstützte die Ansprüche Thereſens und schrieb darüber einen Brief an den Papst Innocenz den Vierten, in welchem er als Zeuge für Thereſe auftrat. König Jakob lud ihn auf sein Zimmer ein und ließ ihm da, weil er das Beichtsiegel verletzt hatte, die Zunge ausschneiden. Der Papst bestrafte diese Vertheidigung des Beichtgeheimnisses mit dem Bannfluch, der aber den König in seinem lustigen Leben nicht weiter störte. Nach dem Tode Jolanthe's nahm er wieder Thereſe Giles Vidaura zu sich und gab sie für seine Frau aus; aber bald ihrer überdrüssig, bat er den Papst Klemens den Vierten brieflich um die Erlaubniß, diese Halbehe brechen und Berenguella, eine alte, aber nicht ganz verrostete Liebe, heirathen zu dürfen. Noch ein Jahr vor seinem Tode nahm er eine andere Dame, die er ihrem Manne entführt hatte, zu sich ins Haus, und da ihm der Papst, Gregor der Zehnte, darüber Vorwürfe machte, entschuldigte er sich mit der Schönheit dieser Frau und mit der Gefahr, die sie erwarte, wenn sie zu ihrem Manne zurückkehrte. Dem Papste schien diese Entschuldigung einleuchtend.

Nicht sobald beruhigt über das Don Juan-Leben ihres Königs waren die guten Bürger von Montpellier. Sie standen mehreremals auf und versuchten sich als Republik zu konstituiren. Das mißlang ihnen, denn nach dem Tode Jakobs sehen wir sie wieder der jüngern Linie seines Hauses unterthänig.

Unfehlbar wird man durch jeden Feudalbau auf solche chronikalische Erinnerungen zurückgeführt. In der That, sie sind nicht geeignet, den Worten des Legitimisten, der zufällig an der Seite des Reisenden sitzt, Eingang zu verschaffen und seinen Bekehrungsversuchen wirksamen Vorschub zu leisten.

Gleich hinter Mireval verwandelt sich das Land in jenen Amphibienboden, der ganz Niederlanguedoc vom Fuße des Cevennischen Mittelgebirges an bis ans Meer, von den Mündungen der Rhone bis gegen Agde hin charakterisirt. Was nicht Sumpf ist, ist dürrer, grasloser, nackter Kalkstein. Aus solchem Boden wächst der kostbare Wein von Frontignan. Er ist so heiß, so solid, so mächtig, wie irgend ein spanischer Wein, aber ihm fehlt die Blume, die der Muskat von Lunel selbst im hohen Alter bewahrt. Der Stadt Frontignan nicht ferne erhebt sich ein Kalkberg, in dessen Innerem man selbst tief unter der Meeresfläche Süßwasserformationen in nächster Nähe von Seeformationen gefunden hat. Meer und Land haben sich in diesen Gegenden lange um die Herrschaft gestritten, und noch ist der Streit nicht entschieden. Das fühlt man vorzugsweise, wenn man von Frontignan weiter nach Cette fährt. Die alte Straße, deren Haupttheil, die Peyrade, eine Art von Bogenbrücke bildete, ist heute natürlich verlassen; man fährt auf der Eisenbahn. Sie geht buchstäblich durchs Meer und ist in dieser Beziehung gewiß eine der sonderbarsten Europa's. Rechts und links nichts als blaues Gewässer, das bei starkem Nord- oder Südwind seine Wellen über das Menschenwerk schleudern muß. Rechts und links Kähne und große Schiffe, in deren Gesellschaft der Wagenzug dahinfliegt. Wenn die Lokomotive aus dem Geleise spränge, wir würden hinabfahren in die heilige Salzfluth, und Fischerkähne

würden uns retten. Wie erstaunlich muß den Delphinen, die dort ihre Häupter dem Sonnenschein entgegenstrecken und plump umhergaukeln, die große Seeschlange erscheinen, die mit glühenden und dampfenden Nüstern durch ihr Element, durch ihre Heimat dahinsaust. Der Streifen des Eisenbahndammes schrumpft in der Ferne, gegen Cette, zu solcher Dünne zusammen, daß er in dem blauen Elemente ganz verschwindet, und man glaubt, gerades Weges in das Meer hineinzufahren, besonders da das Gewässer rechts, das man bis jetzt immer leicht überblickte, immer breiter wird und sich endlich als großer See, als der étang de Thau ausdehnt. Die Angst dauert nicht lange; wir gelangen auf festem Boden im Bahnhofe von Cette an.

Ich blättere zurück in meinem Tagebuche, um dort die Notizen über meinen ersten Besuch im Mai aufzusuchen und um mich deutlich an die ersten hier empfangenen Eindrücke zu erinnern. Ich finde nichts, als:

Da sitz ich wieder
Zu deinen Füßen,
Du herrliches, seelenerweiterndes Meer.
Dir bring ich dar
Andächtige Huldigung
Wie meiner Königin,
Meiner Geliebten.

Ich tauche mein Haupt
In deine Wellen,
Die heilige Taufe
Durchdringt mich mit Schauern ꝛc. ꝛc.

Damit ist nichts zu machen. So schreibt man kein Tagebuch; so empfiehlt man sich seinen Landsleuten nicht als einen Mann, der auf Nützliches achtet. Darum anders. Die Stadt Cette treibt starken Exporthandel mit Wein, Spiritus, allerlei fabrizirten Liqueuren und dem weißesten bestkrystallisirten Salze des Mittelländischen Meeres. Die Fischerei wird hier großartig betrieben,

vorzugsweise um die Zeit, wenn die Fische aus dem étang de Thau ins Mittelmeer zurückkehren, da man ihnen an den Ausgängen auflauert. Diese Auswanderungsfrist aus dem étang de Thau und den andern Salzgewässern umfaßt den langen Zeitraum vom 1. Julius bis zum 1. März. In den Zwanziger Jahren (leider habe ich nur alte Quellen vor mir!) wurden während des Fischfanges eines einzigen Jahres 23,700 Quintaux Weißfisch, 7,150 Quintaux Aal, 45,000 Quintaux Muschelthiere u. s. w. erbeutet. Das ist viel, wie ich glaube.

Trotz diesem einheimischen Reichthume an Naturprodukten und trotz dem trefflichen Hafen, der der beste unter den französischen des Mittelmeeres ist, hat sich Cette noch nicht zu einem selbständigen Leben emporgearbeitet. Die Kaufleute und Proprietäre von Montpellier, mit ihren Weinen und Spiritussen, die sie aus den schlechteren Weingattungen bereiten, die Banquiers mit ihrem altangestammten Gelde spielen hier noch immer die Hauptrolle. Cette ist nur ihre Boutique. Cette ist für Montpellier ungefähr, was Bremerhafen für Bremen ist. Aber Das wird nicht immer so bleiben. Der Verkehr mit Afrika wird von Tag zu Tag lebhafter; Cette wird den Mittelmann zwischen der Kolonie und wenigstens dem halben Frankreich abgeben und so, ohne Marseille zu schaden, für sich genug zu thun bekommen. Neue Wichtigkeit wird es erlangen, wenn erst die Eisenbahn nach Bordeaux gebaut und so die Verbindung mit dem großen Ozean hergestellt ist, für welche der Südkanal nicht ausreicht. Dann werden die Reichen von Montpellier einsehen, daß ein bloßer Rutscher nach Cette auf ein oder zwei Stündchen für ihre Geschäfte nicht genügend sei, und sie werden mit ihren dicken Kapitalien ganz und gar nach Cette übersiedeln. Die Einheimischen, die bis jetzt nur die Commis des Montpellierenser Kapitals gewesen, werden sich emanzipiren; sie werden unterdessen, von ihrer guten Lage begünstigt, genug für sich gewonnen haben, um ihren Platz für eigene Rechnung auszubeuten. Und so kann es kommen, daß Cette von jetzt in einem Jahrzehnt eine bedeutende Handelsstadt

sein wird, und so kann es kommen, daß Montpellier verfällt und seine Bestimmung erfüllt. Es hat seine Macht durch Vermittelung Villeneuve's von Maguelone genommen, es wird sie direkt an Cette abgeben; und so wird es die Folgen der Centralisation, die es auch um seinen geistigen Halt, um die Universität, gebracht hat, noch schmerzlicher fühlen.

Die Stadt Cette, der wir eine so große Zukunft prophezeien, ist noch nicht zweihundert Jahre alt. Vor dem Jahre 1666 war der schmale Landstrich, den sie einnimmt, von einigen armen Fischerhütten besetzt; in jenem Jahre legte man den Grund zum Molo, am Ausflusse des großen Kanals, um den aus- und einlaufenden Schiffen eine Station zu sichern. Der Punkt bewährte sich, und man legte einen zweiten, im Halbkreis ins Meer hineinlaufenden Damm an, und der Hafen war fertig. Die Fischerhütten verwandelten sich in Häuser, und noch unter Ludwig XIV. erhielt der Flecken Cette Munizipalitätsrechte. Vor Ausbruch der französischen Revolution belief sich die Einwohnerzahl bereits auf 10,000. Stadt und Hafen sind durch zwei Forts und ein Kastell geschützt. Letzteres erhebt sich ziemlich malerisch auf dem sonst kahlen, trostlos aussehenden Kalkberge, welcher der Stadt an seinem Fuße nur einen schmalen Strich bequemen Terrains gönnt und sie an den Sumpf und ans Meer drängt. Er wird es büßen; denn bald wird die Stadt dem Beispiele des Kastells folgen und seinen Rücken hinanklettern, um von dort aus ihr Reich, das Mittelländische Meer, zu überschauen. Um Dasselbe zu thun, wanderte ich gleich nach meiner Ankunft den kahlen Bergrücken hinauf. Kein Strauch, kein Baum gibt Schatten, und so kam ich halb gebraten in der Mittagssonnenhitze oben auf dem Kastelle an. Der Offizier gestattete mir freundlich den Eintritt, und ein Sergeant führte mich auf den höchsten Punkt der Fortifikation. Es gibt keinen Punkt in Languedoc, der für die Meeresaussicht so günstig wäre, wie dieser. Gegen Südwesten ist der Horizont von den wolkenähnlich verschwimmenden Bergen der Küsten von Roussillon und Katalonien begränzt; gegen Süden fliegt der Blick

ungehindert ins unermeßliche Weite, über das tiefdunkelblaue Meer den weißen Segeln nach und entgegen; gegen Osten ergeht er sich auf den grünen Ebenen Niederlanguedoc's, ruht er auf den Ruinen von Maguelone, auf den Zinnen von Aigues-Mortes, auf den Landhäusern und Schlössern, welche die Ebene nordwärts bekränzen. In nächster Nähe lacht der See von Thau wie ein Miniaturbild des großen Mittelländischen Meeres. Mir zu Füßen lag das Fort, das den Hafen unmittelbar in seinen Schutz nimmt. In diesem Augenblicke hat es noch eine andere, eine traurige Bestimmung. Achtundfünfzig freie Söhne der Wüste, Häuptlinge der Beduinen, verbringen in seinen kahlen Mauern ein einförmiges Gefangenenleben. Im Hafen daran wimmelt es von Schiffen, von hin- und herfahrenden Matrosen, von aus- und einladenden Arbeitern. Wie ich hinabstieg, bemerkte ich unter den hundert Schiffen eines, das stolz seine Flagge, den preußischen Adler, wehen ließ, so stolz, als stünde eine deutsche Flotte hinter ihm, um es zu schützen. Es war die Danziger Brigg „Thomas". Ich rief es vom Molo aus deutsch an, und sofort wurde ein Boot abgeschickt, um mich zu holen. Mit besonderer Freude kletterte ich am Tau hinan und befand mich auf deutschem Boden. Kapitän, Steuermann und Matrosen, Ostpreuße, Hannoveraner und Friesländer waren sehr erfreut, einen deutschen Landsmann bei sich zu empfangen und Neuigkeiten aus dem Vaterlande zu erfahren. Denn seit langer Zeit schon trieben sie sich in den verschiedensten europäischen und amerikanischen Gewässern umher und wußten nichts von Allem, was sich seit beinahe zwei Jahren im deutschen Vaterlande zugetragen hatte. Ihre Flagge hätte sonst wohl nicht so stolz geweht. Sehr deutsch-einig klangen der preußische, der hannöverische, der plattdeutsche, der böhmisch-deutsche Dialekt während halbstündigen Gespräches ineinander, so daß ich glaubte, in der Paulskirche zu sein. Dort wie hier breitete der schwarze Vogel seine Griffe über uns aus. Ich schied, um pflichtgemäß noch die Stadt zu durchwandern.

Die Kneipen am Hafen tragen Inschriften in den verschiedensten

Sprachen. Ueber der Thüre der einen las ich: „Hier wird deutsch gekocht," über einer anderen: „Hier wird deutsch getrunken," was mir bewies, daß das Schiff Thomas aus Danzig keine Ausnahme sei, und daß diese Gewässer wohl häufig von germanischen Rostren durchfurcht werden. Die Hauptstraße läuft parallel mit dem Kanale hin, welcher den étang de Thau mit dem Meere verbindet, und gleicht in ihrer ganzen Ausdehnung einem einzigen großen Zelte. Denn die zahllosen Kaffeehäuser und die vielen Boutiquen rechts und links breiten große Leinwanddächer aus, die in der Mitte der Gasse zusammenstoßen und sie ganz bedecken. Im Schatten liegen die trägen Südländer und die Seefahrer, die froh sind, im Hafen zu sein, und rauchen geschmuggelte Cigarren und verzehren Berge von Eis. Am Ausgang dieser bezelteten Straßen, in einem großen Kaffeehause, versammeln sich die Spiritushändler und machen mit großem Lärm ihre Geschäfte ab. Ich verließ diese Spirituswelt, um einige Reste der alten, klassischen aufzusuchen, da ich einmal gelesen hatte, daß sich in Cette noch Reste alter, römischer Wasserbehälter befänden. Aber mein Nachfragen war umsonst; Niemand wußte mir Auskunft zu geben, und bald von der Wanderung in der furchtbaren Sonnenhitze ermüdet, kehrte ich zu den Zelten zurück, um mich an Eis und Sorbet zu erquicken. Es that mir leid, daß ich meine Zeit so verlieren mußte, aber die Sonne wollte es nicht anders, und so begnügte ich mich mit dem Bewußtsein, auf römischem Boden Siesta zu halten. Denn es ist kein Zweifel, daß da, wo jetzt Cette liegt, ehemals eine römische Stadt gestanden habe, die sich vielleicht auf massilisch-griechischem Fundamente erhoben. Neben jenen römischen Wasserbehältern fand man zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Nähe der Grundstücke von Ious Mazets zwei verschüttete, römisch konstruirte Kanäle und die Ruinen mehrerer Häuser, deren Boden mit schönen Mosaiken bedeckt waren. Außerdem den Arm einer Marmorstatue, eine schöne korinthische Säule und über vierhundert Medaillen und Münzen von Augustus an bis auf Constantinus. War doch

diese ganze Küste, so zu sagen, ohne Unterbrechung bedeckt von römischen Städten, die heute ganz verschwunden sind. Wo ist Forum Domitii hingerathen? was ist mit Forum Neronis geschehen? Wer hat die prächtige Stadt zerstört, die sich an der Stelle des heutigen Fabrègues erhob? Vielleicht war Cette nur eine Villeggiatur, oder eine größere Seebadeanstalt, in welcher die reichen Römer aus den genannten Städten einen Theil ihres Sommers zubrachten. Daß es aber auf römischen Grundlagen ruht, ist gewiß. Sehr wundert es mich, daß seine erste Grundsteinlegung nicht Julius Cäsar zugeschrieben wird, diesem Mann, den die nachrömische Zeit und die erste Hälfte des Mittelalters zum Gründer par excellence erhoben hat, und an dessen Namen sich große Städte wie kleine Flecken des Südens und Nordens so gerne anlehnen, um sich einen adeligen Stammbaum zu geben.

Wie es Abend war, ging ich noch einmal hinaus an den Hafen; in den Kneipen war es lustig, aber von einem der Schiffe klang ein überaus trauriges Lied in französischer Sprache. Es sang es ein Mann, der nahe beim Steuer saß und die Beine hinunter über Bord baumeln ließ. Die Melodie zog unendlich melancholisch über die Wellen und durch das Lispeln des Abendwindes und das Geklapper der Raaen und Taue. Leider kann ich sie nicht wiedergeben, aber die Worte der ersten Strophen kann ich ungefähr übersetzen.

Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle,
Fortzieh ich, ach!
Du stehst betrübt auf der Schwelle
Und blickst mir nach.
Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle.

Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle,
Das Meer ist breit,
Mein Schiff, das segelt so schnelle,

Fort zieh' ich weit.
Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle.

Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle,
Die See geht hohl,
Mein Schiff, das segelt so schnelle,
Du lebe wohl.
Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle.

Die traurige Melodie begleitete mich noch, als ich spät nach Montpellier zurückkehrte, und jetzt, da ich dieses schreibe, klingt sie wieder lebendig in meinem Herzen. Ich glaube, daß ich sie nicht vergessen werde. Die tiefe Trauer, die sie ausdrückt, erinnerte mich an das irische Volkslied „Robert a Roon", das ich bei Dublin gehört habe. —

Achtzehntes Kapitel.

Der Pinienthurm und die Weissagung des Nostradamus — Autoritäten, welche Montpellier loben — Der Brunnen Jaques Coeur's — Maguelone — Der Roman von Peter von Provence und der schönen Maguelone — Melusine — Die südfranzösischen Sagen — Eine literarische Mystifikation — Ausflug nach St. Guilhem le desert — Ein Fermier général — Aniane und der heilige Benedikt — Südfranzösische Bräuche — Die Drac's — Der Herault — Die Mühle von Clamous — Eine sonderbare Brücke — St. Guilhem le desert und sein Gründer Wilhelm Kurznase, Herzog von Aquitanien — Das wilde Thal, Felsen, Adler, giftiges Gethier.

Montpellier, den 2. Oktober 1851.

Und so mögen die drei Pinien auf dem Thurme der alten Stadtmauer noch lange fortgrünen und breite Aeste in die Luft strecken, wie Festpaniere, denn von ihnen — so sagt es der Prophet Nostradamus und so glaubt es das Volk — von ihnen hängt das Wohl und der Bestand der guten Stadt Montpellier ab. So lange sie, die sich kühn hinaufgepflanzt haben auf die Spitze des hohen Thurmes, trotz ihren gefährlichen Standpunkten, trotz den Stürmen, die sie dort oben umwehen, fortgrünen auf festen Wurzeln, so lange wird auch die gute Stadt feststehen auf ihrem Grunde, obwohl er von flüchtigen Quecksilberadern durchzogen ist. Ich spreche diesen Segen von ganzem Herzen aus, und ich bin nicht der Erste, der es thut, nicht der Erste, der aus diesen Gegenden mit Bedauern scheidet. Ich habe alte und uralte Vorgänger, die, vom Wind des Zufalls oder vom Verhängniß hierhergetragen, vor ihrem Scheiden die Stadt gerühmt und gepriesen haben. Ich zitire nur den alten Josephus Scaliger, welcher sprach: „Wäre es mir vergönnt, an einem Orte zu leben, der

meinem Herzen theuer ist, ich wählte die Stadt Montpellier und machte sie zum Neste meiner alten Tage. Es gibt keinen Ort, wo man seine Tage süßer verleben könnte, sei es der holden Luft, sei es der Sitten der Einwohner oder der Annehmlichkeiten des Lebens wegen." — Ihren Glanz rühmt schon der gute Doktor Rabbi Benjamin in seinen Itineribus: „Wir brachen, sagt er, von Beziers auf und erreichten in zwei Tagen Monstremblans, welches die Einwohner ehemals Montem pessularum nannten und heute Montpellier heißen. Die Stadt, die aller Orten an Kaufmannswaaren Ueberfluß hat, liegt ungefähr zwei Stunden vom Meere entfernt." (Der gute Rabbi Benjamin in seinem Talar muß nur sehr langsame und kleine Schritte gemacht haben.) Neben der Wissenschaft interessirt ihn der Handel, und er fügt seiner Lobpreisung Montpellier's hinzu:

„Ad mercaturam confluunt christianorum et muhamedanorum plurimi et e regionibus Algarbiae, Lombardiae et regno magnae illius Romae universo, regno aegyptio, terra israëlitica et Graecia, Gallia, Hispania et Anglia. Man hört daselbst die Sprachen aller Völker, und die Schiffe der Genuesen und Pisaner bringen sie, die zahllosen Söhne aller Länder, nach Montpellier."

Jaques Coeur, der Juwelier und Schatzmeister Karls VII., der Rothschild des fünfzehnten Jahrhunderts, wenn man ihn so nennen kann, da er ein wirklicher Handelsherr war, der die Produkte einer Welt in Umlauf setzte und nicht ein bloßer Papier- und Börsenmäkler in großartigem Styl — Jaques Coeur, den ich lieber den französischen Fugger nenne, hat aus Montpellier den Mittelpunkt seines ungeheueren Handels gemacht und nicht wenig zum mittelalterlichen Glanz der Stadt beigetragen. Gewiß trug auch sein Beispiel, eben so wie die in Montpellier residirende Wissenschaft, viel dazu bei, der Stadt wie dem Lande jenes Bürgerbewußtsein zu geben, welches beide durch viele Jahrhunderte dem Feudalismus gegenüber geltend zu machen wußten. An diesen unternehmenden Mann erinnert noch ein alter gemauerter

Brunnen, den, wie man sagt, die Stadt seiner Fürsorge verdankt, und der noch heute der Brunnen Jaques Coeur's heißt.

Es ist natürlich, daß man mit all diesen Erinnerungen an die Vergangenheit Montpelliers endlich bis an ihrem Ursprung anlangt, und da dieser eigentlich auf der romantischen Insel Maguelone zu suchen ist, und da diese Insel so einladend, ewig mahnend von dort aus dem Mittelländischen Meere herüberwinkt, macht man sich denn endlich auf, und wenn man es auch nur thäte, um eine Lücke im Tagebuche auszufüllen.

Zwischen den hübschen Villen der reichen Bürger von Montpellier, zwischen Gartenmauern und Weinfeldern geht es Anfangs ganz gemüthlich vorbei an Rondelet oder Rondibilis, dem Landhause, das im Rabelais vorkommt, vorbei an Mans und Morin, den reichen Meiereien. Gleich hinter Morin wird es trostlos öde. Rechts und links nichts als Sümpfe, die, in dieser Jahreszeit schon des Rohres und Schilfes beraubt, nicht einmal mehr das Grün haben, das im Hochsommer ein gewisses Leben heuchelt und Tod und Fäulniß verlarvt. Auf einem schmalen Knüppeldamme durch eine Allee zwerghafter Tamarisken gelangt man an das Ufer des Mosson, der sich, zwischen mühsam zusammengehaltenen Ufern, durch den Sumpf windet. Wir stiegen in den Kahn, der uns dort erwartete. Meer und Erde verschwanden zwischen den doch niedrigen Ufern. Auf ihnen erschien von Zeit zu Zeit ein schneeweißer, löwengroßer Schäferhund von der pyrenäischen Race und glotzte uns mit menschenscheuen Augen an. Aus der Ferne höchstens Schafgeblök. Nach halbstündiger Fahrt tauchten plötzlich einige Fischerhütten mitten aus dem Sumpfe empor. Wenn Ovid, sagte einer unserer Reisegenossen, die Residenz der Langeweile hätte beschreiben wollen, er würde diese Hütten beschrieben haben. Sie bestanden ganz einfach aus zusammengeflochtenem Sumpfrohre. Jede dieser Hütten hatte ihren besonderen Hafen, d. i. einen Einschnitt in den Damm, der grade lang und schmal genug war, um einen Kahn fassen zu können. Dieser Damm selbst ist ein schmaler Strich Landes, der

den Fluß vom Sumpfe scheidet, und von dem man nicht einsieht, warum er sich eines Tages nicht ebenfalls in Sumpf verwandeln und wie ein fauler Fisch auseinander gehen soll? Man begreift auch nicht, wozu sich der Fluß so viele Mühe gibt und stundenweit durch Sümpfe kriecht, da er rechts und links Gelegenheit genug hätte, sich zu ergießen. Aber das sind so vorgefaßte Meinungen, daß man sich ins Meer ergießen müsse. Unser Rhein ist als Deutscher viel vorurtheilsfreier und verliert sich, man weiß nicht wie. — Da wir den Hütten ganz nahe kamen, bemerkten wir allerdings, daß sich zwischen ihnen gewisse Verhältnisse befanden, welche anständigen Häusern nicht unähnlich waren. Es sind das die Jagdhäuser, die sich reiche Montpellierenser für die Zeit der Entenjagd hier erbauen. Vor der Hütte unseres Gondoliers, der uns freundlich eingeladen hatte, stiegen wir für einen Moment aus. Er hat ein reizendes Töchterchen, und wie langweilig mir auch diese ganze Gegend, die nicht Fisch noch Fleisch, nicht Meer und nicht Land ist, Anfangs erschienen war, so kam mir bei ihrem Anblick doch die Idee, daß diese Fischerhütte der prächtigste Schauplatz für eine Idylle wäre. Wie elend sie auch aussah, verrieth sie im Innern doch eine große Wohlhabenheit. Ihr Besitzer hieß uns bei sich willkommen und benahm sich mit jener Ungezwungenheit und Freiheit, die dem Manne aus dem Volke hier eigen sind. Es wurde uns wohl an seinem Herde. Er setzte uns und sich Stühle, und sein Töchterchen kredenzte trefflichen Wein des Landes. Vor der Thüre, auf dem Flusse trieben sich fünf Jungen herum, die mit Fischfang in großen, über die ganze Breite des Flusses gespannten Netzen beschäftigt waren. Die Jungen sind Findelhauskinder, die er zu sich genommen. Die ersten fünf Jahre wird ihm für ihre Verpflegung eine gewisse Summe bezahlt; nach den fünf Jahren behält er sie als Lehrlinge, und später steht es ihnen frei, in die Marine zu treten. Sie sahen ganz vergnügt aus, rauchten ihre brule-geule und trieben sich ganz lustig auf dem Flusse umher plus heureux que des rois. Für die soziale Stellung dieser Kinder ist es

bezeichnend, daß sie keine Familiennamen haben. — An der Wand der Fischerhütte hing das Bild des unglücklichen Aristide Ollivier in schönem Rahmen. Aristide ist ein Märtyrer geworden und wird hier beim Volke wie ein Heiliger verehrt. —

Nach kurzer Weiterfahrt kamen wir aus dem Flusse in den großen Kanal, der von Beaucaire nach Aigue-Mortes, von Aigues-Mortes nach Cette führt. Dieser Kanal geht hier eigentlich schon durchs Meer, auch nährt er sich nur von gesalzenem Wasser. Er ist eine ruhige, gradlinige Wasserstraße durch das Reich der heiligen Salzfluth und in flüssiger Substanz nichts Anderes als, etwas weiter oben gegen Cette zu, die Eisenbahn ist, die ebenfalls durch die Bläue der mittelländischen Wellen führt. Möven, Seeadler, allerlei Sumpf- und Meervögel kreisten über unseren Häuptern.

So landeten wir endlich an dem kleinen Damm, der vom Kanal zu der weltberühmten, sagenhaften, vielbesungenen Insel Maguelone führt. Es sieht heute traurig aus, dieses kleine Eiland, das einstens eine Cité und einen mächtigen Bischofssitz auf seinem schmalen Rücken getragen und Frankreich und den meisten Völkern Europa's ein Stück Poesie geliefert hat, das bis zum heutigen Tage im Munde des Volkes frisch und blühend fortlebt. Wer kennt nicht die wunderbare Geschichte Peters von Provence und der schönen Maguelone? In Deutschland verkauft man sie für sechs Kreuzer. Vielleicht interessirt es manchen Landsmann, etwas über die Geschichte dieses Romans zu erfahren; so übersetze ich hier ein Fragment aus der Monographie des gelehrten Renouvier aus Montpellier, welche der Künstler Laurent mit schönen Lithographien geschmückt hat. Dort heißt es: „Gariel spricht von Bernard de Treviez, Kanonikus und Poet von Maguelone, der im 12. Jahrhundert gelebt und den Roman vom Peter von Provence und der schönen Maguelone verfaßt hat, in welchem er die seiner Kirche im Jahre 1079 durch Peter, Grafen von Melgueil, und Adalmude, seiner Frau, gemachten Schenkungen feiern wollte. Gewiß waren zur Zeit

Gariel's die Ueberlieferungen über den Roman von der schönen Maguelone noch frisch genug, um für uns einigen Werth zu haben; so ist die Meinung des Herrn Raynouard, welcher die Mittheilungen des guten Kanonikus (Gariel) adoptirt und mit ihm in Uebereinstimmung hinzufügt, daß dieser Roman später von Petrarca, während er sich mit dem Studium des kanonischen Rechts an der Universität Montpellier beschäftigte, verbessert worden sei. Aber Herr Raynouard sagt doch nicht, wie mancher Andere, daß auch Rabelais seine Hand an den Roman gelegt habe. Wie immer es sich damit verhalten möge, heute gibt man zu, daß Bernard de Treviez, Kanonikus von Maguelone, einen Roman in provenzalischen Versen verfaßt habe, der wie so viele andere verloren gegangen ist. Der Ursprung Maguelone's war darin anders als in der Legende und ganz anders als in den gelehrten Erörterungen, welche später folgten, aber jedenfalls auf eine poetischere Weise erklärt. Die Gründung seiner Kirche und Stadt bildeten darin das Ende der Pilgerfahrt einer nicht weniger in Frömmigkeit als in Liebe feurigen und treuen Jungfrau. Das Gedicht existirte noch im 15. Jahrhundert und wurde damals und mehreremals seit jener Zeit ins Französische und Katalanische übertragen, unter dem Titel: Ystoire du chevalier Pierre, fils du comte de Provence et de la belle Maguelone, fille du roi de Naples. Verachtet von den Fachliteratoren, erhielt sich dieser Roman in der Literatur des Volkes, für welches er wahrscheinlich auch gedichtet worden war. Allerdings verlor er mit jeder Umwandlung etwas von seiner Ursprünglichkeit und seinem Werthe, aber er läßt doch überall die Reinheit der Gefühle, die Einfalt der Form durchscheinen, durch welches sich jenes unnachgeahmte Schriftthum auszeichnet. Selbst in unserer Zeit kehren wir noch mit Vergnügen zurück zu den rührenden Abenteuern Pierre's und Maguelonen's, „qui vesquirent en saincte et honneste vie et moururent saincte personnes, et furent ensevelis en l'église St. Pierre, la où Maguelone institua l'ospital. Et à présent y a

une belle église en l'honneur de Dieu et de St. Pierre et St. Paul, auxquels plaise nous resjouyr en toutes tribulations en ce monde et en la fin nous mener en la gloire du paradis."

Diese Kirche des heiligen Pierre, die also die sagenhafte Maguelone gebaut haben soll, ist neben einigen kleinen Resten vom ehemaligen Kloster heute allein noch übrig von der ganzen Stadt und dem prächtigen Bischofssitz, welchen einst Päpste und Könige besuchten. Und auch diese Kirche, wie traurig sieht sie aus! Oede und einsam erhebt sie sich aus dem kleinen, öden und einsamen Eilande. Einige kleine Bäume beschatten ihren Fuß; aus ihrem Scheitel wuchert Unkraut, das im Seewinde bebt, und die Schiffe, die auf hohem Meere vorüberziehen, würdigen das alte Gemäuer keines Blickes. Kein Anker fällt vor diesem Ufer, um das sich einstens Sarazenen so wild gebalgt haben. Einige Rinder, der Schaffner mit Weib und Kind sind die einzigen Bewohner, und das Land, das ehemals so stolze Titel trug, gehört als „kleine Propriété" einer simplen Professorswittwe aus Montpellier. Will man nicht die romanische Bauart der Kirche und einige schön ausgeführte Details daran bewundern, fragt man sich nach wenigen Minuten, warum man denn eigentlich hierher gekommen? Also gehen wir um und in die Kirche.

Daß sie ein lateinisches Kreuz bildet, versteht sich bei einer romanischen Kirche, die wahrscheinlich aus dem elften Jahrhundert stammt, von selbst. Auffallender ist das Eingangsthor, das eine arabische Reminiszenz zu sein scheint. Das Thor, oder vielmehr die Thüre — denn es ist von unbedeutender Höhe und Breite — trägt als Oberschwelle einen mit großer Zierlichkeit behauenen Monolith, dessen Basreliefs, Blätterwindungen fast römisch anzusehen sind. — Rings um diese Arabesken läuft folgende sinnige Inschrift:

† Ad portum vitae: sitientes quique venite:
Has intrando fores: vestros componite mores.
Hinc intrans ora: tua semper crimina plora.
Quidquid peccatur: lacrimarum fonte lavatur. †

Ueber dem Monolith mit der Inschrift erhebt sich ein fast spitziger Bogen, dessen Giebelfeld von einem sehr hübschen Basrelief ausgefüllt ist, welches Christum, von den Symbolen der vier Evangelisten umgeben, darstellt. Der Bogen ist abwechselnd aus schwarzen und weißen Marmorsteinen gebildet, eine Art zu bauen, wie sie bei den Arabern in Spanien oft vorkam. Rechts und links von der Thüre befinden sich noch zwei Basreliefs von sehr untergeordnetem Werthe und barbarischer Arbeit: der heilige Peter mit den Schlüsseln und der heilige Paul mit dem Schwerte.

Aeußerlich ist sonst an der Kirche nichts Bemerkenswerthes. Die Strebepfeiler sind unbedeutend, die Verzierungen, die sie einst getragen haben mögen, sind verschwunden. Die Thürme sind gefallen. Nur über dem nördlichen Transept erhebt sich noch einer um einige Ellen oberhalb des Daches. Interessanter ist die Kathedrale von Innen. Vor Allem erstaunt man, wie gut sie sich da in allen ihren kleinsten Theilchen erhalten hat. Man kann beinahe sagen, daß kein Stein von seiner Stelle gerückt sei. Es scheint eine unbedeutende Zufälligkeit, wenn man hier oder dort ein kleines romanisches Säulchen ein wenig verwittert sieht.

Zwei schlanke Säulen laufen an den beiden Transepten, man möchte sagen, mit Schnelligkeit die Wände hinan und tragen auf fast dorischen Kapitälen die intakte Wölbung. Beleuchtet von den drei Rundbogenfenstern des hohen Chores, scheinen sie zu leben. Vom Eingange aus gesehen schließen sich die romanischen Säulchen zwischen diesen harmonisch an sie an, so daß die ganze Kirche wie aus Einem Gusse oder wie zugleich gewachsen erscheint. Die Säulchen über dem Hochaltar zwischen den Fenstern sind von besonderer Feinheit, ihre Kapitäle, wie wir sie aus der schönsten Zeit der byzantinischen Kunst kennen. Dasselbe gilt von den größeren Säulen, welche rechts und links die Kreuzwölbungen der Transepte tragen. Nur daß hier die Kapitälform wechselt; bald erscheint sie beinahe korinthisch, bald dorisch, bald zusammengesetzt, bald mit den phantastischen Thieren des Byzantinismus. Doch stört diese Verschiedenheit der zierenden Details nicht;

sie verlieren sich im harmonischen Ganzen auf harmonische Weise, während sie dem Betrachter des Einzelnen eine nicht nur nicht störende, sondern vielmehr erfreuliche Abwechslung bietet. — In den Transepten, welche Kapellen bildeten, liegen Bruchstücke von verschiedenen Sarkophagen und Ausschmückungen alter Gräber. Eines derselben schreibt das Volk der schönen Maguelone zu; leider ist es das Grab irgend eines alten Kardinals.

Mittelst zweier mächtiger Steintreppen stiegen wir auf das bemooste Dach der Kirche, um oben nichts Anders als die Ruinen eines alten Saales, der sich im Thurme befindet, zu sehen. Von da vermag man die Insel in ihrer ganzen Kleinheit zu würdigen; in zwanzig Minuten vielleicht kann man sie in ihrem ganzen Umfange umgehen. Jenseits der Sümpfe liegt Ville-Neuve, dahin sich die Einwohner von Maguelone vor den Sarazenen geflüchtet haben. Ville-Neuve ist heute nicht viel bedeutungsvoller als das ganz verlassene Maguelone; es hat die von diesem geerbte Herrlichkeit wieder an das später entstandene Montpellier abtreten müssen. „So wandeln die Kronen von Haupt zu Haupt." Ville-Neuve ist der Geburtsort des großen Arnaud von Ville-Neuve, der das 13. Jahrhundert mit seinem Ruhme erfüllte. Nicht nur war er hochgefeierter Staatsmann, Gottesgelehrter, Arzt — er verstand es auch, Gold zu machen und — Branntwein zu destilliren. Ihm schreibt man wenigstens die Erfindung dieses Getränkes zu, das gewiß mehr Leute vergiftet, als Arnaud mit aller Magie jemals geheilt hat. Obwohl er Leibarzt mehrerer Könige von Aragonien und Sizilien, ja selbst des Papstes gewesen, wurden seine Schriften, freilich erst nach seinem Tode, vom heiligen Gerichte zu Tarragona verurtheilt und auf dem Scheiterhaufen als ketzerisch verbrannt. Er starb im Jahre 1313 — oder wurde, wie man in Spanien sagte, vom Teufel geholt. Es geschah ihm Recht, des Branntweins wegen.

Das Meer erschien mir hier zum ersten Male im Leben als „Wasserwüste". Es ist todt und öde; die Segel auf seiner Höhe scheinen sich zu beeilen, um nur an dieser Küste so schnell als

möglich vorbeizukommen. Wäre nicht der Blick auf die schöne Cevennenkette mit ihrem Könige, dem Pic St. Loup, das Auge hätte keinen erquicklichen Halt. Stundenweit gegen Norden hat sich kein solider Punkt gefunden, auf dem sich ein Dorf hätte niederlassen können. Nur zerstreute Landhäuser oder Mazes erblickt man, und diese sind, der Fieber wegen, unbewohnt. Doch ist der Boden jenseits der Sümpfe überaus fruchtbar und fett. In der Nachbarschaft der beiden Landhäuser Mans und Morin, wo ich auf meinem Rückwege Freunde besuchte, sah ich große Weinstöcke, die einer einzigen Traube glichen, so dicht bedeckt waren sie von der edlen Frucht. Die Winzerinnen füllten große Körbe oft mit der Lese eines einzigen Stockes. Man hat hier auch mehr Wein als Trinkwasser. Bei meiner Rückkunft nach Montpellier war ich eigentlich froh, diesem Sumpflande entflohen zu sein. Ich hatte nicht viel mehr zurückgebracht, als das Bewußtsein, an einem historisch und literarisch denkwürdigen Flecken nicht vorübergegangen zu sein, das Bewußtsein erfüllter Reisepflicht.

Die schöne Maguelone aber gemahnt mich an eine andere Sage, die ebenfalls im südlichen Frankreich ihren Ursprung hat und bei uns nicht weniger bekannt, ja populärer geworden ist, als die von der abenteuernden Prinzessin. Erinnere ich mich doch ganz deutlich, welche Schauer ich empfand, wenn daheim auf meinem Dorfe der Wind in den Kaminen jammerte und die Magd sagte: das ist ta heska Melusina — das ist die schöne Melusine, die weint und klagt, weil sie nicht zu ihren Kindern kommen kann. Die schöne Melusine hat wirklich und wahrhaftig gelebt, und zwar war sie die Schwester des Herzogs Guilhem von Poitiers und die Frau Raimunds von Lusignan. Eigentlich hieß sie Marie, den Namen Melusine aber bekam sie von den zwei Schlössern, Melle und Lusignan, die ihrem Gatten gehörten, und welche sie abwechselnd bewohnte. Da sie es liebte, sich in ihre Gemächer einzuschließen und Bücher zu lesen, was in ihrem, dem elften Jahrhunderte allerdings einen seltenen und sonderbaren Geschmack voraussetzt, war man bald überzeugt,

daß sie darin geheime Künste und Zauberei treibe, und bald hieß es, daß sie sich jeden achten Tag wenigstens zur Hälfte in einen Drachen oder in eine Schlange verwandle.

Sonderbar ist es, daß alle diese Sagen, so wie die, welche sich auf ihren Bruder, den großen Herzog Guilhem, wie auf dessen Freund Wilhelm beziehen, nur noch in südfranzösischen Chroniken, wie z. B. in Adamar's, in Fulbert's de Chartres, in Konrad Wocerius' Chroniken und ganz und gar nicht mehr im Munde des Volkes leben. Daß die provenzalischen Lieder der großen Troubadourepoche vergessen worden sind, ist nicht zu verwundern; sie haben nie dem Volke, sie haben immer den Höfen und Schlössern angehört und stiegen erst zur Zeit ihres Verfalles mit den Jongleurs auf den Marktplatz der großen Städte hinab. Dort konnten sie mit ihrem schönen Klang wohl ziemlich gefallen, mochten aber mit ihrem raffinirten Gefühlsleben dem derben Kern des eigentlichen Volkes nicht zusagen. Daß aber diese Sagen, welche gewiß einen populären Ursprung haben und der Phantasie des Volkes angemessen sind, so ganz seinem Gedächtnisse entschwanden, darüber darf man sich, wie gesagt, billig wundern. Auch hier muß der Albigenser Krieg erklärend aushelfen. Ein mächtiger Blutstrom fließet er zwischen dem alten und neuen Languedoc; in seinem cocytischen Geheul verhallt, was von jenseits herüberzudringen sucht. Man würde es sonst nicht begreifen, wie diese unendliche Menge von Sagen und Legenden, welche das südliche Frankreich bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts bevölkert haben, und deren spärliche Reste wir nur noch in Büchern auffinden, so verschwinden und der Erinnerung des Volkes entrückt werden konnten, während mehrere, und unter ihnen die schönsten, fern von der heimischen Quelle noch heute fortleben.

Bevor ich heute mein Tagebuch aus der Hand lege, will ich noch einer literarischen Mystifikation erwähnen, die sich auf Maguelone bezieht, und die nur in der Geschichte der Meinhold'schen Bernsteinhexe neuerer Zeit ihres Gleichen findet. Vor einigen Jahren trat ein junger Mann in Südfrankreich, ich glaube, er ist

in Agde geboren, plötzlich mit dem ursprünglichen Romane von Peter von Provence und der schönen Maguelone auf. Er hatte ihn, wie er sagte, in irgend einem alten Archiv entdeckt und ließ ihn drucken. Alle Leute von Fach und alle Akademiker waren entzückt über diesen Fund, und vorzugsweise die Akademiker waren es, welche an die Aechtheit glaubten und alle schüchternen Zweifler mit ihrer Gelehrsamkeit niederschlugen. In Zeitungen und Akademiesitzungen rühmte man die Ursprünglichkeit und Naivität des Gedichtes und pries man das Glück und das Verdienst des Finders. Nachdem dieser mit Muße einige Jahre hatte verstreichen lassen und die gelehrten Akademiker alle genugsam blamirt waren, trat er mit der Erklärung hervor, daß der ganze Roman von seiner Mache sei, und daß er nichts Anderes gewollt, als sich über die Akademiker lustig machen, was ihm denn, wie er dankbar anerkenne, glücklich gelungen sei. Er erklärte ferner, wie er es gemacht, um sich vor dem skrupulösesten Forscher keine Blöße zu geben. Während seiner ganzen Arbeit hatte er mittelalterliche gereimte Romane vor sich liegen und hütete sich, nur Ein anderes Wort oder eine einzige andere Wendung anzubringen, als die er in seinen Vorbildern gefunden. Nach dieser Erklärung fehlte es natürlich wieder nicht an Leuten, die den Betrug geahnt hatten, ebenso wenig als an Tadlern, die das Werk in seiner ganzen Konzeption als ein verfehltes und mittelmäßiges bezeichneten. Es ging ihm, wie es Macpherson gegangen wäre, wenn er nicht reinen Mund zu halten gewußt hätte, und wie es dem armen Chatterton erging, nur daß der Verfasser des Romans Maguelone sich die Sache nicht so zu Herzen nahm wie der englische Dichter, und heiteren Muth genug hatte, über die Gefoppten zu lachen und seinen Roman, nachdem er ihm Spaß genug gemacht, wieder in Vergessenheit sinken zu lassen.

Montpellier, im Oktober 1851.

Mit reicheren Eindrücken, als Maguelone gewährt, kehrt man von Sankt Guilhem le desert oder Saint Guilhem du desert

zurück. Schon der Weg dahin bietet Manches, was da interessant ist. Aber um Alles zu genießen, muß man sich schmerzlich früh aufmachen, wenn man noch am selben Tage, wenn auch sehr spät, nach Montpellier zurückkehren will; denn Saint Guilhem le desert liegt jenseits des Herault tief im Gebirge versteckt, mehrere Meilen fern von der Hauptstadt des Departements. So saßen wir an einem schönen Frühlingstage schon um vier Uhr Morgens in einem breiten, bequemen Wagen und fuhren dem Westen zu. Es war eine phantastisch zusammengewürfelte Gesellschaft. Neben mir im Wagen saß eine der schönsten Professorsfrauen, die je eine Universität gesehen hat; mir gegenüber ein orleanistisch gesinnter Professor, neben diesem ein ehemaliger Präfekt Ledru Rollin's und auf dem Bocke neben dem Kutscher, mit der Mappe unter dem Arm, ein Mann, der sich den Teufel um alle Politik, wohl aber um jeden Strauch am Wege, um jedes Wölklein am Himmel und jeden Schatten in den Schluchten des Gebirges kümmerte. Es war das unser Freund und Führer, der von Allen, die ihn kennen, „der Vater der Natur" genannt wird. Man könnte ihn hier zu Lande auch den Vater der Kunst nennen, denn wie er sich bemüht, die schönste Musik der größten Meister im Lande zu naturalisiren, ebenso hat er durch seine angestrengten Arbeiten alle Reste alter Kunst, die sich in diesem Lande finden, aus der Nacht barbarischer Vergessenheit gerettet, indem er sie gezeichnet, beschrieben und in verdienstvollen Sammlungen dem Publikum übergeben hat. Auch Saint Guilhem mit seinen architektonischen und natürlichen Schönheiten verdankt ihm die Auferstehung aus der Vergessenheit. Konnten wir einen besseren Führer haben als diesen Vater der Natur, der jeden Baurest, jeden malerischen Winkel in ganz Provence und Languedoc kennt und mit Verständniß deutet?

Ungefähr eine Stunde hinter Montpellier kamen wir an den Ueberresten eines alten Schlosses vorbei, das in der Ebene an einem Bache liegt; was davon noch übrig ist, weite Marställe und ein großes Theater, weitläufige Mauern eines großen park-

ähnlichen Gartens, zeugen von üppiger Pracht. Es gehörte ehemals einem Fermier general oder Steuerpächter unter Ludwig dem Fünfzehnten — ist also vom Schweiße des Volkes gebaut. Man sagt, daß der König einmal daselbst eingekehrt und daß zu dieser Gelegenheit das prächtige Theater gebaut worden sei. Dafür durfte der Fermier general dem armen Volke einige Millionen mehr erpressen. Dieser Spekulant war ein Parvenü und kam nur durch die größte Frechheit zu der von so Vielen beneideten Stellung. Ursprünglich war er nichts als ein Müssiggänger, der sich in den Gassen von Paris umhertrieb und nicht wußte, was mit sich und seinem Magen anzufangen. Die geheime Polizei war damals noch nicht so ausgebildet, um jedes verlorene Subjekt beschäftigen zu können. Da hörte der Edle, daß in Versailles die Steuer zu verkaufen sei, daß sich aber kein Pächter finde, weil man zu enorme Summen forderte. Die Pompadour war von so großen Bedürfnissen geplagt! Er verschafft sich so viel Geld, um für einen Tag die prachtvollste Equipage, mehrere Bediente und ein Hofkleid miethen zu können. So ausgerüstet fährt er in Versailles vor — die Wachen machen dem großen Seigneur Platz, und er dringt mit Geräusch bis in das Vorzimmer des Königs, dem er sagen läßt, daß sich ein Steuerpächter melde, bereit, auf die Forderungen des Hofes einzugehen. Der König nimmt ihn mit Empressement auf, und der Handel wird abgeschlossen. Dem neuen Fermier general, der keinen Sou in der Tasche hat, ist es nicht schwer, sich sofort große Summen zu verschaffen, die er als Abschlagzahlung erlegt; den Rest hat er bald aus dem Volke herausgepreßt, und was darüber, füllt ihm die Taschen. In Kurzem ist er ein reicher Mann; er weiß sich in seiner Stellung zu erhalten, gibt dem Könige Feste und der Pompadour Baares, und wird so einer der glorioseſten Fermiers generaux, die jemals Frankreich beglückt und die Revolution geheizt haben.

Jenseits seines Schlosses verloren wir uns im Mittelgebirge, das die Cevennen vom Meere trennt. Die Straße geht eine Zeitlang an tiefen Schluchten hin und durch Thäler, die nicht einmal

von einzelnen Hütten bevölkert sind. Die grünen, nur von Gras bedeckten Hügel, obwohl viel weniger großartig, erinnern hier und da an einzelne Gegenden des Westhighlands in Schottland. Nach drei Stunden ungefähr kamen wir, nachdem Gignac passirt war, in Aniane, einem kleinen, netten Städtchen von ungefähr dreitausend Einwohnern an. Aniane besitzt noch Reste eines Klosters, welches die kultivirenden Benediktinermönche, der respektabelste aller Orden, die das Mittelalter hervorgebracht, gebaut haben. Der heilige Benediktus von Aniane selbst hat es gegründet. Er war der Sohn eines gothischen Grafen von Maguelone und wurde kurze Zeit vor der Zerstörung seiner Vaterstadt durch Karl Martell geboren. Trotzdem brachte er seine Jugend am Hofe Pipin's des Kleinen zu. Aber das Hofleben mochte ihm nicht behagen, und er gründete am Flusse Anian, welcher heute Corbiere heißt, ein Kloster, das bald von dreihundert Mönchen bewohnt war. Ihre Gesellschaft mag nicht die angenehmste gewesen sein, denn Benedikt verließ sie und ging wieder zu Hofe, aber nur um am Ende diesen aufs Neue zu verlassen. Er kehrte ins Kloster zurück, wo er im Jahre 821 starb und zu den Heiligen einging. Das Kloster, das er gegründet, wurde nie vollendet, und die großen Bruchstücke wurden zur Zeit der Revolution zu einer Pfarrei, einer Gemeindekirche und einer großen Fabrik verwendet. Das Kloster ging zu Grunde, aber die Bürgergemeinde, die sich ringsumher ansiedelte und dem frommen Hause ihren Ursprung verdankt, besteht noch heute und bildet das freundliche Städtchen Aniane. Auch die guten Bücher und Chroniken, welche die Benediktiner geschrieben, bestehen noch und leisten uns nützliche Dienste — auch die Felder und Wiesen, die sie geschaffen, da sie mit dem Beile der Gesittung Wildnisse ausrodeten und Felsen urbar machten, blühen noch heute und tragen Früchte für Mensch und Vieh.

Aniane hat noch manche hübsche Volkssitte aus dem Mittelalter erhalten. So z. B. ist es Brauch, daß alle Neuverheiratheten Sonntag vor Karneval Lorbeerzweige an die Giebel ihrer

Häuser stecken. Die Männer wandern von Haus zu Haus und sammeln die Lorbeerzweige ein, angeführt vom ältesten Ehemann des Jahres, und Alle trinken in jedem Hause, das einen Lorbeerkranz trägt. Des Abends werden mit der Fackel in der Hand auf dem großen Platze vielerlei Tänze ausgeführt, an denen die Weiber nicht Theil nehmen. Dieser Umstand, die Fackeln und der Lorbeer deuten vielleicht auf den griechischen Ursprung des Tanzes und der ganzen Sitte hin. Den Tänzern folgen durch alle Windungen des Tanzes die Greise des Ortes und tragen ihnen weingefüllte Flaschen und Becher nach, die während des Tanzes geleert werden.

Ungefähr eine halbe Stunde hinter Aniane gelangt man endlich an die Brücke des Herault und an den Eingang des furchtbar wilden Thales, das nach Saint Guilhem le desert führt. Die Brücke soll auf römischen Fundamenten ruhen und ein Theil der Römerstraße gewesen sein, die nach Toulouse führte. Unweit von der Brücke liegt das Dorf Saint Jean de Fos, und etwas weiter das uralte Schloß Montpeyroux. Diese ganze Gegend ist von ihr eigenthümlichen Geistern, die man Drac nennt, bevölkert. Ihr Hauptsitz ist eine Art Brunnenabgrund zu Montpeyroux. Doch gibt es gute und böse Drac's, und gelehrte Ausleger sehen in den ersten die Laren und Penaten, in den letzteren die Lemuren der Alten. Die guten gehen oft in Menschengestalt unter die Leute auf den Markt in die Stadt, zu Hochzeitsfesten u. s. w., wie wir das von unseren Wassermännern kennen. Die bösen schieben ihre Kinder den Ammen in die Arme, und oft saugt so ein Drackind zwanzig Ammen das Leben aus. Oft lassen sie goldne Stäblein, Ringe oder Becher auf dem Flusse schwimmen, und wenn ein Kind herankommt, um das glänzende Spielzeug zu holen, ziehen sie es tückisch in die Tiefe. Nicht alle wohnen in jenem Brunnen, viele hausen auch, wie unsere Kobolde und Wichtelmännchen, in verlassenen Wächterhütten oder in versteckten Winkeln bewohnter Häuser. St. Jean le Fos ist neben seinen Geistern wegen der großartigen Kapernfabrikation

berühmt, welche den Ort reich und die Gastronomen Frankreichs und Europas glücklich macht.

An der Heraultbrücke angekommen, steckte die schöne Frau Brizeux' Idylle „Marie", aus der sie uns vorgelesen hatte, um uns für ihren Lieblingsdichter zu gewinnen, in die Tasche. Und sie that Recht daran. Das ist keine Scene, kein Schauplatz für die Idylle, was sich an der Heraultbrücke vor uns aufthat.

Tief unter dieser Brücke, die ein schöner, hoher, aus mehreren Bogen bestehender Bau ist, kommt der Fluß Herault aus der furchtbaren Schlucht hervor. Er scheint aufzuathmen, er scheint das Gefühl des eben Geretteten zu haben. Ruhig bleibt er unmittelbar vor der Brücke stehen und breitet sich gemächlich aus, um das Licht der Sonne mit Behagen einzusaugen und sich mit klarem Blicke, froh des Daseins, in der Welt umzusehen. Seit Stunden ist ihm ja dieses Glück nicht zu Theil geworden. Er kommt aus Nacht hervor, er tritt aus einer Miniaturhölle. Wir gingen ihr entgegen, indem wir aus dem Wagen stiegen, die Brücke überschritten und jenseits, auf dem rechten Ufer des Herault, nordwärts unsere Wanderung fortsetzten. Dort drängt sich die Straße am Fuße einer ungeheuren Felsenwand zwischen dieser und dem Flusse St. Guilhem entgegen, und zwar in krampfhaften Krümmungen, als hätte sie Angst, in den gähnenden Abgrund zu gleiten. Da unten aber ists fürchterlich.

Bald klappten die beiden Felswände, die an der Heraultbrücke enden, wie zwei Kerkerthüren hinter uns zusammen. Das offene Land verschwand — wir waren in der Gebirgswüste. Da gedeiht kein Grashalm, kein Blümlein, kein Strauch. Wo sollte auch an diesen steilen Wänden eine Handvoll Dammerde haften können? Nur der kecke, doch leicht zerbrechliche Feigenbaum streckte hier und da aus einer Ritze seine Fahne hervor — doch sah er verzweifelt aus. Uns zu Füßen aber rollte und grollte es, zischte und pfiff es. Die große Schlucht ist von einer schmaleren, ihrer ganzen Ausdehnung entlang, durchschnitten, und in dieser zweiten Schlucht quält sich, immer hörbar, selten zu sehen, der

Herault ab. Man muß frech auf Felsenvorsprünge treten, wenn man ihn da unten in seinem Marterbette erblicken will. Ach, wie er sich plagt! wie ihn die Felsen zerreißen, wie er sich windet, wie er weint, und wie er schäumt vor Wuth, und das Alles in dunkler Kammer. Nur zweie habe ich noch so leiden sehen: die Reuß, wie sie den Gotthardsberg hinab tollt, und die Aar, da sie von der kalten Grimsel ihrem gewissen Falle entgegenjammert. Es ist ein sehr unglücklicher Fluß, der Herault, und seine Laufbahn eine der martervollsten, und das Alles, um schon nach wenigen Stunden mit Einbuße seiner Individualität im All, im Meere aufzugehen. Ein schöner Trost, der Shelley'sche: Du bleibst im All! Wir können doch nie umhin, bei Flüssen an individuelles und menschliches Leben zu denken, und das ist natürlich. Es gibt nichts in der Natur, was an das menschliche Dasein so sehr erinnert. Die Pflanze ist unbeweglich und stumm und darum so ferne von uns, den so Bewegten, Weinenden und Jubelnden. Unter den Flüssen aber gibt es kleine und mittelmäßige und große und gewaltige. Jeder hat seinen besonderen, ihm eigenthümlichen Charakter; jeder hat seinen Lebenslauf, sein Schicksal. Jeder wirkt auf seine Weise; jeder hat seine Quelle, wächst durch ihm eigenthümliche Zuflüsse und endet wie der Mensch, indem er in einem anderen aufgeht, sich verdunstet, im Sande verliert, oder im großen All regelmäßig bestattet wird und unerkannt in Atomen wieder aufersteht. Der eine und der andere verliert sich mitten in seinem stolzen Laufe — tout comme chez nous.

Was aber den Herault betrifft, so hat er sein ganz besonderes Schicksal. Seit Jahrtausenden arbeitet er daran, sich einen ordentlichen Weg zu bahnen, und je mehr er arbeitet, desto schlimmer wird sein Pfad. Je mehr er wühlt, desto größer wird das Labyrinth von ausgeschwemmtem Gestein, durch das er sich zu winden hat, und desto tiefer und der Sonne immer mehr entrückt wird sein Bett. So kommt es auch, daß dieses unten viel, viel breiter als oben, und daß es zum größten Theile ganz überdacht ist. An einer Stelle streckt sich eine Felsplatte so breit, weit und

dünn hervor, daß sie ihren Namen, Regenschirm des Herault, verdient. Da wir es sahen, kam eben viel Regenwasser, das sich im Gebirge gesammelt hatte, aus einer Seitenschlucht hervor und floß über das Parapluie in hundert kleinen Bächen wie ein Schleier hinab in die Tiefe, daß es unten erklang. Es war lieblich anzusehen und anzuhören.

Daß der Herault kein Jüngling mehr an Jahren, erkennt man da, wo das Ufer nicht so steil ist, an dem aufgehäuften Gestein, mit dessen Ausschwemmung und Polirung er gewiß Jahrhunderte lang beschäftigt gewesen sein muß; ja, vielleicht war das ursprüngliche Bett des Knaben Herault das ganze obere Felsenthal, das er nach und nach durchgewühlt bis zu der schmalen Schlucht, in der er sich jetzt aufhält. In der That hat das Ganze etwas vom Urweltlichen, und wir in unseren Fräcken und modernen Kleidern, wir Touristen, Professoren, Professorenfrauen und Präfekten waren anachronistische Wandler auf einem Boden, mit dem Ichthyosauren besser zusammenstimmen würden. Etwas weiter gegen St. Guilhem le desert am linken Ufer fristet ein erbärmlicher Eichenhain, an die Felswand geklammert, ein erbärmliches Dasein: ein wahres Symbol der Schwäche, die Eiche in ihrem Verfall. Dem Eichenhaine gegenüber, am rechten Ufer hoch über der Straße, haben zwischen Fels und künstlich aufgeführten Mauern die Menschen einige Dammerde zusammengetragen, in welcher Olivenbäume und Weinreben stecken. Traurige hängende Gärten! Von Zeit zu Zeit kommt ein Wildbach und trägt Mauern, Dammerde, Olivenbäume und Reben hinab in den Grund, dann kommt der Mensch, ringt die Hände, trocknet die Thränen und trägt sie wieder hinauf, um im nächsten Frühling oder Herbst dieselbe Arbeit von Neuem zu beginnen.

Aber ich habe einen der schönsten Punkte, der sich unfern vom Eingange in das Thal findet, übersprungen, doch gehört er zu den malerischsten. Das ist die Mühle von Clamous. Sie steht keck und prächtig mit einem Thurme versehen am Rande des Abgrundes. Die Wasser des Herault's, des wilden, tollen, schwer-

müthigen, sind zu unpraktisch, um, wenigstens hier, nützlich ein nützliches Mühlrad zu treiben. Darum bezieht die Mühle den nöthigen Wasserverbrauch aus der Fontaine de Clamous (fons clamosa), die nicht fünfzehn Ellen fern von der Mühle in ihrer Wiege liegt. Diese Wiege ist eine gewaltige Grotte im Felsen, aus welcher der Quell mit so ungeheuerer Wassermenge hervorkommt, daß er gleich an seinem Ursprung Mühlräder in die wildeste Bewegung zu setzen vermag. Sein Wasser ist hell und grün, wie es aus dem Felsen hervorkommt, aber silberweiß und perlend, wie es als Katarakt von der Mühle hinabstürzt in den Herault. Wie schnell ist dieses Geschick erfüllt nach einem Wege von fünfzehn Schritten, und doch wie nützlich. Man sagt, daß das Wasser der Grotte mit den Gewässern des Sees von Thau bei Cette, mit dem Dracbrunnen, mit den Quellen von Montpellier u. s. w. durch unterirdische Gänge in Verbindung ist. Was ist nicht glaublich in diesem durchhöhlten Lande?

In der Nähe der Mühle von Clamous gibt es noch mehrere kleinere, die aber nicht so befestigt und mit keinem Thurme geschmückt sind. Sie sehen wie große Maulwurfshügel aus, oder auch wie kleine, aus Backsteinen gebaute mexikanische Tempel, wie wir sie aus Abbildungen kennen. Sie sind oben und nach den Seiten abgerundet, wie abgespülte Steine, damit die Fluth des Herault, der oft austritt und das ganze Thal erfüllt, desto unschädlicher über sie dahingehe. An diesen Mühlen verloren wir den „Vater der Natur" aus unserer Gesellschaft; er ließ uns allein weiter wandern und pflanzte sich mit seiner Zeichengeräthschaft auf einen ausgeschwemmten Stein im Angesichte des Thurmes auf. Der Punkt, wie gesagt, verdient diese Aufmerksamkeit, und der Künstler, der an ihm vorüberginge, wäre kein rechter Künstler. Nicht viel weniger schön ist es weiter oben, wo die Trümmer eines Feudalbaues mit einem Thurme kahl, melancholisch, aber harmonisch mit der ganzen Umgebung in das dunkle Bett des Gebirgsstromes hineinsehen.

In der Nähe von St. Guilhem wird es freundlicher. Wenn

man auf der Wanderung bis hierher vergessen, daß man die kunstvolle Straße, auf der man gewandelt, den fleißigen Benediktinern dankt, so wird man hier gewiß durch die kleinen, grünen Wiesen, durch die schattigen Bäume, die sich schon buschweise um den Eingang in das Dorf drängen, daran erinnert, daß diese Civilisatoren einmal hier gewaltet haben.

Aber bevor wir in den Flecken St. Guilhem eintreten, habe ich noch eines sonderbaren Dings zu erwähnen, das sich unmittelbar davor befindet. Es ist das eine Hängebrücke der eigenthümlichsten Art, wie sie gewiß nicht wieder in Europa zu finden ist, und die an Einfachheit und Ursprünglichkeit selbst die indianischen und indischen weit hinter sich zurückläßt. Sie führt über das Abgrundbett des Herault und besteht aus einem einzigen Seile. Das Seil ist an beiden Ufern solid befestigt. An dem Seile hängt ein kurzes Stricklein, das oben ein Rädchen hat, welches am Seile hinläuft und unten einen kleinen Stab von ungefähr einer Elle querüber trägt. Auf diesen Stab setzt man sich, indem man beide Beine darüberstreckt, so daß man das Stricklein, an dem er hängt, vor sich hat. Mit den Händen hält man sich am oberen Seile. Da dieses Seil nicht straff gespannt ist, sondern eine Kurve bildet, fliegt man, sobald der Fuß das Ufer von sich stößt, weit über die Mitte der ganzen Brücke hin und durch das eigene Gewicht fast die Hälfte der aufsteigenden Kurve hinan. Den kleinen Rest der aufsteigenden Kurve überwindet man leicht, indem man, noch bevor das Rädchen in Ruhe kommt, mit der einen Hand das Seil erfaßt und sich weiter hinauf bis ans Ufer hinarbeitet. Ich sah so ein altes Weib, das einen großen Bündel Brennholz auf dem Kopfe trug, mit größter Geschwindigkeit über den Abgrund des Herault fliegen. Schöner war der Anblick, als ein junges Mädchen mit der Harfe im Arme herüberschwebte. Es sah geisterhaft aus. Nur der Mondschein fehlte, um an einen über Abgründen schwebenden, singenden Elfengeist zu glauben.

Endlich müssen wir doch in St. Guilhem eintreten. Ich

thue es mit Zagen, da ich doch einmal die Verpflichtung übernommen habe, dergleichen zu beschreiben, und die begründete Angst fühle, dieser Verpflichtung nicht nachkommen zu können. Einem Deutschen ist es ja nicht erlaubt, sich so zu helfen, wie es ein französischer Reisebeschreiber gethan, indem er einfach sagte: Ein Maler müßte in St. Guilhem wenigstens acht Tage zubringen. Wahr ist er, dieser ächt französische Touristensatz, aber von den mannigfachen Schönheiten St. Guilhem's gibt er denn doch keinen Begriff. St. Guilhem le desert liegt links von der Straße, auf der wir bis jetzt gewandelt und die weiter dem Herault entgegen in die Cevennen führt, am Eingang in ein großes Kesselthal. Diesen Eingang füllt es ganz aus mit uralten Häusern und mit einer überaus üppigen Vegetation. Dem Ankommenden breitet es zwei Arme entgegen, wie zur Umhalsung. Zwischen diesen zwei Häuserarmen, die mit ihren Granatbäumen, Pinien u. s. w., mit ihren von Epheu überdeckten Wänden und Giebeln auch einem großen Halbkranze ähnlich sind, befindet sich ein tiefes Bassin, in das, mitten aus den Häusern kommend, die Wasser des Gebirgsbaches Verdus in herrlichen Kaskaden hinabplätschern. Das Bassin ist von Wasserpflanzen aller Art angefüllt und seine Ränder mit dichtem Buschwerk besetzt, in welchem unzählige Nachtigallen singen. Am Gelände dieses Beckens standen wir wie gebannt und schweigend. Hinter uns erhob sich eine ungeheure, himmelhohe Felswand, die von Grotten durchwühlt ist. Aber diese bekommt man nicht zu sehen, sie sind von einem dichten, dicken Epheuschleier verdeckt; auf ihren Vorsprüngen prangen Granatbäume mit ihren rothglühenden Blüthen. Vor uns, aber jenseits des Bassins und des Dorfes, auf dem gegenüber hoch und allgewaltig sich erhebenden Felsberge stehen die Ruinen eines Schlosses, das man das Schloß Don Juan's nennt. Es hat an der steilen Wand nirgends Platz genug gefunden, um sich gemächlich niederzulassen, und so steht es auf einzelnen Absätzen, ein Theil über dem andern, und sieht aus, als ob es mit Mühe den Berg hinanklimmen wollte, mit Mühe und doch kühn und

keck, wie ein Gemsenjäger. Kaum begreift man, wie es sich da oben erhalten kann. Wer war dieser Don Juan, der da oben sein Nest hingeklebt hatte? Niemand wußte es mir zu sagen, und so schließe ich aus dem Namen, daß es einer der Herrn gewesen war, die mit Peter von Aragonien ins Land kamen. Was er immer gewesen, er hatte gewiß für Schönheiten der Natur ebenso viel Sinn, als sein verrufener Namensbruder für die Reize des Weibes, und mit derselben Keckheit nahm er sie in Besitz. Am Fuße des einen Schloßthurmes saß ein Hirtenknabe, klein wie ein Punkt, und rings umher in dem gelben Gestein suchten Schafe und Ziegen ihr Futter. Ihre Glocken klangen melodisch zusammen mit den Nachtigallenliedern in der Tiefe. Und noch habe ich von den Klosterruinen, von dem alten Kirchthurme, von den gothischen Fenstern in allen, auch den kleinsten Häusern, die rings um das Bassin aus Bäumen und Gebüsch hervorblicken, nichts gesagt. Ich will es auch fürder nicht thun, sondern einfach meine Wanderung fortsetzen.

Wir gehen um das Bassin herum und gelangen auf den Hauptplatz des Dorfes, der einen einzigen Ausgang hat und von uralten Häusern, von den Ruinen des Klosters und der Kirche aus Karl des Großen Zeiten, gebildet wird. In der Mitte plätschert der Brunnen, der das ganze Mittelalter hindurch auf wunderbare Weise heilende Kraft übte; der ganze Platz, so schön, so malerisch, als nur irgend einer der Welt, ist noch heute ein Stück Mittelalter, so wohl erhalten, wie die Mauern von Aigues-Mortes.

St. Guilhem le desert ist von einem der Paladine und Neffen Karls des Großen gegründet, von Wilhelm von Aquitanien, auch Wilhelm Kurznase genannt, welcher in mancher Chronik des Mittelalters und in einem gereimten Romane gefeiert wird. Nachdem er sich gegen die Sarazenen als Held bewiesen und am Hofe Karoli Magni ein etwas liederliches Leben geführt hatte, wurde er mit einem Male fromm und gründete dieses Kloster, welchem er seinen Namen gab. Vor ihm hieß der Flecken Gellone. Er

setzte sich mit dem heiligen Benediktus von Aniane ins Einvernehmen und lernte von ihm, wie man Klöster gründet und Mönche in Zucht bringt. Kaiser Karolus unterstützte ihn, indem er ihm ein Stück des wahren Kreuzes verehrte, welches Wilhelm von Aquitanien, der spätere heilige Wilhelm, in einem eisernen Kasten und zu Fuße vom Hofe Karls des Großen, vielleicht von Aachen oder Ingelheim, bis hierher trug. Bei dieser Gelegenheit soll er sich ein Weh angethan haben, daran er sein ganzes Leben lang zu tragen hatte. Die Mönche, die er in Saint Guilhem versammelte, gaben ihm auch viel zu schaffen, bevor sie es lernten, sich in die Zucht und Regel des heiligen Benediktus zu fügen. Trotz dieser traurigen Erfahrungen, die er in der Frömmigkeit machte, bewog er doch zwei seiner Schwestern, ein Gleiches zu thun und in ein benachbartes Kloster zu gehen. Er selbst ließ sich im Jahre 806 einkleiden und starb als ein Heiliger.

Von dem großen Klostergebäude, das er gründete, sind nur noch schwache Reste übrig. Ein schöner, von romanischen Säulchen getragener Gang, das Bruchstück einer breiten und schön angelegten Treppe und Spuren von Gemächern, die sich in den oberen Stockwerken an die Kirche lehnten. Der Klosterhof ist von Unkraut überwuchert und seine Wände von Epheugewinden und allerlei Flechten bedeckt; hie und da blicken byzantinische Skulpturen als Thier- und Menschengestalten hervor. Die Kirche aber ist fast ganz so erhalten, wie sie wahrscheinlich im zehnten oder elften Jahrhunderte, da der romanische Styl schon nach der Höhe zu streben anfing, renovirt, ausgebaut oder vielleicht ganz und gar neu aufgeführt worden, und ist jedenfalls eines der interessantesten Denkmäler vorgothischer Architektur. Hier ist noch keine Spur von jener Ahnung des Spitzbogens, wie sie in Saint Trophime zu Arles schon hervortritt; im Gegentheil weist Alles zurück auf dunkle, antike Erinnerungen. Im Einklang mit dieser Kirche stehen viele einzelne Häuser des Fleckens, die nach und nach von dem reichen Kloster, wahrscheinlich für seine Beamten, oder von einzelnen Reichen, die sich hierher zurückgezogen, ohne

sich einkleiden zu lassen, gebaut worden sind. Darunter sind manche in ächt gothischem Style ausgeführt.

Hinter dem Flecken Saint Guilhem le desert öffnet sich mit einem Male groß und breit ein furchtbares Kesselthal, welches, die Pforte gegen den Herault zu ausgenommen, keinen anderen Ausgang hat, als denjenigen, den der hier hausende Adler findet, den Ausgang dem Himmel entgegen. Ringsumher im weiten Kreise erheben sich steile, oft senkrecht abfallende ungeheure Felswände, aus denen zahllose einzelne Felsennadeln in den verschiedensten Richtungen und Bildungen hervorragen. In ihren Löchern, die unnahbar sind, haust der Adler und verenden die Lämmer, die er den Heerden unten in den Thälern entführt. Es ist ein Thal, wie es im orientalischen Märchen vorkommt, aus dem man nur auf den Flügeln des Greifes oder mit Hülfe des magischen Pferdes der Abbassiden entkommen kann.

Doch haben die Menschen, längs der Wände über dem Steingerölle, das sich an ihnen aufgehäuft, einen Pfad angebracht, der wie eine Galerie auf- und absteigend ringsherum führt. Auf diesem Pfade setzten wir, von zwei Hirtenknaben geführt, unsere Wanderung fort. Ueber halsbrecherische Viadukte durch Luftströmungen, die an manchen Stellen aus den Klüften hervorkamen und so gewaltig rauschten und fortrissen wie Wildbäche, gelangten wir endlich an jenem hohen Punkte an, wo der Verdus, gerade Saint Guilhem gegenüber, aus einem kleinen Walde hervorkommt und sich in kühnen Sprüngen hinabwirft in den Thalgrund. Da unten nährt er Wiesen und Flachsfelder, welche die Tiefe mit einem grünen, saftigen Teppiche bedecken und mit den gelben Felswänden ringsumher auf das Schönste kontrastiren. Die Hirtenknaben, unsere Führer, wollten sich vor uns mit ihrer Geschicklichkeit produziren und manches Adlernest erklettern; aber sie glitten jedesmal an den polirten Wänden ab. Am Verdus angekommen, verboten sie uns, von dem Wasser zu trinken oder auch nur die Hand hineinzutauchen. Aus ihrem schwerverständlichen Kauderwälsch entnahmen wir, daß sie es für vergiftet halten, so

lange es hier oben fließt, aber für unschädlich, sobald es unten im Thale angelangt ist. Auch von giftigen und verzauberten Thieren, die sich da oben an den Quellen aufhielten, kauderwälschten sie und zeigten eine große Scheu vor den Spinnweben und Raupennestern, die allerdings ungewöhnlich groß überall am Gesträuche hingen.

Als wir nach Saint Guilhem le desert zurückkamen, lag schon Dämmerung auf dem Thale, und wir konnten die Mühle, die oberhalb des Fleckens liegt und noch aus den Zeiten des Gründers stammen soll, nicht mehr besuchen. Kaum, daß wir Zeit hatten, den „Vater der Natur", der sich in den Klippen des Herault verloren hatte, aufzusuchen. Mit Gewalt rissen wir ihn vom Busen seiner Tochter los, warfen ihn und seine gefüllte Zeichenmappe in den Wagen und fuhren gegen Montpellier zurück, wo wir erst gegen Mitternacht ankamen. Den Platz von Saint Guilhem le desert, den idyllischen Frieden, der darauf lagerte, als sich des Abends, da wir abreisten, die Einwohner in Gruppen vor ihren altromantischen Häusern sammelten, da die Glocke der alten Kirche ertönte und die Heerde vom Schlosse Don Juan's zurückkehrte — ja ganz Saint Guilhem le desert mit all seinem Schönen, ich nahm es daguerreotypirt in meinem Gehirne mit, und ich will das Lichtbild so gut verwahren, daß es sich nie und nie verwischen soll.

* * *

Und so habe ich den Herault überschritten und mit ihm die Gränze, die ich mir gesteckt hatte. Da drüben liegt noch schönes und historisches Land; Toulouse mit seinem Kapitol und mit den Schlachtfeldern der Albigenserstreiter; Béziers, der Geburtsort Matfres von Ermengaud, des Vorläufers Dante's; Roussillon und Perpignan mit den süßen Weinen und noch süßeren Frauen; die Pyrenäen mit ihren Höllen und Paradiesen — aber es ist genug für dieses Jahr. So packe ich die losen Blätter zusammen, schicke sie an den Verleger und frage: Wollen Sie es auch mit Diesem wagen? — Wenig oder nichts habe ich an den losen

Blättern arrangirt oder redigirt, sondern gebe sie so, wie sie meist an Ort und Stelle, oder nach Notizen unmittelbar nach der Einkehr in mein Standquartier niedergeschrieben wurden. Ich gebe sie sogar mit manchen Wiederholungen und Widersprüchen; denn dieses Verfahren halte ich für ersprießlich, wenn man eben nichts als ein Tagebuch geben will, dessen einzige Tugend oft die Unmittelbarkeit, das Frische und gewissermaßen unabsichtliche Wiederspiegeln ist. Der leichteren Orientirung wegen habe ich meine Ausflüge geographisch geordnet, ohne auf ihre chronologische Folge Rücksicht zu nehmen. So kommt es, daß der Mandelbaum auf der einen Seite blüht, während er auf der folgenden schon in Früchten steht. So darf der wohlwollende Leser auch in dieser Beziehung nicht den allzukritischen Maßstab an die beiden Bändchen legen; sie sollen nur ein Andenken sein, das die Freunde in der Heimat zur Erinnerung zwingt, und ein liebender Gruß an das theuere Vaterland — ein Oelzweig, den ich am Wege abbreche und segnend gegen Nordosten schwinge. Von einem Fortschritte, von weiterer Entwickelung zu zeugen, fällt diesem anspruchlosen Tagebuche nicht ein. Es ist noch eine Frage, ob in der Ferne, unter dem Einfluß der Angst, dem Vaterlande entfremdet zu werden — ob unter diesen Umständen und manchen anderen traurigen, überhaupt von ruhiger Entwickelung die Rede sein kann. Wir wollen uns auf dieses trübe Thema nicht weiter einlassen und nicht Klagelieder anstimmen, die, schon so oft mit Koketterie angestimmt, verdächtig geworden sind. So viel ist sicher: nicht nur gewisse mythische Giganten büßen, der Mutter Erde enthoben, ihre Kraft ein. Die alten celtischen Barden sagten: Dreier Dinge bedarf die Begeisterung: des äußerlichen Gedeihens, des liebenden Umgangs und des Lobes. — Auf fremdem Boden wachsen diese drei kostbaren Dinge nur sehr spärlich. Ein Trost aber bleibt. Welches immer das Unglück sei, das ein Schicksal über uns verhängt: ein Gott entscheidet, ob es zum Gewichte werden soll, das in die Tiefe zieht, ob zu Fittigen, die zur Höhe tragen. So möge es ein günstiger Gott entscheiden.

Wanderungen durch celtisches Land.

I.

Abreise von Nantes. — Raoul der Blaubart. — Sodom im Boccage. — Paimboeuf und St. Nazaire. — Die Loiremündung. — Der Four. — Croisic. — Wüste. — Tregate und die ersten celtischen Laute. — Guerande und der berühmte Marquis von G. — Ein Jesuit als Reisegefährte. — La Roche-Bernard und die berühmte Kettenbrücke.

Die kolossale Statue der heiligen Anna, der Patronin aller Schiffer und Seefahrer, streckte uns von ihrem erhabenen Standpunkte am rechten Loireufer segnend die Hände nach, als wir an einem schönen Augustmorgen auf einem prächtigen Dampfer die Loire hinunter fuhren. Mit Vergnügen sagten wir der guten und schönen Stadt Nantes unser Lebewohl; denn was hatte sie uns zu bieten? Sie ist eine französische Seestadt wie drei und vier andere und überrascht den Fremden, der die uralte, die fabelhafte Bretagne sucht, nur mit Täuschungen. Seit die Franken den gallischen Boden eroberten, gehörte sie der fränkischen Bewegung an und wurde alles ursprünglich Bretonische in ihr vernichtet. Zwar spielte sie immer eine Rolle in der bretonischen Geschichte, aber doch immer nur als eine französische Zwingburg der Bretonen. Sie war der Aufenthalt der karolingischen Statthalter, die von dort aus den Tribut eintrieben, wie das alte Volkslied von Noemenoju, einem der Befreier und Nationalhelden der Bretagne, beweist. Als sie den Franken von den Normannen abgenommen und verwüstet, dann von dem celtischen Helden Allan dem Fuchs oder dem „Krausbart" wieder erobert und mit der Bretagne definitiv vereinigt wurde, wurde sie doch aufs Neue von romanisch redenden Völkern aus dem Osten

angefüllt. So blieb sie den französischen Herrschern und dem französischen Elemente immer leicht zugänglich, und in dem großen, Jahrhunderte langen Kampfe der Unabhängigkeit wird Nantes in Chroniken und Volksliedern nur genannt, wenn von Bedrängniß, von Nationalunglück, von Martyrisirung volksthümlicher Helden die Rede ist. Wir aber, Frankreichmüde, strebten nach dem alten romantischen Lande des Königs Artus und seines Waffengenossen, des Königs Hoel, nach dem Lande der Tafelrunde, des Amadis, Lanzelot, Tristan, der Fee Morgane, des Barden Myrdhin oder Merlin, mit Einem Worte nach jenem Lande, das aller Poesie und allen Poeten des Mittelalters in Frankreich, England, Deutschland und Italien Stoff und Helden lieferte. Erst wo celtische Laute an unser Ohr klangen, wollten wir unser Reiseziel als erreicht betrachten; waren es doch celtische Volkslieder, die uns aus unsern Pariser Mansarden heraus an die Ufer des atlantischen Ozeans gelockt hatten.

Hätten wir bloße Romantik gesucht, in der Nähe von Nantes würden wir genug gefunden haben. Ich nenne z. B. nur das Schloß Raoul des Blaubarts, dessen Ruinen sich wenige Stunden nördlich von der Stadt an einem kleinen See reizend schön erheben. Zwischen den Ruinen wachsen sieben Trauerbäume zur Erinnerung an die sieben Weiber, die der edle Ritter für ihre Neugierde etwas hart bestraft hatte. Südlich von Nantes sahen wir den See Grand-lieu, das todte Meer Frankreichs; er bedeckt mit seiner etwas düster blickenden Welle die im Jahr 580 verschlungene Stadt Herbadila, das moderne Sodom. Ihr Verbrechen war, daß sie den heiligen Martin von Vertou — nicht zu verwechseln mit dem heiligen Martin von Tours — Bischof von Nantes, mit Spott aufnahm, als er dahin kam, ihr altheidnische Sünden vorzuhalten und das Wort Gottes zu predigen. Alle Einwohner gingen zu Grunde, ausgenommen der Mann und die Frau, die den heiligen Martin gastlich bei sich aufgenommen; ja selbst die Frau verdarb und wurde in einen Stein verwandelt, als sie sich gegen die Verabredung umwandte, um

einen weiblichen Blick auf das schreckliche Schauspiel zu werfen. Die Zeiten haben sich sehr geändert; denn, wenn dem halb offiziellen „Führer durch die Bretagne" eben seines halb offiziellen Charakters wegen zu glauben ist, so ist das Land, das einstens ein Gomorra zur Hauptstadt hatte, heutzutage die Heimat der tugendhaftesten und edelsten Menschen. Denn also spricht dieses wahrhaftige Buch: „Die charakteristischen Tugenden der Einwohner der Loire inférieure sind: der Freimuth, die Menschenliebe und die Bescheidenheit; alle Pflichten, welche die Menschheit, die Familie, das Vaterland auferlegen, erfüllen sie ohne Zwang und ohne Prahlerei. In den ärmsten wie in den reichsten Gegenden wird nie ein Unglücklicher an der Pforte eines Hofes oder einer Hütte erscheinen, ohne Hülfe und Gastfreundschaft zu empfangen. Er ruht an jedem Herde aus, er wird nie abgewiesen, und das Unglück ist hier keine Schande. Der Unglückliche, mit dem der Arbeiter sein Brod theilt, wird bei Tische zuerst bedient u. s. w."

Rasch fuhren wir an diesen tugendhaften Gestaden dahin. Die Loire wird immer breiter und mächtiger, je mehr sie sich dem Ocean nähert, und kommt noch die Ebbe hinzu, fliegt der Dampfer ohne Anstrengung pfeilschnell dem Westen entgegen. Nur die Gruppe von zwölf größeren und kleineren Inseln, die sich zwischen Nantes und Paimboeuf in den Weg stellt, zwingt ihn manchmal zu Umwegen. Diese Inseln waren es, die uns der Tugend der heutigen Franzosen vergessen und der alten Gallier gedenken ließen; denn auf diesen kleinen Eilanden erhoben sich einstens berühmte Klöster voll gefürchteter Druiden und Druidessen und riesige Dolmen und Menhire. Heute sind alle Reste des Druidenkultus verschwunden, und auf den Inseln und zwischen ihren hohen Gräsern wandeln statt der Oroviste und der Normas langbärtige Böcke und unschuldige Kühe. Nichts erinnerte uns, daß wir uns im gallischen Lande befanden, als nur einige Bauern am Bord, welche ächteste gallische, weite, faltige Pumphosen, die unverfälschten und direkten Abkömmlinge der Braccae, trugen.

Wir hielten einige Zeit in Paimboeuf, einem hübschen Städtchen von ungefähr viertausend Einwohnern, das wir schnell durchwanderten. Unsere Bewunderung erregte ein über das Niveau der höchsten Springfluth erhabener, zweihundert Fuß langer und zwanzig Fuß breiter Molo, der ganz aus Quadersteinen gebaut ist und den Schiffen, die sich vor den Stürmen des atlantischen Ozeans in die Flußmündung retten, eine sichere Zuflucht gewährt. Ein solcher Zufluchtsort ist auch St. Nazaire, das an der äußersten Mündung der Loire liegt, und solche Asyle sind hier nicht überflüssig, da sich bei Stürmen die Schiffe auf offener See, wo sie von zahlreichen Klippen und Riffen bedroht sind, nicht halten können und doch wegen der starken Strömung der Loire auch nicht bis Nantes vorzudringen im Stande sind; so kommt es, daß sie oft Tage, ja Wochen lang in einem solchen Zufluchtshafen liegen bleiben, und so hat auch St. Nazaire, das dem Ozean näher liegt, eine Wichtigkeit erlangt, die ihm eine Eisenbahn von Nantes verschaffte. Denn schon ist es beinahe zur Gewohnheit geworden, bei den geringsten Hindernissen in St. Nazaire zu löschen und die Waaren, die nach Nantes bestimmt sind, daselbst in eigens dazu errichteten Magazinen aufzustapeln. Die Rheder von Nantes gewinnen dadurch, bei wenigen Transportkosten zu Land, viel Zeit; der Hafen von Nantes aber scheint auf diese Weise immer mehr verlieren zu sollen. St. Nazaire ist außerdem die Heimat der geschicktesten Lootsen an der Loiremündung.

Diese wird schon oberhalb St. Nazaire so breit und gewaltig, daß dem Schiffenden die Städtchen, Flecken und Hügel des nördlichen Ufers zu kleinen Punkten zusammen schrumpfen und das südliche Land, flaches Alluvium des gewaltigen Stroms, fast gänzlich verschwindet. Aus dem tiefliegenden Küstenstriche steigen des Morgens wie bei Mittagshitze, Sumpfland verrathend, Dünste und Nebel auf, die noch jeden erhabenen Gegenstand, der auf festen Boden deuten könnte, verdecken. Wer die Loire, den lieblichen Fluß, im innern Frankreich gesehen hat, erkennt sie hier

nicht wieder; denn, eine gewaltige Wassermasse, wälzt sie sich breit und ruhig ihrem Untergange entgegen, und durchbricht sie den Damm, den ihr die Brandung des Ozeans entgegen setzt. Wenige große Ströme Europa's sterben so groß, in solcher Kraft, in so voller Majestät. Jenseits St. Nazaire hat sie schon die Färbung des Ozeans angenommen und gleicht ihre Mündung einem großen Golf, der nach Süden zu unendlich scheint. Schon tanzen Seesterne am Schiffe vorbei, kreischen Möven um die Masten und lehnt sich mancher Reisende, als wäre sein Haupt zu gedankenschwer, über das Schiffsgeländer. Wehe, daß die heilige Salzfluth immer mit solchen Libationen begrüßt sein will!

Nicht lange, und wir entdeckten an der Gränze der blauen Fläche einen dunkeln Punkt, an welchem leicht und sorgenlos viele weiße Segel vorübertanzten, kleinere, die die Fischerbarken zur Sardinenjagd führten, größere, die wie ausgebreitete Fittige ungeheurer Vögel nach fernen Küsten strebten, nach Hispania, nach der Mündung des Tajo, nach Rio-Janeiro, nach den Ufern der großen Republik. Und doch ist jener schwarze Punkt, an dem sie bei heiterem Sonnenschein so lustig vorübertanzen, eine so böse Klippe, wie die grauenvollen Symplegaden des schwarzen Meeres. Es ist das die Felsenbank des Four, die sich mehr als eine Stunde lang von Norden nach Süden aus dem Meere erhebt und schon ganzen Flotten den Untergang gebracht hat. Jetzt trägt sie einen gewaltigen Leuchtthurm, der vielleicht eben so schwer zu erbauen war, als der von Eddistone. Die beiden Wächter, die ihn bewohnen und des Nachts die heilige menschenfreundliche Flamme nähren, bekleiden das wohlthätigste, vielleicht aber auch das beschwerlichste Amt in Frankreich und Navarra. Sie sind zu ewiger Gefangenschaft verdammt; denn es ist ihnen nicht erlaubt, einen Kahn zu besitzen, da man fürchtet, daß sie möglicher Weise einmal in allzu drohender Gefahr, um ihr Leben besorgt, den Pharus verlassen könnten. Ihre Wohnstube hat nur eine Ausdehnung von neun Fuß, und nur auf der Galerie, die um den Leuchtthurm geht, ist es ihnen möglich, ein wenig Bewegung

zu machen. Nur Einmal in der Woche, wenn man ihnen von Croisic Lebensmittel und Brennmaterial überbringt, sehen sie ein fremdes Menschenangesicht. Auch diese Freude ist ihnen zur Zeit der Aequinoktialstürme versagt, denn da ist die Brandung um die Klippe so gewaltig, daß sich kein Kahn heranwagen darf, und so sitzen sie oft wochenlang in ihrem unentrinnbaren Gefängnisse, mitten in der grauenvollen Wasserwüste und sehen von dem erbebenden Thurme aus nichts, als die weiß schäumenden Häupter der Wellen, und hören nichts, als das Heulen des Sturmes und das Gepolter der Brandung, die drohend an Klippe und Thurm rüttelt. Es sind grauenvolle Belagerungen, die dieser Menschenbau aushalten muß; der ganze Strom Okeanos, mit allen ihm zu Gebote stehenden Gewalten, arbeitet gegen seine Grundfesten. Von oben aus den dichtgeballten Wolken, den Bundesgenossen des Meeres, fällt Blitz auf Blitz, das kleine Licht verhöhnend, das die Menschen da unten angezündet haben; von den Seiten stürmen die verrufensten Winde heran, und oft schon soll der Thurm wie ein junger Baum gezittert und geschwankt haben. Man denke sich in solchen Momenten die beiden Wächter in ihrer Stube sitzend, oder auf der Galerie in den gigantischen Kampf der Elemente hinaus starrend. Ob diese zwei stillen, ausgesetzten und unbekannten Wohlthäter der Menschheit, diese herrlichen Dulder, nicht eben so gut das Kreuz der Ehrenlegion verdienten, wie Herr Fiorentino für seine Herrn Fould geleisteten Dienste?

Als wir in Croisic landen wollten, war es schon tiefe Ebbe, und wir mußten auf offener See liegen bleiben; bald aber kam eine ganze Flottille kleiner Fischerbarken, um uns abzuholen, und wir fuhren unter Ruderschlag und sehr lebhaftem Gespräch durch die lange und schmale Bai, die den Hafen von Croisic bildet und gegen Westen durch einen langen künstlichen Damm gegen den Einbruch des Meeres und des Dünensandes gesichert ist. Wir merkten sogleich, daß wir uns in dem Lande befinden, das ganz Europa mit Sardinen versorgt, denn alle Gespräche der Fischer und ihrer Patrone drehten sich um den Sardinenfang, der seit

einigen Tagen begonnen hatte. Die Beute schien dieses Jahr sehr reich werden zu wollen, und die Fischer waren sehr heitern Muthes. Auch die Hummern, die „Kardinäle des Meeres," wie sie Victor Hugo anticipirend nennt, zeigten sich dieses Jahr in ungeheurer Anzahl. Einige Tage vor unserer Ankunft waren auf Belle-isle 14,000, sage vierzehntausend Stück versammelt, welche zwei Dampfschiffe abwarten mußten, um nach Nantes befördert zu werden.

Croisic, obwohl nicht übel gebaut, ist ein öder und trauriger Flecken. Der Seewind treibt ununterbrochen staubigen Sand durch die Straßen, die Sonne brennt unbarmherzig, und verbunden mit dem Widerscheine des Meeres, blendet und thut sie den Augen wehe, wohin man immer blicke. Im salzigen Flugsande, aus dem die ganze Landzunge von Croisic besteht, gedeiht kein Baum und kein Strauch, die Schatten geben könnten; nur nördlich von der Stadt hat man mit Mühe und Noth ein ärmliches Gebüsch zu Stande gebracht, das aber nicht im Geringsten einer Oase gleicht. Aus den Salinen tragen die Weiber schmutziges Salz in hölzernen Kübeln. Halb nackt, wie sie sind, kann man es beurtheilen, daß ihre Gestalten eben so scheußlich sind wie ihre Gesichter. In Croisic fing unsere Erfahrung an, daß der weibliche Theil des celtischen Stammes in der Bretagne, was körperliche Schönheit betrifft, tief unter dem männlichen steht, und daß sich Armoricum in dieser Beziehung sehr von Irland, weniger von Schottland unterscheidet. Und da die Celtinnen Croisics nicht einmal celtisch sprachen und die fremden Kurgäste, die müde durch die Gassen schlichen, nichts besonders Anziehendes hatten, so machten wir uns auf, um weiter ins Innere vorzudringen.

Wir kamen uns vor wie Wanderer in der Wüste; die Sonne brannte fürchterlich auf den sandigen, ganz und gar unbeschatteten Boden, und die kurze Wanderung bis Tregatte wäre ohne den erquickenden Hauch, der manchmal von dem Meere rechts und links herüberwehte, ohne die erhebende Aussicht auf den

atlantischen Ozean unendlich ermüdend gewesen. In Tregatte, einem kleinen Dorfe, überraschte uns der Anblick zweier Bäume, die in dieser Gegend eine große Seltenheit und die noch dazu gebannt sind, weil sie nebst dem breiten Kirchthurm, neben dem sie stehen, als Richtzeichen für die aus dem Norden kommenden Schiffer dienen, denen sie einen Wink geben, daß der unnahbare Four nicht fern ist. Noch mehr als die Bäume überraschten uns die Laute, die in Tregatte an unser Ohr klangen; es war die ächte, uralte Celtensprache. Doch ist sie nur eine Ausnahme in dieser sonst ganz französirten Gegend, denn Tregatte ist eine Kolonie von Bretonen aus dem Innern des Landes, welche unfruchtbare Felder verließen, um hier am Ufer des Meeres Salzernten zu halten. Man nennt sie „Paludiers," von den Salzsümpfen, die sie ausbeuten, und die sie in ordentliche Salinen umgewandelt haben. Diese bestehen aus großen Becken, welche wieder in mehrere Abtheilungen zerfallen, und in die, bei jeder Fluth, mit Hülfe von Kanälen, das Seewasser einströmt. Zwischen den Becken ziehen sich breite Dämme hin, auf denen das gewonnene Salz aufgehäuft wird. Die Ernte beginnt im Frühling und dauert bis zum Eintritt der Fröste, um welche Zeit man die Becken für den ganzen Winter mit Seewasser füllt und die Kanäle schließt, um den Lehmboden, der den Grund der Salinen bildet, vor dem Froste zu schützen. Auf einem Salzdamme sitzend, unterhielten wir uns lange mit einem Paludier und seiner Frau, die uns die Kunst der Salzgewinnung erklärten. Bei dieser Gelegenheit konnten wir auch das Kostüm dieser Leute studiren, welches aus uralter Zeit zu stammen scheint. Die Frau trug einen Kopfputz, der mit der Hauptbedeckung der Sphinxe die größte Aehnlichkeit hatte, einen kurzen sammtenen Spenser und mehrere Leinwandröcke, die sich um die Hüften breit aufbauschten. Der Mann hatte die gallischen Braccae, drei Westen von verschiedenen Farben, von denen die obere immer kürzer war als die untere, so daß man alle drei bewundern konnte, einen langen Leinwandrock mit kurzem Rücken und langen Schößen, und einen breiten Filzhut,

dessen Krempe rückwärts aufgeschlagen war. Aus einiger Entfernung hätte man diesen Celten für einen slavischen Bauern aus Mähren nehmen können.

Wieder nach halbstündiger mühseliger Wanderung, einen sonnverbrannten und kahlen Abhang hinan, durch eine Reihe von Zöllnern, welche die Salzgegend bewachen, kamen wir durch ein gethürmtes Thor in die Stadt Guérande und damit auf historischen Grund und Boden. Die Stadt wurde von den Römern angelegt, und ihnen verdankt sie die soliden Mauern, die sie in einer zweimaligen Belagerung gegen die Normannen beschützten. Doch wurde sie in dem Successionskampf zwischen Charles de Blois und Jean de Montfort mit Sturm genommen und des größten Theiles ihrer Einwohner beraubt. Man sieht es ihr auf den ersten Blick an, daß sie eine historische Rolle gespielt hat. Ihre ganz aus Quadern gebauten Wälle mit zehn Thürmen, die engen und hohen Thore, das alte granitne Schloß mit seinen noch älteren Wachtthürmen blicken mit düsterem Ernst auf Land und Meer. Von der Höhe des Schlosses sieht man mehrere Golfe, den weiten Ozean, die Sandwüste von Croisic mit ihren Salzsümpfen, Belle-Isle, die kleineren Inseln Hedik und Houat und sogar die historische Landzunge von Quiberon. Das edle Geschlecht der Nevet, denen Guérande gehörte, tritt fast immer auf, wo es sich in der bretonischen Geschichte um die nationale Unabhängigkeit des Landes von Frankreich handelt, und wird deßhalb viel gefeiert in den Volksliedern, welche den Bretonen die Geschichtsbücher ersetzen.

Nur Ein Nevet machte eine Ausnahme und spukt als „Marquis von Guérande" in den Volksliedern wie ein böser Geist, mit dem man Kinder schreckt. Er machte sich berüchtigt durch die Grausamkeit, mit der er seine Unterthanen behandelte, durch das Wüstlingsleben, das er schon in früher Jugend auf Kosten der Frauen und Töchter seiner Bauern auf seinen Besitzungen führte. Es geht die Sage, daß seine arme Mutter, die ihn nicht von seinem Sündenleben zurückhalten konnte, jedes Mal, wenn er

das Schloß verließ, die Sturmglocke läutete, um die Dörfer zu warnen und die Unterthanen vom Herannahen ihres Tyrannen in Kenntniß zu setzen. Da floh und versteckte sich, wem seine Glieder oder seine Keuschheit lieb waren. Trotz dieser Vorsicht der Mutter gelang es dem edlen Marquis, mehrere Schandthaten, ja sogar Morde zu begehen, die ihn am Ende zwangen, das Land zu verlassen. Er begab sich an den Hof Ludwigs XIV., den er, wie aus Frau v. Sevigné zu ersehen ist, durch seine Grazie und sein feines Wesen entzückte. Er wurde für einige Zeit der Löwe von Versailles. Fabula docet, daß die feinen und wegen ihrer Anmuth weltberühmten Seigneurs von Versailles auf ihren Gütern kleine Scheusale waren und daß die Bauern in ihrem Urtheile von dem Urtheil des großen Königs und der Frau v. Sevigné bedeutend abwichen. Uebrigens ist Louis, Marquis v. Guérande, in seinem Alter sehr fromm geworden. Gott hat ihm wohl seine Sünden vergeben, nicht aber das Volk, das noch immer schreckliche Balladen von ihm singt.

Wen da der Dichter hinein gebannt,
Den kann kein Gott mehr retten!

Im Posthause, wo wir Pferde bestellten, machten wir die Bekanntschaft eines höchstens sechsundzwanzig Jahre alten Jesuiten, der an Gestalt ein Apollo und an geistreicher Liebenswürdigkeit ein Abbé des achtzehnten Jahrhunderts war. Mit großer Anmuth machte er den beiden Töchtern des Posthalters den Hof, ohne errathen zu lassen, welche von Beiden er bevorzugte. Die jungen Damen waren sehr andächtig gestimmt und schienen es sehr zu bedauern, als dieser Seelentröster seine Reise mit uns fortsetzte. Abbé G. unterhielt uns so vortrefflich, daß wir der Landschaft, durch die wir fuhren, trotzdem sie uns mit ihrer schönen Vegetation nach der Sandwüste, die wir durchwandert hatten, hätte gefallen müssen, kaum einige Aufmerksamkeit schenkten. Der junge Jesuit brachte uns einen hohen Begriff vom bretonischen Klerus bei, einen noch höheren von seiner Gesellschaft,

obwohl wir zufällig in Paris mehrere seiner gebildetsten und geistreichsten Brüder gekannt hatten. Abbé G. schien uns ein unwiderstehlicher Missionär und ein Mann, der sich im Nothfall, und wenn der Zweck die Mittel heiligt, auch in Frack und Tanzschuhen mitten unter sündigen Weiblein zu bewegen fähig wäre. Er erinnerte mich an jenen Marquis, von dem die Sage geht, daß er ebenfalls der berühmten Gesellschaft angehört, und der an einem gewissen kleinen protestantischen Hofe mehr Bekehrungen zu Stande brachte, als der Père Hug in der ganzen Mongolei. Seine Soutane wie sein breiter Hut waren vom feinsten Stoff; weiß blickten die etwas magern Hände aus den schwarzen Aermeln hervor. Das Auge voll Gluth beleuchtete doch mit sanftem Lichte ein blasses, edel geformtes, freundlich lächelndes Gesicht. Er sprach über Alles, nur nicht über Politik und Religion, und wir waren rücksichtsvolle Jesuiten genug, solchen Gegenständen mit derselben Zartheit auszuweichen. Das Pariser Leben ließ ihn kalt, Italien begeisterte ihn, England schien er zu hassen und für Deutschland, als für ein Feld ausgebreiteter Thätigkeit, sich sehr zu interessiren. Zu unserem Erstaunen kannte er manchen Namen manches deutschen Politikers und Historikers und überhaupt die meisten deutschen Gelehrten, deren Neigungen einen theologischen Anstrich haben. Doch nannte er nicht einen einzigen reinen Theologen.

Sein Gespräch wurde immer interessanter, je langweiliger die Gegend wurde; denn bald folgte auf die gutbebaute Gegend um Guérande öde Trostlosigkeit, verkrüppelte Waldung und Heide, Heide, Heide. Ich blättere in meinem Tagebuche und sehe mit Schrecken, wie oft sich dieser Ausruf: Heide, Heide, Heide, auf wenigen Bogen wiederholt; und ich blättere in Arthur Jungs berühmten Tagebuche und sehe, wie auch er, vor achtzig Jahren durch die Bretagne reisend, immer wieder landes, landes ausruft. Selbst der Jesuit verstummte bei dem traurigen Anblick, und wir waren alle froh, als die wohlthätig verhüllende Nacht kam und wir endlich im Hotel St. Sylvestre in dem kleinen Städtchen La Roche-Bernard ausruhen konnten. Der Jesuit

versprach uns gleich bei der Ankunft ein herrliches Schauspiel, und als wir uns mit Speise und Trank gestärkt, hielt er Wort, indem er uns im Mondschein vor die Stadt führte, um uns die großartigste und kühnste Kettenbrücke Frankreichs, vielleicht Europa's, zu zeigen.

Das Bett der Villaine gleicht einem tiefen Abgrund in den Alpen; die Seitenwände fallen beinahe senkrecht ab, und in der Nähe des Wassers kann man sich mitten in einem wilden Gebirgszuge wähnen. Es war nicht möglich, aus solcher Tiefe einen Mittelpfeiler zur Stützung der Brücke aufzuführen; es hätte Das einen babylonischen Thurm gegeben. So hängt denn dieses ungeheure Spinnengewebe fürchterlich luftig an den höchsten Rändern des Abgrunds und zittert selbst unter dem Schritte des einsamen Wanderers, wie ein vom Wind getragener Sommerfaden. Von der Sohle des Abgrunds aus gesehen, erscheint sie wie jene haarbreite Brücke, über welche die Gerechten Muhameds ins Paradies eingehen, von der die Sünder und Ungläubigen in die schwarze Vernichtung stürzen. Von der Brücke erscheinen die Schiffe mit ihren hohen Masten und Segeln, die aus der nahen Mündung der Villaine ins Land dringen, oder aus dem Innern dem Ozean entgegen schwimmen, als unendlich kleine Kinderspielzeuge, auf denen Steuermann und Matrose dem Auge verschwinden. Es war wie ein Traum der Nacht, den wir hier im Mondschein erlebten. Das Rauschen der Wellen, die sich unten durch Felsen winden, drang nicht bis zu uns herauf, eben so wenig hörten wir den Fall des Steins, den wir hinunter warfen.

Als wir bei hellem Morgenlichte über die Brücke weiter wanderten, erschien sie uns nicht minder traumhaft und luftig; ja der Abgrund, der unter ihr gähnte, war in der klaren Beleuchtung noch grauenhafter anzuschauen als im mildernden, sanft verhüllenden Mondlicht. Mit dem ersten Schritt auf festem Boden befanden wir uns im Departement des Morbihan.

II.

Morbihan. Heide. — Musillac. — Der Herr von Basvalan. — Vannes. — Morbihan oder das kleine Meer. — Lochmariacaer und die Druidensteine. — Aurey. — Die Schlacht bei Aurey. — Die Menhire von Carnac. — Hennebont, seine Geschichte. Hanne die Flamme. — Lorient und Port-Louis. — Land und Leute.

Wir traten ins Land der Veneten, welche Cäsar so viel zu schaffen machten und deren Ableger, freilich nach einer höchst unbeglaubigten Sage, die stolze Venetia in den Lagunen des adriatischen Meeres sein soll. So betraten wir das Land, das die letzte Zufluchtsstätte des Druidismus war, als er vom Römerthum und später noch mehr vom Christenthum bedrängt wurde; das Land, das auch im Mittelalter der Schauplatz großer, fast unaufhörlicher Kämpfe gewesen und noch in neuerer Zeit, unter Anführung seiner Priester, unbesiegten republikanischen Heeren unheimlichen Widerstand geleistet hat. Aber nichts in unserer Umgebung deutete darauf, daß wir uns auf so historisch belebtem Boden befanden. Wieder Heide, Heide, Heide! — Eine rothe Ebene dehnte sich unabsehbar vor uns aus, die Erika schüttelte sich im Morgenwind, kleines Gesträuch, gelb blühende Disteln, abgeblühter Ginster erhoben sich dort und da wie Inseln aus der gähnenden Einförmigkeit. Wie im Traum, dumpf hinbrütend, wandert man durch eine solche Gegend; der Schritt des Reisegefährten ertönt unheimlich, und die Gedanken verlieren alle Contouren und zerfließen in die öde Weite. Es war eine wahre Erquickung, als zwischen dem Heidekraut zwei Gendarmen auftauchten und unsere Pässe zu sehen verlangten. Sie lasen sie mit

Muße und prüften jeden Zug unseres Gesichts und jedes Stück unserer Kleidung. Doch schienen sie dieß viel mehr, um sich zu zerstreuen, denn aus polizeilichem Pflichtgefühl zu thun.

Angefüllt vom horror vacui, müde des leeren Nichts, kamen wir in Musillac an, einem Städtchen, das mich durch seine Aermlichkeit und seinen Schmutz an manchen irischen Flecken und daran erinnerte, daß ich mich unter Celten befinde, die überall bestimmt zu sein scheinen, in Unsauberkeit unterzugehen. Wie klein das Städtchen auch war, so schien es doch mit geistlichen Seelsorgern stark versehen; wohin man blickte, man sah überall Schwarzröcke hin und her schlüpfen, und als wir um die Mittagszeit durch die Gassen gingen, sahen wir sie an den verschiedensten Tischen obenan sitzen. Es ist bekannt, daß die Bretagne noch heute, wie zur Zeit des heiligen Columban und wie zur Epoche der unbeeidigten Priester, das gelobte Land der Geistlichkeit ist. Daran sind wohl auch die vielen Heiligen Schuld, die das Land in größerer Anzahl besitzt als irgend eine andere christliche Gegend. Das kommt daher, daß die Bischöfe und Kapitel bis ins zehnte Jahrhundert das Recht hatten, heilig zu sprechen, ohne die Erlaubniß aus Rom abzuwarten. So kam es, daß jeder Sprengel und jedes Kloster sein Ansehen durch einen oder mehrere einheimische Heilige zu erhöhen suchte. Neben diesen Familienheiligen wurden noch sehr viele irische und wälsche adoptirt, welche sich als Stammgenossen viele Verdienste um das bretonische Christenthum erwarben und im Lande leicht eingebürgert wurden. So wird z. B. der heil. Patrick hier fast eben so sehr verehrt wie in Irland und spielt auch die heil. Ursula mit ihren eilftausend Jungfrauen eine sehr große Rolle, obwohl sie niemals bretonischen Boden betreten hat. Sie wurde nämlich von Seeräubern aufgefangen, als sie mit den Jungfrauen nach der Bretagne reiste, um sich daselbst an die aus England kommenden Eroberer zu verheirathen, welche sich mit den Töchtern des Landes nicht vermischen wollten. Ein Hauptwunder in der Legende der heil. Ursula und der eilftausend Jungfrauen ist es,

daß sie ungefähr hundert Jahre vor ihrer Abreise aus dem Vaterlande in Köln am Rhein angekommen ist.

Doch das gehört nicht hieher. „Utere non reditura," so lautet die Inschrift über der Sonnenuhr zu Musillac. Wir nahmen uns die Warnung zu Herzen und reisten so schnell als möglich weiter. Das erste Dorf, das wir berührten, sprach wieder celtisch, und von nun an begleitete uns das alte Idiom durch Tage und Wochen. Das Land bis Vannes ist nur zum Theil Heideland; der Blick des Wanderers kann sich wieder an bebauten Feldern, Hainen, grünen Thälern und sehr oft an reizend gelegenen Edelsitzen erquicken. Rechts von der Straße sahen wir das schöne Schloß Basvalan, dessen Besitzer, ein Mann uralten Adels, vor Kurzem seine Kuhhirtin geheirathet und durch diese That unendlich populär, von seinen Standesgenossen aber in den Bann gethan worden ist.

Ueber römische, merovingische und karolingische Schlachtfelder gelangten wir endlich in die Stadt, welche die lokale Eitelkeit gerne für den Hauptort der Veneten, für das alte Dariovicum, celtisch Duariorik ausgibt, welche es aber, wie Fremineville beweist und Curson glaubt, niemals gewesen. Denn die Beschreibung Cäsars vom Oppidum (de bello gallico, drittes Buch) paßt ganz und gar nicht auf Vannes, wohl aber auf Lochmariacaer. Auch hat die Stadt in ihrer nächsten Umgebung nichts, was an die Römer- oder Druidenzeit erinnerte; ihre Trümmer wie ihre noch stehenden Gassen und Monumente tragen sämmtlich den Stempel des Mittelalters, so der Thurm des Connetable, der Rest des Schlosses de l'Hermine, in welchem Johann IV. seine Schandthat an Clisson verübte, aber nicht zu Ende führte, weil der Schloßvogt nicht schlecht genug war, den Mord zu begehen; so ferner das Schloß de la Motte, dessen Grundmauern aus dem sechsten Jahrhundert stammen, und endlich die Kathedrale, welche ebenfalls schon im sechsten Jahrhundert vom heil. Patern gegründet sein soll, im eilften Jahrhundert von den Normannen verbrannt und romanisch wieder

aufgebaut und im fünfzehnten Jahrhundert abermals halb gothisch, halb romanisch, so wie sie jetzt dasteht, renovirt wurde. Sie besitzt zwei herrliche Grabmonumente, von denen das eine durch seinen strengen und einfachen, etwas ascetischen Styl, das andere durch künstlerische Vollendung ausgezeichnet ist.

Die Gassen der Stadt mit ihren Giebeln, Schieferdächern, überhaupt mit ihrem ganzen Charakter, erinnern an die ältesten Quartiere Frankfurts, nicht aber die Menschen, die ihr Möglichstes thun, sich durch Häßlichkeit und dumme Physiognomien vor der Majorität der Erdenbewohner auszuzeichnen. Ihr Typus scheint noch tief unter dem der Landbewohner zu stehen und deutet nicht im Geringsten auf irgend welche Vermischung mit französischem Blut. Doch spricht hier der Bürger französisch, und es gibt mehrere französische Buchhandlungen. Aber welche Buchhandlungen! Nicht eine einzige konnte uns ein historisches oder antiquarisches, auf das Land bezügliches Buch verkaufen, obwohl keine Provinz Frankreichs, wie die Bretagne, und in der Bretagne kein Departement, wie das des Morbihan, so viele Lokalgeschichtschreiber und schriftstellernde Antiquare besitzt. All die großen Buchhandlungen waren nur von Gebet- und Andachtsbüchern, ascetischen Erbauungswerken, Legenden und Wundergeschichten angefüllt. Wir konnten uns das erklären, da wir auch hier die Gassen von Priestern, meist Jesuiten, förmlich bevölkert sahen.

Diesem geistlichen Leben entsprechend war es, daß der Bischof dem Bankett der Generalräthe, dem wir beiwohnten, präsidirte. Es wurden viele loyale und fromme Toaste ausgebracht, und der Wein floß in Strömen; der Cider aber, das historische Getränk der Bretonen, in dem man sich schon zu Zeiten der Römer und Merlin's berauschte, war trotz dem partikularen Patriotismus ausgeschlossen. Das Fest, das der Präfekt am folgenden Abend den Generalräthen gab, erinnerte uns doch wieder daran, daß wir in Frankreich waren; da sprach Alles von Paris, da wiederholte man Pariser Witze und behandelte das neueste

Pariser Vaudeville mit derselben Wichtigkeit, mit welcher gestern die höchsten Interessen des engeren Vaterlandes besprochen worden. Trotz aller Feste und aller Liebenswürdigkeit, mit der uns französische Beamte entgegenkamen, langweilten wir uns doch nach kaum achtundvierzigstündigem Aufenthalte in Vannes, und eines sehr frühen Morgens verließen wir auf der offiziellen Schaluppe des Departementalingenieurs den schönen, von einer prachtvollen Promenade eingefaßten Hafen, um den berühmtesten Druidendenkmälern Europas entgegen zu steuern.

Rasch und reißend, wie ein angeschwollener Bergstrom, stürzt sich hier zur Zeit der Ebbe die Welle aus dem Hafen und seinen Kanälen in den Chenal, aus dem Chenal in den Busen des Morbihan, aus dem Morbihan in den großen Ozean. Unzählige Inseln, Klippen, Riffe und Vorgebirge stemmen sich ihr entgegen, hemmen und drängen sie, daß überall Wirbel und tolle Strömungen entstehen und das ganze Morbihan einem kochenden Kessel gleicht. Auf diesem wahrhaft toll gewordenen Meere flogen wir in einem beständigen Schwindel dahin; die Ruderer arbeiteten mit angestrengten Kräften und drehten die Schaluppe herüber und hinüber, um den Trichtern, die sich überall vor uns aufthaten, zu entgehen. Nicht immer gelang es ihnen, und das Fahrzeug drehte sich wie im Tanze. Vorwärts sehend erblickten wir ein Labyrinth von Gängen, die sich zwischen Inseln und Klippen hinwanden; unsere Seeleute behaupteten, es gebe im Morbihan so viele Eilande und hervorragende Felsen als Tage im Jahre. Der alte Steuermann erinnerte sich noch an die Zeit, da der Hafen von Vannes von englischen Kriegsschiffen blokirt und die Inseln hinter ihnen in ihrer Gewalt waren und allen Bretonen, die sich nicht für die Republik oder Napoleon schlagen wollten, sichere Zufluchtsstätten gewährten. Viele von diesen, geborene Seeleute, gingen in englische Dienste und kämpften gegen ihr Vaterland, bis sie unter der Restauration wieder heimkehren durften. Dieß mag wohl eine der Ursachen sein, warum man an den bretonischen Küsten gegen die Engländer milder

gestimmt ist, als im übrigen Frankreich. Eine andere Ursache ist der Gewinn, der diesen Küsten durch den beständigen Verkehr mit England zufließt. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß die Bretagne eine der jüngsten Erwerbungen Frankreichs ist, daß sie sich am Längsten gegen die Abhängigkeit von Frankreich gewehrt, daß der Vertrag von Vannes 1532, welcher sie mit Frankreich vereinigte, nie populär geworden, und daß sich noch unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. ein ganz gewaltiger Geist der Unabhängigkeit geltend machte. Dieser Geist der Unabhängigkeit, der den ersten Bourbonen so viele Sorgen machte, war es eben, welcher den letzten Bourbonen gegen Legislative, Konvent und Napoleon Krieger und Verschwörer lieferte und es den unbeeidigten Priestern erleichterte, den Fanatismus des Volks bis zu der berühmt gewordenen Grausamkeit hinaufzuschrauben. So liefert auch die Chouanerie, die einen starken religiösen Beischmack hatte, den Beweis, daß jeder Religionskrieg — und die Bretonen betrachten ihren Aufstand als einen solchen — aus politischen und nationalen Ursachen hervorgeht.

Die Inseln und Klippen, durch die wir fuhren, sind dem bretonischen Volke auch als Zufluchtsstätten der nicht beeidigten Priester werth. Hier wohnten sie in Höhlen und unter Druidensteinen, hier lasen sie geheime Messe und versammelten sie die Gläubigen, die ihnen dafür, wie die Raben des Propheten, Speise und Trank zutrugen. So wiederholt Alles sich im Leben. Hieher flüchteten sich einst die alten Druiden vor einer neuen Zeit und einem neuen Glauben.

Mit Mühe, ja beinahe mit Lebensgefahr banden wir unser Fahrzeug an die Insel Gavarnis (Ziegeninsel), von deren Höhe uns ein Dolmen begrüßte.

„In die Traum- und Zauberspähre
Sind wir, scheint es, eingegangen!"

Wir klommen das sehr steile Ufer hinan und standen bald am Eingange eines dunkeln, ungefähr zwölf Schritte langen Ganges.

Dieser Gang bestand aus rechts und links aufgestellten glatten Steinen, welche oben von eben so glatten bedeckt waren. Alle trugen auf ihrer ganzen Fläche jene unentzifferbare Schrift, die mit keiner andern Aehnlichkeit hat und aus langen, in einander geschlungenen, gerundeten Zügen besteht. Man könnte sie eben so gut für eingegrabenen Arabeskenschmuck halten. Durch diesen Gang gelangten wir in die Höhle, die durch den Dolmen gebildet wird. Es ist das ein kleiner Kreis von aufgestellten Steinen, die auf ihren Häuptern eine ungeheure rohe Platte tragen. Die Höhle, welche höchstens vier Schritte breit und lang ist, wird durch die Lücken, die die rohen Steine oben offen lassen, beleuchtet. Aus der Höhle traten wir auf die Platform und bemerkten da eine kleine, von der Mitte ausgehende, in den Stein gehauene Rinne, welche an den Rand und von da in die Höhle führte; wahrscheinlich floß durch sie das Blut der Opferthiere, vielleicht der Opfermenschen, in das Innere. Es war uns eigenthümlich zu Muthe, als wir auf dem Steine dastanden, der einst Kanzel und Altar gewesen, von dem der Ovat die Göttergebote verkündete, auf welchem der Druide mit steinerner Axt und steinernem Herzen sein Opfer würgte. Von außen ist der Dolmen fast ganz von angeflogener Dammerde bedeckt, doch so, daß die große Steinplatte frei ist und wie ein ungeheurer Pilz über das Eiland hervorragt, und so, daß man auch aus der Entfernung die ungefähre Form des innern Baus und des hineinführenden Ganges erkennen kann.

Von der Höhe dieses Dolmen hat man eine prachtvolle Aussicht über den Archipel und südwärts auf die Halbinsel, welche die prächtige Abtei St. Gildas, den Aufenthaltsort Abälards, und den Flecken Sarzeau, die Heimat Lesage's, trägt. Noch auf andern Inseln bemerkten wir Druidensteine, aber wir eilten an ihnen vorbei, um nach Lochmaricaer zu gelangen, welches offenbar die Hauptstadt der armorischen Druiden gewesen. Nach mancherlei Umwegen, zu denen uns die starken Strömungen zwangen, nachdem uns manche scheußliche Felsennase mitten aus

den Fluthen entgegengestarrt, landeten wir endlich am alten Dariorícum, welches heute Lochmariacaer, d. i. der Ort der schönen Maria heißt. Die Hauptstadt der Veneten, spätere Römerstadt, ist heute zu einem kleinen, zerrissenen, überaus schmutzigen Flecken, mit noch schmutzigeren zweitausend Einwohnern, herabgesunken und würde wohl nie von einem Wanderer besucht werden, wenn sie nicht die berühmtesten Druidendenkmäler besäße.

Wir machten uns sogleich auf, um die ganze Umgegend zu durchstreifen, die, obwohl steinarm von Natur, den Eindruck eines Felsenlandes macht, so massenhaft, so groß ragen überall aus der grünen Ebene die Dolmen und Menhire empor. Man begreift nicht, auf welche Weise diese Steine über Meer und Land hieher gebracht worden sind, und man muß annehmen, daß sie die Druiden als erratische Blöcke hier vorgefunden haben; denn allen mechanischen Künsten unserer Zeit würde es noch außerordentlich schwierig werden, so gewaltige Felssteine von Ort zu Ort zu bewegen. Aber selbst wenn diese Felsblöcke durch Naturgewalten hieher gebracht worden — es bleibt doch immer erstaunlich, wie die Druiden, diese Priester ohne Kunst, solche Massen als Menhire, d. i. aufrechte Steine, aufstellen oder als Dolmen, d. i. als Tafelsteine, über andere, untergestellte erheben konnten. Weit mehr als die ägyptischen Könige, die Erbauer von Memphis und Theben, ihre Unterthanen, müssen die gallischen Priester die ganze rohe Naturkraft ihrer Gläubigen in ihrer Gewalt gehabt haben. Ist es doch nicht anzunehmen, daß sie, die in Wäldern und unter rohen Steinplatten hausten, die ihre Opfer mit steinerner Axt tödteten, die solche plumpe, nicht einmal am Anfange der Kunst stehende Monumente errichteten, daß sie irgend welche Maschinen besaßen, die ihnen dabei hätten behülflich sein können. Diese Felsen predigen laut, daß der Glaube Berge versetzt.

Unweit von Lochmariacaer erhebt sich ein offenbar ebenfalls durch Kunst entstandener Hügel, welchen man den Berg Helve nennt. An seinem Fuße steht ein Dolmen, dessen Platform in

zwei Stücke zerbrochen ist. Sein Inneres ist in zwei kleine Zimmer abgetheilt. Westlich vom Flecken findet sich der „Tisch des Cäsar," wie man gewöhnlich einen der interessantesten Dolmen benennt. Als wir dort ankamen, drosch eben ein armer Landmann sein mageres Getreide auf dem Tische Cäsars. Es ist eigenthümlich, wie überall in jedem Winkel der Erde, wo dieser außerordentliche Mensch den Fuß hingesetzt, sein Name im Munde des Volks an hundert Gegenständen hängen blieb; wie überall seine Besiegten ihm Monumente setzen, ja sich ihres eigensten Eigenthums entkleiden, um es ihm zuzutheilen. Hier wo er die große Schlacht gegen die Veneten lieferte, ihre besseren Seeleute, ihre Segelschiffe mit seinen Landratten und Ruderbooten besiegte, hier, wo er die freiheitslustigen Veneten ihrer Freiheit beraubte, hier in ihrer eigenen Hauptstadt berauben sich dieselben Veneten eines ihrer ältesten, religiösen Monumente, um damit den Namen Cäsars zu verewigen. Doch ist Das nicht unnatürlich. Amedée Thierry hat ganz Recht: es ist der Gründer Cäsar, der überall Spuren seines Wirkens zurückgelassen, dem die Völker dankbar sind, dem sie gerne jede Gründung zuschreiben und an den sie gerne anknüpfen, wenn sie als altadelige Völker erscheinen wollen.

Die Tafel Cäsars, jetzt verstümmelt, ruht nur noch auf dreien ihrer Pfeiler, welche der ärmliche Ueberrest eines großen, den Raum von dreißig Fuß einnehmenden Kreises sind. Der Dolmen ist so hoch, daß ein Mann sich unter ihm ganz bequem aufrecht erhalten kann. Auf der innern Seite der Platte bemerkt man eine schon etwas verwitterte Inschrift und neben dieser eine sonderbare Figur, welche mehrere Antiquare für einen Phallus halten. Doch scheint uns diese Hypothese sehr gewagt. Barchou de Penhouet hat diese Inschriften sowohl, wie sämmtliche in der Bretagne heimische Monumente für phönizisch oder auch für ägyptisch erklärt, was unter den Archäologen des Landes ein homerisches Gelächter erregte. In der That hat unser verehrter Freund von der Akademie der Inschriften keine genügenden Beweise für seine Behauptung aufführen können und hat sich nun

vor den Sticheleien der Bretonen ins Grab geflüchtet. „Er weiß es nun besser," pflegte Mittermaier in Heidelberg mit einem Blicke gen Himmel auszurufen, wenn er von der irrigen Meinung irgend eines todten Kriminalisten sprach. Penhouet weiß es nun auch besser und wird von irgend einem Kaufmann aus Tyrus oder Sidon erfahren haben, daß sich phönizische Kaufleute nur selten und kurz auf diesen Küsten aufgehalten, daß sie dann ihre Zeit nicht damit verloren, rohe Steine aufzurichten oder über einander zu legen, und daß der Dienst Thors und Belens vom Dienste Molochs höllenweit verschieden war.

In der Nähe dieses Dolmen liegen die Trümmer des größten bekannten Menhir, oder langen Steines. Er wurde wahrscheinlich von den ersten Christen umgestürzt und in fünf gewaltige Stücke zerbrochen, die aber noch so neben einander liegen, daß man ihn in seiner ganzen Größe beurtheilen kann. Er mißt an sechzig Pariser Fuß, verjüngt sich nach beiden Enden und ist in der Mitte am Breitesten. Nicht weit von diesem Menhir liegt ein anderer von zweiundzwanzig Fuß Länge, welchen das Volk Men Brao Sao, d. i. aufrechter Stein des Tapfern, nennt. Neben diesen gestürzten erheben sich noch drei andere wie gewaltige Felsnadeln. Sie stehen sämmtlich auf dem schmaleren Ende und werden nur durch wenige untergelegte Steine im Gleichgewicht erhalten.

Außer den genannten gibt es rings um Lochmariacaer noch viele andere Dolmen und Menhire, die mehr oder weniger den andern gleichen und die wir nicht weiter beschreiben wollen. Aber ihre Menge gibt der platten Halbinsel, auf der sie sich zusammen drängen, ein eigenthümliches Aussehen und erfüllt den Fremden, der zwischen ihnen umher wandert, mit Schauern der Urwelt. Ich könnte aber nicht sagen, daß dieses Gefühl ein angenehmes sei; der bloße Anblick dieser Monumente athmet Rohheit, Blutdurst, Grausamkeit und macht den modernen Menschen vor den Gedanken, auf welchen Wegen schon die verborgene Gottheit gesucht worden, erbeben. Das Meer, das Lochmariacaer

überall einschließt, die Klippen und Strömungen, die es unnahbar machen, tragen noch dazu bei, die Oede und die Schauer, die diesen Priesterwinkel erfüllen, zu erhöhen. Unwillkürlich vergegenwärtigte ich es mir, wie an gewissen Tagen die Gläubigen des ganzen Landes hier zusammen strömten, auf öden Wegen zwischen Sümpfen und Morästen oder von den Inseln kommend, zwischen den Klippen daher steuernd auf ihren Kähnen mit den Segeln von Ziegenfellen, wie die Priester mit dem Eichenkranze im Haar auf den Dolmen stehend ihre mystischen Formeln oder die Priesterinnen die Zukunft verkündeten, wie sich das Opfer auf dem Steine wand und das Blut in die Höhle träufelte. Gewiß fand sich in den ersten Jahrhunderten so mancher getaufte Christ, der sich vom alten Glauben nicht trennen konnte und hinter dem Rücken des Apostels hieher schlich, um seine alten Götter zu begrüßen. Es nützte nichts, daß man gewaltige Menhire sprengte, die Dolmen umstürzte, das Volk blieb mit seinem Glauben an diesen Steinen hangen und wähnt ihre Schatten und Höhlen noch heute, wenn auch nicht von Göttern, so doch von Geistern, und zwar von guten Geistern bewohnt. Die Feen oder Groans sind nichts Anderes als die alten Druidessen, die Pythien Galliens, welche fast göttlicher Ehre genoßen.

Von Lochmariacaer segelten wir westwärts in einen langen schmalen Golf hinein. Die Küste rechts war öde und steinig, während sich das südliche Ufer immer mehr und mehr mit Vegetation bekleidete und sich endlich in einen reizenden Park verwandelte, aus dessen Hintergrunde ein freundliches Herrenhaus blickte. Bald nahm der ganze Golf einen gemüthlichen und durchaus malerischen Charakter an und wurde ganz prächtig, als das vielumbuschte Aurey mit seinem kleinen Hafen, mit seinen Küstenfahrern, seiner Flußmündung und seinen über Berg und Thal auf und nieder steigenden Häusern auftauchte. Eine freundliche Herberge nahm uns auf, und bald fand sich auch ein gebildeter Führer, der uns auf das Schlachtfeld von Aurey begleitete.

Die kleine, ganz gemüthlich blickende Ebene, die von

mancherlei Buschwerk besetzt und in der Mitte von einem bescheidenen Bach durchflossen ist, hat in der bretonischen Geschichte beinahe dieselbe Wichtigkeit wie die Ebene von Bosworth in der englischen. Die Schlacht von Aurey, die im Jahr 1364 geschlagen wurde, entschied den langen Krieg zwischen den Häusern Blois und Montfort und sicherte dem letzteren, das England befreundet war, die Succession und damit dem Feinde Frankreichs jenen Einfluß, den er während der langen Kriege des vierzehnten Jahrhunderts zum Ruin Frankreichs so trefflich zu benutzen verstand.

Die Schlacht ist neben ihrer allgemeinen Wichtigkeit noch wegen vieler Einzelnheiten interessant. Es ist ein ächter mittelalterlicher Kampf, nur daß er im Ganzen mehr Beispiele der Treue und Ritterlichkeit bietet, als man den ritterlichen Zeiten gewöhnlich zuschreibt. Auch vereinigte er auf kleinem Raum die größten Helden, welche damals beide Nationen aufzuweisen hatten: auf Seiten Blois' und der Franzosen zuerst den überaus frommen Charles de Blois, der am Morgen des Schlachttages drei Messen hörte, das Abendmahl nahm und noch im letzten Augenblick, immer seinen Beichtvater mit sich führend, wenige Schritte von der feindlichen Front beichtete; dann Bertrand du Guesclin, Beaumanoir, Rohan, Rochefort, Dinan u. a. Beaumanoir war noch Tags vorher der Gefangene Montforts gewesen und hatte von diesem die Erlaubniß erhalten, in den Reihen seiner Feinde gegen ihn zu kämpfen und zu fallen. Auf Seiten der Engländer: der junge Montfort, Chandos, der große Vorläufer Talbots, und Clisson, der später im französischen Dienste so berühmt gewordene Connetable.

Die Armee Montforts und der Engländer war an Zahl die schwächere, aber sie nahm die bessere Stellung ein und ließ Charles de Blois über den Fluß kommen und trennte ihn von seinen Reserven, die ihm im Augenblick der Niederlage nicht zu Hülfe kommen konnten. Umsonst hatte ihm Bertrand du Guesclin den Uebergang über den Fluß und den Angriff widerrathen. Karl

hielt sich in seiner Seele für verpflichtet, den Kampf zu beginnen und seinen Gegner mit eigener Hand zu erlegen, weil er es seiner Frau versprochen hatte. In der That glaubte er gleich beim ersten Choc, da er einen Ritter in mit Hermelin bedeckter Rüstung sah, auf Johann v. Montfort zu stoßen; er stürzte auf ihn und spaltete ihm den Schädel. Aber er hatte sich geirrt und seine beste Kraft verschwendet. Bald wurde er von Feinden umringt, vom Pferde gerissen und von einem englischen Soldaten erstochen. Mit dem Ausruf „Domine Deus" stürzte er auf den Leichenhaufen, der sich um ihn gebildet hatte. Du Guesclin, welcher mit Chandos und Clisson persönlich zusammen traf, wurde gefangen genommen, und alle andern bedeutenden Führer der französischen Partei lagen unter den Todten. Die Franzosen verloren den Muth, flohen nach siebenstündigem Kampf und ließen auf dem Schlachtfeld fünftausend Todte. Die Engländer erlitten nur einen kleinen Verlust. Johann v. Montfort ließ den Leichnam seines Gegners aufsuchen und weinte über ihn, wie Cäsar über die Leiche des Pompejus. „Ach, mein Vetter," rief er aus, „durch Eure Hartnäckigkeit habt Ihr viel Leid über die Bretagne gebracht; Gott vergebe es Euch! Ich beklage es sehr, daß Ihr ein so trauriges Ende genommen, und möchte es Gott gefallen, daß Ihr noch im Stande wäret, Euch mit mir zu vertragen." Der Klerus der Bretagne gab sich alle Mühe, Karl von Blois kanonisiren zu lassen, und erzählte viel von den Wundern, die an seinem Grabe geschahen; aber der Papst fand, daß die Bretagne bereits Heilige genug hatte.

Am Tage vor der Schlacht fanden als Vorspiele zwischen den beiden Armeen mehrere Zweikämpfe statt, die später in mehreren Volksballaden besungen wurden. Der interessanteste unter diesen Zweikämpfen war der des Engländers Walter Huet mit dem Ritter v. Kergoet. Der Franzose siegte, indem er seinen Gegner zu Boden warf, gab ihm aber das Pferd zurück, damit er sich dessen in der bevorstehenden Schlacht bediene. Die Schlacht von Aurey hat beim bretonischen Volk eine so fabelhafte Berühmtheit

erlangt, wie die berühmte Schlacht der „Dreißig," die ebenfalls in jener Epoche gekämpft wurde, und wie nur irgend eine berühmte Schlacht, die das Schicksal einer Nation entschied. Die Bretonen finden den großen Tag aufs Bestimmteste in den Prophezeiungen Merlins vorausgesagt.

Die Stadt Aurey besteht aus zwei Theilen, dem neueren und freundlicheren mit Kai, Hafen, Flußmündung und schattigem Gebüsch, und dem älteren auf der Höhe des Berges, dessen Gründung man dem König Artus zuschreibt. Ihr ältestes Gebäude ist wohl die Kirche des heiligen Geistes, gothisch arabischen Styls und wahrscheinlich aus dem dreizehnten Jahrhundert stammend.

Auf der Hochebene, auf der dieses interessante Gebäude steht, weiter wandernd, kamen wir nach ungefähr einer Stunde in ein elendes Dorf, hinter welchem sich auf einem Hügel ein kleiner Menhir erhebt. Er fiel uns vorzugsweise deßhalb auf, weil er, auf seiner Spitze ein Kreuz tragend, mit einer Art von Betschemel zu seinen Füßen, als das Symbol der geistlichen Geschichte dieses Landes erschien. Er deutete uns außerdem an, daß wir uns der Gegend der Menhire näherten, denn wie Lochmariacaer vorzugsweise durch seine Dolmen, so ist Carnac an der Bai von Quiberon besonders durch seine aufrechten Steine berühmt. Bevor wir es erreichten, mußten wir noch viel Heideland durchziehen, welches aber nicht so öde anzuschauen war, wie die uns schon bekannten Heiden. Schöne Tannen- und Fichtenhaine erheben sich aus dem rothen Heidekraut, der Boden ist angenehm gewellt, mäßige Hügel, von Kapellen besetzt, erheben sich, aus der Ferne glänzt das Meer, und grün streckt sich die lange und schmale Halbinsel von Quiberon in die Fluth.

Der erste Anblick von Carnac ist überaus großartig und überraschend. Wie weit man auch gewandert sei, man hat nichts der Art gesehen. Kaum gibt es irgendwo etwas Sonderbareres als diese Reihen formloser Steine, die zum Theil verwittert, mit bemoosten Häuptern, wie ein versteinertes Riesenheer vor Carnac

dastehen und aussehen, als ob sie vorwärts rücken wollten. Die Stille rings umher, die Einsamkeit, die dunkle Heide, von der sich die grauen Steine scharf abheben, Alles trägt dazu bei, den Eindruck zu erhöhen, und man stutzt einen Augenblick, ehe man es wagt, sich in die Gesellschaft dieser Zeugen uralter Zeiten zu begeben. Näher tretend, erstaunt man noch mehr über die Regelmäßigkeit in der Aufstellung der aufrechten Steine. Ihre Zahl beläuft sich auf mehr als zwölfhundert, welche von Südost nach Nordwest in einer Länge von mehr als 2000, und in einer Breite von 150 Fuß in gerader Linie und in eilf Reihen neben einander hinlaufen.

Am nordwestlichen Eingang in die Reihen befindet sich ein Halbkreis, der aus achtzehn großen Steinen besteht, und wie auf seiner Basis mit seinen äußersten Enden auf der ersten und eilften Reihe ruht. Die Steine, die fast alle auf dem dünneren Ende stehen, sind von verschiedener Höhe, schwanken zwischen zwanzig und fünf Fuß und haben zum größten Theil eine länglichte Form. Doch liegen auch hie und da ungeheure Blöcke, die man nicht Menhire oder lange Steine nennen kann.

Noch im vorigen Jahrhundert belief sich die Zahl der Menhire von Carnac auf mehr als viertausend; die verschwundenen wurden meist zu neuen Bauten verwendet. Jetzt hat die Regierung dafür gesorgt, daß diese Monumente für die Zukunft gesichert sind. Wie großartig muß der Anblick dieses vollständigen Todtenfeldes gewesen sein! Denn daß wir hier nichts Anderes vor uns haben, als einen altceltischen père Lachaise, scheint heute außer Zweifel, obwohl verschiedene Alterthumsforscher Verschiedenes daraus machen wollten. Der eine, gestützt auf die Tradition, welche die Steine von Carnac das Lager Cäsars nennt, behauptet allen Ernstes, diese Riesensteine haben keinen andern Zweck gehabt, als die Zelte römischer Soldaten zu tragen. Ein anderer — und wieder ist es der arme Herr von Penhouet — stützt sich auf den Namen „Carnac," der ihn an das ägyptische Dorf gleiches Namens erinnert, findet, daß die Steine hier

eben so aufgestellt seien, wie die Sphinxe in Theben, und zieht daraus den Schluß, daß es Aegypter waren, welche diese Monumente aufstellten, ja sogar, daß die Bretonen von den Aegyptern abstammen. Ein dritter Archäolog gibt zwar zu, daß diese Monumente celtischen Ursprungs sind, bringt sie aber mit dem Zodiakus in Verbindung und behauptet, daß die eilf Steinreihen die eilf Sternbilder darstellen, und daß die Celten eben nur eilf Zodiakalzeichen gekannt haben.

Was soll der Lärm? Hundert berühmte und unberühmte Volkslieder der Celten des Kontinents und der Inseln sprechen von langen Steinen, die man über Gräbern aufgerichtet hat, oder von bereits aufgerichteten Blöcken, unter denen man den Todten begrub. So spricht Ossian in seinem Gesange über Fingal: „Wenn Fingal auf dem Schlachtfelde gewüthet, lege mich unter irgend einen denkwürdigen Stein, der künftigen Zeiten von meinem Ruhme spreche." — Im Gesang Kathula: „Kathula erhebe mein Grab auf diesem grünen Hügel, stelle mir zu Häupten diesen grauen Stein." — Im Gesang Tighmora: „Siehst du jenen Stein, der mitten im Grase sein graues Haupt erhebt? Dort liegt ein Fürst vom Stamme Diar-Mud." — In Kathluinna: „Da stehen wir an den Gräbern; aber wo sind die Steine, welche die Ruhestätte unserer Freunde bezeichnen? Erhebet eure Häupter, graue und bemooste Steine, erhebet eure Häupter und sagt uns an, wessen Gedächtniß ihr bewahrt."

Solche Stellen kann man in Ossian und in vielen andern Volksliedern finden. In Carnac haben sich außerdem noch Namen und Traditionen erhalten, welche die Ansicht, daß die Menhire Grabmonumente sind, unterstützen. So heißt ein Theil des dortigen Steinfeldes „Menek," was so viel sagen will als „Gedächtniß oder Andenken," und ein anderer Theil führt den Namen Kerwarn oder Todesplatz. In Cornwallis findet sich ein dem Felde von Carnac ganz ähnliches Gefilde, und die Einwohner geben ihm ähnliche Namen und knüpfen ähnliche Traditionen von daselbst begrabenen Kriegern daran. Ich glaube, dieses Alles

zusammen genommen reicht hin, die ursprüngliche Bestimmung der Menhire zu bezeugen; doch soll damit nicht gesagt sein, daß sämmtliche Menhire Grabmonumente waren. Die höchsten und kolossalsten unter ihnen, besonders wo sie in kleinerer Anzahl beisammen sind, scheinen eine andere Bestimmung gehabt zu haben. Man nimmt an, daß diese gewisse Götter vorstellten und daß die Dolmen, die sich meist neben den kolossalen Menhiren finden, die Altäre waren, auf denen diesen Göttern geopfert wurde. Dieß mag vorzugsweise von den Menhiren in Lochmariacaer gelten.

Der Flecken, der dem Steinfelde eine so große Berühmtheit verdankt, hat an sich nichts Merkwürdiges, doch sieht er etwas solider aus als andere Dörfer seines Ranges, da er zum größten Theil ohne Rücksicht auf die Archäologie aus Druidensteinen erbaut ist. So konnte auch die Pfarrkirche größer und schöner werden als andere ihres Gleichen, abgesehen von den großen Einkünften, die sie ihrem Heiligen verdankt, welcher, ein ausgezeichneter Veterinär, alle Viehkrankheiten heilt und deßhalb von allen Bauern der halben Bretagne besucht wird. Er hat auch einen Aushängeschild über seiner Thüre, und dieses besteht aus zwei gefunden, in den Stein gehauenen Ochsen. Carnac hat nie ein besseres Jahr, als wenn das Land von einer Viehseuche heimgesucht wird. Man versicherte uns, daß die Pilger manchmal das kranke Vieh mit hieher bringen und es während des Gebetes dem Heiligen in der Kirche selbst vorstellen.

Zurück nach Aurey und weiter nach Norden. Hie und da ein hübsches Herrenhaus mit Garten und Park, etwas angebautes Land rings umher, dann wieder Heide, Heide, Heide. In der Entfernung manchmal ein elendes Dorf, denn die bretonischen Bauern wohnen nicht gern an der Landstraße und haben eine solche Abneigung vor der Berührung der Welt, daß sie da, wo ihnen die Regierung einen Weg an der Thüre vorüber führt, diese Thür vermauern und rückwärts eine andere durchbrechen, also ihr Haus gewissermaßen der Landstraße den Rücken zukehren

lassen. Dieser eine Zug charakterisirt wohl genug den bretonischen Volksstamm und erklärt seine eherne Stabilität. Auf einer der Heiden erhob sich plötzlich mitten aus den rothen Kräutern eine Gruppe von Bettelkindern vor uns; sie boten Blumen an und sangen einige Lieder, deren Melodie, obwohl nur aus wenigen Noten bestehend, unendlich traurig war.

Vor Landevant machten wir die Bekanntschaft eines hübschen und wohlkonservirten Dolmen, wollen uns aber mit der Beschreibung desselben nicht weiter aufhalten und nun ein= für allemal von den Druidensteinen Abschied nehmen. Nur wo uns irgend ein besonders merkwürdiger aufstößt, werde seiner erwähnt.

Vor Hennebont wurde die Landstraße sehr lebendig. Es war Markt, und die Landleute strömten in die Stadt. Hunderte von Weibern ritten auf kleinen Pferden, manchmal zu Zweien und immer rittlings zu Pferde sitzend; die Männer gingen meist zu Fuß, kleine bretonische Kühe, die die berühmte Butter geben, vor sich her treibend. Unter den Männern bemerkten wir manche schöne Gestalt, manches schöne Gesicht; die Weiber, vorzugsweise die älteren, waren sämmtlich scheußlich; doch gab ihre sonderbare Tracht, so wie die bunte, der slowakischen ähnliche der Männer dem Getümmel auf der Straße wie auf dem Markte etwas sehr Malerisches. Vor den Häusern Hennebonts saßen sie in Kreisen beisammen und tranken Cider, das altnationale Getränk der Bretonen. Wie sehr sie diesen Apfelmost auch lieben, so würden sie sich heutzutage in dieser Beziehung doch gern entnationalisiren und denselben mit französischem Wein vertauschen; aber dazu fehlt es an Geld.

Der bretonische Bauer ist meist sehr arm; nur selten bringt er es dazu, ein Eigenthum zu erwerben; er ist nur Pächter und hängt von seinem Gutsherrn ab. Diesen Zustand verdankt er seinem Benehmen zur Zeit der Revolution; er hat verblendet Alles gethan, um die alten, ihm ungünstigen Verhältnisse aufrecht zu erhalten, und der nationale Adel, der ihm gegenüber ungefähr dieselbe Stellung einnahm wie der schottische in seinem

Clan, unterstützt ihn natürlich in seinem Streben. Die alten celtischen Clanstraditionen sind es vorzugsweise, was die Chouanerie erklärt. Die Bauern, von ihren La Rochejacqueleins angeführt, wollten nichts von den Wohlthaten wissen, welche ihnen Constituante und Legislative zudachten; sie erwarteten Alles vom König ihrer Adeligen, und als dieser zurückkam, fühlte er sich durch die Dankbarkeit, die er den Chouans schuldete, so schrecklich genirt, daß er zu einer Reise in die Bretagne, die er doch versprochen hatte, nicht zu bewegen war, und die bretonischen Adeligen an seinem Hofe hatten auch kein besonderes Interesse, den doch immer etwas liberalen Ludwig in ihrem Lande zu begrüßen. So blieb Alles beim Alten, und so kommt es, daß der bretonische Bauer heute zwar noch mit Stolz von der Treue seiner Väter und den Thaten der Chouans erzählt, selber aber nicht die geringste Lust verspürt, dieselbe Rolle zu übernehmen.

Hennebont liegt sehr schön am Abhang und am Fuße eines grünen mit schönem Baumschlag gekrönten Hügels, welchen der hier schon breite Fluß Blavet bespült. Die Ueberreste seiner alten starken Befestigungen, eine Mauer mit Machicoulis, die Ruinen eines Kastells mit gothischem Thore und zwei starken Thürmen, außerdem mehrere gothische Häuser im Innern der Stadt geben ihr Charakter und zeugen von einer schönen Vergangenheit.

Hennebont hielt in dem Erbstreite zwischen Blois und Montfort mehrere Belagerungen aus, von denen jede sich durch irgend eine Sonderbarkeit auszeichnet. Während der ersten vertheidigte sie Olivier de Spinnefort für Karl de Blois, während sie sein Bruder Heinrich de Spinnefort für Montfort belagerte. Es gelang dem jüngeren Bruder, den älteren aus der Stadt zu locken, ihn zum Gefangenen zu machen und ihn endlich zur gutwilligen Uebergabe der Stadt zu bewegen. Nun Montfort angehörig, wurde sie bald darauf von Blois und den Franzosen belagert, und bei dieser Gelegenheit erwarb sich Johanna, die Mutter des jungen Montfort, jenen großen Ruhm, der ihre Zeit erfüllte, heute noch in sehr schönen Volksliedern fortlebt und ihr den

Beinamen „Hanne die Flamme" verschaffte. Furchtbar bedrängt, nach wochenlanger Belagerung, umgeben von einer bereits verzagten Besatzung, stürzte sich Johanna, nur von wenigen Getreuen begleitet — so wenigstens erzählt das Volkslied — in das Lager der Franzosen, das sie in Flammen setzte und gänzlich vernichtete. „Und der Wind verbreitete die Brunst und erhellte die schwarze Nacht. Und die Zelte waren verbrannt, und die Franzosen waren gebraten, und dreitausend waren zu Asche verbrannt, und es entwischten nur hundert." — „Am andern Morgen saß Hanna die Flamme am Fenster, und sie lächelte, wie sie ihre Blicke übers Land streichen ließ, und wie sie das zerstörte Lager sah und den Rauch, der sich aus dem Aschenhaufen erhob, da lächelte Hanna die Flamme wieder und sagte: Welch schöner Dünger, o mein Gott! mein Gott, welch schöner Dünger. Für Ein Korn werden wir zehne haben! Ganz wahr sagten die Alten: Nichts macht das Korn so trefflich wachsen, als Knochen der Franzosen, zermalmte Knochen der Franzosen."

Die dritte Belagerung, welche die Stadt wieder den Montforts entriß und Blois überantwortete, ist dadurch ausgezeichnet, daß sie der große Connetable Bertrand du Guesclin in Person leitete und dabei die ungeheuersten Katapulten zur Erschütterung der Stadtmauern anwendete. Er nahm die Stadt, schonte die Eingeborenen, machte aber die ganze englische Besatzung nieder, mit Ausnahme zweier reicher Offiziere, die ihre Freiheit theuer bezahlen mußten.

Aus der alten Stadt Hennebont wanderten wir in weniger denn zwei Stunden in die neue Stadt Lorient, eine der neuesten Frankreichs. Noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts war sie ein elendes Dorf und wurde als solches der unglückseligen indischen Kompagnie geschenkt, welche es dahin brachte, daß ihr Schützling in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts schon eine hübsche Stadt war, die schon fortblühen konnte, als die Kompagnie selbst zu Grunde ging. Sie bildete ein hübsches Stück der Erbschaft, welches Ludwig XV. von der Kompagnie überkam.

Man sieht es ihr an, daß sie nicht entstanden, sondern künstlich geschaffen worden, und alle die Leute, die Mannheimer und Karlsruher Styl lieben, werden Lorient eine der schönsten Städte Frankreichs nennen. Uns, die wir nicht für die geraden Linien sind, behagte es vorzüglich in der Vorstadt Kerentreich, die von einer wahrhaft südlichen Vegetation umhüllt ist. Auch hat sie eine schöne Kettenbrücke über den Scorf, welche eine projektirte großartige Granitbrücke ersetzt. Schon war Alles zu dem Bau vorbereitet, schon waren die Granitblöcke geschnitten und Hunderttausende ausgegeben, als die Besorgniß erwachte, daß die Wasser, sich an den Pfeilern brechend und den Fluß auswühlend, den Hafen versanden würden, und man gab alle Vorbereitungen auf und nahm zu der neuen Erfindung der Kettenbrücken seine Zuflucht.

Der große und sichere Hafen ist von prachtvollen Gebäuden und Dämmen umgeben und kann ganze Flotten mit Sicherheit beherbergen. Die Bauplätze an der Rhede sind so ausgedehnt, daß daselbst dreißig große Kriegsschiffe auf einmal gebaut werden können. Schöne, üppige, parkähnliche Spaziergänge umhüllen und beschatten diese großartigen Anlagen. In ihren dunkeln Gängen begegnet man den wachhabenden Marineinvaliden und neben ihnen — ein schöner Kontrast — den jungen Zöglingen der Marineschule mit ihren lebhaften, intelligenten Gesichtern, die sich so vortheilhaft vor den Zöglingen der Landarmeeschulen auszeichnen. Dort erhebt sich auch der Signalthurm, der zugleich als Leuchtthurm und Observatorium dient. Auf dem Marktplatz steht als aufmunterndes Beispiel für die Marineschüler die Statue des braven Seelieutenants Bisson, welcher sich lieber in die Luft sprengte, als daß er sich dem überlegenen Feinde übergeben hätte. Das Monument ist von Gatteaux und erhebt sich, in Bronze gegossen, über einer acht Meter hohen Granitsäule. Auf dem Hôtel de Ville interessirte uns der Saal, in welchem die Ehen geschlossen werden; er hat ganz die Form eines römischen Prätoriums.

Auf einem Kahne fuhren wir schräg über die Mündung des Blavet nach der festen Seestadt Port Louis, welche gewissermaßen noch zu Lorient gehört; die zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts noch ein armes Dorf war und unter der Republik Port Liberté hieß. Wie jung diese Stadt auch ist, hatte sie doch schon eigenthümliche Schicksale. Zu den eigenthümlichsten gehört es wohl, daß sie eine Zeit lang den Spaniern gehörte, denen sie vom Herzog von Mercoeur, dem Anführer der Liguers und Prätendenten der Bretagne, für geleistete Hülfe überlassen worden. Erst durch den Vertrag von Vervins kam sie in Heinrichs IV. Gewalt, welchem die unpatriotische Handlung des Herzogs die Eroberung der Bretagne nicht wenig erleichterte. Vor der kleinen und schlecht gebauten Stadt, unter dem Wasserspiegel, lauern heimtückische Klippen, welche dem fremden Schiffer den Hafen unnahbar und heimische Lootsen unentbehrlich machen. Dieser Umstand hat Port Louis schon mehrmals vor den Engländern geschützt, selbst wenn sie das besser befestigte und höher hinauf liegende Lorient angriffen. Von den Mauern der Stadt hat man eine prächtige Aussicht auf den weiten Ozean, auf die Inseln Groix und Belle-Isle.

Lorient und Port Louis sind französische Kolonien. Die indische Kompagnie hat daselbst französische Kaufleute und Commis, die französische Regierung Beamte aus dem Osten angesiedelt; nur in den Vorstädten und an Markttagen wird hie und da celtisch gesprochen. Das Land rings umher ist ganz celtisch, rein bretonisch; in vielen Dörfern findet man kaum ein Individuum, das französisch spricht, und wenn der Bretone Frankreich oder Franzose sagt, so hat das noch eine ganz andere Bedeutung als bei den Landleuten der Cevennen; ihm sind die beiden Ausdrücke gleich bedeutend mit „Ausland" und „Fremder." Das hat seinen Grund im furchtbar starren Nationalcharakter der Bretonen, in der Unbeweglichkeit, die diesem Volksstamme eigenthümlich ist, und die durch Jahrhunderte allen fremden anstrebenden Elementen widerstehen konnte, ohne die geringste

Veränderung zu zeigen. Will man doch selbst in den bedeutendsten Männern des Landes, wie Chateaubriand, Lamennais u. a., die doch die ganze Bildung Frankreichs in sich aufgenommen haben, etwas spezifisch Bretonisches bemerken. Die Bretonen sind ein Block Granit, an welchem die französischen Wellen vergebens nagen und noch lange vergebens nagen werden.

Was der Französirung dieses Volksstammes besonders im Wege steht, ist die im Westen Europa's beispiellose Bedürfnißlosigkeit, welche ihn nicht zwingt, sich dem Fremden zu nähern, von ihm zu kaufen oder sich überhaupt mit der Welt zu mischen. Der Enkel lebt wie der Urahn, er hat dieselben Sitten, dieselben Anschauungen, dieselben Bedürfnisse und dasselbe Feld, das ihm Stroh für Dach, Lager und Vieh, Nahrung und Leinenkleider liefert. Was hat er also jenseits seines Hofraums und seiner Feldmarke zu suchen? Wenn ihn die Konskription zwingt, Jahre lang in der Fremde zu verweilen, stirbt er entweder am Heimweh, oder wenn er glücklich heimkehrt, gibt er sich alle Mühe, so schnell als möglich das wenige Französisch wieder zu vergessen und aufs Neue ein guter Bretone zu werden.

Die Revolution hat es gezeigt, wie ferne diese Celten den Neugalliern stehen. Das Lied, das sie damals als eine Art Anti-Marseillaise sangen, athmet noch größeren Haß der Franzosen, als das bereits angeführte, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende Volkslied. Die Marseillaise, der es entgegengesetzt wurde, ist ein Wiegenlied, mit diesem wuthschnaubenden Gesange verglichen. Er ist unter dem Namen „das Lied von den Blauen" bekannt; so hießen den Bretonen die blau uniformirten Republikaner.

III.

Finistère. — Klima, Charakter des Landes und der Einwohner. — Die Bauern. — Die Bretagne und Frankreich. — Aberglauben. — Quimperlé, der heilige Graal und seine Kirche. — Das Grab des Chouansführers. — Volksdichter, Herr von Villemarqué. — Pontaven. — Nuztéfan und eine Volksballade. — Der Wald Lusu. — Der zitternde Stein. — Festung Concarneau und eine Geschichte aus dem Kriege der Ligue. — Quimper. — Corantin. — Die Kathedrale. — König Gradlon. — St. Mathieu. — Ruinen in der Umgegend.

Auf der breiten, schön beschatteten Landstraße, die aus der neuen Stadt Lorient in die uralte und sagenhafte Stadt Quimperlé führt, zogen wir in das in vieler Beziehung interessanteste Departement Frankreichs, in das Land Finistère, ein. Als im westlichsten Theil Frankreichs gelegen, haben sich darin celtische Sprache, Sitte, Sage und Lied am Reinsten erhalten. Als Halbinsel, wo die letzten Ausläufer der schwarzen Berge oft bis an den Rand des Meeres vordringen und bis an dreihundert Bäche dem Vater in den Schooß senden; als äußerste granitene Brustwehr gegen den Ozean und dessen bis von dem Golf von Mexiko heranstürmenden Strömungen; mit großartigen, bald wilden, bald lieblichen Küsten, mit vier großen Meerbusen, eilf größeren Buchten stolzirend, ist dieses Departement zugleich auch eines der malerischsten des großen Reiches. Die Vegetation trägt auch das Ihre dazu bei. Die Nähe des Meeres läßt keinen raschen oder schädlichen Uebergang der Temperatur zu, sänftigt überall das Klima, so daß der Feigenbaum im Freien gedeiht, hie und da Aloen blühen, die Tamariske ihre Schwestern aus dem südlichen Frankreich an stattlichem Wuchse beschämt und die Ufer

der großen und kleinen Buchten oft so südlich warm anzuschauen sind, wie manche Bucht Italiens oder Griechenlands.

Geschichte und Natur wurden noch durch die Kunst bereichert, denn kaum mag es in Mitteleuropa eine Landstrecke von dieser geringen Ausdehnung geben, die sich, in Bezug auf Reichthum an größeren und kleineren Kunstbauwerken des Mittelalters, mit dem Departement de Finistère messen könnte. Nicht nur die großen Städte besitzen ihre Kathedralen, auch kleinere Flecken, vergessene Dörfer prangen mit den herrlichsten gothischen Kirchen: Kathedralen in kleinem Maßstabe, deren schlanke und luftige Thürme in ihrer Art so schön, leicht und durchsichtig sind, wie die Thürme der berühmtesten Münster, und überall, wohin der Blick sich wendet, aus der Tiefe eines Thalgrundes, an einem Waldsaume, mitten aus den ärmlichsten Hütten prächtig emporsteigen. Ja, manchmal steht solch ein wunderbares Kirchlein mitten in der Wildniß; das Dorf ist verschwunden, die Heide treibt die rothe Erika an einst bewohnten Stätten; aber das Kirchlein mit seinem Thurm oder Thürmchen steht einsam, sich selbst genug, in sich selbst befriedigt, in unvergänglicher Pracht. Von dem Kirchhofe, der es einst umgeben, blieb nur noch ein bemoostes, nun von Heidekraut bedecktes Kreuz, eine gestürzte Säule, ein verstümmelter Heiliger, hie und da aber auch irgend ein großes Mausoleum von Säulen getragen, von Skulpturen bedeckt, von Wappen und Trophäen überragt; das Grab irgend eines Häuptlings, der die Gegend beherrschte.

Aber mit den Kunstwerken, der Sprache und den Sitten haben sich in dieser merkwürdigen Halbinsel, wie in einer Rumpelkammer der Bretagne, alle alten Mißstände und Fehler der Bretonen am Dauerhaftesten erhalten. Dem Schmutze der Bauern in Finistère sieht man es an, daß er unsterblich ist und aus Urzeiten stammt. Das mußten wir schon auf dem Wege nach Quimperlé erfahren, als wir in einem Dorfe Halt machten und in einen der Höfe traten. Das Hauptgebäude besteht aus einem elenden Strohdache, noch elendern, aus Erde und rohen Steinen

ausgeführten Mauern, in die eine niedrige Thüre führt und ein ganz kleines, nahe dem Dache angebrachtes Loch, anstatt eines Fensters, das Licht einläßt. Der ganze innere Raum ist nur durch eine niedrige, meist aus Ruthen geflochtene Zwischenwand in zwei Theile getrennt, deren einer vom Vieh bewohnt ist, während sich im andern vor Schmutz braune und schwarze Gestalten menschlicher Bildung umhertreiben. Die Decke ist von Rauch geschwärzt, der immer wie dichte Gewitterwolken über den Häuptern der Bewohner lagert. Der Boden ist kein anderer als das heilige Erdreich, voll von Löchern, in denen sich die aus dem Stalle kommenden, nichts weniger als süß duftenden Flüssigkeiten sammeln, und in welchen ein Kind mit Leichtigkeit ertrinken kann. Rechts und links vom Kamin stehen zwei große Wandschränke ohne Thüren, die durch Bretter in viele Fächer getheilt sind. Diese Fächer, mit Stroh angefüllt, sind die Betten der Familie und der Knechte; das sonstige Ameublement besteht aus einem oder aus zwei Bänken, die als Sitze und bei Mahlzeiten als Tische dienen. Mit diesem ganzen Hauswesen stimmt die Sitte, sich niemals, auch an höchsten Feiertagen nicht, zu waschen, ganz harmonisch überein. In diesen schmutzigen Behausungen ist der schmutzige Bretone sehr gastfrei und immer bereit, von seinem Vorrathe mitzutheilen, besonders wenn ihn der Fremde, der bei ihm einkehrt, in seiner eigenen Sprache anzusprechen im Stande ist. Aber wer vermöchte es in dieser Umgebung, in dieser Atmosphäre, den von sordider Hand gereichten Bissen anzunehmen? Aller Hunger, aller Appetit ist hin, bevor man noch die Schwelle des bretonischen Bauern überschritten hat; denn schon vor dem Hause dehnt sich ein Meer von Unrath, welches das Haus unnahbar macht und das der neugierige Reisende aus Pflichtgefühl nur Einmal durchwatet.

Was den Charakter des Bretonen betrifft, so ist er bei Weitem nicht so wild, wie er in den französischen Städten geschildert wird. Wir fanden ihn scheu, aber arglos, manchmal sogar sehr freundlich und mittheilsam, wenn wir ihn in seiner Sprache

anredeten, und wir mußten über die Freunde in Nantes lächeln, die uns angerathen hatten, uns mit Vertheidigungswaffen zu versehen, als ob wir die Abruzzen hätten besuchen wollen. Die Sache ist die, daß die Bretonen den Franzosen nicht lieben, und daß dieser, der sich dergleichen unangenehme Wahrheiten nicht gerne zugesteht, und der noch weniger gerne in einen fremden Volkscharakter eindringt, den bretonischen vollkommen mißdeutet. Uns war es zum voraus schwer, an die Rohheit und absolute Barbarei des Volkes von Finistère zu glauben, da wir wußten, daß die bretonische Poesie und die zahlreichen celtischen Barden, die sich durch so viele Jahrhunderte in ununterbrochener Reihe folgen, besonders in diesem Landstriche zu Hause waren. Wir wußten, daß hier noch heute das Volk dichte und singe, wir kannten die neuesten schönen Hervorbringungen der bretonischen Volkspoesie, und wir begriffen, warum sich alle anderen Provinzen Frankreichs, deren Kehlen und Seelen verstummt sind, von der bretonischen abgestoßen fühlen und sie, die noch einen Rest von ursprünglicher Poesie besitzt, für rein barbarisch erklären. Freilich — um ganz wahr zu sein — scheint sich heutzutage die Poesie größtentheils in Aberglauben aufzulösen, und daran mögen die modernen Druiden Schuld sein. Ueberall gibt es gefährliche Kreuzwege, wo sich Teufel, Wiesen, wo sich Elfen versammeln; Sümpfe voll todter Seelen und verdächtiger Irrlichter, Hexen, Wundersteine, Wunderquellen, Wunderdoktoren, Todesanzeichen und der ganze Apparat von Blend- und Zauberwerken, wie ihn kaum drei andere Nationen zusammengenommen in ihren Wunderarsenalen aufhäufen. Man könnte über die moderne Mythologie der Bretonen ganze Bücher schreiben. Emil Souvestre's Leben hat nicht ausgereicht, diesen Gegenstand zu erschöpfen, und die vielen Lokalschriftsteller, die seit einem halben Jahrhundert an dieser Fundgrube arbeiten, entdecken immer neue Gänge, in die sie sich noch einmal für ein Jahrhundert vertiefen können.

Einen schönen blüthenvollen Abhang niedersteigend, zogen wir

in eine der Hauptstädte bretonischer Traditionen ein; Quimperlé macht es schon durch seine Lage begreiflich, warum sich bereits im grauen Alterthum geheimnißvolle Götterverehrungen dahin zurückzogen und warum es noch das Mittelalter liebte, mystische Weihen und Verbrüderungen in seinen Schooß zu verlegen. Die Stadt ist am Zusammenflusse stille dahin wandelnder, in tiefen Betten kaum leise lispelnder Flüsse, der Ellé und der Isole, wie auf einer Insel gelegen, dazu rings umher von hohen Bergen umgeben, die sich, dicht bebuscht, im Hintergrunde fest an einander schließen, und so kann man sich leicht vorstellen, wie sich, als jene Berge noch von Urwäldern bedeckt waren, Druiden hier versammelten und wie sich das spätere Mittelalter den Montsalvatsch, den geheimnißvollen Aufbewahrungsort des heil. Graals und seiner Pfleger, in einem solchen versteckten Erdwinkel denken mochte. Denn Quimperlé ist es, wo sich nach der Sage der Bretonen, die sich gerne mit den Britannen identifiziren und deren Sagen adoptiren, eine der Hauptkirchen des heil. Graals befand und noch befindet.

Nach dieser Kirche führte über die schönen Quais und durch ihre üppigen Alleen unser erster Weg. Das alte, etwas düstere Gebäude mit seinen Rundbogenfenstern hat nichts Großartiges an sich, es athmet etwas vom ersten, einfachen, andächtigen Christenthum, wie wir es uns mit Recht oder Unrecht vorstellen. Von jener äußeren Pracht, von jenem Zauberwesen, das in allen Gedichten des Mittelalters, die sich an die Graalssage anschließen, so wunderbar phantastisch und Gemüth bewegend lebt und webt, hat sie nichts an sich. Sie erinnert eher an die ersten Kirchenväter und an die Heiligen der Thebaïde, als an die vollkommenen und glänzenden Abenteurer, wie Titurell, Parcival und Lohengrin. Doch regte es uns eigenthümlich an, auf einer Erdscholle zu stehen, welche durch die goldenen Fäden der Volkssage und der begeisterungsreichen Poesie mit unserem Vaterlande, mit den Arabern Spaniens, mit dem fabelhaften Priester Johannes, mit dem fernen Indien, beinahe mit der ganzen alten Welt verbunden ist.

Andere verfallene Kirchen und Klöster, deren Ruin das Volk gerne, aber mit Unrecht, der Revolution zuschreibt, waren, trotz manch schönen gothischen Ueberrestes, nicht im Stande, uns lange in der Stadt zurückzuhalten, die dem Fremden durch ihre Unsauberkeit und durch den Lärm, den die Einwohner mit ihren gewaltigen Holzschuhen auf dem Steinpflaster vollführen, bald zuwider wird. Die Unsauberkeit ist die bereits viel gerühmte, der Lärm war uns etwas Neues. Quimperlé ist der Hauptfabrikort für jene Fußbekleidung, welche den Schritt einer zarten Jungfrau drei Gassen weit hörbar macht.

Wir flüchteten uns vor dieser ohrenzerreißenden Musik zuerst auf die grünen Berge, von denen aus man die reizendste Aussicht auf die üppig bewachsene Umgegend, auf Gärten und Alleen, auf die im Thal und auf dem Berge gelegene Stadt und auf den Vereinigungspunkt der beiden Flüsse genießt. Dieser schöne Punkt ist es, welcher der Stadt ihren Namen gibt; den Kymperlé ist nur eine Zusammenziehung aus kymper und ellé, was im Celtischen so viel bedeutet als: Vereinigung der Ellé. Unser Gastfreund, Herr de la Villamarqué, der bekannte verdienstvolle Sammler bretonischer Volkslieder, machte unsern Führer durch die Stadt und die malerische, in reicher Vegetation stehende Umgegend. Er zeigte uns unter andern eine zu einem Herrenhause gehörige Kapelle mit Holzskulpturen aus der Renaissancezeit, welche sonderbarer Weise ein Gemisch von christlichen Heiligen und altheidnischen Göttern darstellt. In derselben Kapelle befindet sich das Grab eines Chouansführers. Der Grabschrift, welche Namen und Thaten des Verewigten enthält, ist ein höfliches „Un De profundis s'il vous plait" hinzugefügt. Wir mußten über diese höfliche Bitte des Todten lächeln, haben aber seitdem das s. v. p. auf vielen Leichensteinen wieder gefunden.

Die Umgegend Quimperlé's ist noch heute die Heimat vieler Volksdichter; aber wir waren nicht so glücklich, auch nur Einen derselben kennen zu lernen. Der Verfasser des Volkslieds:

„Die vergangene Zeit," das viel gesungen wird, war seit mehreren Monaten als Wilddieb in Haft. Herr von Villemarqué, der das Lied in seine ausgezeichnete Sammlung aufgenommen, gibt sich alle Mühe, den gefesselten Dichter zu befreien, was ihm in diesem Augenblick hoffentlich gelungen sein wird. Eine Bäuerin, welche der erwähnten Sammlung das jüngste Kind bretonischer Muse, ein unendlich liebliches Liebeslied, „die Schwalben," geliefert, trafen wir nicht zu Hause. So mußten wir uns mit dem prosaischen Volk begnügen, das wir in sehr großer Anzahl auf dem Viehmarkt versammelt fanden. Es war mehr als prosaisch, ach, es war unendlich schmutzig. Doch fand man unter den Männern überaus schöne Gesichter und Gestalten; bei den Weibern ganz das Gegentheil. Was uns an den Männern mißfiel, waren die ungeheuren Pluderhosen, die so tief als möglich und nur durch einen einzigen Knopf befestigt waren, so daß man jeden Augenblick eine schreckliche Katastrophe, nämlich das gänzliche Sinken derselben, befürchten mußte. Die Bauern selbst scheinen von dieser Furcht beseelt, denn ununterbrochen ziehen sie rechts und links an den haltlosen, um sie nur an die äußersten Gränzen der Anständigkeit zu bannen. Wenn man bedenkt, daß dieses Volk auf diese Weise nun seit zweitausend Jahren die Hälfte seiner Zeit verliert, so begreift man, daß es in Bildung und Gelehrsamkeit nicht weit kommen konnte. Indessen nahmen sie sich doch ganz hübsch aus, wie sie, vom Markte heimkehrend, auf ihren Pferden saßen, jeder sein Weib oder sein Liebchen vor sich im Sattel haltend.

Den Abend verbrachten wir in der liebenswürdigen Familie des Herrn von Villemarqué. Er zeigte uns die ursprünglichste Sammlung seiner Volkslieder, „Barzaz-Breiz," im Manuskript, mit allen Varianten, wie er sie in den verschiedenen Gegenden gefunden, mit Noten und Anmerkungen, die sich auf den Ort der Auffindung oder auf die Person bezogen, die sie ihm mitgetheilt, und wir konnten uns aus dem Charakter des Manuskripts überzeugen, daß es eine leere Erfindung war, eine

unbegründete Vermuthung, die aus Hrn. von Villemarqué eine Art von „Macpherson" machen wollte. In unser Hotel zurückgekehrt, wollten wir das Geschäft des Herrn von Villemarqué fortsetzen, indem wir zwei reiche Bauernmädchen, die sich der Bildung wegen in der Stadt aufhielten und deren Stimmen uns gerühmt wurden, zum Singen bringen wollten. Aber es war nicht möglich, aus diesen bildungssüchtigen Bäuerinnen, trotz allen Bitten und Vorstellungen, auch nur Ein einziges Volkslied hervorzulocken. Umsonst saßen wir mit unsern Taschenbüchern da, ich, um die Worte, mein musikalischer Reisegefährte, um die Noten aufzuzeichnen. Nach langem Bitten stimmte endlich die Eine an, und da kam eine widerliche Arie aus der „Tochter des Regiments" zum Vorschein. Die ländlichen Jungfrauen schämten sich ihrer heimischen Poesie und meinten, wir wollten uns über sie nur lustig machen. So lernten wir die Herkulesarbeiten Arnims, Brentano's, der Brüder Grimm und Villemarqué's würdigen.

Ohne die geringste poetische Ausbeute wanderten wir am frühen Morgen durch eine lachende, aber an Dörfern arme Landschaft weiter nach dem reizenden und ruhevollen Städtchen Pontaven, am Bache Aven, der sich hier plötzlich so ausbreitet, daß er die Fluth bis an die Mauern des Städtchens heran kommen läßt und selbst größere Küstenfahrer bis hieher tragen kann. Dennoch ist er in seiner Kleinheit oberhalb der Stadt bedeutend malerischer. Da windet er sich durch ungeheure Felsblöcke, von denen mehrere sehr pittoreske Mühlen tragen. Der eine dieser Felsen hat die Form eines ungeheuern Schuhs; auch nennt man ihn den „Schuh des Gargantua." Das Märchen vom Riesen Gargantua ist in diesen Gegenden älter als Rabelais' Roman.

Hinter Pontaven bogen wir von der Straße ab, um die Ruinen des Schlosses Rustéfan oder rother Stefan zu besichtigen. Von diesem Schlosse, das Einige der Königin Blanche von Kastilien zuschreiben, ist nicht mehr viel übrig; Wiesen und Fruchtbäume sind bis in sein Innerstes vorgedrungen; nur die vier Mauern des Hauptgebäudes, in der Mitte ein großer Thurm

mit gothischen Verzierungen und an jeder Ecke ein kleines Thürmchen stehen noch aufrecht. Der unterste Saal, ganz zerbröckelt, dient einem benachbarten Bauern als Scheune und Tenne. Man erzählt, daß, als der Hauptthurm zusammen stürzte, die ganze Umgegend so erschüttert wurde, daß die Einwohner des nahen Dorfs Nizon an ein Erdbeben glaubten, und daß die Kirchenglocken zu läuten anfingen. Uns interessirte das Schloß Rustéfan als Schauplatz der schönen Volksballade „Genoveva von Rustéfan," welche von dem Unglück und dem Tode eines in einen jungen Priester verliebten Edelfräuleins in sehr traurigen Worten erzählt.

„Ach, Jannick," ruft sie dem abziehenden Jüngling zu, der hinzieht, um die Weihe zu empfangen, „ach, komm zurück, und ich gebe dir all mein Gut! Jannick, mein Freund, komm zurück, und ich folge dir, wohin du gehst, und ich werde Holzschuhe tragen und mit dir zur Arbeit gehen. Doch hörst du meine Bitte nicht, so bringe mir die letzte Oelung." Und der junge Priester antwortete: „Leider darf ich dir nicht horchen, denn ich bin an Gott gebunden; fest hält mich die Hand des Herrn, und ich muß zur Weihe gehen."

Der Platz vor Rustéfan war ehemals der Tanzplatz des Volks; aber die Tänzer haben sich von da zurückgezogen, als sie einmal um Mitternacht am Thurmfenster die feurigen Augen und das geschorene Haupt eines Priesters sahen, und als sie sich in den großen Saal flüchteten, fanden sie daselbst eine schwarz bedeckte Todtenbahre, von brennenden Kerzen umgeben. Oft um Mitternacht sieht man auch ein schönes Edelfräulein in alter Tracht, wie es um das Schloß wandelt und singt und weint.

Jenseits des Dorfes Nizon erstreckt sich wohl konservirt in ursprünglichster Gestalt und voll von Druidendenkmälern der Wald Lusu, welchen man für den eigentlichsten Schauplatz der Goethe'schen „ersten Walpurgisnacht" halten könnte; denn dieser Wald, — dessen Namen so viel bedeutet wie „Geheimniß oder Zauber" — war die letzte Zufluchtsstätte der Druiden, in welchem

sie, von den christlichen Missionären und ihren Jüngern belagert, allerlei Zauber und Spektakel aufführten, um die Verfolger abzuwehren und ihre Opfer und Gebete in Ruhe ausführen zu können.

Ein interessanter Druidenstein findet sich hart an der Landstraße, in der Nähe des Dorfes Tregunc, denn er wurde in alten Zeiten gebraucht, um Gottesurtheile auszusprechen. Vor ihn wurden die der Untreue angeklagten Frauen geführt, und wenn sie den ungeheuren Felsenblock mit Einer Hand in Bewegung setzen konnten, sprachen sie die Priester frei. Wir hoffen, daß bei den alten Celten dieser Gegend auch nicht eine einzige Frau wegen Untreue verurtheilt worden, denn wir leben der festen Ueberzeugung, daß sich die Weiber schon einige Zeit vor der Hochzeit in das Geheimniß des Steins haben einweihen lassen. Er ist nämlich mit einem vorspringenden Ende auf einen andern, aus dem Boden mit einer Spitze hervorragenden Stein im Gleichgewicht so aufgelegt, daß ihn auch ein Kind, wenn es ihn nur am rechten Flecke faßt, in zitternde Bewegung versetzen kann. Auch heißt der Stein „der zitternde Stein." Das Dorf Tregunc, das diesen harten und doch so nachgiebigen Richter weiblicher Ehre besitzt, rühmt sich noch eines andern Schatzes: eines gothischen Kirchleins, das in seiner Art ein vollendetes Kleinod ist und würdig die Reihe jener schönen Dorfkirchen eröffnet, die wir am Eingang dieses Kapitels erwähnt haben.

Wir waren in einem schönen und romantischen Lande; rechts und links von der Straße wohlbebauete Felder, Ginsterstauden, Baumgruppen, dunkle Haine und von Zeit zu Zeit gegen Westen ein Blick aufs blaue Meer. Aber das Interessanteste war uns für den Abend dieses Tages aufgespart: ich meine die kleine Festung Concarneau, die in einer kleinen Bucht der großen Bay de la Foreſt, umgeben von Seewasser, auf einem Felsen liegt, welcher in der Länge nicht mehr als vierhundert, in der Breite höchstens hundert Schritte hat. Nicht ganz am Rande dieses Steins laufen die uralten dicken Festungsmauern

aus Quadersteinen mit vorspringendem Parapet, Machicoulis und bald viereckigen, bald runden Thürmen hin. Die kleine Festung mitten im Seewasser überrascht beim ersten Anblick und sieht ganz fabelhaft aus; ungefähr so, wie man sich ein Dardanellenschloß vorstellt. Auf einer Fähre gelangten wir an den befestigten Stein und an das Thor, zu dem in den Granit gehauene Treppen hinanführen. Nicht minder überraschend, als das Aeußere, ist das Innere der kleinen Stadt. Auf dem engen Raume drängen sich die Häuser und darunter viele uralte gothische und zwei mittelalterliche Kirchen dicht an einander. Vor den Häusern sitzen Frauen, Mädchen und Kinder und stricken und flicken Netze, während die männliche Bevölkerung, ganz aus Sardinenfischern bestehend, sich in sechshundert Barken auf offenem Meere herumtreibt. Vom Giebel der Häuser bis herab auf das Pflaster, ja von Giebel zu Giebel über die Gassen hin, und selbst über die Festungsmauern bis hinab ans Meer, sind Netze ausgespannt, daß es aussieht, als ob die alte Stadt vergessen und verlassen, von irgend einer fabelhaften Spinne mit Einem großen Gewebe überzogen worden wäre. Die wenigen Artilleristen, welche die Besatzung der alten Seefestung bilden, nehmen sich unter diesem großen Netze auf den alten Befestigungen ganz anachronistisch aus.

Wie klein auch dieser befestigte Stein sei, so hat er doch in der Geschichte der Bretagne eine hübsche Rolle gespielt. Bertrand du Guesclin hat ihn im Sturm genommen und wie einen Opferstein mit dem Blute der ganzen englischen Besatzung gefärbt. Später eroberte ihn der Vicomte Rohan, aber am Interessantesten ist er zur Zeit der Ligue. Wir wollen die höchst merkwürdige Episode des Bürgerkrieges hier so mittheilen, wie sie der Kanonikus Moreau in seiner handschriftlichen Chronik erzählt und wie sie Freminville aus dem Manuskripte abschreibt. Doch bitten wir den Leser, nicht zu vergessen, daß der Erzähler des Religionskriegs ein Kanonikus ist:

„Concarneau wurde am 17. Januar 1576 eingenommen

und wieder übergeben am 22. desselben Monats Januar. Man sagt, daß dieser befestigte Platz nichts Anderes war, als der Zufluchtsort für Diebe und Galgenstricke, daß, wenn Jemand seinen Nachbar ermordet oder einen Diebstahl begangen, ein Mädchen oder ein Weib geraubt, er sich nach Concarneau geflüchtet habe. Dieser Platz wurde durch die ketzerischen Kalvinisten, Edelleute des Landes, ungefähr dreißig an der Zahl, und geführt durch die Herren de la Vigne, de la Houlle und Kermassonnet, überrascht. Aber der erste Anstifter war besagter Kermassonnet, welcher besagten de la Vigne, einen moralischen und wohldenkenden Mann, wenn man seine Religion ausnimmt, auf seine Seite zog. — Zu dieser Unternehmung gehörten auch Die von La Rochelle, welche sich alle zu der besagten Religion bekannten, und welche Hülfe bereit hielten, um sie abzuschicken, sobald man die Wegnahme der Stadt erfahren. An dem zur Ausführung bestimmten Tage näherten sie sich bis auf zwei oder dreihundert Schritte dem Hauptthore an der Abendseite von Concarneau und hielten sich hinter alten Häusern versteckt; und wohl wissend, daß gewöhnlich nur ein oder zwei Mann und meist nur der Thorwärter, was an jenem Tage der Fall war, Wache hielt, ließen sie einen ihrer Bewaffneten bis an das Thor vordringen, welcher Bewaffnete den Hauptmann zu sprechen verlangte. Der Thorwärter sagte ihm, der Hauptmann sei nicht da; da sprang der Reiter vom Pferde auf die Zugbrücke, vorgebend, daß er ihm Briefe zu überreichen habe, und allerlei Papiere aus der Tasche ziehend, ließ er eines auf den Boden fallen, erwartend, daß es der Thorwächter dienstfertig aufheben werde, was auch geschah; denn wie er sich darnach bückte, zog der Reiter schnell einen Dolch, stieß ihn dem armen Thorwächter in die Rippen und tödtete ihn, ohne daß er einen Seufzer ausstoßen konnte. Dieß gethan, gab er den Zurückgebliebenen ein Zeichen, welche schnell, ohne Widerstand, herbeispringen, einziehen, sich ohne Blutvergießen zu Herren des Platzes machen, die Thorschlüssel ergreifen und die Einwohner ins Gefängniß setzen, einige wenige ausgenommen,

weil die Anführer in ihren Häusern wohnten. Dieß war eine wahre Zulassung Gottes; denn daher kam ihr Unglück und gänzliche Vernichtung und die Befreiung des Platzes. Die Hugenotten, nun Meister der Stadt, ordnen, was sie für nöthig hielten, richten die Kanonen, machen Kugeln, Pulver und andere Dinge bereit und befestigen die schwächsten Punkte; stellen Tag und Nacht überall Wachen aus und senden zu Meer Eilboten nach La Rochelle, um ihre Brüder in Christo, so nannten sie sie, von dem Erfolg ihrer Unternehmung zu benachrichtigen. Sie baten außerdem inständigst, ihnen Hülfe zu schicken, die sehr nothwendig, da sie, nur dreißig waffenfähige Männer, schon durch die Gemeinden belagert seien. Das war richtig; denn sie waren kaum eingezogen, als man in allen Sprengeln die Sturmglocke zu läuten anfing, so daß zwei Stunden später der Platz von der Bevölkerung, achttausend Mann an der Zahl, und von vielen vom Adel umzingelt war. Auf diese Art konnte der Feind Tag und Nacht nicht aus der Stadt, als zur See, und dieß auch nur bei Nacht und mit großer Gefahr, um so mehr als ihr Thor den Arkebusen ausgesetzt war. Nach angebrochener Nacht gaben Die draußen Alarm, um die Belagerten zu ermüden, welche in so kleiner Zahl nicht ausruhen konnten. Denn bald glaubte man eine Erklimmung der Mauern, bald daß man an das Thor Feuer legen wollte. — So waren sie gezwungen, fortwährend unter den Waffen zu sein, und trotz ihrer großen Wachsamkeit wäre man in der zweiten Nacht eingedrungen, wenn die Leitern nicht zu kurz gewesen wären. Die Belagerten, da sie in der Nacht nicht schlafen konnten, verwandten dazu den Tag und ließen dann nur Schildwachen auf den Mauern."

Der Kanonikus Moreau erzählt weiter, wie noch die Stadt Quimper unter Anführung des Herrn von Pratmaria den Belagerern starken Sukkurs schickte und daß man den Herrn de la Vigne mit einer großen goldenen Kette, die dreimal um seinen Hals ging, oft auf den Stadtmauern sah, und fährt fort:

„Die Belagerung dauerte auf diese Weise vom 17. bis zum

22. Januar. Da gab es einen jungen Mann zu Concarneau, bei welchem Herr von Kermassonnet mit einigen Andern wohnte und der deßwegen nicht wie die andern Einwohner eingesperrt worden war. Er hieß Charles Le Bris, Kaufmann aus Quimper, und wie er einmal in sein Haus zurückkehrte, fand er daselbst den besagten Herrn von Kermassonnet und einen andern Edelmann, welche sich in ihren Kleidern auf das Bett geworfen hatten und im sichern Schlummer lagen, weil sie die ganze Nacht gewacht hatten. Sie hatten nur ihre Degen und Gürtel mit den Dolchen auf den Tisch neben dem Bette gelegt. Besagter Kermassonnet hatte die Thorschlüssel in einem Bunde um seinen Arm, daß es unmöglich oder gefährlich war, sie ihm, ohne ihn zu wecken, wegzunehmen. Der junge Mann erwog, wie elend die Stadt und das Land wären, sowohl in Beziehung auf die Religion, als in Rücksicht auf die Ehre und die Mittel, wenn diese Leute da verblieben, und wie schwer es sein müßte, sich ihrer zu entledigen, wenn die erwartete Hülfe aus La Rochelle ankäme; er erwog ferner die schöne Gelegenheit, dem Lande einen ausgezeichneten Dienst zu leisten, so wie, daß die Andern alle schliefen, ausgenommen die Schildwachen auf den Mauern, und daß Niemand in der Straße war. So beschloß er denn, eine That der Ehre und des Muthes auszuführen, und er ging hin und nahm die beiden Dolche der beiden Schlafenden und stach sie beide in die Brust, und Stoß auf Stoß führend, tödtete er Beide, ohne daß sie Zeit hatten, auch nur einen Schrei auszustoßen. Nun die Beiden todt, nimmt Le Bris die Schlüssel und wandert die Straßen entlang, als ob nichts vorgefallen wäre, dem Hauptthore der Stadt zu, um sie den Belagerern zu öffnen. Wie er so hinging, war ein Soldat auf den Mauern, welcher seine Aufregung bemerkte und dachte, daß er etwas zu ihrem Schaden unternehmen wolle, weßwegen er sich oben auf der Mauer dem Thore näherte. Besagter Le Bris näherte sich in Eile und der Soldat auch, dann fing er an zu laufen, schwitzend und keuchend, um das Thor zu öffnen, und der Soldat, um ihn daran zu

verhindern, das nackte Schwert in der Faust und Verrath! rufend. Aber die Mauer war an der Stelle, wo der Soldat herabsteigen wollte, sehr hoch, und da er die Schlüssel in den Händen des besagten Le Bris sah, that er den gefährlichen Sprung und warf sich von der Höhe der Mauer hinab auf das Pflaster, und war es wie ein Wunder, daß er nicht den Hals gebrochen; er that sich kein Leid, das ihn verhindert hätte, sich schnell zu erheben, und er lief zum Thore, hoffend, Le Bris zuvor zu kommen, und er wäre bei Zeiten angekommen, wenn nicht zum Glücke und durch eine besondere Gnade Gottes der erste Schlüssel, den Le Bris, welcher die Schlüssel des Thors nicht kannte, versuchte, der rechte gewesen wäre, und sobald er ihn drehte, fiel die Zugbrücke, und das Thor öffnete sich. Le Bris lief hinaus, die Belagerer rufend und den Soldaten hinter sich, welcher ihn außerhalb des Thores verfolgte, das Schwert fast in seinen Rippen, und welcher nicht zu sterben fürchtete, wenn er nur Jenen tödtete. Und in der That lief er so weit, daß er sich umzingelt sah, und da er nicht vor und nicht zurück konnte, warf er sich in den Schlamm auf der Seeseite, wo er getödtet wurde und wurde die Stadt auf diese Weise genommen, den 22. Januar 1576. Die Feinde, welche theils auf der Mauer, theils eingeschlafen waren, wurden alle getödtet. Nachdem die Wuth der Soldaten vorüber war, warfen sie sich auf einen Diener des Herrn de la Vigne, welcher noch allein übrig war und welchen man aus der Stadt brachte, um ihn zu erschießen. Und als man ihn hinführte, hörte er den Herrn von Pratmaria nennen, und er fragte, ob dieser Herr da wäre. Die ihn gefangen hielten, sagten Ja. „Laßt mich zu ihm sprechen," sagte er, und wie er vor ihn geführt wurde, flüsterte er ihm leise zu: „Wenn Ihr mir das Leben retten könnt, will ich Euch sogleich die goldene Kette des Herrn de la Vigne verschaffen." Der Herr von Pratmaria sagte ihm, daß er wohl seinen Tod verhüten werde, und besagte goldene Kette wurde ihm ausgeliefert. Und er schickte den Diener an das Parlament von Rennes, wo er sechs oder sieben Monate später hingerichtet wurde."

Nach dieser merkwürdigen Begebenheit, die an die Belagerungen schottischer Schlösser unter den Douglas und Stuarts erinnert, wurde Lezonnet, der tapfere Priester, Kommandant der nunmehr katholischen Besatzung. Er übergab die Stadt ohne Zaudern, als Heinrich IV. den Protestantismus abschwur und leistete diesem gegen die Ligue, namentlich gegen die sehr liguistische Stadt Quimper, große Dienste.

Der Art Erinnerungen werden beim Anblick dieser kleinen Festung so lebendig, daß die Phantasie unaufhaltsam in historische Zeiten zurück schweift und man für den frisch waltenden Reiz der Gegenwart blind wird. Dennoch, als wir genug auf den Wällen umher gewandelt, ruhten unsere Augen mit Vergnügen bald auf dem schönen Thale, durch das ein kleiner Bach dem Meerbusen zueilt, bald auf der kleinen Bucht, die von Hunderten von Fischerbarken bedeckt war.

Bergauf und bergab, erst vom Meere begleitet, dann von einem prächtigen Wald schön bekränzt, führt die Straße fünf Stunden weit nordwärts in die Hauptstadt des Departements, nach dem alten Quimper-Corentin, einer der Städte, von denen die Franzosen, wie wir von Nürnberg, gerne närrische Geschichten erzählen; dergleichen Gewohnheiten eines Volks haben wohl gewöhnlich ihre Ursachen mehr in dem Volk, das die Narrheiten erzählt, als in der Stadt, von der sie erzählt werden. Quimper hat eine ganz ernste, theilweise sogar schauerlich fanatische Geschichte; seine Einwohner haben sich viele Jahre überaus tapfer und ausdauernd erwiesen; es hat auch nicht eine einzige Episode in seinem tausendjährigen Leben, die es lächerlich machen könnte. Dennoch machen sich die Franzosen über diese Stadt eben so lustig, wie über das höchst ehrenwerthe, spekulative, hoch aufstrebende Marseille. Das kommt wohl daher, daß die Franzosen alles ihnen Fremde mißverstehen und lieber das Mißverstandene verlachen, als sich darüber aufklären.

Die größte Lächerlichkeit, die man Denen von Quimper-Corentin vorwerfen kann, ist wohl die, daß sie den Namen ihrer

Stadt gerne von Chorinäus, einem aus Troja entwischten Helden, herleiten, während der Name Corentin erst im fünften Jahrhundert zu Ehren des ersten Bischofs und Apostels dieser Gegend hinzugekommen und der Name Quimper einfach von dem celtischen Kymper, d. h. Zusammenfluß, abstammt. Die Stadt liegt nämlich an der Vereinigung des Odet und des Eir, welche beide Flüsse, unterhalb derselben in einem schmalen Meerarm zusammen treffend, mit grünen und überaus üppig beschatteten Ufern das alte Quimper aufs Schönste einrahmen. Der Hafen, auf dessen breiten Quais die Promenaden auslaufen und sich mit riesigen Bäumen großartig ausdehnen, ist nichts Anderes als das letzte Ende des langen Meerarms, welcher schwere Schiffe bis an die Stadtmauer herauf führt. Dort, und wo die beiden Flüsse hart an den alten Festungswerken oder den bemoosten Häusern vorüber ziehen, gehört Quimper zu den malerischsten Städten, die es gibt. Da finden sich Winkel, die, rein photographisch aufgenommen, die vollendetsten Kunstwerke liefern würden. Dort wanderten wir bei Sonnenaufgang und Untergang umher, und es kostete uns jedes Mal einige Ueberwindung, in die innere Stadt zurück zu kehren, welche nur wenig zu bieten hat und, trotz der sonderbaren Trachten ihrer Bewohner und der Landleute aus der Umgegend, bald langweilig wird. Das bedeutendste Gebäude derselben ist die Kathedrale, die größte der Bretagne, gothischen Styls und auf den Ruinen einer älteren Kirche im fünften Jahrhundert aufgeführt. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß ihre Achse nicht gerade durch geht und daß das äußerste Ende der Abside nicht dem Portale gegenüber liegt, die Achse weicht im Chor gegen die rechte Seite bedeutend ab. Der Architekt hat sich hier nicht das Kreuz selbst, sondern den Gekreuzigten zum Muster genommen und die nach der rechten Seite geneigte Abside soll das geneigte Haupt des Heilands vorstellen. Uebrigens steht diese architektonisch mystische Sonderbarkeit nicht allein da; die Kathedrale von Quimper hat sie mit mehreren andern, aus derselben Zeit stammenden Kirchen Frankreichs gemein. Die Façade ist, wie beim

Kölner Dom, von zwei starken Thürmen eingefaßt, und über das reich geschmückte Portal läuft eine Balustrade hin, auf welcher ehemals die Reiterstatue des Königs Grallon oder Gradlon stand, welcher nach dem Untergang seiner Hauptstadt Is der eigentliche Gründer von Quimper wurde. Die Thürme wurden, man könnte fast sagen, wie natürlich bei einer gothischen Kirche, nicht vollendet.

Ehemals fand auf und vor der Kathedrale ein sonderbares Volksfest statt. An einem gewissen Tage bestieg der Bischof, gefolgt vom ganzen Klerus und der Munizipalität, die Platform, wo Hymnen gesungen und große Musikstücke ausgeführt wurden. Während dessen stieg ein Stadtsoldat, eine Flasche in der einen, ein Glas und eine Serviette in der andern Hand, auf das Pferd des Königs Gradlon. Er goß das Glas voll und bot es dem bronzenen König an; da dieser aber nicht trank, leerte er es selber und wischte dem König den Mund mit der Serviette. Hierauf warf er das Glas unter die vor der Kathedrale versammelte Menge. Der Glückliche, dem es gelang, das Glas in der Luft aufzufangen, ohne daß es in Stücke ging, erhielt vom Bischof eine Belohnung von fünfhundert Franks. Das Fest wurde damit beschlossen, daß man dem König Gradlon einen Lorbeerzweig in die Hand steckte.

Einen netten Gegensatz zur Kathedrale bildet die Kirche St. Mathieu, ganz im Style und in der Größe jener kleinen Dorfkirchen, von denen wir schon gesprochen haben. Ihr Dach kann vielleicht ein Großgewachsener mit der Hand erreichen. Alle Gebäude, die sie umgeben, stehen, was ihre Größe betrifft, im rechten Verhältniß zu ihr. Wir glaubten uns auf diesem Platze auf dem Forum der Liliputer zu befinden.

Die Umgegend von Quimper ist reicher an alten Gebäuden, als die Stadt selbst, wir nennen nur das alte Schloß de la Forêt, mit seinen dicken Thürmen am Ufer des Odet; das Schloß Coatbily, in der Mitte einer reich bebuschten Landschaft; das Herrenhaus Kerdur, ganz in der Nähe desselben, mit zwei Thürmen, einer Kapelle und malerischen Zinnen; die Burg Kerhinet, und

endlich das uralte Pulkinan, welches König Grallon bewohnt haben soll, und das in der That noch einiges Mauerwerk besitzt, das aus dem fünften Jahrhundert stammen könnte. Von Kirchen und Kirchlein, die über die ganze Umgegend ausgestreut sind, wollen wir bloß die kleine gothische Kirche der Mutter Gottes erwähnen und die Reste einer befestigten Kommanderie der Tempelherrn, die das Volk „den Tempel der falschen Götter" nennt, welche Bezeichnung wohl von den Vorstellungen herrührt, die man sich von dem geheimen Treiben der Tempelherrn machte. Bis zu ihrer Vernichtung durch Philipp den Schönen waren sie in der Bretagne eben so mächtig und reicher als heute die Jesuiten; aber nach ihrem Falle, da man sie zu fürchten aufgehört, dichtete ihnen das phantasievolle bretonische Volk alle mögliche Teufelei an, und die Ueberreste ihrer Wohnhäuser werden heutzutage nur mit Grauen betrachtet. Darauf deutet auch der Name eines andern Schlosses der Tempelherrn, in der Nähe von Quimper; man nennt es „die Wohnung des Wissens oder der geheimen Wissenschaft" (Kergujet), was so viel sagen will, als: Zauberei. Und in der That sieht das alte Haus arabischen Styls wie eine Herberge von Adepten, Nekromanten und Tausendkünstlern aus.

So reich an Ruinen oder wohlerhaltenen Gebäuden des Mittelalters, ja selbst der alten Zeit (denn auch hier fanden wir wieder viele Druidensteine) ist die Umgegend von Quimper, daß wir nach zweitägiger Wanderung matt und übersättigt von Ruinen in die Stadt zurückkehrten, voll Sehnsucht nach dem großen Ozean und nach dem Schauspiele, das uns Reisebücher und Freunde an der schrecklichen Pointe du Raz versprachen. Dorthin, als nach dem Klimax unserer Reise, machten wir uns, an einem schönen Sonntagsmorgen, das Herz voll Erwartung, auf.

IV.

Die Halbinsel von Plogoff zwischen den Golfen von Audierne und Douarnenez. — Pontcroix. — Der Ligueur La Fontenelle. — Audierne. — Blutegelteich. — Der Camao. — Plogoff, das Dorf der Fährleute der Todten. — Sagen und religiöse Ansichten. — Volkslieder über Paradies und Hölle. — Die Pointe du Raz, die Klippen, die Hölle, die Bai des Trepassés. — Die Insel Sein — Die versunkene Stadt Is oder Keris. — Wanderung durchs innere Land; sein Charakter, seine Zustände. — Douarnenez. — Sardinenfang und Handel. — Die Insel Tristan und Fontenelle.

Wir hätten unmöglich einen besseren Tag wählen können, denn das Land, das aus strotzender Ueppigkeit bald wieder in öde Heide überging, hätte uns eben so wenig gefallen, als die politischen Gespräche des Advokaten und des Zöllners, die mit uns im Wagen saßen, wenn es nicht überall auf das Schönste von den nach den Kirchen in allen Richtungen hinwallenden Landleuten belebt gewesen wäre. Unzählige Pilger wanderten durch die rothe Erika, auf vielgeschlungenen Pfaden, die Hüte mit wilden Blumen geschmückt; andere kamen uns auf der Landstraße entgegen, Mann und Weib auf Einem Pferde sitzend, manchmal Mann, Weib und Kind; oft trug ein einziger Pferderücken drei Männer, daß wir auf das Lebhafteste an die Haimonskinder erinnert wurden. Dazu hallte aus den unzähligen gothischen Kirchlein von allen Seiten, durch den heitern, sanft durchfeuchteten Morgen, dörfliches Sonntagsglockengeläute zu uns herüber, so daß selbst der Advokat andächtig gestimmt wurde und seine Plaidoyers für die Stadt Quimper einstellte. Vor Douarnenez wurde der Weg plötzlich wild und romantisch. Das Land hügelt sich;

die Kirchen, unter andern die in Liedern viel besungene von Ploaré, blicken von bedeutenden Erhöhungen herab; in der Ferne gegen Westen erheben sich schroffe Felswände, die sich bald als Ufer des herrlichen Golfes von Douarnenez ausbreiten. In Douarnenez hielten wir uns dießmal nur wenige Minuten auf, angestarrt von den Bauern, die an fremde Gesichter nicht gewöhnt sind, und eilten auf sehr freundlicher Straße an einem ganz einsamen Kirchlein und einem großartigen gothischen Mausoleum, mitten in der Einsamkeit der Heide, vorüber, bergauf und bergab, nach Pontcroix, und so befanden wir uns auf jener höchst merkwürdigen Landzunge, zwischen den Golfen von Douarnenez und Audierne, welche die westlichste Spitze Frankreichs ist und in dem schauerlichen Kap der Pointe du Raz endet.

Die kleine Stadt Pontcroix besitzt eine gothische Kirche, die sich durch ihre Schönheit unter all den kleinen gothischen Kirchen der niedern Bretagne auszeichnet. Aber schön wie sie ist, erinnert sie auch an eine der scheußlichsten Thaten des Krieges der Ligueurs und an einen seiner verabscheuungswürdigsten Parteigänger. La Fontenelle oder auch Fontenelle, der Ligueur, war eines der furchtbarsten Ungeheuer, die jemals ein Religionskrieg mit Blute groß gesäugt. Guy Eder de la Fontenelle war ein jüngerer Sohn des Hauses Beaumanoir, dessen Ahnherr sich in der Schlacht der Dreißig so sehr auszeichnete. Der Kanonikus Moreau in seiner Chronik der Ligue erzählt von ihm: „Als er zu Paris, wo ich ihn im Jahre 1587 gesehen, Schüler war, gab er schon Anzeichen seines künftigen verderbten Lebens, indem er mit seinen Genossen ewig im Streite lag. Im Jahr 1589 verkaufte er Bücher und Schulkleid, schaffte sich für das gewonnene Geld einen Degen und einen Dolch, floh aus der Schule, um die Armee des Herzogs du Maine, des Hauptes der katholischen Partei, aufzusuchen, und kehrte nach der Bretagne zurück. Fünfzehn bis sechzehn Jahre alt, mischte er sich unter das für die Ligueurs bewaffnete Volk, das ihn gut aufnahm, weil er aus gutem Hause und ihr Landsmann war, und ihm, da er einen aufgeweckten Geist zeigte, gerne gehorchte.

Gefolgt von einigen Dienern seines ältern Bruders und andern jungen Adeligen seiner Gemeinde, fing er an, die Flecken zu plündern und Gefangene zu machen, ohne Rücksicht auf die Partei."

Der Kanonikus, parteiisch für die Ligueurs, erzählt nicht, wie Fontenelle bei jeder Gelegenheit auf die niederträchtigste Weise sein Wort brach, wie er Frauen und Mädchen entführte und aufs Brutalste behandelte, Hunderte von Dörfern in Brand steckte und an einem einzigen Tage, aus purer Grausamkeit, 1500 Bauern niedermetzelte. Eine der scheußlichsten Thaten verübte er in Pontcroix. Nachdem er die Stadt genommen und den größten Theil der Einwohner niedergemacht, zog sich der Kommandant derselben, Villerouault, der zum König hielt, mit den angesehensten Einwohnern in die Kirche zurück. Auch diese wurde genommen, und die Belagerten verbarrikadirten sich, als in ihrer letzten Zufluchtsstätte, im schönen gothischen Thurm, aus dessen durchbrochenen Verzierungen, wie aus Schießscharten, sie ein wohlgenährtes und mörderisches Feuer unterhielten. Fontenelle, der viele Leute verlor, ohne den Thurm nehmen zu können, fing an, mit Villerouault zu parlamentiren, versprach ihm und Allen, die mit ihm waren, freien Abzug und beschwor die Kapitulation mit den heiligsten Eiden. Der Kapitän, der seine Gattin bei sich hatte, nahm den Antrag gerne an; aber kaum hatte er die Thurmthüre geöffnet, als sich Fontenelle mit seinen Leuten auf ihn stürzte, ihn an einen Kirchenpfeiler band und ihn zwang, ein Augenzeuge der größten Scheußlichkeiten zu sein, welche die Ligueurs an seiner Frau verübten. Hierauf ließ er den Unglücklichen, zugleich mit einem greisen Priester, den er in der Kirche fand, auf dem Platze von Pontcroix aufknüpfen.

Fontenelle endete, wie er es verdiente, zwar nicht als Ligueur und Räuber; denn als er einmal den Königlichen in die Hände fiel, wurde ihm von einem geizigen Kommandanten für großes Geld die Freiheit verkauft, und später war er mit in die Amnestie begriffen, welche Heinrich IV. seinen erbitterten Feinden angedeihen

ließ. Aber Fontenelle konnte nicht ruhen und nahm Theil an der Verschwörung des Marschalls Biron und wurde zu Paris auf dem Grèveplatze lebendig aufs Rad geflochten. Auch das Volkslied verurtheilt nicht den Ligueur Fontenelle; es kennt ihn bloß als eine Art von Don Juan, der reiche und schöne Erbinnen entführt, und nennt ihn den schönsten Jungen, der jemals Männerkleider getragen. Von den Erbinnen, die er entführt, wird er nach dem Gedicht aufs Zärtlichste geliebt, und mit seinem Tode, den es überaus poetisch darstellt, hat es das größte Mitleid, und das Lied schließt mit den Worten: „Wer immer nach Gaodelan (Schloß Fontenelle's) kommt, Dem wird das Herz weh thun; das Herz weh thun vor Kummer, wenn er sieht, wie das Feuer im Herd erloschen ist, wenn er sieht die Nessel wachsen auf der Thürschwelle und im Erdgeschoß; im Erdgeschoß und im Saale, und wie die schlechten Leute sich da so breit machen."

Die Kirche von Pontcroix wird, wie all die zahlreichen schönen Kirchen der untern Bretagne, vom Volke den Engländern zugeschrieben. Für diese Behauptung spricht nichts, als die flache Wölbung, welche diese Kirchen mit der englischen Gothik gemein haben.

Der Weg zwischen Pontcroix und Audierne ist würdig, zwei so anmuthige Städtchen zu verbinden. Rechts zieht sich schönes Hügelland, links der blaue Meeresarm hin, der aus dem Golfe kommt und den Hafen von Audierne bildet: einen reizenden Hafen, von prächtigen Dämmen, freundlichen Häusern, grünen Hügeln und gewaltig hoch aufschießenden Bäumen eingefaßt. Doch liegen in seinem Schooße nur kleine Fischerbarken vor Anker; größeren Schiffen ist er unnahbar, denn an seinem Eingange beginnt jener grauenvolle Kranz von Klippen und Riffen, der sich um die Pointe du Raz bis an den Eingang der Bai von Douarnenez hinschlingt.

In Audierne beginnt das Ende der Welt, auf seinem Marktplatze verscheidet die civilisirte Landstraße; seine Häuser sind die letzten, die an die behagliche Wohnlichkeit unseres gebildeten Welt-

theiles erinnern. Nur wenige Schritte hinter Audierne, und wir waren in der Wüste, in einem pfadlosen Lande, wo so zu sagen Alles aufhört, in einem Erdwinkel, den sich die Alten von cimmerischer Nacht bedeckt gedacht hätten. Ein kleiner Teich am Wege, düster und von Schilf eingefaßt, paßte zu der ganzen Landschaft. In seiner Mitte, an einen Pfahl gebunden, stand ein unglückseliges altes Pferd, welches Blutegelfischerei trieb und Fischer, Lockspeise und Angel zugleich sein mußte. Denn es wird nur hingestellt, auf daß sich die Blutsauger an seine Beine hängen. Ob dieses arme Pferd, das sein Leben lang treulich gearbeitet hatte, nicht dasselbe Recht gehabt hätte, wie das persische der Sage, die Glocke der Klage zu ziehen?

Ueber den Sumpf hin flog der schöne bunte Vogel Pecheur Martin, dessen Bekanntschaft ich schon in den Sümpfen Languedocs gemacht hatte. Es ist das derselbe Vogel, der unter dem Namen Camao das ganze Mittelalter hindurch in Spanien eine große Rolle gespielt. In jedem Hause, besonders in adeligen Häusern, wurde ein Camao mit Sorgfalt gehegt und gepflegt; denn er war ein Ehrenwächter des Hauses. So lange er sich wohl befand und im Käfig lustig hin und her sprang, wußte der Ehemann, daß auf seiner Ehre kein Flecken haftete; kränkelte er aber, oder starb er sogar, dann wußte man, daß die Ehre des Hauses dahin war, und mancher Eheherr wurde à la Don Gutière der Arzt seiner Ehre. Von einem solchen Ereigniß und dem Namen dieses ehrebeschützenden Vogels soll der Familiennamen Camoens hergeleitet sein.

Durch die Wüstenei des Plateaus, zwischen rohen Steinmauern, welche kümmerliches Erdreich zusammenhalten und Saat und Scholle gegen den Nordwind schützen sollen, weiter wandernd, kamen wir nach Plogoff, dem östlichsten und letzten Dorf dieser Gegend, dem Dorf der Harone. Denn hier wohnen die Fischer, welche schon zu Cäsars Zeiten, und der Sage nach manchmal auch jetzt noch, des Nachts von abgeschiedenen Seelen geweckt werden und diese auf ihren Kähnen auf die Todteninseln

bringen müssen. Ein Schiff, das in Stein gehauen sich über dem Portale der Kirche befindet, deute noch heute auf die psychopompische Beschäftigung der Männer von Plogoff. Ehemals waren sie dieser Beschäftigung halber steuerfrei; auch brauchten sie ihre eigenen Kähne nicht zu verwenden, denn am Ufer des Meeres angelangt, fanden sie daselbst dunkle Schiffe, die offenbar von Passagieren schon überfüllt waren; denn das Wasser stieg ihnen bis an den Rand, und man hörte überall ein lebhaftes Geflüster; doch waren die Passagiere selbst unsichtbar. Der Fischer setzte sich schweigend ans Ruder und machte in nicht mehr als einer Stunde eine ungeheure Reise, von der er selbst im schlechtesten Wetter glücklich zurückkehrte. Die Leute von Plogoff und der ganzen Halbinsel glauben noch heute mit Procopius, daß das Land der Seligen oder das Elysium der Druiden im Westen ihrer Küste, im Schooß des Ozeans, liege. Es ist ihnen leicht, ihre alten, von den Druiden ererbten Traditionen mit ihrem christlichen Glauben zu versöhnen und zu vermischen; denn nach jenem, wie nach diesem, hat die Seele drei Kreise zu durchlaufen: den Kreis der Schmerzen, den Kreis der Reinigung und den Kreis der unendlichen Seligkeit. Die bretonischen Barden fügen manche Einzelnheiten hinzu; so den See der Todesangst und den See der Gebeine, die Thäler des Blutes und das ungeheure Meer, das in den unendlichen Abgrund mündet.

Zur Zeit unseres Besuchs in Plogoff waren nichts als Weiber zu sehen, in der Kirche wie auf der Heide rings um; die Männer alle fort, entweder auf weiter Fahrt, oder in den Golfen und in der Nähe der Küsten, auf dem Sardinenfang. Was hier in diesem Winkel Frankreichs geboren wird, ist zum Voraus der See bestimmt. Alle die Dörfer der großen Landgränze sind von Fischern und Seeleuten bewohnt, oder vielmehr nur von ihren Weibern und Töchtern. Die Männer schwimmen auf offener See. Der Sardinenfang mag ein trauriges Gewerbe sein, denn aus allen Fenstern und Augen dieser Gegend blickt die niederschlagendste Armuth. Wenn ein Sardinenfänger in den Monaten August und

September, der Blüthenzeit seines Gewerbes, sechzig Franken gewinnt, nennt er das Jahr ein glückliches. Der große Gewinn fließt den Kaufleuten von Douarnenez und Nantes in die Taschen, die allerdings auch jedes Jahr bei dem sehr gewagten Handel, der ungeheure Kosten verursacht, ihr halbes Vermögen aufs Spiel setzen. Mit den sechzig Franken, mit kleinen Nebengewinnsten, die ihm manchmal als Piloten abfallen, und mit den Frutti di mare, Fischen, Krabben, Hummern, Muschelthieren ꝛc. schlägt sich der Fischer dieser Gegend mit seiner Familie durch die Sorgen des Jahrs; er lebt in ewigem Kampfe mit den Elementen und der Noth. Die wenigen und schlechten Felder der steinigen Hochebene gehören besonders Begünstigten, die nach langen Fahrten aus fernsten Meeren mit einigem Geld heimgekehrt sind. Bei einem solchen Glücklichen, der sich eine angenehme Häuslichkeit eingerichtet hatte, waren wir eingekehrt. Der Mann, der alle Meere der Erde gesehen und sich freute, wieder in seinem Dorfe vor Anker zu liegen, schien ganz das Bewußtsein seines Glücks zu haben.

Weiter durch öde Heide, zwischen ärmlichem Kraut und nacktem Gestein, nicht die geringste Abwechslung. Nur ein kleines Kirchlein unterbrach die Einförmigkeit, das, unbedeutend, wie es auch ist, und neben den schönen Kirchen des Landes kaum der Erwähnung werth, doch bei den Bewohnern in sehr großem Ansehen steht und jedes Jahr Hunderte, ja vielleicht Tausende von Pilgern empfängt; denn kein Matrose wird zu See gehen, ohne erst hier seine Andacht verrichtet zu haben. Während seiner Abwesenheit kommt auch seine Mutter, sein Weib oder seine Braut hieher, um ihm von der Madonna eine glückliche Reise zu erflehen. Nach dieser Madonna hieß das Kirchlein ursprünglich: „Notre Dame de bon voyage;“ der Abkürzung halber nannte man es dann La chapelle du bon voyage, und so noch heute La chapelle du St. Bon voyage, und das Landvolk hat nun vergessen, daß die Kapelle eigentlich der heiligen Jungfrau geweiht ist, und glaubt darin einen Heiligen Namens Bon Voyage

versteckt. So entstehen neue Heilige. Auf diese Art sind ja auch St. Elmo und die heilige Veronika entstanden.

Unser Führer wußte viel vom heil. Bon Voyage zu erzählen, wie die Weiber der Matrosen oft, wenn ein Sturm über die Landzunge zieht, an seiner Kapelle auf den Knieen liegen und um die Rettung ihrer Männer flehen; wie diese dann, heimgekehrt, berichten, daß sie um dieselbe Stunde am Kap Horn oder bei Vandiemensland in großer Gefahr gewesen und durch ein unerklärtes Wunder entwischt sind, und dergleichen Schiffergeschichten mehr. Lange erzählte er noch, indem wir durch die Heide wanderten, aber wir hörten nicht mehr zu, denn vor uns lag der unendliche Ozean, und wir standen am Vorsprung der Pointe du Raz, wie in der Spitze eines ungeheuren versteinerten Schiffes.

Das Schauspiel, das sich uns darbot, ist unbeschreiblich. Man denke sich die unendliche See von Klippen durchbohrt, blauend in weiter Ferne, aber schäumend im Vordergrunde, in nächster Berührung, sogar im ewigen Kampfe mit den Felsenwänden der Teufelsbrücke, oder in ewiger Brandung an den Urvesten des Nägeli-Grates oder der schauerlichen Grimsel: die Schauer des öden Felsengebirgs, des verwitterten, vermählt oder im Streite mit dem Grauen der Meereswüste. Lieblich, beinahe sanft lächelnd, erscheint neben der Pointe du Raz das Kap Tänaron, wohin doch die Griechen den Eingang in die Welt der Schatten verlegten. Mehrere hundert Fuß tief fällt diese Brustwehr Europas in den Ozean. Gebaut ist sie aus ungeheuren Felsblöcken, die chaotisch über einander liegen und einstens, ehe die nagende Welle sie zersplitterte, einen einzigen Stein ausmachten. Nunmehr heult und pfeift der Wind durch die Gänge und Schluchten, die sich zwischen ihnen gebildet haben. Schrecklicher aber sind die Höhlen und unendlichen Grotten, welche die Wellen durch Jahrtausende am Fuße dieser Felsenmassen tief ins Eingeweide der Erde gegraben haben. Wenn die Fluth mit atlantischer Kraft heran braust und erst nur Schaum zu den gähnenden Höhlenmäulern hinaufspritzt, dann aber mit vollem Schwalle

hineinströmt und die Luft herausdrängt, ist es, als ob diese Höhlen die Heimat der atlantischen Stürme wären; denn bald donnernd, bald brausend dringt die herausgepreßte Luft hervor, bis sie nach und nach an dem immer enger werdenden Ausgange wie eine Schlange zischt und pfeift. Und wenn dann die Fluth sich wieder zurück zieht und das Meer schon längst im tiefsten Bette liegt, kommt jener Schwall aus den Eingeweiden der Erde zurück und fällt als wilder Katarakt wie unterirdische Ströme in die Tiefe. Diesem Schauspiele sehen, vom kochenden Schaume umgeben, unzählige und riesige Klippen zu, die, wie kleinere Burgen um die Landveste, im weiten Halbkreis rings um das Kap du Raz gelagert sind und von Welle und Wind, im Laufe der Jahrtausende, nach und nach in sonderbare Formen umgewandelt worden. Da liegt ein Löwe mit ausgestreckten Pranken, dort ein versteinertes Schiff mit formlosen Masten und Segeln; gegen Norden dehnt sich im Sonnenuntergang, unheimlich lächelnd, die Bai der Verunglückten, an welcher kein Schiffer ohne Stoßgebet vorüber zieht. Nach der Aussage der Umwohner liegen auf ihrem Grunde mehr Seeleute begraben, als rings auf den Küsten im Sonnenlicht athmen. Aber uns zu Füßen, ein erschreckendes Gemisch von Felsen und Meerschaum, liegt die Hölle, wohin die Celten mit größerer Wahrscheinlichkeit, als die Griechen an das Kap Tänaron, den Eingang in die Unterwelt verlegten. Die Felsen hier sind so roth, als wären sie von ewigem Feuer umzüngelt, und der Schaum spritzt so hoch in die Luft, als wäre er eitel Rauch aus der Höllenesse.

Vor uns, im Schooße des Ozeans, umgeben von unzähligen Klippen und Riffen, die sich bis sieben Stunden weit ins Meer erstrecken, meist eingehüllt in Nebel oder in die Schleier aufspritzenden Meerschaums, düster, unheimlich, weltvergessen, liegt die Insel Sein, welche einige Alte für die Ultima Thule, andere für die Todteninsel der Celten hielten. Pomponius Mela, de situ orbis, sagt von ihr: die Insel Sein liegt an der Küste der Ossismianer und ist durch das Orakel einer gallischen Gottheit

merkwürdig. Die Priesterinnen dieses Gottes bewahren eine ewige Keuschheit; sie sind neun an der Zahl. Die Gallier nennen sie Cenas und glauben, daß sie, von einem besondern Geiste beseelt, mittelst ihrer Sprüche auf dem Meere und in den Lüften Stürme erregen, sich in jede Art Thier verwandeln, eingewurzelte Krankheiten heilen und prophezeien können.

Diese Priesterinnen haben sich in der That eine Heimat gewählt, welche die Schauer der Gläubigen nur erhöhen konnte. Rings umher Oede des Meeres und todtdrohende Klippen, Springfluthen, die manchmal über das ganze Eiland fegen, und Nebel, die es oft wochenlang mit undurchdringlichen Schleiern verhüllen. Auf dem Eiland selbst kein Baum, kein Strauch, keine Blume. Ueber ihm, in den Lüften, kein singender und kein stummer Vogel. Die häufigen Stürme, die Fröste, die ewige Trauer der Natur tödten Alles, nur der Mensch gedeiht auf dieser Todteninsel.

Den armen Fischern und Lootsen, die sie heute bewohnen, den Arzt nicht kennen und meist achtzig Jahre alt werden, rühmt man die größten Tugenden nach: Einfachheit und Reinheit der Sitten, eine rührende Liebe für ihren kahlen Felsen und vor Allem Bereitwilligkeit, in aller Noth und Gefahr hülfreich beizustehen, und da haben sie in der That viel zu thun, denn die kaum zwei Seemeilen breite Straße zwischen der Insel und dem Festlande ist für den Seefahrer eine wahre Todespforte, einer der gefährlichsten Seewege der Welt. Herr Castera erzählt in den „Annales maritimes", daß die Einwohner der Insel Sein vom Jahr 1763 bis zum Jahr 1807 von einem gewissen Untergang gerettet haben: ein Linienschiff, eine Fregatte, zwei Korvetten, einen Schooner, drei Kauffahrer, deren einer fünfhundert Mann Soldaten an Bord hatte, fünf Bemannungen von Kriegs- oder Kauffahrteischiffen und außerdem achthundert und neunzehn Menschen, von denen dreihundert dem „Séduisant" angehörten, welches Schiff an dem Tevénée, der schrecklichsten Klippe der Umgegend, scheiterte. Die Geretteten vermehrten damals die Einwohnerzahl so unverhältnißmäßig, daß sie nach eilf Tagen,

da sie die Insel des fortdauernden Sturms wegen nicht verlassen konnten, sammt ihren Rettern in Gefahr waren, Hungers zu sterben.

Sagen und Volkslieder behaupten, und die Geologie bestätigt ihre Behauptung, daß diese Felsen, Klippen und Inseln nur die Reste eines Skeletts sind, welches einstens grünes Land, mit blühenden Städten und Flecken, zusammengehalten. Am Fuße der heutigen Pointe du Raz lag die Stadt Is oder Ys oder auch nach dem Anonymus von Ravenna „Keris", die Residenz des großen armorischen Königs Gradlon. Die Ostsee hat ihre versunkene Stadt Veneta, die Nordsee Stavoren, das Mittelmeer hat sein Rhoda, der atlantische Ozean hat seine Insel Atlantis und die Stadt Is. Diese scheint von allen versunkenen Städten die am Wenigsten fabelhafte; die Natur des Orts spricht dafür, daß es hier in der That festes Land gegeben, welches, vielleicht allmählig, vielleicht durch eine gewaltige Katastrophe weggerissen worden, und außerdem sahen die Schiffer noch vor kurzer Zeit, bei klarer Welle, im Grunde des Meeres allerlei altes Gemäuer und bezeichnen noch heute gewisse Stellen in der Nähe des Ufers mit Namen, welche einst die Viertel und Gassen der Stadt getragen haben sollen.

Den Untergang der Stadt schreibt das Volk den Sünden der Prinzessin Dahut, der Tochter des Königs Gradlon, zu. Im Uebermuthe einer wilden Nacht, erhitzt von einem Gelage, schleicht sie sich, um ihrem Buhlen zu gefallen, an das Bett des Vaters und stiehlt dem Schlafenden den Schlüssel, den kostbaren Schlüssel, den er immer am Gürtel befestigt trägt und keinem Menschen anvertraut. Denn dieser kostbare Schlüssel öffnet das Schleusenthor eines gewaltigen Sees, der bestimmt ist, das Uebermaß der Fluth aufzunehmen und sie von der Stadt abzuhalten. Berauscht von Wein und Liebe, öffnet sie mit ihrem Buhlen das verhängnißvolle Thor, und die Fluth bricht herein, und begräbt die Prinzessin und die ganze Stadt. Nur der gerechte König Gradlon entgeht auf seinem treuen Rosse dem Verderben, und so gelangt

er nach Quimper, das er zu seiner Hauptstadt macht, und das ihn, wie wir erwähnt haben, mit sammt seinem Rosse auf die Kathedrale stellt.

Du Jägersmann, du sollst mir sagen,
Sahst du wohl Gradlons wildes Roß,
Sahst du's durch diese Thäler jagen?

„Nicht sah ich's kommen durch die Föhren,
Doch durch die Nacht, tripp, trapp, tripp, trapp,
Hab' ich's wie Feuer brausen hören."

Abweichend vom Volksliede erzählt die Sage, daß König Gradlon es versucht habe, seine sündige Tochter Dahut auf der Kroupe seines Pferdes aus dem Verderben zu retten; aber die Fluth stürzte ihm nach und verfolgte ihn, bis eine furchtbare Stimme aus der Luft erscholl, welche rief: „Stoße den bösen Geist von dir, den du mit dir führst!" Er stürzte die Prinzessin vom Pferde, die Fluth verschlang sie und zog sich mit ihr zurück, während König Gradlon weiter floh. Sage und Lied verwandeln Dahut in eine Art Loreley oder Sirene, welche noch heute auf den Felsen über der versunkenen Stadt Is erscheint, ihr goldenes Haar kämmt und dabei traurige Lieder singt.

Du Fischer, sahst du an den Fluthen
Die Meermaid stehen, die ihr Haar,
Ihr goldenes, kämmt in Mittagsgluthen?

„Ich sah sie wohl und mußte lauschen
Dem Lied der schönen weißen Maid;
Es war so trüb, wie Wellen rauschen."

Noch eine andere Sage nennt die unglückliche Prinzessin Ahes und erzählt von ihr, daß sie ihre Liebhaber in den Abgrund bei dem Dorfe Huelgoat habe werfen lassen. Das Gewimmer, das man noch heute aus der Tiefe des Abgrundes hören kann, ist das Gewimmer der Buhlen, die nicht zur Ruhe kommen können.

Der Untergang der Stadt Is, nach all dem Gesagten auch eine Art Sodom, wurde vom heil. Gwenole zu Anfang des fünften Jahrhunderts prophezeit, und auf diese Prophezeiung deutet das Volkslied in seinem orakelhaften Anfange.

„Hast du vernommen, wohl vernommen,
Wie zu dem Könige von Is
Der Mann sprach, der von Gott gekommen?

„Verbann' die Liebe aus dem Herzen,
Nicht gib dich hin der tollen Lust,
Denn nach der Freude kommen Schmerzen.

„Vom Fisch verzehrt, ihr Prasserzungen,
Wird werden, wer den Fisch verzehrt,
Und wer verschlingt, der wird verschlungen.

„Wer Wein trinkt aus dem Gold, dem klaren,
Wird Wasser trinken wie ein Fisch,
Und wer nicht weiß, der wird erfahren."

Aber nicht nur an verwunschene Prinzessinnen, sagenhafte Könige, versunkene Städte wird man auf der Pointe du Raz erinnert; auch die neuere Geschichte hat die Küsten und das Meer mit manchem Ereigniß belebt. In derselben gefährlichen Straße, zwischen der Insel und dem Festlande, durch die das Schiff selbst bei ruhigem Wetter mit unendlicher Vorsicht gesteuert werden muß, fand der berühmte Kampf des Droit de l'homme gegen eine englische Uebermacht statt. Man kann sich für Menschenschlächterei schwerlich ein unheimlicheres Theater auswählen. Wenn ich nicht irre, war es auch in dieser Gegend, wo der Vengeur seinen furchtbaren Kampf bestand. Von Civilisation zeugen bloß die beiden Leuchtthürme, von denen der eine vor uns, an der äußersten Spitze des Kaps, der andere auf der Insel Sein steht, die einander wohlwollend zuwinken und die Passage und die Klippenhäupter beleuchten. Jeder Leuchtthurm, wie er gewöhnlich auf irgend einem verlornen Posten in der Einsamkeit leuchtend, warnend, führend, zurechtweisend dasteht, hat mich

von jeher mit ehrfurchtsvoller Rührung erfüllt. Der Leuchtthurm ist einer der schönsten Gedanken der Menschheit, jeder eine Säule, ein Denkmal der Menschenliebe. Welch ein ungeheurer Weg vom Leuchtthurm zu den Holzstößen, welche griechische Küstenbewohner des schwarzen Meeres in Sturmesnächten entzünden, um den geängstigten Schiffer auf irre Bahnen, auf Sandbänke und Klippen zu locken. Diese beiden Feuer sind die sprechendsten Symbole von „Menschenherzens Süd und Norden."

Das Plateau der Pointe du Raz stimmt sehr gut mit dem wilden Schauspiele, das man von seiner Höhe, wie von einem Balkon überschaut. Der Boden ist nur von kümmerlichem Grase bedeckt, das halbwilde, verkrüppelte Schafe abweiden. Auf einem Felsenblock lagert der Hirtenknabe; natürlich fehlt auch hier der Menhir nicht, und wie ein zauberhaftes Zeichen des Makrokosmus scheint in solcher Umgebung eine Art von Sonnenuhr, die in einen verwitterten Stein gegraben ist. Die letzten Sonnenstrahlen verwandelten diese ganze, große Welt in eine gespensterhafte. Die Insel Sein mit ihren Klippen tauchte plötzlich höher empor und schien dem Festlande näher zu rücken, bis sie eben in dem Momente, da sie sich scheinbar mit der Pointe du Raz vereinigen wollte, mit Einem Mal von der Nacht verschlungen wurde. Das Ziegen-Kap, ein weißglänzender Felsen im Norden, schritt wie ein Geist über die Wellen, die entschlafen waren und im Traum seufzten. Da kehrten wir der Pointe du Raz den Rücken, und es war uns, wie wir über die Heide nach Plogoff zurückeilten, als ob wir mit geängstigtem Herzen vor Geistern flöhen.

Von Plogoff wanderten wir weiter nach dem nördlich gelegenen Dorfe Kleden. Unsere Absicht war, daselbst einen Kahn zu miethen und auf dem Golf nach Douarnenez zurückzukehren. Aber vergebens war unser stundenlanges Harren und Suchen; sämmtliche Kähne des Fischerdorfes und sämmtliche Fischer waren auf der Sardinenjagd. An eine direkte Wanderung nach Douarnenez war nicht zu denken, denn in diesem Lande gibt es weder Weg noch Steg, und man prophezeite uns, daß wir mit den

wenigen Meilen leicht einen oder zwei Tage verlieren könnten und uns den größten Entbehrungen und Mühseligkeiten aussetzen würden. Wie wahr diese Angaben, überzeugten wir uns, als wir uns endlich entschlossen, die Landzunge von Norden nach Süden zu durchschneiden, um wieder nach Auderne und auf die Landstraße zu gelangen. In der furchtbarsten Sonnenhitze, auf Feldwegen, die sich immer nach kurzer Strecke im Gestein, auf Aeckern, im Gestrüpp verloren, schlugen wir uns mühselig durch das verwilderte Land. Manchmal kamen wir in Dörfer, deren weibliche Einwohner vor uns flohen oder uns wie wunderbare Fabelthiere betrachteten. Von Männern war nichts zu sehen als Geistliche, die auf den Dorfplätzen in Gruppen zusammenstanden, oder übers Land gingen. Es waren meist junge Jesuiten. „Ist kein La Chalotais da!" pflegte bei solchen Gelegenheiten mein Reisegefährte auszurufen, anspielend auf den Procureur-général des Parlaments von Rennes, Caradeuk de La Chalotais, welcher im vorigen Jahrhundert, der Erste in der Bretagne, die berühmte Gesellschaft angriff und ihre Verfassung als mit der staatlichen Ordnung unvereinbar denunzirte. Er mußte seinen Muth so lange in der Bastille büßen, bis die Jesuiten aus Frankreich vertrieben wurden.

In all den von den Jesuiten gehüteten Dörfern war es uns unmöglich, unsere erschöpften Kräfte durch einen Bissen Brod wieder herzustellen; der Schmutz war gar zu groß. Wir mußten uns mit dem Trunk Wasser begnügen, den uns mitten in der Wildniß eine, an einsamer Kapelle murmelnde Quelle gastlich anbot. Doch hatten wir diesen Labetrunk nicht umsonst; kaum war die hohle Hand gefüllt, als ein Mann im abgeschabten Priesterrock aus der reizenden Kapelle trat und uns zu verstehen gab, wie es nur billig wäre, dem Heiligen der Kapelle ein Almosen zukommen zu lassen, da ihm die Quelle angehöre und ihr Wasser mancherlei Wunder bewirke.

Nirgends fanden wir eine Seele, die französisch gesprochen oder verstanden hätte; und bei solchen Gelegenheiten pflegte

wieder mein Reisegefährte auszurufen: „Das Konzil von Rheims scheint hier noch nicht gewirkt zu haben.“ Er meinte jenes Konzil des Jahres 813, welches alle Diejenigen, die bei der bretonischen Sprache verharrten, für barbarisch, unchristlich, zu allen öffentlichen Aemtern unfähig erklärte. Wie wunderbar, daß das unfehlbare Konzil bei so guten Christen, wie die Bretonen, nach mehr als tausend Jahren noch nicht gewirkt hat; und noch wunderbarer, daß man heutzutage von der Geistlichkeit, die doch das Konzil respektiren muß, behauptet, daß sie das bretonische Volk in seiner treuen Anhänglichkeit an die Muttersprache bestärke, um es von dem Französischen getrennt und von den möglichen Einflüssen französischer Bücher frei zu erhalten. Diese Bemühungen werden dem Klerus sehr erleichtert; denn die Zahl derjenigen Bauern, die auch nur bretonisch lesen können, verhält sich zu der Zahl der lesenden Bauern im übrigen Frankreich, wie 1 zu 30, und Gott weiß, wie gering die Zahl der französischen Bauern ist, die sich mit dieser Wissenschaft abgeben. Man berechne darnach die Masse von Bildung, die im bretonischen Volke steckt.

Matt und müde, wie nach einer Wüstenwanderung, kamen wir in dem lieblichen Auderne an, wo wir glücklicherweise einen Omnibus fanden, der uns rasch nach Douarnenez brachte. Wir machten die Reise in Gesellschaft hübscher, französisch sprechender, eleganter Mädchen, die uns nach dem kurzen Aufenthalt auf der wilden Landzunge, nach dem Anblicke so vieler häßlicher Celtinnen, wie neue und wohlthuende Erscheinungen anmutheten. Es waren Töchter reicher Kaufleute, die in Douarnenez nicht selten sind.

Noch auf andere und unangenehme Weise mußten wir es bald fühlen, daß wir in der Hauptstadt des Sardinenhandels eingezogen. Douarnenez ist wie ein Theil des Dante'schen Höllenzirkels, in welchem die Verdammten durch üble Gerüche gepeinigt werden. Die Gassen sind wie gepflastert mit todten Fischen, die in Fäulniß übergehen und Düfte verbreiten, die das schreckliche Gegentheil sind von Rosendüften. Aus den Magazinen kommen mit ähnlichen Wohlgerüchen geschwängerte Luftströmungen, und

mit diesen mischen sich die Ausdünstungen der Oeltonnen und Fässer, die überall bereit stehen, die Ausbeute der ungefähr sechs Wochen dauernden Fischerei aufzunehmen. Die Menschen, die an uns vorübergehen, sind von der Atmosphäre, die sie umgibt, durchdrungen. An den Ufern stehen große Schaluppen, die bis hoch über den Rand mit Sardinen angefüllt sind. Man wirft die Ernte des Meeres, als wäre es Getreide, mit großen Schaufeln in die Tonnen oder direkt aus dem Kahn, wie beim Worfeln in große Scheunen, wo Hunderte von Männern und Weibern beschäftigt sind, sie in Tonnen zu ordnen und mit Oel zu durchtränken.

Um uns ein wenig aus der verpesteten Atmosphäre zu retten, gingen wir des Abends längs der Bai an dem schönen, etwas erhöhten Ufer hin, erfreut von dem lieblichen Anblick, welchen die kleinen Dörfer im Norden und im Süden des Golfs, aus dunklen Büschen glänzend, gewähren. Wir fuhren auch auf einem kleinen Kahn hinaus, um das herrliche Becken in seiner ganzen Ausdehnung betrachten zu können. Da sieht sich denn Douarnenez mit dem benachbarten Ploaré und seinem gothischen Thurme ganz malerisch an; aber etwas ernst und drohend blickt aus weiter Ferne das enge Thor am Ziegenkap, das in den Ozean führt und an dessen Schwelle mancherlei Klippen lauern. Bei Sonnenuntergang sahen wir uns plötzlich von einer ungeheuren Flotte umgeben: von der Fluth und einem frischen Westwinde getrieben, kamen schnell nach einander, einzeln in langen Reihen oder in dichten Gruppen mit geschwellten Segeln, an fünf- bis sechshundert große Schaluppen heran, alle, alle ohne Ausnahme mit einer Ausbeute, die sich hoch über die Fahrzeuge ohne Verdeck erhob. Sie sammelten sich in dem sichern Hafen von Douarnenez, und sogleich ging es an ein Ausladen und Einpacken, auch nahmen die am Ufer wartenden Weiber und Kinder an der Arbeit Theil, daß es in Douarnenez wie in einem Ameisenhaufen zu wimmeln begann. So geht es durch Wochen jeglichen Tag.

Um ein Kap bogen wir in eine kleine Bucht des großen Meerbusens und landeten an der Insel Tristan, die malerisch als ein kleiner Kegel ganz in der Nähe von Douarnenez liegt und auf ihrem etwas steilen Gipfel eine kleine Befestigung mit zwölf Kanonen trägt. Auf einer Küstenstrecke von zwanzig bis dreißig deutschen Meilen hat Frankreich vielleicht eine größere Anzahl von Festungswerken, als England an seinen sämmtlichen Küsten. Wo jetzt die Batterie angebracht ist, stand einst eine Art von Schloß oder kleiner Festung, der Hauptzufluchtsort, die Wolfshöhle des fürchterlichen Ligueurs La Fontenelle, der sich hier mehrmals mit Erfolg gegen die Royalisten vertheidigte, obwohl man bei niedriger Ebbe von Douarnenez trockenen Fußes auf die Insel Tristan gelangen kann. Hierher brachte er die gestohlenen Schätze und die entführten reichen Erbinnen. Mit Widerstreben kehrten wir in die Gassen von Douarnenez zurück, und ich mußte unwillkürlich Vergleichungen anstellen und an die mir bekannten Städtchen und Flecken der Häringsfischer in Schottland denken, in denen, trotz der ungeheuern Fischerei, die da getrieben wird, doch immer die möglichste Reinlichkeit herrscht. Leichten Herzens nahmen wir schon am nächsten Morgen Abschied von der Sardinenhauptstadt, zu deren Annehmlichkeiten sich noch die ununterbrochene, ohrzerreißende Musik der Holzschuhe gesellte, um uns in den Distrikt von Chateaulin und in eine andere Landzunge, in die von Crozon, zu versenken und wieder einmal frische Luft zu athmen.

V.

Halbinsel Crozon. — Loch Ronan und seine Legende. — Die große und berühmte Düne des Riz. — Abenteuer auf derselben. — Die merkwürdigen Tamarisken. Inneres der Halbinsel Crozon. — Die berühmten Grotten von Morgatte. — Landeau. — Der Golf von Brest. — Rückkehr in die civilisirte Welt.

Auf einem Charbanc, wie sie dieß kunstverständige Land hervorzubringen versteht, setzten wir unsere Reise fort. Der Besitzer dieses Beförderungsmittels angehender Märtyrer setzte uns seinen zehnjährigen Sohn als Kutscher auf den Bock, um nicht selbst den Tag zu verlieren, den er den Sardinen zu widmen gedachte. Unseliger, nicht wußtest du, daß du uns und deinen Erzeugten aus Durst nach schnödem Golde einem beinahe unentrinnbaren Verderben, dem Zorne Poseidons, preis gabest! Oder hast du vielleicht deinem Sohne Hippolyt geflucht, und der Gestadeerschütterer hörte deinen Fluch? Dieses war uns zum Unheil. Zwar versprachst du uns, daß wir ungefährdet am Orte unserer Bestimmung anlangen sollten, aber dieß ward wahrlich nicht vollendet. Doch davon später.

Zur Zeit fuhren wir aufs Angenehmste durch tiefe Hohlwege, die dicht beschattet waren, unter Fruchtbäumen hin, die ihre Zweige so tief niedersenkten, daß wir kaum durchzudringen vermochten. Als wir wieder aus den grünen Lauben ans Tageslicht gelangten, befanden wir uns in einer blühenden Landschaft und vor den letzten Ausläufern der schwarzen Berge, die sich hier beinahe bis ans Meer heran drängen, und wieder nach sehr kurzer Fahrt in dem Flecken Loch Ronan, der mit seinen alten schwarzen Häusern auf heiligem Boden steht. Hier lag einst in verwachsener

Wildniß die Siedelei des heil. Ronan, eines der Apostel und vorzüglichsten Heiligen der Bretagne. Er war nicht in dem Thal geboren, sondern kam, wie viele andere Heilige dieses Landes, aus dem stammverwandten Irland. Wie sein Landsmann, der heil. Kiwin, ahnte er das Christenthum und war er ein Christ, noch ehe ein Apostel den irischen Boden betreten. Doch begab er sich, um die Einzelheiten des neuen Glaubens kennen zu lernen, nach dem schon theilweise bekehrten England, ließ sich daselbst die gute Botschaft mittheilen und begab sich hierauf in das armorische Land, wo er predigte, Ungeheuer erlegte, Wunder that und als armer Eremit ein heiliges Leben führte. Der erste Juni ist der Tag seines Festes, und da versammeln sich unzählige Leidende und Presthafte, um seine Grabsteine zu berühren und Heilung zu finden.

Von Loch Ronan bogen wir wieder links ab von der Straße, um einen Umweg um den Golf zu ersparen und über die berühmte große Düne, die man „la Lieue de Grève“ oder den Riz nennt, der Halbinsel Crozon entgegen zu fahren. Diese Düne ist ihrer Ausdehnung und ihrer Schönheit wegen im ganzen Lande berühmt. Zur Zeit der Ebbe ist sie, die sehr langsam und leise gegen das Meer abfällt, von außerordentlicher Breite, und man liebt es dann, von Süden nach Norden fahrend, über die sandige Fläche, die so glatt ist wie eine gestampfte Tenne, den Weg zu nehmen und so den großen Bogen des eigentlichen Ufers abzuschneiden. So zu thun, hatte auch der Besitzer unseres Wagens seinem Sohne geheißen, und dieser, folgsam dem väterlichen Gebot, fuhr nun hart an der Welle, nicht bedenkend, daß unser längerer Aufenthalt am Grabe des heil. Ronan uns um die zur Fahrt über die Düne günstige Zeit gebracht hatte.

Lustig fuhr er darauf los, immer etwas nach rechts einbiegend, da die Fluth von links langsam heranzukommen begann. Wir bemerkten die Gefahr nicht, da unsere Aufmerksamkeit auf die unzähligen Fischerboote abgelenkt war, die heute, da sich der Golf

mit Sardinen gefüllt hatte, kaum einige hundert Schritte von uns mit dem Fange beschäftigt waren. Da hören wir mit Einem Male ein eigenthümliches Plätschern in unserer nächsten Nähe, wir blicken auf und sehen, wie unser Pferd durch die schäumenden Fluthränder, die da und dort schon als einzelne Bäche vorwärts drangen, trabte. Umsonst peitschte der Junge das arme Thier; die Fluth kam immer schneller heran, und da wir das Terrain rekognoszirten, erkannten wir mit Schrecken, daß sie nur bis zu einer gewissen kleinen Entfernung langsam steigen werde, daß sie aber dann, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht, auf der gegen das Land zu ganz ebenen Düne mit reißender Schnelligkeit vorwärts dringen müsse. An ein Umkehren war nicht zu denken; das tiefere Terrain lag hinter uns und war bereits vom Wasser bedeckt, welches in einem großen Halbkreis längs des Ufers vorwärts drang und uns schon mit einem ungeheuern Arm umklammerte. Die trockene Düne, die noch vor uns lag, sah aus wie eine Landzunge, die nur einen einzigen Ausweg bot, an der Stelle, der wir zugekehrt waren. Wie schnell die Fluth herbei eilte, zeigten uns die Fischerbarken, die ihr folgend, immer näher an uns heran schwammen.

Unser kleiner Automedon verlor den Kopf, fing zu weinen an und vergaß das Einzige, was ihm zu thun blieb, das Pferd anzutreiben. Ich setzte ihn in den Wagen und nahm seinen engen Platz ein, womit aber eine kostbare Zeit verloren ging. Denn nun stürmten bereits die großen Wellen heran. In schrecklicher Nähe erhoben sich ihre weißen Häupter, höher als unser Pferd; zerflossen aber noch glücklicherweise, als ob sie uns eine Galgenfrist gewähren wollten, zwischen unsern Rädern zu unschädlicher Flachheit. Wir hatten noch einen wenigstens zwanzig Minuten langen Weg vor uns. Wie sehr ich auch das Pferd antrieb, ich konnte nicht hoffen, vor Eintritt der vollen Flut ans Ufer zu gelangen. Mein Reisegefährte tröstete sich schon damit, daß die Fischerboote in der Nähe waren und daß sie uns im ärgsten Falle vielleicht zu Hülfe kommen könnten. Daß sie unsere

Noth bemerkt hatten, zeigten sie, indem sie uns von ferne Zeichen machten und durch Geberden und Rufe, die aber im Brausen der Wellen verhallten, zu schnellerer Fahrt aufmunterten. Ich meinestheils hoffte wenig von der Hülfe der Sardinenfischer, da mir ihre Schaluppen nicht flach genug schienen, um bis zu uns vordringen zu können, und sie keine kleinen Kähne zum Ausschicken bei sich hatten. Ich wandte meine Augen einem Manne zu, der am nördlichen Ufer des Golfs im kleinen Nachen hinfuhr und den unsere Stimme im gefährlichen Augenblick erreichen konnte.

Indessen war es jetzt noch meine Aufgabe, den besten Weg zu suchen und, wenn auch manchmal durch einzelne Bäche, von einer trockenen Stelle zur andern zu fahren und dann, wo die Wassermasse schon in großer Ausdehnung vereinigt war, mich an die seichteren Stellen zu halten. Trotz all dieser Bemühungen meinerseits und der gewissenhaftesten Anstrengungen unseres Pferdes, das offenbar die Gefahr witterte, fuhren wir doch schon bis beinahe an die Achse durchs Wasser und mußten jeden Augenblick erwarten, daß eine Woge unser Vehikel überschwemme oder gar umstürze. Es war der kritischste Augenblick. Die ganze Düne war bereits von Wasser bedeckt, nur ein schmaler erhöhter Streifen lief weiß wie eine Stange, die man dem Ertrinkenden reicht, vom Lande her uns entgegen. Dieser Streifen wurde glücklicherweise erreicht und auf ihm wie auf einem Damme in gerader Linie die Fahrt fortgesetzt. Zwar war auch hier noch nicht die Hälfte des übrigen Wegs zurückgelegt, als schon alles Trockene vor uns verschwunden war; aber die Fluth stieg auf diesem Damme doch nicht so hoch, um uns an der glücklichen Landung zu hindern. Mit einem freudigen Blick und beinahe mit seiner letzten Kraft zog uns das Pferd ans Rettungsufer, und wie athmeten wir auf, als wir, kaum wenige Minuten in Sicherheit, die großen Wogen sahen, die sich über den Weg hinstürzten, den wir so eben verlassen hatten.

In Reisebüchern lesen wir, daß diese Düne wegen der herr-

lichen Muscheln und der interessanten Mollusken, die das Meer hier auswirft, merkwürdig ist. Der Leser wird uns verzeihen, daß wir uns in der Lage, in der wir uns befanden, mit dieser Merkwürdigkeit nicht gründlich beschäftigt haben. Im Mauthhause am Ufer, wo wir uns erholten, erzählten uns die Zöllner, daß dergleichen Abenteuer auf dieser Düne keine Seltenheit seien, daß man manchmal bei aller Vorsicht von der Fluth, die hier nirgends einen Widerstand finde, überrascht werden könne. Am Mauthhause selbst findet sich eine der größten Merkwürdigkeiten der Bretagne, mehrere Tamarisken, welche die Höhe, Dicke und Festigkeit starker Bäume erlangt haben und für den südlichen Charakter des Klimas dieser Gegend sprechende Zeugen sind. Nicht in Languedoc, nicht in Italien habe ich diesen Baum zu solcher Stärke gedeihen sehen.

Bald änderte sich die Scene. Schon nach kurzer Fahrt war die reiche Vegetation der Küste verschwunden und wieder nichts als Heide, Heide, Heide. Das Land ist das häßlichste Bild im schönsten Rahmen, denn die Ufer rings umher, die an der Bai von Brest, die am Golf von Douarnenez, so wie die dem Ozean zugekehrten, sind nichts als eine ununterbrochene Reihe der herrlichsten Landschaftsbilder, in denen sich Meer, Felsen, Buchten und üppigste Vegetation in schönster Harmonie vereinigen; aber im Innern nichts als Heidekraut und hie und da, als traurige Staffage, ein armer ausgehungerter Bauer, der die Heide als Brennmaterial für den Winter einsammelt. Ich dachte an Heinrich IV., der bei seiner Reise durch die Bretagne erschrocken und gerührt ausrief: „Ach, wie sollen mir die armen Bretonen Steuern bezahlen?" und an Sully, der beim Anblick des Landes die vierzigtausend Thaler zurück wies, die ihm die Stände als Ehrengeschenk zugedacht hatten.

Bei Crozon, von welchem Flecken die Halbinsel ihren Namen hat, wird das Land mit einem Mal schöner. Der Flecken liegt auf einer angenehmen Höhe und genießt der herrlichsten Aussicht auf ein Thal ihm zu Füßen und auf das Meer mit seinen vielen

Buchten und Golfen. Der ganze Flecken athmet hohe Alterthümlichkeit. Vor Jahrhunderten gehörte er einer der ältesten Familien der Bretagne, den Rohans, deren Abkömmlinge, durch sonderbare Schicksale, aus diesem westlichen Winkel Europas nach Böhmen verschlagen wurden.

Die größte Merkwürdigkeit Crozons sind die berühmten Grotten von Morgatte, deren kleinste vierzig Pariser Fuß hoch, achtzig Fuß breit und unendlich tief ist. Es ist das Meer, welches sie in die quarzigen Ufer der Bucht gegraben hat und wahrscheinlich noch heute in seiner Arbeit fortfährt. In zwei derselben kann man bei tiefer Ebbe trockenen Fußes eindringen, aber die schönste und großartigste, die aussieht wie ein unterirdischer Dom, kann man nur in einem Kahne befahren. Ihre Decke, krystallisirt und oxydirt, glänzt in hundert Farben und ist außerdem mit den schönsten Guirlanden und Sträußen, die aus den Ritzen hervorwachsen, geziert.

Von Crozon quer durchs Land nach Lanveau, das ein höchst langweiliger Flecken wäre, wenn man daselbst nicht zum ersten Mal die herrliche, die unvergleichliche Rhede von Brest zu sehen bekäme. Am Fuße eines der vielen Kastelle, die sie beschützen, schifften wir uns ein, und von einem konträren Wind gehindert, oder vielmehr begünstigt, waren wir gezwungen, auf diesem herrlichsten Golfe viele Stunden lang hin und her zu laviren und alle seine Ufer und seine unzähligen Buchten mit den Befestigungen über denselben in ganz nahen Augenschein zu nehmen.

Nach vierstündiger Fahrt legte unser Kahn endlich zwischen unzähligen Leviathans an; wir sprangen ans Land und freuten uns, nach wochenlanger Wanderung wieder in der civilisirten Welt zu sein. Civilisirt, besonders nach wochenlangem Umgang mit bretonischen Bauern, waren die Gesichter der vielen Marineoffiziere, die uns begegneten; civilisirt war die Dame, die in einem der ersten Häuser am Hafen, am Flügel sitzend, in dieser fernen Stadt eine Sonate von Mendelssohn spielte: — Heil dir, mein Vaterland!

Bilder aus Dänemark.

(1859.)

I.

Es gibt unschuldig aussehende, höchst geachtete Bücher, die gefährlicher sind, als die verschrieensten. Lord Bacon's Essays sind ein Buch voll Weisheit, aber es kann Schlimmes wirken, es kann verführen, wie Aretin's Buch mit den Illustrationen von Giulio Romano, wenn auch auf anderem, idealerem Gebiete. Sein kaum zwei Seiten langer Essay über die Freuden der Lektüre, nebenbei gesagt eines der größten stylistischen Meisterstücke, kann Bücherwürmer fabriziren, die alle Pflichten des Kindes, Gatten, Vaters, Bürgers und Menschen vernachlässigen; sein Essay über das Reisen kann aus den Menschen Störche machen, und zwar überzeugte Störche, Störche von Gesinnung, die im Stande sind, auf ihr Vagabundenthum stolz zu sein und auf alle gesitteten Hausthiere mitleidig herabzusehen. Bacon macht aus dem Reisen eine erhabene Kunst, eine Art Alchymie, die aus Unbedeutendem Gold schafft, aus der bloßen Bewegung eine Form und Manifestation der Idee, aus dem Ausflug einen alexandrischen Eroberungszug. Warum nicht reisen, wenn man mit einigen Thalern in der Tasche ein Goldmacher, Künstler und Eroberer werden kann? Auf, nach Valencia! ruft der Eine: „En route pour la France!“, der Andere, „Italien! Weib pack ein!“ der Dritte — und der Vierte, wenn er sich zufällig in Hamburg aufhält: Auf, nach Altona, nach Kiel, nach Kopenhagen zu Thorwaldsen, nach Helsingör zu Hamlet!

Man hat den Essay von Bacon gelesen, man fühlt sich von der heiligen Pflicht durchdrungen, wieder einmal einen Winkel der Welt zu beschauen; schon hat man einen Handsack gepackt,

schon einen gefälligen Freund beredet, einige Stationen weit mitzureisen, schon sind wir im Bahnhof von Altona. Wir brausen durch den schönen Wald von Pinneberg, dann weiter durch das stammverwandte, hier etwas monotone Land von Holstein und sind nach drei Stunden in Kiel, um uns sofort zu überzeugen, daß wir an der Gränze Deutschlands, dem Wesen nach im ächtesten Deutschland sind. Denn

a) ist die herrliche Bucht, die sich gleich bei Ankunft vor uns aufthut, in Deutschland selbst so unbekannt, wie sie es als eine deutsche Schönheit sein muß,

b) liegt in ihr, dem herrlichsten Kriegshafen der Welt, in dem eine deutsche Flotte wie in Abrahams Schooß ruhen könnte, nicht ein einziges deutsches Kriegsschiff,

c) ist dieser herrlichste deutsche Hafen halbdänisch,

d) hat er schon Franzosen und Engländern die ersprießlichsten Dienste geleistet,

e) hätte ihn Rußland gar zu gern.

Uebrigens ist Kiel nicht peu connu en histoire, und wir wollen uns bei Beschreibung seiner Giebelhäuser und stillen Gassen um so weniger aufhalten, als diese noch stiller waren als gewöhnlich; denn die hundert fünfundzwanzig Studenten und zweiundvierzig Lehrer, deren sich die berühmte Universität erfreut, waren meist auf Pfingstreisen. Auch wanderten wir sofort durch die prächtige Allee, an wohnlichsten Landhäusern vorbei nach dem idyllischen Seebade Düsternbrook, das viel zu wenig bekannt ist, einer Anhöhe entgegen, um eine Uebersicht des Golfes zu gewinnen. Da kamen wir an einer großen Merkwürdigkeit vorbei, an einem Erzeugniß deutschen Fleißes, deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Assimilirungskraft: ich meine die Cyklopen-Mauer, die nicht von Cyklopen, sondern im Gegentheil von dem gelehrten Archäologen Forchhammer aufgeführt worden und welche die Bestimmung hat, die Chaussee gegen das Gerölle einer Anhöhe zu schützen. Sie kam mir vor, wie ein Cyklop in Frack und weißer Kravatte. Ihren mit Kunst wild-

gemachten Steinen sieht man den gelehrtesten Willen an, sich wild pelasgisch an einander zu reihen und so zu thun, als ständen sie in Mykene und nicht in Düsternbrook -- eine Absicht, die offenbar so gut gemeint ist, daß sie nicht im Geringsten verstimmt. Ich bedauere nur die Archäologen der Zukunft, die, eine Cyklopen-Mauer in der Nähe von Hünengräbern findend, erst recht nicht wissen werden, was aus den Pelasgern zu machen; waren sie Urgriechen, waren sie *Πελασγοι*, oder waren sie sogar Germanen? Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir ebenfalls eine Frage. Warum hat man noch nicht folgende Hypothese aufgestellt? Pelasger und Hellenen bildeten ursprünglich einen Staat, aber eine Art Feudalstaat. Die Pelasger waren die herrschenden Könige und Barone, die in den cyklopischen Bauten hausten; die Hellenen waren die unterdrückte und beherrschte Menge. Die Hellenen, die wir bereits aus Mythe und Geschichte kennen, sind die durch Revolutionen bereits befreite Menge, welche, halb republikanisch, halb monarchisch, in neuen Ideen und alten Traditionen lebend, die neue Kulturperiode beginnen. Das gehört freilich nicht hieher, aber solche Fragen erfüllen die Luft einer Universitätsstadt und drängen sich beim Anblick einer funkelnagelneuen Cyklopen-Mauer mit Gewalt heran. Doch konnten sie uns nicht die Ruhe rauben, die man mit der Luft vom Düsternbrook einathmet. Das Wehen und Lispeln in den üppig belaubten Bäumen, die stillen Landhäuser, die mäßigen Hügel, die den Golf bekränzen, das sanft dahinstreichende Segel, der milde Wellenschlag, die Fischerdörfer am anderen Ufer — Alles flößt den Glauben und das Gefühl ein, daß hier aufgeregte und kranke Lebensgeister und Nerven auch ohne Seebad zu Gesundheit und Ruhe gelangen. Hier badet vor Allem die Seele in sanftem und erfrischendem Wellenschlag. Hier findet der ruhelose Wanderer wieder einen jener unzähligen Punkte, wo er die ersehnte Hütte oder das bescheidene Landhaus mit zehntausend Bänden ausgewählter Bücher, mit Statuen im Garten, mit italienischen Bildern in den Stuben, mit Rheinwein

im Keller zu besitzen wünscht. Man sieht, ich schildere die Schönheit der Natur nicht in ihren Einzelheiten, sezirend, anatomisirend, tödtend, sondern wie ein Meister in ihren Wirkungen auf das Gemüth.

Gegen Abend machten wir einen Spaziergang um das äußerste Ende des Golfes, und auf diesem Wege hatten wir einen Cicerone, wie man sich ihn unmöglich besser wünschen kann, denn dieser Cicerone versteht es nicht nur, mit Bauern und Fischern Plattdeutsch und die Sprache ihres Herzens zu sprechen, er versteht und deutet auch die Sprache des Strauches am Wege, der Welle am Strande, des Vogels und der Abendwolke. Der Leser wird mir Das glauben, wenn ich ihm sage, daß dieser Cicerone Klaus Groth Quickborn heißt. Es kennt ihn hier jedes Kind — was kein Wunder wäre, da er den Kindern das schöne Buch Vor de Doeren geschrieben, wenn die Kinder nicht die größten Egoisten und undankbarsten Geschöpfe der Welt wären, die sich wenig um die Urheber der Gedichte kümmern, die sie auswendig lernen — und es kennt ihn jeder Erwachsene. Ein Mann, der uns seine Wohnung nicht zu zeigen wußte, schämte sich dieser Unwissenheit und versicherte, daß er den Poeten ganz wohl kenne. Wir entrissen ihn seiner gemüthlichen Dichterwohnung, und er führte uns durch einen langen, von Hecken eingefaßten Hohlweg der Art, wie sie für Holstein im Ganzen charakteristisch sein soll. Diese Hecken haben den holsteinischen Jägern den Krieg sehr erleichtert, und dieser Umstand sowohl, als diese Hecken erinnerten mich an das Boccage, das, ebenfalls von solchen Hohlwegen und Hecken durchschnitten, den „großen Krieg", den Krieg der Chouans gesehen und, durch seine Beschaffenheit begünstigt, ihn so verlängern und wirksam machen konnte. Beide Länder haben überhaupt in Natur und Geschichte viel Aehnlichkeit. Beide sind zum Theil angeschwemmter Grund, und die Bewohner beider mußten sich gewöhnen, auf dem schwanken Boden mit strammen Beinen zu stehen, und in sich viel Ruhe und Widerstandskraft ausbilden; beide führten Kriege für

ihre Unabhängigkeit; die Bewohner Holsteins möchten sich ihrer Regierung mit derselben Loyalität entäußern, mit der die Söhne des Boccage an der alten hingen; das Boccage hatte in seinem Bestreben ebenso die Majorität der Nation gegen sich, wie Holstein die Majorität der vaterländischen Regierungen. Ob die von Boccage eben so ehrenfeste und redliche Leute sind, wie die Holsten, weiß ich freilich nicht, da ich, in jenen Gegenden wandernd, keinen solchen Apologeten seiner Heimat an der Seite hatte, wie hier. Klaus Groth erzählte mir von der Tüchtigkeit und Ehrlichkeit seiner Landsleute manche schöne Geschichte. Eine ziemlich hochgestellte Gerichtsperson beklagte sich beinahe über ihre Ueberflüssigkeit, da in ihren Gerichtsbezirken so viel wie Nichts zu thun sei. Kein Verbrechen, kein Vergehen! Ein Königreich, ein Dänemark für ein Verbrechen!

In einem gewissen Gehölze dieses Bezirkes, an einer Quelle, an der ein Weg vorbeiführt, steht seit zehn, sage seit zehn Jahren dasselbe Trinkglas. Es ist nicht angekettet, wie dergleichen öffentliche Trinkgefäße zu sein pflegen, es steht frei da, seit zehn Jahren, am Wege, an der freien Quelle. Ich finde dieses Glas sehr rührend, eben so wie ich immer gefunden habe, daß jene Ketten an den unheimlichen, meist eisernen Bechern eine Anklage gegen das Menschengeschlecht rasselten und zu beweisen schienen, daß es selbst Ketten verdiene. Besagtes Glas sollte, wenn es einmal sein irdisches Dasein beschließt, in seinen Scherben im Germanischen Museum aufbewahrt werden.

Noch Manches fanden wir, was in ein Germanisches Museum paßte, z. B. in dem Dorfe, dem wir uns um den Golf biegend näherten, auf vielen Giebelspitzen der Bauernhäuser und Scheunen jene geheimnißvollen Pferdeköpfe, welche wahrscheinlich aus uralter sächsischer Zeit stammen und die Manche als Ueberreste des Wodansdienstes betrachten, oder im Sandkruge, einer gemüthlichen Kneipe, die sich jetzt geschmacklos und platt Wilhelminen-Höhe nennt, die berühmte Rothe Grütze, die es verdiente, ihre Herrschaft über weitere Länderstrecken auszudehnen.

Aber so sind die Deutschen; sie wissen ihre schönsten Eigenthümlichkeiten nicht geltend zu machen.

Dann kamen wir in ein anderes Dorf, Ellenbeck, ein liebliches Nest, wie gemacht, um eine Idylle dahin zu verlegen; ein ins Nordische und Gemüthliche aus dem Südlichen und Antiken übersetztes Bild Leopold Robert's. Klaus Groth mußte sich da sehr heimisch fühlen, und darum mußten wir ihm trotz Sturm und Regen dahin folgen. Es liegt unmittelbar am Golf, an einem kleinen Abhange, von dem herab sich zwischen den Hütten breite, mehr als jene archäologische Mauer pelasgisch aussehende Treppen herabziehen. Auf den Stufen zerstreut sitzen Weiber und Mädchen am Wasser, treiben sich unzählige blondköpfige Kinder herum, die sich neugierig um die Fremden drängen, an den Bäumen hängen Fischernetze, welche die Eigenthümer mit langen Nadeln ausbessern. Man lädt uns ein, in die Hütten zu treten, die reinlich und wohnlich sind, jedoch wie Schiffskajüten anmuthen. Es ist, als hätten sie hier ihre Schiffe ans Land gezogen, um von einem langen Wanderleben in gastlicher Bucht auszuruhen. Aber die Knaben sprechen von neuen Reisen, und Einer will Admiral werden. Vielleicht haben wir mit einem künftigen Suffren, Jean Bart oder Tromp gesprochen.

Abends fuhren wir unter einem Regenbogen über den Golf zurück dem Dampfschiffe zu, und ich verlasse Freund und Gastfreund.

Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?

Mich Einsamen trägt die Princeß fort, und zwar dem Sturme entgegen, so bald wir die friedliche Bucht von Kiel hinter uns haben. Der Mond, die Sterne, der ganze Himmel war seekrank. Und Gräßliches begann, solches, das man am Besten nicht beschreibt. Als ich des Morgens, bei heiterem Sonnenlichte, aus den Tiefen auf das Verdeck tauchte, schlichen gestern noch blühende Gesichter umher wie Schatten, die den Obolus vergessen und um den Eingang der Unterwelt schweben. Aber

hier locken schon die grünen Ufer Amager's, dort grüßt Schweden, mit jenem Malmö, das uns so viel Verdruß und Kopfbrechen verursachte in Zeiten, die entschwunden sind.

Kopenhagen präsentirt sich so schön, als man es nach den rühmendsten Beschreibungen erwartet. Läge es nicht so flach, erhöben sich seine hintersten Häuserreihen nur etwas über die vorderen, hätte es einige begränzende Höhen im Hintergrunde, es könnte sich mit den schönst gelegenen Seestädten messen. Die beiden Forts, die sich am Eingange in den Hafen unmittelbar aus dem Wasser erheben, tragen, wenn auch nicht durch ihre Bauart, doch durch ihre Lage das Ihrige zur malerischen Schönheit Kopenhagens bei und trösten wohl schon dadurch die patriotischen Dänen, die alles Dänische gern gelobt sehen, darüber, daß sie ein englisches Bombardement eben so wenig verhüten könnten, als es ehemals die alten Befestigungen vermochten. Der Hafen dehnt sich groß und herrlich aus. Er ist in zwei Theile geschieden; in dem einen drängen sich voll Leben und Bewegung die Handelsschiffe aller Nationen, in dem anderen schlafen die Kriegsschiffe einen traumlosen Schlaf. Diese Orlogsschiffe sind gewaltige Gebäude, aber wie der Name uns veraltet scheint, so scheinen sie selbst veraltet und obsolet. Wie sie abgetakelt und unter Dächern da liegen, machen sie den Eindruck, als hätten sie schlafend die Decke über den Kopf gezogen und als murmelten sie: wir wollen schlafen, die Geschichte, die da draußen vorgeht, geht uns nichts an. Gott und die Dänen mögen es mir verzeihen: diese alten Kriegsschiffe erinnerten mich an die osmanische Flotte, die eben so, nur etwas mehr vernachlässigt, im goldenen Horn schnarcht. Was den Türken Navarin, war den Dänen wohl das englische Bombardement, wenn man überhaupt einem einzelnen Ereignisse den Tod einer Flotte zuschreiben kann. Einzelne Ereignisse in der Geschichte sind meist nur der Schlußpunkt einer Periode, und es liegt im Grunde wenig daran, ob dieses Ereigniß einige Jahre früher oder später eintritt. In Beziehung auf Flotten ist das noch mehr der Fall,

als in Beziehung auf jedes andere Organ einer Nation. In keinem herrlichen Kriegsheer, in keiner gesetzgebenden Versammlung, in keiner Bank oder Akademie konzentrirt sich das Leben eines Volkes so intensiv und so ausgesprochen, wie auf der Flotte einer seefahrenden Nation. Ist die Zeit dieser Nation vorüber, dann ist es gleichgültig, ob sie in Grund gebohrt, ob sie entführt wird, oder ob sie unthätig im Hafen verfault.

Daß die im Kriegshafen schlummernde Flotte dereinst Dänemark einen respektablen Theil der Weltherrschaft gegeben, daß die daneben noch ein- und auslaufenden Handelsschiffe bis auf den heutigen Tag ihre Pflicht thun, erkennt man bei den ersten Wanderungen durch die Stadt. In vielen Theilen Stille und Oede, wie in einer pensionirten Großstadt, in vielen anderen Leben und Bewegung eines vergnügten und wohlhabenden Völkleins, das nicht verlernt hat, seine Kräfte zu brauchen, sich zu regen und im Gefühle seiner Kräfte und in der Sicherheit, die Fleiß und Muth gewähren, sich der Freude hinzugeben. Aber die Stadttheile, die aus alter Zeit stammen, zeugen von einer Größe, einem Bewußtsein, einem ausgesprochenen Charakter, welchen die modernen Straßen nicht aufzuweisen haben. Es ist der Anfang des 17. Jahrhunderts, der Kopenhagen den Stempel aufgedrückt hat, welchem es seine historische Physiognomie verdankt, und in der That ist das die bewegteste, am Weitesten ausgreifende, so zu sagen, kosmopolitischste Zeit Dänemarks. Die Gebäude, die aus dieser Zeit stammen, wie z. B. die Börse, haben einen größeren und edleren Charakter, als ihre Zeitgenossen aus anderen Ländern, in denen in dieser Epoche schon Kraft und Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts erstorben waren. Dänemark aber befand sich damals in voller Thätigkeit und war dazu in seinem Norden außerhalb des Verfalls, der sich des ganzen Südens bemächtigte. Dieser Umstand ist für die bedeutenden Bauten Dänemarks überhaupt bezeichnend. An Schlössern und Palästen, die erst unter Christian IV. aufgeführt sind, entdeckt man mit Staunen eine Einfachheit, eine Kraft,

einen Geschmack, wie sie weiter südlich nur zu Anfang der Renaissance, ungefähr hundert Jahre früher, vorkommen. In der Frische des Nordens hat sich die schöne Südfrucht länger konservirt, als in ihrer Heimat, und unter Christian IV. fühlte sich Dänemark, caeteris imparibus, wie sich Frankreich unter Franz I. gefühlt hatte. Aber im Verlaufe des siebenzehnten Jahrhunderts kam es mit dem übrigen Europa schon zu sehr in Berührung; die Geschmacklosigkeit des großen Jahrhunderts Ludwigs XIV. machte sich auch hier geltend, und Perücke, Zopf und Puder charakterisiren hier wie in anderen Städten, was Könige, Adel und Zünfte geschaffen. Doch auch diese Schöpfungen zeugen noch vom speziellen Reichthume Dänemarks und von der Verschwendung des Adels und der Könige, die immer an Versailles dachten, hier wie in anderen Ländern. Die Kapitel-Ueberschriften der Geschichte, die man aus dem steinernen Buche Kopenhagens herauslesen kann, lassen sich also ungefähr wie folgt bezeichnen: Nachträgliches 16. Jahrhundert (siehe Börse, Arsenal und einige Kirchen); überwundenes Hof-Lakaienthum (siehe die verödeten, geradlinigen Straßen mit Wappen und Eisengittern und die grasbewachsenen Plätze vor den Schlössern); fortlebendes Bürgerthum am Hafen und in der modernen Stadt, und endlich neuester Anbau des konstitutionellen Staatsbürgers und die Landhäuser, in denen Börsen-Spekulanten, wie überall, von ihren Spekulationen nicht ausruhen.

In dieser letzteren Beziehung, was die neuen Bauten und ihre Bewohner betrifft, hat Kopenhagen Aehnlichkeit mit allen großen Städten des Kontinents; was es aber auszeichnet, ist seine herrliche Natur, die eigentlich seine Architektur, seinen Reichthum und seine Armuth gleichgültig macht. In welchem Zustande immer, Kopenhagen in seiner Lage wäre stets eine reizende Stadt — und wäre es gebaut wie Mannheim. Sie liegt in einem Strauße, den Amphitrite lächelnd in Händen hält und den Göttern des Olymps zeigt. Es gibt wohl kein Meer, das zugleich mit einer solchen Stadt eine solche Fülle der Vegetation

wiederspiegelt, und wohl kein Seeufer, das sich bis zum äußersten Rande mit solchem Kranze schmückt. Die Zweige der Linde und der Eiche, die Blüthen des Apfelbaumes und des Fliederstrauches nicken ihre Grüße den geheimnißvollen Meerpflanzen zu, die ihnen aus krystallener Welt entgegenblicken. Die sogenannte „Lange Linie", die aus dem Treiben des Hafens, an der Citadelle vorbei, hart am Meere durch dichten Laubschatten dem Norden entgegenführt, während neben dem Spaziergänger der Fischer mit dem Netz in der Hand durchs Wasser watet, links überall freundliche Häuser aus dem Gebüsche blicken, rechts unzählige Segel weißschimmernd sich von der blauen Fläche abheben und den Sund beleben, aus naher Ferne die Küste Schwedens grüßt, und ganz nahe vor uns feenhaft duftig hinter feinen Dünsten und hinter dem durchsichtigen Schleier, den der Hafen aus Tauen und Raaen webt, die Stadt wie eine Fata Morgana zittert — die Lange Linie ist an schönen Sommertagen gewiß einer der schönsten Spaziergänge der Welt. Ihre Schönheit muß Odysseen wecken in jeglicher Phantasie und jene Sehnsucht ins Unendliche, wie jedes große Kunstwerk. In dieser Allee auf- und abwandernd, glaubte ich nicht mehr, daß jene Nordlandsrecken nach Sizilien, Peloponnes und Byzanz segelten, um einer rauhen Heimat zu entfliehen, ich glaubte, daß die Eine Schönheit in ihnen die Sehnsucht nach der anderen erweckte, und daß sie die Herrlichkeit des Südens aufsuchten, weil sie die Wahlverwandtschaft alles Schönen dazu zwang. Sie waren die unwillkürlichen Boten, die dem griechischen Archipel und dem Hellespont die Grüße der nordischen Geschwisterkinder, der baltischen Inseln und des Sundes brachten. Freilich habe ich die Lange Linie an sonnigen Juni-Morgen und -Abenden durchwandert; in Dezember-Tagen hätte ich schwerlich solche Phantasieen gehabt.

Aber Thorwaldsen! Rechtfertigt nicht auch dieser nordische Grieche solche Phantasterei?

Man kann nicht von Kopenhagen sprechen, ohne immer und

immer an Thorwaldsen zu denken; er ist der Genius loci, er erfüllt die Stadt in allen Räumen, bis in die entferntesten Winkel, wie ein Gewässer, wie ein Duft. Schon auf hoher See sagt der dänische Reisegefährte zum Fremden: Sehen Sie dort den stumpfen Thurm mit dem Kreuze darauf? Das ist die Frauenkirche; da ist die große Johannes-Gruppe, da sind Christus und die Apostel und der Engel mit dem Taufbecken von Thorwaldsen. Im Hafen erinnern die geschnitzten Schiffsfiguren an die Schule, die der große Bildner bei seinem Vater durchmachte, die Primärschule in Holz; an Landhäusern und in den Straßen sieht man Basreliefs und Zeichnungen nach Thorwaldsen; in den Häusern Krüge, Blumentöpfe, Vasen in Biscuit und gebrannter Erde, die den Einfluß eines von den Musen und Grazien gesegneten Genius bekunden. Endlich gelangt man auf den Platz, wo neben der Königsburg und dem Hause, in dem sich die Vertreter des Landes versammeln, sich wie ein Tempel das Thorwaldsen-Museum erhebt, und tritt man in dieses Museum, das an siebenhundert Werke des Meisters enthält, und denkt man noch an die Frauenkirche und an den Einfluß, den dieses Genie auf seine Landsleute ausgeübt, und an den gerechten Stolz, den es ihnen eingeflößt — dann muß man zugeben, daß nie ein Künstler seine Vaterstadt so reich beschenkt hat, wie Thorwaldsen Kopenhagen. Man muß bekennen, daß wenige Menschen in der Geschichte ihr Vaterland auf so schöne Weise ausgestattet, daß wenige auf diese Art Wohlthäter ihrer Landsleute geworden. Und dieser Mann hat in dem monumentsüchtigen Kopenhagen kein Monument? Nein! Aber man kann darum den Takt und den guten Geschmack der Kopenhagener nur loben. Mit größerem Rechte als die Londoner Paulskirche kann Kopenhagen dem Fremden antworten: Quaeris monumentum? Circumspice! — In der That ist ganz Kopenhagen sein Monument. Vor ihm war es ein Kaufmannshafen, in dem herrschsüchtige Adelige, ganz und halb verrückte Könige ihr Wesen trieben, und nebenbei eine schöne Stadt — jetzt sieht, wer Augen hat, zu sehen, Geister

durch die Luft schreiten, die schön sind, wie Thorwaldsen'sche Grazien, und dem Empfindenden sind in solcher Gesellschaft Nacht und Morgen so hold, wie jene Basreliefs, die wir alle kennen.

Denn mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß.

Das Thorwaldsen-Museum ist die größte Merkwürdigkeit Kopenhagens und allein schon eine Reise werth. Es ist einzig in seiner Art, denn nie hat sich eine Nation diese Mühe gegeben, die sprechenden Zeugnisse der Größe eines ihrer Söhne so gewissenhaft und so vollständig auf einem Punkte zu versammeln, wie es hier geschehen. Dieser Tempel ist das Innere eines großen und schöpferischen Lebens, und staunend blickt man hinein und fast erschrocken über die Kraft, die Einem gesegneten Menschen verliehen sein kann. Man blickt in diese großen Hallen und kleinen Loggien, die mit Werken der Schönheit angefüllt sind, und man glaubt, in den Geist des Bildners zu sehen, aus dessen weiten Werkstätten und stillen Winkeln die herrlichen Gedanken gebildet und verkörpert hervortreten. In der Mitte dieser lebenden Gedanken liegt das Grab des Künstlers, und um das Grab und die Werke drängt sich ein Volk, das sich an diesen Gedanken erfrischt — und die Unsterblichkeit wird ein faßlicher, sich verkörpernder Gedanke.

Es kann meine Absicht nicht sein, einen Führer durch diese Galerie zu schreiben: das ist schon auf eine bessere Weise geschehen, als ich es zu thun im Stande wäre. Ich will nur auf eine Seite des vielseitigen Thorwaldsen'schen Genius aufmerksam machen, welche man über seinen höheren Schöpfungen, den rein idealen, meist zu sehr übersehen hat: ich meine sein Talent für das Portrait im Medaillon, in der Büste und in der Statue. Hier ist eine Schaar von zeitgenössischen Gesichtern versammelt, welche dereinst dem Historiker, der in Gesichtern wie in Aktenstücken zu lesen versteht, so gut dienen werden, wie die zuverlässigsten Quellen. Die Physiognomieen Wilhelms von Humboldt,

Joseph Poniatowsky's, Pius' VII., Horace Vernet's, Kardinal Consalvi's, König Ludwig's von Baiern, Napoleon's, Walter Scott's, Lord Byron's, Metternich's, Schwarzenberg's, Alexander's von Rußland, Christian's VIII., Friedrich's VII., Tiedge's und unzählige andere sind eben so viele Blätter aus unserer Kultur-, aus unserer Leidens- und Freudengeschichte. Die Portrait-Statue, die sich in der letzten Loge der linken Galerie befindet — sie stellt irgend eine Gräfin oder Fürstin vor, ich glaube die Fürstin Bariatinska — gehört mit zum Schönsten, was in diesem Genre überhaupt gemacht ist. Ich glaube nicht, daß die griechisch-römische Zeit, die in diesem Fache so stark war, etwas Schöneres hervorgebracht, und daß ich übertreibe, wenn ich sage, daß sie die sogenannte Julia im Louvre übertreffe. Sie ist entzückend durch Schönheit, Anmuth und Leben; die geheimnißvollste Idealisirung der Realität. — Es ist schwer, sich bei Thorwaldsen darüber klar zu werden, was ihn zu einer besonderen Persönlichkeit mache, was ihn von den großen Meistern der Antike unterscheide. Der äußeren unterscheidenden Merkmale in der Skulptur sind so wenige, und nähert man sich dem Ideal, so nähert man sich der Antike und erscheint höchstens als ihr Fortsetzer, wenn man nicht als eine ganz ausnahmsweise Erscheinung mit riesiger Kraft wie Michel Angelo aus dem Zusammenhange mit der Weltgeschichte heraustritt, wie ein Titan aus der Reihe der Olympier, oder wenn man nicht, wie Bernini, die Kunst, die der Ewigkeit angehört, dem flüchtigen Momente unterwirft. Die Portraits Thorwaldsen's halfen mir, gaben mir den Schlüssel zu seiner Eigenthümlichkeit, seiner Persönlichkeit. Wie er diesen ihre Geschichte, ihren ethischen Inhalt zu geben und sie dadurch zu idealisiren, da, wo die weibliche Schönheit vorwaltet, zur höchsten Ideal-Statue zu erheben versteht, so gibt er wieder den Ideal-Statuen eine kleine Dosis Realität, die sie uns menschlich näher bringt. Die gewisse Unnahbarkeit, die auf der griechischen Skulptur als auf einer vorzugsweise religiösen Kunst liegt, entfernt uns nicht von den

Thorwaldsen'schen Idealen; sie erfüllen uns auch nicht mit jener unendlichen Wehmuth und Sehnsucht, die vielleicht aus dem Gefühle der Entfernung zwischen uns und dem Ideale entspringen. Thorwaldsen ist unser Zeitgenosse; seine Ideale stehen uns näher, so zu sagen nicht auf so hohen Piedestalen, wie die Antike, darum vielleicht überhaupt tiefer. Er ist weniger olympisch, er ist mehr irdisch; er ist ein Grieche, so weit es der große Künstler immer ist, aber er ist ein Sohn unserer Zeit. Er ist, abgesehen vom Hinken eines jeden Vergleiches, ein umgekehrter Goethe; während dieser die Realität idealisirt, gibt Thorwaldsen dem Ideale einen Beigeschmack der Realität.

Da bin ich, wo jeder Deutsche ankommen muß, wenn er eine halbe Stunde geplaudert hat, und wo er nicht aufhören kann, wenn er sich nicht mit Energie Schweigen gebietet. So will ich hier meinen ersten Brief schließen.

II.

Ich schreibe Ihnen zwischen halb zehn und zehn Uhr Abends, am Fenster sitzend, ohne anderes Licht, als das mir der Himmel direkt zusendet. Die Laternen auf dem Kongens Nytorv, dem größten und schönsten Platze Kopenhagens, auf dem mein Hotel liegt, sind zwar entzündet, aber sie verzehren ein ästhetisch-nutzloses Flackerleben. Sie beleuchten nur sich selbst, aber Niemand bedarf ihrer, so hell ist es noch in dieser Stunde, und diese Helle verwandelt sich noch spät in der Nacht in ein bloßes Zwielicht. Obwohl man das Alles von der untersten Schule her weiß und und es sich berechnen kann, daß es in Kopenhagen im Juni so ist und sein müsse, überrascht die Erfahrung darum nicht minder und erfreut, wie eine Probe, welche die Richtigkeit eines gelösten Rechen-Exempels beweist. Diese von der Natur gelieferten florentinischen Nächte wissen die Kopenhagener, das vergnügungs-

süchtigste Völkchen der Erde, mit Vortheil auszubeuten, eben so wie sie im Winter den gefrorenen Sund zu Schlittschuh-Partieen im großartigsten Maßstabe und zu allerlei Unterhaltungen über den Abgründen des Meeres zu benutzen verstehen. Die beiden Vergnügungsorte Tivoli und Alhambra können lange suchen, bis sie ihres Gleichen finden. Sie übertreffen bei Weitem Cremorn gardens, Vauxhall, prè Catalan und Wurstelprater — wenn nicht durch ihre Ausdehnung, so doch durch den Geschmack ihrer Anlagen, durch die Gemüthlichkeit ihrer Atmosphäre und durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Genüsse, die sie für wenige Kreuzer bieten. Da findet man jegliche Art von Unterhaltung, von der kindischsten angefangen, bis hinauf zur künstlerischen. In Alhambra gewährt schon der bloße Anblick der ganzen Anlage im reinsten maurischen Style einen wahrhaft künstlerischen Genuß; das kleine Theatergebäude daselbst ist ein wahres Kleinod, und die Leistungen seiner Künstler stehen in keinem zu argen Mißverhältnisse zu der schönen Schale. Ich sah daselbst eine Ballettänzerin, die das große Stadttheater hatte verlassen müssen, weil sie den Hermelin ihres Rufes etwas befleckt hatte. So tugendhaft ist man in Kopenhagen, und solche Anforderungen stellt man selbst an Ballettänzerinnen! Tivoli hat vor Alhambra die größere Ausdehnung voraus und besaß außerdem noch vor Kurzem eine große Menagerie, deren bedeutendste Mitglieder, als da sind Tiger, Eisbären ꝛc., vor einigen Tagen auf das Jämmerlichste zu Grunde gingen. Der Paris, der den Untergang dieser Helden verursachte, war, wie immer, ein Affe. Er spielte mit dem Feuer, das ist mit Zündhölzchen, und die ganze Menagerie ging in Flammen auf. Die armen Thiere heulten in ihren Käfigen, aber die mitleidigsten Gemüther konnten sich nicht entschließen, einen Tiger, einen Löwen ꝛc. in ihren Armen aus den Flammen zu tragen. So gingen sie jämmerlich zu Grunde — auch der Anstifter des Unheils, der Affe, wurde von den Flammen verzehrt. Man sagt, er wollte sterben. Bei dieser Gelegenheit ging für Kopenhagen und für mich ein inter-

essanter Genuß verloren. Die Kopenhagener nämlich lieben das Harlequin- und Pantomimen-Theater beinahe so leidenschaftlich, wie die Italiener, und Tivoli wie Alhambra führen alltäglich ihren Pierrot vor. Der Dichter Henrik Herz, den wir als Verfasser von „König René's Tochter" kennen, schrieb eine Pantomime für das Tivoli-Theater, und es ist vorauszusetzen, daß dieser phantasievolle und romantische Poet etwas Schönes geliefert. Sie sollte gerade in den Tagen meiner Anwesenheit aufgeführt werden, aber alle dazu verfertigten und schon bereit liegenden Requisiten sind bei dem Affenbrande zu Grunde gegangen, und ich bin um den Genuß betrogen. O, die Affen! In allen Weltgegenden sind sie schuld am Untergange der Stärke und am Verderben des Schönen.

Diese, so wie alle anderen Belustigungsorte sind gleichmäßig von Söhnen und Töchtern aller Stände besucht. Ein vornehmes Herabsehen oder Abschließen kennt man in dieser Beziehung nicht. Die Tochter des kleinen Krämers lustwandelt da neben der elegantesten Dame der besten Gesellschaft, und in der That könnte die zimperlichste Stiftsdame diese Orte besuchen, ohne daß die feinste Stelle ihrer sammtnen Seele verletzt würde. Bei aller Vergnügungssucht zeichnet sich das Kopenhagener Publikum durch seinen Anstand, sein maßvolles Benehmen aus. Ich erinnere mich nicht, irgendwo, auch im ärgsten Gedränge, je ein Symptom von Rohheit gesehen zu haben. Man wandelt umher, man freut sich an den Schauspielen, den gymnastischen Uebungen, den Wasserfahrten, den Feuerwerken, am Orchester des großen Lumbye, des hiesigen Strauß und Lanner, und kehrt spät in der Nacht eben so ruhig und heiter in die Stadt zurück. An den Belustigungsorten erkennt man es klar, wie demokratisch das Land ist. Wie ganz andere Erfahrungen habe ich in Holland gemacht, wo das Volk roh und gemein, die Stände im höchsten Grade exklusiv sind, und trotz aller Gesetze die krasseste religiöse Intoleranz herrscht! Von all Dem ist in Dänemark nicht die Rede. Die wenigen Adeligen, die sich noch etwas auf ihren Adel einbilden,

spielen nur eine kleine Rolle im Staate und werden bald gar keine spielen. So kann man wohl annehmen, daß die noch so junge demokratische Verfassung aus den Sitten des Volkes herausgewachsen ist, und daß sie Bestand haben wird; wie man andererseits annehmen kann, daß Hollands Sitten seiner Verfassung nicht mehr entsprechen, und daß sein König bald in seinem Königreiche versuchen wird, was ihm als Herzog von Luxemburg schon gelungen ist. Als eine Verkörperung dieses dänischen Wesens betrachtete ich mit Freude den ehemaligen Minister, jetzigen Präsidenten des höchsten Tribunals, Herrn Banks, eine Größe Dänemarks, wie er in seinem grauen, alten Hut, mehr als einfach, durch die Gassen ging, und ließ ich mir erzählen, wie er als Minister, mit dem Portefeuille unter dem Arme, auf dem Bocke des Omnibus zum Könige hinausfuhr, um Conseil zu halten.

Die demokratische Verfassung ist in der That eine Wahrheit. Alle Elemente des Staates wirken im Staate mit, und alle Stände mit Ausnahme einer unendlich kleinen Partei freuen sich ihrer aufs Aufrichtigste. Man fühlt allgemein, daß man auf dem Niedergange begriffen gewesen, daß diese Verfassung allen Venen und Arterien des alten Körpers frisches Leben eingegossen, und daß man ihr eine Fristung würdigen Bestehens verdanke. Es ist auch ganz natürlich, daß die Dinge so geworden sind. Dänemark litt vorzugsweise unter einer Oligarchie, und nirgends war der Adel so wenig berechtigt, selbst historisch so wenig berechtigt, wie in diesem Lande. Er ging weder aus einer Eroberung, noch aus Verträgen, noch aus der Nothwendigkeit eines Schutzes hervor. Er hat einfach den freien Bauer unterdrückt, und der Bauer war der Hauptbestandtheil dieses ursprünglich auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Staates. Er hat seine Freiheit und das ihm widerfahrene Unrecht nie vergessen, er erinnerte sich stets seines Rechtes, und daß frühzeitig die Könige im Kampfe gegen die heimischen Unterdrücker auf seiner Seite standen. Mit der lebendigen Erinnerung an die verlorene Freiheit betrat er den Boden der neu gewonnenen, nicht als ein Sklave, der die Kette bricht.

Als er sich nach Freiheit sehnte, wußte er, was er wünschte; die Freiheit war ihm nicht ein verschwommenes Ideal, sondern ein kompaktes Ding, und er brauchte nicht erst den Uebergang durch die Anarchie durchzumachen. Wir werden die Insel Seeland durchwandern und uns überzeugen, daß der Landmann ein so guter und brauchbarer Bürger ist, wie der Städter. — Aber — aber! Ueberall gibt es ein Aber.

Wenn Karl Stuart II. von irgend einem Unglück, Mißverhältniß, Verbrechen sprechen hörte, fragte er sogleich: Who is she? Wer ist sie? — Er setzte immer voraus, daß ein Weib dahinter stecken müsse. — Etwas ist faul im Staate Dänemark. Ueber einen Winkel in seinem Regierungswesen wird jeder ordentliche Däne klagen; einer gewissen Sache wird sich Jeder schämen. Who is she? — Sie ist die Rasmussen, die sogenannte Gräfin Danner. Sie führt, wie man erzählt, eine heillose Wirthschaft.

Frauen dieser Art und Stellung brauchten in Dänemark nicht so schlecht zu werden, wie in anderen Ländern. Sie haben ein Beispiel vor sich, daß man selbst in dieser Stellung einen schönen Duft der Weiblichkeit, einen poetischen Hauch, die Achtung der Geschichte bewahren und in der Erinnerung des Volkes geliebt fortleben könne. Gewöhnlich wird als solches Beispiel die Maintenon angeführt, weil sie schöne Briefe schrieb und mit diesen Briefen die Nachwelt täuschte, wie sie die Mitwelt getäuscht hatte. Sie war die Geliebte eines alten Despoten, dessen scheußlichen Schwächen und Neigungen sie schmeichelte, um ihre eigenen herrschsüchtigen und anderen häßlichen Begierden zu befriedigen. Unweit von Christiansborg, dem Schlosse der dänischen Könige, steht ein schönes Haus mit zwei Giebeln, im Style des sechzehnten Jahrhunderts, das beherbergte eine Königsfreundin und Geliebte ganz anderer und schönerer Art. Hier wohnte Dyveke, das Täubchen von Amsterdam, die Geliebte Christians II. Sie, so wie ihr König und ihre Mutter, die kluge und energische Sigbritte, sind drei so eigenthümliche und theilweise räthselhafte Erscheinungen, daß es, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, weder

der Geschichte noch der Poesie bisher gelungen ist, sie in ihrem ganzen Umfange und in ganzer Wahrheit darzustellen. Man hat, wie ich meine, viel zu wenig den Ursprung der beiden Frauen berücksichtigt. Sie stammten aus dem demokratischen Holland; das Schicksal verschlug sie in ein Land, in welchem eben der Adel seine furchtbarsten Bedrückungen ausübte und in welchem ein Prinz heranreifte, der mitten im Volke wild aufwuchs, für dieses alle Sympathieen hatte und vor dem Adel zitterte, der Volk und Königthum zugleich in Sklaverei zu versenken drohte. Es bedurfte keiner Selbstverleugnung, um sich mit dem Volke zu verbinden; es ist aber sehr die Frage, ob er durch allerlei Elend der schlimmsten Art, durch Krieg, Niederlage, Verbannung und unendlich lange Gefangenschaft auf dieser Seite ausgeharrt hätte, wenn er nicht durch die innigste Liebe mit Dyveke und durch sie mit ihrer Mutter Sigbritte verbunden gewesen wäre. Bei der starken Sigbritte fand er Rath und Muth; bei der sanften und lieblichen Dyveke Trost und Liebe, und er bedurfte all dieser Hülfe, der arme Christian, denn er war verrückt. Mehr als zwei Seelen wohnten, ach! in seiner Brust, und diese zerrten an ihm und drohten stets, ihn zu zerreißen, als wäre er ein an viele Roßschweife gebundener Verbrecher, der zum Zerrissenwerden verurtheilt ist. Die Adeligen haben seine Geschichte geschrieben, darum erscheint er als der blutigste Tyrann, während er nur das traurigste Opfer seines Wahnsinnes war, und dieser Wahnsinn wieder war nur die Folge seiner unglückseligen Antecedentien und seiner Stellung. Im Volksleben, aber ohne alle Bildung aufgewachsen, liebte er das Volk, blieb er rauh und hatte er die Ahnung aller höchsten Bildungs- und Freiheitsideen; als ein Sohn des sechszehnten Jahrhunderts fühlte er auch die Nothwendigkeit der Centralisirung der Königsmacht und der Auflösung des Feudalismus. Er wollte und mußte mit dem Volke gehen, und war ein König; und der Adel, der ihm gegenüberstand, war stärker als er. Ein Vater des Volkes, zwang ihn der Adel, ein Henker zu sein. Protestant in Dänemark, zwang ihn die Politik, Katholik in

Schweden zu sein; Freund des Volkes in Dänemark, mußte er das Volk in Schweden bekriegen, und den König, zu dem das dänische Volk Hülfe suchend und hoffend aufblickte, sieht das schwedische nur, wie er bis an die Knöchel durch das Stockholmer Blutbad watet. So groß sind die Widersprüche im Schicksal und in Folge dessen im Charakter und in der Geschichte dieses Königs, daß sie seinen Geschichtschreiber verrückt machen könnten, was Wunder, daß sie ihn verrückt machten! Er ging tragisch zu Grunde und mit ihm seine plebejische Egeria und seine Geliebte, das holde Täubchen. Nur ein großer Psychologe kann dieses unglückseligsten aller Könige Geschichte schreiben; der Adel und die schwedischen Feinde, die es gethan, haben sich der Psychologie nicht befleißigt, und bei letzteren erscheint er um so verabscheuungswürdiger, als sie ihm ihren Gustav Wasa entgegenstellen, der sich vor so vielen Königen der Erde durch seine Klugheit wie durch seinen bon sens auszeichnet.

Allein diese Ausflüge in die Geschichte sind nicht belustigend, und wir sind bei den Belustigungsorten der Kopenhagener stehen geblieben. Zu diesen gehört und steht in erster Reihe Klampenborg, der schöne Badeort, mit dem Thiergarten. Hunderte von offenen Omnibussen, sogenannte Kaperwagen und unzählige Equipagen fliegen jeden Sonntag in ununterbrochener Folge dahinaus, am Meeresstrande dahin, durch eine Doppelreihe lieblicher Landhäuser, die zum Theil mit Thorwaldsen'schen Basreliefs geschmückt sind, während parallel mit den Wagen kleine Dampfschiffe auf der See andere Vergnüglinge derselben schönen Bestimmung zuführen. Man kommt an einem Fischerdorfe vorbei, das idyllisch und ärmlich mitten unter den behaglichen Landhäusern liegt und wegen seiner vielen Schweine und Kinder berühmt ist.

Klampenborg mit seinen im Buchenschatten träumenden, auf das blaue Meer und das sagenhafte Skandinavien hinauslugenden Häusern sieht aus wie eine Kolonie von Glücklichen, die sich gesagt: „Genug endlich der Kämpfe und des Jammers der Welt!

hier wollen wir Hütten bauen und ruhig zusehen, wie gebildete Lazzaroni, die wahren und ächten Philosophen. Wir wollen doch sehen, ob es nicht möglich ist, glücklich zu sein." Der Thiergarten, eine Art Wurstelpraters, der sich an Klampenborg anschließt, ist Klampenborgs gemeinere, aber dithyrambische Fortsetzung; ein Schlaraffenland, in welchem zum Klange des Leierkastens und der Pauke und unter dem Jauchzen der Menge alle gröberen Genüsse wachsen. Man sieht sich unwillkürlich um, ob an den Eichen und Buchen nicht Pfefferkuchen, Wein- und Bierflaschen hangen und ob in der Luft nicht die gebratenen Tauben umherfliegen. Man ist im höchsten Grade erstaunt. Wer hätte im kimmerischen Lande, im Lande der Hünen, der rauhen Recken, „der uralt-grauen Nordlandssage" ein solches Phäakenvölkchen erwartet! Nur die alten Buchen und Eichen, die sich als ein herrlicher Wald, Schlösser und Seen und murmelnde Bäche beschattend, weit ins Land hineinziehen, lispeln nordisch märchenhaft und weben jenen Zauber, den die Palme um die gelobtesten Länder des Morgenlandes nicht zu weben vermag.

Dasselbe gilt von Frederiksborg Havn, einem großen Parke, zu dem man durch das Westerthor und durch eine rechts und links von Lustorten wimmelnde lange Vorstadt gelangt. Uralte Bäume, unendliche gewundene, traumvolle Gänge, kleine Seen und Kanäle, tiefes Buschwerk voll Vogelsang, saftig grüne Matten und Abhänge machen ihn zu einem Aufenthalte, wie sich ihn nur das sinnigste Herz wünschen kann. In der That hat Oehlenschläger in einem holdversteckten Hause daselbst einen großen Theil seines Lebens, besonders die ruhebedürftigen Jahre zugebracht. Er war nicht fern von hier in einem bescheidenen Hause geboren und ruht nun ganz nahe seiner Geburtsstätte in einem stillen Friedhof, der mitten unter dem städtischen Luxus rings umher seinen ländlichen Charakter bewahrt hat. Das Haus, das er im Frederiksborger Park bewohnte, war ihm als ein Alters-Tusculum von der Regierung eingeräumt worden, auf daß er seine letzten Jahre schön und behaglich dahinträume, wie eine gealterte

Nachtigall im Neste. Dänemark, das ist bekannt, hat es stets verstanden, die Talente, die es ehrten, wieder zu ehren, und zwar war diese Ehre selten unfruchtbar wie der Lorbeer. Es sorgte dafür, daß sie auch nährende Früchte trage, behaglichen Schatten werfe und niederdrückende Sorgen verscheuche. Daß Dem noch heute so ist, beweist mir der einzige Bewohner, der das gewaltige Friedrichsberger Schloß, das von der Höhe dieses Parkes über Kopenhagen auf den Sund und weit ins Land sieht, ganz allein inne hat. Dieser Einsiedler im Schlosse ist ein Gelehrter und heißt Lewin. Er hat nach großen Studien ein wissenschaftliches Wörterbuch der dänischen Sprache à la Gebrüder Grimm zu schreiben angefangen. Er war noch beim A, als man schon auf die verdienstliche Arbeit aufmerksam wurde, und damit sie der Gelehrte in Ruhe fortsetzen könne, gab ihm der Staat sofort einen Gehalt von 800 Thalern, und um für Leben und Sterben seiner Manuskripte sicher zu sein, kaufte man ihm diese mit einer hohen Summe ab. Da er aber dieser Manuskripte zu seiner Arbeit bedarf, so machte man ihn selbst zum Konservator seiner Manuskripte und hatte so unter dem netten Vorwand, das Staats-Eigenthum in Sicherheit zu bringen, den noch netteren, dem verdienstvollen Gelehrten eine Staatswohnung in dem gewaltigen Schlosse mit der herrlichen Aussicht anzuweisen.

Freilich ist der dänische Staat, wenn er sich überhaupt einer Literatur rühmen will, gezwungen, diese offiziell zu ernähren und aufzumuntern, wenigstens zum Theil, da das kleine Publikum dieß zu thun nicht im Stande wäre. Es ist nur die Frage, ob andere Staaten ebenfalls die Nothwendigkeit einsehen würden und diese Ehre zu würdigen wüßten. Verhältnißmäßig gibt kein anderer Staat Europa's so viel Geld zu Bildungszwecken aus und hat keiner so große, so viele Bildungs-Institute und so viele öffentliche und Privat-Fonds zur Unterstützung von Kunst und Wissenschaft wie Dänemark. Wir wollen nur einiges hieher Gehörige erwähnen. Es gibt hier eine Gesellschaft, die jährlich 20- bis 30,000 Reichsthaler, eine andere, die 40- bis 50,000 zu

wissenschaftlichen Zwecken, meist zur Unterstützung junger Talente, ausgibt. Es gibt höhere und höchste Unterrichtsanstalten, welche die Schüler während der ganzen Zeit ihrer Studien mit Allem, selbst mit Taschengeld versorgen und ihnen, wenn sie die Anstalt verlassen, noch eine respektable Summe mitgeben, damit sie die ersten Schritte im Leben ungehindert thun und mit Ruhe und Muße sich eine Stellung schaffen können. Einer solchen Anstalt angehört zu haben, ist eine Ehre, und man rühmt sich ihrer, wie es der Redakteur des Tageblattes, der geistvolle und unternehmende Bille, in der That und mit Recht mir gegenüber gethan hat. — Die Regenz oder Domus regia, die zur Universität gehört, gibt hundert und zwanzig Studenten während der ganzen Dauer ihrer Universitätsstudien Kost, Wohnung, Holz und 20 Reichsthaler jährlich und vertheilt außerdem an minder Begünstigte 9360 Reichsthaler. Das Kollegium Mediceum, Walkersdorfs, Elers Kollegien ernähren oder unterstützen mit Geld eine große Anzahl von Studenten. Die Kunstakademie, die ihre eigenen Fonds hat, erhält trotzdem vom Staate alljährlich die Summe von 12,000 Reichsthalern und theilt 5000 Reichsthaler als Reisestipendien aus. Außerdem votirt der Reichstag jährlich bedeutende Summen zu ähnlichen Zwecken. Nach alledem wird man sich nicht mehr wundern, daß man in Deutschland, Frankreich, Italien so oft jungen dänischen Gelehrten, Dichtern, Musikern, Malern, Bildhauern, Technikern begegnet.

Auch die Wohlthätigkeitsanstalten, wie die Hospitäler, das Blindeninstitut ꝛc., sind reich dotirt, und ihre Gebäude haben meist ein freundliches, nicht wie in anderen Ländern morosses und ascetisches Aussehen, das den Fremden und den Bewohner sogleich an Noth und Elend erinnern muß. Doch will ich diese nur erwähnen, da ich von der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit ihrer Einrichtungen nichts weiß und nichts verstehe. Sehr interessirt hat mich vor dem Osterthor eine Gruppe gleicher, sehr freundlicher Häuser. Es sind Arbeiterwohnungen, eine Art Cité ouvrière, die, frei entstanden und keiner polizeilichen

Aufsicht unterworfen, wächst und gedeiht, während die napoleonistische Erfindung dieses Namens so wie die Pariser Schweizerhäuschen unter dem schützenden Auge der Mouchards jämmerlich zu Grunde gingen, und zwar in kürzester Zeit — wie eine Pflanze, über die ein giftiger Wind dahinweht. Voriges Jahr suchte ich eine solche Cité ouvrière auf, sie war vom Erdboden verschwunden und war doch erst ein Jahr vorher mit Pomp, mit sozialistisch-imperialistischen Reden und mit frommen Segenssprüchen eingeweiht worden.

Eine ähnliche, aber weit großartigere, bereits aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammende Stiftung oder Anstalt sind die Nyboder oder Neuen Buden, welche Christian IV., den man überhaupt den Stifter, Fundator, nennen könnte, angelegt hat. Die Neuen Buden bestehen aus einförmig und einfach aufgeführten Häusern, die in langen, geraden, langweiligen gelben Linien neben einander stehen und dreißig bis vierzig größere und kleinere Straßen, also eine ganze Stadt, bilden. Bewohnt ist diese, einen ganzen großen Winkel zwischen dem Osterthor und dem Wall ausfüllende Stadt ihrer Bestimmung gemäß nur von dem sogenannten „festen Stock" der Matrosen und Arbeiter der Marine mit ihren Offizieren; ein höherer Offizier, zu Zeiten sogar ein Admiral, wohnt in ihrer Mitte. Man sagte mir, daß die Wohnungen so eingerichtet sind, daß sie durchschnittlich Familien von acht Personen gesund und bequem beherbergen können. Das muß wohl sein, da in dieser Seemannsstadt sehr viele Zimmer an Studenten vermiethet werden. Dieses Zusammenwohnen war höchst wahrscheinlich die Ursache jener Intimität zwischen Studenten und Matrosen, die sich oft genug zum Schrecken der Regierung, meistens in Aufläufen manifestirte. Durch die Straßen dieser Stadt wandernd, muß man annehmen, daß die Seeleute mit ihren Familien ein sehr behagliches Leben führen. Durch helle, mit schönen Vorhängen ausgestattete Fenster blickt man in sehr gemüthliche, einfach, aber bequem eingerichtete Stuben. Wenn die Dinge so fort gehen, werden diese gelben

Häuser wohl bald mehr von Studenten als Matrosen bewohnt werden, denn der „feste Stock" wird, wie man mir sagt, immer dünner, was bei dem tiefen Schlafe, den die Flotte schläft, bei der Abnahme der Kolonieen und der Zunahme der Bildung und Gelehrsamkeit nur natürlich wäre. Die bedeutendste überseeische Besitzung, die den Dänen geblieben, ist Island, und auf dieses hat Frankreich bereits ein lüsternes Auge geworfen. Sie sollen sich doch ja vor ihrem treuen Alliirten hüten, der als Lohn dafür, daß er sie in ihren Usurpationen in Schleswig-Holstein unterstützt, eines schönen Tages die fabelhafte Thule fordern könnte.

Bei Erwähnung Schleswig-Holsteins bin ich dem patriotischen Leser, der sich von so viel Lob, das ich unserem neuesten Erbfeinde spende, gekränkt fühlen könnte, eine Erklärung schuldig. Ich habe es nicht einen Augenblick vergessen, daß ich mich im Lande eines Feindes befinde, und oft wurde ich daran erinnert, daß der Däne in diesem Augenblicke unser erbittertster Feind ist. Aber als ich die schöne Bucht von Kiel verließ und den dänischen Gewässern zusteuerte, habe ich es mir geschworen, unparteiisch zu sein und zu loben, was zu loben ist. Als ich den Haß und die tiefe Erbitterung der Dänen bemerkte, wurde ich in meinem Entschlusse nur bestärkt. Ja, sie hassen uns aufrichtig, und der Fehler, den man ihnen allgemein vorwirft, die große Eitelkeit, ist eine Wahrheit. Aber ich reise nicht, um gegen ihre Eitelkeit zu predigen und sie zu bekehren; ich sehe, worauf sie mit Recht stolz sind, eine allgemeine Bildung, große Institutionen, populäre Einrichtungen, humane Sitten und viel Freiheit. Vom Feinde lernen, ist ein altes Gebot höchster Klugheit, und unparteiisch anerkennen ist deutsch. „Dieß ist unser!" sagt Goethe.

III.

Die alten Einwohner des alten Gades waren kluge Leute; sie verstanden sich vortrefflich auf Welt und Menschen. Bei ihnen hatten die Götter der Kunst und der Armuth zusammen nur Einen Tempel. Wie Recht sie hatten, beweisen selbst jene Länder, die für Kunst und Künstler ihr Möglichstes thun, wie z. B. Dänemark. Trotz Allem ist auch hier ein großer Künstler dem Elend zum Opfer gefallen, und zwar der bedeutendste Vorläufer Thorwaldsen's, welcher Letztere auch nicht so fix und fertig aus dem Boden herausgewachsen ist, wie der große Haufe gewöhnlich meint, daß Genies wachsen. Sie haben immer Vorläufer, die den Boden urbar machen und die Saat ausstreuen. Thorwaldsen's Johannes war Wiedevelt, und wahrlich, er war dieser Sendung würdig. Auf dem Wege vom Friedrichsberger Parke in die Stadt kommen wir an dem Monumente vorbei, das die Bauern zum Dank für ihre Befreiung — schlechten Schuldnern ist man für Bezahlung einer Schuld dankbar — dem Könige Friedrich VI. errichtet haben. Es besteht aus einem Obelisken, der auf einem Sockel ruht und dessen Fuß von vier weiß-marmornen Statuen umgeben ist. — Diese Statuen sind edel-einfach, anmuthig und ausdrucksvoll und rühren, wie man mir sagt, von Wiedevelt her. Die eine derselben, welche Dänemark vorstellen soll, legt traurig die Hand aufs Herz und blickt, wie von tiefer Reue geplagt, nach Nordwesten. Dort blinkt das Wasser, in das sich Wiedevelt, müde des Kampfes mit dem Elend des Lebens, in trauriger Stunde stürzte. Nun sagt die belebende Mythe, daß jene Statue trauere und sich nicht trösten könne über einen solchen Verlust und immer nach der verhängnißvollen Gegend blicken müsse. Wiedevelt hat hier Kopenhagen sein schönstes öffentliches Monument gegeben; das beste nach diesem ist die Reiterstatue vor der Amalienburg, dann folgt, dem Werthe nach, das Standbild Friedrichs VI. im Parke von Bissen, das nicht so schlecht ist, wie die Kopenhagener sagen; das schlechteste und

abgeschmackteste von allen, eine wahre Karikatur, ist der Friedrich oder Christian, der auf Kongens Nytorv über Gefangene und Ungeheuer dahinreitet. Bei der großen Anzahl bedeutender Künstler, die Kopenhagen besitzt, ist es erstaunlich, daß es mit öffentlichen Monumenten so ärmlich und schlecht ausgestattet erscheint. Warum benutzt es nicht eine so große Kraft, wie Jerichau, um sich der Ehre, Thorwaldsen's Stadt zu sein, würdig zu zeigen? Ich habe diesen ausgezeichneten Künstler, der eben so würdig ist, Thorwaldsen's Nachfolger zu sein, wie Wiedevelt der Vorläuferschaft würdig war, in seinem Atelier besucht und mich überzeugt, daß er seinen Ruf weder dem seit Thorwaldsen dem Lande günstigen Vorurtheile, noch der Clique verdankt. Beide hätten im Gegentheil seinem Aufkommen und seinem Rufe nur schaden können. Bei der absoluten Verehrung für den großen Meister sind die aus seiner Art und Weise abstrahirten Regeln zu Dogmen geworden, welche sich der Anerkennung einer neuen und unabhängigen Individualität hindernd entgegenstellen. Die Clique, welche sich nach Thorwaldsen in Dänemark bildete, sich die nationale nannte, dadurch die Meinung der Nation kaptivirte und jene Dogmen in der That aufstellte, hat auch wirklich gegen Jerichau Alles gethan, was den Menschen kränken, den Künstler aber durch Besiegung der Hindernisse stärken und seiner Vollendung entgegenführen mußte. Man nennt Bissen, ein großes Talent, dem Thorwaldsen die Beendigung mancher seiner Werke vererbte, als Haupt jener nationalen Partei oder Clique; er hat alle Tugenden und alle Fehler des treuen Anhängers und Jüngers eines hingegangenen Genius. Er hat zu seinem Talente noch die gute Tradition und die Sicherheit und Ruhe, die solche Tradition der Schule gibt; aber, was anders ist, als es diese Tradition erlaubt, ist heterodox, ist Ketzerei. Auch die Treue hat ihre Schattenseiten, und die Religion des Genies hat ihren Fanatismus und ihre Opfer, wie jede andere.

Man sagt, daß Jerichau — und Andere mit ihm — unter diesem Fanatismus haben leiden müssen. Auch fand ich einen

Mann, der mir trotz aller freundlichen Zuvorkommenheit und wahrhaft künstlerischen Liebenswürdigkeit etwas melancholisch erschien. Doch vergaß ich den Schöpfer über seinen Werken. Eine Marmorgruppe gab mir sofort Aufschluß über das Wesen des Künstlers, in dessen Atelier ich mich befand, und die anderen Werke, die ich später betrachtete, bestätigten mir einzeln, was jene in der Gesammtheit aussprach. Die Gruppe stellt Herkules und Hebe dar. Aus Einem Marmorblocke hat hier der Künstler die Personifizirung der höchsten Kraft und die Personifizirung der höchsten Anmuth herausgehauen. Wie die Beiden in dem Einen Marmorblocke vorhanden waren, so sind sie, Kraft und Anmuth, in der Seele des Künstlers da. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Beiden in der Gruppe so vereinzelt dargestellt seien, daß der Kraft die Anmuth, daß der Anmuth die Kraft fehle. Jede hat von der anderen so viel, als nothwendig ist, die Wahlverwandtschaft der Beiden, die Nothwendigkeit ihrer göttlichen Ehe, der schönsten aller Verbindungen, fühlen zu lassen. — In zwei anderen Einzelstatuen gibt der Künstler eine analoge Antithese. Sie stehen einander gegenüber und heißen der Sklave und die Sklavin: der Sklave, ein Jüngling voll männlichsten Trotzes gegen sein Schicksal, die Sklavin, eine Jungfrau, das Bild der weiblichsten Ergebung — jener eben so erhebend, als diese rührend. Der Sklave erinnert in etwas an den Spartacus in den Tuilerieen, der ehemals voll Trotz das Schloß ansah, und der jetzt, auf Louis Napoleon's Befehl umgewandt, sein trotziges Gesicht dem Volke zukehrt. Aber der Sklave Jerichau's ist weniger pathetisch und natürlicher, als der sonst so schöne Spartacus. Seinen gefesselten Händen zum Trotz, hebt er seine Stirn so stolz empor, wie ein Ajax, der die Blitze des Himmels herausfordert, während die Sklavin traurig Haupt und Nacken beugt, auf daß des Schicksals Ungewitter darüber hinziehen, wie über eine gebrochene Blume. Eine liebliche Idylle neben diesen Tragödien ist die Schnitterin, die auf ihren Aehren entschlafen ist: das vollendetste Bild glücklicher Ruhe. Auch das Urbild des

„Jägers," der zu Jerichau's Ruhm so viel beigetragen, den man aus Abgüssen kennt, und der in Kopenhagen neben Thorwaldsen'schen Kopieen populär geworden ist, sehen wir im Atelier. In diesem Augenblicke arbeitet der Künstler an einem Medaillonportrait seiner Frau, welche als Elisabeth Baumann schon einen berühmten Namen hatte, bevor sie den berühmteren erheirathete. Aber sie begnügt sich nicht mit dem erheiratheten und mitgebrachten Gute; rüstig arbeitet sie darauf los, das Ruhmeskapital zu vermehren. Leider bekamen wir nichts von ihren neuen Arbeiten zu sehen, aber die Erinnerung an manches Alte, wie ein Blick in dieses geist- und gemüthvolle Künstlergesicht, die Lebhaftigkeit und ewige Jugend dieser Frau sind Bürgschaft genug, daß sie mit Erfolg arbeitet. Selten begegnet man einem so auserwählten Künstlerehepaar und einer so schönen Künstlerwirthschaft, die, anstatt die hergebrachte Künstlergenialität zur Schau zu tragen, lieber ein ungezwungenes, gemüthliches, von schönen Kindern belebtes Hauswesen sehen läßt.

So kann man sich in Kopenhagen auch nach dem Thorwaldsen-Museum und der Frauenkirche manchen schönen Kunstgenuß verschaffen, wenn man nur Zeit genug zu einer Wanderung durch die Ateliers findet. Da mir diese fehlte, begnügte ich mich mit dem Ueberblicke, den die Sammlung moderner dänischer Gemälde im Christiansborger Schlosse gewährt. Unter den Lebenden schien mir Marstrand in vielfacher Hinsicht hervorzuragen; er malt meist Scenen aus Holberg'schen Lustspielen, die dem dänischen Publikum sehr geläufig sind; auch ist er in der That sehr populär geworden, und man findet Stiche nach seinen Bildern in allen Kunstläden und in den meisten Privatwohnungen. Er gibt seinen Köpfen, überhaupt den ganzen Gestalten viel Ausdruck und individuellen Charakter und findet mit viel Geist und Takt den Gränzpunkt, wo die Komödienfigur aufhört und die Karikatur anfängt. Wenn er manchmal bis in diese hinüberstreift, so findet die Uebertreibung ihre Rechtfertigung in seinem Vorbilde Holberg und in der Natur. Indessen müssen wir trotz Marstrand,

trotz Exner, der dem Leben der holländischen Kolonieen auf Amager manche poetische Seite abzugewinnen weiß, trotz Gärtner, dem argen, aber talentvollen Realisten, trotz noch manchen anderen Talenten es aussprechen, daß wir die ganze Sammlung moderner Bilder für zwei kleine Bilder von Jens Juel hergäben, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte. Das ist ein erstaunliches Talent; noch erstaunlicher als er selbst aber ist es, daß er, der treffliche Zeichner, feine Kolorist und höchst geschmackvolle Komponist, so wenig bekannt geworden, und daß die Dänen, die so gern selbst mit kleineren Talenten groß thun, für Verbreitung seines Ruhmes so wenig gethan haben. Er steht zum Mindesten auf gleicher Höhe mit Sir Josua Reynolds.

Ein anderer Maler, der mir Ursache zur Verwunderung gegeben, ist Melbye, der in dieser Galerie nur durch seine Abwesenheit glänzt, während sich die Königssäle ganz nahe bei mit seinen prächtigen Seestücken schmücken. Wie kommt es, daß dieser treffliche Künstler, der überall im Auslande, selbst in Frankreich neben Gudin so große Anerkennung gefunden, in der National-Galerie seiner Heimat fehlt? Gehört er vielleicht nicht zu der bewußten Clique? Hält er sich vielleicht zu unabhängig der etwas bornirten realistischen, nationalen Schule gegenüber? Realisten und Nationale sollten sehr froh sein, einen Künstler zu besitzen, der ihnen Flotte und Meer so schön und so wahr malt, wie kein Anderer. Kein Anderer versteht, wie Melbye, den Charakter und so zu sagen das innere Leben des Schiffes; er beseelt es, er macht ein lebendes Wesen daraus, und Das sollte einer Nation nicht zusagen, die ihre Orlogschiffe als Drachen, als zauberhafte, lebende Wesen betrachtet hat? Wie Anderseu in seinen Kindermärchen den Ball und den Kreisel, den Bleisoldaten, den Weihnachtsbaum ꝛc. belebt, wie er dem Schwan, der Ente, der Nachtigall Geist und Gemüth gibt, so haucht Melbye in seinen größeren Konzeptionen in höherem Maße den Schiffen Leben, Traum, Märchenhaftigkeit ein; er gibt ihnen selbst ihre Nationalität und Geschichte. Ja, dieser Marinemaler

erhebt sich manchmal zur Höhe des Historienmalers, wie z. B. in dem „Seegefechte, in welchem Bothwell, der Gatte der Maria Stuart, von einem dänischen Kriegsschiffe gefangen wird." Dieses — dem Grafen Morry gehörende — und andere treffliche Bilder sahen wir in des Künstlers Atelier, das man besuchen muß, um von der Mannigfaltigkeit dieses Talentes, wie von seiner Fähigkeit, sich in alle Stimmungen der Natur zu versenken, einen Begriff zu bekommen. Vor diesen mannigfaltigen Bildern versteht man es, warum die Griechen aus dem Proteus, dem wandelbaren, einen Meergott machten. Hier haben wir das ewig wandelbare, das liebliche und das furchtbare, das veilchenblaue, homerisch-purpurne und kymmerisch-schwarze, das lächelnde und das treulose, das öde und das blühende Meer, hier haben wir es in allen Gestalten vor uns — aber immer schön, immer wie sich ein solcher Gott oder Göttin in einer des Ideals fähigen Seele wiederspiegeln muß.

Auf die Sammlung älterer Gemälde, wie viel Genuß sie uns auch verschafften, wollen wir nicht näher eingehen, da wir überhaupt nichts wiederholen wollen, was man in Reisehandbüchern oder Fremdenführern (z. B. in Lord's „Kopenhagen") eben so gut oder besser finden kann. Sie ist im Ganzen nicht sehr bedeutend und steht unter den öffentlichen Galerien Europa's in dritter oder vierter Reihe. Die Holländer sind vorherrschend und bilden wohl die Hälfte der ganzen Sammlung. Man nennt auch einige große Italiener, aber diese sind meiner Meinung nach meist Kopieen oder Nachahmungen des äußerlichsten Styles der Meister vom Cinque-Cento. Von einigen bin ich dessen gewiß, wie z. B. von dem sogenannten Leonardo. Aecht mag der Dolce sein — aber was liegt an einem Dolce? Die Perle der Sammlung ist ein Rembrandt „Christus in Emaus", eine grobe Pinselei und eines der größten Licht- und Farbenwunder dieses Wunderthäters.

In ihrer Art bei Weitem bedeutender sind die wissenschaftlichen Sammlungen, und unter diesen vielleicht einzig und

unvergleichlich das ethnographische Museum und das nordische Museum. Um das erstere hat sich der Etatsrath Thomsen die größten Verdienste erworben, indem er, an eine kleine Kern-Sammlung anknüpfend, unermüdlich, eifrig und mit Sinn und Auswahl ein langes Leben hindurch erwarb, sammelte, ordnete, und zu diesen Zwecken alle Gelegenheiten benutzte und unzählige Verbindungen über den ganzen Erdball anknüpfte. In der Anordnung und Aufstellung der so erworbenen, aus allen Erdwinkeln stammenden Gegenstände erwies er sich als einen wahren Geschichts-Philosophen, so daß man, durch die langen Reihen der Säle im Prinzenpalast wandernd, durch die verschiedensten Kulturschichten und Entwickelungen menschlicher Gesellschaft zu wandern meint. Ich hatte das Glück, diese Wanderung zum Theil an der Seite dieses jugendfrischen Greises selbst zu machen und so einen klareren Blick in seine Absichten werfen zu können. Da kam ich denn zuerst zu Völkern, welche von Bearbeitung der Metalle nichts wissen, dann zu anderen, welche wohl schon Metalle, aber Eisen und Gold des Geistes noch nicht bearbeiten, das ist: noch keine Literatur haben, endlich zu Nationen, welche ihre Gedanken und Thaten bereits singen oder auch schon aufzeichnen. Aber Herr Thomsen weiß auch, daß der Mensch nicht nur ein Produkt seines Geistes, sondern auch ein Produkt seines Bodens und Himmels ist, daß jede Kultur den Duft und die Farbe der beiden trägt, und er hat die auf diese Bedingungen bezüglichen Unterabtheilungen hervorgehoben. So erfahren wir denn aus dem großen, mit den Gegenständen selbst, anstatt mit den Worten geschriebenen ethnographischen Buche, daß von den Völkern, welche die Metalle noch nicht kennen, die kalte Zone bewohnen: die Grönländer; die gemäßigte Zone: die Neuseeländer; die warme Zone: die Neu-Kaledonier, die Neuholländer, die Fidschi-, die Freundschafts-, die Sandwichs- und die nikobarischen Insulaner ꝛc. Die Metalle werden bearbeitet in Lappland, Kanada, Sibirien, Tatarei, in der Sahara ꝛc. Unter uns fremden Literatur-Völkern treten Indien, China, Japan mit Allem auf, was

der Mensch als ausgebildetes Mixtum Compositum von Thier und Geist in Krieg und Frieden, im Hause wie im Tempel braucht oder auch nicht braucht.

Ich glaube nicht, daß die Weltumsegler auf der Novara während ihrer ganzen Fahrt so viel des Ursprünglichen zu sehen bekommen, als dem Besucher dieser Thomsen'schen Schöpfung in wenigen Stunden vorgeführt wird. Mir war es, als säße ich auf einem blitzschnell segelnden Gedankenschiffe, das jetzt vor der Fellhütte des Grönländers, jetzt vor dem Filzzelte des Tataren, jetzt vor dem Pavillon eines Mandarins Anker wirft. Welche Wohnungen, Fahrzeuge, Waffen, Hausgeräthe, Religionswerkzeuge habe ich gesehen! Schier so reich wie der Erdboden mit seiner Pflanzenwelt schien mir der menschliche Geist mit den Produkten seiner Gedanken. Welch ein unerschöpfliches Bilderbuch für einsame Stunden hat sich Der geschaffen, der das Alles überblicken kann!

Das zweite, vielleicht noch merkwürdigere Museum, weil es in seiner Art nicht nur einzig ist, sondern wohl auch einzig bleiben wird, ist das der nordischen Alterthümer. Schon zählt es über zwölftausend höchst interessante Nummern, die den Gedanken des Beschauers in die Urzeiten des Nordens, in die tiefsten Dunkelheiten der Anfänge menschlicher Gesittung zurückleiten, und es ist beim Patriotismus der Dänen, die alle gern beitragen, wo es sich um Bereicherung eines Schmuckes ihres Vaterlandes, eines Nationalschatzes handelt, und bei den klugen Maßregeln der Direktion vorauszusehen, daß die Zahl dieser Gegenstände noch bedeutend wachsen werde. Während die Bauern des südlichen Frankreichs Urnen, Vasen, Aschenkrüge, Thränenfläschchen und andere antike Gegenstände, die sie so oft unter Pflug und Spaten auf ihren Feldern finden, barbarisch zerschlagen und antike Münzen und Schmucksachen einschmelzen lassen oder zerstören, bringt der dänische Bauer alle seine Funde getreulich in das nordische Museum, denn es wird ihm der volle Metallwerth und, wenn der Gegenstand besonders interessant ist, noch eine

besondere Prämie ausbezahlt. Diese kluge Maßregel verdankt man ebenfalls dem schon gerühmten Herrn Thomsen, der sich um diese Sammlung nicht geringere Verdienste erworben, als um die ethnographische. Die Beamten, Gutsbesitzer, Pfarrer vom Lande thun von selbst, wozu der Bauer durch Zahlung und Prämien bewogen wird.

Auch diese Sammlung hat Herr Thomsen sehr sinnig und übersichtlich eingetheilt: in die Urzeit und in die katholische Zeit. Die nordische Urzeit dauert bekanntlich sehr lange und erstreckt sich, wie wir hier klar sehen können, bis beinahe 1000 Jahre nach Christi Geburt. Die älteste Periode dieser Urzeit ist das steinerne Zeitalter, das ist die Zeit, die meist nur steinerne Waffen und Hausgeräthe kannte; waren doch selbst die Lanzenspitzen von Stein. Doch mußte auch gehärtetes Erdreich oder Bernstein manchmal aushelfen. Ein tiefes Mitleid überfällt uns bei Besichtigung z. B. einer Axt, in die mit größter Mühe ein Loch für den Schaft gebohrt ist, und doch gehört diese Axt bereits einer vorgeschrittenen Periode, einer höheren Kultur-Epoche an. Ein ganzes Volk von Robinsons! Welche Summe von Müh- und Drangsalen! Und heute braust die Lokomotive an den Hünengräbern vorbei, in denen diese Zeugnisse der Hülflosigkeit gefunden werden.

Dem steinernen Zeitalter folgt das kupferne, das bis 500 Jahre nach Christi Geburt reicht. Um die Zeit lagen schon die herrlichsten Tempel Griechenlands und Roms in Trümmern, war die Schule des Phidias längst vergessen. Die Schwerter sind von Kupfer. Auch Gold bearbeitete man schon, meist in spiralförmigen Ringen, die auch als Geld dienen mußten, da man die Münze noch nicht kannte. Höchst interessant sind die aus dieser Zeit stammenden Kriegstrompeten, die sogenannten Luren, die eine großartige, geschwungene, fast möchte ich sagen: epische Form haben und so vortrefflich gearbeitet sind, daß sie ihren uralten Ton, der die Recken zum Kampfe rief, bis auf den heutigen Tag bewahrt haben.

Endlich, endlich bricht das eiserne Zeitalter an. Wer sollte es glauben, daß mit dem Eisen, dem Stoffe der Fessel und aller Mordwerkzeuge, das Tibull so schwer verflucht, daß mit dem Eisen das Zeitalter des Lichtes anbricht! Mit dem Eisen erscheint das Silber — dann das Glas und — fiat lux — die Schrift und die Runen. Auch das Geld tritt mit dem Eisen auf; freilich erst als fremde Münze. Aber die fremde Münze ist ein Beweis der Berührung mit anderen Völkern und des Verkehrs — und Verkehr heißt Civilisation.

Dem Gelde und dem Eisen auf dem Fuße folgt die katholische Zeit. Man ist in die große Familie eingetreten. Diese Zeit hat schon europäische Familienähnlichkeit.

Auch hier waren wir so glücklich, von Herrn Thomsen pilotirt zu werden, und wir bewunderten diesen Jünglingsgreis fast eben so sehr, wie eine alte Lure. Auch er hat seine ganze Frische bewahrt, und da ihm daran liegt, daß man die Sammlung und ihre Bedeutung gehörig würdige, so erklärt er unermüdlich nach rechts und links, gleichgültig, ob er sich der dänischen, deutschen, englischen, französischen Sprache dabei bedienen muß.

Auch im Münzkabinette im Rosenburgschloß war er unser Führer. Er ist Kopenhagens alter Ueberall. Auch diese Sammlung ist im höchsten Grade beachtenswerth. Sie zählt an 70,000 Nummern und unter diesen Münzen aus der römischen Republik und höchst seltene aus den ältesten Zeiten Rußlands, auch alte persische, japanische und viele mittelasiatische aus den unzugänglichsten Epochen. Die nordischen Münzen gehen bis auf die Zeit Svend Tveskjäg's zurück. Sehr interessant ist ein schwedisches Geldstück: eine große, viereckige, roh zugeschnittene, dicke Kupferplatte mit fünf Stempeln. Dieses Geld ist sehr geeignet, das Unglück des Reichthums zu veranschaulichen, denn wer nur fünf solcher Münzen besitzt, ist ein Sklave des Besitzes; er ist an die Scholle gebunden, er kann sich nicht vom Flecke rühren. Um eine kleine Summe solchen Geldes fortzubringen, bedürfte es eines kräftigen Ochsengespannes. Mit solchem Gelde mußte der

arme Gustav Wasa sein Land befreien. Oder ist solches hyperspartanisches Geld zur Befreiung der Menschen geeigneter, als die leicht tragbaren Staatspapiere und Banknoten? Nach den Erfahrungen der Neuzeit sollte man es glauben und Lykurg und Gustav Wasa für die einzigen Gesetzgeber halten, die es mit der Freiheit ehrlich gemeint haben.

Auf Rosenburg-Schloß wollen wir uns nicht näher einlassen; wir würden sonst nicht fertig, denn seine Sammlungen sind eben so unendlich, wie seine Räume. Uebrigens sind sie nicht so interessant wie die anderen, in so fern sie in anderen Städten — in Dresdens grünem Gewölbe, in Wiens Ambraser Sammlung, im Hotel Cluny ꝛc. — ihres Gleichen finden. Am Interessantesten ist das Schloß selbst, das uns doppelt überraschte, da es in der Stadt liegt und doch so aussieht, als ob es eigentlich wo im wilden Walde als ein pompöses Jagdschloß liegen müßte. Es hat nichts von einem städtischen Palaste und alle Romantik eines verborgenen Königssitzes. Es müßte sich mit seinen gewaltigen Thürmen von der Höhe steiler Felsen in einem halbdunklen See spiegeln und vor den überraschten Augen eines in der Wildniß verirrten Wanderers auftauchen, als hätte es Fee Morgana dahingezaubert. In der That lag es ursprünglich vor der Stadt; erst die neue Zeit hat die Stadtmauer um dasselbe herumgeführt; indessen erhält der Park, der es mit alten und dichten Bäumen von den belebten und modernen Straßen trennt, die nothwendige Illusion. Der Mann, von dem beinahe alle schönen und bedeutenden Bauwerke Dänemarks herrühren, Christian IV., hat auch dieses Schloß erbaut. Eine geniale und frische Natur, wie er war, hielt er alle Pedanterie von sich fern, kam es ihm nie auf einen schulstrengen Styl, wohl aber auf das Schöne, Bedeutende an. So ist es auch hier schwer zu sagen, welchem Style eigentlich die Architektur angehöre; der normannische, der gothische, der italienische haben sich vereinigt, und zwar in einer Weise, daß die schönste Harmonie zu Stande kam. Inigo Jones, den man als Architekten

nennt, hat sich keinen charakterlosen Eklektizismus zu Schulden kommen lassen; aus drei Schulen hat er einen einheitlichen Gedanken abstrahirt.

Der Schloßgarten hat für uns Deutsche, die wir uns unseren Landsmann Struensee durch verschiedene Dichtungen zurückerobert haben — vielleicht nur, um wenigstens in der Poesie einen so liberalen Minister zu besitzen —, neben seiner Schönheit noch viel Anziehendes. Hier gab Struensee die leuchtenden nächtlichen Feste, die den melancholischen König Christian VII. zerstreuen sollten, nebenbei aber dämmerige Winkel und Lauben genug übrig ließen, in denen der Minister der schönen Königin Mathilde unbelauschte Worte der Liebe zuflüstern konnte. Dieser Predigersohn muß sehr liebenswürdig gewesen sein, da seine Geliebte die Strafe für ein so kurzes Glück so lange mit so großer Ergebung getragen, und er muß ein trefflicher Minister gewesen sein, da die Dänen, die alles Gute, das ihnen von Deutschen zukommt, so gern verkennen, ihn noch heute beklagen und ihn allen nationalen Ministern, die auf ihn folgten, vorziehen.

Doch müssen wir noch Einzelnes aus dem Inneren und aus den Sammlungen des Schlosses erwähnen. Die ehrwürdigste Reliquie, der wir da begegnen, ist wohl das Schwert Gustav Adolf's. Wir sind nicht geneigt, Mordwerkzeuge jeglicher Art groß gerührt oder mit Ehrfurcht zu betrachten, auch nicht, jede große Menschenschlächterei als eine Heldenthat zu bewundern, aber beim Anblick dieses Schwertes fielen mir doch die Verse ein, die Lassalle in seiner Tragödie „Franz von Sickingen" dem Ulrich Hutten in den Mund legt:

Denkt besser von dem Schwert!
Ein Schwert, geschwungen für die Freiheit, ist
Das fleischgewordene Wort, von dem ihr predigt...
Das Christenthum, es ward durchs Schwert verbreitet,
Durchs Schwert hat Deutschland jener Karl getauft,
Den wir noch heut den Großen staunend nennen.
Es ward durchs Schwert das Heidenthum gestürzt,

Durchs Schwert befreit des Welterlösers Grab,
Durchs Schwert aus Rom Tarquinius vertrieben,
Durchs Schwert von Hellas Xerxes heimgepeitscht.
Und Wissenschaft und Künste uns geboren.
Durchs Schwert schlug David, Simson, Gideon:
So vor- wie seitdem ward durchs Schwert vollendet
Das Herrliche, das die Geschichte sah,
Und alles Große, was sich jemals wird vollbringen,
Dem Schwert zuletzt verdankt es sein Gelingen.

Diesem Schwerte zunächst als Reliquie steht das blutbefleckte Taschentuch, das Christian IV. in der Schlacht, in der er das Auge verlor, ruhig auf die Wunde drückte, während er weiter kommandirte. Alles, was diesen tapferen, unternehmenden, schöpferischen, praktischen, bei allem Unglück unermüdlichen König berührt, ist schon an sich bedeutend. Rührend ist das Portrait des Königs, das die unglückliche Prinzessin Eleonore Christine im Gefängniß stickte; Stoff zu einer patriotischen Ballade der kleine Anker, welcher Christian V. während eines wüthenden Sturmes rettete, da alle Stricke rissen und alle anderen Anker verloren gingen. Aber höchst komisch sind die Doktor-Diplome, welche Oxford und Cambridge dem blödsinnigen Christian VII. verehrten; die beiden ehrwürdigen Universitäten haben es schon unter Karl II. und Jakob II. bewiesen, wie wenig dazu gehört, um ihre Anerkennung zu erlangen, und daß sie den Mangel an gesundem Menschenverstande, auf historische und theologische Bücher gestützt, mit zur „Prärogative" rechneten. — Das Spiegelzimmer, dessen Wände, Decke und Fußboden mit Spiegeln ganz und gar ausgelegt sind, wirft das Bild des Besuchers unzählige und aber unzählige Male zurück und macht einen beinahe unheimlichen Eindruck. Vielleicht war das nur bei mir der Fall, weil ich mich der alten Geschichte erinnerte, die man von der Gerichtsbarkeit Venedigs erzählt. Die Zehn ließen einmal, wie es heißt, ein Gefängniß so mit Spiegelgläsern auslegen und sperrten da einen Vatermörder sammt der Leiche des gemordeten

Vaters hinein. Wohin er sich nun wandte, sah der Elende sich und sein Verbrechen ins Unendliche multiplizirt. Und man ließ ihn diese Multiplikation so lange betrachten, bis er in Raserei verfiel und sich selbst zerfleischte. — Gewaltig groß ist der Rittersaal der Rosenburg; die Sage, daß der berühmte runde Thurm von Kopenhagen sich seiner ganzen Länge nach in diesem Saale gemächlich ausstrecken könnte, veranschaulicht seine Größe. Die Wände sind mit in Dänemark fabrizirten Gobelins bedeckt, welche die Schlachten eines Christian darstellen. Am oberen Ende lagern drei kolossale silberne Löwen um einen Thron, denn ehemals fanden hier große offizielle Feierlichkeiten statt. Jetzt gehören die silbernen Löwen, wie alle die Schätze der Rosenburg, obwohl sie dereinst persönliches Eigenthum der Könige gewesen, dem Staate, der das Alles an sich nahm, als er ernstlich an Befreiung dachte.

Die Dänen sind ein praktisches Völklein; dieses Lob muß man ihnen auf Schritt und Tritt spenden. Nur eine Ruine inmitten der Stadt erinnert an vorübergehende Phantasterei; stände sie in einer deutschen Stadt, alle Welt würde sie als Symbol deutschen, unpraktischen Sinnes betrachten und ausschreien. Ich meine die unvollendete Marmorkirche, die als moderne Ruine mitten im bewegten Leben der Hauptstadt höchst melancholisch ihr obdachloses Haupt und ihre unvollendeten Glieder dem Wind und Wetter ausgesetzt sieht. Im vorigen Jahrhundert hatte man die eitle Idee, sich auch eine Marmorkirche beizulegen; aber es fand sich am Ende doch, daß man zu einem solchen florentinischen Luxus nicht Geld genug gehabt, und endlich fand sich, daß man sie auf schwankenden, sumpfigen Grund gebaut, der eine solche Last zu tragen nicht im Stande war. Da mußte man denn aus doppelter Ursache zu bauen aufhören; und da steht ein Anfang ohne Ende, der bei Weitem kein Kölner Dom ist und doch nie fortgesetzt werden wird.

Aber genug der Stadt, obwohl wir noch viel zu erzählen hätten.

Auf und weiter! Sehen wir uns im Lande selbst um, sehen wir nach, ob uns Kopenhagen als Hauptstadt nicht einen Humbug vorgemacht und ob das Land zu ihr in einem entsprechenden Verhältnisse steht. So eine Hauptstadt ist oft eine Weltdame, welche die Misere der Familie und ihre eigene durch Benehmen und Toilette zu verstecken weiß. Sehen wir, ob es auch in Dänemark so ist. — Aus dem Hafen laufen täglich leichte und schnelle Dampfschiffe; sie heißen Hamlet, Ophelia, Horatio. Merkst du's? Sie gehen nach Helsingör, nach der unsterblichen Terrasse, wo des hochseligen Königs Majestät wandelt, bis der Hahn, des jungen Tag's Trompete, ihn ins Fegefeuer zurückruft. Das müssen wir sehen; das ist Pflicht und Ruhm zugleich. Auf nach Helsingör!

IV.

Wer Kopenhagen besucht und sich von Hamlet, Horatio oder Ophelia nicht nach Helsingör tragen läßt, begeht eine Sünde gegen den Geist der Schönheit und die größte Sünde gegen sich selbst; denn es ist ein heiliges Gebot, daß man allüberall den Spuren der Schönheit folge und daß der Lebende erlebe. Erleben nur ist Leben, und es kommt uns nicht Alles ins Haus und auf die Stube, trotz der prächtigsten Intuitionen.

Wer da will Geister sehn,
Muß Geisterpfade gehn.

Auf dem Wege nach Helsingör fahren wir vielen Geistern entgegen: allen den Geistern, denen Shakespeare Fleisch und Blut gegeben, seinem eigenen ungeheuren, der, das Haupt in den Sternen, über Land und Meer schreitet, dann dem nordischen Geiste Dänemarks, dem Holger Danske, und endlich der kosmopolitischen Weißen Frau. Die Geisterpfade aber sind in Junitagen licht, blau und lachend. Herrlich ist diese Fahrt den

Sund hinauf, die üppige Küste mit ihren schimmernden Villen, Fischerdörfern und schattigen Buchenhainen entlang, an Bellevue, Klampenborg, Tarbeck vorbei. Rechts haben wir Schweden und die Insel Hoen, auf der sich einst Tycho de Brahe Schloß und Observatorium baute und in den Sternen las, bevor er nach Prag ging zum verrückten Kaiser Rudolf II. und in das stille Benatek, um endlich, aus purer Rücksicht für die Hofetiquette, bei Tische seine Blase platzen zu lassen und elendiglich zu sterben. — Das Meer war ruhig und klar, wie ein in sich befriedigter Alpensee, und wie einst bei Salamis sah ich auf seinen Grund, in seine geheimnißvollen Wälder und in das Treiben seiner barocken Bewohner; die Luft, sanft, feucht, war durchsichtig bis in die fernste Ferne und brachte uns Dänemarks und Schwedens Küsten so nahe, daß wir glaubten, in die Fenster sehen zu können. Eine Kriegs-Fregatte benutzte den schönen Tag, legte sich auf hoher See vor Anker und schoß zur Uebung nach einem sehr fernen schwimmenden Ziele. Wie die Kugel über die blaue Fläche hinfuhr, ließ sie kleine weiße Rauchwölkchen auf ihrer Spur zurück. Wir fuhren nahe daran vorbei, da sahen wir den dicken König an Bord, den Fitz-König. — Höher im Norden kam uns ein leiser, milder Nordwind entgegen, und siehe da — ein hinreißendes Schauspiel — mit ihm kamen Hunderte von Segeln, die jenseits Helsingör Tage lang geträumt und gewartet hatten und nun mit dem leisen Hauche sanft und groß in die Ostsee einfuhren. Der glatte Spiegel war mit Einem Male glänzend weiß belebt; massenhaft, aber still, fast regungslos, glitten sie dem Süden zu, und immer neue kamen hinter Kronborg hervor, als wollte der Geisterzug nimmer enden, als läge dort hinter dem Vorgebirge die Heimat aller Schiffe, die plötzlich von Wanderlust ergriffen werden. Uns aber trug „Hamlet" nach Norden.

Kronborg, das, den Sund beherrschend, auf einem Vorsprunge liegt, kam uns zuerst zu Gesichte. Es erinnerte mich an die Dardanellen, wie überhaupt die ganze Gegend an die

Einfahrt in den Hellespont, nur daß ich die Ebene von Troja nicht zur Rechten hatte und im Herzen nicht die homerische Andacht, die mir an der Besika-Bai und vor Tenedos den Athem benahm. Ich war im Gegentheil ärgerlich. Ein junger, sehr gebildeter Mann hatte sich mir auf dem Schiffe angeschlossen und gab mir mit großer Zuvorkommenheit Aufschluß über Dieß und Jenes; er bot mir selbst seinen Wagen an, den er in Helsingör hatte, um mir die Reise ins Innere zu erleichtern. — Sie sind ein Deutscher? fragte ich ihn. — Nein, erwiderte er, ich bin ein Däne. — Wir sprachen weiter, und siehe da, es ergab sich aus seinem Gespräche, daß er ein Holsteiner war. Der Kerl hatte sein Vaterland verleugnet. Ich drehte ihm auf die Entdeckung hin den Rücken, und als wir in Helsingör landeten, verließ er mich schnell, ohne Ade zu sagen und ohne mir aufs Neue seine Dienste und seinen Wagen anzubieten. Wahrscheinlich einer von Denen, die Carriere machen wollen. — Helsingör mit seinem kleinen Hafen, seinen alten Häusern und der gewaltigen Masse des gethürmten Kronborg, vom blauen Meere umarmt und zurückgespiegelt, nimmt sich sehr malerisch aus. In seinen langen, schmalen, schlechtgepflasterten Straßen ist es ziemlich still, beinahe ländlich. Es treibt bedeutenden Handel, aber der Verkehr und die Bewegung sollen zur Zeit des Sundzolles, da alle Schiffe hier Anker werfen mußten, viel belebter gewesen sein. Darum klagen die Einwohner sehr über die Abschaffung dieses Stückes Mittelalter. Ich nenne es nicht Seeräuberei, wie es die Erbitterung über die gehässige Form dieses Zolles zu nennen beliebte, da es wirklich unbillig gewesen wäre, Dänemark allein die Kosten für die Erhaltung aller in diesen gewundenen, vielfachen und gefährlichen Gewässern nothwendigen Vorsichtsanstalten tragen zu lassen, um so unbilliger, als diese Anstalten vielen anderen seefahrenden Nationen eben so und noch mehr zu Statten kamen, als den Dänen selbst, und als die Schifffahrt Dänemarks zu den großen Kosten in keinem Verhältnisse stand. Die Form allein, in der sich Dänemark Entschädigung verschaffte, war, wie gesagt,

gehässig, unserer Zeit unwürdig und der Schifffahrt hinderlich. Um Helsingör seinen Verlust zu vergüten, denkt man daran, es durch eine Eisenbahn mit der Hauptstadt zu verbinden, sobald man nur Geld haben wird. Freilich hat das Projekt eine starke Partei gegen sich, welche behauptet, daß die Dampfschifffahrt genüge.

Durch die Stadt wandernd, konnte ich die Bemerkung machen, wie groß die Fortschritte der Civilisation seien, da sie selbst mit ihren häßlichsten Ausgeburten in diese von einem Seeräuber, Helsing, gegründete Stadt im hohen Norden gedrungen ist. Die engen Straßen wurden mir mehrere Male durch Krinolinen verbarrikadirt, und in einer sehr engen Seitengasse gerieth ich in ein Kreuzfeuer von Klavieren, die aus mehreren offenen Fenstern rechts und links scheußliche Variationenmusik mit Hindernissen auf die Straßen spieen. Aber auch den guten Seiten der Civilisation begegnete ich in Helsingör. Das Volk ist immer freundlich, überaus höflich, von guten Manieren und sehr dienstbereit. Spricht man Jemanden in deutscher Sprache an, und er versteht den Fremden nicht, sieht er sich nur um, und er entdeckt gewiß im Bereiche seines Auges irgend ein Individuum, das Deutsch spricht. Mir wenigstens begegnete Das zu wiederholten Malen.

Von Helsingör wanderte ich nach Marienlust, einem ehemaligen königlichen Lustschlosse, das jetzt, in eine Art Kurplatz verwandelt, ein reizendes Tusculum für viele Fremde bildet. Es liegt an der schmalsten Stelle des Sundes, und Helsingborg, so wie viele einzelne Häuser und Gehöfte auf der schwedischen Seite, eben so das Gebirge Kullen sind mit freiem Auge sehr deutlich zu sehen. Da entfaltet sich ein Landschaftsbild, mit Segeln als Staffage im Vordergrunde, ein Landschaftsbild, welches sich in die Seele photographirt und das man für alle künftigen Zeiten als ein liebes Andenken mitnimmt. Den möchte ich kennen, oder vielmehr nicht kennen, in dessen Erinnerung sich dieser Eindruck zu verwischen vermag. Stunden und Stunden lang saß ich auf der berühmten „Terrasse" hinter dem Hause, derselben, wie

ernstlich versichert wird, auf der Bernardo Wache hielt und auf der „Es" erschien, auf der Horatio als ein scholar „Es" anredete, und während ich da mein Beefsteak verzehrte, sah ich eben so vergeistigt hinaus, wie beim Kaffee und mit der Cigarre. Bei diesem Anblick heften unsichtbare Genien selbst dem Beefsteakesser bläuliche Fittiche an die Seele. Ich hatte wieder eine Perle zu den Perlen gefunden, die ich zu einer Schnur um den Nacken meiner Psyche auf dem Erdboden sammle. Zu den Erinnerungen an die Thekie von Pera, an die Ruinen von Smyrna, an Sunium, an die Terrasse von Vevey, an die Pointe du Raz und andere fügte ich die Terrasse von Helsingör.

Natürlich besuchte ich auch „Hamlet's Grab," das mich seiner Authentizität wegen, mit Respekt zu reden, an Monte Christo's Gefängniß im Chateau d'If erinnerte. Und doch! — trotz dieser spekulativen Profanation, die sich, noch immer seeräuberisch, à la Helsing, zweiunddreißig Schillinge für den Anblick dieses Grabes zahlen läßt, doch fühlt man sich hier, sobald man sich den Namen „Terrasse von Helsingör" ausspricht, vom Geiste Shakespeare's umweht, wie auf der Ebene von Ilion vom Geiste Homer's. Selbst die „Quelle Ophelia's," in der sich die Holde nur hätte ertränken können, indem sie mit Gewalt den Kopf unter Wasser hielt, und die man so nennen mußte, weil es in der ganzen Gegend kein süßes Wasser gibt, in das man sie shakespearisch hätte werfen können — selbst diesen Humbug betrachtet man mit Andacht. Selbst dieser Schwindel mahnt ja an die allmächtige Belebungskraft des Genie's. Wie mächtig zeigt sie sich auch hier, da sie mit der Dichtung die alte nationale Sage vom Prinzen Amlet in Jütland, wo sie zu Hause ist, entwurzelte und mit Allem, was sie hinzugethan, hieher verpflanzte — nur weil Er, William, über seine Szene schrieb: Terrasse von Helsingör.

Manche Forscher verlegen den Geist von Hamlet's Vater auf die Platform von Kronborg; Ursache genug, diese pensionirte Sundzoll-Dardanelle zu besuchen! Sie liegt, durch ein baum-

bepflanztes Glacis von der Stadt getrennt, auf einem Vorsprunge, überblickt den ganzen Sund und kann ihre Kanonenkugeln beinahe bis an die schwedische Küste schleudern. Kronborg-Schloß ist eine sehr respektable Masse; die Mauern des eigentlichen Schloßgebäudes sind gewaltig hoch, reich verziert, mannigfaltig und voll Bewegung; die hohen Thürme vollenden seinen malerischen Charakter. Es ist mit viel mehr Geschmack ausgeführt, als solchen, gewissen positiven Zwecken bestimmten Schlössern oder Festungen eigen zu sein pflegt, und schon dieser Umstand läßt uns errathen, daß ihm Christian IV. den Stempel aufgedrückt hat, obwohl es schon unter Friedrich II. angelegt worden. Auch das Gemisch von Gothisch-Romanisch-Renaissance-Styl verräth ihn, aber nicht das Gemisch allein, vielmehr der Geschmack, das Sinnvolle dieses Gemisches. Durch moderne Festungsmauern, über Zugbrücken gelangt man in den Hof, der öde aussieht und den Charakter eines Kasernenhofes angenommen hat. In der That ist Kronborg heute nichts Anderes mehr, als eine Kaserne. Es wimmelte da von Soldaten. Ich näherte mich ihnen, um allerlei Auskunft zu erlangen, und siehe da, es waren Deutsche. — Ich glaubte, sagte ich zu ihnen, hier nur Dänen zu finden. — Nein, sagte Einer, nichts Dänen — wir sind Holsteiner! Dabei blinzelte er mit dem einen Auge, und die Anderen lachten. — Nun, nun, sagte ich absichtlich, Holsteiner in dieser Festung und in dieser Uniform sind doch halbe Dänen! — Nein! riefen Mehrere, und mit mehr Muth und lauter, als der Erste, wir sind Holsteiner, wir sind Deutsche! — Diese laute Versicherung im Hofe dieser dänischsten Festung that mir wohl, besonders nach der Erfahrung, die ich diesen Morgen mit dem Gentleman vom Dampfschiffe gemacht. Indessen fühlte ich keinen weiteren Beruf, ich der Gast, hier aufrührisch zu wühlen, und ging weiter, um das Innere des Schlosses zu besehen.

Die Kapelle hat eine gewisse Berühmtheit, aber ich fand sie mit Ausschmückungen zu sehr überladen und zu kleinlich mit Farben ausgeziert. — Eine der interessantesten Erinnerungen,

die sich an die Gemächer dieses Schlosses knüpfen, ist die an die arme Mathilde, die Geliebte Struensee's, welche in der Nacht, da die Verschwörung Julianens und Guldbergs ausbrach, als Gefangene hiehergebracht wurde. Hier wohnte sie, bis sie nach Celle in die Verbannung geschickt wurde, in dasselbe Schloß neben dem berühmten Zuchthause, das ich vor Kurzem erst im Mondenschein, umklungen von Nachtigallengesang und umduftet von einem Walde von Blüthen, gesehen habe. Ein höchst poesievolles Zuchthaus. — Die Platform von Kronborg-Schloß gewährt eine Aussicht bis Kopenhagen und tief hinein nach Schweden. Um die „Weiße Frau", die auch hier spazieren geht, zu sehen, war es noch zu früh am Tage, und Holger Danske konnte ich nicht besuchen, da er unten, unter den Wölbungen des Schlosses sitzt und der Fremde daselbst nicht Zutritt hat. Die Keller des Kronborg-Schlosses nämlich sind Dänemarks Kyffhäuser oder Untersberg, und Holger Danske ist der National-Held und Geist, der bei Gelegenheit hervorkommen und seinem Lande helfen soll, der dänische Barbarossa, Marko oder Artus.

V.

Um ins Innere des Landes vorzudringen, mußte ich Extrapost nehmen und hatte so nach langen Jahren wieder einmal ein Vergnügen, dessen Existenz in vielen Gegenden des Kontinentes beinahe nicht mehr geahnt wird. Im offenen Wagen fuhr ich über die kleinen Hügel dahin, die man in anderen Ländern kaum als solche anerkennen würde. Rechts blieb der Hügel Odin's. Aber nichts auf dem ganzen Wege reimte mit diesem alt-nordischen Namen; ich fuhr durch ein modernstes, civilisirtestes Land. Dörfern begegnete ich zwar nur selten, aber die einzelnen Häuser und Höfe, die über das Land zerstreut sind und mitten unter den zu ihnen gehörigen Feldern und Fluren liegen, athmen Wohl-

stand, Gemächlichkeit, Bildung. Nirgends Armuth, nirgends Rohheit. Bücher, Zeitungen, Schulen werden gewöhnlich als Kriterien der Bildung eines Landes betrachtet; ich habe mich auf allen meinen Reisen überzeugt, daß es noch ein anderes und vielleicht überzeugenderes Kriterium gebe, und dieses ist die Reinlichkeit der Kinder. Man kann sicher sein, daß man sich in einer ungebildeten Gegend befindet, wo sich auf der Straße ungewaschene, schmutzige Kinder, in zerrissenen Kleidern, mit struppigen Haaren herumtreiben. Ganz anders ist es im ganzen nördlichen Seeland, das ich von Helsingör aus durchstreift habe. Die Kinder sind reinlich gewaschen, einfach, aber gut, selbst in den Dörfern beinahe städtisch gekleidet; die blonden Haare hübsch gelockt oder in Flechten um den Kopf geschlungen. Breite Sommerhüte schützen sie gegen die Sonne, die übrigens ihrem nordischen Inkarnat nichts anzuhaben vermag. Dabei sind diese lieblichen Kinder überaus freundlich, nicht im Mindesten wild oder scheu, grüßen jeden Fremdling aufs Höflichste und gehen auf jeden Scherz ein, den er sich mit ihnen erlaubt. Es war immer ein lieblicher Anblick, wo eine Gruppe spielend unter einem Baume lag oder über Raine und Feldpfade der Schule zueilte. Ungefähr eine halbe Stunde lang fuhr ich einmal in Gesellschaft solcher literarischer Jugend beiderlei Geschlechtes; ich lud eine Gruppe von Fünfen ein, mit mir zu fahren, und lachend nahmen sie meine Einladung an, stiegen ein und ergötzten mich und den Postillon, bis wir sie vor dem Schulhause absetzten. Volksschulen gibt es in größtmöglicher Anzahl in ganz Seeland. In vielen Dörfern bemerkte ich allerlei Turnapparate, und auf Erkundigung erfuhr ich, daß mit beinahe allen Volksschulen Turn-Anstalten verbunden sind.

Es war eine reizende Fahrt. Von jeder kleinsten Anhöhe sah man über die flache Küste hinweg auf das blaue Meer, und wie tief man sich auch schon im Lande befand, bei der durchsichtigen, klaren Luft war es doch immer, als führe man in nächster Nachbarschaft der weißen Segel, die ruhig träumend dahinzogen. Die

kleinen Haine auf Anhöhen und in Thälern bildeten saftige Vordergründe und manchmal schöne Rahmen zu vollendeten Seestücken. Endlich verschwand das Meer, denn wir waren im Buchenwalde von Friedensburg, einem der schönsten Wälder, der alle Reize und nichts von dem Schrecken oder der Düsterheit eines Waldes besitzt. In einen solchen Wald kann der rohe Zufall, nie aber der Dichter, die Scene eines Verbrechens oder einer wilden That versetzen; der Dichter, die menschliche Phantasie überhaupt wird ihn nur mit Einsamen oder Gruppen beleben, die ein tief inniges Glück oder Trost im Schooße der Natur suchen, wie das Kind im Schooße der Mutter. Seeland ist das Land der schönen Wälder. Ist das Meer verschwunden, so lächelt uns zum Ersatz durch das Dickicht des Waldes mit Einem Male der Esrom-See, ein Miniatur-See, aber groß genug, um großer Schönheit als Spiegel zu dienen.

Am Ufer dieses See's, von diesem Walde umschlungen, liegt das Schloß Friedensburg. Wir sind in der Gegend, wo es von königlichen Schlössern wimmelt, was zwar nicht dem ökonomischen Sinne, aber dem Geschmacke der Könige Ehre macht. Die Kleinheit Seelands in Anschlag gebracht, gibt es vielleicht kein Land, das so viele und großartige Schlösser besäße. Friedensburg speziell ist zwar durch seine Lage, nicht aber durch seine Bauart ein gutes Zeugniß für den Geschmack seines Erbauers, Friedrich's IV., der es als ein Denkmal an den mit Karl XII. geschlossenen Frieden aufführen ließ. Daher der Name und daher auch die gezwungene Form eines Friedenstempels; daher auch die schlechte Bildsäule der Konkordia im Schloßhofe. Etwas Barockeres als diesen Bau habe ich selten gesehen. Er besteht zum größten Theile aus Einer großen Halle, die sich bis zur höchsten Höhe des Schlosses erhebt und sich oben als Kuppel vereinigt. Auf halber Höhe läuft eine Galerie herum, in welche viele Korridore münden, an die sich wieder die Zimmer anreihen. Ausgeschmückt ist die große Halle mit schlechten Bildern, die sich auf Friedrich und Karl beziehen. — Man erwartet an diesem lieb-

lichen See, in diesem herrlichen Walde etwas Schöneres; das Schloß ist öde, ungemüthlich, beinahe gespensterhaft und paßt so ganz allein zu den Gespensterſagen der Gegend. Wir befinden uns hier nämlich in der Gegend des dänischen „Wilden Jägers." König Woldemar wohnte nicht weit von hier, in einem mitten im Gurre-See gelegenen Schlosse. Er versicherte, daß er mit Vergnügen auf den Himmel Verzicht leisten würde, wenn er nur für alle Ewigkeit in dieser schönen Gegend wohnen und jagen könnte. Mit diesen Worten hat er sich versündigt, denn es steht dem guten Christen nicht frei, auf die geringste himmlische Seligkeit Verzicht zu leisten, und sein Wunsch ist ihm erfüllt worden. Er wohnt und jagt nun ewig in diesen Wäldern, aber nicht mit dem Gesicht im Nacken, sondern wie andere ordentliche Menschen. Auch ist er kein böses Gespenst, vor dem man sich fürchtet, sondern ein jovialer, guter Patron. Manchmal, bei besonders gutem Wetter, reitet seine zarte Geliebte Tovedille mit ihm; das spricht sehr für Woldemar, denn ein Geist, der mit seiner Geliebten im Mondenschein ausreitet, ist gewiß ein gemüthlicher Geist.

Weiter durch den herrlichen Wald und nach kaum einer Stunde mäßigen Trabes taucht das Wunder Dänemarks, das dänische Chenonceau, das alte Schloß Friedrichsborg, aus Wald und Wässern auf. Wie das genannte französische Schloß erhebt sich Friedrichsborg mitten aus der Fluth eines kleinen See's, aber größer, großartiger und prachtvoller. Alle anderen Bauten Christian's IV. erscheinen uns mit Einem Male wie kleine Versuche und Vorarbeiten, die nur Kraft und Geschmack für dieses Werk üben und bilden sollten. In der That war er bei diesem Baue mit seinem ganzen Herzen, seinem ganzen Gemüthe, denn er liebte diese Gegend, in der er auf offenem Felde geboren war; auch nannten die Schranzen seinen Plan, hier ein solches Wunderwerk aufzuführen, einen „Kindertraum." Vielleicht war es auch ein Kindertraum, vielleicht ist das Schloß darum so märchenhaft ausgefallen. Chambord etwa ausgenommen, kenne ich kein Königsschloß auf plattem Lande, das sich mit diesem messen könnte.

Die Lage mitten im Wasser; die prachtvollen Buchenhaine und Gärten, die sich überall so nahe als möglich herandrängen, um es zu bekränzen; das gewaltige, vier Stock hohe Haupt-Gebäude; die fünf zum Himmel aufstrebenden, massigen und doch so luftigen Thürme; die zahllosen Nebengebäude, die sich anschließen und malerisch gruppiren; die Brücken, Galerieen, Thore, die Alles verbinden; die Wälle, Zinnen und Gräben, die in Windungen das Ganze umschließen; die bald rosige, bald dunkle Farbe des Materials, die edle, grüne Rostfarbe der gewaltigen Dächer — alles Das vereinigt sich zu einem so wunderbaren Ganzen, daß man an seine Existenz nicht glauben würde, wenn man in diesen Höfen, Galerieen und Gängen Pagen, Rittern und Edelfräulein begegnete. Die Oede und Stille aber, die auf dem Schlosse liegt, die zwei oder drei Deutsch redenden Schildwachen machen die ganze Erscheinung glaubwürdig und leibhaftig.

Der Styl ist auch hier sehr schwer mit Einem Worte zu bestimmen. Die Dänen thäten am Besten, wenn sie ihn einfach den Styl Christian's IV. nennten; da sich dieser König im Ganzen so konsequent blieb und offenbar einen bestimmten und ausgesprochenen Geschmack hatte. Auch Friedrichsborg könnte man gothisch-byzantinisch-normannisch nennen, aber man würde damit nur einen sehr entfernten Begriff von der Bauart geben; Christian hat eben aus den überlieferten Elementen etwas Anderes, Neues, Eigenes, Persönliches gemacht. Die untersten Theile haben mit den genannten Stylen gar nichts zu schaffen. Da ist im großen Hofe eine Halle, die den schönsten Florentinern aus der Zeit des Erwachens Ehre machen würde, und in den äußeren Nischen der niedrigen Gebäude, welche den großen Hof schließen, stehen, dem Kommenden entgegen sehend, zwölf Statuen, die auch unter dem ersten Cosmus geschaffen sein könnten. Im Allgemeinen haben die Skulpturen, die man in großer Menge an Thoren, Säulen, Wänden findet und welche doch zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts geschaffen sind, den Charakter des fünfzehnten Jahrhunderts. Vollendete Produkte

der Renaissance hätten in diesen Norden, zu diesen Thürmen und gewaltigen Massen weniger gepaßt.

Ungern tritt man aus den Höfen in das Innere, denn kein noch so prächtiger Saal kann den Genuß gewähren, den der Anblick auch nur eines kleinen Winkels im Hofe gewährt. Aber der gewissenhafte Reisende muß. Stundenlang kann man in den unendlichen Gängen und Gemächern umherwandern. Man sieht nur zu viel. Ein Eindruck verdrängt den anderen. Was bleibt, ist am Ende die Erinnerung an die schöne Aussicht aus allen Fenstern, über die Buchenhaine dahin, über den Esrom-See, den Arre-See und die lieblichen Gärten zu unseren Füßen, dann an die Schloßkirche, an den Rittersaal und an die Portrait-Galerie. Die Schloßkirche ist vorzugsweise ihrer Größe und ihres Reichthums wegen merkwürdig; aber das kostbare Material, das viele Silber ist nicht mit Geschmack verschwendet, eben so das Elfenbein an der Decke, obwohl Christian selbst daran gedrechselt haben soll. Der Rittersaal über der Kirche, ein unendlich langer Raum, wie man mir sagt, der größte Rittersaal in Europa, ist unbegreiflicher Weise ganz entstellt, indem die Decke so niedrig ist, daß sie auf den Kopf des Besuchers zu drücken scheint. Im Verhältniß zu seiner Länge müßte dieser Saal wenigstens drei Mal so hoch sein. Zum Ueberfluß ist diese zudringliche Decke so bunt mit kleinlichen Skulpturen ausgeschmückt, daß sie ihre Niedrigkeit nur noch zudringlicher bemerklich macht. — Viel interessanter ist die endlose Portrait-Galerie. Da ist ein Volk von berühmten Dänen und Däninnen, auch Fremden, Königen, Prinzen, Generalen, Ministern, Hofleuten, Gelehrten, Intriguanten ꝛc. versammelt: für den Historiker sind diese Gesichter eben so viele lebendige Quellen. Manches dieser Augen wird ihm dunkle Stellen der Geschichte besser beleuchten, als es ein dickes Buch oder ein würdig Pergamen vermag. Lange Zeit verweilte ich vor dem Portrait Tycho de Brahe's, erstaunt über die Trivialität, fast möchte ich sagen: Gemeinheit dieser Züge. Vielleicht thut ihm die abgehauene und wieder angesetzte Nase Unrecht. Auch

Mathildens nicht unholdes Gesicht sah ich, aber Struensee war nicht zu finden. Sein Portrait existirt im Schlosse, aber man hängt es nicht auf, wie man im Dogen-Palast Marino Falieri's Portrait nicht aufhängte und an dessen Stelle die Worte schrieb: Hic est locus Marini Falieri. So wird auch Jeder, der Mathildens Portrait sieht, auf ihrem Herzen die Worte lesen: Hier ist der Platz Struensee's. Es nützt nichts. Man kann historische Portraits, trotz allem Willen der Könige, nicht mit dem Gesichte zur Wand kehren. — Wie Franz I. in die Fensterscheibe von Chambord sein bekanntes Femme souvent varie, geschrieben, so soll Mathilde auch in eine Fensterscheibe dieses Schlosses einen Vers geschrieben haben — aber ich suchte ihn vergebens, ich fand ihn nicht. Der merkwürdige Vers lautet:

O keep me innocent, make others great.

Sie wollte also keine Größe, und ihre Liebe schien ihr unschuldig.

Die Stuterei in nächster Nähe von Friedrichsborg habe ich nicht besucht. Doch sind die Dänen auf dieses Institut fast eben so stolz, als auf den herrlichen Bau von Friedrichsborg. Sie behaupten, daß man Pferde, wie die aus dieser Erziehungs-Anstalt hervorgehenden, nicht wieder finde. Diesen Sommer hatten sie auch Ursache, sich dieses Besitzes aufs Positivste zu freuen, denn in der kurzen Zeit des Kriegslärms haben sie an 16,000 Pferde ins Ausland verkauft und große Geldsummen ins Land gebracht.

Gegen Abend fuhr ich von Friedrichsborg weiter, auch ohne das Städtchen Hilleröd, das sich, wie Schutz suchend, an das Schloß schmiegt, gesehen zu haben. Ich fürchtete, durch die Atmosphäre einer kleinen Stadt um die Stimmung zu kommen, in die mich die künstlerische und historische Betrachtung des Schlosses versetzt hatte. Ich schied ungern. Die vertrauliche Bekanntschaft mit einem so schönen, stimmungsvollen, romantischen Baue müßte, das fühlte ich, für alle Zukunft anregend wirken, Geist und Phantasie befruchten wie ein großes Gedicht. So bleibt es nur ein Touristen-Eindruck, und man erscheint sich selbst oberflächlich

und frivol, wenn man sich damit begnügt. Wie der Wilde Jäger immer rückwärts sehend, fuhr ich in den Abend und ins Land hinein.

VI.

So rückwärts gekehrten Gesichtes fuhr ich einst von Chambord, der verlassenen und verfallenden Meisterschöpfung Primaticcio's, des Schülers Raphael's. Wie eine Fata Morgana schwebte Friedrichsborg im Abendschein am Horizonte, hob sich bald stolz empor und senkte sich bald in die Tiefe, als ob es jetzt in die Höhe, jetzt in den Erdboden verschwinden wollte, je nachdem ich über Thal oder Hügel der gewellten Ebene hinfuhr. Zum Glück verschwand es doch endlich ganz, und ich hatte Augen und Muße, das Land zu betrachten.

Es ist ein gesegnetes Land, und der Segen ist die Frucht der Arbeit. Da ist kaum eine Hufe Erdbodens unbenutzt gelassen: Alles, Alles aufs Fleißigste angebaut. Die Saaten wogten wie ein unendliches Meer, und ich glaubte, was man mir in Kopenhagen gesagt hatte, daß man jährlich vier Millionen Tonnen Getreide ausführe, daß die Ausfuhr seit Aufhebung der Korngesetze in England sich vervielfacht habe. Die Wälder und Forste weichen in dieser Gegend Seelands ganz und gar der Agrikultur; erst jenseit des Roeskilder Fjords heben sie wieder ihre Kronen empor.

Ueber diesen fernen Wäldern im Westen und über den blauen Wassern des Fjords, der bereits hier und da auftauchte, lagen die rosigsten Abendwolken und dekorirten mit wehenden Schleiern und faltigen Vorhängen einen wonnevollen Sonnen-Untergang. Und als die Sonne untergegangen war, leuchteten die lichtgetränkten Wolken selbständig fort, und als sie nach und nach verglommen, blieb doch eine lichte, ruhevolle Dämmerung über das Land ausgebreitet. Es war so still, so hochfeierlich. Ich sah mich um — und was sah mein erstauntes Auge? Ich fuhr durch

ein großartiges Todtenfeld, denn wohin ich sah, rechts und links in einem großen Kreise erhoben sich überall gewaltige Hünengräber mitten aus den friedlichen Feldern. Wie sie sich am lichten Abendhimmel abschnitten, schienen sie immer größer und gewaltiger zu werden. Eines derselben hatte im Profil die größte Aehnlichkeit mit dem sogenannten Grabe des Achilles auf der trojanischen Ebene. Hier und da lehnte sich ein Bauernhaus, dem Nordwinde ausweichend, an einen solchen Hügel, oder schlang sich ein kleiner Garten um seinen Fuß. Es war mir, als führe ich in die Zeiten Ragnar Lodbroks, war doch auch die ganze Beleuchtung so, wie man sich das Licht dämmeriger Urzeiten vorzustellen pflegt; und es war mir, als ob sich die Hünenhügel streckten und reckten, um mir nachzusehen, als ich in Friedrichssund einfuhr.

Friedrichssund ist ein kleines Nest, das aber seinen Fjord auszubeuten versteht. Hier wird viel von dem Getreide verladen, das die Insel ins Ausland schickt. Ich benutzte den hellen Abend — es wird hier gar nicht Nacht im Monat Juni — um noch einen langen Spaziergang am Fjord zu machen; ein polnischer Jude, der sich viel in der Welt umgesehen und sich seit langer Zeit in dieser Gegend aufhält, um sie handelnd auszubeuten, schloß sich mir an und wußte nicht genug vom Reichthum, vom behaglichen Leben und von der Bildung der Bauern zu erzählen. Er war förmlich empört über alles Gute, das er rühmen mußte. — Stellen Sie sich vor, rief er, Bauernmädchen spielen Klavier! schickt sich Das? Nein, bei Gott nicht! Und ihr Geld geben sie aus, wie große Herren, mit Geschmack, für wirklich schöne Sachen. Geld haben sie wie Mist für lauter Getreide und Pferde und haben keine Idee, daß die Bauern anderswo anders leben und eigentlich leben sollen. Nein, bei Gott nicht, keine Idee! Was sagen Sie dazu? Bücher haben sie auch, in jedem Hause sind Bücher, und sie lesen und schreiben. Wenn ich Das in Polen erzähle, wird mir's kein Mensch glauben, bei Gott nicht! Ich werd's auch nicht erzählen. Warum soll ich's erzählen und für einen

Lügner gehalten werden? Hab' ich nicht Recht? Stellen Sie sich vor, hier in diesem Nest, in diesem Friedrichssund — es ist freilich kein Dorf, es ist ein Städtchen, aber ein Städtchen wie ein Dorf — was thu ich damit, daß es sich heißt ein Städtchen, wenn es ein Nest ist — hier in dem Nest Friedrichssund lernen die kleinen Mädchen zwei und drei fremde Sprachen, bei Gott, fremde Sprachen, Deutsch, Französisch, Englisch, was weiß ich! Da sind so Damen, die unterrichten in allen Sprachen. Haben Sie Das schon in Ihrem Leben gehört von so einem Nest? Sie sind ja auch ein Mann, der viel herumgekommen ist in der Welt, man siehts Ihnen an, auf Ehre, bei Gott, ich bin auch ein Mann, der viel herumgekommen ist in der Welt, aber haben Sie Das schon erlebt? Englisch, Französisch und Deutsch, auf Ehre! Kinder, kleine Kinder! — Aber was wahr ist, ist wahr; Das muß ich selber sagen, Geld geben sie aus, viel Geld, und sie handeln nicht, und man kann hier viel verdienen. Ich bitte Sie, wär ich sonst hier? Was habe ich in Friedrichssund zu thun? Mein Lebtag habe ich nichts von Friedrichssund gehört, aber wo der Mensch sein Auskommen findet, da bleibt er. Die Zeiten sind schlecht, muß man sehen, viel zu verdienen. Die Bauern geben Geld aus wie die großen Herren; es schickt sich nicht für Bauern, bei Gott, es schickt sich nicht, aber man verdient. Was geht's mich an? Ich sage Ihnen, ein sehr gebildetes Land, bei Gott ein sehr gebildetes, sehr ein gebildetes Land!

Kommen viele Verbrechen vor? fragte ich.

Ob Verbrechen vorkommen? Warum sollen nicht Verbrechen vorkommen? Gewiß kommen Verbrechen vor; überall in der Welt, wo Menschen sind, kommen Verbrechen vor, bei Gott! Unlängst erst haben viele reiche Leute ein Verbrechen begangen. Bei einem Wirthe, der keinen Wein schenken darf, haben sie Wein getrunken, und vor Gericht haben sie gesagt, sie hätten allerdings Wein getrunken, aber sie hätten ihn nicht bezahlt. Darauf aber ist der Knecht des Wirthes aufgetreten und hat gesagt, sie hätten allerdings Wein getrunken und hätten ihn allerdings auch bezahlt.

Gott, Allmächtiger, welche Schläge der Knecht von den reichen Leuten bekommen hat! Sie können nämlich nicht leiden, wenn einer denunzirt.

Dieses Geplauder, das tief in die Nacht hinein dauerte und mir meine Beobachtungen bestätigte, war mir darum angenehm, angenehmer, als die Lieder des Gesangvereins, der sich in einem Saale des Gasthauses neben meiner Stube versammelte und meinen unschuldigen Schlaf mordete. Als er endlich schwieg, war es die Helle der Nacht, die, mit Macht durch die Vorhänge dringend, mich am Schlafen verhinderte. Ich mußte den Vorhängen mit Plaid und Mantel zu Hülfe kommen, um mir eine künstliche Nacht zu schaffen. Nein, diese nordischen Zwielichtsnächte wären nicht nach meinem Geschmack. Selbst das Zwielicht dauert höchstens zwei Stunden; schon in der zweiten Stunde nach Mitternacht ist der ganze Himmel wieder weiß, und gegen drei Uhr glänzt er hell und klar.

Sehr früh saß ich schon wieder marschbereit auf dem Damme, der weit in den Fjord hinausläuft, das Dampfschiff erwartend und die Wartezeit benutzend, um mir das Bild dieser merkwürdigen Landschaft gehörig ins Gedächtniß zu prägen. Der Roeskilde Fjord ist eigentlich nur eine Fortsetzung des breiteren Meerbusens Ise Fjord, mit dem er durch einen schmalen, gegen Westen gebogenen Hals oder Kanal zusammenhängt. In vielfachen Windungen, mit vielen Seitenbuchten, läuft er lang und schmal, tief ins Land hinein, wie einer der schottischen Loghs. Doch hat er mit diesen nur wenig Aehnlichkeit, denn während jene überall von Bergen umgeben sind und selbst im Innern des Landes und der Gebirge den großen Charakter des Meeres tragen, sind hier die Ufer unbedeutend flach und würden sehr öde und unerquicklich aussehen, wenn nicht die westlichen durch die prachtvolle Laubwaldung von Jägerspriis, wieder eines der Königsschlösser, einiges Leben hervorbrächten. Die Hünengräber, die überall an den Rändern des Roeskilde Fjord aufsteigen, sind nicht groß genug, um ihn landschaftlich zu schmücken, sie thun es nur, so zu sagen,

gedanklich, mit Hülfe der Reflexion. Denn freilich stimmt es ganz eigenthümlich, dieses öde Wasser, das überall uralte, geheimnißvolle, unbekannte Grabmale wiederspiegelt; die Phantasie bevölkert die Ufer mit den Gestalten, die jetzt, seit tausend und zweitausend Jahren, in ihrem Schooße ruhen; anstatt der Hügel sieht man ihre Einwohner in gewaltigen, geflügelten Helmen, groß wie jene Buchen, in Schaaren dahinziehen, oder am Wasser lagern, oder auf diesen öden Gestaden in wildem Kampfe einander vernichten. Ich hatte die nordische Gegend, die eddahafte, die ich bis jetzt vergebens suchte, gefunden. Alle Vergleichungen mit dem Süden, alle Erinnerungen an hesperische oder hellenische Lande hörten hier auf, trotz der südlichen Sonne, der glühenden Luft, der Bläue des Fjords. Meine Augen mußten mir sagen, daß er blau war; meine Phantasie sah ihn schwarz, denn zu den Hünengräbern, zu der Oede rings umher paßte Schwarz besser, war kymmerische Dunkelheit eine natürlichere Beleuchtung. Wie ich bei der Einfahrt in den Archipel, gleich hinter Cythere und Melos, beim Anblick des blauäugigen Meeres, der Schönheitslinien der griechischen Berge die hellenischen Dichter besser zu verstehen glaubte, so meinte ich auch jetzt den Schlüssel zu den Geheimnissen der Edda und der alt-nordischen Dichtung und der Asen-Religion gefunden zu haben. Das sind so Illusionen, Erkenntnisse, die sich nicht mit Gedankenhänden fassen lassen, Blitze, die einen Moment erleuchten — aber bezeichnend sind sie doch. Tritt man in die Gegend von Ajodhia, oder Oude, der Stadt der Ilsen, wird man gewiß Rama und Fischma, die Geschichte der Pandu's und der Kuruinge und die ganze Religion des Manu besser zu verstehen glauben.

Freilich, das Dampfschiff, das vom Norden herkam, weckte mich aus den altnordischen Träumen und trug mich dem Süden zu — wieder vorbei an Hünengräbern. Dampfschiff und Hünengräber! Mehr als anderswo hat man hier Gelegenheit, Betrachtungen über den Wandel der Zeiten anzustellen, Betrachtungen, die aber zu allen Zeiten banal gewesen. Daß die Welt sich ewig

verjünge, und daß wir mit unserer Geschichte allein alt werden, das ist eine alte, bekannte Geschichte, die man lieber vergessen, als immer wieder auffrischen sollte.

Der Roeskilder Fjord gleicht einem See; die wenigen Fischer- und Schifferhäuser an seinen Ufern erinnern an die Wohnungen märchenhafter Fergen. Die vielen Anhaltepunkte des Dampfschiffes gelten nicht den ärmlichen Ufer-Ortschaften, sondern den schönen Schlössern und Edelsitzen, die sich etwas weiter ins Land hinein hinter Buchen verstecken und in einer Gegend liegen, die eben so schön, wenn nicht schöner sein soll, als das Land, das wir bei Fredensborg und Friedrichsborg durchzogen haben.

In der Nähe von Roeskilde erweitert sich der Fjord zu einem ziemlich breiten Becken, in dem wir lange hin und her fuhren und kleine Stationen machten, um Sonntags-Reisende aufzunehmen, bei welcher Gelegenheit wir vielfach historisch-mythologischen Boden berührten; denn die Gegend von Roeskilde ist die eigentliche Heimat und Quelle, aus der die dänische Geschichte geflossen. Bei dem Namen Roeskilde sieht der Däne, wie auf ein Zauberwort, seine ganze mythische und urgeschichtliche Zeit. Hier ist das Hertha-Thal, in dem die großen Opferungen vollzogen wurden, hier nicht fern der heilige See, aus dem die Mutter alles Lebenden emportauchte, um dem Lande ihren Segen zu spenden, wofür ihr so unzählige Opfer, auch Menschenopfer, in die Fluth nachgeworfen wurden; hier liebten sich Thor und Freya. Die vorchristlichen Könige, die unförmlichen Recken mit ihrem riesigen Gefolge — „Krake", „Skiold", das klingt, als ob von Steinblöcken die Rede wäre, — hausten hier im Schlosse Leire und versammelten in diesen Gegenden die freien Mannen zum Thing. Diese gewaltigen Hügel rings herum, die Hünengräber, sind ihre jetzigen Wohnstätten.

Trotz alledem ist es hier bei Weitem nicht so nordisch, wie am oberen Ende des Fjord. Die alte dänische Residenzstadt blickt recht freundlich von ihrer Höhe herab, nachdem sie uns mit drei Domthürmen schon seit zwei Stunden gastlich aus der Ferne

gewinkt hat. Man steigt vom Fjord eine schön bewachsene Anhöhe hinauf und steht vor dem berühmten Dom, der allein den Reisenden anzieht, denn andere Merkwürdigkeiten und Schönheiten hat die ziemlich ausgedehnte, aber von der Höhe ihrer Bedeutung herabgesunkene Stadt Roeskilde schwerlich aufzuweisen. Was mich speziell hier anzog, sind die Grabmäler und Grüfte der Könige. Was man in früher Jugend durch die Poesie kennen lernt, bleibt ewig anziehend, und wer kennt nicht „Rothschilds Gräber"! Als kleine Jungens haben wir diese Klopstock'sche Ode durch zwei Jahre in unserer Chrestomathie mitgeschleppt. Nun war ich so nahe an „Rothschilds Gräbern" und sollte sie nicht selbst kennen lernen?

Der Dom, der die Grabmäler enthält, ist beinahe so alt, wie das Christenthum in Dänemark; wenigstens steht er an derselben Stelle, oder ist er die erweiterte Ausführung der kleinen Kirche, die Harald Blauzahn, kaum von Otto II. bekehrt, hier aufführte. Nach kaum drei Menschenaltern war der Klerus schon so reich, daß er die kleine Kirche in den gewaltigen Dom verwandeln konnte. Der Verwandtenmord Kanuts des Großen lieferte so große Reuegelder, daß Bischof Wilhelm, ein Engländer, wie die meisten Apostel des Nordens, in Dänemark ein Gotteshaus aufführen konnte, wie seine Heimat schon mehrere besaß. Daher auch die angelsächsische Bauart, die man auch mit Unrecht die spät-byzantinische nennt. Heute ist der Dom so beschaffen, durch viele Anbauten so entstellt, daß man sich seine ursprüngliche, in der That harmonische und kunstvoll einfache Gestalt nur mit Mühe herausschälen kann. Er bildet ursprünglich ein lateinisches Kreuz mit kurzen Armen und besteht aus einem dreifachen Schiffe mit den zwei Kreuzflügeln, einem Vorgebäude und einem Chor-Umbau, der sich, rund, an die zwei niedrigeren Seitenschiffe anschließt, und zwei Thürmen. Entstellt, gefälscht wird dieser Bau durch Anbauten der verschiedensten Art, durch Kapellen und Vorhallen, aus dem 14., 15., 17., 18. und 19. Jahrhundert. Restaurationen jeglicher Art, die durch Feuers-

brünste und andere Unglücksfälle nothwendig und jedesmal im Geschmacke der Zeit bewerkstelligt wurden, haben noch zur Maskirung der ursprünglichen Einfachheit, die sich manchmal, wie z. B. im Chore, zur Erhabenheit steigert, das Ihrige beigetragen.

Allein wir wollen ja vor Allem die Königsgruft sehen. Da steht uns in gewisser Beziehung eine Enttäuschung bevor. Wir erwarteten große Gruftgewölbe, die einen Gesammt-Eindruck machen, wie z. B. St. Denis, oder die schönste aller Grüfte, die wir je gesehen, die der Großmeister zu Malta — und siehe da, die Leichen der Könige und Königinnen sind durch das ganze, weitläufige Gebäude ausgestreut, vereinzelt und liegen meist in so hellen Räumen, daß Dunkelheit und Atmosphäre, wie wir sie zur Stimmung in Grüften wünschen und brauchen, gänzlich abgehen. Wo ist der Mönch, oder wenigstens der ernste Sakristan mit der Fackel in der Hand, die bei der Wanderung einzelne Flämmchen auf den feuchten Boden fallen läßt? Der helle, grelle Tag mit mittägiger Junisonne hat sein Amt übernommen.

Die Könige liegen in einzelnen Särgen oder Mausoleen im Chor oder in den Kapellen, die rings um die Kirche laufen und durch hohe, breite Fenster beleuchtet sind. Für den Verlust wird man dadurch entschädigt, daß man die Monumente, unter diesen einzelne herrliche, gut betrachten kann. Aber es ist wie in einem Museum.

Im Chor des Hochaltars erheben sich vier gewaltige, weiße Marmor-Monumente, die auf den ersten Blick einen großen Eindruck machen, bei näherer Betrachtung aber sehr verlieren und sich als Produkte einer verfallenden Kunst offenbaren. Die Monumente Christians V. und seiner Gemahlin Charlotte Amalie mit den Medaillon-Portraits, mit den Schlachten-Basreliefs und den allegorischen Personen der Gerechtigkeit, des Ueberflusses, der Wohlthätigkeit, Selbstkenntniß ꝛc. ꝛc. haben noch manches Gute, besonders was die Arbeit betrifft; aber die Monumente Friedrichs IV. und der Königin Christine (Tochter Gustav Adolfs) sind wahre Modelle des Ungeschmacks, wie sie nur das sieben-

zehnte Jahrhundert, die Perrücke, die ausschweifende Richtung Bernini's in der Skulptur, hervorbringen konnten. Herzlich bedauert man den schönen, kostbaren Marmor.

Aber wir sollen entschädigt werden. Eilen wir über zahllose Gräber von Bischöfen, Kanzlern, Admiralen, Prinzen in eine der rechten Seitenkapellen. Sogleich beim Eintritte leuchtet uns ein weißes Marmor-Monument entgegen, das uns augenblicklich mit der wohlthätigen Ruhe eines Kunstwerkes anmuthet. In der That ist es von Wiedevelt, dem Vorläufer Thorwaldsens. Auf dem Sarge erhebt sich eine Säule mit dem Portrait Friedrichs V.; am Fuße des Sarges stehen die traurigen Gestalten Dänemarks und Norwegens. Die Anmuth und Tiefe dieses Werkes wird doppelt klar, wenn man sich nach rechts wendet und des englischen Bildhauers Stanley Monument der Königin Louise betrachtet. Seine Basreliefs sind überfein, durchsichtig, übertrieben, wie gewisse englische Taschenbuch-Kupferstiche. — Noch ein zweites Monument von Wiedevelt ist da (Christian VI.), das dem ersten ebenbürtig ist und sich eben so durch seine Basreliefs wie durch die Statuen trauernder Weiber als Werk eines wahrhaft großen Meisters dokumentirt. Es ist unbegreiflich, daß Wiedevelt so wenig bekannt geworden, und daß er in Dänemark so arg zu Grunde gegangen.

Aber die Perle dieser ganzen Sammlung, ein wahrhaft großartiges Kunstwerk, das seines Gleichen sucht und schwer finden wird, das den höchst talentvollen Wiedevelt weit übertrifft, ist das von dem Antwerpener Cornelius Floris herrührende Monument Christians III. Es steht in der schönen gothischen Kapelle der heiligen drei Könige und ist ganz aus Marmor, der etwas gelblich anläuft. Der König liegt da in seiner ganzen Rüstung; Helm, Schwert und Handschuhe liegen neben ihm. Vier Trabanten umstehen, auf Schilde gestützt, wachend den ruhenden König. Eine Decke wird von vier Säulen getragen; auf dieser Decke kniet wieder der König vor einem Kreuze; hier umstehen ihn trauernde Genien, welche die Fackel senken. Jeder einzelne

Theil dieses harmonievollen Ganzen ist an sich ein Kunstwerk. Der knieende König, der ruhende, die Trabanten — man nehme jede dieser Gestalten für sich, und man hat ein Meisterwerk voll Kraft, Leben, Größe und wahrhaft erhabener Anmuth. Einen der Trabanten soll Thorwaldsen lange sinnend betrachtet und endlich erklärt haben, daß er ihn für eines der vollendetsten Werke der Skulptur halte, und daß er so was zu schaffen nicht fähig sei.

Christian IV., der treffliche Architekt mit seinem künstlerischen Sinne, hat die Schönheit dieses Werkes bald erkannt, denn er wollte es in dem Monumente, das er seinem Vater Friedrich II. errichtete, reproduziren oder wenigstens nachahmen lassen. Aber der Künstler war weniger künstlerisch als der Besteller. Er ahmte wohl die Komposition im Allgemeinen nach, wollte aber Cornelius Floris übertreffen, glaubte dieß mit Hülfe der Masse thun zu können, vergrößerte, übertrieb Alles, verrückte die Verhältnisse und brachte etwas Plumpes zu Stande, das nur da ist, um Floris noch höher in unserer Achtung zu stellen. Das Interessanteste an diesem Monumente Friedrichs II. ist uns dieses Königs Wahlspruch. Er lautet: „Meine Hoffnung zu Gott allein, treu ist Wildpret." Wildpret hieß sein Hund. Also auf Erden vertraute er nur seinem Hunde.

Rasch weiter, wieder an unzähligen Gräbern und Portraits vorbei, in die Kapelle unseres Lieblings Christian IV. Sie ist eine der größten, aber eben weil man diesen großen König seiner würdig ehren und seine Grabstätte prachtvoll ausschmücken wollte, ist man damit nicht fertig geworden, und hat der größte König Dänemarks in Roeskilde eigentlich kein Monument. Er, der mit Friedrichsborg fertig geworden, hätte diese Kapelle in Einem Jahre fertig gemacht. Jetzt sieht es darin aus, wie in einer Werkstatt. Die beiden Wandflächen, welche große historische Fresken, Christian IV. als Richter und als Sieger in der Seeschlacht bei Femern darstellend, aufnehmen sollen, starren uns als öde, mörtelüberworfene Felder an. Nur die Höhe der Kapelle ist ausgeschmückt, und zwar sehr schön al fresco von dem sehr talentvollen Eddelien

(wenn ich nicht irre, einem Deutschen), der aber im Jahre 1852 gestorben. Zwischen den Fenstern steht die Bronze-Statue Christians IV. von Thorwaldsen auf einem provisorischen hölzernen Sockel. Freilich reicht diese Statue allein schon hin, ein würdiges Monument Christians abzugeben; sie ist eine der liebenswürdigsten und charakteristischsten von Thorwaldsen; aber man sähe sie doch gern in entsprechender Umgebung.

Neben all den prächtigen Königs-Monumenten sei noch ein einfacher Stein genannt, weil er einen Mann bedeckt, der uns so viel werth ist, wie viele dänische und andere Könige zusammengenommen. Es ist der Grabstein des Saxo Grammatikus. Er ist ein Fackelträger in den dunkelsten Gängen alter Zeiten, während so viele Könige nur Lichtauslöscher in klarsten Zeiten sind. Er verdient unsere Verehrung mitten unter all den Königen, ja, er ist uns lieber, als die meisten derselben, wie uns Gregorius von Tours, wenn er in St. Denis begraben wäre, auch in vieler Beziehung lieber wäre, als alle die Könige, deren Thaten er beschrieben, und als die meisten ihrer Nachfolger.

Mit einem überladenen Bahnzuge fuhr ich nach Kopenhagen zurück; auf allen Stationen drängte sich das Volk in Schaaren heran, um an den Sonntags-Vergnügungen der Hauptstadt sein Theil zu haben. Ich saß neben einem dänischen Gentleman, der mich für einen Franzosen hielt, weil ich ihn bat, mir dänische Geldsorten in Franken zu erklären, und der mit mir Französisch sprach. Er politisirte im französischen Sinne. Was glauben Sie, fragte er, wird Preußen an diesem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen? — Ich bezweifle es, antwortete ich, Preußen rüstet sich wohl nur, um bei der Vermittelung kräftig und nachdrücklich ein entscheidendes Wort aussprechen zu können. — Täuschen Sie sich nicht, sagte der Däne, Sie haben keine Idee, wie diese Deutschen an einander hängen, wie die Kletten!

Ich hüte mich, zu widersprechen, hoch erfreut, daß es auf der weiten Erde eine einzige menschliche Seele gibt, die da glaubt, daß die Deutschen an einander hängen „wie die Kletten". Dieser

Däne ist eine der größten Merkwürdigkeiten, die ich in Dänemark gefunden. Der deutsche Bund sollte ihn, wenn er noch existirt, aufsuchen lassen — er wird, als ein so absonderliches Individuum, nicht schwer zu finden sein — sollte ihn auf Bundeskosten nähren, kleiden, prächtig leben und, wenn er stirbt, einbalsamiren und im Thurn- und Taxis'schen Hause aufstellen lassen.

Da ich, nach Diesem, dem Leser unmöglich etwas Merkwürdigeres mittheilen kann, schließe ich hier meine Briefe aus Dänemark.

Also die Deutschen hängen an einander wie Kletten!

Nun sag' mir Eins, man soll nicht Wunder glauben!

Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Vierter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Der Krieg um den Wald 1

Das Märchen vom Blanskywalde 98

Erzählungen eines Unstäten.

Le mie prigioni (als Vorrede) 179

Erstes Buch.

1. Die Samaritanerin und die Patrioten . . 210
2. Das goldene Haar und die Geschichte zweier Küsse 233
3. Miß Ellen 257

Zweites Buch.

1. Eine indo-germanische Geschichte 298
2. Gloria und eine Sage von Johannes Parricida 325
3. Der blinde Wilhelm 362

Drittes Buch.

1. Der Verbannte 399
2. Das Nessuskleid 412
3. Das Wort einer Frau 445
4. Ein frommer Betrug 452
5. Kontraste 474

Viertes Buch.

Dur und Moll 493

Der Krieg um den Wald.

Eine Historie in zwölf Kapiteln.

Wie grün auch die Natur auf der Oberfläche erscheint, so ruht sie doch tiefer unten überall auf einer schrecklichen Grundlage, und Pan, bei dessen Spiel die Nymphen tanzen, hat einen Schrei in sich, der Alles zum Wahnsinn treiben kann. Thomas Carlyle.

Erstes Kapitel.

Die ersten Regierungsjahre der unvergeßlich genannten Kaiserin Maria Theresia waren für Böhmen eine Zeit der Drangsale und der schwersten Prüfungen. Abwechselnd in Besitz genommen und gebrandschatzt von Preußen, Baiern und Frankreich, und immer wieder erobert von den Kaiserlichen, wußte das Land am Ende nicht mehr, wem es eigentlich angehörte, wo es Recht suchen und von welcher der genannten Mächte es Ersatz für den erlittenen Schaden fordern und erwarten sollte. Dazu kam die völlige Recht- und Gesetzlosigkeit, die in Folge der ewig schwankenden Zustände eintraten. Die Gutsherren, welche zugleich die Gerichtsherren waren, hatten für die verschiedenen Mächte Partei genommen und flüchteten sich, sobald die feindliche sich näherte, ihre Unterthanen der fremden wie der heimischen Willkür überlassend. Der Bauer war es wieder, der unter diesen Umständen am Meisten zu leiden hatte und in solcher tollgewordenen Zeit endlich gegen sich selbst zu wüthen anfing. Der Krieg, die Neigung zu Händeln, die böse Lust am Hassen und an der Zwietracht hatte sich der Geister bemächtigt, und sobald im Thal, im Gebirge ein Landstrich vom Feinde geräumt war, suchten die Bewohner unwillkürlich und bewußtlos nach Händeln unter sich, die größeres Unglück über das Land brachten, als alle äußeren Feinde.

Der Schauplatz einer der merkwürdigsten Kriegsgeschichten dieser Art waren die Dörfer, die sich zerstreut, nordöstlich von der k. k. Bergstadt Przibram [1], vom Dubnaberge aus über den

[1] Sprich Przhibram.

Homolawald hinunter bis ins Thal der Litawka, und östlich längs der Prager Straße hinziehen.

An dem eben genannten Flüßchen, das während des Sommers unscheinbar und nur mit Mühe durchs Gestein sickert, im Frühling aber und mit anbrechendem Winter gewaltig aufbraust und Felder und Wiesen verheert, liegt das zerrissene, arme Dorf Duschnik. Ein kleines Schlößchen mit einer unbedeutenden Thurmuhr und ein mit Mauern umgebener Kohlgarten, der sich Schloßgarten nennt, bilden seinen ganzen Schmuck. Sonst Strohdächer, theilweise noch mit Rasen bedeckt, aus denen wilde Pflanzen aufwuchern, einzelne Bäume, zerbrochene Holzhecken, tiefe Lehmgruben mitten zwischen den Häusern, ein heiliger Johann von Nepomuk in der Mitte, einzelne rothangestrichene Fensterläden an den wohlhabendsten Häusern — in der Ferne das dumpfe Klopfen der Eisenhämmer und der ewig aufsteigende Rauch der Silberschmelzhütte — das ist das ganze Dorf, das ist Duschnik, dessen Geschichte zur Zeit des österreichischen Successionskrieges wir hier erzählen wollen.

Eines Abends, es war im Frühling des Jahres 1744, saß, wie gewöhnlich, der größte Theil der männlichen Bevölkerung des Dorfes Duschnik in der Stube des alten Matthei Stroß versammelt, den man schlechtweg, in Erinnerung an seine ehemaligen Amtsverrichtungen als Dorfrichter, nur den „alten Richter" nannte, und horchte den weisen und erfahrenen Worten dieses Greises. Der alte Richter genoß von jeher in dem Dorfe und der ganzen Umgegend des größten Ansehens, das er nicht allein seinem Richteramte verdankte, welches er nunmehr, sei es wegen seines vorgerückten Alters niedergelegt oder in den stürmischen Zeiten verloren hatte, sondern es war noch in ganz andern Umständen begründet.

Allgemein raunte man sich in die Ohren und glaubte, obwohl man es nie öffentlich zu behaupten wagte, der alte Richter, der so viel Geheimes wußte, von uralten Dingen so klar erzählte, als ob sie gestern oder heute geschehen wären, der so weise sprach

und Alles, was er sprach, mit Bibelsprüchen zu belegen verstand — allgemein glaubte man, der alte Richter sei ein Hussit, habe eine böhmische Bibel, in der er allsonntäglich lese, wobei er sich selbst die heiligen Sakramente in Brod und Wein ertheile, und habe neben der Bibel und andern geheimnißvollen Büchern tief unter der Diele seiner Stube einen Kelch, ein Schwert und andere Zeichen der Hussiten vergraben.

Obwohl gut katholisch, achtete das Volk das Geheimnißvolle, das den Alten umgab, und hatte instinktmäßig eine heilige Scheu vor seiner eigenen Vergangenheit, die trotz aller Pfaffenerziehung im Gedächtniß des Volkes überhaupt und vor den Augen der Duschniker Bauern leibhaftig in der Gestalt des alten Richters fortlebte. Sie glaubten, daß in dem Stamme, in welchem ein vor Jahrhunderten blühender Glaube fortwuchs, alles Wissen der langen Zeit, die zwischen damals und heute lag, vereinigt war. Doch wagte man nur selten oder nie davon zu sprechen oder darauf anzuspielen. Nur wenn der alte Richter etwas sagte, was den Bauern besonders weise erschien und was sie einem höheren Wissen zuschrieben, sahen sie einander einverständig an und gaben andeutungsvolle Zeichen. Immer aber glaubten und gehorchten sie seinen Worten. Auch heute.

Die Bauern sprachen über die Zeitläufte und ließen sich vom alten Richter erzählen, was er in der Stadt beim Amte über die neusten Schlachten, über Krieg und Frieden, über die Kaiserin, ihre Generale und Minister gehört hatte. Martin Kinnich, ein kleines, mageres Männlein mit funkelnden Augen und struppigem Haar, dem man bei seiner starken Beweglichkeit das vorgerückte Alter nicht ansah, klatschte mit der Hand auf den rothen Tisch und meinte, während er den Hut von einem Ohre auf das andere warf: Es wird noch lange nicht besser! Was haben wir von der Kaiserin zu erwarten? Als sie vor Kurzem in Prag war, schickte sie sechsundvierzig schwangere Weiber, die um die Freigebung und das Leben ihrer gefangenen Männer baten, mit harter Antwort von sich. Ist das ein weibliches Herz?

Sechsundvierzig schwangere Weiber! sechsundvierzig ungeborne Kindlein! Um Steine zu bewegen! Und was haben die sechsundvierzig Männer gethan? Kein Mensch weiß es. Man beschuldigt sie des Einverständnisses mit Baiern, weil sie die Brandschatzung eintrieben, ohne welche Alles mit Feuer und Schwert wäre vernichtet worden. Bei Gott, brave Männer sind's, und recht haben sie gethan. Und Baiern! das ist auch so eine Geschichte. Nach alten Briefen und Urkunden soll Baiern eben so großes Recht auf Böhmen haben und größeres als Maria Theresia, unsere allergnädigste Kaiserin. Es wird nicht besser, sage ich, es wird nicht besser!

Der Einzelne macht die Dinge nicht gut und macht die Dinge nicht schlecht, sagte darauf der alte Richter Matthei Stroß, — am Volke liegt's. Wie das Volk ist, so werden die Dinge; am Geiste, der im Volke lebt, liegt es. Wäre das Volk so, daß es sich erhoben hätte, als eine Anzahl unschuldiger Männer in die Gefängnisse geführt wurden, dann hätte die Kaiserin keine solche Antwort zu geben gebraucht, ja wäre es gar nicht dahin gekommen. Der Geist, der im Volke steckt, steht ewig hinter den Fürsten und raunt ihnen zu: so und so thuet, das wird es ertragen, euer Volk — das wird es nicht ertragen.

— Sie ist die Tochter ihres Vaters, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, fügte ein Dritter hinzu, und Martin Kinnich rief etwas ärgerlich darein: Wenn der Einzelne die Dinge nicht gut und nicht schlecht macht, warum sollen wir uns nicht helfen? Warum sollen wir warten, bis der Richter nach Jahr und Tag uns unser gutes Recht auf den Wald zuspricht? Warum gehen wir nicht hin und schlagen die Diebe, die Obtschover, todt, die ihn ausreuten, daß er eher wie ein Kirchhof als wie ein Wald aussehen wird, wenn es endlich dem Richter belieben wird, sein Urtheil zu sprechen?

Kinnich hatte einen Gegenstand zur Sprache gebracht, der augenscheinlich die Gemüther aller Anwesenden schnell ergriff und, wie an ihrer Augen Blitzen, an den vorgebogenen Leibern, die

horchen wollten, was der alte Richter antworten werde, zu sehen war, sie sehr lebhaft bewegte. Es war auch eine Lebensfrage. Das Dorf Duschnik war arm, so arm wie nur wenige Dörfer der ganzen Umgegend. Die Ueberschwemmungen der Litawka spotteten des Fleißes seiner Bewohner. Ringsum war Alles ausgeschwemmtes Gestein, verwaschenes Erdreich, zerrissener sandbedeckter Wiesengrund. Was an Feld und Wiese höher hinauf an den Hügeln lag und vor der alljährlich wiederkehrenden Kalamität gesichert war, hatte sich seit Jahrhunderten die Gutsherrschaft zugeeignet. Dem Dorfe selbst blieb nichts übrig als der Wald, der, die „Homola" genannt, sich den Bergrücken entlang erstreckte und das Thaldorf Duschnik von dem Bergdorf Obtschov trennte. Der Wald, der allein die Duschniker ernährte, indem sie jährlich eine Anzahl Stämme fällten, die sie nach Prag verkauften und deren Ertrag sie gleichmäßig unter sich vertheilten, der Wald war von ihnen gehütet und geliebt, wie ihr Augapfel, wie ihr Kind — denn er war ihr Nährer, ihr einziges Besitzthum — daher auch ihr Trost und ihr Stolz. Die Obtschover, obwohl glücklicher als ihre Thalnachbarn, da sie, reich an Feld- und Wiesengrund, Früchte und Heerden in vollem Maße besaßen, gönnten gleichwohl den Duschnikern nicht den vollen Genuß des Waldes, und da er sich in der That eine Stunde über ihre Gemarkung hinauszog, erhoben sie unter Anführung ihres Dorfrichters, Mika, nur der Bauernadvokat genannt, Ansprüche, welche beide Dörfer in einen langen Prozeß verwickelten. Sein Fortgang wurde durch die Flucht der Gutsherren und aller Beamten beim Herannahen der Baiern und Franzosen unterbrochen, und da auch der Magistrat der Stadt Przibram das Schiedsrichteramt von sich wies, benützten die Obtschover, vielleicht ahnend, daß ihnen das Recht auf den Wald werde abgesprochen werden, die gesetzlose Zeit, um ihn so viel als möglich auszubeuten und das Holz um einen Spottpreis an alle Welt zu verkaufen. Ihr Richter, Mika, der in der ganzen Umgegend für einen feinen Kopf galt, mit dem sich kein Advokat messen dürfe,

der mehrere alte Gesetzbücher besaß, woraus er den Bauern, bei denen sich dann und wann das Gewissen regte, ihr Recht auf den Wald vordemonstrirte, suchte die Absatzquellen auf und leitete den Holzhandel, wobei ihm größere Einkünfte als den andern Bauern abfielen, was ihn auch bewog, mit seinen Rechtsbefohlenen auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren und den Wald in der Zeit, die ihm die Verwirrung des Krieges noch ließ, so viel als möglich auszubeuten. Es hatte sich in Folge dieses Streites ein Geist des Hasses und der Erbitterung zwischen den Bewohnern der beiden Dörfer ausgebildet, der schon oft zu Thätlichkeiten geführt, nächstens aber in blutige Händel auszuarten drohte. Daher die Bewegung unter den Bauern, als Kinnich das Gespräch auf diesen Gegenstand brachte, und ihre Aufmerksamkeit auf die Worte des alten Richters, der ihm also antwortete:

Es steht wohl geschrieben: Glied um Glied und Aug um Aug und Zahn um Zahn. Es ist aber nicht gesagt: wenn dein Nachbar Gewaltsames begeht, so thu wieder Gewaltsames, und wenn er dich bestiehlt, so stiehl wieder. Das Auge, das er euch verwundet, wird er euch heilen müssen nach dem Spruche des Richters, der der Arzt des Verfolgten ist, und mit den Arzneien, wie er ihm befiehlt. Unser Recht ist verbürgt in alten Urkunden, und keinem Menschen ist es gegeben, dasselbe zu beugen. So müssen wir glauben, so lange es der Richter nicht gebeugt hat. Er muß zum reichen Manne sagen: gib dem Armen sein Schaf wieder. Der Krieg wird bald beendigt sein, die Richter werden sich wieder um das Recht der kleinen Leute kümmern müssen — bis dahin müssen wir dulden.

Die Bauern, wie es schien, wenig zufrieden mit dieser friedlichen Rede des alten Richters, murmelten vor sich hin, und mehrere wollten ihm antworten, als ein junger Bauer, ohne Hut, mit zerzaustem Haar, blutigem Gesicht und zerrissenen Kleidern, in die Stube stürzte.

So haben mich die Obtschover zugerichtet, rief er aus,

indem er sich vor die Bauern hinstellte und eine laute Lache aufschlug — es geschieht euch aber Recht. Während ihr hier sitzet und plaudert, fahren sie Wagen auf Wagen nach Prag, und wenn sich Einer von euch untersteht, zu mucksen, werden sie ihn so zurichten, wie sie mich zugerichtet haben.

Die Bauern sprangen auf, ballten die Fäuste, warfen die Hüte auf den Boden, fluchten und polterten. „Was ist's, was ist geschehen? erzähl' Pepik, erzähle!"

Nun, was solls sein? — sagte der Bauernjunge Pepik Picard,[1] indem er sich das Blut vom Gesicht wischte, — ich komme von Oborschischt, wohin ich das letzte Huhn und die letzten Eier meiner Großmutter brachte, um sie im Kloster der ehrwürdigen Brüder Jesuiten, weil sie meiner Alten die Rose aus dem Gesicht gebetet haben, zu opfern, gehe ganz lustig mit dem Segen des Paters Guardian davon, singe und bin guter Dinge, biege ums Holz hinter Obtschov — wer kommt mir entgegen? Der alte Lump, der Bauernadvokat, der Mika aus Obtschov, mit einer Schreibtafel in der Hand und rechnet und rechnet, und hinter ihm ein langer, langer Zug von Pferden — und was zogen die Pferde? prächtige Tannen, liebliche Fichten, goldne Birken. Kreuztausend Bataillon, rief ich, du Dieb, du Schelmenvater, führst uns wieder unser schönstes Gehölz fort! — und wie ichs sage, treibe ich ihm die Mütze über die Ohren, schlage ihm die Schreibtafel aus der Hand und laufe, was ich laufen kann — querfeldein. Aber prost die Mahlzeit — die Bursche haben's gesehen, lassen die Pferde stehen, und, den jungen Mika an der Spitze, laufen mir nach und richten mich so zu, wie ihr mich da seht.

Die Diebe, die Räuber! riefen die Bauern unter einander — sie sollen büßen — wir wollen's ihnen zeigen!

[1] Picard — dieser Name, der mitten unter den slavischen und deutschen Familiennamen so sonderbar absticht und oft in Böhmen vorkommt, stammt offenbar von den Picarden, welche einst in Böhmen eine so große Rolle spielten.

Halt, es ist noch nicht aus! rief ihnen Pepik nach, da sie zornig und fluchend hinaus eilen wollten, 's ist noch nicht aus. Auf dem Heimwege habe ich vom Obtschover Juden erfahren, daß der Mika mit einem kaiserlichen Lieferanten einen Kontrakt abgeschlossen hat und ihm so viel Holz liefert, als er nur braucht, um zweihundert Elbboote für die Armee zu bauen und Brennholz für die Militärbackhäuser. 'S ist ein schön Geschäft — in vier Wochen wird unser Wald so durchsichtig sein, wie des armen Mannes Korn.

Das soll er nicht, beim heiligen Johann von Nepomuk, beim heiligen Wenzel und tausend andern Heiligen! schrie Kinnich, das soll er nicht, die Obtschover sind Räuber, wir müssen uns unserer Haut wehren, und wer auf Raub ausgeht, der geht auch auf Mord aus, sagt ein altes Sprüchwort — und wer mich morden will, den schlag ich todt und damit Punktum, und morgen gehen wir in den Wald, und wenn wir da einen Obtschover Blutstropfen finden, so soll er fließen — das schwör' ich beim Teufel!

Ja, wir gehen morgen in den Wald und schlagen todt, was uns unter die Hände kommt! riefen die Bauern alle und liefen fluchend hinaus; kaum daß sie dem alten Richter noch gute Nacht sagten und er Zeit genug hatte, ihnen nachzurufen: Vergeßt mich nicht, ich gehe mit euch in den Wald!

Plötzlich war es stille geworden in der Stube. „Es geht schlimm!" murmelte der alte Richter, der zurückgeblieben war, indem er mit dem großen hölzernen Kamm, der nach alter Art in seinen langen grauen Locken steckte, sich die Haare zurückstrich, ein altes dickes Buch aus einem Verstecke in der Holzwand hervorzog und hinausging.

Während er draußen die Treppe hinaufstieg, um in die Schlafstube unter dem Dache zu gelangen, fing es in der Stube, tief im dunkeln Winkel hinter dem Ofen, leise zu schluchzen an, und das Schluchzen wurde immer stärker, bis es sich in ein langes, inniges Weinen verwandelte.

Liduschka, die Schwiegertochter des alten Richters, die junge Strohwittwe, wie man sie im Dorfe nannte, weil ihr die Kaiserlichen ihren Mann kurze Zeit nach der Hochzeit als Soldaten weggeführt hatten, Liduschka hatte hinter dem Ofen Alles gesehen und gehört, was in der Stube vorging. Sie weinte, weil sie eine Obtschoverin war, und es that ihr weh, so von ihren Landsleuten sprechen zu hören, wie man sie Diebe, Schelme, Räuber nannte. Besonders weh aber that es ihr, daß man von ihrem Vater, dem Bauernadvokaten, wie von dem Herbergsvater der Diebe sprach, er, der zu Hause in ihrem Dorfe so hoch geachtet war als Wunder der Weisheit und Gelehrsamkeit unter den Bauern. Wie sie so weinend aus ihrem Verstecke hervorkam und durch die Stube ging, schluchzend, gebeugten Hauptes, und sich ans Fenster setzte, wo sie, vom Monde beschienen, ihre langen blonden Haarflechten unter tiefem Seufzen auflöfete und die aufgelösten Haare wie einen Kranz um die Stirne wand, war sie schön und traurig anzusehen. Nicht allein die schlimmen Worte, die über ihren Vater und ihre Landsleute gefallen waren, waren es, die sie so betrübt machten — traurige Ahnungen stiegen in ihr auf. Es war ihr, als ob die Männer, die heute so erzürnt von dannen stürzten, sich nicht so bald zur Ruhe begeben würden — als ob der heutige Abend der Anfang einer bösen Zeit sein sollte. Diese Ahnungen ließen sie nicht schlafen, selbst als sie längst schon vor dem hellen Mondschein ihren schönen schlanken Leib im Bette barg. Sie bildete sich ein, daß Alles besser werden müßte, wenn nur ihr Mann daheim wäre, der gute, sanfte Nikolai, und zum Frieden sprechen könnte, anstatt daß er sich eben im fernen Schlesien oder Sachsenlande als wilder Soldat herumtreiben mußte. Böse Träume ließen sie nicht schlafen, bis sie endlich in einem Augenblicke zwischen Wachen und Schlafen einen Ausweg aus ihrem Kummer fand und dazu lächelte wie zu einem guten Gedanken. Mit dem ersten Morgenstrahle wollte sie hinunter zum Alten vom Hammer, um sich seinen Rath zu erbitten und ihn, den Propheten, über die nächste Zukunft zu befragen.

Zweites Kapitel.

Einige hundert Schritte hinter dem Dorfe Duschnik, wenn man dem Laufe der Litawka folgt, auf dem schmalen Striche zwischen dem Bache und dem steil aufsteigenden Felsen, durch Ulmen, Erlen und Weidenbäume verdeckt, liegen mehrere Eisenhütten eng aneinandergedrängt. Obwohl die hölzernen Wände und Dächer auf steinernen Grundmauern ruhen, zittern sie doch ununterbrochen von dem Schlage der mächtigen Hämmer vom Grunde bis zum Giebel, und die Wetterfahnen drehen sich bebend, auch wenn nicht das leiseste Lüftchen zieht. Haben die Hütten in ihrem dunkeln, einsamen Versteck, von dumpfem Geklopfe durchhallt, von Kohlenstaub bedeckt, an sich schon etwas Unheimliches, so bekommen sie erst noch ein schauerliches Ansehen, wenn im Frühling und im Sommer, sobald die Sonnenstrahlen wärmend niederfallen, die unzähligen Schlangen aus ihren Löchern im Felsen hervorkriechen, sich die Wände hinanwinden und von den Dächern züngelnd herabhängen gleich rothen, grünen, silbernen Bändern, die der Wind bewegt. Die Eisenarbeiter lächeln über die gewohnte Gesellschaft, die sie nicht fürchten, und wundern sich auch nicht, wenn sich dann und wann ein vorwitziges Schlänglein ganz nahe dem Hammer neben der glühenden Eisenstange hinstreckt oder sich im Herde mitten im Funkenregen wärmt. Aber der Wanderer erschrickt vor den Hütten, wie vor der Wohnung eines Zauberers.

Aber es wohnt hier auch ein Zauberer.

Hart am Felsen, in der versteckteſten und ärmlichſten unter den versteckten und ärmlichen Hütten, wohnt der alte Bureſch,

der Wunderdoktor, der Prophet, der ausgerenkte Arme und Beine einrichtet, allerlei Salben bereitet, das Gras wachsen hört, die Stimmen der Thiere versteht, geheimnißvolle Uebel bespricht, Träume deutet, neugebornen Kindern nach den Sternen ihr Schicksal bestimmt und Jedem auf Begehren die Zukunft deutet — der alte Bureſch, der Alte vom Hammer. Seine geheimen Wissenschaften hat er sich, wie man's erklärt, aus dem Lande der Türken und Heiden geholt, wo er lange Zeit vor vielen Jahren unter Prinz Eugen dem edlen Ritter als Soldat gedient hat. Später war er Altgeselle im Hammer; jetzt, in seinem hohen Alter, aß er nur noch das Gnadenbrod in der einsamen Hütte. Er hauste dort ganz allein, da sein Sohn Peter Bureſch sich als Wilddieb in den fernen Wäldern umhertrieb, ja sogar unter die Zigeuner gegangen sein soll. In seiner Einsamkeit beschäftigte ihn die Zubereitung der Wundersalben und seine Schlangen. Die Schlangen waren seine liebste Gesellschaft, und darnach hatte er auch seine Stube eingerichtet. Ueberall in den Wänden nahe am Boden waren Löcher angebracht, daß sie ohne Hinderniß ein- und ausschlüpfen und sich die Würmer holen konnten, die er ihnen jeden Morgen hinlegte. Da sah es denn auch so schreckhaft in seiner Stube aus, daß nur wenige Menschen es wagten, sie zu betreten, und darum saß er auch den ganzen Tag vor der Schwelle seiner Hütte und sonnte sich und sah zu, ob Jemand komme, seinen Rath zu holen. Zum Zeitvertreibe hatte er neben einem Rosenkranze eine Schlange in der Hand, mit der er spielte, die er steif zu machen verstand, die er tanzen lehrte, um den Hals band wie einen Strick oder auch, wenn er genug gespielt hatte, in den Busen steckte, wo sie sich warm und behaglich fühlte. Die Leute aus dem Dorfe, die ihn näher kannten, behaupteten, er denke, während er da so spiele, den ganzen Tag an seinen Sohn Peter Bureſch, den Wilddieb, den er leidenschaftlich liebte, und aus dem er gerne einen großen, mächtigen Herrn machen möchte.

So saß er wieder da wie immer auf der Schwelle der Hütte

und spielte mit dem Rosenkranz und der Schlange wie immer und lächelte, etwas grinsend, vor sich hin wie immer. Es war früh am Morgen. Da sah er Liduschka, die junge Schnur des alten Richters, über den Steg auf sich zukommen. Der Alte freute sich augenscheinlich bei diesem Anblick, verbarg die Schlange unter dem Hemde, um das junge Weib nicht zu erschrecken, und gab sich Mühe, ein freundliches Gesicht zu machen. „Brächtest du mir etwas, murmelte er, womit ich deinem alten Friedensprediger einen rechten Tort anthun könnte, solltest du mir willkommen sein." Er meinte den alten Richter, den er haßte, weil er mit ihm seinen Einfluß im Dorfe theilen mußte, und weil er wohl fühlte, daß er selbst, gefürchtet und gescheut, nur in der höchsten Noth aufgesucht wurde, der alte Richter aber in hohem Ansehen stand wie ein Priester oder Vater. Liduschka, als sie des Alten vom Hammer ansichtig wurde, schlug furchtsam die Augen nieder, und um ihre Angst zu verhüllen, begann sie den Inhalt ihres Körbchens, Brod, Eier und etwas Mehl, zu ordnen, und wäre am Liebsten zurückgekehrt, da ihr plötzlich ihr Gang als sündhaft und der Alte so unheimlich erschien.

Aber er rief ihr schon von Ferne zu: Willkommen, Liduschka! Dich drückte ein geheimes Weh — komm, daß ich dir helfe.

Das junge Weib konnte nicht mehr zurück und sagte, indem sie sich näherte: Gewiß, ein großes Weh, und Ihr sollt mir davon helfen mit Eurem klugen Rath, und wenn Ihr mir noch sagen wollt, wie es in der Zukunft wird mit den Duschnikern und den Obtschovern und mit meinem Vater und mit meinen Brüdern, so habe ich Euch dafür Alles mitgebracht, was ich im Haushalt entbehren und was ich Euch in dieser Jahreszeit bringen kann.

Der Alte warf nur einen kurzen Blick auf das Körbchen, aber einen langen und prüfenden auf das unausgeschlafene kummervolle Gesicht der armen Liduschka, aus deren Worten er schon ihr Anliegen errathen hatte. Er lächelte und sagte mit blinzelndem Auge, als ob er sie seiner Allwissenheit versichern

wollte: Gelt, du plagst dich der Obtschover Händel wegen, du fürchtest, es wird blutige Köpfe geben, daß dein Vater schlecht davon kommen wird — und dazu hast du so böse Träume und du bist so allein und verlassen, du armer kleiner Vogel? Erzähle, erzähle!

Jesus Maria, ja so ist es! Ihr habt es schon Alles errathen — sagte Liduschka, indem sie über die Sehergabe des Alten ein Frösteln überlief. Und sie erzählte ihm lange und ausführlich von den bösen Träumen, die sie plagten, von den schlechten Namen, mit denen man ihren Vater im Dorfe benenne, von Allem, was gestern beim alten Richter vorgegangen war und wie das ganze Dorf in Aufregung sei und daß man heute in den Wald ziehen wolle.

Der Alte hörte ihr aufmerksam zu und unterbrach sie nicht in ihrer langen und ausführlichen Erzählung. Nur daß er manchmal mit einem „Hm, Hm" in Nachdenken versank, sich lächelnd die Hände rieb und: „es wird gehen, es wird gehen" zwischen den Zähnen murmelte. Liduschka, die es bemerkte, wurde ängstlich zu Muthe, und sie fragte mit zitternder Stimme: Vater Buresch, ich glaube, ihr freut Euch über das Alles?

Aber anstatt aller Antwort sprang der Alte von der Schwelle auf und eilte in die Stube, aus welcher er nach wenig Augenblicken, wie zu einer Reise gerüstet, wieder herauskam. Ein alter, brauner Ungarmantel hing um seine Schulter, schief auf dem Kopfe saß der breitkrämpige, durch allerlei Risse gezackte Hut, ein gewaltiger Rosenkranz mit braunen großen Kugeln hing ihm um den Nacken vorn auf die Brust herunter, und in der linken Hand hielt er einen Stock, der so hoch war wie er selbst und oben ein großes, eisernes Doppelkreuz trug. Die Augen des Alten blitzten, er schien plötzlich um einen Kopf höher geworden zu sein, seine Muskeln spannten sich, und nach dem Dorfe gewendet, rief er mit einer Stimme, die den Lärm der Hämmer weit übertönte: Ja, es wird blutige Köpfe und Wunden und Tod geben! Das Maß ist voll, bald wird es über-

laufen! Bald soll es auf eueren Feldern aussehen, o Duschnik, und du, o Obtschov, wie auf der Walstatt nach einer Türkenschlacht! Und ich will euch einen Führer geben, von dem in hundert Jahren noch die Steine erzählen sollen und die verbrannten Häuser! —

Dann sprang er mit der Kraft eines Jünglings über den Bach, eilte über die Wiesen hin und verschwand im Dunkel des Waldes. Liduschka, die bleich und an allen Gliedern bebend dastand und noch immer die Worte des Alten hörte, die ihr Herzblut gerinnen machten, faßte sich endlich und rief entsetzt: Jesus Maria! Er holt seinen Sohn, Peter Buresch, den Wilddieb.

Dann setzte sie sich hin und weinte bitterlich.

Indessen herrschte im Dorfe die höchste Aufregung. Unter dem großen Kastanienbaume, der die Statue des heiligen Johann von Nepomuk beschattete, versammelten sich die Männer — fluchend, schreiend, Weiber und Kinder zurückstoßend, die sich neugierig umherstellten und der Verwirrung zusahen. Hirten hatten die Nachricht gebracht, daß die Obtschover wieder am Kreuz beim heiligen Antonius von Padua Holz fällten. Man wollte den gestern gefaßten Beschluß in Ausführung bringen. Der alte Richter erschien in der Tracht, in welcher er sonst zu Amte zu gehen pflegte — langer, grüner Tuchrock, der mit weißem Schafpelze ausgelegt und vorn mit langen seidenen Schnüren zusammen gehalten wurde, Schuhe mit weißen Schnallen, hohe, schwarze Strümpfe — auf dem dicht von weißen Locken umwallten Haupte die grüne, pelzumsäumte Sammtmütze, in der Hand das hohe, fast bis ans Kinn reichende spanische Rohr mit gelbem Beschlage. Er stellte sich an die Spitze der Bauern und schritt dem Walde zu. Aber als sie an die Brücke kamen, die über die Litawka führt, da stand schon Kinnich an der Spitze einer großen Schaar von Bauern, die sämmtlich mit Waffen aller Art, Heugabeln, alten Spießen, Säbeln und Feuergewehren ausgerüstet waren. Der alte Richter blieb erschrocken stehen. Was soll dieser Aufzug? rief er unwillig aus. Es steht

geschrieben, du sollst hingehen und den Fehlenden dreimal ermahnen, daß er vom Unrecht abstehe, und ihr wollt Blut vergießen? Das ist nicht gut gethan, Bruder Kinnich.

Kinnich, der sich so angesprochen sah, schob trotzig die Mütze tief in die Stirne, drückte seine alte Feuerwaffe noch fester an die Schulter und ging ohne Antwort vorwärts. Der Friedensprediger! murrte er vor sich hin; wenn es nach seinem Kopfe ginge, müßten wir warten, bis uns am jüngsten Tag unser Recht wird.

Aber der alte Richter, Matthei Stroß, sah die Gefährten Kinnich's, die stehen geblieben waren, lange und durchdringend an, und unwillkürlich gingen sie hin, lehnten ihre Waffen an das Gelände der Brücke und schlossen sich friedlich dem unbewaffneten Zuge an. Als das Kinnich sah, warf er auch seinerseits die Waffe, aber fluchend und schimpfend, ins Gras und lief zornig voraus. Nun, wenn ihr wollt, rief er, so ziehen wir hin, wie ein Leichenzug — wir werden den Obtschovern gewaltigen Respekt einflößen! Wenn sie uns todtschlagen, haben sie Recht!

So gingen sie vorwärts, den Berg hinan durch die schattigen Hallen der Fichten und Kiefern. Sie brauchten nicht weit zu gehen, um die hallende Axt fallen und die fallenden Bäume krachen zu hören. Sie ballten die Fäuste und schritten lippenbeißend weiter. Doch kam kein lauter Zorn in ihnen auf — im Gegentheile beschlich ahnungsvolle Trauer ihre Herzen, und es war ihnen, als stünden sie am Anfange trauriger Ereignisse, ja als ob ihnen eine höchst schmerzvolle Begebenheit sehr nahe wäre. Als ob sie ihn um die Ursache ihrer Beklemmung fragen wollten, sahen sie von Zeit zu Zeit zum alten Richter auf. Dieser aber ging schweigend, gedankenvoll, gebeugten Hauptes seinen Weg. Als sie sich dem Kreuzwege beim Bilde des heiligen Antonius von Padua näherten, verstummten plötzlich die Schläge der Aexte. Die Obtschover sahen auf und ließen überrascht die Hacken fallen, harrend der Dinge, die da kommen

sollten. Ueber ihrem Haupte, auf dem Baume, an dessen Wurzel sie eben die Axt und die Säge gelegt hatten, krächzte ein Rabe, der trotz allen Lärmens die Zweige nicht verlassen wollte. Stille war's — die Vögel des Waldes, die unter dem Hauen und Sägen verstummt waren, fingen nach und nach, aber schüchtern, zu singen an — in der Tiefe begann ein Kuckuk seinen Ruf, schwieg aber sogleich wieder. Wie kühl es auch im Walde war, wischten sich doch Obtschover und Duschniker den Schweiß von der Stirne. Ein schweres Alpdrücken lag auf dem ganzen Walde. Auf dem feuchten Moose zitterten goldne Sonnenstreifen und Ringe — ein leiser Windzug durchseufzte den Wald, und die Wipfel neigten sich, „als ob ein Unsichtbarer drüber ginge."

Der tolle Honsik, der unter den Obtschovern war und, von der Betlemmung, die sich Aller bemächtigte, am Wenigsten verspürend, den Duschnikern grinsend entgegenlächelte, unterbrach die Stille zuerst. Er schlug eine helle, widerliche Lache auf und hieb aufs Neue auf den Baum los. Da fühlten sich seine Gefährten, die um ihn herum standen, plötzlich vom Alpdrücken erlöst und lachten laut mit dem tollen Honsik und griffen nach den Aexten und Sägen, um so zu thun, wie er that.

Den Duschnikern, die ergrimmt vorstürzen wollten, winkte der alte Richter mit der Hand, zurück zu bleiben, und ging allein vor bis an den Baum, an dem die Obtschover eben beschäftigt waren. Er sprach also zu den Obtschovern: Wie ihr jetzt den Baum mit Axt und Säge fället, so fället und stürzet ihr jegliches Recht, das Vertrauen des einen Menschen zum andern, die Liebe zum Frieden. Wenn ihr nicht geduldig seid, bis der Richter sein Urtheil gesprochen hat, so höret auf den Richterspruch eures Gewissens, der euch sagt: Ihr esset das Brod aus fremdem Korbe, ihr erntet auf fremdem Felde. Euch hat der Herr, gnädiger als gegen uns, Felder und Wiesen und Heerden gegeben, warum wollt ihr uns Dessen berauben, was uns jedes Recht zusprechen müßte, auch ohne Urkunden, Briefe

und Siegel, da es jedes Menschen Recht ist, zu arbeiten und sich zu nähren? Wo aber sollen wir arbeiten und uns nähren, wenn nicht in diesem Walde, der unser Erntefeld ist und unsere Werkstatt?

Der alte Mika, der Bauernadvokat und Obtschover Richter, bohrte mit seinem Haselnußstock ein Loch ins Moos, indem er antwortete: So lange nach Gesetz und Recht nicht ein Spruch gefällt ist, ist der Wald gesetzlos und hat keinen Herrn. Er ist frei und gehört Jedermann', wie der Fluß, die Quelle, die Luft. Soll hier das Holz verfaulen wie im Zdikauer Walde? Wenn ihr arm seid, so kommt und bittet um Almosen bei uns, die wir reich sind. So lange ihr nicht kommt und saget: gute liebe Nachbarn, gebt uns etwas von eurem Ueberfluß um Gotteswillen — so lange haben wir uns um eure Armuth nicht zu kümmern. Jeder kehre vor seiner eigenen Thür und frage nicht, was geht beim Nachbar vor? Wenn ihr so thöricht seid und wartet, bis der Richter gesprochen hat, so sind wir so klug, indessen zu arbeiten und in der rechtlosen Zeit aus der Ueberschwemmung zu retten, was zu retten ist. Macht der Krieg die Einen arm, macht er die Andern reich — und wer früher kommt, malt früher.

Also, rief der alte Richter empört aus, also gehst du, während es blitzt und gewittert, aufs menschenleere Feld und stiehlst Garben? Haltet ein, rufe ich euch zu, ihr thuet Unrecht, ihr sündiget vor Gott!

Der alte Richter rief es mit so gewaltiger Stimme, mit so gebietendem Tone, daß die Obtschover zum zweiten Male die Aexte fallen ließen und aufmerksam den Zwiegesprächen der beiden Alten zuhorchten. Nur der tolle Honsik ließ sich nicht stören. Unfähig, die Worte des Einen wie des Andern zu verstehen, kümmerte er sich auch nicht um Das, was um ihn vorging. Er wußte nur, daß er einen Baum zu fällen hatte und wohin er fallen sollte, und unverständliche Töne ausstoßend, die wohl das Feiern der Anderen mißbilligen sollten, hieb er mit

der Kraft eines Wahnsinnigen auf den Baum los, immer grinsend und lächelnd, wie man es bei ihm gewohnt war. Man beachtete ihn auf beiden Seiten nicht — denn man kannte ihn von seinen Streifzügen her, die er oft im hohen Sommer unternahm, wenn es in seinem Gehirn zu kochen begann und er unruhig, wilde Töne ausstoßend, von Dorf zu Dorf irrte, mit struppigem Bart, offener behaarter Brust und zerzaustem Kopfe. Man kannte seine Tücken, doch fürchtete man ihn nicht — er war ja blödsinnig — und wenn man ihn des Abends wo vor einem Dorfe hinter einer Hecke liegen sah, nahm man ihn gastlich ins Haus, um ihn am andern Morgen wieder weiter streifen zu lassen. Die Obtschover bedienten sich beim Holzmachen gerne seiner ungeheuren Kraft, die er auch mit Freude und Fleiß bewies.

So auch jetzt. Während durch die Unterhandlung der Alten die Duschniker immer aufgeregter, die Obtschover immer niedergeschlagener und schüchterner wurden, so daß diese letztern, überwunden von den innigen Worten des alten Richters, ihre Blicke zur Erde senkten und nicht aufzuschauen wagten, im Stillen ihren Richter beschuldigend, daß er sie zum Raube verleitete — sah der tolle Honsik nur von Zeit zu Zeit auf, ob der Wipfel sich schon neige, und hörte mit Freude das knackende Reißen der letzten Fasern.

Laßt uns, sagte der alte Richter mit eindringlicher, vor Rührung zitternder Stimme, als er die Bewegung der Obtschover sah — laßt uns ein Schiedsgericht niedersetzen aus den besten Männern der benachbarten Dörfer, und die sollen entscheiden zwischen uns.

Die Obtschover sahen fragend den alten Mika an. Er stand schweigend da und schüttelte den Kopf; er wußte wohl, daß er auf den Vorschlag nicht eingehen konnte, er hatte ja einen Vertrag in Prag abgeschlossen, der ihn um Haus und Hof brachte, wenn er ihn nicht einhielt — und es war ja ein Vertrag für die Armee der Kaiserin. Es konnte ihm aus den Händeln mit den

Duschnikern nichts Uebels entstehen, er konnte sie im Nothfalle mit seinem Patriotismus entschuldigen. Trotzdem er aber den Kopf schüttelte, machten doch die Obtschover einen Schritt vorwärts, um dem alten Manne, der fragend, harrend, mit gerührten Blicken vor ihnen stand, die Hände entgegen zu strecken — da krachte es plötzlich in den obersten Zweigen — ein wilder Freudenruf des tollen Honsik — ein schwerer Fall — der Baum stürzte, und unter seiner Wucht erschlagen lag der alte Richter.

Ein Schrei des Entsetzens erscholl auf beiden Seiten. Alles stürzte auf den Baum los, um den Getroffenen hervorzuziehen. Weh euch, rief Kinnich, ihr habt uns unseren Vater erschlagen! Wüthend faßten einige von den Duschnikern nach ihren Feinden — diese griffen zu den Aexten, die sie in der Luft schwangen. Ruhe, Friede! seufzte noch der alte Richter Matthei Stroß und verschied. Der Baum hatte ihn schwer am Kopfe verletzt — eine tiefe Wunde blutete, und die Gehirnschale war eingedrückt. Sein letztes Wort wirkte auf seine Freunde — schweigend brachen sie Zweige von demselben Baum, der ihn erschlagen hatte, und flochten eine Bahre daraus. Auch die Obtschover nahten sich, schlugen mit ihren Aexten Zweige ab und legten sie schüchtern hin; sie wurden aber verschmäht bei Seite geworfen. Stumm legten die Duschniker die Leiche auf die Bahre, nahmen sie auf ihre Schultern und zogen ab, dem Dorfe zu. Als sie am Ausgange des Waldes ankamen, läutete eben die schöne Glocke von Duschnik zum Mittagsgebete — sie stellten die Bahre hin, knieten rings herum und beteten. Die Obtschover sahen ihnen betäubt nach — der tolle Honsik grinste lächelnd wie immer. Der Bauernadvokat aber sagte leise zu seinem Sohne: So wird nichts aus dem Schiedsgerichte, meinen Kontrakt kann ich einhalten — der tolle Honsik ist nicht zurechnungsfähig. Es ist gut so.

Schwül lag die Mittagshitze auf dem Walde.

Drittes Kapitel.

Bei allen Völkern, die noch auf niedriger Kulturstufe und ihrer ursprünglichen Kraft nahe stehen, kehrt mit wilden Zuständen die Lust an der Selbsthülfe und mit ihr die Neigung zur Blutrache zurück, die auch nichts Anderes ist als verspätete und nachgeholte Selbsthülfe. So war es auch bei den Duschnikern nach dem Tode des alten Richters. Es war dem Bauer Kinnich nicht schwer, sie zu überzeugen, daß ihr Vater und Rathgeber von den Obtschovern absichtlich getödtet worden. Er wollte bemerkt haben, daß der Bauernadvokat während der Unterredung dem tollen Honsik Zeichen und Winke gegeben, wie und wo er den Baum fällen solle, und als gewiß behauptete er, daß jener mit schadenfrohem Lächeln dem Zuge nachgesehen, als sie sich mit der Leiche entfernten. Kinnich führte die Bauern in die Stube, wo die Leiche ausgestellt war, gehüllt in glänzendes leinenes Gewand, umgeben von brennenden Wachskerzen und Sträußen von Rosmarin, Salbei und allerlei Blumen. Vor ihr ließ er sie die Hand aufheben und schwören, nach ihrer Pflicht ihr Eigenthum zu schützen gegen die Räuber und an ihnen Rache zu nehmen für den Tod des heiligen Mannes. Liduschka, die an der Leiche saß, die Hände gefaltet und leise Gebete lispelnd, horchte scheinbar theilnahmlos dem schrecklichen Schwure, der ihre Landsleute bedrohte. Erst als die Leiche hinabgesenkt und der Gegenstand ihrer größeren Schmerzen aus ihren Augen verschwunden war, erinnerte sie sich deutlich des Schwures, der noch in ihren Ohren nachklang, und sie schlich sich noch vom Kirchhofe fort, durch den Wald nach Obtschov, um ihren Vater und die

Brüder zu warnen und sie flehentlich zu bitten, Alles zu thun, was Unheil abwenden könnte.

Die Brüder lächelten zwar über ihre Besorgniß, doch wollten sie sie in Obtschov zurückhalten und sie bewegen, nicht mehr nach Duschnik zurückzugehen, wo sie doch nichts zu suchen hätte. Liduschka schüttelte den Kopf. Das Thaldorf war jetzt ihre Heimat, und es schien ihr schon nicht recht, daß sie so heimlich sich nach Obtschov geschlichen. In Duschnik lag das Haus und das Besitzthum ihres abwesenden Mannes, das sie als treue Hausfrau zu schützen hatte. Und sie kehrte unbeirrt durch die Vorstellungen der Brüder und des Vaters in das nun so einsame Haus zurück. Da schaffte und arbeitete sie ohne Unterlaß, ohne Tagelang hindurch die Schwelle zu überschreiten, denn sie fürchtete sich vor jeder Nachricht, die ihr da draußen zukommen konnte.

Der Bauer Kinnich entfaltete seit dem Tode des alten Richters eine außerordentliche Thätigkeit. Jetzt war er eigentlich die einflußreichste Person im Dorfe und war sich dessen wohl bewußt. Flink, leicht beweglich, scheinbar schnell entschlossen, Meister in großen Worten, verstand er es, große Bewegung in den Gemüthern hervorzubringen und den Moment zu benutzen. Krieg, rief er, indem er durchs Dorf rannte, Krieg müssen wir führen auf Leben und Tod mit den Räubern, wenn wir nicht in Kurzem vor Hunger sterben wollen!

Er ließ die Trommel aus dem Schlosse holen, welche sonst die Bauern zum Frohndienst berief, hängte sie seinem Knechte um und befahl ihm, trommelnd das Dorf zu durchziehen. Die Bauern, gewohnt diesem Schalle zu gehorchen, kamen aus den Häusern hervor, und ehe eine Stunde verflossen war, sah der große Kastanienbaum eine große Versammlung unter seinen Zweigen. Der Jude, Kinnichs Freund, ging mit der großen Branntweinflasche durch die Menge und präsentirte heute von seinem Besten, mit einstimmend in die Schimpfworte gegen die Obtschover und in die Lobeserhebungen des hingeschiedenen alten Richters. Erst als der Lärm aufs Höchste gestiegen war, trat

Kinnich auf den Altar vor dem heiligen Nepomuk und stellte der Versammlung vor, wie es Noth thue, einig zu sein gegen den gemeinschaftlichen Feind, sein Eigenthum für Weib und Kind zu bewahren; wie es sich für Männer gezieme, in so rechtloser Zeit durch eigene Kraft das Recht aufrecht zu erhalten; wie der Verschiedene, Gemordete auf die Versammlung vom Himmel herabblicke und Rache fordere, und wie sie an seiner Leiche selbst geschworen hätten, ihn zu rächen. — Die Weiber weinten, die Männer gaben Zeichen der Uebereinstimmung und schrieen: Krieg, Krieg, Krieg!

Während des Lärmens entfernte sich Kinnich aus der Versammlung. Seinem Nachbarsohne winkte er, ihm zu folgen, und bog mit ihm um die Häuser, dann redete er ihn an: Siehst du, Pepik Picard, in dem Kriege, den wir jetzt gegen die Obtschover führen müssen, braucht man gute, entschlossene, tapfere Anführer — du wärst so ein Kerl, und wenn ich was zu sagen hätte, müßtest du einer der ersten Offiziere werden. Zuerst aber muß ein Oberanführer gewählt werden. Das wollte ich den Leuten nicht sagen, sie glauben sonst, ich wollte es werden — was mir nicht einfällt, — obwohl ich selbst glaube, ich gestehe es, daß ich meinen Platz ausfüllen würde. Aber davon wollte ich nicht sprechen — ich wollte dich nur bitten, daß du jetzt zum Haufen zurückgehst und sie erinnerst, daß sie einen Anführer wählen. Du könntest so nach deinem Gutdünken einige Namen nennen — du bist ja ein gescheidter Kerl!

Pepik Picard fand das Alles sehr gut, und mit der Versicherung, er wolle seine Sache schon gut machen, kehrte er zur Rotte zurück. Nach einer halben Stunde wurde Kinnich in allen Häusern gesucht — man fand ihn endlich auf seinem eignen Hofe, wo er mit Häckerlingmachen beschäftigt war, als man ihm seine Wahl zum Führer der Duschniker ankündigte.

In wenigen Stunden hatte das Dorf ein ganz verändertes Aussehen. Ueberall wimmelte es von Bewaffneten — auf den Steinen klirrte es von alten Säbeln, Aexten, Gabeln. Vor den

Häusern saßen die Männer und versuchten es, verrostete Flintenschlösser wieder brauchbar zu machen. Dort saß Einer und dängelte sein altes Schwert wie eine Sense auf dem Stein, hier stand ein Anderer in der Schmiede und sah zu, wie ihm der Meister Schmied seine Sense gerade bog und einem Andern die Eisenspitze an eine lange Stange befestigte, — und ununterbrochen scholl die Trommel an den Häusern wieder. Kinnich selbst war überall; obwohl etwas verwirrt und aufgeregt und, wie es schien, ängstlich mitten in dem Lärm, ordnete er doch die Züge, gab Anweisungen u. s. w. Er hatte sich eigenthümlich herausgeputzt. In den hohen Wasserstiefeln, die über die Knie reichten und Falten bildeten, staken die stramm anliegenden gelben Lederhosen — die kurze, blaue mit rothen Schnüren verbrämte Jacke, an welcher eng an einandergedrängte gelbe Messingknöpfe glänzten, bedeckte nur halb den vielfarbigen Ledergurt, an welchem ein gewaltiger krummer Säbel mit messingenem Korbe hing. An dem breiten schwarzen Filzhute war die vordere Krämpe aufgebogen und daran eine hohe grüne Hahnenfeder befestigt, die im Winde schwankte und Farben spielte und hinter welcher ein kleines Bild der Mutter Gottes vom heiligen Berge zu Przibram verborgen war. So schritt er dem Zuge voraus, als derselbe sich lärmend, schreiend gegen Abend dem Walde zu bewegte. Umgeben hatte er sich mit einer ganzen Schaar von Offizieren, die er schnell ernannte und die er hin und her schickte, um das süße Gefühl des Befehlens zu kosten.

Im Walde angekommen, theilte Kinnich seinen Haufen in mehrere Rotten, gab ihnen Führer und schickte sie an verschiedene Punkte des Waldes, an Kreuzwege, Halden, auf Hügel und Wiesen. Er selbst lagerte sich mit einem großen Theile der Bauern am Eingange des Waldes. Den Führern der einzelnen Rotten verbot er, irgend etwas zu unternehmen, oder gar angreifend zu Werke zu gehen. Sie sollten bloß den Wald bewachen und die Obtschover, wenn sie kämen, zurücktreiben.

Die Obtschover aber kamen nicht. Der alte Mika war kein

Mann des Krieges und dachte an die Zeit, da wieder das Regieren anfinge und die Führer der Dörfer zur Rechenschaft gezogen werden könnten. Auch kannte er den Führer seiner Feinde, Meister Kinnich, zu gut und wußte, daß er seine Schaar durch Thatlosigkeit nur ermüden werde. Er gebot den Obtschovern, sich in ihrem Dorfe ruhig zu halten, um nicht theilhaftig zu werden an dem bewaffneten Aufstande, den sich die Duschniker zu Schulden kommen ließen, und sich nicht um ihr gutes Recht selbst zu bringen. Die Obtschover gehorchten. Nur einzelne Kampflustige schlichen mit ihren Büchsen hinaus und feuerten aus dem Gebüsch mit leichtem Schrot auf die einzelnen Rotten. Die armen Duschniker, die nicht so gut bewaffnet waren wie die reichen Obtschover, zogen sich in die Tiefe des Waldes zurück und mußten von ferne hören, wie die jungen Obtschover, wie zum Hohne, bald hie, bald dort einen Baum niederstreckten.

So ging es manche Tage und Nächte. Die Weiber, Mädchen und Kinder kamen aus dem Thale herauf, zündeten große Feuer an, kochten und rösteten im Freien; der blinde Herein, der Musiker des Dorfs, blies den Dudelsack — man tanzte auf dem Rasen, man setzte der Flasche zu, die der Jude umhertrug, und vergaß, warum man ausgezogen war. Kinnich wurde nachdenklich und unruhig und ließ die Sache gehen, wie sie ging. Aber die aus dem Walde zurückkamen, fliehend vor den guten Büchsen der Obtschover, waren unzufrieden, besonders wenn sie sahen, wie man im „Lager" so lustig lebte, während sie im Walde Stundenlang auf Posten stehen und sich dann von einigen dummen Büchsen jagen lassen mußten. Zu diesen gesellten sich noch die Verständigeren im Lager. „Wozu, sagten sie, haben wir die Sache angefangen, wenn wir nicht einen entscheidenden Streich ausführen sollen? Den Wald ewig bewachen können wir nicht, und etwas muß geschehen, was die Obtschover züchtigt und sie für ewige Zeiten von ihren Räubereien zurückschreckt. Wenn unser Hauptmann nicht den Muth hat, etwas anzufangen, soll er es sagen und uns nicht an der Nase herumführen. Besser

gar keinen Führer als einen muthlosen. Könnten wir thun, was wir wollten, würden wir in hellen Haufen auf die Obtschover losstürzen, ein Paar todtschlagen, einige Häuser anzünden, und die Sache wäre gut. Aber Kinnich hat keinen Muth und kann kein Blut sehen — das hat man sich schon lange erzählt, und das scheint sehr und gewaltig wahr zu sein!"

Dem Meister Kinnich, der sich immer vom Haufen etwas entfernt hielt und allein auf einer alten Schabracke ausgestreckt lag, wurde das Gemurmel der Unzufriedenheit von seinen Freunden hinterbracht, von Pepik Picard, dem langen Wlach, vom alten Tomesch und Andern.

Muth, Muth! rief er aus, Unsinn, baarer Unsinn, Dummheit, Bauerndummheit! Was heißt das: Muth? ich soll hingehen und mich hinstellen und mir eine Kugel durch den Leib jagen lassen? Wozu hat mir dann der Muth genützt? Wenn ich hinfalle und todt bin, werde ich es sehr bedauern, daß ich Muth gehabt habe. Was soll mir eine Eigenschaft, die mir nur schaden kann? Ich richte gern was aus, worüber ich mich noch morgen freuen kann — wenn ich aber heute von so einem Obtschover Bengel erschossen werde, was habe ich morgen davon?

Sollen wir uns aber verspotten lassen? — sagte der lange Wlach, sollen wir uns unser Recht rauben lassen?

Recht wird nicht durch Unrecht erworben. Glaubt ihr denn, daß es erlaubt ist, so einen rechten, ordentlichen Krieg zu führen? Bin ich ein König oder ein Kaiser? Wir dürfen allein unsern Wald hüten, wie wir die Schafe hüten, und die Obtschover müssen wir ermüden.

Ermüden? rief der alte Tomesch — da schlag das Donnerwetter drein! — ermüden, dieweil wir uns Tag und Nacht im Walde herumtreiben und sie bequem zu Hause im Bette liegen und uns auslachen? Ich sage dir, Kinnich, da wir die Sache angefangen haben, müssen wir sie ausführen, und kost' es Rad und Galgen, und wenn du nicht noch heute etwas unternimmst, so bist du am Längsten unser Führer gewesen.

Gut, gut, wir wollen noch heute etwas unternehmen, sagte Kinnich verdrießlich und that einen langen Zug aus der Flasche, die er in der Jagdtasche trug — aber ihr habt mich dazu gezwungen — merkt euch, daß ihr mich dazu gezwungen habt — ihr seid Alle Zeugen — kommt her Alle und höret, daß ich dazu gezwungen werde, gegen die Obtschover ungesetzliche Gewalt zu brauchen — du besonders, alter Tomesch, du besonders zwingst mich.

Ich nehme es auf mich — lächelte Tomesch und wandte sich ab.

Jetzt verlaßt mich, daß ich meinen Plan mache, befahl Kinnich, und Alle zogen sich zurück und beobachteten nur von ferne, wie er sich die Stirne rieb und Zug auf Zug aus der Flasche that.

Es war spät am Abend. Die Sonne färbte kaum noch die goldne Spitze des mittleren Thurmes am heiligen Berge — die Glocke von Pitschin, die nur beim lieblichsten Wetter zu hören ist, schickte über den Wald herüber bebende Töne, welche die feierliche Stille mehr hoben als unterbrachen. Die Bauern lagen ruhig umher, nachdem sie Weiber und Kinder nach Hause geschickt hatten, und warteten, bis der Hauptmann mit seinem Plane zu Ende gekommen sein würde.

Da scholl Hundegebell das Thal herauf durch die Bäume. Einige Minuten darauf sprang ein gewaltiger Jagdhund heran, beschnüffelte die Bauern und eilte wieder ins Thal zurück.

Jesus Maria, das ist der Jagdhund des Peter Buresch! — der Peter Buresch kommt! — riefen mit einem Male an zwanzig Stimmen, theils freudig, theils erschrocken. Kinnich hob bei diesem Rufe den Kopf etwas vom Lager, stierte dem Hunde erschrocken nach und sank wieder in seine vorige Stellung zurück.

Peter Buresch ließ nicht lange auf sich warten. An der Seite seines Vaters und eines kleinen Jungen, der sein Jagdgewehr trug, stieg er den Berg herauf. Es war ein großer, breitschulteriger, knochiger Mann, mit dunkelbraunem Gesicht und grünen stechenden Augen, die wie die Augen eines Luchses leuchteten, von schmalen Augenbraunen kaum beschattet. Die weißglänzenden Zähne seines breiten Mundes waren von keinem Barte bedeckt,

denn erst unter dem Kinn begann nach der Sitte der altböhmischen Jäger der Bart, der über die Brust hinunterhing und das weiße Kreuz, das da hing, halb verhüllte. Er trug einen grünen, kurzärmligen Wollsammtrock, schwarze, bloß bis ans Knie reichende Lederhosen, grüne Strümpfe und gewaltige, mit Nägeln beschlagene Schuhe — auf dem Kopfe eine Art zugespitzten Tyrolerhut, mit Gemsbart, Hahnenfeder und einer aus Wolfs- und Bärenhaaren verfertigten Kokarde geziert, von Thieren, die er selbst erlegt. Denn Peter Buresch hatte die ganze Monarchie durchzogen, um Jagden aller Art zu kosten — er hatte in Salzburg Gemsen, in Krain Bären, in Ungarn Wölfe erlegt. Seine ganze Erscheinung sprach von Muth, List und Verschlagenheit und flößte Furcht und Respekt zugleich ein. Schwache Gemüther konnten sich ihm ganz hingeben, um ihm willenlos bald ganz und gar anzugehören. Darum wußte man auch viel von seiner Gewalt über Weiber zu erzählen und von seinem Einfluß auf alle Wilddiebe, die er zu einem Orden vereinigt haben sollte. Offenbar gehörte die ganze Schaar verwilderter Gestalten, welche ihn jetzt, die Büchse auf dem Rücken, neben seinem Vater und dem kleinen Jungen begleiteten, mit zu diesem Orden.

Der ganze Aufzug hatte etwas besonders Ungewöhnliches, ja Geheimnißvolles. Erst der gewaltige Peter Buresch, dann sein Vater, der Zauberer und Wahrsager, wie wir ihn oben beschrieben haben, mit dem ungeheuren Rosenkranz und den Kreuzstock in der Hand — der kleine, zartgeformte Knabe an Peter Bureschs Seite, sein Waffenträger, der sich neben seinem Herrn ausnahm wie ein sanftes Blümlein neben einer Eiche, obwohl seine breit und schief geschlitzten Augen wild und feurig glänzten, selbst wenn er zärtlich zu seinem Herrn und Meister hinansah, und obwohl sein Antlitz so dunkel gefärbt war, als ob er nicht in diesen Landen heimisch wäre. Dazu die Schaar von Wilddieben mit ihren Waffen, die bei aller Wildheit doch schweigend und unterthänig Peter Buresch begleiteten und da standen, als ob sie immer seines Befehls, seines Winkes gewärtig wären. In der That machte

das Alles einen so erstarrenden Eindruck auf die Bauern, daß sie wie gebannt auf ihrem Lager liegen blieben, bald sich unter einander, bald Peter Bureſch mit seiner Schaar anstierten und erst aus ihrer Verwunderung, ja Betäubung erwachten, als Peter Bureſch selbst zu sprechen anfing.

Da liegen sie, die gewaltigen Helden, und starren den Mond an, wie herrenlose Hunde! — rief er breitlachend aus, indem er die Hände in die Taſchen steckte, den Oberleib zurückwarf und mit Hohn auf die lagernde Schaar hinabsah — da liegen sie und wissen nicht, daß die edle Jugend Obtſchovs heute Nacht kommt, um sie mit Vogeldunst in ihr Dorf zurückzutreiben! Der edle Feldherr, der dort betrunken liegt, scheint Mangel an Spionen zu haben. Was wollt ihr? was habt ihr? Erzählt, und wenn ich euch helfen kann, thue ich's mit Vergnügen.

Ihr habt nicht Recht, uns so zu verspotten, sagte der lange Wlach. Einen Krieg zu führen, einen so eigentlichen Krieg, das fällt uns nicht ein, das war nur so im ersten Augenblicke unser Gedanke. Den Wald, unser Eigenthum, wollen wir nur beschützen.

Haben euch die Obtſchover das Wild herausgeſchossen? fragte Peter.

Nein, das haben sie nicht gethan, geht uns auch nichts an, das Wild gehört unserer gnädigen Herrſchaft, und wir würden uns darum nicht herumſchlagen.

Dummes Volk! murmelte Peter Bureſch zwiſchen den Zähnen und lächelte, und einige aus den Bauern lächelten mit ihm, und laut fragte er: Habt ihr Pulver? — habt ihr Schießgewehre? — Wollen Krieg führen ohne Pulver und Schießgewehre? — Ihr sollt Beides haben.

Schwarzer Tomeſch! rief er nach rückwärts, und aus der Schaar seiner Begleiter trat Einer hervor: Was willſt du, mein Junge?

Peter Bureſch führte ihn bei Seite, faßte ihn am Knopfe seines Rockes und sprach zum schwarzen Tomeſch, der aufmerkſam zuhörte, langsam und ausdrucksvoll: Du hast dich hier schon

lange herumgetrieben und kennst die Gegend. Nimm sofort einige von den Brüdern mit dir und begib dich auf den Silberberg, in die kleine Hütte am St. Annenschacht. Dort wohnt der Steiger, der den Pulvervorrath des Bergwerks bewachet, den man braucht, um die Felsen zu sprengen. Dem guten Manne sagst du nur die Losung: „Der Schweiß des Hirsches ist ein edler Saft", und er wird dich in den Keller führen und du wirst so viel Pulver mit dir nehmen, als ihr tragen könnt. Ihre Majestät die Kaiserin ist schon seit Jahren so gnädig, uns von dorther unsern Pulverbedarf zu liefern. Geht!

Wohl, mein Junge, sagte der schwarze Tomesch, winkte einigen seiner Gefährten und entschwand bald den Augen der neugierig nachblickenden Bauern.

Peter Buresch kehrte zu ihnen zurück, und indem er die Hand gegen den Haufen ausstreckte, rief er mit gewaltiger Stimme, daß sie tief im Walde vielfach wiederhallte: Es lebe St. Hubertus' Hund und die wilde Jagd! ich ruf' es ohne Geheimniß!

Auf diesen Ruf, den die Bauern nicht verstanden und der ihnen wie ein Zauberspruch vorkam, sprangen mit Eins in ihrer eigenen Mitte an zwanzig der flinksten Bauernbursche auf, lachten, eilten auf Peter zu und riefen:

Es lebe die wilde Jagd und das Gesicht im Nacken! Was willst du, Meister, von deinen Jungen?

Ich löse euch vom Gelübde des Schweigens, sagte Peter Buresch mit Feierlichkeit — ihr habt den hohen Bund nicht mehr zu verheimlichen, die Gesetze des Waldes wollen wir stürzen — geht hin und holet eure Waffen, die unter den Schwellen vergraben sind.

Die Bursche, die als Raubschützen enthüllt plötzlich vor den Blicken der Bauern da standen, stießen ein wildes Jubelgeschrei aus und eilten singend und jauchzend dem Dorfe zu.

Braver Junge, guter Junge! murmelte der alte Buresch vor sich hin und sah voll Triumph rund herum und wurde ergrimmt, da er die Bauern mehr erschreckt und erstaunt sah und nicht voll Bewunderung seines Sohnes, des Hauptmannes und

Großmeisters aller Raubschützen. Die Bauern wagten kaum zu athmen, immer neue Wunder, neue Enthüllungen erwartend — und sie täuschten sich nicht.

Peter Bureſch rief den kleinen braunen Knaben, seinen Begleiter und Waffenträger, herbei. Werde, wer du bist! rief er.

Ja, mein Chan, sagte der Knabe, verneigte sich, warf die Flinte ins Moos und eilte ins Gebüsch.

Peter Bureſch setzte sich auf einen Stein, stützte das Kinn in die Hand und sah schweigend und sinnend vor sich hin. Sein Vater stieß seinen Kreuzstock in den Boden und streckte sich neben ihn. Die Bauern murmelten unter einander und sahen Vater und Sohn fast furchtsam an. Die angezündeten Feuer verloschen nach und nach — in den Kohlen knisterte es nur noch — von Zeit zu Zeit kam ein Luftzug, und Flämmchen flogen auf, um wieder schnell zu verlöschen. Der Mond kam hell und klar über den Wald herauf und warf über das Land ein weißes zitterndes Licht. Der Schatten der Bäume kroch wie lebendig am Boden hin — kaum daß sich ein Lüftchen regte — es war bald Mitternacht. Da klang ein wunderbares Tönen aus dem Gebüsche heraus, in welchem der Knabe verschwunden war. Aller Augen wandten sich dahin, und siehe da, aus dem Dunkel heraus auf den mondbeschienenen weißen Plan schwebte, wie von den wunderbaren Tönen getragen, eine sonderbare, doch holde liebliche Gestalt.

Eine Zigeunerin! riefen die Bauern überrascht, als sie in der Erscheinung den Waffenträger Peter Bureſchs erkannten. Die Zigeunerin aber schwebte, immer den Triangel schlagend, wie ein Schmetterling dahin durch die Reihen der Lagernden hinaus auf den freien, moosbedeckten, von Bäumen umgebenen Platz, über welchem eben der Mond stand. Wie von seinen Strahlen angezogen, schien sie die Erde kaum zu berühren, als sie den schwarzen, mit rothem Tuche umwundenen Kopf rückwärts warf, die Augen schloß und wie im Traume den Tönen ihres Triangels gehorchte. Ihr braunes Angesicht, vom Monde gebleicht, glich dem Angesichte einer Todten — nur ihr Leib lebte

und bewegte sich, ihre Züge waren still, ruhig, schlafend. Das dünne, graue Gewand, das nur lose durch einen silbernen Gürtel zusammen gehalten war, schlug harmonisch mit ihren weichen Gliedern weiche Wellen, bald sanft sich anschmiegend an Brust und Hüften, bald wild dahin fliegend. Die runden Arme schwangen sich nackt in der Luft und schlugen bald leise, bald laut den Triangel, und wie die Töne zitterten, bebte die ganze Gestalt mit, und wie sie laut und stürmisch klangen, hob sich, fliegend fast, ihr ganzer Leib wild und bacchantisch mit in die Höhe, als wollte er den Tönen nach, die in den Wipfeln der Bäume seufzend verklangen. Vorwärts und rückwärts trug sie der Klang — bald sank sie kraftlos und gebrochen zusammen und saß geknickt da wie eine Blume, bald sprang sie wieder gewaltig auf, streckte sich hoch und majestätisch empor, groß, geisterhaft, als wollte sie in den obersten Lüften verschwimmen, und eilte mit geisterhaften Schritten dahin, als ginge sie auf den Kronen der Blumen, die neugierig aus dem Moose hervortauchten. Stolz stieß sie die Erde mit der Spitze des Fußes zurück und schlug den Triangel mit Macht, als ob sie ihn zerbrechen wollte. Mit einem Male warf sie ihn weit von sich, das schöne Haupt sank bleich auf die hochathmende Brust nieder, und aus tiefster Seele erklang in fremden Lauten ein wunderbarer Sang. Wie sie den Kopf so fest an ihren Busen drückte, von den herabwallenden Locken und dem rothen Shawl bedeckt, schien sie ihn nur in sich hinein zu hängen und sich selbst zu behorchen. Sie sang, als ob sie nur sich allein sänge, von einem Geheimniß, das Niemand hören sollte, und das klang so unendlich schmerzlich, so melancholisch lieblich und stimmte so sicher zu ihrem Tanze, daß es aussah, als ob ihr ganzer Leib klinge. Dann mit einem Male stieß sie einen Schrei aus, und wie ein Wirbel drehte sie sich um ihre Fußspitzen, tanzte wie von bösen Geistern gejagt, als ob sie einen Zauberkreis zöge in großen Kreisen, die immer kleiner wurden — schlug die Augen auf, die wild leuchteten, und die melancholische Töne verwandelten sich in laut klagende, jammernde, herzzerreißende,

bis sie mit einem lauten Seufzer, gebrochen, zu den Füßen Peter Bureschs niedersank.

Arme Lunetta, das hast du gut gemacht, sagte Peter Bureschs und streichelte ihr die blassen Wangen.

Sie tanzt wie meine Schlangen, sagte der Alte vom Hammer.

Die Bauern sahen sich verwundert an, als hätten sie einen Zauber gesehen, und raunten sich in die Ohren: Er ist doch unter die Zigeuner gegangen.

Peter Bureschs aber sagte zu Lunetta: Du wirst noch diese Nacht nach Obtschov wandern.

Ja, mein hoher Chan!

Du wirst deinen Hokus Pokus machen, wirst sie aufmuntern zu Händeln und ihnen Sieg versprechen.

Ja, mein hoher Chan!

Du wirst horchen, was sie sagen, was sie vorhaben, wie viel Büchsen sie haben.

Ja, mein hoher Chan!

Wenn sie erfahren, daß du mir dienst und mein Spion bist, werden sie dich stäupen!

Ja, mein hoher Chan!

Vielleicht auch hängen!

Ja, mein hoher Chan! schrie Lunetta und klammerte sich an die Kniee Peter Bureschs.

Wenn sie dich ans Amt liefern nach Przibram und sie dich einsperren und ausfragen über mich, über Das, was ich treibe und thue, wer meine Leute sind — was wirst du thun? —

Ich werde schweigen, mein hoher Chan — schrie Lunetta und drückte ihre Stirne an die Kniee ihres Herrn.

Auch wenn du sterben mußt. —

Auch wenn ich sterben muß, mein hoher Chan — rief sie, sprang auf, klammerte sich an seine Schultern, küßte ihn und eilte leicht wie ein Reh von dannen, in den Wald, nach Obtschov zu.

Viertes Kapitel.

Guter Junge, braver Junge, kluger Junge! Spione sind ein nothwendiges Ding. Prinz Eugen hatte immer viele Spione, und Lunetta wird ein trefflicher Spion. Kluger Junge, mein Peter; wird ein großer General! — so murmelte der Alte vom Hammer, nachdem Lunetta im Walde verschwunden war, während sein Sohn die Schaar musterte, die indessen aus dem Dorfe mit prächtigen Büchsen bewaffnet zurückgekommen war. Mit besonderem Vergnügen nahm er Dem oder Jenem seine Waffe aus der Hand, wog sie lächelnd in der Luft, ließ sie im Mondschein glänzen, legte an und zielte, indem er kurz die Geschichte jeder einzelnen erzählte: Die stammt aus den kaiserlichen Waldungen von Zbirow und gehörte weiland einem Herrn Oberamtmann; die nannte Seine fürstliche Durchlaucht Colloredo Mansfeld von Dobrzisch ihren gnädigen Herrn, meine Lunetta fand sie im Grase liegend, während Durchlaucht im Gebüsche eine Unterthanin beglückten; die heißt die Stille, denn sie macht keinen Lärm, wenn sie einen Förster niederstreckt, und ist ein Erbstück meines alten Meisters, des deutschen Kurt, der in Prag gehängt worden und jetzt noch in den Virglitzer Wäldern umgeht; das ist die Tausendgliedrige, man kann sie in tausend Stücke zerlegen und sie ruhig in der Hosentasche tragen, während man mit dem Förster ein Glas Bier trinkt; ein herrliches Kunstwerk, in Wien bestellt von einem unschuldigen Fuhrmann aus Krummau und gebraucht, die Wälder des Herzogs in aller Unschuld zu entvölkern.

So wußte Peter Buresch fast von jeder der aus der

Verborgenheit auferstandenen Büchsen eine kurze Geschichte zu erzählen, und es ging aus seinen Worten hervor, daß die Bewaffnung der geheimen Raubschützen aus Duschnik ganz oder größtentheils von ihm ausgegangen war. Die Jungen hörten ihm mit besonderem Vergnügen zu und lachten zu jeder Geschichte und freuten sich, Waffen zu besitzen, die schon eine solche Vergangenheit für sich hatten. Ueberhaupt waren sie seit dem Augenblicke, da Peter Buresch sie vom Geheimnisse erlöst und sie sich in ihrer wahren Gestalt zeigen konnten, ganz andere Burschе geworden. Sie blickten keck um sich, sangen und sprangen, schlossen mit den unheimlichen Begleitern ihres Chefs schnelle Freundschaft und schienen die andern Bauern, in deren Reihen sie noch vor einer Stunde eben so stille und unthätig gelegen, wie diese selbst, mit gleicher Nichtachtung wie die andern Raubschützen zu betrachten.

Nachdem die Musterung vollendet war, befahl Peter Buresch der ganzen Schaar, ihm tiefer in den Wald zu folgen. Da erhob sich Kinnich von seinem Lager. Alles, was vor seinen Augen geschehen war, hatte ihn etwas nüchterner gemacht — doch taumelte er noch, als er mit gravitätischen, befehlshaberischen Schritten Peter Buresch, der seine Macht an sich riß, entgegenging. —

Halt! rief er mit ergrimmter Stimme, ihr habt hier Niemanden zu gehorchen als mir, der ich von euch Allen gewählt bin — halt und höret auf meine Befehle!

Ein lautes Hohngelächter antwortete ihm, und mit diesem Hohngelächter war Martin Kinnich seines Führeramtes in der That entsetzt, ebenso wie Peter Buresch von diesem Augenblick an der wirkliche Führer war, denn nicht nur folgten ihm die Ordensbrüder, auch die andern Bauern erhoben sich mit ihren Waffen und folgten ihm nach und gehorchten ihm, theils aus Neugierde, um zu sehen, was dieser Verwegene beginnen werde, theils aus Verachtung gegen Kinnich, der doch ersetzt sein mußte. Dieser blieb allein zurück und ballte die Faust und biß das Gras

vor Wuth, als sie über die Wiese hingingen und lautlos sich im Dunkel des Föhrenwaldes jenseits der Wiese verloren.

Erst ungefähr vierhundert Schritte vor dem Dorfe Dubna wurde Halt gemacht. Vor diesem Dorfe machte ein großer, von Felsenblöcken bedeckter Rasenplatz einen tiefen Einschnitt in den Wald, der sich in einem Halbkreis herumzieht, links in weiter Ferne verläuft, rechts von einem Felskamme durchschnitten wird, welcher der Dubnaberg heißt und zu jener Zeit von Schluchten durchrissen war und hohe Felsspitzen gen Himmel streckte. Jetzt sind die Schluchten durch die herabgestürzten Felsspitzen ausgefüllt, und darüber blüht ein junger hellgrüner Wald.

Peter Buresch ließ sein ganzes Gefolge am Ausgange des Waldes halten und ging nur mit Wenigen voraus. Von einem Felsblock aus blickte er mit seinen scharfen Augen dem Dorf Dubna entgegen, von wo aus heute die Obtschover Jugend kommen sollte. Er bemerkte nichts. Doch ließ ihn das späte Licht, das noch im Wirthshause leuchtete, auf Vorbereitungen schließen, und er setzte sich auf den Felsblock hin, seine Begleiter neben ihm, sitzend, stehend, alle mit angestrengtem Blicke das Licht im Wirthshause beobachtend. Tiefe Stille. Der Mond leuchtete so lieblich, ein warmer Lufthauch durchzog die Bäume — die Gemüther der Bauern, die ausgezogen waren, um einen neuen Kampf zu beginnen, wurden von der Friedlichkeit angesteckt, und die meisten dachten an Haus und Hof und Feld, oder betrachteten die weißen Wölklein am Himmel und ihre sonderbaren Gestaltungen — die wenigsten dachten an Tod und Todtschlag.

Nicht am Wenigsten friedlich gesinnt war Peter Buresch selbst, wenigstens war es die eine Hälfte seiner Seele. Er haßte die Beamten und Herrschaften, die Bauern waren ihm gleichgültig, aber den Winkel der Erde, in welchem sein Duschnik lag, liebte er und mit ihm Alles, was darin wohnte. Daß die Obtschover Bauern Holz stahlen, daran lag ihm so wenig, als daran, daß der Fuchs Hühner stiehlt — im Gegentheil liebte er den Fuchs.

Was soll dabei herauskommen? fragte er sich. Die arme Obtschover Jugend kommt heute, sich einen Spaß zu machen — höchstens sollte man sie dafür prügeln, aber todtschießen? Entweder man fängt die Geschichte gar nicht an, oder sie muß groß und gewaltig werden, hundert, tausend Dörfer müssen aufstehen und die Grafen todtschlagen und ihre Knechte, und die Schlösser anzünden — oder man läßt die Geschichte sein. Eine wilde Sau zu schießen, macht mehr Freude, als hundert solcher Bauern. Vielleicht aber ist's ein Anfang.

So denkend und erwägend, bald große Pläne aus der kleinen Geschichte spinnend, bald wieder unzufrieden mit ihrer Unbedeutenheit, entschlossen, sie aufzugeben, lag Peter Bursch auf dem Felsen da wie ein Jagdhund, streckte sich, legte das Knie auf die übereinander gefaltenen Hände und spähte in die Nacht hinaus, hinauf auf die mondbeglänzten Felsen.

Da drang von dorther ein sonderbarer Ton durch die Luft: Gebell, Gekläff, hell und durchdringend, wenn auch durch die Ferne etwas gedämpft.

Füchse! sagte Peter Bursch vor sich hin und blickte mit freudigem Gesichte hinauf zu den Felsen, ungefähr wie man einem besonders lieben Freunde entgegensieht.

Füchse! lispelte der Ungarmichel, der kurze Hannes, der einäugige Slavik und die andern Freunde Peter Burschs, die sich beim ersten Tone gleich dem Steine genähert hatten, auf dem er lag.

Da kommt Einer! sagte Peter und deutete auf den Felsen. Wirklich stand Einer hoch oben auf dem Felsenkamme und sah sich klug nach allen Seiten um, schnupperte in der Luft umher und gab ein Zeichen durch lautes Kläffen. Darauf kam sogleich ein zweiter Fuchs heraus und ein dritter und vierter und fünfter.

Das ist die Frau Gemahlin — wisperte der kurze Hannes.

Und das die jungen gnädigen Herren — fügte der einäugige Slavik hinzu. Herrliche Kerle! Was ist ein Bär, ein Wolf, was ist ein Sechzehnender gegen so einen Fuchs, diesen prächtigen Schurken!

Hast sie auch so lieb, Einäugiger? fragte Peter Bureſch mit Wohlgefallen — ich sage euch, das Herz wuppert mir im Leibe, wenn ich so 'n Kerl seh'!

Aber das Gespräch der Wilddiebe verstummte plötzlich, und ihre Freude ging in Erstaunen über. Die Zahl der Füchse vermehrte sich fort und fort. Der ersten Familie folgte eine zweite, dritte, vierte — ein langer, langer Zug von Füchsen, der aus den Schluchten hervorkam und auf der Schneide des Kamms dahinzog, schweigend, behutsam sich umsehend, auf jedes Zeichen horchend, das der erste oder der letzte des Zuges durch einen einfachen Anschlag gab. Es war ein wunderbarer Anblick, der vielleicht höchst komisch gewesen wäre, wenn ihm der Mondschein, die Feierlichkeit und die Stille des Aufzuges nicht etwas Schattenhaftes gegeben hätte. Wie sich die Gestalten der Füchse, die in langer Reihe einer nach dem andern auf dem Felsenkamm dahinzogen, so scharf an dem hellen Himmel im Hintergrunde abschnitten, daß, freilich farblos, aber doch genau die spitze Schnauze, die feinen Ohren, die flinken Füße, der lange, gravitätische Schleppenschweif — fast könnte man sagen, bis auf ein Härchen, zu unterscheiden waren, da glich der ganze Zug in der That einer Geistererscheinung, einem Spuk von Thiergeistern. Auch machte es auf die lauschenden Bauern und Wilddiebe den Eindruck eines Wunders, eines Spukes, denn sie lagen schweigend da, wie gebannt, ohne Laut und ohne Regung. Erst als der letzte Fuchs des Zuges, nachdem er sich noch einmal nach den Schluchten umgesehen, jenseits des Kammes verschwunden war, rief Peter Bureſch erschrocken aus: Was ist das? das ist ein Wunder, ein Zauber! Das ist mir noch nie geschehen!

Das ist weder ein Wunder noch ein Zauber, antwortete ruhig einer der Bauern, die sich indessen genähert hatten, um das Schauspiel besser betrachten zu können. Das ist eine ganz natürliche Geschichte. Die Obtschover Diebe haben das ganze Gehölz in den Schluchten ausgereutet, so daß die Löcher alle und die Fuchsbaue offen da liegen; so fühlen sich die Bestien nicht

mehr sicher und wandern aus. Auch mag sie der Lärm, den wir seit einiger Zeit im Walde verführen, gestört haben — gut für unsere Hühner und Gänse!

Nicht so zufrieden, wie der Bauer, war Peter Bureſch mit der Auswanderung der Füchse. — Was, rief er mit dem Tone des Jammers und Klagens, was, der Fuchs, das theure Thier, mein liebster Freund, der Advokat des Waldes, der herrliche Räuber, der verschmitzte Wilddieb — er wandert aus aus meiner Heimat? Was sind mir nun die Wälder und Schluchten meiner Heimat ohne Füchse? Warum bin ich nach langen Wanderungen immer wieder hieher zurückgekehrt, wenn nicht ihretwegen? Was ist mir nun dieses elende Dorf mit seinen erbärmlichen Hütten? was sind mir diese Kiefern, was diese Felsen ohne Füchse?

Und Peter Bureſch wälzte sich in Wuth und Jammer auf dem Steine, grub mit den Händen im Moose und biß ächzend vor Ingrimm in die Wurzel, die ihn bedeckte. Dann sprang er mit einem Male auf und ballte die Fäuste gen Obtschov hin. Wie er da stand auf dem Felsen, zitternd vor Wuth, mit ausgestrecktem Arm, glich er einem heidnischen Priester aus der alten Slavenzeit, der, auf dem Opferstein stehend, den Fluch aussprechen will über ein ganzes Land. — Beim heiligen Hubert und seinem Hund, rief er mit gellender Stimme, beim Hirsch der heiligen Emerenzia, beim Reh der heiligen Genoveva, bei den Geistern aller meiner Verfolger, die ich im Dunkel des Waldes darniederstreckte, bei den Seelen all des edeln Wildes, das ich erlegte und die unsterblich sind, wie Menschenseelen, schwöre ich es: ich will mich rächen, daß man von meiner Rache sprechen soll, so lang ein Baum auf diesem Grunde wurzelt, ich will den Obtschovern die Seele aus dem Leibe jagen, wie Dachse aus dem Bau, und sie heimatlos machen, wie die armen Füchse, die heulend in die Fremde ziehen!

Das Licht in Dubna ist verschwunden, die Obtschover kommen, lispelte der Ungarmichel.

Schnell ans Werk! rief Peter und sprang vom Steine. Er

riß sein Pulverhorn von der Seite und vertheilte den Inhalt schnell an die bewaffneten Bauern. Dann theilte er sie eilig in mehrere Rotten und gab ihnen die einzelnen Wilddiebe, die mit ihm gekommen waren, zu Führern. Dann führte er sie vorwärts und versteckte sie auf beiden Seiten des grünen Platzes hinter den Felsstücken — ebenso vertheilte er sie vorn am Eingange des Waldes, so daß sie alle zusammen ein Hufeisen bildeten, das gegen Dubna zu offen war. Ihr lasset sie ruhig in den Halbkreis hereinrücken, befahl er, bis sie an den Stein kommen, auf dem ich liegen werde. Ich schieße zuerst. Darauf nehmet ihr sie in die Seite und von rückwärts und schießet los. Die Kerle sollen vergessen, woher sie gekommen und wie sie sich wieder los machen sollen. Die kommen mir zu rechter Zeit!

Nach wenigen Minuten war Alles fertig, und tiefe Stille lag ringsumher ausgebreitet. Peter Bureſch lag wie eine Katze ausgestreckt auf dem Stein und starrte den Obtschovern entgegen. Seine Augen leuchteten wie die Augen der Katze durch die Nacht — seine Flinte lag neben ihm im Moose.

Die Obtschover kamen wirklich heran. Schon von ferne hörte man sie lachen, plaudern, scherzen, singen. Man konnte es ihnen ansehen, daß sie das Ding nicht ernst nahmen. Als sie in den Halbkreis traten, konnten die Duschniker deutlich ihre Worte vernehmen.

Die Lumpe sollen sich ärgern, sagte der Eine, wie wir auf ihren dummen Ernst mit Spaß antworten. Ich habe statt meiner Büchse eine kleine Feuerspritze mitgenommen.

Und ich, fügte ein Anderer hinzu, habe meine Vogelbüchse mit Sand geladen, ich hoffe, sie soll aus gehöriger Entfernung wenig Schaden anrichten.

Man kann nicht wissen, sagte ein Dritter, ich habe meinen alten Stutzen ganz gehörig geladen, als ging's auf eine Hasenjagd.

Schade um die Schrote, lachte sein Nachbar.

Ich habe ganz einfach unsere Ofengabel mitgenommen, lachte ein Fünfter, um den Generalissimus Kinnich zu spießen.

Mir wär's am Liebsten, rief ein Sechster, wenn ich des langen Wlach seine Zipfelmütze als Beute heimtragen könnte.

Ich, sagte der jüngste Sohn Mika's, Zdenko, denke daran, unser armes Schwesterlein Liduschka zu stehlen und heimzutragen. Das arme Kind hat gewiß viel zu leiden.

Du hast Recht, antwortete sein Bruder, der neben ihm dem Zuge vorausging — wir lassen sie alle zusammen ihre Dummheiten machen und schleichen uns durchs Dorf zu Liduschka, spannen den alten Gaul vor den Karren und fahren mit ihr rückwärts an dem Teiche vorbei nach Hause. Was soll sie das ewige Schimpfen auf den Vater anhören? Sie ist so gut, und es thut ihr gewiß weh.

Kaum hatte er das Wort gesprochen, da blitzte die Büchse Peter Bureschs, Mika schrie auf, faßte sich mit der Hand am Herzen und stürzte vorwärts aufs Gesicht, streckte sich und verendete lautlos wie ein Hirsch, der mitten ins Herz getroffen ist. Im selben Augenblicke fielen die Schüsse auf allen Seiten, die Felsstücke waren lebendig geworden, die Ladstöcke sausten, die Hähne knackten, und aus den Verstecken kamen die schauerlichen, wildschreienden Gestalten der Wegelagerer hervor. Die Ueberfallenen stoben in jähem Schreck auseinander und fielen über die Leichen Derer, die eben scherzend und lachend neben ihnen einhergegangen waren. Das Geschrei des Schreckens und Entsetzens mischte sich mit dem Geheul der Verwundeten und dem Rufen und Hohnlachen der Feinde.

Die Obtschover wollten fliehen, aber von allen Seiten trat ihnen der Feind entgegen — kein Ausweg, keine Rettung. Sie liefen wie wahnsinnig umher, gleich dem Wilde, das sich von Fallen, Netzen und Treibern umstellt sieht. So liefen sie lange im Kreise herum, bis sie mit der Wuth des Hülflosen sich mit ihren Leibern auf ihre Feinde warfen, um sie mit den Händen zu zerfleischen, und es entspann sich eine Schlacht, deren Gräuel die Tradition aufbewahrt hat, indem sie einzelne Thaten erzählt, die da geschehen.

Die Duschniker, die sich plötzlich von der Verzweiflung ihrer schwach oder gar nicht bewaffneten Feinde überfallen sahen, hatten nicht Zeit, ihre Büchsen zum zweiten Male zu laden. Sie sprangen also auf die Felsstücke, von wo herab sie sich mit den Flintenkolben gegen die anstürmenden Obtschover vertheidigten. Jakob Christian, ein Obtschover, kroch ein Felsstück hinan, das am Stärksten besetzt war, und umfaßte, vor Wuth brüllend, mit krampfigen Armen die Beine der Obenstehenden und zerrte und zerrte, um sie herabzureißen. Die Duschniker schlugen mit ihren Kolben auf Jakob Christians Schultern und Kopf, daß das Blut in Strömen vom Felsen herabfloß — aber er schien es nicht zu fühlen, immer enger und enger zogen sich seine Arme wie eine Schlinge zusammen, die Obenstehenden begannen zu wanken, noch ein Ruck, und sie alle stürzten mit furchtbarem Geschrei die Felsenstufen hinab und bedeckten, aus hundert Wunden blutend, ihren Feind, der im Sturze eine laute Lache aufschlug, ohne ihre Beine fahren zu lassen.

Nach einigen Minuten hatte sich überall der Kampf vom Rasen auf die Felsstücke gezogen — überall stürzten die Kämpfenden, bald einzeln, bald in Paaren, die sich krampfhaft umschlungen hielten, von der Höhe in den Grund.

Der Ungarmichel stand noch auf seinem Stein und lud und schoß und schoß und lud mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit. Da sprang der junge Severin aus Obtschov, den man den schönen Severin nannte, wie eine Katze den Stein hinauf und schlug ihm die Flinte mit einem Schlag aus dem Arme, daß sie klirrend den Stein hinunterrollte. Wüthend wandte sich der Ungarmichel nach ihm, faßte ihn in der Mitte des Leibes und drückte ihn wie eine Schlange zusammen, so daß er ächzend den Kopf nach rückwärts fallen ließ und die Arme weit in die Lüfte streckte. Dann aber hob ihn der Ungarmichel mit riesiger Kraft in die Höhe und warf ihn in die klaffende Ritze des Felsens, auf dem er stand, dann sprang er mit beiden Füßen auf seinen Leib, drückte ihn immer tiefer in den engen Spalt — noch ein Aechzen, und der schöne Severin war erstickt.

Peter Bureſch ſtand ruhig auf ſeinem Stein und ſah zu. Sein Poſten war nicht erſtürmt worden, denn wie Viele ſich ihm auch nähern wollten, er zog Piſtole auf Piſtole, ein ganzes Arſenal aus ſeinem Gürtel, aus allen Taſchen, aus allen Theilen ſeiner Kleidung.

Dadurch, daß ſich der Kampf auf die Felſen gezogen hatte, waren die Wege dazwiſchen frei geworden, und die Obtſchover benützten das und eilten von dannen, ihre Leichen und Verwundeten zurücklaſſend. Der junge Chriſtel war ihnen vorausgeeilt und läutete die Glocke, die in Dubna auf einer Holzgabel mitten im Dorfe ſtand. Die Dubnaer hatten ſich in Maſſe geſammelt und vereinigten ſich mit den Obtſchovern, die fluchend, ſchäumend vor Wuth, blutbedeckt, bleich zurück kamen. In großen Haufen eilten ſie auf den Kampfplatz zurück. Die Duſchniker waren verſchwunden. Tiefe Stille, nur vom Röcheln der Sterbenden unterbrochen, lag auf dem furchtbaren Platze.

Fünftes Kapitel.

Am Tage nach jener blutigen Nacht lag eine dumpfe Schwüle auf den Gemüthern der Duschniker. Sie fühlten, daß sie nicht mehr zurück konnten. Und wenn sie sich auch mit Widerwillen sagten, daß Peter Buresch sie überrascht und fast willenlos, in der Betäubung, in solche blutige That hineingezogen, so gestanden sie sich doch zugleich, daß, da die Sache einmal so angefangen, er der Einzige war, der sie mit Kraft durchführen konnte. Sie fügten sich also willig allen seinen Befehlen und Anordnungen und folgten dem Beispiele seiner jungen Ordensbrüder, die längst gewohnt waren, seinen Winken blindlings zu gehorchen. So war Peter Buresch der unumschränkte Beherrscher des Dorfes geworden. Ruhig saß er da in der Mitte des Dorfes und sah nach dem Walde, ob nicht sein Spion, Lunetta, komme, die er jeden Augenblick erwartete. Aber anstatt Lunetta trat aus dem Dunkel des Waldes ein alter, eigenthümlich aufgeputzter Mann, den die Duschniker sogleich als den Kantor von Obtschov erkannten. Er war feiertäglich geputzt, trug einen langen, schwarzen Rock mit kurzem, steifem Kragen und langer, gelber Reihe von Metallknöpfen, die gewöhnliche grüne, pelzverbrämte Sammtmütze und gelbe Lederhosen, die in hohen, faltigen Stiefeln staken. Aber im Knopfloche steckte ein großer Rosmarinzweig, der die Mütze hoch überragte und mit weißem Atlasbande am Rocke befestigt war, und in der Hand hielt er eine Zitrone. So trat er vor Peter Buresch hin.

Ich komme, sagte er mit zitternder Stimme, ich komme, Liduschka, die Tochter Mika's, unseres Richters, die an den

jungen Stroß verheirathet ist, zum Begräbniß ihres ältesten Bruders, Hinek Mika einzuladen.

Der Leichenbitter fügte kein Wort hinzu — schweigend stand er vor Peter Buresch, dessen Antwort er erwartete. Den Duschnikern war's, als läge in seinen kurzen Worten ein großer Vorwurf, und sie sahen verlegen zur Erde nieder.

Peter Buresch gab kalt mit der Hand ein Zeichen, und der Leichenbitter ging auf das Haus Liduschka's zu.

Die Thüre war geschlossen, denn Liduschka hatte seit dem Tode des alten Richters Angst, unter die Menge zu gehen. Sie fürchtete, daß ihre Ahnungen in Erfüllung gehen würden, und versteckte sich in ihrem Hause, wie ein Huhn, wenn der Geier über dem Dorfe kreist. Sie hechelte Flachs, saß am Spinnrocken, sang fromme Lieder und ließ so Tag um Tag vergehen, ohne die Riegel von der Thüre zu schieben, und wußte von Allem, was draußen vorging, nichts. Da pochte es.

Wer pocht? rief Liduschka.

Ich bin es, der Kantor aus Obtschov. —

Jesus Maria, was ist geschehen? Was wollt ihr, Kantor? Ich lasse Niemand herein. Ich will nichts erfahren, nichts wissen. Der Kantor hat bei mir nichts zu thun.

Doch hatte sie schon zitternd und bebend die Hand an den Riegel gelegt — aber die Kraft fehlte ihr, ihn zurückzuschieben. Eine ungeheure Angst überfiel sie, die Zähne klapperten, und halb ohnmächtig lehnte sie sich an die Thüre, als wollte sie das Eindringen des Boten verhindern.

Arme Liduschka! seufzte der Leichenbitter.

Warum arme Liduschka? rief sie und riß die Thüre auf. Aber als sie den Kantor als Leichenbitter geputzt vor sich stehen sah, fiel sie mit einem lauten Schrei auf die Schwelle und verdeckte das Gesicht weinend mit beiden Händen.

Der Kantor sah sie lange schweigend an, endlich sprach er: Dein ältester Bruder ist gestern von den Duschnikern getödtet worden, und ich komme, dich aufzufordern, ihm als treue

Schwester die letzte Ehre zu erweisen und mir nach Obtschov zu folgen zu seinem Leichenbegängnisse.

Liduschka weinte bitterlich — endlich fragte sie furchtsam: Ist Peter Buresch zurück?

Seit gestern Abend! —

Und in der Nacht ist mein Bruder getödtet worden — o ich bin Schuld daran! schrie sie, daß man ihren Jammerruf weit im Dorfe widerhallen hörte. — Schnell fort, daß ich ihn um Vergebung bitte, meinen theuren, todten Bruder!

Und sie lief in die Stube, um sich nach der Sitte des Landes für das Begräbniß zu putzen.

Während ihr leise Thräne auf Thräne von den Wangen rollte, sang sie mit zitternder, von Schluchzen unterbrochener Stimme ein frommes Lied. So zog sie die rothen Strümpfe an, die schwarzsammtenen Schuhe mit hohem rothem Absatz und grüner und weißer Stickerei, den schwarzen Sammtspenser, schlichtete das Haar über den Nacken, band die weichen goldenen Wellen mit blauem Sammtbande zusammen und setzte die kleine, runde, steife Haube darauf. Dann eilte sie in den Garten, pflückte wilde Rosen, Rosmarin, Salbei und Sonnenblumen, um damit den Sarg des Bruders zu schmücken, und folgte dem Kantor, der sie vor der Thüre erwartete, durchs Dorf.

Als sie sich dem Schwarme näherten, in dessen Mitte Peter Buresch saß und Befehle ertheilte, schlug sie die Augen nieder, faltete die Hände vorn an der Brust und nahm den Seitenweg durch das Schloß. Der Leichenbitter aber ging auf Peter Buresch zu, um ihn noch im Namen der Obtschover zu bitten, sie drei Tage in Ruhe zu lassen, bis sie ihre Todten begraben hätten.

Peter Buresch lachte und sagte: Der Waffenstillstand ist euch gewährt, damit ihr eure Todten begraben könnt, vorzüglich aber darum, weil wir die Zeit auch für uns brauchen. Sage Liduschka, fügte er noch hinzu, daß sie sogleich nach dem Begräbniß in unser Dorf zurückkehren muß, wenn sie überhaupt noch zurückkommen will — denn von jetzt an in drei Tagen wird die Welt hier um

euch ein ganz anderes Gesicht bekommen, und keine Obtschover Maus wird ein Duschniker Weizenkorn zu stehlen im Stande sein!

Als der Leichenbitter diese Botschaft an Liduschka bestellte, schüttelte sie nur bejahend den Kopf und lispelte: ich werde kommen, denn ich gehöre ins Haus meines Mannes.

So gingen sie dem Walde zu. Liduschka sah mit ihrem thränenvollen Auge kaum den Weg und strauchelte bei jedem Schritte. Wie ruhig und ergeben sie auch schien, fürchtete doch der Kantor, daß sie jeden Augenblick in Klagen und Weinen ausbrechen und dem Schmerze unterliegen würde, der in ihr kämpfte. Um sie zu erheben und dem Schmerze in ihr einen gelinden Ausgang zu verschaffen, begann er laut ein heiliges Lied zu singen. Liduschka hauchte es Anfangs nur so vor sich hin, bis sie immer lauter und lauter mit ihrem hellen Gesang einstimmte und fest nach der Melodie weiter wanderte. Zitternd und schön hallte das Lied in den mächtigen Föhren wieder.

Versenkt in ihr Lied und in ihren Schmerz, bemerkte sie nicht, daß eine flüchtige, in graues Faltenkleid gehüllte Gestalt dicht an ihnen vorbeischlüpfte, einem Rehe gleich, von Gebüsch zu Gebüsch.

Es war Lunetta, die Zigeunerin. In wenigen Minuten war sie im Dorfe und lag ihrem Herrn, Peter Buresch, zu Füßen. — Bist du da, mein kleiner Spion? sagte er lächelnd und klopfte ihr liebkosend auf die heißen Wangen. Was hast du gehört und gesehen? — was hast du getrieben, kleine Eidechse?

Mein hoher Gebieter, erwiderte Lunetta hochaufathmend und betrübt — wie viel Trauriges habe ich gesehen — wie habe ich für dich gelogen und betrogen!

Auf dieses Wort hob sie Peter Buresch auf und führte sie aus der Menge, die sich neugierig herumdrängte, auf die Seite. Erzähle leise! sagte er und neigte sein Ohr herab, um aufmerksam zu horchen.

Wie viel Trauriges habe ich gesehen! wiederholte die Zigeunerin seufzend. Heute Morgen kam der Zug zurück von Dubna nach Obtschov — viele Männer, je zu Zweien eine Leiche tragend,

begleitet von einer unzähligen Menge von Weibern und Kindern, die weinten und schrieen und verfluchten die Duschniker und dich, mein hoher Chan. Aus den Häusern stürzten die Mütter, Schwestern und Väter, warfen sich über die Todten her und schwuren Rache den Duschnikern. Die Dubnaer schwuren mit, ebenso die Bewohner der andern benachbarten Dörfer, die auf das Gerücht von dem Kampfe herbeigeeilt waren und in Wuth geriethen, als sie die Leichen der Gefallenen sahen. Ein altes Weib brachte ein Kreuz herbei und das Muttergottesbild vom heiligen Berge und ließ sie darauf schwören. Ein Kapuziner aus Mischek, der in Obtschov übernachtete, mußte ihnen darauf die Messe lesen und ihnen die Waffen weihen. Er sagte, er thue es gerne, denn die Duschniker seien Ketzer, alle angesteckt vom verstorbenen alten Richter, der ein verfluchter Hussit war, und du, ihr Führer, seiest ein Heide, könnest die Thiere des Waldes beschwören und habest dich dem Teufel verschrieben. Nach der Messe mußte ich ihnen wahrsagen, und ich prophezeite ihnen Sieg — dann mußte ich ihnen deinen Tod prophezeien, — sie hätten mich sonst geschlagen.

Du hast Recht gethan, meine kleine Katze, sagte Peter Buresch lächelnd, als ihn Lunetta bei diesen Worten ängstlich ansah. Man muß ihnen Muth machen, damit die Geschichte was Rechtes wird. Erzähle weiter.

Der alte Mika, fuhr Lunetta fort, warf sich verzweifelnd auf die Leiche seines Sohnes und verfluchte den Wald und seinen Kontrakt mit der Armee und die Kaiserin. Dann aber schickte er mehrere Wagen nach Dobrzisch an den kaiserlichen Lieferanten und läßt von dorther Waffen holen, um die Dörfer zu bewaffnen. Dem Lieferanten ließ er sagen, er brauche sie gegen Rebellen, die einen Bauernkrieg beginnen wollten. Er wird die Waffen bekommen, hörte ich sagen, denn er hat's immer mit den Lieferanten und Offizieren zu thun und steht sich gut mit den Herren und Beamten als guter Unterthan.

Verdammt! rief Peter Buresch und stampfte den Boden — Waffen, Waffen, wo nehme ich Waffen her?

Wird sich auch finden — brummte plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihm. Bureſch sah sich um. Da saß unter dem Kastanienbaume sein alter Bekannter Jakob Zerzog, der Scheerenschleifer, ehemaliger Schmuggler aus Baiern, und ließ, gleichgültig vor sich hin singend, ohne aufzublicken, sein Rad sausen und drückte das Messer an den Stein, daß es pfiff und Funken sprühte. Peter Bureſch, der sich erwartungsvoll und mit einem Strahl von Hoffnung nach dem Manne umsah, der die Worte mit solcher Sicherheit ausgesprochen, ließ, als er den Redner erkannte, die Hoffnung schnell wieder sinken und rief ihm, verächtlich die Achseln zuckend, zu: Deine Messer vielleicht und Scheeren, du baierischer Knödel? Damit möchtest du gegen kaiserliche Flinten zu Felde ziehen?!

Wird sich finden, wiederholte der Scheerenschleifer mit derselben Sicherheit und Ruhe, ohne aufzublicken. Wenn du mit deiner Zigeunerin fertig bist, bitte ich um eine Stunde Audienz, mein edler Feldherr.

Ich bin fertig! sagte Peter Bureſch, dem die so sicher ausgesprochenen Worte des Scheerenschleifers doch überzeugend schienen. Auch kannte er seinen Mann vom Böhmerwalde her, wo er ihm oft an der Spitze einer Schmugglerbande begegnete, gefürchtet von den Oberreitern oder Gränzwächtern als einer der verschmitztesten und gewaltthätigsten Kontrebandirer. Wie er von seinem Schleifsteine aufstand, die Klinge hinwarf, die Hände in die Taschen steckte und mit gemessenen ruhigen Schritten auf Peter Bureſch losging, konnte man ihm wohl ansehen, daß bei ihm die Scheerenschleiferei irgend ein anderes und komplizirteres Geschäft verstecke. Die reiche Kleidung, bestehend aus hohen, weit über die Knie gehenden Stiefeln, aus denen zwei fein gearbeitete Messergriffe von Gemshorn hervorblickten, die dunkelbraune Sammtweste mit Metallknöpfen, der breite grün und roth ausgelegte Gürtel, der noch mit silbernen Kettchen geschmückt war, der silbergraue weitfaltige Rock mit grünem Kragen und Ausschlägen, der sorglich gepflegte, weit herabwallende Bart, schwarz

mit grau gemischt, die lange, schwarze Sackmütze, die mit dicker Quaste auf die rechte Schulter herabfiel — nichts ließ auf die Aermlichkeit schließen, die sonst das Loos der deutschen Scheerenschleifer ist, welche gewöhnlich Böhmen durchziehen. Er legte die Hand auf Peters Schulter, winkte der Zigeunerin, daß sie sich entferne, und sprach also in immer gleich ruhigem Tone:

Peter Bursch, wir kennen uns und wollen nicht lange Geschichten machen. Leute unseres Gelichters verrathen einander nicht. So sage mir zuerst, bist du ein guter Patriot?

Hm — ja, so nach meiner Art — antwortete Peter Bursch ungeduldig.

Hast du deine Kaiserin lieb? — fragte der Scheerenschleifer weiter.

Was Teufel kümmert mich die Kaiserin! — die Kaiserin mag — ich glaube Kerl, du willst dir einen Spaß mit mir machen! — rief Peter Bursch zornig und wandte sich, um fortzugehen.

Aber der Scheerenschleifer fuhr mit gleicher Ruhe fort: Gut, du bist ein Patriot nach deiner Art, du liebst die Kaiserin nicht — und ich bin kein Scheerenschleifer, sondern bin ein Spion, ein Aufreizer, Unruhstifter und Rebellionmacher in kurfürstlich baierischen Diensten.

Ein schönes Geschäft! lachte Peter Bursch und kehrte wieder zum Redner zurück.

Ja, sagte Jakob Zerzog, ohne sich stören zu lassen — so ist es. Die Händel in Klattau, in den Pirglitzer Wäldern, bei Joachimsthal — Alles mein Werk. Deinem scharfen Wilddiebsauge hätte es nicht entgehen sollen, daß in mir was Anders steckt als ein gemeiner Scheerenschleifer. Zum Teufel! man wird aus dem Gebieter einer fünfzig Meilen langen Gränze kein gemeiner Scheerenschleifer! Seine kurfürstliche Gnaden von Baiern haben auch sehr wohl eingesehen, daß es besser ist, mich zum Alliirten zu haben, als mit mir Krieg zu führen, und haben mich zu diesem Geschäfte mit glänzenden Bedingungen geworben. Es ist jetzt nichts mit dem Schmuggel, da es keine Gränzen gibt, dachte ich,

hol's der Teufel! und schlug ein. Wenn du mir nun versprechen willst, wie ich's von dir hoffe und wie ich's hoffte, als ich in den Pirglitzer Wäldern hörte, daß dich dein Vater hergeholt hat, um Händel einzurühren — ja, sage ich, wenn du mir versprichst, eine solche Geschichte einzurühren, daß sie in Prag und Wien nur acht Wochen lang glauben, es sei wieder so eine Art Bauernkrieg oder Hussitengeschichte — sollst du von mir so viel Waffen und Munition und Geld haben, als du nur willst und als deine Kerle versaufen können.

Alles, Alles verspreche ich dir! rief Peter Buresch in großer Aufregung — Alles, Bauernkrieg, Mord und Plünderung, tausend verbrannte Schlösser — nur Waffen, gib mir nur Waffen!

Und Jakob Zerzog beim Kragen fassend, fuhr er eifrig und schnellredend fort: Siehst du, schon haben sich mit den Obtschovern Andere verbunden — bald werden die Duschniker *ihre* Bundesgenossen haben — denn was Die auf dem Berge thun, thun ihnen Die im Thale nach, und sie hassen sich auf den Tod, ganz ohne Ursache eigentlich und darum noch bitterer — vielleicht nur weil Die auf dem Berge und Die im Thale wohnen. Nach der letzten Nacht können sie nicht mehr zurück. Heute schicke ich noch Boten aus nach allen Dörfern diesseits der Litawka und fordere sie auf, sich uns und unserer gerechten Sache anzuschließen. Es wird Alles gehen — in vier Wochen steht der ganze Brdywald in Brand — gib mir nur Waffen. Siehst du, dort kommen sie schon von allen Seiten, die Müßiggänger und Brodlosen, um sich zu erkundigen, was es heute Nacht gegeben. Jetzt sind sie nur noch Neugierige und gaffen dumm in die Welt hinein — drückt man aber so einem Tölpel eine Büchse in den Arm, wird's ein furchtbarer Kerl. Nur Waffen, Waffen!

Gut! sagte der Scheerenschleifer — heute Nacht gehst du und einige deiner Freunde mit mir in den Wald zu den Kohlenbrennern am Treboschnaberge, dort habe ich meine Niederlage. Jetzt aber geh fort von mir, daß sie nichts merken — dort schleicht schon Einer um uns herum und scheint zu horchen!

Das ist der Kinnich, sagte Peter Bureſch verächtlich — der ist nicht zu fürchten, der Dummkopf. Doch auf Wiederſehen heute Abend zwiſchen hier und Lhota.

Peter Bureſch ging zu den Bauern zurück, rief die Raubſchützen zuſammen und ſprach alſo mit lauter Stimme: Brüder! ich habe ſichere Nachrichten, daß die Obtſchover einen großen Krieg beginnen wollen gegen uns, um Duſchnik um all ſein Hab und Gut zu bringen und die guten Bauern von Duſchnik zu Bettlern zu machen. Sie ſuchen überall Bundesgenoſſen, und ſchon haben ſich ihnen die Bewohner von Dubna angeſchloſſen, dieſen werden bald die Dörfer Dubenez, Liha, Dol, Langlhota und alle Dörfer jenſeits des Waldes folgen, nur um auch Antheil zu haben an der Beute und um unſeren ſchönen Wald nach Herzensluſt ausreuten zu können. Es thut Noth, daß wir uns wehren bis auf den letzten Mann, ſo lange noch ein Baum im Walde ſteht. Unſere Brüder im Thale werden uns nicht verlaſſen — ſie werden uns beiſtehen im gerechten Kampfe. Schon ſehe ich hier unter euch brave Nachbarn, die bei der erſten Nachricht vom Kampfe herbeieilten, um uns zu helfen. Das iſt aber nicht genug, alle Dörfer des ganzen Thales müſſen ſich mit uns verbinden. Darum habe ich beſchloſſen, Boten auszuſchicken die Litawka hinauf und hinab, auch in den Hurkawald und zu den Kohlenbrennern. Lhota, Obetznitz, Bratkowitz, Paſſek, Drahlin werden uns freundnachbarlich unterſtützen. Die ihr Freunde, Verwandte, Gevatterſchaften in den Dörfern habt, geht hin und beſprecht euch mit ihnen, daß ſie ſich wieder mit ihren Freunden, Verwandten und Gevatterſchaften beſprechen und ſich von jetzt in drei Tagen hier in Duſchnik verſammeln. Für Waffen brauchen ſie nicht zu ſorgen. Der Herr, der mit dem Gerechten ſteht, wird machen, daß wir nicht waffenlos dem Feinde entgegengehn. Sagt ihnen, daß es gelte, euer Eigenthum, euer Recht zu vertheidigen, und daß, wenn ihr beſiegt werdet von den räuberiſchen Obtſchovern, in dieſer rechtloſen Zeit bald auch die Reihe an ſie kommen könnte. Sagt ihnen, daß man zuſammenhalten muß in

so rechtloser Zeit, um sich selbst Recht zu v
und machet eure Sachen gut!

Auf die Bauern machten die Worte ihr
Eindruck. Was er von Recht und Eigenthu
mit den Gerechten stehe, sagte, hatte ihne
— sie wunderten und freuten sich über die
Reden, die sie von dem wilden Wilddiebe n
traten zusammen, besprachen sich lange, und
angesehensten und wohlhabendsten aus ihr
und sich in ihre Wohnungen begeben. Ba
Hut auf dem Kopfe, mit dem Stocke in
schritten grüßend den Ausgängen des Dorf
Wilddiebe um sich versammelt hatte, sah es
wird gut! sagte er leise zu seinen Ordensb
werden die Alten folgen, die Jungen komm
was zu raufen gibt. Doch ist es gut, wenn
nachgehen und in den Schenken zu den Jung
ihnen weniger von Gott und der gerechten
Beute und wilden Händeln und blutigen K
mir die Feuerarbeiter nicht — in den Schm
mern und Zainhämmern — was beim Feu
branntes Gehirn — die Kerle werden gut s
ich nicht viel zu sagen — ihr versteht eure

In der That hatten sich schon, währe

er sich ins Gras und winkte den einäugigen Slavik an
Slavik streckte sich neben ihn hin, und Peter Buresch sl
mit gleichgültigem Gesichte, damit die Umstehenden es
ten, daß von einem Geheimnisse die Rede war, Fol
Ohr: Gib wohl Acht, blinder Zizka, auf Das, was ic
Es ist von Wichtigkeit, daß wir im Rücken unserer F
Bundesgenossen haben, und der ist gefunden, wenn d
benimmst.

Ich? — fragte der Einäugige und sah Peter
staunt an. — Ich? ich soll mich klug benehmen? und

Höre! Eine gute Stunde hinter Obtschov, wenn
Langlhota gekommen, die Prager Straße gegen das
kloster in Oborschischt hingeht, am Ausgang eines klein
wo ein Gekreuzigter steht, führt ein Feldweg rechts ab
langen Wiese vorbei in ein kleines, versteckles Dorf,
heißt, von dem großen Teiche zwischen diesem Dorf
fetten Pfründe von Heiligenfeld. Dieses Dorf Ribnik
fluchtes Ketzerdorf. Die Ribniker sind Hussiten und l
oder auch Kalvinisten, oder Helviten, wie man sie
— verbissene Kerle, die die Bibel lesen, ihre Nacht
wie Pest und Ungeziefer. Sie gehen aus ihrem Neste n
um sich bei ihren Nachbarn über die Heiligen lustig
und Händel anzufangen. Sie disputiren und bekom
Beulen an den Kopf. Wenn manchmal nach einem
Heiligenbild auf dem Felde umgestürzt ist, weiß m

und die Heiligen gelernt — die wirst du ihnen vorsingen und übersetzen und dich auch für einen Ketzer ausgeben, und sie werden dich traktiren mit Fleisch und Bier, als wärst du ein Prediger. Du wirst sehen, wie bestialisch sie sich freuen werden und dir die Säcke füllen.

Das läßt sich hören! brummte der einäugige Slavik und streckte sein Ohr hin, um besser zu hören.

Dann wirst du ihnen so beiläufig erzählen, daß man nach dem Tode des alten Richters Matthei Stroß einen Kelch und ein altes Schwert unter seinen Dielen und eine Menge böhmischer Bibeln auf seinem Dachboden gefunden, und daß unser Krieg gegen die Obtschover weniger um den Wald, als ein Vermächtniß des alten Richters und ein Religionskrieg ist, denn die Duschniker wären eigentlich von ihm bekehrte Ketzer.

Ist das wahr? — rief Slavik und riß das eine Auge auf so weit als möglich. —

Wahr oder nicht wahr — sagte Peter Bureſch — das geht dich nicht an — du mußt es so erzählen und mußt ihnen weiter sagen, daß wir die Brüder Jesuiten in Oborschischt alle braten wollen, wie es der kahle Prokop gethan, daß wir die Pfarrei der Kreuzherren in Pitschin und die fette Pfründe in Heiligenfeld plündern und ihre Felder an die Armen vertheilen wollen und daß wir der heiligen Mutter Gottes vom heiligen Berge den Perlmantel ausziehen und ihr ihre diamantenen Augen ausstechen wollen.

Jesus, Maria und Joseph, steht uns bei, und heiliger Johannes von Nepomuk hilf! — schrie der Einäugige entsetzt.

Hast du was dagegen? fragte Peter Bureſch lachend.

Es ist eine große Sünde! — sagte der Andere und zog ein langes Kreuz über den ganzen Leib — aber als guter Wilddieb und Soldat werde ich's sagen, wenn du es befiehlst.

Vielleicht auch thun? — fragte Peter Bureſch lachend.

Auch thun — antwortete Slavik seufzend.

Du sagst den Ketzern ferner — fuhr Peter Bureſch fort —

daß ich selber ein Ketzer sei, daß ich, wie du selbst einmal gesehen, im Walde den Brüdern predige und zu Ostern ihnen Brod und Wein gebe und aus der böhmischen Bibel vorlese. Und wenn dann die Ribniker nicht anbeißen und den Obtschovern nicht in den Rücken fallen, so bin ich nicht werth, je wieder einen Hasen zu schießen. Jetzt geh und sei binnen zwei Tagen zurück.

Der einäugige Slavik übergab seine Büchse einem Ordensbruder, bekreuzte sich und ging, wie ihm Peter Bureſch befohlen hatte.

Der Abend fand Peter Bureſch auf dem Wege zum Treboschna, jenem schwarzen waldbewachsenen Berge, der das Litawkathal im Westen abschneidet und der von Kohlenbrennerhütten und Kohlenmeilern bedeckt ist. An seiner Seite ging der ehemalige Schmuggler, jetziger Scheerenschleifer Zerzog aus Baiern, und ihnen folgten mit drei Wagen einige vertraute Wilddiebe, um die Waffen zu laden, die Zerzog versprochen hatte. Peter Bureſch war sehr schweigsam. Der bairische Aufwiegler hielt es für nöthig, ihn noch einmal aufzufordern, aus der Sache was Rechts zu machen, daß sie doch einen Klang gebe und, wie er lächelnd hinzufügte, dem Namen Peter Bureſch Ehre mache.

Dieser aber antwortete ungeduldig: Hab' ich die Sache angefangen, werde ich sie auch ordentlich durchführen — und hab' ich einmal Waffen, so kann ich nicht anders, als Gebrauch und gehörigen Gebrauch davon machen!

Der Scheerenschleifer war mit dieser ungeduldigen Antwort zufrieden und gab seine Hoffnungen auf Peter Bureſch nicht auf, selbst als dieser nach einigem Nachdenken mit fast trauriger Miene vor sich hin sagte: Es ist doch ein eigenes Ding um die Jagd. Das Schießen auf die Menschen macht Einem nicht halb so viel Freude als ein Schuß auf das Wild des Waldes. Das kommt daher, daß man so einen Hirsch, so ein Reh, so einen Fuchs, so einen Bären aus innerstem Herzensgrunde lieb hat, und weil man's ihnen nicht sagen kann und weil sie vor Einem

fortlaufen, jagt man ihnen eine Kugel nach. Es ist immer ein Stück vom eigenen Herzen, das man mit dem Blei in die Büchse ladet, und jeder Schuß ist wie eine Liebeserklärung. Aber die Menschen? Wer liebet die Menschen? —

Aufsteigende Rauchsäulen zeigten den Wanderern das Ziel ihrer Wanderung. Der Kohlenbrenner, der in Mitte mehrerer rauchender Meiler saß, deutete auf einen unangezündeten, kunstvoll geschichteten hin. Die Raubschützen warfen die Scheite auseinander, und bald zeigte sich der edle Schatz, den sie verdeckt hielten. Prächtige, im Mondschein schimmernde Waffen glänzten ihnen entgegen.

Sie luden sie auf die drei Wagen und fuhren gegen Duschnik zurück. Die ersten zwei schickte Peter ins Dorf, mit dem dritten machte er einen langen Umweg den Berg hinauf jenseits Duschnik, an den Hämmern und Teichen vorbei, und hielt erst vor dem Hügel, der sich dort erhebt und die länglichgrüne Ebene, welche auf dieser Stelle den Wald durchschneidet, in auffallender Weise unterbricht. Siehst du, Hynek, sagte er zu dem Wilddiebe, der den Wagen lenkte, dieser kostbare Hügel war jahrelang mein sicherstes Versteck, wenn ich von dem gnädigen Herrn verfolgt war — denn dieser Hügel ist eigentlich nichts Anderes, als ein altes, verfallenes, von Erde bedecktes und grasbewachsenes Schloß. Die Bauern erzählen sich zwar, daß einmal vor Hunderten von Jahren hier ein Schloß versunken ist, und nennen den Hügel auch das alte Schloß — so klug waren sie aber nie, hier nachzusuchen, wie viel an der Geschichte wahr sei. Vielleicht haben sie Angst, denn es heißt, das Schloß habe einem ketzerischen Herrn angehört und sei versunken, da er an einem Sonntage die Bauern zum Frohnden gezwungen und die vorüberziehenden Pilger zum heiligen Berge verhöhnt habe. Dummes Zeug! das Schloß ist zusammengesunken, weil es alt war und damit ich hier ein gutes Waffenmagazin und Pulverlager errichten könne, das mir kein Hamster ausspioniren soll.

So sprechend, wälzte Peter Buresch einen gewaltigen Stein

vom Fuße des Hügels. Hynek folgte ihm durch die Höhlung, die sich aufthat, und merkte bald an den hallenden Schritten, daß er sich in einem weiten, hohen Gewölbe befand. Peter Buresch schlug Feuer und zündete einen Kienspan an, der an der Oeffnung bereit lag, und vor Hyneks Blicken zeigte sich eine schöne, hochgewölbte Stube. Die alten gothischen Zieraten an den Wänden waren von neuen, aus Hirschgeweihen, Gemshörnern, Thierfellen aller Art und ausgestopftem Gevögel bestehenden Verzierungen bedeckt. In einer Ecke standen die Pulversäcke, welche Ihre Majestät die Kaiserin aus dem Magazin des Przibramer Bergwerkes geliefert und der schwarze Tomesch abgeholt hatte. Dort legten sie die Waffen hin und schoben den Stein wieder vor die Oeffnung. Ruht, ihr schönen Büchsen, sagte Peter Buresch im Fortgehen, ruht, bis ich euch zur Auferstehung rufe — hier seid ihr sicher vergraben, und Ihrer Majestät Beamten und Spione werden euch den baierischen Geruch nicht abriechen!

Peter Buresch wußte nicht, daß Kinnich aus Obtschov kam und, um es im Dorfe nicht merken zu lassen, einen Umweg machte, und in der Nacht am alten Schlosse vorbei schlich, wo er zuerst spukende Geister zu sehen glaubte, bis er sich überzeugte, daß es Menschen waren, die von baierischen Waffen sprachen. Er schlug sich vor den Kopf und murmelte vor sich hin: Das hat heute Morgen der baierische Scheerenschleifer mit ihm gesprochen!

Sechstes Kapitel.

Die drei Tage des Waffenstillstandes waren verflossen. Die Obtschover hatten ihre Todten begraben, Liduschka saß wieder einsam in ihrer Stube, nährte eine Todtenlampe, spann und sang fromme Lieder hinter verhüllten Fenstern und geschlossenen Thüren. Obtschover und Duschniker hatten ihre Bundesgenossen zusammengezogen — auf Seite der Ersten standen die Einwohner aller jenseits der Homola auf dem Berge gelegenen Dörfer, die Wohlhabenden, die vor dem Namen Peter Buresch erschracken und glaubten zusammentreten zu müssen, um ihr Eigenthum gegen ihn und seine Gefährten, die Wilddiebe, zu beschützen. Zu den Duschnikern traten die Thalbewohner aus nachbarlicher Freundschaft und weil sie die Armen waren, also ihre Brüder in der Armuth, die Duschniker, nicht verlassen wollten. Dazu kam, daß alle Dörfer des Litawkathales gewissermaßen nur ein einziges Dorf bildeten, da sie durch die ununterbrochene Reihe von Mühlen, Eisenhämmern, Hochöfen, Schaufelschmieden und Gruberwerken, die sich längs der Litawka hinzogen, verbunden waren. Die Einwohner dieser Gewerke, arme Arbeiter, die durch die Zeitläufte und die stockenden Geschäfte von der furchtbarsten Noth gedrückt waren und nach dem Ausdrucke Peter Bureschs und des Sprüchwortes im Lande als Feuerarbeiter am verbrannten Gehirn litten, fühlten sich zu Peter Buresch, dessen Boten ihnen Beute versprachen und der als der Sohn des Alten vom Hammer und selbst als ehemaliger Feuerarbeiter zu ihrer Zunft gehörte, besonders hingezogen. Ihnen folgten wieder die mit ihnen befreundeten und in Verkehr stehenden Nagelschmiede, die weiter

oben im Hurkawalde wohnten und, weil sie meist von deutschen Einwanderern abstammten, Schwaben hießen. — So kamen die ausgesandten Boten Peter Bureschs schon nach zwei Tagen an der Spitze großer und entschlossener Haufen zurück, die mit den baierischen Büchsen bewaffnet und mit den Duschnikern vereinigt in der That eine schöne Armee bildeten. Der Alte vom Hammer, der selbst eine große Zahl herbeigeleitet hatte, freute sich beim Anblick der schönen Heersäule, die Peter Buresch gegen den Wald führte, rieb sich die Hände und raunte seinem Sohne lächelnd ins Ohr: du brauchst die Kerle nur durch einige Wochen an Blut zu gewöhnen und so tief in Verbrechen hineinzuführen, daß sie nicht mehr zurückkönnen, und du bist im Stande, in kurzer Zeit Ihrer Majestät der Kaiserin oder Seiner Kurfürstlichen Gnaden von Baiern ein Häuflein zuzuführen, das sich so schauerlich berühmt machen wird, wie die Panduren. Was hat der Trenk Anderes gethan und ist heute ein gefürchteter Kriegsheld, vor dem das Kind im Leibe der Mutter und die Pfaffen in ihren Kellern erschrecken?!

Nein, sagte Peter Buresch langsam und nachdenklich, indem er die Hand an den Bart legte und ihn streichelte — nein, mich gelüstet's nicht nach Herrendienst; auf eigene Faust will ich handeln. Arme, Hülflose, Verzweifelte will ich machen und aus diesen dann eine Armee bilden, der nichts widerstehen soll. Ich weiß, wie furchtbar der Mensch ist, wenn er nichts mehr zu verlieren hat, furchtbar, wie der Eber am Furchtbarsten ist, wenn er umstellt und angestochen ist. An der Verwirrung und am Lärmen freue ich mich, wie der Wolf am Wirbelwind und an toll aufsteigenden Staubsäulen. Dann aber kommt die Rache und die Erfüllung meines Hasses gegen Pfaffen und Herren. Meiner verzweifelten Armee will ich von ferne die Schlösser und Klöster, die Keller und Kassen zeigen, und du sollst sehen, wie schnell sie wachsen wird, wie bald selbst die Obtschover und ihre Freunde auf unserer Seite stehen werden. Darum muß mit ihnen zuerst angefangen werden; ihre Dörfer müssen verbrannt, ihre Heerden

aufgezehrt werden. Nichts will ich für mich — aber die Pfaffen und Herren müssen mir gleich werden und auch nichts haben.

Seinem Vorsatze getreu, Arme und Verzweifelte zu machen, traf Peter Buresch alle Anstalten, die Obtschover in harte Bedrängniß zu bringen, um sie zu lehren, daß seine Bundesgenossenschaft seiner Feindschaft vorzuziehen sei. Nachdem er seine Beobachtungsposten im Walde ausgestellt, um sich vor einem Ueberfall zu sichern, befahl er dem Ungarmichel, bereit zu sein, noch diesen selben Abend Obtschov zu überfallen und den Meierhof zu besetzen. Der Meierhof war von höchster Wichtigkeit. Er lag ungefähr dreihundert Schritte vom Walde am Eingange des Dorfes, auf einer kleinen Anhöhe, um die sich die Bauernhäuser im Halbkreise herumzogen. Von Mauern umgeben, bildete er eine kleine Festung und beherrschte das ganze Dorf. Die Dachlucken der Scheuern und Stallungen gaben vortreffliche Schießscharten, von wo aus man mit guten Büchsen bis an die äußersten Enden des Dorfes schießen konnte. So konnten die Obtschover immerwährend in Schach gehalten und verhindert werden, im eigenen Dorfe eine Bewegung zu machen. Die siebenzig Kühe des Meierhofes sollten heraus und nach Duschnik getrieben werden, wo sie Peter Buresch an die Bauern seiner Schaar austheilen wollte, um sie durch diese Beute auf neue lüstern zu machen. Die Wegnahme des Meierhofes war leicht zu bewerkstelligen, da man in Obtschov gewiß nicht darauf vorbereitet war und er vom Ausgang des Waldes aus, wenn man sich nur bis dahin unbemerkt näherte, laufend in einer Minute erreicht werden konnte, ehe sich die Obtschover sammelten, um ihn zu vertheidigen. Wirklich schlich sich der Ungarmichel mit fünf und zwanzig bis dreißig auserlesenen Helden durch den Wald. Sie zogen nicht in einem Haufen, sondern vertheilten sich und schlüpften einzeln von Baum zu Baum, springend, laufend, schleichend, kriechend, je nachdem es des Ortes Gelegenheit erlaubte oder gebot. Rechts und links standen die Obtschover Posten und blickten gradaus nach Duschnik zu, ohne die Einzelnen von der Schaar des

Ungarmichels zu bemerken oder bemerken zu wollen. Dem scharfen, umsichtigen Auge des Ungarmichels fiel diese, wie ihm schien, absichtliche Blindheit auf und machte ihn besorgt. Doch allein, wie er war, und getrennt von seinen Leuten, war es ihm nicht mehr möglich, sie zu sammeln und ihnen irgend eine Art von Befehl zu geben, der sie vor einer Hinterlist gerettet hätte. So rückte er denn selbst immer vorwärts, um die Seinen nicht zu verlassen. Am Ausgange des Waldes gab er das verabredete Zeichen mit der Pfeife, und bald war seine Schaar um ihn versammelt. Er bemerkte aber, daß auf dasselbe Zeichen es auch hinter seinem Rücken im Walde lebendig wurde und große Bewegung entstand. Es galt, so schnell als möglich den Meierhof zu erreichen. Der Ungarmichel selbst eilte mit Sturmschritten über den Graben, der dort den Wald umgab, über die Felder und den Steinweg voraus. Die Andern ihm nach. Kaum aber waren sie auf sichere Büchsenschußnähe vom Meierhofe gekommen, als sie von da aus mit einer vollen Flintensalve begrüßt wurden, der eine andere im Rücken folgte. Wir sind verrathen! schrieen die Dutschniker entsetzt und drängten sich um den Ungarmichel. Dieser, der klar erkannte, was den Andern der Schreck eingab, sah ein, daß er für den Augenblick seine Absicht auf den Meierhof aufgeben und nur eine Stellung gewinnen müsse, in der er sich so lange halten könne, bis das Feuern tief im Walde gehört würde und Peter Buresch den Bedrängten Hülfe schicke. Mir nach! — rief er schnell besonnen und eilte durch das Kreuzfeuer auf das dem Meierhof zunächst gelegene Bauernhaus los. Die Flintenkugeln umsausten ihn und seine Gefährten, doch wurden nur wenige verwundet, da die Obtschover im Dunkel der Nacht ihre veränderte Stellung nicht bemerkten und immer in derselben Richtung schossen, ja endlich zu feuern aufhören mußten, da sich ihre Freunde aus dem Hinterhalte im Walde in ihrer Hitze so sehr genähert hatten, daß die beiderseitigen Kugeln nur noch die Freunde bedrohten. Indessen hatte der Ungarmichel die Thüre des Bauernhauses eingerannt und stürzte mit seinen Gefährten

hinein und verrammelte schnell seine Ausgänge. Alles dieses geschah binnen weniger Minuten im Dunkel der Nacht und während die vergeblichen Schüsse der Obtschover fielen, so daß sie weder gesehen noch gehört werden konnten. Sie waren verschwunden, als hätte sie die Erde verschlungen. Die Obtschover suchten sie mit gespannten Hähnen und vorgehaltenen Büchsen rings um den Meierhof und endlich in dem Gebüsche jenseits desselben, just auf der entgegengesetzten Seite des Meierhofes, schossen einige Mal ins Gesträuch und kehrten verwundert wieder auf ihren vorigen Platz zurück.

Der Ungarmichel ließ indessen Löcher in das Strohdach seines Schlupfwinkels bohren und stellte seine Leute daran und an die niedern Fenster, die er noch zum Theile mit Bettstücken verstopfte, oder mit den Brettern der Bänke und Tische verdeckte. Nun erst, da die Obtschover sich näherten, um auch dort zu untersuchen, gab er Befehl, zu feuern und ununterbrochen damit fortzufahren, da es mehr ein Zeichen für die Freunde im Walde sein sollte, als Angriff oder Vertheidigung.

Der Mond ging hellleuchtend auf und zeigte den Duschnikern genau ihre sie umschleichenden Feinde, während sie selbst im sichern Verstecke saßen und die Kugeln unschädlich ins Dach oder in die Wände des Hauses klatschten. Mancher arme Obtschover fiel, ohne daß die Andern Rache nehmen konnten. So zogen sie sich endlich aus der Schußweite und in die andern Häuser zurück. Sie dachten wohl daran, das Haus, in welchem der Ungarmichel saß, in Brand zu stecken, ließen es aber nach langem Streiten doch sein, da es mit den andern strohbedeckten Hütten zusammenhing und beim geringsten Winde das ganze Dorf in Flammen aufgehen konnte. So verging für sie die Zeit, welche Peter Buresch mit Vortheil benutzte. Das anhaltende Feuern hatte ihn aufmerksam gemacht und ihn überzeugt, daß die Obtschover nicht, wie er es gewollt, überrascht, und der Meierhof nicht unblutig genommen worden. Schnell sammelte er die vertheilten Posten und die ihn umgebende Schaar, gab seine Befehle und eilte im

Sturmschritte vorwärts. Einen großen Theil seiner Schaar ließ er gradaus über die Obtschover herfallen, die sich bei seinem Herannahen wieder vor dem Meierhofe und im Dorfe gesammelt hatten, um sie zu beschäftigen. Er selbst stürzte sich mit einer handfesten Schaar auf das hintere Thor des Meierhofes, das in den Kuhstall führte. Bald war es erbrochen und hinter ihm und seiner Schaar wieder geschlossen. Die Kühe und Stiere wurden losgebunden und durch das andere Thor in den Hof gejagt, wo ein großer Theil der Obtschover, fast die ganze Besatzung des Meierhofs, versammelt war. Durch Messerstiche und Schläge und durch den Lärm, das ungeheure Geschrei, das die Duschniker erhoben, wüthend gemacht, stürzte die ganze Heerde auf den Hof, rannte brüllend und stoßend umher und richtete grauenvolle Verwirrung an. Ein panischer Schrecken überfiel die Besatzung, sogleich war Mann von Mann getrennt und rannte einzeln zwischen dem Vieh umher, ohne zu wissen, was zu thun, wer Freund oder Feind. Die Duschniker dagegen brachen in geschlossener Reihe aus dem Stalle, schritten mitten durch die Verwirrung auf das Thor des Hofes los und schoben die Balken und Riegel zurück. Hierher, Ungarmichel! rief Peter Bureſch mit so gewaltiger Stimme, daß sie Geschrei und Büchsenknall übertönte.

Jesus Maria! der Wilddieb ist schon drin! schrieen die Obtschover, und unschlüssig, ob sie sich gegen ihn oder gegen die Duschniker, die sie überfallen, oder gegen das vom Ungarmichel besetzte Haus wenden sollten, zwischen drei Feinde genommen, standen sie einen Augenblick zögernd da, bis sie mit Eins und instinktmäßig sich gegen das Innere des Dorfes zu ziehen begannen, um dem Netze zu entgehen, das sie schon von drei Seiten umgab. Mitten über den schmalen Raum, den ihr Rückzug zwischen ihnen und den Duschnikern ließ, stürmte der Ungarmichel, aus dem Hause brechend, gradaus hinüber auf das Thor des Meierhofes, woher ihm Peter Bureſch winkte.

Das war Hülfe in der Noth! lachte der Ungarmichel, indem

er beide Hände auf Peters Schultern legte und ihn mit derber Herzlichkeit schüttelte.

Es ist nicht Zeit zum Plaudern, antwortete Peter Buresch und fügte hinzu: Jetzt schnell das Vieh hinausgetrieben und zurück in den Wald!

Eilig umstellten die Duschniker das herumirrende, brüllende Vieh und jagten es mit Kolbenstößen und Schlägen hinaus — mit ihm und von ihm gedeckt schlüpften auch die letzten Obtschover, denen es in der Verwirrung nicht gelungen war, zu entkommen, aus dem Hofe.

Da erscholl in den Reihen der Obtschover der Freudenruf: Die Lihaer kommen, die Doler kommen! und sie sammelten sich aufs Neue, um wieder einen Angriff zu versuchen.

Es war zu spät.

Vorwärts! rief Peter Buresch, und schon eilte der ganze Zug der Duschniker dem Walde zu, die dumpf und traurig brüllenden Thiere vor sich her jagend. In wenigen Minuten verhallte der Ruf der Treiber, das Brüllen der Thiere, die Glocken der Stiere, das Siegesjauchzen der Duschniker im Dunkel des Waldes. —

Der Ungarmichel, dessen Schaar bis auf hundert Köpfe angewachsen war, da sich nicht alle, die mit Peter Buresch eindrangen, wieder herausretten konnten, ließ die Thore des Meierhofes verrammeln, vertheilte die Posten auf die Punkte, von denen aus man die ganze Umgegend beobachten konnte, und war, als die Doler und Lihaer wirklich ankamen, in voller Sicherheit. Die Besatzung schlug eine laute Lache auf, die siegesberauschten Bursche faßten sich an den Armen und begannen im Hofe umherzutanzen, während draußen im Dorfe Flüche und Verwünschungen erschollen.

Die Obtschover und ihre Bundesgenossen überzeugten sich bald, daß sie sich nicht auf zwei hundert Schritte dem Meierhofe nähern konnten, ohne von wohlgezielten Schüssen empfangen zu werden, zogen sich in die Häuser zurück, und der alte Mika, der Bauernadvokat, versammelte die Weisesten des Dorfes um sich, um Rath zu halten.

Der Zug der Duschniker verzögerte sich etwas. Die Heerde, die sie trieben, war schwer zusammen zu halten. Wild gemacht durch den Lärm der Kämpfer und das Siegesjauchzen der Treiber, liefen sie oft auseinander und konnten im Walde nur mit Mühe wieder gesammelt werden. Einzelne Obtschover, die es wagten, die Sieger zu verfolgen, und hie und da einzelne Schüsse abfeuerten, reizten zur Verfolgung, und die Schaar zerstreute sich oft, trotz des grimmigsten Zornes Peters, der verbot, auf die Plänkler zu achten. Erst mit Sonnenaufgang kam der sieges- und beutereiche Zug in Duschnik an.

Da begann nun ein lustiges Leben.

Die Weiber und Kinder kamen aus den Häusern hervor. Es wurde erzählt, gelacht, gesungen. Die Kühe, wohlgenährt wie alle herrschaftlichen Heerden (denn der Meierhof gehörte der Herrschaft), wurden geschätzt und bewundert. Peter Bureš ging an die Beutevertheilung. Die Aermsten unter den Duschnikern und ihren Bundesgenossen wurden zuerst und am Besten bedacht. Die Stiere wurden bekränzt und im Dorfe herumgeführt. Kleine Knaben schwangen sich auf ihre Rücken und sangen Lieder und ließen Peter Bureš hoch leben. Die Stiere waren Gemeindeeigenthum geworden und in einem großen offenen Stalle untergebracht, wo sie den bewundernden Blicken der Jugend preisgegeben waren. Von allen Seiten brachte man duftendes Heu herbei, sie würdig zu speisen, und die Thiere schienen sich bald heimisch zu fühlen bei ihren neuen, gastlichen Wirthen. Großer Jubel herrschte überall — der Ruhm Peter Bureš's scholl von allen Lippen; sein Muth, seine Besonnenheit, sein schneller Entschluß wurden von Allen gerühmt. Das Grauen, das man vor dem Wilddieb, dem Heiden, dem Zigeuner hatte, war gänzlich verschwunden. Man hoffte, durch ihn reich zu werden, man begann, sich in die Ohren zu raunen, daß er wohl auch im Stande wäre, von der Herrschaft und den Beamten zu befreien, die Steuern abzuschaffen und aus den Bauern freie Leute zu machen — und man beeilte sich, seinen Befehlen aufs Pünktlichste zu

gehorchen, denn jede seiner Thaten führte ja dem Ziele näher, das man sich halb unbewußt zu stecken anfing.

Ei was, der Wald! sagte man — was liegt am Ende auch am Wald — er kann den Wurm bekommen, und wir sind doch alle Bettler. Es geht jetzt um was mehr. Frei müssen wir werden von Robotten und Steuern, die Herren und Beamten sollen uns nicht mehr aussaugen bis aufs Blut — die Schätze, die in Schlössern und Klöstern aufgehäuft liegen, und die unser versilberter Schweiß, unser vergoldetes Blut sind, sollen wieder in unsere Hände kommen, denen sie von Gott und Rechtswegen angehören! — Man lächelte über die Gespensterfurcht, die man beim Namen Peter Bureschs empfunden. Was hat er gethan? — fragte man sich — er hat das Wild des Waldes geschossen, das frei ist und Jedermann angehört und die Saaten der Bauern zerstört. Wer sagt, daß es dem gnädigen Herrn eigenthümlich ist? Hat der Herr unser Gott dem Hirsche das Wappenbild unseres gnädigen Herrn auf den Hintern gedrückt? Tödtet die Kugel aus der Bauernflinte nicht eben so gut, wie aus der Büchse des herrschaftlichen Oberförsters?

So raisonnirten die Bauern.

Es ist wahr, sie wären nur langsam oder vielleicht gar nicht auf solche Gedanken gekommen, wenn nicht der Alte vom Hammer im rechten Momente oft hätte ein Wörtchen fallen lassen, das ihnen zeigte, welchen Weg ihre Gedanken zu gehen hatten — und wie zaudernd und stolpernd sie noch auf diesem Wege wandelten, wie klar oder unklar ihnen noch diese ungewohnten Gefühle waren, darin waren sie mehr oder weniger entschlossen und übereinstimmend, Peter Buresch zu gehorchen und ihm durch Dick und Dünn zu folgen.

Sie horchten darum sehr aufmerksam, als der lange Tomesch, nachdem sich die erste freudige Aufregung gelegt hatte, durchs Dorf ging, von einem Trommler begleitet, alle hundert Schritte stehen blieb und von einem groben Stück Papier mit lauter Stimme Folgendes ablas:

„Im Namen Peter Bureschs, des Raubschützen und Anführers der Duschniker und ihrer lieben Freunde und Bundesgenossen! Männer von Duschnik! Freunde und Bundesgenossen der unterdrückten und beraubten Männer von Duschnik! Es ist ein Verräther in unserer Mitte. Unser gestriger Plan auf Obtschov war verrathen — die Hinterlist und die getroffenen Vorsichtsmaßregeln unserer Feinde haben es klar gezeigt.

„So wird euch hiermit zu kund und zu wissen gethan, der Verräther in unserer Mitte ist zum Tode verurtheilt. Jeglicher forsche nach dem Verräther seiner Heimat und seiner Brüder, auf daß das Urtheil an ihm vollstreckt werden könne, vermittelst des Strickes am nächsten Baume. — Auf daß aber in Zukunft jeder Böswillige und Feindliche von dergleichen Schandthat abgeschreckt und jede Art Verrath verhütet werde, verkündige ich als Kriegsartikel, geltend von heute, Folgendes:

1) „Jeder, der dem Feinde Plane und Vorbereitungen, in welcher Absicht immer, mittheilt, wird ohne Gnade gehängt.

2) Jeder, der ohne Befehl oder Erlaubniß sich zum Feinde begibt oder mit Einem aus der Reihe unserer Feinde mündliches oder schriftliches Wort wechselt, wird gehängt.

3) Jeder aus den Reihen unserer Feinde, der diesseits des Waldes mit oder ohne Waffen ergriffen wird, wird nach Umständen erschossen oder gehängt.

4) Nur ich, der Anführer, habe das Recht, zu begnadigen."

Hierauf wurde das Blatt an den großen Kastanienbaum mitten im Dorfe angeschlagen. Die Bauern standen davor und ließen es sich noch einigemal vorlesen, bis sie sich an das so oft vorkommende „Hängen" gewöhnten, vor dem sie Anfangs sehr erschraken. Der lange Tomesch aber wurde mit einer Abschrift der Kriegsartikel, die ebenso wie die erste der jüdische Lehrer besorgte, ohne Waffen nach Obtschov geschickt, um sie, wie Peter Buresch es wollte, auch dem Feinde bekannt zu machen, daß er sich darnach halten könne.

Während in Duschnik so große Aufregung herrschte, war in

Obtschon Alles todtenstille. Der Ungarmichel hielt vom Meierhofe aus so gute Wache, daß sich im Dorfe nichts zu regen wagte, von den Schießscharten flogen die Kugeln in die entferntesten Gäßchen, und die Bewohner konnten nur außerhalb des Dorfes durch die Gärten und Hinterthüren zu einander gelangen. Durch sein Haus gedeckt, im Garten an einem langen Tische saß der alte Mika und schrieb, neben ihm der Kantor des Dorfes, der die Blätter kopirte, welche ihm der Richter vorlegte. Gegenüber saßen die Bauern, welche von Mika in den Rath gezogen waren, und sahen stumm und verwundert zu, mit welcher Leichtigkeit und Behendigkeit seine Feder übers Papier hinflog und wie zierlich er die großen Anfangsbuchstaben hinzuzeichnen und auszuschmücken verstand. Endlich war er fertig, stopfte die Tintenflasche zu, legte die Feder darauf und nahm mit Gravität die Brille ab. Das wäre nun gethan, sagte er, indem er selbstgefällig auf die beschriebenen Blätter blickte — alle Dörfer der Umgegend sind in würdigen und kräftigen Ausdrücken eingeladen, uns beizustehen und die gestörte Ordnung in unserer Gegend wieder herzustellen. Aber damit ist noch nicht Alles gethan. Wir sind nicht dazu da, uns mit Raubgesindel und Wilddieben herumzubalgen, auch steht es guten Unterthanen schlecht an, sich selbst mit bewaffneter Hand Recht zu verschaffen. Wir müssen die Hülfe unserer Regierung erbitten, und so habe ich denn beschlossen, und ihr werdet nichts dagegen einzuwenden haben, nach Prag einen ausführlichen Bericht zu liefern über den Stand der Dinge und der hohen Landesregierung anzuzeigen, daß mit baierischen Waffen gegen uns gekämpft wird, daß es sich ganz und gar nicht um den Wald handle, sondern daß die ganze Geschichte ein Landesverrath und vom Auslande angezettelt worden sei, um Unruhen im Lande und hinter dem Rücken der kaiserlichen Armee zu erregen. Und so bin ich gewiß, daß wir uns bald der Hülfe unserer allergnädigsten Kaiserin und ihrer besonderen Gnade zu erfreuen haben werden.

Die Bauern schwiegen und nickten theilweise mit dem Kopfe.

Der Bauernadvokat griff wieder zur Feder und legte einen großen Bogen Papier zurecht, auf welchem er die Eingabe aufzusetzen sich bereit machte.

Da sprang sein Sohn Zdenko, der einzige, der ihm geblieben, nachdem sein ältester im ersten Kampfe bei den Fuchshöhlen gefallen war, plötzlich von seinem Sitze unter den Bäumen auf, eilte auf den Tisch zu und rief mit fast zorniger Stimme seinem Vater entgegen: Nein, das will ich nicht! das darf man nicht! das ist schlecht!

Was ist dir? — fragte der Vater erstaunt über die Aufregung des fast knabenhaften Jünglings, der sonst so schweigsam und sanft zu sein pflegte — was ist dir? was hast du dagegen? —

Zdenko, der von seinem Vater nicht das Rednertalent geerbt hatte und es nicht so verstand wie dieser, seine Gedanken in langen und ausführlichen Worten auszudrücken, antwortete nur in abgebrochenen Sätzen, die er mit heftigen Handbewegungen begleitete: Nein, rief er, so geht es nicht. Wir sind Bauern. Wir sind Bauern auf beiden Seiten, gemeine Leute, und wir müssen unsere Sache unter uns ausmachen. Und es nach Prag zu schreiben an die Beamten, was hier vorgeht, das gefällt mir nicht. Nein, bei Gott, das gefällt mir nicht, das will ich nicht. Da hat vorigen Sommer der Lhoter Michel den Obtschover Juden angezeigt, daß er in Salz handelte, und da haben alle Leute gesagt, daß das schlecht war, und es war doch ein Jud. — Denn die Beamten und Herren sind unser aller Feinde, und ich will das nicht, daß wir die Duschniker anzeigen, denn sie sind gemeine Leute wie wir, und die Andern sind unsere Feinde und ihre Feinde.

Es ist was Wahres daran — sagte der Kantor mit schüchterner Stimme vor sich hin — es ist nicht gut, wenn der Bauer gegen den Bauer hetzt und gar die Herrschaft.

Und sie sind unser aller Feinde — das ist auch wahr! murmelten die andern Bauern.

Aber das ist doch ein anderer Fall, als es mit dem Salzhandel und mit dem Juden war — sagte der Richter, sich vertheidigend, da er sah, daß er allein blieb mit seiner Meinung — und das ist doch unsere rechtmäßige Herrschaft, und der Baier ist unser Feind, und der Peter Buresch hält's mit dem Baier.

Baier oder Kaiserin! rief Zdenko Mika, das ist mir gleichgültig, davon versteh' ich nichts. Ich weiß nur, daß ich mich mit den Duschnikern balgen will, so lang es geht — ruft ihr aber die Soldaten her, so schwör' ich euch, Vater, ich vergess' es, daß mir die Duschniker den Bruder erschossen haben, und lauf' hinüber zu ihnen und schieß' mit ihnen auf eure kaiserlichen Soldaten.

Der Zdenko hat recht — murmelte ein alter Bauer. — Der Zdenko ist ein braver Junge, fügte der Kantor hinzu. — Wir haben nie viel gewonnen, wenn sich die Herren in unsere Geschichten gemischt haben — sagte ein Dritter. — Und wir lassen es lieber sein — riefen die Meisten mit Nachdruck, und der alte Mika, der besorgt seinen Sohn ansah, wohl wissend, daß er ausführe, was er einmal mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen, und sich erinnernd, daß es nur noch sein letzter Sohn und Erbe sei — der alte Mika wurde weich, schob das Papier bei Seite und sagte halblaut: Nun, so sollt ihr Recht behalten!

Er wollte noch Manches hinzufügen, um durch eine lange Rede den üblen Eindruck seines Vorschlags zu verwischen und um den Sohn zu versöhnen, der düster blickend dastand und von Zeit zu Zeit murrend Worte der Unzufriedenheit hervorstieß — aber er wurde gleich im Anfange seiner Rede gestört.

Der lange Tomesch nämlich, der im Hause stand und das ganze Gespräch belauscht hatte, trat plötzlich hervor, vielleicht in der boshaften Absicht, dem alten Mika seine Vertheidigungsrede abzuschneiden. Bei seinem Anblick sprangen die Bauern auf, denn sie glaubten sich überfallen, und Zdenko Mika griff nach der Büchse, die im Grase lag. Aber der Lange that, als ob er es nicht bemerkte, ebenso that er, als ob er nichts gehört hätte und eben erst ins Haus getreten wäre. Er ging ruhig und kalt

auf den Richter los und sprach: Einen schönen Gruß von meinem Herrn und Meister Peter Bureſch. Hier schickt er euch seine Kriegsartikel, damit ihr euch darnach halten könnt.

Will er uns schon Gesetze geben? fragte höhnisch lächelnd der Richter.

Es ist nicht von Gesetzen die Rede — antwortete Tomeſch — sondern bloß davon, daß er euch eine Warnung zukommen läßt, und wie er es gehalten wissen will. Das ist schön von ihm und ehrlich, und wenn ihr Dergleichen aufsetzt, wäre es nur billig, daß ihr es auch uns zukommen lasset.

Der Wilddieb will mich lehren, was Recht ist! — murmelte der Bauernadvokat, indem er Peter Bureſchs Artikel las.

Tomeſch achtete nicht auf den Hohn. Gott befohlen — rief er und ging wieder, wie er gekommen war, fort durchs Haus, hinaus auf den öden stillen Dorfplatz. Er kehrte noch beim Ungarmichel im Meierhofe ein, überzeugte sich vom Wohlbefinden seiner Waffenbrüder, die mitten im Hofe um ein großes Feuer herumlagerten und das vorgefundene Geflügel, Gänse, Hühner, Truthühner in köstliche Braten umwandelten, nahm ein gutes Mahl zu sich und kehrte mit Grüßen beladen und einigen gebratenen Hühnern in der Tasche erst spät am Abend gegen Duschnik zurück.

Der Bauernadvokat aber, da er mit seinem Vorschlage, die kaiserlichen Waffen zu Hülfe zu rufen, durchgefallen war, beschloß, noch diesen Abend einen Streich auszuführen und sich der lästigen Gäste im Meierhofe zu entledigen, kost' es, was es koste. Sie mit gewaffneter Hand herauszutreiben, hatte er aufgegeben; auch würde das wieder die andern Duschniker herbeirufen und viel Blut kosten. Er beschloß also, sie aus ihrer Festung herauszulocken, und sollte es auch auf die grausamste Weise geschehen. Wo aber den Mann hernehmen, den beabsichtigten Streich auszuführen, welcher nun doppelt gefährlich war, nachdem Peter Bureſch seine Kriegsartikel mitgetheilt hatte? Das beschäftigte den alten Mika den Rest des Tages — aber er wußte sich auch hier zu helfen.

Siebentes Kapitel.

Der Abend nach diesem Tage, der ohne Kampf vorüberging, war wild und stürmisch. Wie oft in diesen Gegenden, blies ein heftiger Westwind aus den Schluchten des schwarzen Treboschna und trieb die Rauchsäulen, die aus den Eisenhütten und Hochöfen aufstiegen, zu dichten Wolken geballt, über das ganze Litawkathal hin. Den Wald durchsausten kalte Luftzüge, wie sie dort auch im Hochsommer nicht selten sind, und krachend fiel da und dort ein morscher Zweig von den Bäumen. Trotzdem war er stark besetzt — auf allen Punkten lagerten dort um Wachtfeuer dichte Haufen, auf allen Höhen standen Posten, die gegen Obtschov hinblickten, und um ganz Duschnik zog sich eine Kette von Schildwachen. Peter Bureſch wußte, daß er einen Verräther in seinen Reihen hatte, und war vorsichtig geworden. Sein Vater, der Alte vom Hammer, ging von Posten zu Posten, um nachzusehen, ob die Befehle seines Sohnes pünktlich befolgt würden, erzählte kurze Geschichten, machte Scherze und suchte die über das schlechte Wetter Verdrießlichen aufzumuntern. Wenn sich Einer oder der Andere beklagte, sagte er nur: Ja, ja, es ist ein Wetter, als ob sich Jemand erhenkte oder als ob Jemand gehenkt werden sollte! Er spielte damit auf den Aberglauben in jenen Gegenden an, welcher besagt, daß sich bei solchem Ereignisse ein mächtiger Wind erhebe, und meinte, es sei Ursache mehr zur Wachsamkeit vorhanden, da der Wind es möglicherweise auf einen Obtschover Spion abgesehen haben könnte. Der Alte vom Hammer glaubte wachsam sein und die Pflichten des Führers übernehmen zu müssen, während sein Sohn von den Anstrengungen der letzten Tage ausruhte.

Peter Bureſch, nachdem er die Wachen vertheilt und ſeine Befehle gegeben hatte, war verſchwunden. — Lunetta war ſeit vier Tagen in das alte Schloß gebannt, denn Peter Bureſch wollte nicht, daß ſie viel an ſeiner Seite geſehen werde, um ſich ihrer deſto ſicherer bedienen zu können. In der verfallenen Stube des verſunkenen Schloſſes lag ſie, den Befehlen ihres Herrn ſklaviſch treu, die langen Tage und Nächte hindurch wie eine Gefangene. Jetzt hatte Peter Bureſch ſein Haupt auf ihre Bruſt gelegt und ſchlief den tiefen Schlaf kräftiger Waldnaturen. Lunetta wußte es, wie er zu ſchlafen liebte. Unbeweglich lag ſie auf dem Hirſchfelle da, die Hand auf ſein dunkles, dickes Haar gelegt, und ſang mit gedämpfter Stimme eines der Zigeunerlieder, die ihr Herr und Meiſter ſo ſehr liebte. Es glich dem Murmeln einer Quelle, das zu wollüſtigen Träumen ladet, und verſchwamm traumhaft mit dem tiefen Athmen des Schlafenden, mit dem Kniſtern des brennenden Kienſpanes an der Wand, der zitterndes Dämmerlicht und Schatten auf die alte Stube und ihre neuen Verzierungen warf, zu einer aus Tönen, Hauchen, Lichtern und Schatten gewebten Melodie. In einer Stunde wollte er von der Zigeunerin wieder geweckt ſein, um die Runde zu machen.

Es that Noth, denn das Dorf war nicht ſo gut bewacht, als Peter Bureſch glauben mochte.

Schon eine Stunde, nachdem die Sonne hinter dem Treboſchna verſunken war, ſchwang ſich eine leichte Geſtalt über eine der äußerſten Gartenhecken des Dorfes, hinein in den Garten, der einſt dem alten Richter gehörte und an das Haus ſtieß, in welchem jetzt Liduſchka ein einſames, durch Schloß und Riegel von aller Welt getrenntes Trauerleben führte. Die Geſtalt ſprang leicht wie ein Hirſch von einem Baumſchatten in den andern, hinüber über die weißen Flächen, die der Mond beleuchtete — ruhte immer Augenblicke und wartete, bis der Wind die Zweige der Bäume ſchüttelte, und ſprang unter dem Schutze des Geräuſches immer weiter, immer weiter, immer den Kopf rückwärts gewendet und die Wache beobachtend, die draußen auf dem Felde auf und ab

ging. Endlich stand sie an der Hinterthüre des Hauses und pochte. Es war Todtenstille im Hause. Das Rauschen des Windes war so gewaltig, daß das Pochen von der pochenden Gestalt selbst kaum gehört wurde. So näherte sie sich endlich dem Fensterladen, der in den Garten ging, faßte ihn mit beiden Händen, riß ihn in demselben Momente, da der Wind ein Scheunenthor donnernd zuschlug, gewaltig aus beiden Angeln und warf ihn auf den Boden. Liduschka, die hinter dem Laden schlief, erwachte und rief, indem sie erschrocken die Bettdecke über die Brust hinauf zog: Wer ist draußen? Wer pocht ans Fenster? —

Ich bin es, Zdenko, dein Bruder — öffne mir die Thüre leise und ohne Geräusch, sonst bin ich verloren.

Zdenko, mein goldenes Brüderchen — lispelte Liduschka halb erschrocken, halb erfreut — sprang mit gleichen Füßen aus dem Bette, warf ein kleines Tuch um den Hals und öffnete leise die Thüre.

Gottlob! sagte Zdenko, ich bin in Sicherheit. Das war ein saures Stück Arbeit, sich durch all die Wachen durchzuschleichen — lieber prügle ich mich mit zwanzig solcher Kerle.

Und warum hast du dich in die Gefahr begeben? fragte Liduschka, indem sie beide Arme um seinen Hals schlang und ihn küßte. — Nur um mich zu besuchen, du theures, goldenes Brüderchen? Und ist es da draußen schon so weit gekommen, daß ein Bruder sein Schwesterchen nur in dunkler Nacht besuchen darf?

Es ist jetzt nicht Zeit zu Besuchen, mein goldenes, mein seidenes Schwesterchen, — sagte Zdenko, indem er ihr goldenes Haar streichelte und ihre Liebkosungen erwiederte. — Man darf sich jetzt keine Freuden machen und kein Vergnügen gönnen — die Zeit, da ich dich jeden Sonntag besuchte, um mit dir durch die Felder zu schlendern, die Zeit ist hin, und es ist viel trauriger geworden.

Stille, stille, seufzte Liduschka, ich will nichts wissen von Allem, was draußen vorgeht — ich habe Angst vor jeder Neuigkeit,

und wenn du mir eine bringen willst, so sprich sie lieber nicht aus und gehe wieder, wie du gekommen bist.

Nein, sagte Zdenko, ich komme, dich zu holen. Du mußt heute fort mit mir nach Obtschov, und morgen wirst du weiter wandern von Obtschov nach Knina zur Base, denn du bist nicht geschaffen, du zarte Seele, all das Traurige mit anzusehen, das da draußen vorgeht und noch vorgehen wird.

Zdenko, antwortete Liduschka mit trauriger, doch fester Stimme — du weißt, was ich euch nach dem Tode des alten Richters und was ich dir nach dem Begräbniß unseres Bruders geantwortet habe. Ich gehe nicht fort von Duschnik — hier ist das Haus meines Mannes, hier muß ich bleiben. Ich muß es bewachen und sein Eigenthum pflegen und schützen als gute Hausfrau, daß er es in Ordnung finde, wenn er wieder heimkehrt. Ich bin eine Duschnikerin geworden und bin keine Obtschoverin mehr. Ich weiß nicht, wer von Beiden Unrecht hat, und mische mich nicht darein, ich sperre mich ein, um nichts davon reden zu hören, und nicht zu hören, wie sie auf den Vater schimpfen. So lassen sie mich auch in Ruh und haben mich ganz vergessen in meiner Stube. Zdenko, ich gehe nicht fort von Duschnik.

Zdenko stand schweigend und düster da. Er löste sich los aus der Umhalsung seiner Schwester, knirschte mit den Zähnen und sagte endlich dumpf vor sich hin:

Duschnik? — von jetzt in zwei Stunden gibt es kein Duschnik mehr!

Jesus Maria, was habt ihr vor? schrie Liduschka, alle Vorsicht vergessend, und warf sich, von einer schauerlichen Vorstellung überwunden, auf die Kniee und faltete die Hände gegen Zdenko, als wollte sie ihn um Gnade bitten für ihre neue Heimat.

Mein Wille war nicht dabei, sagte Zdenko, ohne Liduschka anzusehen — aber der Vater —

Der Vater, ach, der Vater! jammerte Liduschka, und in ihrem Tone lag ein schwerer Vorwurf, dem sie nicht Worte zu geben wagte.

Der Vater will es, fuhr Zdenko fort, und bald wird ganz Duschnik in Flammen stehen, um die Duschniker, die in Obtschov liegen, zurück zu locken.

Liduschka wand sich schluchzend und weinend am Boden. Sie wollte helfen, sie wollte das Ungeheure verhindern und wußte nicht, wie — sie dachte daran, sich und ihren Bruder zu verrathen, zu schreien, Hülfe zu rufen, die Bewohner zu versammeln und sie zu warnen, und hatte doch wieder nicht den Muth dazu. Wie sollte sie ihren liebsten Bruder dem Tode preisgeben, der eben mit Gefahr seines Lebens zu ihr kam, um sie zu retten? Sie wühlte verzweifelnd in ihren Haaren, betete, beschwor Zdenko, bis sie kraftlos und tief athmend, ermüdet und ruhig zu seinen Füßen lag.

So komm! sagte endlich Zdenko mit weicher, bittender Stimme, nachdem er sie lange mit thränendem Auge angesehen und sie jetzt vom Boden aufzuheben suchte.

Nein! schrie Liduschka und sprang plötzlich vom Boden auf und ballte die Faust gegen ihren Bruder — nein, ich gehe nicht! Mordet, stehlet, brennet! ich gehe nicht! Ich bleibe im Hause meines Mannes, ich gehe mit seiner Heimat zu Grunde!

Es ist gut! sagte Zdenko ruhig — glaubst du, ich werde dich allein lassen in solcher Gefahr? Ich bleibe bei dir. Aber sie werden kommen und werden mich für den Brandstifter halten, oder auch nicht — auf jeden Fall werden sie mich hängen.

Ein schrilles „Ach" entfuhr der Brust der armen, geängstigten Schwester — sie war nicht fähig, ihm anders zu antworten. Krampfhaft faßte sie ihn am Arme und zerrte ihn gegen die Thüre. Geh — ächzte sie nur noch — geh, rette dich!

Und wenn ich auch geh' — sagte Zdenko — glaubst du, daß ich mich so leicht wieder durch die Wachen durchschleiche? Sie erwischen mich und werden mich für den Spion halten, auf den sie lauern, und werden mich hängen nach den Kriegsartikeln, die der Peter Buresch erst heute Morgen verkündigt hat. Wenn du aber mit mir gehst und sie uns erwischen, werden sie

glauben, daß ich nur gekommen bin, um dich zu holen, und ich komme vielleicht durch.

Das arme, gefolterte Weib schwieg. Endlich raffte sie sich auf, küßte die Schwelle ihrer Stube und zog Zdenko mit sich hinaus in den Garten. Er faßte sie in seine Arme, hob sie in die Höhe, und unter dem Schutze des Baumschattens und des Windgeräusches kam er mit seiner Last bis an die Hecke des Gartens. Vorsorglich hatte er schon bei seiner Ankunft das Gebüsch auseinander gebogen und hob nun Liduschka hinüber, vorsichtig, daß nicht ihre nackten Füße oder ihr kaum verhüllter Leib von den Dornen geritzt werde, denn in der Angst war sie so mit ihrem Bruder aus dem Hause gegangen, im Hemde und leichten Röckchen, ein kleines Tuch um den Hals geworfen. Er legte sie hinüber ins Gras und drückte ihr die Hand auf den Mund zum Zeichen, daß sie stille sein solle, und kroch dann durch das Gebüsch ihr nach. Die Wache näherte sich eben. Zdenko legte sich vor seine Schwester hin, um sie in ihrem leichten weißen Gewand, das verrätherisch durch die Nacht leuchtete, durch seine dunkle Gestalt zu decken. Liduschka lag athemlos da, aber Zdenko hörte und fühlte ihr Herz an seinem eigenen pochen. Die Wache kehrte wieder um. Zdenko und Liduschka erhoben sich schnell und eilten im Schatten des Gebüsches hin, auf den Hohlweg zu, der aus dem Dorfe gegen die Hämmer führte. Aber der Schatten, den das Gebüsch warf, war nur schmal — sie mußten sich zu nahe daran drängen, die dornigen Zweige blieben in ihren Kleidern hängen, und als sie sich losrissen, schlugen sie rauschend und zischend zusammen. Zdenko warf sich in dem Augenblicke ins Gebüsch, denn er fühlte, daß sie durch den Lärm verrathen waren. Wirklich schrie die Wache schon ihr: „Wer da" und eilte auf das Gebüsch los.

Das ist Pepik Picard's Stimme — sagte Liduschka leise.

Geh hin und sprich mit ihm — lispelte Zdenko.

Liduschka, obwohl am ganzen Leibe zitternd, faßte sich schnell, ging der Wache entgegen und stellte sich ihr in den Weg,

um ihr die Aussicht aufs Gebüsch zu nehmen. Guten Abend, Pepik Picard! sagte sie freundlich.

Bist du es, Liduschka? rief Pepik Picard überrascht. Wie gut, daß ich nicht geschossen habe, die Leute hätten dann gesagt, es sei aus Rache geschehen. Aber wer war denn noch mit dir dort an der Hecke? die Zweige haben sich noch hinter dir bewegt.

Es wird wohl mein weißes Huhn gewesen sein — antwortete Liduschka ruhig — du weißt, das treue Thier folgt mir überall nach wie ein Hund — Tag und Nacht. Die Thiere sind so dankbar — ich habe es aus den Klauen des Geiers gerettet. Wie ich einmal des Morgens das Fenster öffne, sehe ich, wie ein gewaltiger, schwarzer Vogel das arme Ding in die Luft tragen will, ich mache, als ob ich losschieße — Puff — und das Ungeheuer läßt das arme Ding wieder fallen. Seit damals folgt es mir so treu überall hin, und die Nani, deine Muhme, der es eigentlich gehörte, hat mir es auch geschenkt, und ich will es gewiß auch gut pflegen und nähren, und wenn es Eier gibt, will ich sie mit der Nani theilen.

Ich kenne die Geschichte, du gutes Weib — aber wie schlecht siehst du aus, und du zitterst ja, als ob du zu Tode erschrocken wärst. Du mußt die Dummheit vergessen, daß ich dir einmal Rache geschworen habe, weil du mir einen Korb gegeben hast und des alten Richters seinen Sohn geheirathet hast. Ich nehm's nicht so genau mit dem Racheschwören wie der Peter Buresch, und du mußt dich nicht vor mir fürchten. — Siehst du, das thut mir weh, daß du so vor mir erschrocken bist. — Aber gut wärs doch gewesen, wenn du mich geheirathet hättest — jetzt bist du so allein in so böser Zeit, und an mir hättest du einen Mann, der dich schützen könnte, und der es sehr gerne thäte, weiß Gott.

Gott wollte es so — sagte Liduschka, die ihn gerne plaudern ließ, um Zdenko indessen Zeit zu lassen, den Hohlweg zu erreichen.

Gott und du — sagte Pepik Picard schmerzlich lächelnd

und sah traurig auf seine Büchse hinab, die er wie einen Stock in der Hand hielt. Dann wieder Liduschka mit zärtlichen Blicken anschauend, fuhr er fort: Aber wie blaß und traurig siehst du aus. Du hast auch geweint, und deine schönen goldenen Haare sind ganz zerzaust. Man sagt, daß du dir unsere Händel mit den Obtschovern so sehr zu Herzen nimmst und dich in deine Stube einsperrst, um nichts zu hören von Dem, was zwischen uns vorgeht. Siehst du, das macht dich so blaß — Du solltest doch manchmal zu uns herauskommen, da hätte unser Einer doch eine frohe Stunde, und die Luft thäte dir gut und würde dir die blassen Wangen wieder etwas röther machen.

Darum gehe ich auch jetzt ein wenig in die Felder — antwortete Liduschka lächelnd und gerührt von den zärtlichen Worten ihres ehemaligen Freiers.

Und ich lasse dich ungehindert gehen, trotzdem ich den strengsten Befehl habe, keine Seele passiren zu lassen. Aber, fügte Pepik Picard schüchtern hinzu — es ist so langweilig, hier Wache zu stehen — möchtest du nicht ein wenig bei mir bleiben, daß ich die Zeit verplaudern könnte? —

Das würde sich wohl nicht schicken, so allein mit dir in der Nacht auf der Wache zu stehen, lächelte Liduschka.

Du hast Recht — also Gott befohlen! — rief Pepik Picard.

Gute Nacht! — und Liduschka huschte das Gebüsch entlang und in den Hohlweg hinab, wo sie Zdenko erwartete. Schweigend schlichen sie sich fort an den Erdwänden hin bis an die Litawka — dort faßte Zdenko seine Schwester in die Arme und trug sie über den Bach. Aber jenseits der Litawka war noch ein Mühlbach zu passiren. Ueber den Steg, lispelte Zdenko, dürfen wir nicht — der führt zu hart am Hammer vorbei, und wir könnten dort leicht vom alten Buresch bemerkt werden. Wir müssen hier über den Bach springen und über den Hügel zu den Teichen hinab, wo wir unter dem Schutze des hohen Schilfes leichter fortkommen und das alte Schloß erreichen können. Auf dem Hügel befindet sich zwar auch eine Wache, aber es ist der

Wlach, und der hat Furcht vor dem Wassermann im Teich und steckt den Kopf zwischen die Beine und wagt es nicht aufzusehen. An dem werden wir leicht vorüberkommen, und wenn er sich regt, brauchen wir ihm nur etwas Furcht zu machen.

Mit diesen Worten hob Zdenko seine Schwester wieder vom Boden auf und sprang mit ihr über den Mühlbach. Dann klommen die beiden Flüchtlinge den Hügel hinauf. Wie ein todtes Auge glotzte ihnen durch die Nacht der Teich entgegen, von dem es heißt, daß er einen bösen Wassermann beherberge, der oft hervorkomme und einsame Wanderer vom trockenen Lande hole und in seine Wasserhöhle hinabziehe. Es ist einer der gefürchtetsten, aber auch in der That schauerlichsten und einsamsten Punkte in der Gegend. Doch achteten die beiden Flüchtlinge weniger auf ihn als auf den langen Wlach, der wirklich so dasaß, wie es Zdenko beschrieb, zusammengekauert, den Kopf zwischen den Beinen, die Zipfelmütze in den Händen, welche er krampfhaft um beide Kniee klammerte, während er mit klappernden Zähnen Gebete murmelte und sich am Wenigsten um seine Flinte kümmerte, die neben ihm im Grase lag. Als er die Schritte Zdenko's und seiner Schwester hörte, rief er, ohne seinen Kopf zu erheben oder auf irgend eine Weise seine Stellung zu verändern: „Wer da? — wer naht?! Alle guten Geister loben ihren Herrn und Meister! Bist du einer von den Bösen, so hebe dich fort, du hast keine Kraft über mich, ich habe erst zu Ostern gebeichtet und kommunizirt. Gegrüßt seist du Maria, du Gnadenvolle, du Gesegnete unter den Weibern! — Vater unser, der du bist im Himmel! — Heiliger Johann von Nepomuk, bitt für uns!" —

Die beiden Flüchtlinge lächelten einander an, indem sie am langen Wlach vorüberschlüpften — Zdenko konnte nicht umhin, sich einen Spaß zu machen, er bückte sich und nahm die Flinte der Wache mit sich fort. Aber als sie am Fuße des Hügels im Schilfe, das den Teich umgab, ankamen, sagte Liduschka, deren beständige Zeichen Zdenko nicht verstand und die erst jetzt zu

reden wagte: Wenn dem langen Wlach morgen früh seine Flinte fehlt, ist der Peter Buresch im Stande, ihn erschießen zu lassen. Denn er ahmt gerne das militärische Wesen nach — oder er läßt ihn wenigstens auf viele Tage einsperren. Du hättest ihm die Waffe nicht nehmen sollen, Zdenko!

Es juckte mir in den Fingern, antwortete Zdenko mit unterdrücktem Lachen — und es reizte mich zu sehr, dem tapfern Manne seine Waffe zu nehmen. Und der Vater könnte die Waffe gut brauchen zu seinen Geschichten mit der Regierung. Siehst du den doppelschwänzigen Löwen, den baierischen, in den Kolben eingebrannt? Aber du hast Recht, der arme Kerl soll nicht dafür zu leiden haben, daß er uns so gefahrlos durchkommen ließ. Ich trag' ihm die Flinte zurück.

Nein, um Gotteswillen, du sollst nicht wieder zurück — wenn er dich doch sähe und Lärm machte!

Sei ruhig, sagte Zdenko, mit Dem werde ich fertig.

Er machte sich los aus den Händen Liduschka's und kroch lautlos wie eine Schlange wieder den Hügel hinauf. Wlach, nachdem die schlüpfenden Schritte um ihn wieder verschollen waren, hatte Muth gewonnen und wagte es nach und nach wieder, den Kopf zu erheben, dann langsam und behutsam die Augen zu öffnen. Da kam von der Behausung des Wassermannes, vom Teiche herauf, eine dunkle Gestalt auf ihn zugeschlichen. Entsetzen faßte ihn — er wollte schreien und konnte nicht. Unwillkürlich griff er zur Seite nach seiner Waffe und fand sie nicht, und sein Haar sträubte sich vor Grauen, als eben diese Waffe, die er suchte, von den Händen der Erscheinung geschleudert, klirrend vor seinen Füßen niederfiel. Er wagte nicht, sie zu berühren — sondern warf sich ächzend herum auf den Bauch und drückte sein Gesicht in die Erde und verstopfte sich die Ohren, als eine Minute darauf schreckliches Gelächter vom Teiche herauf erscholl.

Das Gespräch mit Pepik Picard und die Anstrengung, die sie machte, ihre Angst und innere Bewegung vor ihm zu

verbergen, zuletzt die Geschichte mit dem langen Wlach, ließen Liduschka ihre Leiden vergessen, ja, hatten sie ein wenig aufgeheitert, und frisch wie ein junges Reh lief sie neben ihrem Bruder einher und achtete nicht auf den rauhen Wind, der ihre kaum verhüllte Brust umflog, und nicht auf die spitzen Steine, an denen sie ihre kleinen, nackten Füße zerstach; ja sie begann sogar sich zu freuen auf ihr Dorf und auf das Wiedersehen mit ihrer trauernden Mutter, die sie trösten wollte. So liefen sie auch am zweiten Teiche vorbei, an der Schäferei, am kleinen Walde, bis sie an den grasbewachsenen Hügel kamen, den man das alte Schloß nannte und in dessen Innerem jetzt Peter Buresch schlief, am Busen seiner Zigeunerin.

Hier laß uns ausruhen, du mußt müde sein, armes Kind! sagte Zdenko. Nichts da, wir gehen jetzt nicht weiter! Hier sind wir in Sicherheit — die Duschniker Wachen reichen nicht so weit, und der Hügel verbirgt uns gut vor allen Blicken.

So sprechend, setzte er Liduschka auf einen Stein, zog seine Jacke ab und zwang die Schwester, sie umzunehmen, da sie vor Kälte zitterte. Dann nahm er sein Tuch vom Halse und band es ihr um den Kopf und drückte die reichen, goldenen Wellen darein, die ihr um Hals und Nacken flatterten. Dann ging er zur Quelle, die in der Nähe rieselte, und holte Wasser in seinem Hute und wusch ihr die Füße, die von den Steinen zerstoßen aus vielen Wunden bluteten. — So, sagte er, armes Kind! Das wird bald zu bluten aufhören, dann wird der Weg besser. Wir gehen hier die Wiese entlang, und in einer halben Stunde sind wir in Obtschov.

Da begann der Stein, auf dem Liduschka saß, sich zu regen. Sie sprang erschrocken auf, der Stein rollte ihr nach, und aus der Oeffnung, die er im Hügel zurück ließ, trat Peter Buresch mit der Zigeunerin. Erstarrt und keines Wortes mächtig, sahen sich Bruder und Schwester an — dann wieder sahen sie auf die Höhle und auf die beiden Erscheinungen, die sie geboren hatte — fragend, erstaunt, denn sie glaubten an Zauberei — entsetzt, denn sie hielten sich für verloren.

Also nach Obtschov geht's? fragte höhnisch Peter Buresch, der die letzten Worte Zdenko's gehört hatte.

Wir sind verloren! ächzte Liduschka.

Noch nicht, rief Zdenko und stürzte sich mit vorgestreckten Armen auf Peter Buresch, wie um ihn zu erdrosseln. Aber wie ein Blitz warf sich die Zigeunerin zwischen Beide und trennte sie. Zdenko wollte über sie hinwegsetzen, aber sie klammerte sich an ihn, und Peter Buresch faßte ihn mit seiner Riesenkraft an beiden Schultern und stieß ihn rückwärts, daß er taumelte und mit der Zigeunerin zu Boden sank. Peter Buresch ergriff indessen mit der rechten Hand eine Pistole, mit der Linken zog er eine Pfeife von Gemshorn aus dem Busen und ließ dem Walde zu einen gellenden Pfiff ertönen. Eine Minute darauf erscholl ein Schuß als Antwort.

Ihr entkommt nicht mehr! sagte Peter Buresch ruhig und kalt, und wirklich eilten aus dem Walde schon die Raubschützen herbei, die jenen Pfiff kannten, und sperrten den Weg nach Obtschov ab oder sammelten sich nach wenigen Minuten um ihren Führer. Dieser wandte sich lächelnd zu Liduschka, die blaß, mit hängenden Armen, aufgegeben und ergeben da stand, und sprach: Ei, ei, Liduschka — Du bist also der Spion, nach dem wir so eifrig suchen? Das hätte ich diesen holden blauen Augen nicht angesehen — das hätte ich dir nicht zugetraut. Doch hätte man zuerst an dich denken sollen, du bist ja eine Obtschoverin, und es ist natürlich, daß du deine theuren Landsleute nicht willst stecken lassen. Es thut mir leid um dich, Liduschka, du bist ein so holdes und gutes Kind, und ich werde dich wie einen Spion müssen behandeln lassen.

Ich habe nie spionirt! sagte Liduschka mit tonloser, doch fester Stimme.

Was hättest du sonst hier zu thun — auf halbem Wege zwischen Duschnik und Obtschov in später Nacht und allein mit deinem lieben Bruder, dem du offenbar hier ein Stelldichein gegeben, um ihm deine Nachrichten mitzutheilen? Bist du nicht die Tochter des alten Mika, des Bauernadvokaten?

Liduschka, welche fürchtete, durch ausführlichere Entschuldigungen und durch Erzählung, wie sie hieher gekommen, ihren Bruder ins Verderben zu stürzen, wiederholte nur einfach und mit noch festerer Stimme: Peter Buresch, ich habe nie spionirt und habe den Obtschovern nie etwas verrathen.

Du leugnest? fragte er mit geheucheltem Zorne, obwohl er dem unschuldigen Gesichte Liduschka's schon halb und halb glaubte.

Wenn sie es sagt, so ist es wahr — rief Lunetta dazwischen, ohne Liduschka Zeit zum Antworten zu lassen. — Gewiß, Liduschka lügt nicht — o gewiß nicht! — sie ist so gut — sie könnte keinen Menschen verrathen.

Die Zigeunerin rief es mit so bewegter Stimme, daß Peter Buresch sich überrascht nach ihr umsah und fragte: Woher weißt du das, woher kennst du sie?

Alle Zigeuner kennen ihr Haus, rief Lunetta feurig und mit innig bittendem Tone zugleich — ihr Haus ist gefeit — nie wird ein Zigeuner ein Huhn von ihrem Hofe stehlen, nie wird Feuer ausbrechen in ihrer Scheune — denn sie ist gut und barmherzig und hat schon viele beherbergt von den armen flüchtigen Zikani, wenn alle Andern sie erbarmungslos von der Schwelle wiesen. Und im letzten Herbste, als ich mit meiner armen Mutter von Hluboschk kam, wo sie sie blutig geschlagen eines gestohlenen Huhnes wegen, und wir nicht mehr weiter konnten und meine arme Mutter aus hundert Wunden blutete, die sie ihr schlugen und die ihr die Hunde ins Fleisch gebissen, welche uns aus dem Dorfe jagten, und als sie uns auch aus Duschnik weiter jagen wollten und dem Przibramer Gerichte übergeben — da nahm sie uns auf in ihrer Scheune und gab uns eine warme wollene Decke und nährte uns, bis die Mutter starb in ihren und in meinen Händen. Dann nahm sie noch Geld aus ihrem Topfe, daß ich es dem Pfarrer gebe und meiner Mutter ein ehrliches Begräbniß bereite. Ich habe es den Brüdern gesagt, und die haben es weiter getragen durch die Wälder und Thäler und Berge, und ganz Aegypten weiß, daß Liduschka zu schützen ist vor Leid und Ungemach.

Peter Bureſch ſtreichelte das Haar Lunetta's und küßte ſie auf die Stirne. Wie ſie ſo feurig ſprach und bat, war ſie ſo ſchön. Selbſt Zdenko vergaß, in welcher Lage er ſich befand, und ſah gerührt auf die Zigeunerin nieder, die ſich ſeiner Schweſter ſo warm annahm, und war erſtaunt, in ihr Dieſelbe zu erkennen, die die Obtſchover zum Kriege gegen die Duſchniker aufgereizt und ihnen Sieg verſprochen hatte. Liduſchka ſelbſt näherte ſich der Zigeunerin und faßte dankbar ihre Hand und wollte ſie bitten, ihren Bruder zu retten und ihrer ſelbſt zu vergeſſen.

Aber Lunetta achtete nicht auf die Umſtehenden. Als ſie Peter Bureſchs Zaudern ſah, warf ſie ſich zu ſeinen Füßen, ſtreckte flehend die Hände empor und rief: O mein Gebieter und Herr! Du ſelbſt liebſt ja meine Brüder und biſt mächtig und geliebt im Lande Aegypten. Fühlſt du dich nicht auch gebunden durch ihren Schwur? — Hat dich meine Mutter nicht gelehrt, das Wild des Waldes mit deinem Auge zu bannen und den Wolf zu zwingen wie einen Hund? Hat ſie dich nicht gelehrt, deinen Hund treu zu machen, daß er nicht von deinem Grabe weichen wird? Hat ſie dir nicht die Kräuter gezeigt, deren Duft alles Wild aus dem Verſtecke hervorlockt — und die Salben gegeben, die alle Wunden heilen? — Bei meiner armen Mutter, die ſie nicht wie eine Chriſtin aufgenommen hat, beſchwöre ich dich, thue dem guten Weibe kein Leid an!

Es iſt mir nicht eingefallen — ſagte lächelnd Peter Bureſch. Wie ich mich an den ängſtlichen Sprüngen des aufgejagten jungen Rehes erfreue, ihm aber nie meine Kugel nachſchicke, ſo werde ich auch dem jungen Reh, der armen geängſtigten Liduſchka, nichts zu Leide thun.

Mein theurer Herr! jauchzte Lunetta und ſprang ihm an den Hals und küßte ihn.

Führt ſie fort — befahl Peter Bureſch einigen Raubſchützen — und bewachet ſie ſtreng in ihrem Hauſe und laſſet keine Seele zu ihr. Ich habe es mit ihrem Bruder zu thun.

Liduſchka ſchrak bei dieſem Worte zuſammen. Sie näherte

sich der Zigeunerin, drückte ihr dankbar die Hand und raunte ihr mit zitternder Stimme ins Ohr: Rette meinen Bruder! — Die Raubschützen nahmen sie in ihre Mitte und führten sie fort. Trotz allen Sträubens war sie mit ihren Begleitern bald in der Nacht verschwunden.

Peter Bureſch wandte sich zu Zdenko, der trotzig und fest da stand, und sprach: Zdenko, dein Bruder ist beim ersten Zusammenstoß mit uns gefallen — heute liefert dich ein Zufall in meine Hände, an dem Tage, da ich jedem Obtschover, der sich auf Duschniker Gebiet sehen ließe, den Tod versprochen habe — und ich habe alle Ursache, dich für einen Spion zu halten. Es scheint, daß das Schicksal der Brut des Bauernadvokaten ein Ende machen will; als gerechte Strafe dafür, daß er es stets mit den Beamten gehalten gegen die Bauern, sollt ihr Alle durch Bauern zu Grunde gehen. Ich werde dich einem Gerichte von zehn Männern übergeben, die dich nach meinen Kriegsartikeln verurtheilen und am nächsten Baume werden hängen lassen.

Das werden sie nicht! rief plötzlich eine Stimme aus der Menge der Herumstehenden, fest und keck widersprechend.

Das werden sie! schrie Peter Bureſch, zornig über den Widerspruch, und sah sich funkelnden Auges nach dem Sprecher um. Es war der lange Tomeſch, der, eben aus Obtschov zurückgekehrt, beim Pfiff seines Herrn seine Schritte beeilte und ankam, als Peter Bureſch seine Drohung gegen Zdenko aussprach. In der einen Hand hielt er noch einen gebratenen Gänseschenkel, den er eben in die Tasche steckte, während er sich bemühte, den Bissen, den er noch im Munde hatte, schnell zu verschlucken, um seinem zornigen Meister zu antworten. — Der Zdenko, rief er endlich, indem er vortrat und sich vor diesen hinstellte, ist ein braver Kerl, der es nicht verdient, so von uns behandelt zu werden. Er hält es mit dem gemeinen Volke, und nicht, wie sein Vater, mit den Beamten und Herrschaften. Die Bauern, sagt er, sollen sich unter einander todt schlagen, aber die hohen Herrschaften sollen es bleiben lassen, sich darein zu mischen, und das ist brav

und ehrlich gesprochen und — wie soll ich sagen? — volksgemäß gesprochen. Wenn der Zdenko nicht wäre, so wäre schon jetzt ein Brief des alten Mika auf dem Wege nach Prag, um es den Herren Beamten anzuzeigen, daß wir baierische Waffen haben, und um kaiserliche Soldaten zu holen.

Also auch das weiß der alte Mika schon? — murmelte Peter Buresch nachdenklich.

Ja, das weiß er sehr gut und wahrscheinlich noch vieles Andere — fuhr der lange Tomesch fort und erzählte weiter von dem Gespräche, das er heute Morgen im Garten des Bauernadvokaten belauscht und wie sich Zdenko dabei benommen hatte.

Peter Buresch athmete tief auf nach Vollendung der Erzählung. Er rieb sich lange besorgt die Stirne, dann sagte er zu Zdenko: Du hast brav gehandelt, und wer so thut, kann wohl auch kein Spion sein — der muß in unsern Reihen stecken. Ich will ihn herausbekommen, und wenn er sich dem Teufel verschrieben hätte. — Zdenko, du wirst nicht gehenkt, aber ich will dich als Gefangenen zurückhalten und als Geißel, daß dein würdiger Vater nicht zum zweiten Male auf den edlen Gedanken komme, Bauern an Soldaten zu verkaufen. Führet ihn ins Dorf und sperret ihn in den Schüttboden — ihr Alle haftet mir mit euren Köpfen für ihn!

Gehorsam führten sie auch den zweiten Gefangenen fort und sperrten ihn im Schüttboden mitten im Dorfe ein und stellten Wachen vor Thüre und Fenster, wie es Peter Buresch befohlen hatte. Dieser selbst ging nachdenklich in den Wald, auf die Halde, wo heute Nacht das Hauptlager war, setzte sich abseits auf einen Stein und dachte nach, wie der Krieg in kurzer Zeit so auszudehnen wäre, daß, wenn die Soldaten doch kämen, er von ihnen nicht mehr unterdrückt werden und man sich mit den Truppen Ihrer Majestät selbst messen könnte.

Aber er wurde bald wieder aus seinem Nachdenken herausgestört. Vom Dorfe herauf drang großer Lärm, Schreien, Schimpfen, Fluchen durch die Bäume. Bald sah man im Monden-

scheine einen Haufen bewaffneter Bauern, die einen Mann in ihrer Mitte führten, dem die Hände mit Stricken über den Rücken gebunden waren und der, wie er traurig den Kopf senkte, eine Mönchsglatze zeigte, die im Mondschein schimmerte.

Seht da, das ist Hynek, genannt Cölestinus, ehemaliger Hofknecht, jetziger Kapuziner! rief einer der lagernden Bauern.

Was er für breite Schritte macht, als stäke er noch im Habit — rief ein Zweiter lachend.

Aber wo hat er seine Kutte gelassen? fragte ein Dritter.

Er ist aus Liebe in die Kutte gekrochen, er wird aus Liebe wieder aus der Kutte gesprungen sein — antwortete ein Vierter, und ein großes Gelächter empfing den armen Verhöhnten, den seine Begleiter vor Peter Buresch hinstellten.

Diesen Mann, den Laienbruder Cölestin aus dem Kapuzinerkloster in Mischek, den wir noch als Großknecht im Obtschover Meierhofe kannten, berichtete Einer, fanden wir, als er verdächtig um das Dorf schlich und sich um das Haus des alten Jarosch zu schaffen machte. Er wollte fliehen, als wir uns näherten, aber wir erwischten ihn noch und fanden in seinen Taschen allerlei Zeugs, womit man Brand stiftet, wie Pech und Schwefel und Stahl und Stein.

Verfluchtes Volk, rief Peter Buresch ergrimmt, indem er aufsprang und die Faust ballte — wollen sie uns mit Brandlegungen beikommen! Wie oft hätten wir schon ihr Nest anstecken können, wenn wir so niederträchtig Krieg führen wollten! Wer bist du, Elender, der du dich zu diesem erbärmlichen Geschäft hergegeben hast — hat sich ein Pfaff dazu gefunden, wozu sich gewiß kein ehrlicher Bauer hergeben wollte?

Ach, ich bin gewiß ein guter Kerl, — seufzte der Gefangene, eine gewaltige robuste Gestalt, die außer der Tonsur nichts Mönchisches an sich hatte, ja sogar durch die gutmüthigen und traurigen Züge seines Gesichtes und die milden und blauen Augen ein gewisses Zutrauen und Mitleiden einflößte — ich bin gewiß ein guter Kerl und kein Pfaff; die Nachbarn kennen mich

ja und sollen's sagen, ob's nicht wahr ist, aber jetzt bin ich ein Mörder und Brandleger.

Ja gewiß, der Hynek aus dem Meierhofe war immer ein guter und sogar zärtlicher Junge — bestätigten einige der Umstehenden — aber wer weiß, was die Pfaffen aus ihm gemacht haben, fügten sie spöttisch hinzu.

Aber Mörder und Brandleger? — fragten Andere — wie kommst du dazu? erzähle.

Aus Liebe! seufzte der Kapuziner.

Aus Liebe! lachte der Chor — aus Liebe! er war immer so zärtlich, das ist wahr.

Gestehe und erzähle! befahl Peter Buresch ernst und unangesteckt von der Heiterkeit, welche der unglückliche Kapuziner bei den Bauern verbreitete. Dieser, unbekümmert um den Spott der Bauern, seufzte tief auf und sprach, während dicke Thränen über seine Wangen herabliefen:

Peter Buresch, Du warst so lange fort aus hiesiger Gegend und weißt nicht, was alle Nachbarn wissen, daß ich der Tochter des Schaffners aus dem Obtschover Meierhofe, was man so nennt, nachgegangen bin, denn ich habe sie sterblich geliebt. Ich war Großknecht im Hofe, war mit ihr auf dem Felde, im Stalle, bei Tische zusammen und konnte bei Gott nicht anders. Katharina war schön, das wissen Alle, aber Niemand weiß so gut als ich, wie schön sie war. Ich hatte mir vom Heuboden aus ein Loch gebohrt in ihre Stube, und da belauschte ich sie immer, wenn sie sich Sonntags ankleidete. Die Leute glaubten, ich wäre in der Kirche, und ich lag auf dem Heuboden, das eine Auge am Loche, und wagte nicht, zu athmen. Katharina war mir auch gut und saß oft halbe Nächte bei mir auf der Bank im Hofe. Aber erst als ich ihr mein Geheimniß von dem Loche im Boden mittheilte, wurde sie zwar Anfangs zornig, dann aber erst recht zutraulich und liebte mich desto zärtlicher. So waren wir lange Zeit glücklich und vergnügt. Meinen ganzen Lohn gab ich aus, ihr Korallen, schöne Kämme mit Steinen besetzt, seidene Tücher

und Mieder zu kaufen. Ihr Gebetbuch war voll von heiligen Bildern, die ich ihr jeden Sonntag aus der Stadt mitbrachte — auf allen Tanzböden war ich mit der schönen, flinken Katharina zu sehen. Meine arme Mutter mußte sich mit der Hälfte Dessen begnügen, was sie sonst von mir bekommen hatte. Doch dauerte das Glück nicht sehr lange. Katharina's Vater sah es gerne, wie der Lohn, der mir durch seine Hände zukam, wieder größtentheils seiner Tochter zufloß, aber als ich im letzten Herbste es wagte, Katharina gradheraus von ihm zum Weibe zu verlangen, lachte er mich aus und meinte, seine Tochter habe eine höhere Bestimmung, als das Weib eines Großknechts zu werden, und als ich ihm vorstellte, daß ich ebensogut wie er aus einem Großknecht ein Schaffner werden könnte, nahm er mich beim Arme und warf mich zum Hofe hinaus und meine kleinen Habseligkeiten mir nach. Es war im Herbste nach der Ernte, und er konnte mich leicht entbehren. Wir waren sehr unglücklich, Katharina und ich, obwohl sie weniger weinte. Wenn ich in der Nacht, im Verborgenen, mit ihr zusammenkam, brachte sie mir anstatt Trostes immer bösere Nachrichten von der Verstocktheit ihres Vaters und sagte mir endlich, wir müßten die Hoffnung ganz aufgeben. Nein, nein, rief ich, ich lasse nicht von dir, lieber tödte ich mich oder gehe in ein Kloster. Gehe in ein Kloster, sagte sie darauf — ich thue desgleichen, und als Mönch und Nonne haben wir noch eher Hoffnung, zusammen zu kommen, als so. Unser verzweifelter Plan war gemacht: ich sollte nach Mischek gehn, zu den Kapuzinern, und dienender Laienbruder werden, Katharina wollte nach Prag zu den Ursulinerinnen und desgleichen thun. Ich konnte es nicht erwarten, diese Welt zu verlassen, die nur Unglück für mich hatte, und machte mich auf den Weg zum Kloster.

Katharina wollte sich in wenigen Tagen, wenn die Gelegenheit sich böte, von Hause flüchten. — Die ehrwürdigen Brüder Kapuziner in Mischek nahmen mich gerne auf, da ich ihnen versprach, das Stück Feld, das sie hinter dem Kloster besaßen, gut

zu bearbeiten, schoren mir den Kopf kahl, nahmen mir, wie es die Regel befiehlt, das wenige Geld, das ich besaß, aus der Tasche, hingen mir eine alte Kutte um und schlangen mir einen Strick um den Leib, gaben mir den heiligen Namen Cölestinus, und am andern Morgen nannten mich die Leute in Mischek: ehrwürdiger Bruder oder auch ehrwürdiger Vater. Stundenlang blickte ich durchs Fenster auf die Prager Straße hinab, um Katharina noch zu sehen, wenn sie vorüberzog — aber ich sah sie nicht. Sie wird wohl vorübergezogen sein, während ich das Refektorium fegte, sagte ich mir, ohne es doch aufzugeben, noch fürder vom Fenster aus die Prager Straße zu bewachen. Ich versäumte manche meiner Offizien und bekam viele Pönitenzen aufgelegt — aber ich trug sie gerne für Katharina. So verging der Winter, und ich wurde ruhiger. Aber mit dem Frühling begann es wieder sich in mir zu regen — es trieb mich hinaus — eine unendliche Unruhe plagte mich, ich mußte wieder etwas von Katharina hören, oder ich ging zu Grunde. So bat ich den Pater Guardian, mich auf Bettelei auszuschicken, und versprach ihm aus hiesiger Gegend, wo ich viele Bekannte und Freunde habe, eine reiche Ausbeute an Eiern und Mehl zurückzubringen. Er ließ mich gehn, und ich wanderte gradaus auf Obtschov zu. Das Dorf war bei meinem Eintritte todtenstille. Alles war fort, denn die Obtschover begruben eben ihre Todten, nach der ersten Geschichte im Walde. Auch der Meierhof war wie ausgestorben. Nirgends eine menschliche Seele zu erspähen — nur das wohlbekannte Muhen der Kühe schallte mir freundlich entgegen. Mit weinenden Augen ging ich durch den Hof, durch den Stall, durch die Stuben — sie alle hatten mich glücklich gesehen, in ihren Räumen hatte ich mein Glück wandeln gesehen — jetzt war Alles fort. Mit zitternden Knieen näherte ich mich der Stube Katharinens und wagte nicht, sie zu öffnen. Kraftlos lehnte ich mich an die Thür. Da drang mir von drinnen ein Lispeln und Zischeln entgegen, ein holdes Geräusch von Küssen und Umarmungen — gerade so wie damals, als ich so glücklich war;

gewiß ein böser Geisterspuk, um mich zu verhöhnen, oder ein gütiger Zauber, um mich in der Erinnerung noch einmal das alte Glück durchkosten zu lassen. Da öffne ich schnell die Thüre, und da sitzt Katharina dem neuen Großknechte so nahe — so nahe — Peter Buresch, das Haar würde sich dir sträuben, wie es sich mir sträubte, wenn du wüßtest wie nahe.

Peter Buresch lächelte, die Bauern aber lachten laut auf; Hynek-Cölestinus, der im Feuer der Erzählung seine gebundenen Arme losgemacht hatte, deckte sich das Gesicht mit beiden Händen zu und achtete nicht darauf. Nach einigen Minuten, während seine Augen sprühten und sein Gesicht von Todtenbläße bedeckt war, fuhr er leise und tonlos sprechend fort:

Wie ich zur Thüre hinein sprang und wie es kam, daß gleich darauf Katharina todt zu meinen Füßen lag — ich weiß es nicht. — Der Großknecht war entsetzt, doch wagte er es nicht, Hand an mich zu legen, von wegen des Habits — er eilte ins Dorf hinaus und schrie Mord. Ich hätte leicht entkommen können, aber ich dachte nicht daran. Als der Großknecht erst sehr spät mit Leuten zurückkam, saß ich weinend da, an der schönen Leiche Katharinens. Die Obtschover hatten an dem Tage so viel Schmerz gelitten, daß der Tod Katharinens gar kein Aufsehen machte. Sie führten mich ruhig fort und sperrten mich in die Kapelle, um mich mit der nächsten Gelegenheit nach Prag zu schicken und dem Gerichte zu übergeben. Der Bauernadvokat fragte mich nach meinem Namen, den er doch sehr gut wußte, schrieb ihn mit mancherlei andern Geschichten auf und ließ mich, wie die andern Obtschover, in Ruhe, denn sie waren genug mit euch beschäftigt. — Heute Mittag bringt mir der Bauernadvokat selbst das Essen in die Kapelle. Nachdem er sich sehr freundlich nach meinem Befinden erkundigt, sagte er: Armer Hynek, dein weiches, zärtliches Herz hat dich zu Grunde gerichtet, denn nichts ist fürchterlicher als ein zärtliches Herz, wenn es aus Zärtlichkeit wüthend wird — es hat dich zum Mörder gemacht. Das ist nun nicht zu ändern, und unsre Pflicht ist es eigentlich, dich dem Gerichte zu über-

geben, daß dir dein Recht werde — aber du kannst dich doch retten — in dieser gesetzlosen, verwirrten Zeit gibt es allerlei Mittel.

Retten, sagte ich, ich will nicht gerettet sein, es soll und muß mir mein Recht werden.

Gut, sagte der alte Mika — aber es gibt verschiedene Arten, wie Einem sein Recht wird, angenehme und unangenehme Arten. Es ist dir gewiß nicht gleichgültig, ob man dich den Beamten und Schreibern übergibt, die dich hin und her zerren und dich endlich in Prag ausführen, um dich in der Fremde, vor den gaffenden Städtern hängen zu lassen, oder ob du hier in deiner Heimat, unter deines Gleichen, den rechtmäßigen Tod erhältst und von den Händen deines Gleichen. —

Freilich ist das ein großer Unterschied, und wenn ich das so haben könnte, wie ihr da sagt von meines Gleichen, so wäre mir das allerdings lieber. —

Nun siehst du, das kannst du haben — versicherte der alte Mika. —

Und wie so? —

Du kannst dich von den Duschnikern hängen lassen, wenn du willst. Die Duschniker haben den Meierhof besetzt und schalten und walten darin, wo du früher so froh und glücklich warst mit deiner Katharina; sie haben das Vieh weggetrieben, das du gepflegt hast, und die Leiche deiner Katharine ist noch darinnen und kann kein ehrliches Begräbniß erhalten. Wir müssen diese unangenehmen Gäste los werden. Hinausschlagen können wir sie nicht, sie sitzen zu fest darin, wir müssen sie herauslocken. Wenn sie sehen, daß Duschnik brennt, laufen sie alle fort, ihre Häuser zu löschen.

Der verschmitzte Dummkopf, murmelte hier Peter Buresch; er kennt den Ungarmichel nicht, der schert sich wenig um ein brennendes Dorf und rührt sich nicht von seinem Posten, wenn die Welt brennt!

Und du sollst Duschnik anzünden — fuhr der Bauernadvokat

fort. Du thust eine gute That, indem du uns von diesen Gästen befreist, und sühnst zur Hälfte dein Verbrechen, indem du Katharina mit Lebensgefahr ein ehrliches Begräbniß verschaffst. Dir selbst ist dabei dein Schicksal in die Hand gegeben — Du kannst dich retten und in die weite Welt laufen, oder wenn du dein Recht haben willst, kannst du dich von den Duschnikern fangen lassen, und ich verspreche dir, daß du von Peter Bureſch keinen Pardon zu erwarten hast. —

Am Abend kam der alte Mika wieder, nahm mir die Kutte ab und gab mir andere Kleider. Jetzt geh, sagte er, ohne weiter zu fragen, ob ich wollte oder nicht, und schloß die Thüre der Kapelle hinter mir. Ohne zu wissen, wie und warum, ging ich dahin, wohin er mit der Hand gezeigt hatte. Es war mir immer, als ob Katharinens Geist vor mir her tanzte und ein ehrliches Begräbniß verlangte. So stand ich vor Duschnik, Pech und Schwefel in der Tasche des Rocks, den mir Mika angezogen hatte, und wußte noch nicht, ob ich's thun oder lassen sollte, ob ich ein Verbrechen zu begehen oder eine gute fromme That zu vollführen im Begriffe war. So näherte ich mich immer den Häusern und ging wieder, so wurde ich bemerkt und gefangen und unnöthigerweise gebunden — denn ich denke nicht daran, euch zu entwischen. Und nun thu mit mir, Peter Bureſch, was du glaubst thun zu müssen.

Die Bauern, welche Anfangs dem Kapuziner lächelnd zugehört, wurden nach und nach ernster, ja mitleidig gesinnt, und gespannt horchten sie, was Peter Bureſch dem Armen antworten werde, der ergeben sein Schicksal erwartete.

Peter Bureſch aber sprach: Guter Bursche, deine Liebe und deine Geschichte haben dich halb verrückt und halb weise gemacht. Verrückt, weil du dich vom alten Mika zu einer Niederträchtigkeit mißbrauchen ließest und glaubtest, etwas Gutes zu thun — weise, weil du mir nun das Leben zu verachten scheinst, mit Muth dem Tode entgegen gehst, und ihn als gerechte Strafe gerne von deines Gleichen entgegennimmst, während du ihm ausweichst aus dem

Munde dummer und stumpfer Richter, die dein Leben nicht verstehen, mit dir kein Mitleid haben und das Recht aus faulen Büchern lesen. Dir soll werden, wie dir allein gut ist — wir werden dich richten. Du wirst gehenkt. Wir müssen auch den Obtschovern zeigen, daß wir keinen Spaß machen: führet ihn hin auf den Obtschover Weg und hängt ihn am Ausgange des Waldes im Angesichte des Dorfes!

Die Bauern fuhren bei diesen Worten ihres Führers erschrocken zusammen. Doch wagten sie nicht, zu widersprechen, und wußten auch nicht, was anderes mit Hynek-Cölestinus anzufangen. Nur der alte Tomesch, der eine weiche Natur war, fragte zögernd: Wäre es nicht genug, wenn man vor den Augen der Obtschover nur so thäte, als ob man ihn henkte? Er könnte auch einige Zeit hängen bleiben, ohne daß es ihm zu Schaden gereichte, und —

Der lange Tomesch wollte seinen sonderbaren Plan einer geheuchelten Hinrichtung noch weiter ausführen, aber die Bauern unterbrachen ihn mit ihrem Gelächter — selbst Hynek-Cölestinus lächelte mit.

Nein, sagte er dann ernst und entschieden — ich habe mich nun einmal an den Gedanken gewöhnt. Was soll mir das Leben länger? Den Schreibern und Herren will ich nicht in die Hände fallen — durch die Welt irren unstät und flüchtig, wie Kain, und wie heute Abend beständig die todte Katharina vor mir sehen, will ich auch nicht — also will ich sterben und durch euch.

Und so sei es! sagte Peter Buresch fest und befehlend — der alte Tomesch schlich bei Seite und weinte — der Verurtheilte schlug ein Kreuz — die ihn gebracht, sammelten sich wieder um ihn und zogen mit ihm weiter in den Wald nach Obtschov zu. Hynek-Cölestinus betete auf dem ganzen Wege, und seine Begleiter beteten mit.

Nach mehr als einer Stunde kamen sie düster und schweigend auf die Halde zurück. Nachlässig hingen ihnen die Büchsen

von der Schulter — die Einen brummten verschiedene böhmische Weisen vor sich hin, die Andern hatten ihre Hände gefaltet und murmelten Gebete — der alte Tomesch ging ihnen einige Schritte entgegen, und als er ihre düsteren blassen Gesichter sah, begann er laut zu weinen. Die Ankömmlinge warfen sich ins Moos und versuchten, zu schlafen. Eine Messe wäre vielleicht gut, sprach leise der lange Tomesch. Als halber Pfaff braucht er das nicht — antwortete sein Nachbar, und ein halbes Dutzend Pater Noster und Ave Maria's thun's auch. —

Wie der Alte vom Hammer wieder einmal Recht gehabt hat! murmelte Wlach; er hat es gleich am Abend gesagt, es geht ein Wind, als ob Jemand gehenkt werden sollte. Jetzt, da es geschehen ist, rührt sich kein Lüftchen mehr.

Wirklich hatte sich der Wind gänzlich gelegt. Was die Flamme dann und wann leise bewegte, war schon der Morgenwind. Rings umher saßen die Weiber und Mädchen des Dorfes, welche von dem Geschrei „Feuer, Feuer" bei der Gefangennehmung Hynek-Cölestins geweckt worden und dem Zuge neugierig heraus gefolgt waren. Der weiche Tomesch, der weinend durch ihre Reihen ging, hatte sie wie die Männer mit seiner Trauer über den armen verliebten Cölestin angesteckt. Sie saßen schweigend da und stierten in die Kohlen — von Zeit zu Zeit fiel ein furchtsamer, doch verdrießlicher Blick auf Peter Buresch. Der Alte vom Hammer, der die unangenehme Stimmung vertreiben wollte, setzte sich zu ihnen ans Feuer und meinte, die Flamme allein reiche nicht hin, in der durchdringenden Morgenkälte zu erwärmen; dazu müßten noch Lieder und Märchen kommen. Und ohne lange Vorbereitungen zu machen, begann er, wie es seine Erzählung eben verlangte, bald mit gebrochener Stimme singend, bald ruhig berichtend. — Was er aber zum Besten gab, war

das Märchen vom Blanskywalde,

das heute so erzählt wird:

Im Böhmerland der Blanskywald
Ist wie die älteste Sage düster —
Wenn hie und da ein Blättlein schallt,
Das gibt ein schauerlich Geflüster.

Wie Särge armer Leute liegt
Ein todter Frühling auf dem andern.
Das Blättlein, das im Winde fliegt,
Scheint nur zu seinem Grab zu wandern.

Wär' nicht der holde Vogelsang
In Büschen tief und in den Gipfeln,
Und nicht der träumerische Gang
Der Lüfte ob den grünen Wipfeln;

Wär' nicht das Aug des frommen Rehs,
Das dich begrüßt auf dunkler Halde,
Du könntest dich des trübsten Wehs
Entschlagen nicht in diesem Walde.

Denn auch der Quell, der traulich spricht
Allüberall mit frohem Munde,
Hier rauscht er dumpf hervor und bricht
Wie dunkles Blut aus einer Wunde.

Und wären nicht die Blumen auch,
Die ihn gebeugten Haupts umstehen,
Wie Jungfraun, die mit nassem Aug
Auf einen Kranken niedersehen; —

Dir wär' zu Muth im Blanskywald,
Als hätten selbst die Einsamkeiten
Die milde, heilsame Gewalt
Längst eingebüßt für alle Zeiten.

So traurig und düster und noch viel trauriger und düsterer, als es das Lied sagen kann, war es vor noch nicht langer Zeit im Blanskywalde, jener ungeheuren, waldbewachsenen Strecke, die sich viele Meilen weit hinzieht, über Berge und Thäler mitten durch das schöne grüne Böhmen. Damals gab es viele Stellen, die von der mordenden Axt noch nicht gelichtet waren.

Die uralten Bäume starben, wie Menschen, vom Zufall in einem mitternächtlichen Wetter gebrochen, vom Blitze zersplittert, oder vom Alter unterwühlt. Sie stürzten, und tausend Blumen und wilde Kräuter wucherten aus ihren Leibern hervor, bis auch sie von den nachfallenden Blättern des Herbstes begraben wurden. Auf den Felsenkanten, die sich hier und da aus dem Dunkel des Waldes erheben, wohnten zu jener Zeit noch die Adler und riesigen Geier, und zur Winterszeit durchheulten ihn ganze Heerden von Wölfen, die sich aus den Gebirgen hierher verirrten. Die Hirsche und Rehe, die dazumal noch nicht bloß in umfriedeten Wäldern wohnten, weideten auf den Wiesen, die den düstern Wald wie glückliche Inseln in der Wildniß oft genug durchschnitten. Die schweigende Einsamkeit wurde noch nicht von so vielen Dörfern wie heutzutage gestört; nur einzelne Köhlerhütten, die nach vollbrachter Arbeit im Herbste wieder abgebrochen oder dem langsamen Verfalle preisgegeben wurden, Eisenhämmer und die Wohnungen der Jäger beherbergte der endlose Wald. In einer dieser Jägerwohnungen, die am Eingange einer Waldstrecke am Fuße eines Hügels lag und sich durch das sechszehnendige Hirschgeweih auf ihrem Dache schon von fern als solche ankündigte, wohnte damals ein alter, zerfetzter Veteran. Wie er einst auf die heidnischen Türken Jagd gemacht und die christlichen Gränzen Oesterreichs unter dem edlen Prinzen Eugen beschützte, so wollte er hier Bären und Wölfe bekriegen und das Revier seines Herrn und Kaisers vor dem Heidenvolke der Raubschützen bewahren. Aber es ging nicht lange so. Oft mitten in der Wildniß brach eine Wunde auf, die vor Jahren ein Damaszener Degen oder das gefeite Blei irgend eines Ungläubigen geschlagen hatte, oder überfiel ihn, schrecklicher als Bären und Wölfe, das Zipperlein, das er sich aus den dumpfen und kalten Nächten Bulgaria's mit heimgebracht hatte. Jetzt lag er zu Hause in dem hohen und großgeblümten Lehnstuhle mit verbundenen Armen und Beinen und schrie und fluchte bei jeder Bewegung auf die Türken, auf die Heiden, betrachtete wehmüthig

seine Büchsen, die thatenlos an den Wänden hingen, oder sang, wenn er guten Muthes war, mit alter zitternder Stimme sein:

Prinz Eugen der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wieder kriegen
Stadt und Festung Belgerad.

Der alte Förster wäre verloren gewesen, und Wilddiebe hätten im Revier seines Herrn und Kaisers eine tolle Wirthschaft geführt, wenn ihm nicht das Schicksal einen Helfer, oder besser eine Helferin beigegeben hätte, die ihn aller Sorgen enthob und für ihn alle Jägerpflichten erfüllte. Es war seine sechzehnjährige Tochter Nani. Sie war schön und stark und schlank und der beste Schütze auf dreißig Meilen in der Runde. Beim heiligen Johann von Nepomuk! sagen noch heute die Leute im Blanskywald, es muß ein herrlicher Anblick gewesen sein, wenn sie mit dem ersten Morgenstrahl aus dem Jägerhause trat, den braunen Spitzhut auf dem Kopfe, in den hohen Schnürstiefelchen, im kurzen grünverbrämten Rocke, die Jagdtasche an der Seite und die Büchse auf der Schulter dem Walde zuschritt und erst spät am Abend oder gar erst beim Mondenschein in ihre Wohnung zurückkehrte. Der braun und weiß gefleckte Hund sprang lustig an ihr auf und leckte ihr die Hände; aber die Hirsche und Rehe verkrochen sich, und, wie die Leute erzählen, die Vöglein in der Luft verstummten. Denn so schön auch die Nani war, so lag doch etwas auf ihrem Gesichte, was Thiere und Menschen erschreckte, denn es war etwas Ungewohntes auf einem Mädchenangesichte. Es war, als ob der düstere, ernste Schatten des Waldes mit all seinen Geheimnissen auf ihrem Gesichte für alle Zeiten stehen geblieben wäre. Sie lächelte fast ebenso selten, als der Strahl der Sonne durch den Blanskywald dringt. Wie sollte es auch anders sein? sagten die Leute; sechzehn Jahre alt, im Walde aufgewachsen, so viel Blut fließen gemacht, und sei es auch nur das Blut von Thieren! Und man weiß, wie viele Zauber im Walde wohnen, die das Menschenherz elend machen, wenn ihm nicht eine Rinde darüber gewachsen, wie über den Baum!

Vielleicht war Nani wirklich elend, aber sie wußte es nicht. Ihr war wohl, wenn sie in die Stille des Waldes trat, und einsam nur, wenn sie unter Menschen kam. Ihr war wohl, wo Andern bange gewesen wäre, wenn der Wind wie ein unsichtbarer Geist über die Bäume ging und diese ihre Wipfel neigten, wenn die Tropfen aus den Blättern und Nadeln weinend niederfielen, wenn sie der Eule ins Nest schaute, auch wenn ein stolzer Sechzehnender oder ein unschuldiges Reh mit gebrochenem Auge zu ihr aufschaute und zu ihren Füßen verendete. Sie sprach nicht viel; fast nur mit ihrem Hunde Paris, wenn sie zusammen ein schönes Stück Wild erlegt hatten. Zu Hause ließ sie sich schweigend von ihrem Vater Schlachten und Kriegszüge und vom Prinzen Eugen vorerzählen und warf nur manchmal ein Wörtlein darein vom Walde oder vom Wilde, oder sie murmelte: Warum bin ich kein Mann? — Dann lispelte sie leise hinzu: Ich will es sein, ich bin es! —

Aber seit einiger Zeit war Nani's Ruhe und Waldeinsamkeit auf eine sonderbare Art gestört. So oft sie in den Wald trat, wurde sie aus dem andern Reviere herüber mit Waldhorntönen begrüßt, die ihr auf wunderbare Weise ins Herz drangen. Es waren zwar nur alte Weisen, die das Horn blies, aber sie erschienen ihr doch neu und fremd, und es war ihr, als ob etwas Ungewohntes, wovon sie noch nie gehört, daraus hervorklänge. Es klang nach der Weise der kleinen Lieder:

Auf der grünen Wiese
Gehn Hirsch und Reh zur Weide,
Es hütet sie ein Jägerlein
Im grünen Jägerkleide.

Oder:

Auf der Prager Brücke
Wächst ein Rosmarin,
Kein Mensch begießet ihn,
Er wächst doch immer fort.

Ich werde dahin gehn,
Ich werde ihn begießen,
Und wenn er grün wird sprießen,
Werd' ich mein Liebchen holen.

Wie oft hatte sie diese Weisen selbst gesungen, aber nie hatten sie ihr Herz so wunderbar traurig ergriffen, als jetzt, da sie aus dem fremden Reviere durch die Waldnacht zu ihr herüberklangen, so lockend, so sehnsüchtig! Unwillkürlich ging sie eines Tages dem Schalle nach, bis sie an den Graben kam, der ihr Revier von dem fremden trennte. Hier hielt sie an, denn ein alter Bann lag auf der Gränze dieser Reviere, und kein Jäger durfte sie in Waffen und ohne Erlaubniß des andern Jägers überschreiten. Alte Streitigkeiten, die viel Blut gekostet hatten, waren die Ursache dieses Bannes, der von beiden Seiten wie ein böser Zauber gescheut wurde. Nani warf ihre Büchse ins Moos, vergaß, ans Wild und an die Wilddiebe zu denken, lehnte sich an einen Baumstamm und horchte hinüber nach den Hornklängen. Zu den Weisen, die da drüben klangen, sprach sie leise die Worte; es waren Liebesworte. Verwundert blickte Paris zu seiner Herrin auf, denn ihr Gesicht kam ihm heute ganz anders vor. — Nani wußte sehr wohl, woher die Töne kamen, hatte sie doch den schönen, blondhaarigen Jägerburschen schon oft jenseits des bekannten Grabens, die Büchse auf der Schulter, ganz nahe an sich vorüberziehen sehen. Er schwenkte stets den Hut mit bunter Feder oder schoß in die Luft, als ob es eine Freudensalve sein sollte, oder stieß ins Horn und ließ liebliche Melodien erklingen. Oft wenn sie über die Wiesen ging, sah sie ihn plötzlich auf einem Hügel des jenseitigen Reviers stehen, wie er sein Tuch flattern ließ. Nani lauschte lange, aber wie die Hornklänge immer näher und näher kamen, faßte sie ihre Büchse und floh eiligen Schrittes davon. Wie ein Seufzer verklang das Lied hinter ihr.

Es war spät geworden, und der Mond schien durch die Zweige. Nani stellte sich hinter einen Baum und wartete auf

den Auerhahn. Sie war an Waldnächte gewohnt — doch war ihr noch nie so zu Muthe gewesen, wie heute. Wie hie und da ein Käuzchen krächzte, ein Vöglein aus dem Traume sprach, die Blätter sich im nächtlichen Winde bewegten — sie glaubte, sie alle zu verstehen. Es kam ihr vor, als wäre der Anstand auf den Auerhahn nur eine Ausrede, um eine Nacht ganz allein im Walde zuzubringen und wachend zu träumen. Manchmal war ihr, als hörte sie die gewissen Waldhornklänge. Da balzte der Auerhahn — Nani schoß, während sie das Waldhorn zu hören meinte, und fehlte. Das war ihr schon lange nicht geschehen, und mürrisch trat sie in das Jägerhaus.

Der Vater wunderte sich sehr, als er sie ohne Beute sah. Doch schwieg er darüber und sagte: Ich habe vom jungen Jäger aus dem Nachbarrevier einen Brief bekommen; er will dich zum Weibe! — Damit ich ihm die Jagdtasche flicke, während er im Walde pirscht, nicht wahr? lachte Nani und setzte hinzu: Für sich allein wollen sie die hohe Waldluft, ihr Weib soll zu Hause hocken und für sie kochen und ihre Kinder füttern! Ich bin ein Schütze wie Einer, und den Wald lasse ich nicht! Nichts da von einer Heirath! —

Doch stand sie noch selben Abends wieder lauschend an demselben Baume. Sie merkte es nicht, daß die Waldhornklänge immer näher und näher kamen und plötzlich vor ihr verstummten.

Darf ich hinüber? frug eine Männerstimme. Der Jäger stand drüben und war zum Sprunge bereit; seine Büchse hatte er ins Gras geworfen.

Nani fuhr erschrocken auf, faßte die Büchse, und auf den Jäger zielend, rief sie mit zorniger Stimme: Zurück, oder ich schieße!

Schieß zu, schöne Naninka! Keinen schöneren Tod wünsche ich mir! rief er — und schon sprang er über den Graben und lag zu ihren Füßen, die er mit beiden Armen umschlang. Paris mußte wohl erkannt haben, daß das kein feindlicher Ueberfall eines Wilddiebes war, und vertheidigte seine Herrin nicht, sondern

sprang freundlich wedelnd um die Beiden und leckte bald Nani, bald dem Jäger die Hände.

Nani stand lange regungslos und starrte mit finsterem Auge auf den Jäger nieder, während er flehend zu ihr aufblickte. Endlich faßte sie sich, riß sich los und floh mit wilden Schritten in den Wald hinein, während der Hund sich noch lange nicht von dem schönen Jäger trennen konnte, der der Fliehenden mit thränenden Augen nachblickte.

Nani war schon weit den Hügel hinabgeeilt, als sie hinter sich die Weise zu den Worten hörte:

Möchte gern nicht weinen
Und mein Herz nicht plagen,
Aber sagt, ihr guten Leute,
Wer nicht möchte klagen!

Sie eilte immer tiefer in den Wald und schoß nach rechts und links, wo sich immer ein Wild oder ein Vogel zeigte, aber immer vergebens. Ihre Hand zitterte, vor ihren Augen flimmerte es in unbestimmten Umrissen, und ihre weitberühmte Kunst war von ihr gewichen. Verzweifelnd eilte sie unaufhörlich weiter, keuchend der Hund Paris hinter ihr, und sie merkte nicht, daß es immer später und später wurde, und daß es schon Mitternacht war, als sie auf der Halde ankam, die man die weiße Halde nannte, wegen der vielen weißen Waldblumen, die sie im Sommer bedecken. Der Mond schien so ruhig herab und hüllte auch die dunkeln Tannen und Fichten, die die weiße Halde umstanden, in ein schimmerndes Weiß. Hier wurde es Nani wohler zu Muthe, und matt und müde streckte sie sich ins Gras, um auszuruhen. Aber welch sonderbarer Zauber begann jetzt den Wald ringsum zu beleben! Als wäre es rosige Morgenstunde und nicht Mitternacht, kamen die Vögel von allen Seiten geflogen und ließen sich auf den Zweigen ringsum schaukelnd nieder und begannen zu sprechen, und Nani verstand jedes ihrer Worte.

Der Auerhahn sprach:

Wohl uns, daß Liebe deine Hand
Mit unsichtbarem Zauber band!
Nicht fürcht' ich mehr die Todeswunde
In meiner süßen Liebesstunde.

Nun kann ich vor der Morgensonne
Hinziehn zu meiner Liebeswonne,
Wo mir mein Weib entgegenlacht —
Heil, Liebe, dir und deiner Macht!

Die Taube sprach:

Und weher that, o glaube!
Das Todesblei der Taube,
Das mordend ausgesandt
So süße Mädchenhand!

Sie ist gemacht zum Kosen,
Sie pflücke rothe Rosen
Für ihres Liebsten Hut —
O Mädchen, bleibe gut! —

Die Lerche sprach:

O, bleibe gut, du Holde,
Und laß im Morgengolde
Mich zu den Wolken schwingen
Und Liebeslieder singen!

O Süße, wie die Schmerzen
Du jetzt in deinem Herzen
Mußt selig mit dir tragen —
O, laß von deinen Plagen! —

Der Falke rief:

Als wilder Falke schwing' ich
Mich zu dem Himmel auf,
Mit wilder Stimme sing' ich
Und ruf's zu den Sternen hinauf:

Der Liebe Heil, der Liebe,
Sie hebet mein Gefieder,
Die Liebe, ach die Liebe,
Sie gibt uns das Leben wieder!

Und alle Vögel des Waldes fielen ein in die Worte des Falken und wiederholten im Chor:

Die Liebe, ach die Liebe!

Nani, die bis jetzt vom Schrecken gelähmt im Grase gelegen und dem unheimlichen Zauber zusah und zuhörte, sprang auf und lief wie von Gespenstern getrieben weit fort von der weißen Halde und immer weiter, bis der Chor der Vögel: die Liebe, ach die Liebe! hinter ihr verhallte. Erst auf der Halde, die man des hohen üppigen Grases wegen die grüne nannte, machte sie Halt. Aber da begann der Zauber wieder, nur in anderer Gestalt. Aus den Büschen und Gräsern traten Hirsch und Reh, Häselein, Kaninchen und allerlei vierfüßiges Gethier des Waldes hervor, und auf den Zweigen sammelten sich die Eichhörnchen. Die Hirsche und Rehe, Hasen und Kaninchen stellten sich um sie im Kreise. Sie sahen traurig aus und neigten ihre Köpfe zu Boden. Auch sie begannen zu sprechen, jedes nach seiner Art.

Der Hirsch sagte: Dich rühren die Thränen meiner Augen nicht, im üppigen Glücke meiner Freiheit tödtest du mich! Ach! mein Geschlecht ist dazu verdammt, gehetzt, gejagt und grausam gemordet zu werden, aber nicht von Jungfrauenhand. Sieh, andere Jungfrauen gehen durch den Wald und liebkosen uns und sammeln süße Kräuter und bringen Brod, uns zu nähren. Du bringst uns den Tod! Aber anders als sonst blickt jetzt dein Auge. Du bist nicht mehr grausam, das Blei versagt dir, zu tödten, und das ist die Liebe!

Es sprach das Reh: Du hast die Mutter getödtet dem Kinde und hast das Kind heranwachsen lassen, um es auch zu tödten! Du weißt nicht, wie es ist, Mutter zu sein! Du hättest es nicht gethan! Denke nicht daran, wenn du einst Mutter bist, wie wir

blutend flohen zur verborgensten Quelle des Waldes, um unsere Wunden zu waschen und zu sterben. Jetzt ist Barmherzigkeit eingezogen in deine Brust, denn du liebst!

Der Hase und das Kaninchen sprachen: Wir lebten auf ewiger Flucht vor dir, und kein Busch konnte uns schützen vor deinem tödtlichen Blei. Nun bist du gut geworden, ein Mägdlein wie andere. Wir segnen die Liebe in deinem Herzen.

Das Eichhörnchen sprach: Ich werde wieder lustig springen können von Ast zu Ast, von Baum zu Baum; ich werde mich freuen des Sonnenscheins und den Wald segnen, der mich geboren. Heil der Liebe in deinem Herzen, die deine harte Seele erweicht hat, daß du nicht verfolgst die fröhlichen Thiere des Waldes! Heil der Liebe in deinem Herzen!

Und alle riefen im Chore nach: Heil der Liebe in deinem Herzen! Heil der Liebe!

Nani war es wie im Traume, aber sie wußte nicht, ob es ein böser Traum war oder ein guter. Mit Gewalt raffte sie sich zusammen und eilte flüchtigen Schrittes wie von Gespenstern verfolgt von dannen, weiter, immer weiter, bis sie auf die Halde kam, die man die schwarze nannte, des dunklen Grundes wegen, der von einem Waldbrande herkommen sollte oder auch von der Asche, die die bösen Weiber in gewissen Nächten hier ausstreuten, wenn sie mit den unheimlichen Geistern im Walde Zusammenkunft hielten. Aber ärger als aller Zauber war, was Nani hier erwartete. Denn plötzlich kamen die Raubschützen aus den Gebüschen hervor, umringten lachend die Jägerin, die sie sonst fürchteten, und sangen mit höhnischem Tone ununterbrochen fort:

Des Schützen Aug sei fein und scharf,
Und seine Hand muß sicher sein,
Und süße, weiche Liebe darf
Ihm nicht ins Herz hinein!
Denn Liebe machet feucht die Augen,
Und zitternde Hände mögen nicht taugen!

So singend, verfolgten sie Nani durch den Wald, indem sie sie umringten und ihren höhnischen Gesang mit lautem Gelächter und schmetternden Waldhornklängen begleiteten. Große Thränen des Zornes traten in ihre Augen, und wie von Verzweiflung gejagt, sprang sie über Büsche und Hecken tief hinein in den dichtesten Wald, bis das Gelächter weit hinter ihr verscholl. Weinend und händeringend warf sie sich ins Moos und verhüllte die Augen, um, wenn etwa ein neuer Zauber beginnen sollte, ihn nicht zu sehen.

Da hörte sie ein leises, heiseres Kichern neben sich. Hi, hi, hi, junges Blut, warum so verzweifelt? Ei, ei, starke Nani, stolze Jägerin, wer wird es sich vom Zauber des Waldes und von der Liebe so arg anthun lassen! Still, kleine Nani! Du warst immer gut gegen mich, dieweil mich die Andern fliehen und als böse Hexe ausschreien. Du hast mir erlaubt, im Walde die Wurzeln auszuroden, Reisig zu sammeln und Streu für meine Ziege, und Erdbeeren zu pflücken. Komm, ich will dir helfen! Den Keim der Liebe will ich in deinem Herzen tödten, daß du wieder scharf blickst wie der wilde Falke und die Büchse hältst wie der beste Schütze des Waldes. Denn die Liebe macht die Augen feucht und die Arme zitternd und bebend. Komm, kleine Nani, ich will dir helfen, daß du gefeit seist für alle Zukunft! —

Die so zu ihr sprach, war die alte Barka aus dem Dorfe, ein kleines uraltes Weiblein, das man für eine Hexe hielt. Sie nahm Nani bei der Hand und führte sie bergauf, bergab, in ein tiefes, felsumschlossenes Thal, das von dunklem Schweigen bedeckt war. Kaum daß man das Rauschen der Tannen, die auf dem Felsen ringsumher standen, in seinem Grunde hörte. Die alte Barka schlug mit ihrer Krücke an den Felsen, daß eine dicke Schicht wie morsches Gemäuer niederrollte. Aus dem weißen Gesteine, das jetzt sichtbar wurde, sprangen nahe bei einander drei helle, silberne Quellen mit lieblichem Gemurmel hervor. Sie hüpften hinab ins Thal, wo sie sich in einen schönen klaren

Bach vereinigten und mit Geplätscher, leuchtend im Mondenlichte, weiterliefen. Nani war es, als hörte sie süße Kinderstimmen aus dem Bach und aus den Quellen ihren Namen rufen.

„Jetzt schieße in die erste Quelle, dann in die zweite, dann in die dritte, wenn du ewig frei und jung und schön bleiben willst! Du brauchst auch nicht erst zu laden!" — Nani legte an, aber ihr Hund Paris sprang heulend an ihr hinauf und zerrte an ihrem Aermel, als ob er sie verhindern wollte an dem Ungeheuren, das sie zu begehen Willens war. Die Alte schlug ihn mit ihrer Krücke auf den Kopf, daß er zusammensank und sich ächzend zu den Füßen seiner Herrin krümmte. — Schieß zu! rief sie, oder dich wird der Zauber und der Hohn der Menschen und Thiere ewig verfolgen! Deine rothen Wangen werden fahl und blaß werden, deine Augen werden verglühen wie Sumpflicht, dein Haar wird grau und todt wie Flachs, und dein stolzer Leib wird zusammenbrechen wie ein morscher Baum. Der Schuß befreit dich von der Liebe des Jägers und von allen Qualen des Mutterseins!

Der Schuß ging los, ein Schrei, wie der Todesschrei eines Kindes, durchdrang die Nacht, und der Quell, der eben wie Silber leuchtete und so lieblich murmelte, quoll roth wie das Blut aus einer Wunde und klang so hohl und dumpf wie das Lallen eines Sterbenden. — Noch einmal sprang der Hund Paris auf und umsprang mit Geheul seine Herrin. Aber Nani wie bewußtlos schoß noch zweimal. Jedesmal erscholl der Sterbeschrei, und alle drei Quellen flossen jetzt roth wie Blut aus dem Felsen. Fort war das liebliche Murmeln, tonlos dumpf flossen die Quellen und der Bach dahin. — Jetzt ist dein Leib gefeit! sprach die Alte. Jeder Keim des Lebens und der Liebe ist in dir getödtet, jetzt geh hin! —

Als Nani heim kam beim Morgengrauen, lag ihr Vater, der alte Förster, im Sterben. Weh mir! rief er ihr entgegen, wo bist du so lange geblieben in dieser bösen Nacht? Mir war's, als ob ein dreifacher Schuß durch mein Herz dränge — Das hast du mir gethan! Alle meine Wunden brachen auf! — — —

Als Nani der Leiche ihres Vaters zur Kirche und zum Kirchhofe folgte, da ging der junge Jäger vom andern Revier neben ihr. — Weh dir, Nani! lispelte er ihr ins Ohr, siehst du nicht, daß die Steine vor dir sich aufthun wie Wunden und bluten, und daß das Gras hinter dir verdorrt? Nur ich sehe es, weil ich dich liebe. Weh dir, Nani! — Ich gehe in den Krieg gegen die Ungläubigen und will für den heiligen Glauben kämpfen, um für dich zu büßen! —

Als sie an die Kirche kam, schlug die schwarze Thür vor ihr von selbst zu, die heiligen Bilder zwischen den Säulen kehrten sich um mit den Gesichtern zur Wand, und als sie der Pfarrer mit geweihtem Wasser besprengte, da fielen die Tropfen von ihr ab wie Blutstropfen.

Und als der neue Förster kam und sie die Wohnung verlassen mußte, bat sie ihn, daß er ihr erlaube, im Walde zu wohnen. Und sie zog ihre Jägerkleider aus, legte ein hartes Gewand an und ging in den Wald zu den drei blutigen Quellen und baute sich dort eine Hütte aus Moos und altem Holze und wohnte daselbst. Alltäglich, des Morgens früh und des Abends spät, betete sie vor den Quellen und bat sie um Verzeihung, daß sie sie, die Ungeborenen, getödtet hatte. Denn sie wußte sehr wohl, daß es ihre Kinder waren, die sie einst hätte gebären sollen. Und in jeder heiligen Nacht und an jedem Ostermorgen und immer, wenn ein Jahr um war nach jener bösen Nacht, hörte sie die drei Quellen weinen gleich drei Kindern. Oft auch sah sie über den drei Quellen drei Lichtlein schweben. Da pflegte sie sich hinzuwerfen aufs Gestein und zu beten und zu weinen, oder sie verzweifelte an der Gnade Gottes und gab alle Hoffnung künftiger Vergebung auf. Sie verfluchte ihres Leibes Schönheit, die nicht von ihr weichen wollte und in so üppiger Blüthe stand wie vor jener Nacht im Walde, da die Thiere zu ihr sprachen und das alte Weib sie zum Bösen führte. Nur in ihrem Herzen fühlte sie sich altern und merkte, wie ihre Kräfte schwanden trotz der äußern Blüthe ihres Leibes.

Aber die Kenntniß der Kräuter, Pflanzen und Blumen und der ihnen inwohnenden Kräfte, die sie in ihrem Waldleben gelernt, benutzte sie zur Bereitung heilsamer Balsame für Verwundete und wohlthuender Getränke für allerlei Kranke. Diese trug sie dann in die Häuser der Hülfsbedürftigen, und mit den Salben und Balsamen zog sie in den Schluchten des Gebirges umher, um zu helfen, wo irgend ein Wanderer auf den gefährlichen Wegen ihrer bedurfte. Der Name der wilden Jägerin wurde immer mehr vergessen, und man nannte Nani nur noch die gute Frau im Walde oder auch die heilige Waldfrau, und wo der Hund Paris sich zeigte, da wußte man auch, daß Hülfe für die Kranken und Verwundeten nicht mehr fern war.

So waren sieben volle Jahre verstrichen, und die Nacht kam, die siebente seit jener unheilvollen. Die Quellen weinten trauriger als sonst und jammervoller — aber noch trauriger und jammervoller lag Nani vor ihnen und betete und schlug die Brust. Siehe, da kam ein Mann in Soldatentracht matt und müde den Berg herabgekrochen. Er blutete aus vielen Wunden und sank kraftlos vor Nani's Füßen nieder. Heilige Frau! sprach er mit geschlossenen Augen, sie rühmen deine geweihte Kunst. Sieh, ob du meine Wunden, die ich im heiligen Kampfe erhielt und die ob altem Leide in diesem Walde wieder aufbrachen, wieder schließen kannst! — Nani blickte ihm ins Antlitz und erkannte beim Lichte des Mondes das gramgebleichte Gesicht des Mannes, der sie einst geliebt hatte. Sie trug ihn mit Schmerzen hin zu den Quellen, um seine Wunden zu waschen, aber wie sie die Hand in die Wellen streckte, um das barmherzige Werk zu vollbringen, sieh, da wurden diese krystallklar wie sonst, das dumpfe, traurige Klagen hörte auf, und die Quellen rieselten mit lieblichem Gemurmel dahin. Nani erkannte, daß ihre Erlösung gekommen war. Mit ausgestreckten Armen sank sie an den Geliebten hin, der verklärt lächelte, sich erhob und mit ihr in Einem Kusse verschied. —

Achtes Kapitel.

An wie viel Böses und Trauriges auch die Obtschover schon gewöhnt, wie sehr sie auch seit Besetzung des Meierhofes, der sie beherrschte, jede Stunde auf neue traurige Ereignisse gefaßt waren — so überkam sie doch ein panischer Schreck, überlief sie doch ein ungewohntes Grauen, als sie des Morgens nach dem Walde blickten und dort am äußersten Baume die Leiche Hynek-Cölestins erblickten, die im Morgenwinde sanft bewegt hin und her schaukelte. Sie erzählte ihnen, wie sehr es Peter Buresch mit seinen Kriegsartikeln und seinem Kriege ernst sei, und gab ihnen die Ueberzeugung von der Unerbittlichkeit des Raubschützen. Sie konnten ihre Blicke nicht abwenden von des gehenkten Laienbruders sanftem und traurigem Gesichte. Es war nicht verzerrt und entstellt, sondern neigte sich friedvoll und wie schlummernd auf die rechte Schulter, was die Sage, welche einige Tage später sich verbreitete, nur bestätigen konnte, daß seine Begleiter und Henker ihm barmherzig erst eine Kugel durchs Herz jagten, bevor sie ihm die schimpfliche Todesart des Hängens anthaten. Spät erst kamen einige Bursche zur Besinnung, schlichen sich am Meierhofe vorbei hinaus an den Baum und befreiten ihn von seiner Last, während Männer und Weiber aus der Ferne zusahen und Peter Buresch verwünschten, daß er es gewagt, Hand zu legen an Einen, der ein halber Priester gewesen. Sie riefen des Himmels Flüche auf ihn herab, und alte Weiber wagten sich bis an den Eingang des Meierhofes und prophezeiten vor den Augen und Ohren des Ungarmichels das gleiche Schicksal seinem Herrn und Meister. An das kleinere Unglück Zdenko's, an seine

Gefangenschaft, dachten sie im Angesichte des Todes nicht, nach Art der Bauern, die nur das Fertige und Vergangene beurtheilen, aber es nicht lieben, von einer Thatsache auf die andere zu schließen.

Nur Einer that es, und dieser Eine war Zdenko's Vater. Der alte Mika hatte schon in der Nacht die Gefangennehmung seines Sohnes erfahren — er wälzte sich im Grase seines Gartens und weinte und jammerte, ohne einen Augenblick den Gedanken an die Rettung seines einzigen Erben aufzugeben. Als man ihm beim ersten Morgengrauen die Nachricht brachte, daß am Eingange des Waldes eine Leiche hänge, sprang er schreiend auf und eilte händeringend hinaus, um nachzusehen, ob es nicht sein Sohn sei, den die Duschniker hingerichtet hatten. — Wie sehr auch Zdenko und Cölestinus an Gestalt und Antlitz verschieden waren, mußte er doch mehrmals hinsehen, um sich zu beruhigen, denn so bald er die Augen abwandte, malte ihm seine Angst den eigenen Sohn dahin, wo der arme Laienbruder im Morgenwinde sich wiegte, und das schien ihm eine traurige Prophezeiung Dessen, was morgen geschehen könnte, wenn er nicht Alles that, um es abzuwenden. Erst als sie die Leiche Hynek-Cölestin's hereinbrachten, ging er etwas ruhiger nach Hause. Es mußte etwas geschehen — aber er wußte nicht, was. Die Anzeige machen? Er hatte Zdenko versprochen, es nicht zu thun, und das Versprechen schien ihm jetzt heilig, da Zdenko für ihn ein Sterbender war. Mit schwankenden Schritten und gebeugten Hauptes ging er in der Stube auf und ab, von einem Winkel zum andern, dann von der Thüre zum Fenster, dann wieder im Kreise herum — schob die lange, rothe Tafel des Tisches bei Seite, um sich einen neuen Weg zu machen, als ob er fürchtete, auf seine früheren Schritte zurück zu kommen — dann blieb er im Winkel hinter dem Ofen stehen und lehnte müde die heiße Stirne an die kalten Ziegel — dann wieder lehnte er sich mit dem Rücken an, als ob er sich wärmen wollte, und schüttelte sich vor Frost. Mehrere Male nahm er die Feder zur Hand, glättete

das Papier, begann zu schreiben und schob plötzlich das Schreibzeug wieder zurück und sprang auf und fing seine Reise durch die Stube aufs Neue an. Er zog mehrere Bücher aus dem Schranke, schlug sie auf, starrte gedankenlos hinein — warf sie wieder zu und in den Winkel und lief von Angst getrieben hinaus in den Garten. Da hörte er die lustigen Stimmen der Duschniker aus dem Meierhofe — die Sonne leuchtete so hell, die Vögel sangen so frisch — er konnte es nicht ertragen und lief zurück ins Haus, die Treppe hinauf auf den Boden. Matt und müde blieb er vor einer alten, bestaubten Kiste sitzen. Die Gedanken waren ihm ausgegangen. Ohne zu wissen, was er that, hob er den Deckel auf und sah in den leeren Raum der Kiste und bückte den Kopf immer tiefer und starrte den staubigen Boden an und ließ den Blick unverwandt in einem Winkel hangen, als ob er die Spinnen dort beobachtete, die er doch gar nicht sah. Der Bauernadvokat war muthlos und plötzlich alt und gebrochen. Eine dumpfe Stimme wiederholte immerwährend in ihm: des Kontraktes wegen, des Geldes wegen hast du's so weit gebracht — hast du beide Söhne ermordet — du bist Schuld daran! Der Angstschweiß stand ihm kalt auf der Stirne, während das Blut heiß und pochend durch die alten Adern rannte. Endlich sprang er auf. Er schüttelte den Kopf, der von der gebeugten Stellung schwer geworden und in dem es düster summte und brummte, sah ins Sonnenlicht, streckte sich mit Gewalt und ging ruhigen Schrittes wieder hinab in die Stube. Offenbar hatte er sich wieder gefaßt, war er zu einem Entschlusse gekommen. Er nahm seinen langen, mit silbernen Knöpfen besetzten Rock aus dem Schrank und zog ihn an, setzte die grüne Sammtkappe auf und darüber den großen, breitkrämpigen Filzhut, der hinten aufgeschlagen war, nahm das lange, mit Quasten verzierte spanische Rohr in die Hand und ging hinaus durch den Garten und hinter dem Dorfe herum nach dem Walde — durch die Duschniker Vorposten durch — ernst, würdig, gravitätisch — daß sie ihn nicht aufzuhalten wagten — zu Peter Buresch.

In der That, wie er dahin schritt durch den Wald, neu gesammelt, mit frisch zusammengeraffter Kraft nach überwundenen Stunden des dumpfsten Schmerzes, der noch in ihm nachzitterte und das bleiche Gesicht mit sanfter Röthe bedeckte — lag eine gewisse Würde auf ihm, die Ehrfurcht einflößte. Nicht der verschmitzte, feine Bauernadvokat, der seine Umgebung zu benutzen wußte, war er in diesem Augenblicke; nicht den Spekulanten und Handelsmann verrieth sein Gesicht — es war der Vater, der dahin ging, seinen Sohn zu retten, bereit, jedes Opfer zu bringen, bereit zum Schwersten: sich zu erniedrigen, zu unterhandeln mit einem Menschen, der außer dem Gesetze stand, mit einem besitzlosen Abenteurer, mit einem Wilddiebe, auf den er herabsah; ja bereit, seine Kniee zu umklammern und ihn anzuflehen, das Leben seines Sohnes, den Erben seines Namens großmüthig und gnädig zu verschonen — und endlich war es der Vater, der dahinging, sich den bewußten Stolz zu retten, jenen Stolz, den nur der Bauer und der Adel kennt und der den mittleren Klassen unbekannt ist, der Stolz des festen Besitzes, des Sitzens auf eigenem Grund und Boden, der auf Jahrhunderte zurückweist und hoffnungsreich und sicher Jahrhunderten entgegenblickt. Der alte Mika ging hin, seinen Majoratserben zu retten, ausgerüstet mit Aufopferungslust, mit Stolz und mit Liebe. So war er schön und würdig anzusehn, denn aller Stolz und alles bessere und weichere Gefühl, das er jetzt in sich trug, drückte sich in jedem Schritte, in jedem Blicke, in jeder Bewegung, in der ganzen Gestalt des alten Mannes aus. Denket an Priamus, den einst stolzen, nun gebeugten und hinfälligen König, den Gemahl der „schlotterichten Königin" Hekuba, der dahin geht, den Sohn, wenn auch als Leiche, vom stolzen Peleiden zurückzufordern!

Die Duschniker, durch deren Reihen er ging, grüßten den alten Mika unwillkürlich, anstatt ihn aufzuhalten. Man begreift's, daß sich die Obtschover von Dem regieren lassen — sagten sie, ihm nachsehend, um sich vor sich selbst zu entschuldigen,

da sie einen gewissen Respekt vor dem Feinde in sich aufsteigen fühlten. Selbst Peter Buresch stand bei seinem Herannahen vom Stein auf und ging ihm entgegen. Der alte Mika ging abseits an einen alten Steinhaufen, der von Brombeer- und Himbeerstauden bewachsen war, setzte sich in den Schatten und winkte Peter Buresch, ein Gleiches zu thun.

Peter Buresch fühlte sich einen Augenblick ebenso wie jene beherrscht durch die trauernde Würde und den gedankenvollen Ernst des alten Mika und gehorchte unwillkürlich. Mehrere Minuten saßen sie in Schweigen versunken neben einander; Peter, niederblickend aufs Gestein und die Eidechslein beobachtend, die zu seinen Füßen hin und her schlüpften; Mika, seinen langen Stock gerade vor sich hinhaltend und das Kinn auf den Knopf gestützt, betrachtete prüfend die harten Züge seines Gegners. Doch konnte die Herrschaft, welche der Alte über den Raubschützen ausübte, nur kurze Zeit dauern. Schnell besann sich Peter Buresch und sagte sich, daß es nicht Zeit sei, vor den grauen Haaren, vor dem ernsten Gesichte seines Feindes, der offenbar mit ihm zu unterhandeln kam, allzugroßen Respekt zu haben. Er fragte sich: ist es nicht der Bauernadvokat, der vor dir sitzt? — der Freund und der Günstling der Beamten? der Schreiber und Käufer verwickelter Prozesse? — der Spitzbube, vor dem man auf jedem Pferdemarkt auf seiner Hut sein muß? der Geizhals, der in Strümpfen alte Kronenthaler sammelt? Wie einen Schild gegen das Uebergewicht des alten Bauernadvokaten, holte er aus dem kältesten Winkel seines Herzens das kälteste, spöttischste Lächeln hervor und schob es vor sein Gesicht, das er in einem unbewachten, schwachen Augenblicke ehrfurchtsvoll gezeigt hatte. Der alte Mika, der ihn errieth, ließ sich dadurch nicht stören und begann mit fester, gehaltener Stimme, in welcher der innere Kampf der letzten Stunden nur noch leise nachzitterte, also:

Peter Buresch, du hast meinen Zdenko gefangen, als er in der unschuldigen Absicht kam, sein Schwesterlein zu holen.

Ja, das that ich! antwortete Peter kurz.

Was denkst du mit Zdenko anzufangen? —

Was ich mit ihm und Liduschka, eurer Tochter, anfangen werde, hängt von Euch ab, Richter Mika.

Du wirst doch nicht so wahnsinnig sein, deine Kriegsartikel auf sie anwenden zu wollen? —

Gewiß werde ich so wahnsinnig sein. Hynek-Cölestinus, der arme Junge, den ihr schändlich mißbraucht habt und um den es mir in meiner Seele leid thut, hat euch gezeigt, daß ich mit meinen Kriegsartikeln Ernst mache — ich werde es um so mehr mit dem einzigen Sohne und Erben meines Feindes.

Peter Buresch, fuhr der alte Mika in gleich ruhigem Tone fort, du weißt, daß ich dich in meiner Hand habe. Du weißt, daß ich weiß, daß du baierisches Geld und baierische Waffen bekommen hast und noch bekommst. —

Ich weiß es — ich weiß, daß Ihr mich in Eurer Hand habt, daß Ihr einige Kompagnien gegen mich könnt marschiren und mich hängen lassen wie einen Hund — darum ist es gut, daß ich auch Euch in meiner Hand habe, und schwöre es Euch bei Allem, woran Ihr glaubt, daß, sobald ich erfahre, daß Ihr den geringsten Wink nach Prag gegeben, ich meinen Wink gebe, und Euer Sohn hängt am nächsten Baume. —

Der arme Zdenko, der Schuld daran ist, daß nicht schon jetzt das hohe Landesgubernium die Anzeige in der Hand hat? — seufzte Mika, und es lag ein Ton des Vorwurfs in seiner Frage.

Ich weiß es, antwortete Peter, und es thäte mir leid um ihn, er ist ein guter, braver Junge, aber die Sünden der Väter werden an ihren Kindern gestraft, und Jeder muß sich seiner Haut wehren, und bittere Rache ist süß.

Der alte Mika schwieg. Ein schwerer Seufzer hob seine Brust, den er vergebens niederzuringen strebte. Er begann am ganzen Leibe zu zittern, und der Stock, den er bisher wie eine Stütze krampfhaft umklammert hielt, entfiel seinen Händen. Er legte sein Haupt, um es zu stützen, an die Steine und glitt mit dem

ganzen Körper, den er nicht mehr schien bemeistern zu können, tief hinab, so daß er gegen seinen Willen wie ein Flehender zu Füßen Peter Bureschs lag. Sein ganzer Stolz war dahin. Er breitete die zitternden Arme aus und rief: Gib mir meinen Sohn wieder und nimm mein Haus und meine Felder! Keine Art soll mehr an euren Wald gelegt werden, das schwör ich dir bei der heiligen Jungfrau vom heiligen Berge, und sollte ich als Bettler, verachtet und gedemüthigt, von Dorf zu Dorfe ziehen, bis ich hinter irgend einer Hecke mein elendes Leben aufgebe, wie ein herrenloser Hund — nur daß der unglückselige Streit um den Wald ein Ende habe!

Peter Buresch lächelte. Dein Haus, deine Felder — sprach er — kann ich nicht brauchen, ich bin der Heimatlose und will kein Eigenthum, das sich an meine Verse hänge, und um den Wald, das weißt du, handelt es sich auch nicht mehr. Auch bin ich kein Menschenverkäufer und will weder mein Leben erkaufen, noch das Leben deines Sohnes verkaufen. Er ist mir ein gutes Pfand, daß du dich nicht rührst und zum Verräther werdest an deines Gleichen bei den Beamten und Herrn. Doch gibt es ein Mittel, ihn zu retten. Schließe dich uns an!

Der alte Mika schüttelte traurig den Kopf.

Das kann ich nicht — sagte er leise, doch entschieden, ohne sich lange zu besinnen.

Schließe dich uns an — wiederholte Peter Buresch dringend — geh mit uns, alter Bauernadvokat! Sieh, ich gebe den Bauern das Vertrauen auf ihre Kraft, du, der Mann des Gesetzes, der alte Bücher liest, wirst ihnen das Vertrauen auf ihr Recht geben, das sie noch nothwendiger brauchen. Was hast du zu fürchten? Mit dir gehen alle Dörfer jenseits des Waldes — so sind wir stark genug, den Anschluß der Bauern aus dem ganzen Brdywalde abzuwarten. Die geschundenen Unterthanen der kaiserlichen Herrschaften im Blanskywalde werden uns mit Jubel zustürzen und mit ihnen die Schaaren von Eisenarbeitern und Kohlenbrennern der Pirglitzer und Fürstenbergischen Wälder, die

ausgehungert sind, daß sie Baumrinde mahlen und Brod daraus backen. So wird es hinaufgehen bis Pleß und Joachimsthal zu den magern Bergleuten. Wir alle haben einen Halt an Baiern, das uns den Rücken deckt — ebenso wie die Chlumetzer Bauern, aus alter Zeit unruhige Köpfe, an Preußen. Zeige ihnen nur die Schlösser mit ihren Schüttböden und die Klöster mit den verborgenen Schatzkammern, und du wirst sehen, wie sie uns zustürzen zu Tausenden, unwiderstehlich und gewaltig, und das Alles, während die Kaiserlichen mit hundert Feinden sich zu schlagen haben. Wenn jemals eine Zeit da war, Recht und Rache zu nehmen am übermüthigen Herren- und Beamtenpack oder den Blutegeln von Pfaffen, so ist es jetzt. Und haben die Bauern nicht Recht? Fühlst du nicht die Nothwendigkeit, alter Mika, dir auch einmal Recht und Rache zu verschaffen? Dich aller Lasten und Hudeleien abzuthun? Schämst du dich nicht vor deinem Ackergaul, der sich bäumet, wenn du ihm einen Schlag zu viel gibst?

Das kann ich nicht! — wiederholte Mika wie zuerst mit hängendem Kopfe, mit demselben Tone der Stimme; und mit einer Art von Stolz fügte er hinzu: Ich bin ein Mann des Gesetzes. Wenn mir ein Unrecht geschieht, setze ich mich hin und schreibe und setze Alles klar auf und mache meine Eingabe an das Amt — und wenn ich einen Bescheid bekomme, der mir nicht behagt, fange ich von vornen an, setze meine Schrift noch klarer auf, berufe mich auf die Gesetze und gehe durch die Instanzen. Es geschieht mir auch selten Unrecht — denn ich stehe gut mit den Beamten und weiß mich auch an ihnen zu rächen. Ich führe auch einen Krieg — ich liege auch im ewigen Kampfe, aber immer mit dem Gesetze in der Hand, und ich gewinne mehr als die Herren und Beamten — ich arbeite nicht, ich betrüge sie, ich mache Lieferungen und bekomme zehnmal so viel von der Kaiserin zurück, als ich ihr an Steuern zahle, und die Herren und Beamten, vor denen ich mit dem Hute in der Hand stehe, sind erbärmliche Hungerleider neben dem alten Mika. — Das ist mein Krieg — sehe Jeder, wie er sich helfe — Jeder hat seinen Kopf — Mancher

nur seine Arme — doch steht Jeder auf eignen Füßen. Ein anderer Krieg — das ist wider meine Natur. Und mit Preußen und Baiern mich einlassen, das ist gegen die Anstammung, gegen die Kaiserin, das ist wider das Recht — wir gehören den Habsburgern.

Gehören? — schrie Peter Bureſch, indem er aufsprang. — Angehören? — keinem Menschen gehöre ich an — erst wenn mich Einer todtgeschlagen, gehöre ich ihm an, früher wehre ich mich. Und was das Recht und die Anstammung betrifft, kannst du dich beruhigen. Ich weiß, was man in Baiern weiß, von Urkundenfälschung und Diebstahl, und daß, wenn es nach der alten Geschichte von Urkunden und Erbschaften gehen sollte, wir jetzt dem Baier angehören müßten, und nicht dem Oesterreicher.

Das sind Dinge, die wir nicht wissen können und die wir nehmen müssen, wie man sie uns sagt, und über die wir nicht disputiren können, Peter Bureſch — ich bin gekommen, dich um meinen Sohn zu bitten.

Geh mit uns, und du sollst ihn haben — rief Peter ungeduldig.

Ich kann nicht! seufzte Mika, indem er aufstand.

So sollst du auch deinen Sohn nicht haben!

Hilf mir Gott! seufzte Mika — du versprichst mir aber, ihn zu schonen?

So lange du nicht die Anzeige nach Prag machst.

Ich schwöre es dir, rief Mika. —

So kannst du ruhig sein, antwortete Peter — er bleibt mir nur als Unterpfand deines Schwures.

Lebe wohl! sagte Mika und ging waldeinwärts. Wie er den Rücken wandte, verwandelte sich auch der Ausdruck seines Gesichtes. Die Trauer, die Würde, der Stolz waren verschwunden — ein schlaues, boshaftes, kluges, mit sich selbst zufriedenes Lächeln bedeckte es. Ich habe dir nur geschworen, murmelte er, die Anzeige nicht nach Prag zu schicken — dummer Dieb. Ich heiße nicht umsonst der Bauernadvokat!

Aber seine ganze Heiterkeit gewann er erst, als er wieder in

Hemdärmeln auf seiner Stube am Tische saß und, die Feder in der Hand, einen großen Bogen vor sich, zu schreiben begann:

„An die ehrwürdigen Väter von der heiligen Gesellschaft Jesu im Kloster zu Oborschischt.

Ehrwürdige und heilige Väter!

Sintemalen ich schließlich und Ergebenst gefertigter Bauer und Dorfrichter von Obtschov beides bin, ein treuer und Unterthänigster Knecht, Bauer und Unterthan Ihrer Mächtigsten Majestät der Kaiserin, als wie auch ein allergetreuester Sohn, Mündel und Knecht der Allerheiligsten Kirche und Ihrer Priester und Diener, meiner Herren und Gebiether, als Leiter zum Seelenheil und Ewigen Leben — als welchen mich alle Beamten und Herren, so wie auch viele Attestate und Zeugnisse hinstellen und als welchen mich auch die Heiligen Väter von der Gesellschaft Jesu Nicht leugnen werden — nehme ich mir in Ersterbender Unterwerfung und Demüthiglichkeit die Erlaubniß, Eure Hochwürden Eine Besondere anzeige zu machen, von einer Spetzies Facti, als welche sich seit mancher Zeit im Lande zuträgt.

Eure Hochwürden Heilige Väter: Es hat sich nämlich so zu sagen ein Ereigniß aufgethan im Dorfe Duschnik und in dem ganzen Thal am Bache der Litawka, als welches Ereigniß ein wahrhaftiges Factum und Gewaltige Awanture und Felonie wenn nicht schon ist, in Baldiger Frist werden Kann und Wird. Indeme im besagten Dorfe Duschnik noch nicht besagter Peter Bureschi, ein Wilddieb und Verwogener, im ganzen Böhmerwalde Verrufener Pursch, sich als Anführer nennt und nichts anderes ist, als wie ein Gottesleugner, welcher die Heilige Jungfrau vom Heiligen Berge wie alle andern heiligsten Heiligen Verachtet und auch den Weltlichen Autoritäten, Magistraten, Richtern, Beamten, Herrschaften bis auf die Höchste Kaiserin hinauf nicht den geziemenden, schuldigen, Ersterbenden Respekt beweist, Sondern vielmehre wie die Heiligen Diener der Kirche ebenfalls verachtet und despektirt, als Nicht ziemlich ist und gesetzlich — ja und

endlich sich sogar zur Uiberfülle mit dem Feinde Ihrer Majestät der Kaiserin verbunden, mit dem Churfürsten von Baiern Gnaden zum Zweck und Mittel einen Gewaltigen Krieg und Aufruhr sammt Rebellion im Böhmerlande zu Erregen als man seit Zizkas Zeiten nicht gesehen, ebenfalls die Klöster und heiligen Kirchen zu Zerstören, Güter unter tummes Pauernvolk zu vertheilen, wie schon alles in alten Zeiten da gewesen, von den Herrschaften zu befreien, wozu Alles benamster Peter Buresch bairisches Geld in Hülle und bairische Waffen in Fülle gewißlich erhalten hat, was ich Alles durch Eid und Zeugen und durch den Duschniker praven Pauern und Angesessenen Martin Kinnich eidlich niederlegen als auch beichten kann, nach Eur Hochwürden Wunsch, Befehl Ermessen oder begehren.

Denn es ist sothanes Ereigniß mehr denn als eine gewöhnliche Pauernprügelei und hat schon viele junge Leben dahingerafft, gleich wie in einem wahrhaftigen Kriege auf Befehl Peter Bureschs durch Blei, Strick und Gefangennehmung. Nicht kann ich verschweigen, daß ganz sicherliche Nachrichten besagen wie viel benamster Peter Buresch die Helviten und Verspotter Unserer Heiligen Religion aus dem Dorfe Ribnik, in der Nähe vom Kloster Eur Hochwürden hat allenfalls und gleichmäßig Aufgefordert mit ihm zu ziehen und zu rauben, was sie wahrscheinlichst befolgen werden, ich aber nicht bestimmt weiß. Dieses Alles habe ich klar Aufgesetzt zu Euer Hochwürden der Heiligen Väter gnädigen, weisen und Heiligen Ermessen und Beachtung, was Sie damit anfangen wollen, ob Beachten oder Verwerfen nach Ihrer Weisheit und Göttlicher Einsicht uns zu bewahren vor der Strafe, oder Hinzugeben als sündige menschen der Geißel welche uns und unseren Herrschaften und Glauben heraufzieht als eine schwarze Wolke, wie es sich geziemt und es Pflicht für einen Treuen Diener Ihrer Majestät und einem frommen Knecht der Kirche als welcher ich sterben werde

Martin Wenzeslaus Mika
Dorfrichter von Obtschov."

Ueber diese Arbeit war es Abend und dunkel geworden. Doch trotz der Dunkelheit saß der Bauernadvokat noch lange da und betrachtete mit selbstgefälligem Lächeln den großen beschriebenen Bogen, schob ihn weit von sich, um ihn aus der Ferne zu bewundern, oder hielt ihn nahe vor die Augen, um ihn genau zu prüfen, und freute sich, wie schön sich die ausgemalten Anfangsbuchstaben und wie würdig sich die Schrift im Ganzen ausnahm. Hinter dieser kleinen Eitelkeit des Schönschreibers versteckt aber lag der Stolz des Advokaten, der Stolz auf seine Klugheit. Wie vorsichtig und wie aufreizend zugleich hatte er nicht Alles angedeutet, was er andeuten wollte; wie klug hob er Alles hervor, was die Brüder Jesuiten aufbringen mußte, und wie klug vor Allem stellte er sich selbst als loyalen Unterthan und frommen Christen hin! Der klügste von allen aber war der Urgedanke, sich an die Jesuiten zu wenden. Sie werden mit einem Worte schneller eine Prager Kolonne in Bewegung setzen, als er, der arme Dorfrichter, es mit hundert Anzeigen, Eingaben und Bittschriften vermocht hätte! Ihr Einfluß begann zwar, wie man allgemein wußte, bei Hofe und Regierung etwas abzunehmen, aber mit desto größerem Eifer werden sie eine Gelegenheit ergreifen, sich der Regierung ergeben zu beweisen — sich als die Hüter der Ruhe und Ordnung hinzustellen; und mit welcher Geschicklichkeit werden sie aus der Duschniker Maus von einem Aufstande einen Elephanten von Bauernrebellion machen!

So meditirte Mika, so lange er noch einen Buchstaben seiner Schrift sehen konnte, dann stand er auf, um den Kantor zu holen, den er ausersehen hatte, ihn als seinen Gesandten mit der Schrift nach Oborschischt zu schicken.

Der trat eben ein, aber verdrießlich aufgeregt.

Da sitzest du, unser Richter, rief er grollend, und weißt nicht, was da draußen vorgeht und welche neue Gefahren sich über unserem Haupte zusammenziehen. Die Helviten, die Ribniker Ketzer, marschiren wirklich und sind die Bundesgenossen von Peter Buresch. Sie haben sich Waffen verschafft und rückten heute

plötzlich vor das Oborschischter Kloster, um Gott weiß welche kirchenschänderische Geschichten auszuführen. Zum Glück hatten die heiligen Väter Jesuiten den gerechten Geruch und besetzten das Kloster noch zur guten Zeit mit den Oborschischter Bauern und jagten die Ketzer zurück.

Das ist ja gut! sagte Mika, der daran dachte, daß nun seine Schrift doppelten Glauben finden werde, und sich freute, daß die Jesuiten mit in den Handel gezogen und zu seinen unfreiwilligen Bundesgenossen gemacht seien.

Ja, es wäre gut — fuhr der Kantor fort, wenn sich die Ketzer nicht zwischen dort und Obtschov gelagert hätten, um sich mit dem Ungarmichel aus dem Meierhof zu vereinigen und mit ihm vereinigt das Kloster zu stürmen und dann mit Feuer und Schwert gegen uns und unsere Freunde zu wüthen.

Das ist nur darum traurig, antwortete Mika nachdenklich, weil wir nun vom Kloster abgeschnitten sind und mein Brief schwerer dahin gelangen wird. Du wirst einen großen Umweg über Liha und die Bukowaner Wälder machen müssen.

Ich? — rief der Kantor erschrocken — die heilige Jungfrau bewahre mich! Wenn sie mich erwischen, hängen sie mich gewiß. Jedes Kind kennt mich in der Gegend, und wenn sie mich sehen, wissen sie gleich, daß es sich um was Wichtiges handelt, und fangen mich auf, und weil ich so halb und halb auch ein Diener der heiligen katholischen Kirche bin, hängen sie mich gewiß. Nein, Richter, ich gehe nicht.

Nun, wen soll ich denn schicken? Es ist Gefahr im Verzug — der Brief muß noch heute fort.

Irgend einen unschuldigen, unverfänglichen Menschen, dem man es nicht zutraut, daß er vom Bauernadvokaten an die Jesuiten geschickt wird. — Halt — sieh da! rief plötzlich, wie über einen guten Gedanken erfreut, der Kantor, dort sitzt dein Bote und kaut eine Rübe.

Er deutete mit der Hand hinaus auf eine Hausschwelle mitten im Dorfe, wo vom Monde beschienen der tolle Honsik saß

und ruhig im Bereiche der Flinten des Ungarmichels sein einfaches Abendmahl zu sich nahm. Siehst du, fuhr der Kantor fort, wie er jetzt so ruhig dasitzt, während kein anderer Mensch sich hinauswagt und es den Duschnikern im Meierhofe nicht einfällt, ihn zu stören? eben so ungefährdet kann der mitten durch die Ketzer gehen. Den hält kein Mensch auf, denn keinem Menschen fällt es ein, daß er was Vernünftiges zu verrichten habe.

Der alte Mika lächelte schmerzlich. Sollte er seine so weise Schrift einem Wahnsinnigen anvertrauen? seine so wichtige Unterhandlung mit dem mächtigsten Orden der Welt durch einen solchen Boten so sehr herabwürdigen? Aber er würdigte die Gründe des Kantors und fügte sich der Nothwendigkeit.

Der Brief war bald gefaltet und mit einem großen Siegel und dicker Aufschrift versehen, und der tolle Honsik war bald instruirt. Er lächelte blödsinnig zu Allem und schüttelte den Kopf, was Verständniß bedeuten sollte, und machte einen großen Freudensprung und jauchzte, als man ihm ein köstliches Frühstück im Refektorium in Aussicht stellte. Was waren dagegen alle Gefahren, vor denen man ihn warnte! — er lachte toll auf, wenn man ihm von Hängen sprach. Die Hundstage waren ja nahe, und es begann zu kochen und zu gähren in seinem Gehirn. Die verborgenen und versteckten Umwege, die man ihm empfahl, kannte er alle und versprach murmelnd, ihnen zu folgen. Er schob den dicken Brief unter das Hemd und eilte über Hecken und Umzäunungen davon. Die Duschniker im Meierhofe, die ihn so dahin laufen und springen sahen, sagten: der tolle Honsik beginnt schon seine Wanderungen, wir werden bald sehr heiße Tage bekommen.

In derselben nächtigen Stunde läuft, auf denselben nächtigen und verborgenen Wegen, oder vielmehr kreuzt sie ein anderer, holderer, schönerer Bote — wenn er etwas flinker ist als der tolle Honsik, so begegnen sie sich gewiß, was gefährlich werden könnte. Nun, so werden sie sich begegnen, denn der andere, schönere, holdere Bote schwebt dahin wie ein Luftgeist — kaum daß sich die

Gräser unter seinen Füßen neigen; die Gebüsche, durch die er schlüpft, säuseln nur, als ob sie ein Vogel im Fluge mit seinem schwachen Flügel gestreift hätte. Es ist, als ob der schönere Bote an den Mondstrahlen hinlaufe, angezogen von ihren magischen Kräften, während sich der Andere wie ein Eber ebenfalls eilig und schnell, aber plump durch das Dickicht arbeitet. — Wer kann laufen wie Lunetta? Sie ist der Bote Peter Bureschs und läuft dahin, um den Ketzern, die unfern dem Kloster lagern, zu sagen: „Seid brav, Brüder Ribniker! Morgen muß das Kloster genommen sein, denn es ist ein fester Punkt, und wir haben dann drei feste Punkte: den Meierhof, das Kloster — und ich selbst nehme in derselben Nacht das hochgelegene Schloß von Hluboschtrotz der fürstlichen Leibwache. Wir beherrschen dann den ganzen Wald und strecken unsere Hand aus über die Schlösser von Ginetz, Horschowitz u. s. w. und über alle Klöster des weiten Brdy- und Blanskywaldes. Beeilet euch, denn der Verrath hängt über unsern Häuptern! Was ihr im Kloster erbeutet, gehört euch, und die Kirche, die man euch in Ribnik zu bauen verwehrt, wird sich aus katholischem Klingelbeutel gut aufführen lassen. In drei Tagen vereinigen wir uns!"

Lunetta wiederholt sich die Botschaft ihres Herrn und Meisters, um ja keine Sylbe zu vergessen, und so murmelnd läuft sie immer weiter. Wie sie aber bei Dol über eine Hecke setzt, will eben von der andern Seite wieder Einer herüber. Im Sprunge sehen sich die Beiden an und erkennen einander. Lunetta erschrickt — sie hat eben die Worte wiederholt: „Verrath hängt über unsern Häuptern." Der tolle Honsik lächelt. Er weiß sehr wohl, daß Lunetta zu Peter Buresch gehört, auch daß sie sein Spion ist — wie er von seinen Streifereien überhaupt Vieles weiß — er wußte es schon, als Lunetta im Dorfe war, aber er sagte nichts, weil er überhaupt nichts sagt. Er sagt auch jetzt nichts und eilt dem Befehle gemäß weiter.

Nach einigen Sprüngen schlägt er eine wilde Lache auf und sieht sich nach Lunetta um, die ihrerseits auch ihm nachsieht. Der

tolle Honsik kann nicht umhin — Ha, ha! lacht er noch einmal, und mit triumphirender Schadenfreude hebt er mit der einen Hand hoch einen Brief empor und droht mit der andern. Dann läuft er wieder weiter. Lunetta ahnt nichts Gutes. Sie sieht ihm nach und überzeugt sich, daß er gegen das Kloster zu läuft. Schnell entschlossen ihm nach — mit wenigen Sätzen über Hecken, Gesträuch und Feldraine hat sie ihn erreicht.

Wohin eilst du, toller Honsik? fragte sie gebieterisch.

Klosterfrühstück! wiehert der tolle Honsik.

Lunetta springt ihn an, wie eine wilde Katze und faßt nach dem Briefe. Entreißt sie ihn dem tollen Boten, so wird sie zu fliehen wissen — und der Arme ist um sein Klosterfrühstück. Aber ein gewaltiger Faustschlag auf die Brust wirft sie zurück ins Gebüsch, wo sie regungslos liegen bleibt.

Neuntes Kapitel.

Mit welch gleichmäßiger Klugheit haben die heiligen Väter von der Gesellschaft Jesu überall ihre Behausungen gebaut! Jedes Kloster eine kleine Festung, von geistigen und steinernen Mauern umgeben. Jedes Kloster ein regelmäßiges rechtwinkeliges Viereck, dessen drei Seiten vom Wohngebäude gebildet sind, an welches sich als vierte Seite die Kirche anschließt. Der innere festgeschlossene viereckige Raum, der so entsteht, ist in einen Garten umgewandelt, auf welchen nur die Fenster der inneren langen, dunkeln, geheimnißvollen Gänge blicken und der jedes profane Auge ausschließt. Ein solcher Raum, ein solcher Garten ist nothwendig. Dann kommt der scheinbar nicht nothwendige Garten, der bloß der Obstzucht wegen da zu sein vorgibt und sich fast rings um das ganze Kloster zieht. Aber seine Mauern sind hoch, fest und sicher. Die Mauern endigen auf der einen Seite vor der Pforte des Klosters, auf der andern vor der Kirchenfaçade, welche stolz und herausfordernd in die weltliche Welt hinausblickt. Aber vor der Klosterpforte ist noch durch Mauern ein Hof gebildet, welcher, wenn es Noth thut, auch durch ein Thor geschlossen werden kann. Nur der Raum vor der Kirchenfaçade, mit den stolzen, breiten, hohen Kirchentreppen, ist frei. Die Heiligen in den Nischen und auf dem Steingeländer der Treppe sind ganz gute Schildwachen. Die äußere Gartenmauer ist wo möglich von einem Flusse oder Teiche auf einer oder zwei Seiten bespült. Es ist ein Zufall, daß das Kloster just da am Wasser und nicht anderswo gebaut ist. Auch ist es ein Zufall, wenn es mit dem Hintertheil an irgend einem steilen Abhange steht, wie eine alte Burg, was

man gewöhnlich nicht bemerkt, wenn man es da ansieht, wo es zur Ansicht herausfordert, an der vordern Seite. Außerdem liebt es die eine Seite, die nicht vom Wasser bespült ist oder nicht auf einem steilen Abhange steht, ins leere Nichts hinaus zu sehen, wo weder Dorf- noch Stadthäuser stehen, kurz wo man ganz unbeobachtet ist, oder gar wo sich ein Gehölz, ein Wald, ein Gebüsch anschließt. Da ist gewöhnlich eine kleine unscheinbare Pforte angebracht, von der es heißt, daß sie fast nie geöffnet wird. Durch diese Pforte können Besuche einkehren, weltliche und geistliche, können Boten abgeschickt und empfangen werden, ohne daß es eine Seele im Dorfe oder in der Stadt nur ahnet. So ist jedes Jesuitenkloster, wie wir sagten, eine kleine Festung, die zwar keine lange Belagerung aushalten, aber einen möglichen Feind doch wenigstens so lange aufhalten kann, bis man Bücher, Papiere, Schätze oder andere dem weltlichen Auge nicht gut thuende Dinge entfernt hat.

So war auch das Jesuitenkloster von Oborschischt gebaut. Es hatte zwar keinen Fluß, aber auf der rechten Seite einen großen breiten Teich, um die Fische darin zu erhalten, die man doch an den vielen Fasttagen braucht — und hatte keinen Abhang, sondern einen kleinen Wald, der sich rückwärts dicht an die Gartenmauer anschloß, und eine Kirchenfaçade, die glänzend, bunt, von heiligen Bildern mit vergoldeten Strahlenkronen dicht besetzt, und mit einer hohen, breiten, weißen Treppe weit hinaus glänzte ins christliche Land.

Auf all den Herrlichkeiten von Heiligenbildern, Nimbussen, Säulen und Säulchen, gemalten und ungemalten kleinen, achteckigen, bleieingefaßten Scheiben, aus denen die hohen runden Fenster bestanden, spielten vergoldend die Morgensonnenstrahlen, daß die Kirchenfaçade aussah wie eine große, künstlich gearbeitete Goldmonstranz, die der Pfaff vor sich herträgt am Frohnleichnamstage. Drin brummte die Orgel und tönte das Glöckchen des Ministranten, denn die heiligen Väter Jesuiten ließen sich durch den ketzerischen Feind nicht stören in ihren frommen Ver-

richtungen. — Uebrigens hatte sich der ketzerische Feind jenseits eines Gehölzes bis gegen Langlhota, ungefähr eine Stunde weit gegen Obtschov, zurückgezogen, und das Kloster war von gläubigen Bauern besetzt.

Die Frühmesse war zu Ende, die Gläubigen verließen die Kirche, Weiber und Kinder bekreuzten sich und gingen mit Verachtung an der Gestalt vorüber, die draußen auf der Treppe lag, denn die Gestalt war eine Zigeunerin, war Lunetta.

Sie hatte ihren Auftrag bei den Ribniker Helviten bestellt und folgte dann ihrem klugen Instinkte zum Kloster, um zu sehen, ob sie nicht hier Peter Buresch und seinen Verbündeten, den Helviten, nützen könne, denn Peter Buresch hatte ihr aufgetragen, zu thun was sie für gut halte, und, wenn nöthig, auch ein wenig zu spioniren. So lag sie da, ermüdet von der nächtlichen Wanderung und dem Kampfe mit dem tollen Honsik und doch wachsam und aufmerksam, so zu sagen, mit einem schlafenden, einem wachenden Auge, die Gelegenheit zum Handeln erwartend. Man hatte ihr den langen, hagern, bleichen und schönen Pater Quirinus bezeichnet, als den Mann, der bei dem hohen Alter des Superiors des größten Ansehens im Kloster genieße und dessen Angelegenheiten leite. Wenn es ihr nur gelänge, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen!

Ein Blick in die Kirche sagte ihr, daß er eben die Messe celebrirte. Warte, bis er vielleicht herauskommt!

Der letzte Gläubige war eben die Treppe hinabgegangen. Lunetta streckte sich auf eine der mittleren Stufen hin, zog den einen kleinen, im rothen Pantöffelchen steckenden Fuß zurück, zeigte aber den andern um so deutlicher, indem sie ihn die Stufe hinabhängen und seine schöne volle, doch zarte Form sehen ließ, was das kurze Röckchen nicht verhinderte. Dann schob sie das Tuch vom Kopfe, ließ die dicken schwarzen Locken herabhängen, legte beide Hände unter den Nacken und that, als ob sie schliefe, unbekümmert um die Sonnenstrahlen, die ihre blassen braunen Wangen mit einem sanften Roth überzogen und auf den feinen

schwarzen Brauen glänzten. So erwartete sie den schönen, hagern Pater Quirinus.

Er ließ nicht lange auf sich warten. Lunetta hörte deutlich, wie die lange Kutte das Schiff der Kirche entlang schlurfte und sich näherte. Er muß in tiefe Gedanken versenkt einhergegangen sein, denn er merkte das Hinderniß nicht, das ihm im Wege lag, und trat gerade auf die Hand, die sich ihm entgegenstreckte, während die Schlafende sich eben umwendete — wobei ihr ganzer Leib einer ringelnden Schlange oder einer sanften Welle glich. Erschrocken sprang der Pater Quirinus zurück.

Aber die Zigeunerin muß sehr schlaftrunken sein, denn sie merkt gar nichts, holt tief Athem, wobei sich ihre schöne Brust so gewaltig hebt, daß sie das dünne Sammetleibchen zu sprengen droht, und schläft weiter.

Ueberrascht sieht Quirinus auf die Erscheinung nieder. Wie schön ist sie! Er kann den Blick nicht von ihr wenden. Er sieht sich um, er ist allein. Sachte schiebt er mit dem Fuß das Ende des Tuches zurück, das das halbe Gesicht Lunetta's verdeckt. — Welche liebliche, kindliche Ruhe — welche Brauen, welche Locken! — So steht er einige Minuten.

Dann plötzlich wendet er sich — er will durch die Kirche und Sakristei auf seine Zelle zurück.

Aber noch einmal möchte er die langen Wimpern sehen, die sich auf den blassen Wangen so schön abzeichnen. Pater Quirinus malt in seinen Mußestunden und will sich den Effekt merken. Aber während er sich abgewendet, hatte die Schlafende wieder das Tuch über das Gesicht geworfen — der Pater versucht es wieder mit dem Fuße. Es geht nicht, die Schläferin hatte sich zu fest verhüllt. Er muß sich bücken und es mit der Hand versuchen.

Da erwacht die Zigeunerin. Rasch erhebt sie den Oberleib, reibt sich die Augen und blickt lächelnd zum erschrockenen Pater auf. Er hat sich schnell gefaßt und eine strenge Miene vor sein Gesicht geschoben. Lunetta läßt sich nicht stören, blickt immer schelmischer und beginnt zu kichern, während sie ihre Kleider in

Ordnung zu bringen sucht und ihr Kopftuch mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit wie einen Turban ums Haupt windet.

Im schönen blassen Pater Quirinus beginnt es zu kochen. Doch bleibt er ruhig und streng. Er steckt die rechte Hand in die Brustfalte der Kutte und beißt sich die Lippen, ohne von Lunetta nur einen Blick wegzuwenden. Nach einer langen Pause erst fragt er mit fester Stimme:

Wer bist du?

Eine arme Zigeunerin, wie Ihr seht, ehrwürdiger Herr!

Und du läufst so allein in der Welt herum, ohne Mutter und Brüder? —

Ganz allein, frei wie der Vogel in der Luft — ohne Mutter und Brüder.

Wie wagst du es, unglückselige Heidin, dich so ehrfurchtslos hierherzulagern vor die heilige Kirche? —

Eine unglückselige Heidin? — ei, hochwürdigster Herr, ich bin eine ganz richtige gute Christin.

Du bist getauft? —

Allerdings und von einem schönen, jungen Pater Jesuiten, der auf Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin auf der Debreziner Pusta in Ungarn umherzog, um unglückselige, heidnische Zigeuner zu bekehren.

Bei euch unglücklichen Zikani ist selbst die Kraft der heiligen Taufe oft verloren, und auch du scheinst mir eine schlechte Christin.

Prüfet mich, ehrwürdiger Herr, fraget mich aus, und wenn ich nicht das Pater Noster und Ave Maria und den Katechismus auf ein Pünktchen auswendig weiß, so will ich von jetzt bis Ostern kein Huhn wieder stehlen.

Der Pater Quirinus versank in einiges Nachdenken. Scharf prüfend sah er die Zigeunerin an, als ob er mit seinen Blicken ihre innersten Gedanken durchdringen wollte. Immer wollte er sprechen, immer hielt er wieder inne. Lunetta blickte immer schelmischer, kicherte wieder und verhüllte ihr Gesicht mit beiden

Händen. So sprach sie halb leise vor sich hin: Ja, Hochwürdiger Herr, prüfet mich — Ihr seid ein so schöner hochwürdiger Herr, daß ich alles Vertrauen zu Euch habe.

Schweig! rief der Pater Quirinus — aber bald fügte er hinzu: Nun gut, so folge mir, ich will dich auf die Probe stellen.

Und so eilte er, ohne Lunetta weiter anzusehen, mit großen Schritten über den Hof der Klosterpforte zu. Lunetta hüpfend und schwebend ihm nach. Pater Quirinus zog einen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn sachte in das Schlüsselloch, sichtbar behutsam und vorsichtig. Doch hörte es der aufmerksame Bruder Pförtner, der kleine, dicke, glatzköpfige Frater Procopius, und eilte hinaus, selbst zu öffnen. Ein weinstrahlendes gutmüthiges, unschädliches Mondgesicht. Quirinus stampfte verdrießlich mit dem Fuße.

Wen habt ihr da? — rief der Bruder Pförtner verwundert.

Einen Sack voll Neuigkeiten für eure Chronik, rief schnell gefaßt Quirinus, indem er auf die Zigeunerin zeigte.

Wie gütig seid Ihr, sagte der Frater Procopius, Ihr sorget immer für mich, denn Ihr seid weise und sehet ein, wie nothwendig es ist für Mit- und Nachwelt, daß jedes Kloster seine Chronik und die Chronik der Umgegend schreibe. Unser Orden war ja immer die Heimat aller Wissenschaften. Was würde aus der Geschichte ohne Klosterchronik! Unser heiliger Orden hat der Welt schon große Theologen und Philosophen gegeben, wie Mariana, und Dichter, wie Baldus oder wie der Barde Sined, der eben jetzt zu unserem Ruhme und Preise blüht — die Welt soll unserem Orden auch einen großen Chronikenschreiber verdanken! Ihr wißt es, daß ich nur aus Liebe für die Chronikschreiberei den demüthigen Posten eines Pförtners angenommen habe, der ich doch Kellermeister oder Archivar sein könnte, nur weil man an der Pforte, zwischen der profanen und geistlichen Welt sitzend, Alles besser erfährt, was die Menschen thun und treiben, und was einmal vortreffliche Geschichtsquellen gibt.

Der Chronist wollte sich eben an Lunetta wenden, um sie

auszufragen, als sie wie überrascht ausrief: War das nicht der tolle Honsik, der eben Holz in die Küche getragen hat? Also ist er glücklich angekommen mit seinem Briefe vom alten Mika? —

Was weißt du davon? — fragte Quirinus erstaunt.

Komme ich doch eben aus Obtschov, antwortete Lunetta, wo ich beim Richter übernachtet habe. Der alte Mika ist sehr besorgt, ob sein Brief richtig angekommen, oder ob er von den Ribnikern aufgefangen worden ist. Zigeunerin, sagte er zu mir, suche so viel als möglich darüber zu erfahren und bringe mir Antwort. Du bist unverdächtig und kommst als Zigeunerin überall durch, während der tolle Honsik sich am Tage nicht zurückwagen kann.

Gut, sagte Quirinus, folge mir. Ich muß mit dir darüber sprechen — fügte er laut hinzu — Bruder Procopius, ich schicke dir sie in einigen Minuten wieder herunter.

Sie gingen die Treppe hinauf am großen Kruzifix vorbei und durch einen langen Korridor.

Unglücklicher Weise rief eben die Glocke ins Refektorium zum Frühstück. Aus allen Zellen kamen die Mönche hervor und sahen erstaunt oder lächelnd den Pater Quirinus und seine Begleiterin an. Pater Quirinus machte ein verdrießliches Gesicht, das sich auch nicht veränderte, als er mit Lunetta allein war in seiner Zelle. —

Du mußt sogleich wieder fort, denn ich muß ins Refektorium.

Aber der alte Mika? —

Hast du nicht gelogen in Allem, was du von ihm sagtest? —

Gelogen? — rief Lunetta verwundert — seid Ihr nicht jetzt wie mein Beichtvater, mein schöner Beichtvater, und ich werde lügen?

Das Gesicht des Mönches heiterte sich plötzlich auf. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, ein milder Zug, von einer gewissen Sehnsucht melancholisch angehaucht, umzog seinen Mund, während die Augen glühend auf Lunetta ruhten.

Gutes Kind! murmelte er — den Brief vom alten Mika

— er nahm ein Papier vom Tische und trug es zu einem Schranke, wo er es sorglich verschloß — aufmerksam folgte ihm Lunetta und merkte sich wohl das Schiebfach, in das er den Brief legte — den Brief vom alten Mika habe ich erhalten. Sage ihm, der Bote gehe schon heute oder spätestens morgen nach Prag ab.

Ich werde es wohl ausrichten, mein ehrwürdiger Vater.

Aber du mußt wieder kommen und mir sagen, ob der alte Mika nichts mehr zu bestellen hat — sagte Quirinus lächelnd, indem er sich Lunetta näherte und beide Hände zitternd auf ihre dicken Locken legte. Auch muß ich dich noch katechisiren — fügte er lächelnd hinzu.

Ja wohl! — antwortete Lunetta mit undurchdringlicher Einfalt.

Sei nicht närrisch! — murmelte Quirinus und drückte den schönen Kopf an seine Brust. — Du bist so hold, so mild, so schön — wie liebe ich die Heiden!

Die Heiden? fragte Lunetta.

Ja, die Heiden! rief Quirinus. Fort, und heute Nacht, um Mitternacht kommst du wieder, um mir Antwort zu sagen vom alten Mika und nebenbei, was die Ribniker zu thun gedenken, wenn du etwas davon erfährst. Auch wenn du nichts erfährst und der alte Mika dir gar nichts zu sagen hat — Du wirst durch die hintere Pforte am Walde hereingelassen. Schlag zwölf wird sich die Thüre aufthun, und ich werde dich erwarten.

So, hastig sprechend, drängte sie Quirinus zur Thüre hinaus und eilte mit schnellen Schritten hinab ins Refektorium, während Lunetta unten vom Pfaffen Procopius, dem Chronikenschreiber, aufgefangen wurde.

Halt da, kleine Hexe, — rief er — du entgehst mir nicht. Nicht eher thue ich dir die Thüre auf, als bis du aufs Kleinste erzählt, was du in Obtschov und Duschnik gesehen hast, wie Viele sie schon todtgeschlagen haben, wie der Teufelsbursche, der Peter Buresch aussieht, welche Pläne er hat, welche dumme

Sagen sich die Bauern von ihm erzählen u. s. w. u. s. w. Ihr Zigeuner seid ja die verfluchtesten Spione und wißt immer am Besten, was in der Welt vorgeht.

Er führte Lunetta in seine Zelle hart an der Eingangspforte, auf die er durch ein kleines Fensterlein blickte, nahm eine Feder in die Hand und setzte sich vor ein großes Buch, das weißblättrig vor ihm auf dem Tische aufgeschlagen war, und machte sich bereit, zu schreiben.

Lunetta nahm sich vor, dem frommen Pater Chronisten Mancherlei aufzubinden, ohne sich lange aufhalten zu lassen, und begann kurz und geläufig zu erzählen:

Peter Bureſch ist ein zwei Klafter hoher Mann, der so lange Arme hat, daß er einen Stein aufheben kann, ohne sich zu bücken. Man sagt, er habe am Hinterkopf unter dem Haar versteckt noch ein Auge, womit er sehen kann, was hinter ihm vorgeht. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber Das weiß ich, daß er nach hinten eben so gut schießt wie nach vornen, und niemals fehlt. Das kann freilich auch von den verzauberten Kugeln kommen, die er sich in der Türkei geholt haben soll.

Schöne liebliche Sagen, murmelte lächelnd Bruder Procopius, während er sich bemühete, Alles genau aufzuschreiben — schöne liebliche Sagen, volksbeliebte Uebertreibungen, die sich in einer Chronik ganz gut ausnehmen; taugen gar nichts als Quellen für den Geschichtsschreiber, sind aber sehr charakteristisch. Was weißt du weiter, liebes Kind?

Peter Bureſch soll sich dem Teufel verschrieben haben.

Das ist gewöhnlich, ist nicht neu und versteht sich fast von selbsten, sagte der Chronist. Was weißt du von seinen Gefechten?

Nichts, als daß er drein geht, als ob er kugelfest wäre.

Und von seinen Plänen, fragte Procopius, immer weiter schreibend.

Daß er die Armen reich und alle Bauern frei machen will.

Der Dummkopf! lächelte der Bruder — weiter, weiter!

Weiter weiß ich nichts, auch muß ich jetzt fort mit Aufträgen vom Pater Quirinus; aber wenn Ihr mir erlaubt, wieder zu kommen, hochwürdiger Herr, so verspreche ich, Euch so viele Geschichten über die Duschniker und Obtschover mitzubringen, daß Ihr ein ganzes Buch davon vollschreiben könnt.

Du bist ein gutes Kind, sagte Procopius, komme, so oft du willst und kannst, ich will dich auch für deine Mühe belohnen und dir einen Rosenkranz schenken, den der heilige Vater selbst geweiht hat. Komm morgen um diese Zeit wieder.

Das wird wohl nicht gehen, ehrwürdiger Vater, die ganze Gegend ist von den Ribnikern überschwemmt, und die könnten leicht bemerken, daß ich zu oft ins Kloster komme. Aber heute Nacht will ich wieder kommen.

Kind, Kind! wo denkst du hin, rief der ehrwürdige Pater, wie kann ich ein weibliches Wesen in der Nacht ins Kloster lassen und gar durch die Hauptthür? Das ist gegen alle Regel!

Ihr lasset mich nicht zu Euch, Ihr lasset mich zum Pater Quirinus, dem ich Botschaft zu bringen habe — sagte Lunetta beruhigend.

Zum Pater Quirinus, das ist was Anderes, der ist so viel wie unser Superior und kann Alles erlauben.

Und in Kriegszeiten ist Alles erlaubt — fügte Lunetta hinzu.

Ja, ist Alles erlaubt — wiederholte Bruder Procopius noch immer bedenklich und öffnete Lunetta die Thüre und widersprach nicht, als sie hinaushüpfend noch zurückrief: Also heute Nacht, um Mitternacht, poche ich mit tausend Neuigkeiten an diese Thüre!

Tausend Neuigkeiten! murmelte der Pater — was sind die Zigeuner so brauchbare Leute! — Schade, daß sie haufenweise getauft werden, sie werden, fürchte ich, dadurch wie andere Leute ungeschickt und unbrauchbar.

Die arme Zigeunerin hatte an dem Tage viel zu thun und zu laufen. Zuerst lief sie auf großen Umwegen, um nicht von Oborschischt aus bemerkt zu werden, zu den Ribnikern, um ihnen zu sagen, daß sie sich für heute Nacht bereit halten sollen, daß

sie einzelne Leute über Oborschischt hinaus auf die Prager Straße schicken, um den Boten aufzufangen, der etwa von den Jesuiten an die Regierung geschickt werden könnte, daß sie thun, als ob sie den Plan auf Oborschischt aufgegeben und sich auf Obtschov zurückzögen, um sich mit dem Ungarmichel zu vereinigen. Dann lief sie wieder den weiten, weiten Weg nach Hluboschˇ, wo sie Peter Bureschˇ schon im Schlosse der Fürsten Schönborn zu finden hoffte, sie hatte ja die halbe Nacht von dort feuern gehört. Sie täuschte sich nicht — schon von ferne sah sie die Wachen ihres Herrn und Meisters vor dem Dorfe ausgestellt, vom Thurme wehte die Fahne, die sich die Duschniker gemacht hatten: auf rothem Felde grob gemalt ein mächtiger Dreschflegel und rings herum die Inschrift: „Gleiche Schläge und gleiche Frucht!“

Es war ein harter Kampf, den Peter Bureschˇ hier zu bestehen hatte. Der Fürst Schönborn, obwohl er selbst längst vor den Bauern und Franzosen geflohen war, hatte doch seine Leibgarde, das Zeichen seiner Fürstlichkeit, hier im Schlosse zurückgelassen, um es zu bewachen, denn er liebte es wie seinen Augapfel. Er hatte es auch zu einem wahren Zauberschlosse umgewandelt, nach dem Geschmacke der damaligen Zeit. Es war voll von wunderbaren Maschinen, unsichtbaren Thüren, die nur der Eingeweihte zu öffnen verstand, geheimen Gängen, fliegenden Treppen, Fallthüren, Wasserkünsten, Bächen, die mitten durch Saal und Schlafgemach murmelnd zogen; ein See und Bäder hoch oben im dritten Stock; mitten im Schlosse, wo man einen Saal zu finden hoffte, eine wilde Felsengegend mit Schluchten und Abgründen, Wasserfällen und Quellen. Gleich daneben, nur durch eine durchbrochene Grotte getrennt, ein paradiesischer Garten aus Asien mit Palmen, Kaktus und Lotos. Das Alles von wunderbarer unerklärlicher Musik durchweht, wenn man unversehens auf eine kaum bemerkbare Feder trat oder diese und jene Blume berührte, oder sich in diese und jene Laube setzte. Draußen im Garten von Baum zu Baum Saiten gespannt, die

der Wind durchbebte, melancholische Töne hauchend. Unter Schloß und Garten, wo man Keller suchte, geheimnißvolle Gemächer mit Altären, Vorhängen und allerlei Zieraten aus Aegypten und mit den Handwerkszeichen des Maurers, Kelle, Hammer, Zirkel, Blei und Winkelwage, über den Thüren das Dreieck, das Symbol der Gleichheit, das sich allerdings in Gestalt und Absicht sehr unterschied von dem Zeichen der Gleichheit auf der Fahne der Duschniker Bauern.

Die Bauern hatten viel zu sehen und zu staunen. Dort saßen sie in dem großen gewölbten Saal im Garten und lachten und wunderten sich, wie man an dem einen Ende ganz deutlich hörte, was man am andern Ende nur leise flüsterte. Der Schloßverwalter mußte alle Wasserkünste springen lassen, und sie badeten in den Seen, Bächen und Bassins unter Palmen, Lotos und Kaktus. Ebenso mußte der Schloßverwalter die unsichtbare Musik spielen lassen in allen Sälen und Thürmen auf einmal — die Uhren spielten, die Mauern spielten, die Wasserfälle, Bäume, Blumen spielten, Alles toll durcheinander: Kirchenmusik, Gavotte, italienische Opernarien — ungehört verhauchten dazwischen die Aeolsharfen und die Saiten zwischen den Bäumen des Gartens ihre sanften melancholischen Klagetöne.

Aber man gewöhnt sich an Alles. Hinter den Isistempeln unter dem Schlosse wurden endlich auch die Keller entdeckt, wo der Fürst seine Weine aus Franken aufbewahrte, und so lag man da im Felsensaale, im asiatischen Pflanzenhause, im Garten beim vollen Krug und mischte noch die traurigen Lieder des Volkes von Böhmen in das Chaos von Tönen, das von allen Seiten zusammenwogte.

Der Chronist Procopius aus dem Oborschischter Kloster, wenn er das Alles erzählt, wird wohl mit etwas Hohn auf den freimaurerischen Schönborn die Frage hinzufügen, ob Seine freimaurerische Durchlaucht mit Seinen Winkelwaagen und Dreiecken die Gleichheit so verstanden habe, wie sie die Bauern verstanden?

Peter Bureſch ſelbſt fand Lunetta mitten im Garten ſitzend, auf einem Haufen ſchimmernder Waffen, die in dieſer Nacht der fürſtlichen Leibgarde abgenommen worden. Er ſprach zu den Bauern des Dorfes, die demüthig und erſchrocken vor ihm ſtanden, und ſuchte ſie zu überreden, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen und ſich dem Kampfe, der, wie er hoffte, bald ein allgemeiner werden ſollte, anzuſchließen. Die Bauern ſchüttelten bedenklich den Kopf und meinten, ſie hätten es beim Fürſten gut genug gehabt — einzelne lächelten lüſtern bei der Ausſicht auf Beute, die ihnen Peter Bureſch ſchön auszumalen verſtand, und griffen auch zu den Waffen, die er ihnen anbot, und ſchlugen ein. Alles das, während unfern von dort in einer düſtern Baumrotunde die Todten dieſer Nacht verſcharrt wurden und der Lärm der Schaufeln und Spaten ſonderbar genug abſtach von dem Lärm, den die tolle Muſik und die ſingenden Bauern im Schloſſe verurſachten.

Als Peter Bureſch Lunetta erblickte, ging er ihr entgegen und führte ſie in eine dunkle Seitenallee, um hier ihren Bericht zu hören. Lunetta erzählte ſchnell und kurz, was ſie beſtellt, geſehen und erfahren hatte. Als ſie von dem Briefe des alten Mika an die Jeſuiten ſprach, ſtieß Peter Bureſch einen wilden Schrei der Ueberraſchung aus und griff unwillkürlich nach der Piſtole. Aber ſchnell ließ er wieder die Hand ſinken. Ein epileptiſches Zucken verzerrte ſein ganzes Geſicht, krampfhaft drehten ſich die Arme nach Innen und hingen wie angenagelt feſt am Leibe. Er reckte ſich hoch und gewaltig, wie ein Sterbender, und blieb auf den Fußſpitzen ſtehend an einen Baum gelehnt, wie ein Todter.

Lunetta fuhr bei dieſem Anblick erſchrocken zuſammen und lag, ſie wußte nicht wie, zuſammengekauert und wimmernd zu ſeinen Füßen. Sie kannte dieſe Zeichen der höchſten Wuth, die ſich bei Peter Bureſch von Zeit zu Zeit einzuſtellen pflegte, und wagte keine Liebkoſung, keinen Laut, keine Berührung, denn, ſo hieß es, es war nicht gut, in ſolchen Augenblicken Peter Bureſch

zu berühren und ihn zu erinnern, daß ein menschliches Wesen in seiner Nähe weile.

Nach und nach, und schneller als sonst, löste sich die Erstarrung, die Arme hingen schlaff herab, die blassen Lippen begannen zu zittern, die Augen bewegten sich wieder. Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne, während ein langgedehntes Oh! wie ein schmerzlicher Seufzer seiner Brust entstieg.

Schnell besann er sich wieder auf Alles, was ihm Lunetta gesagt hatte. Fort! rief er, und Lunetta, als sie ihn wieder sprechen hörte, schnellte vor Freude vom Boden auf und schürzte das Röckchen, um wieder zu laufen.

Fort! wiederholte Peter Bureſch und suchte sich zu sammeln — Heute noch muß das Kloster genommen sein, alle Pfaffen gehenkt — den Brief muß ich haben — der Ungarmichel zündet heute Nacht Obtschov an — fort!

Fort! wiederholte Lunetta und sprang wie ein Reh, das gejagt wird, durchs Gebüsch, dann, um gleich den kürzesten Weg zu nehmen, über die Gartenmauer.

Arme Lunetta, wie viel hast du wieder zu laufen, ohne daß dir eine Minute Rast gegönnt ist! Aber du läufst immer, und es fällt dir nicht ein, deinen Herrn der Härte, der Grausamkeit anzuklagen. Du läufst immer, du springst, du schlüpfst wie eine Schlange, unaufgehalten von Hügeln, Bächen, Gebüschen, steinigen Wegen. Es fällt dir nicht einmal ein, die blutigen kleinen Füße in der Waldquelle zu baden, wie sehr sie dich murmelnd lockt und zur Erfrischung einladet. Du läufst immer, und wenn du fällst, wenn du vor Müdigkeit zusammensinkst, schnellst du wieder auf wie eine Schlange und wirfst dich wie eine Schlange mit vorgebogenem Leibe immer vorwärts, immer weiter.

Schon ist es dunkel, als sie, trotz Obtschover und Wachen, hinter dem Meierhofe steht und dem Ungarmichel den Befehl ihres beiderseitigen Herrn und Meisters zuflüstert — und dicke Nacht liegt auf den Wäldern, als sie ins Lager der Ribniker Ketzer kommt.

Dort kommandiren Hynek Jarmilo, der Ribniker Ketzer, und der gute Christ Slavik, der Einäugige, den ihnen Peter Bureſch geſchickt hat.

Es iſt Mitternacht, tiefe dunkle Mitternacht. Die Ribniker Ketzer ſchleichen ſich ſachte aus dem Walde heraus — es iſt bei Todesſtrafe verboten, einen Laut von ſich zu geben, den der dritte Mann hören könnte. Die größte Vorſicht iſt nöthig, denn das Kloſter iſt vollgeſtopft von Oborſchiſchter Bauern.

Hynek Jarmilo kann nicht umhin, ſeine Beſorgniß darüber zu äußern, aber Lunetta beruhigt ihn, indem ſie ihn verſichert, daß die Hinterthüren ohne Wachen ſeien, und daß die Hauptpforte ſich willig öffnen werde.

Vor dem Teiche theilt ſich die ganze Schaar in zwei Haufen unter Slavik und Jarmilo. Beide wiſſen, was ſie zu thun haben. Slavik folgt mit ſeinem Haufen Lunetta um den Teich herum in das Wäldchen, das ſich an die hintere Kloſtermauer anſchließt.

Es iſt tiefe dunkle Mitternacht — der Mond will nicht aus den Wolken heraus. Wie die kleine Pforte finden? Umſonſt ſtrengt Lunetta ihre dunkelgrünen Zigeuneraugen an, die doch ſonſt im Dunkeln ſehen — Slavik hat nur Ein Auge. Sie ſuchen, ſie ſpähen — umſonſt! — Die hinteren Kloſterpforten ſind ſo unſcheinbar, ſo gut verſteckt.

Da ſteigt hinter dem Walde eine dunkle Röthe auf — ſie ſteigt immer höher und höher — ſie wird immer heller und heller — ſie dringt durch die dichteſten Zweige — ſchon ſcheiden ſich die Bäume, ſchon kann man das Moos am Grunde erkennen. Ein Blitz! und Himmel und Erde liegen in zitternder Dämmerung.

Ha, Ungarmichel, du leuchteſt gut und zur rechten Zeit! ruft Lunetta in wilder Freude.

Schon hat ſie die Pforte entdeckt und ſpringt darauf zu — der einäugige Slavik mit ſeinem Haufen ihr ſachte nach auf dem mooſigen Boden.

Lunetta pocht leiſe dreimal an die Thüre.

Wer ist draußen? fragt eine gedämpfte Stimme im Garten.

Ich bin es, ehrwürdiger Vater, Euer treues Beichtkind mit Nachrichten vom Richter Mika.

Der Schlüssel steckt schon im Loche, er wird nur noch gedreht — Lunetta tritt indessen zurück, und Slavik mit seiner Schaar hinter sich an ihre Stelle.

Die Thüre thut sich leise auf — ein gewaltiger Stoß von Slavik, und sie fliegt weit zurück und aus den Angeln. Slavik dringt ein mit Geschrei, ihm nach der ganze Haufe. Aber die Ribniker Ketzer drängen zu sehr; sie können es nicht erwarten, ihren Fuß auf geweihten Boden zu setzen — aus dem Gedränge in der Pforte stürzen sie, von den Hintersten gestoßen, vorwärts auf Slavik, der sich nicht halten kann und hinfällt mit dem Gesichte zur Erde. Das rettet den Pater Quirinus. Umsonst greift Slavik nach ihm. Er eilt, Verrath! Ueberfall! rufend, ins Kloster zurück und verschwindet. Aber Slavik hat sich wieder aufgerafft und eilt mit seinen Ketzern nach.

Schon steht Lunetta an der Hauptpforte, an der Pforte des Chronisten Procopius.

Auf, ehrwürdiger Vater, ruft sie — aufgemacht! und schlägt mit der Faust an das kleine Fenster seiner Zelle, das auf den kleinen Gang vor der Pforte führt. Aufgemacht! wunderbare Neuigkeiten!

Was soll der Lärm? — was soll das Licht? — fragt der ehrwürdige, dicke Bruder Procopius, indem er sein Vollmondgesicht erhebt, das süß schlummernd auf dem Buche seiner Chronik ruhte.

Alles sollt Ihr wissen, nur schnell aufgemacht!

Bist du es, Teufelskind? —

Er wackelt hinaus und legt die Hand ans Schloß: Bist du allein? fragt er noch einmal und horcht bedenklich nach dem dumpfen Geräusch, das durch die Gänge vom hinteren Kloster herüberdringt.

Ganz allein! — wie anders? — Schnell aufgemacht, ich

muß zum Pater Quirinus mit wichtiger Botschaft aus Obtschov, das brennt! Aufgemacht ohne Zaudern, sonst wird Pater Quirinus böse.

Pater Quirinus wird böse? — Du hast Neuigkeiten? — murmelt der ehrwürdige Pförtner schlaftrunken und schiebt schnell den Riegel fort. Jarmilo faßt die Thüre.

Da erschallt eine gewaltige, allen Lärm durchdringende Stimme aus der Mitte des Klosters: In foramina fratres! — was lateinisch ist und zu deutsch bedeutet: In die Löcher, Brüder! und von den Bauern nicht verstanden wird. Auf diesen Ruf fährt Bruder Procopius einen Moment erschrocken zurück, faßt sich aber sogleich wieder, macht einen Sprung in den dunkeln Gang, und es ist, als hätte ihn der Erdboden verschlungen.

Furchtbarer Lärm durchtobt das ganze weitläufige Gebäude, dumpf rollend durch die langen, widerhallenden Gänge. Fluchen, Schreien, Drohen, Waffengeklirr, einzelne Schüsse, eingerannte Thüren. Einen Augenblick erdröhnt auch die Glocke des Klosters — verstummt aber sogleich wieder, da ein Ribniker Ketzer dem Oborschischter Gläubigen nachgeeilt ist und ihn, wie er den Glockenstrang in der Hand hält, niedersticht. Die treuen Oborschischter Bauern, die Besatzung des Klosters, sammeln sich im großen Konventsaal. Aber was sollen sie beginnen, da man von beiden Seiten auf sie einstürmt und von der Höhe der Treppen, die in den tiefen Saal führen, scharf geladene Büchsen auf sie richtet, mit dem Rufe: Wir haben nichts gegen euch, wir sind Bauern wie ihr, wir sind Brüder! — Das ganze Kloster ist ja voll von Ketzern, und sie selbst sind umringt. Sie strecken die Waffen, Viele gehen waffenlos und traurig von dannen, Viele bleiben auch, um die Beute und den Weinkeller zu theilen.

Die Zellen der Mönche werden mit Kolbenstößen erbrochen — sie sind alle leer, obwohl die Betten noch warm sind.

Lunetta eilt mit Slavik in des Pater Quirinus Zelle — auch er ist fort, sein Bett noch unberührt. Lunetta stürzt auf den

Winkel los, wo der Schrank steht, in welchem Pater Quirinus Mika's Brief gelegt hat. Auch der Schrank ist fort. Alles ist überall verschwunden: Mönche, Schriften, Schätze. Der Ruf: in foramina! hat seine Wunder gethan. Mag man noch so sehr suchen, Thüren erbrechen, Dielen aufheben, in jeden Winkel leuchten — es ist Alles umsonst. Was man sucht, ist verschwunden. Die Chronik des Bruders Procopius ist fast das Einzige, was man an Schriften gefunden hat. Die Bauern werden sich in den nächsten Tagen vom einäugigen Slavik daraus vorlesen lassen und erstaunen über die Geschichten und Wunder, die sich in ihrer Nähe zugetragen, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten.

Lunetta durchsucht die ganze Zelle des Paters Quirinus, in jedem Winkel sucht sie, hinter allen Möbeln — an jede verdächtige Stelle drückt sie, ob sich nicht eine verborgene Thür dort aufthue — umsonst, Alles umsonst. Hände, Augen, Alles thut ihr wehe, der Kopf brennt ihr fieberhaft. Sie muß es aufgeben. Wild weinend wirft sie sich endlich auf das Bett des Paters, und weinend schläft sie ein, matt und müde von den Anstrengungen eines Tages und zweier Nächte.

Zehntes Kapitel.

Die drei festen Punkte, der Meierhof, das Kloster und das Schloß von Hluboſch, welche Peter Bureſch ſich wünſchte, waren nun in ſeiner Gewalt. Allerdings waren ſie wichtig, denn ſie beherrſchten den Wald, die Straße nach Prag und das Litawkathal. Vom Hluboſcher Schloſſe zog Peter Bureſch nach wenigen Tagen und mit immer wachſender Macht das Litawkathal entlang, und die Schlöſſer von Ginetz und Horſchovitz mußten ihn kennen lernen. Von hier aus hoffte er bald ſich über die ausgeſogenen kaiſerlichen Herrſchaften im Zbirower Walde auszudehnen und das feſte, altberühmte Schloß Toznik zu gewinnen, das hoch auf einem einſam ſtehenden Berge ſchwer zu nehmen iſt. Ueberall ſtrömten ihm neue Schaaren zu, die die Luſt nach Beute oder die Ausſicht auf Befreiung von Herrſchaften und Laſten lockte. Viele freilich ſchüttelten auch die Köpfe und zogen ſich während Peters Anweſenheit in die Wälder zurück, denn ſie meinten, die Macht der Kaiſerin ſei doch zu groß, und ſo ein ſimpler Raubſchütz könne es doch nicht durchſetzen.

In Duſchnik ſelbſt, der Quelle des Krieges, war es ſtill und ruhig. Alles, was Waffen trug, war fortgezogen. Nur Weiber, Kinder und Greiſe blieben zurück, mit einer kleinen Beſatzung, die ſie beſchützen und die beiden Gefangenen, Liduſchka und Zdenko, bewachen ſollten.

In wenigen Tagen, hieß es im Dorfe, wird Peter Bureſch zurückkehren und Zdenko hängen laſſen für den Verrath ſeines Vaters, dem er es verſprochen hatte. Denn ſo ſehr Peter den Verrath des alten Mika zu verheimlichen ſuchte, man hatte doch

mancherlei erfahren und war wüthend ergrimmt gegen den alten Mika und zitterte vor den Folgen.

Liduschka erfuhr Alles, was im Dorfe vorging, was man sprach und was man vermuthete. Pepik Picard, der oft vor ihrem Hause Wache stand, konnte nicht schweigen, wenn sie fragte und nicht fragte. Sie hörte Alles mit stiller Ergebung an und saß ruhig in ihrer Stube, die nun ihr Gefängniß geworden war, und sah den ganzen Tag unausgesetzt hinüber nach dem hohen dickmauerigen Schüttboden, in welchem Zdenko gefangen gehalten wurde. Aber als sie erfuhr, welches Schicksal nach dem Gerücht ihren Bruder in wenigen Tagen erwartete, erwachte sie aus ihrem dumpfen Hinbrüten. Sie schrie und weinte, fluchte Peter Buresch und ihrem Vater und verfiel in wilde Raserei, in welcher sie ihren Bruder gehangen, Obtschov brennen und die ganze Welt aus allen Fugen gehen sah. Tage und Nächte gingen so hin, bis sie ermüdet in tiefen Schlaf versank, um, von sanftem melancholischen Wahnsinn umhüllt, wieder zu erwachen.

Pepik Picard sah es mit weinenden Augen, nachdem er sie in ihrer Raserei umsonst zu trösten und zu beruhigen gesucht hatte. Wie sie so blaß da saß, traurig und ruhig, immer vor sich hinlächelnd und unverständliche Worte murmelnd, konnte er es nicht mehr über sich gewinnen, sie länger wie eine Gefangene zu bewachen. Er übernahm die Verantwortung vor Peter Buresch und führte sie hinaus in den Sonnenschein, hoffend, daß er ihr wohl thun und ihre Nacht wieder aufhellen werde. — Umsonst! — Liduschka irrte durch's Dorf, wie ein armer Geist, immer wahnsinnig lächelnd, unbekümmert um Alles, was um sie her vorging. Das arme, sonst so keusche und niedlich geputzte Kind beachtete es nicht, wenn der Wind ihr Halstuch davon trug, das Hemd die Schulter herabfiel und Nacken und Brust entblößte, wenn die blonden Haarflechten aufgelöst im Winde wehten und Blätter und Halme als ungesuchter Schmuck daran hängen blieben. Wenn sie müde war vom beständigen Umherirren, wobei sie den Schüttboden sorglich vermied, setzte sie sich auf die

Brücke oder auf einen Stein vor dem Dorfe und starrte unverwandt nach der Homola, dem verhängnißvollen Walde. Wenn sie da von mitleidigen Nachbarn, die sie ins Dorf zurückführen wollten, angesprochen wurde, hatte sie immer dieselbe Antwort, immer dieselben Worte, die mit denen des Andern keinen Zusammenhang hatten: „Wenn der Wald nicht wäre, wäre auch der Krieg nicht, und wäre Peter Bureſch nicht, ſo würde Zdenko nicht gehenkt, und mein Vater wäre kein Spitzbube, und ich habe den Peter Bureſch geholt.“

Liduſchka wußte freilich nicht, daß eigentlich vom Walde gar nicht mehr die Rede war, daß man ſchon auf beiden Seiten vergeſſen hatte, warum denn im Grunde der Krieg angefangen worden, und daß der urſprüngliche Feind der Duſchniker gar nicht mehr exiſtirte. Denn die Obtſchover, nachdem ihr Dorf niedergebrannt war, zogen fort mit dem Bauernadvokaten, tief in die Wälder, bis an die Ufer der Moldau. Einzelne wollten zwar Rache nehmen für die Einäſcherung ihrer Heimat, aber der alte Mika hielt ſie feſter als je auf dem Boden des Geſetzes. „Keine Rache, keine Selbſthülfe! ſagte er — jetzt, da die Geſchichte ihrem Ende zueilt, müſſen wir uns noch ſtrenger vor jeder ungeſetzlichen That hüten;“ — und die Obtſchover, die nun allerdings arm und verzweifelt waren, wie es Peter Bureſch wünſchte, ſchloſſen ſich trotzdem nicht an, ſondern horchten den Advokatenworten ihres Richters und zogen in die Wälder, wo ſie ſich bald wieder zerſtreuten, um in alle Welt zu ziehen, als arme Abgebrannte zu betteln und den Abſcheu vor Peter Bureſchs Namen von Hütte zu Hütte zu tragen.

Sie waren nicht die Einzigen.

Die Väter Jeſuiten, nachdem ſie am Morgen nach der Einnahme ihres Kloſters, man weiß nicht auf welchem Wege, wohlbehalten in Dobriſch, einem kleinen Städtchen an der Prager Straße, das dem Fürſten Colloredo-Mansfeld gehört, angekommen waren und ihren uralten, vom Schlage gerührten Pater Superior und die wichtigſten Papiere gut untergebracht hatten, zerſtreuten ſich

in dieser Gegend nach allen Winden und mahnten das Volk ab, den Lockungen des gottlosen, von allen Heiligen verstoßenen Peter Buresch, der mit den Ketzern gemeine Sache machte, zu folgen, indem, wie sie wohlweislich hinzufügten, schon das Gericht auf dem Wege sei, welches ihn verderben und seinen unheilvollen Planen ein Ende machen werde. Selbst der gutmüthige Bruder Procopius mit dem Vollmondgesichte war dabei und schäumte vor Wuth und Begeisterung — er konnte es Peter Buresch nicht vergeben, durch ihn in seiner lieben Beschäftigung, im Chronikschreiben, gestört worden zu sein. Aber Pater Quirinus war nicht unter den predigenden Mönchen. Spione, welche Peter Buresch nach Prag geschickt hatte, um zu erfahren, ob baldige Gefahr drohe, hatten ihn dort in rother Kutsche vom Gubernio zum Generalkommando, vom Generalkommando zum Gubernio fahren sehen.

Aber auch ohne ihn brachten es die Mönche dahin, daß die Gegend an der Prager Straße ruhig blieb. Was nützte es nun Peter Buresch, daß er das Kloster besaß, welches die Prager Straße beherrschte?

Während all dieser Händel und Geschichten grünte, blühte und duftete die Homola, der verhängnißvolle Wald, die Ursache alles Unglücks, ruhig weiter in den Strahlen der Sommersonne. Kein Baum wurde in seinem stillen Wachsthume gestört, denn die Aexte rosteten in den Winkeln, und die sie einst führten, trugen jetzt Waffen, um Menschen anstatt Bäume zu erlegen, oder zogen als arme Abgebrannte bettelnd durchs Land. Die Vögel bauten ungestört in seinen Zweigen, es lockte der Fink, es hackte der Specht, es balzte der Auerhahn. Das Wild zog sich wieder in seinem ruhigen Schooße zusammen: das Kaninchen baute, der Hase schlief ruhig in seinem Lager, und durch die dämmernden Gänge schritt stolz der Hirsch und tanzte lieblich das junge Reh, selbst wilde Säue, die lange nicht gesehenen, durchschnaubten mit ihrer zahlreichen Brut das blühende Dickicht. — Wenn die Sonne seine Wipfel vergoldete, sah er so schön, so heiter und

lachend aus, daß ihn die Duschniker, wie einst, mit Liebe betrachteten.

Aber es war des Waldes letztes Lächeln.

Eines Abends spät stieg mitten aus seinem Schooße eine dicke dunkle Rauchsäule auf, die immer dicker und dunkler wurde und wie eine gewaltige Gewitterwolke, immer schwellend, immer wachsend, über Wald und Dorf hängen blieb.

Die Duschniker liefen hinaus, um zu sehen, was Das zu bedeuten habe, und sammelten sich in Gruppen, meist Kinder, Weiber, Greise, an der Litawka und staunten die ungewohnte Erscheinung an, die ihnen ein Wunder däuchte. — „Gewiß, die Obtschover bereiten was vor!" — Sie schickten einen aus ihrer Mitte in den Wald, um behutsam die Ursache dieser Erscheinung zu erforschen. Aber der Bote war noch lange nicht zurück, und die Duschniker hatten schon mit Schrecken erkannt, was es war. Die Rauchsäule wurde immer heller, und endlich sah sie mit der darüber hängenden breiten Wolke wie ein Riesenbaum aus, ein Riesenbaum mit schwarzem Laubdache und feuerrothem Stamme.

Noch wagte man nicht es zu glauben, aber der rückkehrende Bote bestätigte es mit Grausen und fügte noch hinzu, daß es Liduschka war, die ihn angezündet. Lachend lief sie im Walde umher und verbreitete mit einem brennenden Zweige in der Hand die Brunst, indem sie die trockenen Gräser, Moose, Gebüsche anzündete. Der Bote setzte ihr nach, aber es war umsonst, da sie überall zwischen ihn und sich schnell eine Flammenwand schob. — Die Duschniker waren entsetzt — Wehgeschrei der Weiber und Kinder erfüllte die Luft. Was sollte man thun? — Abgraben? Der Wald war schon von Natur durch eine Schlucht auf der einen, durch Sumpfwiesen und Teiche auf der andern Seite von andern Wäldern getrennt. Auch würden die Kräfte nicht ausreichen, wenn man es auf einem kleinen Umkreise, nur um die Homola zu retten, versuchen wollte. Die Männer sind ja fast alle fort, Dank dem verfluchten Peter Buresch, und das Feuer greift in dieser trockenen Zeit so furchtbar schnell um sich!

Ja es griff furchtbar schnell um sich.

Schon hat sich die Rauchsäule in eine Flammensäule verwandelt, die hoch emporspringt über den ganzen Wald und wie eine ungeheure Fackel die ganze Gegend bis auf die fernsten Berge taghell beleuchtet. Man sieht durch die Baumgänge tief hinein bis in den Schooß des Waldes — Sträuche, Moose, Farrenkräuter, Quellen, Bächlein, Steine, alle blutroth gefärbt, sind genau zu erkennen — die dunkle Masse der Bäume scheidet sich — man könnte sie fast zählen.

Noch sieht es so ruhig aus in den vorderen Waldreihen, doch prasselt und kracht es weiter in der Tiefe wie tausend Schüsse, und brennende Zweige fliegen flammend auf, hoch in die Luft, um in einem weiten Bogen wieder herabzusinken und die Verheerung weiter zu tragen. Schon zischt die Litawka und raucht an einer Stelle, denn der Bach, der ihr aus dem Walde zuströmt, kocht und siedet. Bald wird er zu kochen und zu sieden aufhören, denn er verdampft. Jetzt durch die Baumgänge bis an die äußersten Enden des Waldes, bis an den staubigen Weg, der sich dort am Rande hinzieht, kommen, wie Millionen Schlangen, zischend, züngelnd, eine der andern den Weg verrennend, eine in der andern verschmelzend, die Flammen aus der Tiefe. Schnell laufen sie auf den von der Sommerhitze ausgetrockneten Moosen, Sträuchern und Gräsern und steigen klar und rauchlos auf, bis sie die Zweige der Fichten und Tannen ergreifen, wo sie im dunklen feuchten Qualm verschwinden, um dann wieder über der Höhe des Waldes siegreich und gewaltig in breiten Zungen durchzubrechen.

Da erhebt sich mit klagendem Geschrei über die Rauchwolke eine andere schwarze, wildfliegende Wolke. Es sind die Vögel des Waldes, die in dichtgedrängten Massen fliehen. Viele sinken mit verbrannten Flügeln oder erstickt zurück in die Flammen.

Und wie oben in der Luft, beginnt unten auf der Erde die Flucht der erschrockenen Waldbewohner. In rasender Eile kommen sie heran, mitten durch die Flammen, Bäume und Sträucher

niederrennend: das Kaninchen mit tanzenden, der Hase mit großen ängstlichen Sprüngen, der Hirsch mit auf dem Rücken zurückgelegtem Geweih, das Reh mit weit vorgestrecktem Hals und Kopf, der Marder und Iltis mitten unter ihnen. Auch der wilde Eber kommt schnaubend heran — das Moos auf seinem Rücken brennt, und er wirft sich grunzend in die Wellen des Baches, um es zu löschen. Alle eilen sie schwimmend, von Stein zu Stein springend, ans jenseitige Ufer der Litawka, wo sie laut aufathmend liegen bleiben und unverwandt zurückstarren nach ihrer flammenden Wohnung. Ganz nahe von den Menschen, ja in ihrer Mitte, bleiben sie gelagert. Sie fürchten sie nicht mehr; sie haben größeren Schrecken kennen gelernt.

Die Hitze wird fürchterlich, nicht zu ertragen. Alles flieht ins Dorf zurück, um hinter Mauern eine Zuflucht zu suchen, oder mit Wassergefäßen in der Hand die Dächer zu bespritzen, die sich von der Hitze und den herüberfliegenden Bränden leicht entzünden können. Aber ein Schrei des Schreckens hält die Fliehenden auf — er kam von Pepik Picard. Sie blicken noch einmal zurück nach dem Walde, und siehe! mitten durch die Flammen wandelt, einen brennenden Zweig in der Hand, die wahnsinnige Liduschka. Schon brennen ihre Kleider und Haare. Sie scheint aus den Flammen heraus zu wollen, aber sich plötzlich wieder zu besinnen. Sie bleibt nachdenklich stehen — dann mit Einem Male wendet sie sich und eilt mit großen Schritten zurück in das Feuermeer, das hinter ihr zusammenschlägt.

Liduschka! schreien die Weiber wie aus Einem Munde, als ob sie sie zurückrufen wollten, da sie aber nicht kommt, brechen sie in Weinen aus und kehren weinend zum Dorfe zurück.

Seht! — sagte die Eine — Das haben wir vom Krieg um den Wald.

Um den Wald? — wo ist jetzt der Wald? — fragte eine zweite — Bettler sind wir für ewige Zeiten!

Das haben wir vom Krieg, wiederholte die Erste — Liduschka hat er wahnsinnig gemacht, wir sind Bettler, unsere Männer

ziehen in der Ferne herum, um sich für Peter Bureſch todtſchlagen zu laſſen.

Nichts vom Krieg, wir wollen nichts von dem Kriege wiſſen, riefen ſie einſtimmig wüthend, — fort mit dem Kriege!

Da aber keine anderen ſichtbaren Zeichen des Krieges in Duſchnik vorhanden ſind als die wenigen bewaffneten Männer, die Peter Bureſch zurückgelaſſen hat, und der gefangene Zdenko Mika, fallen ſie erſt über die Männer her, die ſich nur wenig vertheidigen, entreißen ihnen ihre Büchſen und zerſchlagen ſie fluchend an den Steinen, daß Hähne und Schäfte weit davon fliegen. Dann dringen ſie in den Schüttboden und öffnen die Gefängnißthüre Zdenkos.

Geh fort, guter Zdenko, wohin du willſt, du guter Bruder unſerer armen Liduſchka — wir wollen nichts mehr wiſſen vom Kriege, du biſt frei!

Die Weiber regierten während des Waldbrandes in Duſchnik, und der Alte vom Hammer, der Vater Peter Bureſchs, wagte es nicht, in dieſem Augenblicke die geſtürzte Macht ſeines Sohnes wieder herzuſtellen oder ſich der Befreiung Zdenkos zu widerſetzen. Er hielt es für gut, ſich ſtille zurückzuziehen und ſeinem Sohne nachzuwandern, der jetzt im Schloſſe zu Horſchowitz ſaß, und ihn von Dem, was vorging, und vom Waldbrande zu unterrichten.

Das that nicht Noth. Der Waldbrand kündigte ſich ſelbſt im halben Lande genug, laut und leuchtend an.

Nach zwei Tagen, als der Wald ſchon in Aſche und Kohle lag und nur einzelne Bäume noch ihre ſchwarzen Arme gen Himmel ſtreckten, wo einſt Leben, Blühen und Duften war, kamen die Duſchniker, die fortgezogen waren, einzeln und in Schaaren von allen Seiten zurück, um zu fragen und zu ſehen. Denen Peter Bureſch keinen Urlaub geben wollte, die ſtahlen ſich heimlich und in der Nacht davon — Einzelne traten mit offener Widerſetzlichkeit auf und wurden von den Andern unterſtützt. Es handelte ſich ja um das heimiſche Dorf und um den

Wald, den geliebten, der so lange der Ernährer Aller gewesen. Der eigenthümliche Zug des slavischen Charakters, der an seiner Scholle hängt und immer wieder zurückkehrt zur Stelle, die er einmal lieb gewonnen, mag bei diesen Wanderungen ins Heimatdorf wohl auch thätig gewesen sein. Auch Ziska kehrte mit seinen Taboriten fast nach jeder That immer wieder nach Tabor zurück, und alle seine großen, gewaltigen Kriegszüge sind wie Ausfälle im größeren Maßstabe aus seinem Lager zu Tabor.

Zu Hause stahlen den Duschnikern die Weiber, Mütter, Schwestern ihre Waffen und versteckten oder zerbrachen sie. Dieß hätte den Plänen Peter Bureschs weniger geschadet, da immer neue Waffenzufuhren aus Baiern ankamen, aber die Weiber ließen die Männer nicht wieder zurück zu Peter Buresch. Der niedergebrannte Wald machte auf diese wie auf ihre Weiber einen niederschlagenden, entmuthigenden Eindruck, und sie fragten sich: wozu das Elend? — wie kam es heran? — und vergaßen, was sie Alles mit Peter Buresch durchzusetzen sich vorgenommen hatten. Dazu kam Martin Kinnich, der wieder auftauchte, nachdem er seit Wochen gänzlich vergessen war, mit jenen Reden von Gesetz und Recht und der Macht der Kaiserin, die er im geheimen Umgang mit Mika gelernt hatte, und kamen die Predigten der Väter Jesuiten, die in Bureschs Abwesenheit bis nach Duschnik, dem Ursitz der Händel, vorzudringen wagten.

So kamen die großen Vorsätze und Peter Bureschs Kriegsartikel in Verfall.

Ja, es kam noch mancherlei in Verfall.

Nach dem Abzug der Duschniker, des ältesten, nun schon erfahrenen Theiles seiner Bauernarmee, die den Kern bildete, fühlte sich Peter Buresch zu schwach, um auf einem so weit vorgerückten Posten wie Horschowitz länger stehen zu bleiben, um so mehr, als die Bauern dieser Gegend nicht geneigt waren, sich ihm anzuschließen. Wenn seine eigenen Landsleute, sagten sie, ihn verlassen, wie sollen wir Vertrauen zu ihm haben? Auch thaten die Barfüßer Mönche von Horschowitz, frühzeitig von den

Jesuiten aus Oborschischt dazu aufgefordert, das Ihrige, den Krieg als einen Krieg gegen die heilige Kirche darzustellen. Beweis genug waren die Ketzer aus Ribnik. Peter mußte sich also zum Rückzuge entschließen, um in seiner Heimat die Armee wieder zu sammeln und ihr mit Strenge einen frischen, kriegerischen Geist einzuflößen. Die Raubschützen waren ein genug starker Kern, mit dem und um den sich wieder eine Macht sammeln ließ, bedeutend genug, um die Soldatenmacht, die man aus Prag erwartete, zurückzuschlagen, vielleicht zu vernichten, denn Peter Buresch wußte schon, daß ihm, trotz aller Mühen des Paters Quirinus, keine zu furchtbare Uebermacht werde entgegengestellt werden, da man die Soldaten nothwendiger an der sächsisch-preußischen Grenze brauchte und den Bauerntumult in den Wäldern zu sehr verachtete.

Aber schon auf seinem Rückzug fand Peter Buresch einen Feind, auf den er am Wenigsten gefaßt war.

Hluboschi, Schloß und Dorf, war abgefallen, hatte sich stark und zweckmäßig befestigt und zeigte Peter Buresch, als er zurückkam, eine eiserne Stirne.

Das kam so.

Als Peter Buresch noch in Hluboschi stand, versammelte er oft die Bauern um sich, sprach ihnen über die Befreiung von Lasten, die sie drückten, vom Hochmuth der Herrschaften, von der Gleichheit aller Menschen, die mit Feuer und Schwert hergestellt werden müsse. Ein Bauer, dunklen und sinnigen Gesichtes, stand da, meist neben ihm, und hörte aufmerksam und ernst zu, und oft, wenn Peter Buresch des Sprechens müde war, nahm er das Wort auf und fuhr fort, mit größerer und gewichtigerer Beredtsamkeit, die von der Peter Bureschs auffallend abstach, über dieselben Gegenstände, über Freiheit und Gleichheit, über die Brüderlichkeit unter allen Menschen zu sprechen, über den Bund der ganzen Menschheit, über Vergangenheit und Zukunft. Seine Worte hatten etwas Geheimnißvolles und Priesterliches, was auf die Bauern mächtiger wirkte als die

zornmüthigen, wilden Reden Peters. Sie sprachen nicht von Feuer und Schwert, sondern von Frieden und Liebe und ließen in eine ferne Zukunft blicken, welche all die schönen Träume verwirklichen sollte, zu welchem Zwecke, wie er sagte, sich die Menschen in Brüderlichkeit zusammenthun werden, ja sich theilweise schon vereinigt haben. Es war so viel Ruhe und Ueberzeugung in Allem, was er sagte, daß ihm die Bauern lieber und leichter glaubten als Peter Bureſch. Selbst Peter Bureſch hörte ihm gerne zu, und als er fortzog mit seinen Duschnikern und die Hluboscher so gläubig und überzeugt sah, konnte er das Schloß keiner besseren Besatzung überlassen, als den Hluboscher Bauern, und ihnen keinen besseren Kommandanten geben, als jenen beredten Weisen. Dieser Bauer nannte sich Mikolas Bjelohlawek, welches zu Deutsch Nikolaus Weißhaupt heißen würde. [1]

Aber schon zwei Tage nach dem Abzuge Peter Bureschs mit seinen Duschnikern berief Nikolaus Weißhaupt die Bauern, die unter seinem Befehle standen, zusammen und führte sie in die unterirdischen Gemächer, über deren Thüren das Zeichen des Dreiecks angebracht war. Die Thüren, welche die Duschniker eingerannt und erbrochen hatten, waren wieder geschlossen, wie ehemals. Nikolaus Weißhaupt zog einen Schlüsselbund hervor und öffnete eine nach der andern. Die Bauern folgten ihm schweigend, und von den sonderbaren Zeichen, Geräthschaften und Malereien zur Andacht angeregt, in den großen Saal, über dessen Thüre ein großes Gemälde prangte, welches einen mit Dunst und Qualm ringenden Sonnenaufgang vorstellte. Nikolaus Weißhaupt benahm sich in Allem, als ob er hier zu Hause wäre. Offenbar kannte er jeden Winkel, jedes Geräthe, jedes Geheimniß dieser unterirdischen Räume.

Im Saale öffnete er einen Schrank, der bisher allen Blicken

[1] Sonderbares Zusammentreffen! Muß man bei diesem Namen nicht an den Regenerator der geheimen Verbindungen des vorigen Jahrhunderts, an Weißhaupt denken? Noch heute gibt es Familien dieses Namens, Bjelohlawek, in jenen Gegenden Böhmens.

verborgen geblieben, und holte ein großes Buch hervor, das er mit Andacht und Ehrfurcht auf den Altar legte. Als er es aufschlug, wurden allerlei Zeichen und geheimnißvolle Charaktere sichtbar. Die Bauern horchten aufmerksam und fast furchtsam, als er mitten aus dem Buche, aus dem Texte herausgerissen, mit schwerem, gewichtigem Tone und mit Nachdruck zu lesen begann:

„Eine der ersten und heiligsten Pflichten muß es sein, den Stand des Ackerbauers, des Pflegers und liebsten Kindes unserer Mutter Erde, zum Bewußtsein seiner Entwürdigung zu bringen, die Leibeigenschaft, die schreiendste Verhöhnung der Menschenrechte abzuschaffen, die Lasten, die ihn unterdrücken, zu beseitigen, für seine geistige Bildung zu sorgen, den Aberglauben, die Menschenfurcht — die schwersten Fesseln der Menschheit, zu brechen und ihn zu einem Stand von Freien, von Glücklichen zu machen, wie er es verdient durch Arbeit und durch die Tugenden, die bei ihm schlummern. Das betheuern wir anzustreben, darauf all unser Dichten und Trachten zu wenden, Leben und Gut dafür einzusetzen, als für den ersten Grundstein einer neuen, besseren und glücklicheren Gemeinschaft."

Nikolaus Weißhaupt schloß das Buch wieder. Als er ihnen den Sinn des Gelesenen in klaren und schlichten Worten auseinandersetzte, war es in ihrem Kopfe, wie auf dem Bilde über der Thüre, wo die Sonne durch Nebel und Qualm zu dringen sucht. Und als er ihnen von einem Bunde weiser und edler Männer sprach, der sich über die ganze Erde ausgedehnt, um überall mit vereinten Kräften zu solchen Zwecken zu wirken, und daß ihr Herr, der Fürst Schönborn, einer der Meister dieses Bundes, vielleicht in diesem Augenblicke irgendwo mit solchen weisen Männern zusammen tage über die Verwirklichung dieser Sätze, und er sie vorwurfsvoll fragte, ob sie gegen einen solchen Freund mit Feuer und Schwert auftreten wollten, und er endlich ermahnend hinzufügte, daß sie auf diese Weise die Pläne der Edlen nur vereiteln und am Ende des Weges, den sie betreten, *für jetzt* nur

Unheil und doppelte Unterdrückung sie erwarte — da falteten sie gerührt und erschrocken die Hände, wie zum Gebete. — Die ihre Waffen mitgebracht hatten, ließen sie unwillkürlich fallen.

Am Ende seiner Rede fügte Nikolaus Weißhaupt hinzu, daß ihn dafür, daß er das Geheimniß seiner „Brüder" und seines „Meisters" verrathen, vielleicht schwere Strafen erwarten, er müßte es aber thun, um sie abzuhalten von einer That des Undanks gegen ihren Herrn, der es so gut mit ihnen meinte.

Ob Nikolaus Weißhaupt ganz aufrichtig war, als er die Bauern von einem Wege abhielt, den er „für jetzt" für unheilvoll hielt, oder ob er etwas jesuitisch verfuhr, wie es wohl die Freimaurer des vorigen Jahrhunderts pflegten, um seinem Herrn und „Meister" sein Eigenthum und der „aufgehenden Sonne" eine wichtige Loge zu retten — wir wissen es nicht.

Aber Hluboſch, Schloß und Dorf, war für Peter Bureſch verloren, und als er auf seinem Rückzuge dahin zurückkam, wies es ihm eine eiserne Stirne. Er mußte unverrichteter Dinge weiter zurück bis Duschnik, denn jetzt waren es die Bauern selbst, verbunden mit der Leibwache des Fürsten, welche Hluboſch vertheidigten.

So war ein fester Punkt verloren, den andern gab man freiwillig auf. Peter wollte seine ganze Macht um sich versammeln, um den Soldaten, deren Ankunft er erwartete, die Spitze bieten zu können, und rief den Ungarmichel zurück aus dem Meierhofe. Was sollte er auch länger dort, da Obtschov in Asche lag und Alles geflohen war? Nur Zdenko wandelte jetzt dort zwischen den schwarzen Trümmern der Hütten, einsam, verlassen. Seinen Vater aufzusuchen, fiel ihm nicht ein.

Nur das Kloster ließ Peter Bureſch besetzt, um die Kaiserlichen aufzuhalten, wie sehr sich auch die ketzerische Besatzung herausſehnte. Denn es gingen wunderbare Dinge im Kloster vor. Offenbarer Spuk! Oft in der Nacht schlurften lange, dunkle Gestalten an den Wachen vorbei, durch die Gänge, ohne daß man wußte, woher sie kamen, wohin sie gingen. Wenn man sich

ein Herz faßte und sie verfolgte, waren sie schnell verschwunden, verschlungen von der Nacht und von der Erde. Am Morgen fand man mancherlei Veränderungen im Kloster. Schränke waren geöffnet, die man früher nicht bemerkt hatte, einzelne Papiere oder auch Geldmünzen waren durch die Gänge zerstreut, als ob sie Jemand in Eile verloren hätte. Einmal sogar verschwand aus der Mitte der schlafenden Bauern, im großen Konventsaale, wo ihnen noch den Abend vorher der einäugige Slavik vorgelesen hatte, die Chronik des Bruders Procopius. Doch blieben sie auf ihrem wichtigen Posten unter dem Befehle des einäugigen Slavik und des Ketzers Hynek Jarmilo. Ersterer, wenn er sich ordentlich bekreuzt hatte, fürchtete auch allenfalls Geister nicht, und der Andere disputirte sie mit ungläubiger Miene weg vom Erdboden und suchte sich Alles auf natürliche Weise zu erklären.

Unter dem Schutze dieses vorgeschobenen Postens, der die Prager Straße beherrschte und ihn leicht von der herannahenden Gefahr unterrichten konnte, sammelte Peter Buresch seine Armee und suchte ihr den alten Geist wieder einzuflößen. Es ist wahr, er hatte den ruhigen Blick von ehemals nicht mehr, er flößte nicht mehr das Vertrauen ein, wie zu Anfang, und war in diesem Gefühle mißtrauisch, verdrießlich und grausam. In Duschnik wurde er mit Murren empfangen, die Weiber schrien laut gegen ihn, denn sie fühlten sich sicher, da er nie etwas gegen ihre Widersetzlichkeit gethan, nie ein Weib bestrafen ließ und ihre Drohungen zu verachten schien. Die Männer kamen beim Schall der Trommel nur langsam und zögernd, meist unbewaffnet, aus den Häusern hervor. Aber als er den Ungarmichel mit seiner entschlossenen Schaar um sich hatte, ging Alles besser. Mit ihrer Hülfe, da sie ihm unbedingt gehorchten, ließ er den Schrecken regieren. Die Flüchtigen ließ er auf der Flucht erschießen oder in ihren Häusern aufsuchen und aus dem Bette reißen, um sie nach den Kriegsartikeln zu behandeln. Freilich blieben da Viele, die Einen aus Angst, die Andern, weil sie selbst an Entschlossenheit gewonnen, mitten unter den Entschlossenen und dem härtenden Feuer des

Schreckens und der Strenge. Aber Viele flohen weiter als bis an die Schwelle ihrer Häuser, sie flohen tief in die Wälder. Denn die Soldaten, hieß es, sind im Anzuge und mit ihnen Trenk'sche Panduren, die damals schon das Kind in der Wiege zittern machten. Selbst der Alte vom Hammer zitterte. Er dachte an hundert traurige Möglichkeiten und suchte den Scheerenschleifer Zerzog, der von Zeit zu Zeit wieder in der Gegend auftauchte und Peter Bureſch aufmunterte. Er wollte mit ihm über einen möglichen Rückzug seines Sohnes nach Baiern sprechen, aber er war nirgends zu finden. Er zog immer weiter, er machte immer größere Kreise in den Wäldern, er wurde immer ängstlicher, er malte sich traurige Möglichkeiten immer trauriger aus — eine Hinterthüre zum Entkommen mußte man sich für jeden Fall besorgen. Aber der Scheerenschleifer war nicht zu finden.

Peter Bureſch selbst zitterte nicht. Er war zwar etwas verwirrt, der Zorn über die Widersetzlichkeiten, über die Furcht vor den Kaiserlichen, über die Auflösung, die trotz Allem in seinen Reihen wieder zur Vorschein kam, machten ihn kurzsichtiger als sonst. Aber er hatte Muth, er wollte den Feind in offener Schlacht erwarten und hoffte, ihn mit Hülfe seiner tapfern Schaar von Raubschützen und seiner Kenntniß des Bodens zu schlagen und so das schwankende Vertrauen durch einen Sieg über die sogenannte gesetzliche und reguläre Macht wieder zu befestigen. So zog er hinaus auf die Anhöhen vor dem Dorfe, auf die Seite, wo der Feind aller Berechnung nach kommen mußte, stellte Wachen aus und befestigte einzelne Punkte. In dieser Stellung erwartete er das Zeichen aus Oborschischt.

Elftes Kapitel.

Aber das Zeichen aus Oborschischt kam nicht, und der Ungarmichel machte Witze über die langsamen Weiberschritte Ihrer Majestät der Kaiserin.

Der Ungarmichel irrte sich. Ihre Majestät die Kaiserin Maria Theresia machte nur langsame Weiberschritte, wenn es dem preußischen Fritze entgegenging, kam aber schnell und plötzlich, wie ein Ungewitter, wenn es galt, über die Unterthanen herzufallen. Der arme einäugige Slavik hat es zuerst erfahren.

Er saß oben auf dem Thurme des Oborschischter Klosters und strengte sein einsames Auge so gewissenhaft an, als ob er noch ein Dutzend guter Augen zu verderben gehabt hätte. Vom Thurme aus konnte man die Straße viele Stunden weit überwachen, wie sie sich so weiß wie ein schäumender Bach durch die dunklen Wälder hinschlängelte, über Hügel und Ebenen bis zu dem sogenannten kleinen heiligen Berge, weit weit vom Oborschischter Kloster. Aber wie er da oben horstete und Alles, was er in Leib und Geist an Kraft besaß, sich in dem Einen Auge sammelte und er nicht den Schatten eines andern Gedankens hatte, als nur zu sehen und immer zu sehen, da wurde es unter ihm im Kloster plötzlich gewaltig unruhig. Ein zerrissenes Geschrei, aus vielen Schreien der Ueberraschung zusammengesetzt, von verworrenem Waffenlärm, Fluchen und endlichem Hülferufen durchdrungen, wozu bald Flintenschüsse kamen in immer schnellerer Folge, drang herauf zu ihm, als ob er auf einem hohen Berge stünde und ein wildes Gewitter ihm zu Füßen sich entlüde. Es dauerte einige Zeit, bis alle seine Fähigkeiten aus dem kleinen

Punkte des Einen Auges, wo sie zusammengedrängt waren, sich allmählig zurückzogen, um sich wieder als Gehör, Gefühl, Verstand auf ihre gewöhnlichen Posten zu begeben. Dann aber sprang er mit wilden Sätzen wie eine Katze die Treppe hinab.

Welch ein Anblick!

Ueberall ein buntes Gemisch von Bauern, Pfaffen, Soldaten. — Plötzlich war der Feind aus dem Boden gewachsen, mitten im Kloster in allen Ecken und Enden — aus den Dielen, aus den Mauern, ja von den Stubendecken war er wie überreife Frucht herabgefallen. In gewaltiger Ueberzahl stand er mitten unter den erschrockenen Bauern, von den Mönchen geführt, und metzelte die Ketzer nieder, bevor sie zu ihren Waffen greifen konnten. Als der einäugige Slavik hinunterkam, waren Wände und Estrich vom Blute gefärbt.

Zu mir! rief er mit donnernder Stimme, daß die Soldaten einen Augenblick in ihrem blutigen Geschäfte inne hielten und sich umsahen. Er benutzte es und sprang über Schultern und geschwungene Säbel hinüber in den Konventsaal. Neuer Muth beseelte bei diesem Rufe die Bestürzten; aus den Gängen und Zellen drängten sie sich mitten durch die Soldaten und bildeten einen festen Knäuel um den einäugigen Slavik. Schnell hatte er einen schwach besetzten Ausgangspunkt des Konventsaales erspäht, und während der Knäuel um ihn Piken, Sensen und Büchsen den Soldaten von allen Seiten entgegenstreckte, daß der Haufe aussah wie ein gereiztes Stachelschwein, drückte, schob, bewegte er ihn von innen nach dem schwach besetzten Ausgangspunkte, den er bald erreichte. Die Soldaten schlossen ebenfalls ihre Reihen und folgten mit langsamen Schritten und schickten ihnen volle Salven nach. Mancher Ketzer fiel; die Uebrigen schoben weiter über den langen Gang bis an die Treppe. Immer enger schlossen sie sich an einander und rollten wie eine Kugel hinab bis an die Thüre, die aus dem untern Gange in die Kirche führte. Dorthin wollte sie Slavik bringen.

An den Altar! rief er, dort sind wir sicher.

Nein! rief Hynek Jarmilo aus dem Knäuel heraus mit fester, widersprechender Stimme.

Nein! riefen die andern Ketzer, wie aus Einer Kehle, und blieben fest vor der Thüre stehen.

Die Patres hinter den Soldaten, welche auf der Treppe standen, lachten laut auf. Schnell luden die Ketzer noch einmal und schossen über die Soldaten hinweg in die schwarze Reihe der Patres. Pater Quirinus und manche andere fromme Väter fielen. Da lachten ihrerseits wieder die Ketzer, und lachend warfen sie ihre Waffen hin und stellten sich wie aufgesteckte Ziele längs der Wand und stimmten wie auf ein gegebenes Zeichen und aus Einer Kehle die böhmische Uebersetzung des Liedes „Eine feste Burg" an. Die Soldaten von der Höhe der Treppen zielten gut. Es war aus mit dem einäugigen Slavik, mit Hynek Jarmilo und der ganzen Schaar der Ketzer aus dem Dorfe Nibnik.

Darum kommt kein Zeichen, keine Botschaft aus Oborschischt beim Ungarmichel an. Witze sind schlecht angebracht. Noch macht er welche am Abend desselben Tages im befestigten Lager auf den Höhen vor Duschnik — während die kaiserlichen Truppen nach Przibram marschiren, auf einem großen Umwege, in einem Halbkreise, geschützt von den Wäldern und dem Dunkel der Nacht. Sie haben einen guten Führer, der die Gegend genau kennt und dem daran liegt, Duschnik zu überraschen und es ohne Schwertstreich zu nehmen, um einem langen Kampfe auszuweichen, während dessen man sich an der Geißel, an seinem Sohne Zdenko, den dieser Führer noch gefangen glaubt, halten und rächen könnte.

So kommt es, daß, während Peter Bureſch links vom Dorfe gut verschanzt den Feind erwartet, der Feind mit erstem Morgendämmern von Przibram her auf der andern Seite ins Dorf einrückt, den schmalen Weg zwischen den Gartenmauern herauf, gradaus auf den großen Platz, wo die Bäume stehen mit den Kriegsartikeln Peter Bureschs.

Trommelschlag weckt die im Dorfe Zurückgebliebenen. Das ist eine andere Trommel, als die, welche sie einst zur Robbot

rief. Neugierig steckten sie die Köpfe zu den kleinen roth eingerahmten Fenstern heraus. Welch ein prächtiger Anblick — eine mächtige Kolonne zu Fuß, gefolgt von einer oder zwei Schwadronen ernst und stolz blinkender Husaren. Sonderbar aber und unheimlich sehen die Gestalten aus, welche zu Fuß oder auf kleinen Pferden reitend die ganze Kolonne regellos, wild umschwärmen — vorn, hinten, von allen Seiten. Sie tragen rothe oder schwarze Kappen oder auch breite Hüte mit zerfetzten Krempen, die schlapp und schmutzig um Gesicht und Nacken hängen. Von der Schulter herab wallt ein langer breiter blutrother Mantel, der die schmächtige, aber sehnige Gestalt verdeckt, zugleich mit einem Gürtel, der reich besetzt ist mit Dolchen und Pistolen von allerlei Art. Die Füße sind in rothes Tuch gehüllt, welches durch schmale, kreuz und quer gebundene Riemen festgehalten ist, so daß man ihre Schritte nicht hört, wie die Schritte der Katzen. Auf dem Rücken hängt nachlässig an einem Riemen das ungewöhnlich lange Gewehr, das mit dem Ende des Laufes fast bis an die Knöchel reicht — an der Hüfte der krumme Säbel in bunter Scheide. — Es sind Das die Panduren oder Rothmäntel, welche Baron Trenk die Güte hatte dem Major Bombelles auf einige Tage zu borgen. Die blutrothen Mäntel und die vielerlei Waffen weggedacht, sehen sie gar nicht so schrecklich aus — fast könnte man sagen, sie sind schön. Das braune Gesicht mit der kühnen Adlernase, die dunkeln Haare und fein gemalten Augenbrauen, die leuchtenden Augen und das beständige Lächeln um den feinlippigen Mund machen zusammen eine schöne Figur. Aber dieses beständige Lächeln ist es eben. Sie lächeln auch, wenn sie Kinder spießen, und haben sanfte und zärtliche Ausdrücke bereit, wenn sie dem Feinde den Kopf abschneiden.

Auf einen Wink ihres Führers zerstreuen sie sich und sind nicht mehr zu sehen. Alle Ausgänge des Dorfes, Schluchten und Schlupfwinkel in den Wäldern sind in kurzer Zeit von ihnen besetzt. Denn in Wäldern, Gebüschen und Schluchten fühlen sie sich bald heimisch, kennen sie bald jeden Baum und Stein —

das haben sie aus ihren heimischen kroatischen Wäldern mitgebracht, wo sie das edle Räuberhandwerk trieben und all die Künste lernten, mit welchen sie jetzt den habsburgischen Thron befestigen und in Duschnik Gesetz, Ruhe und Ordnung herstellen werden.

Graf Bombelles, der an der Spitze der kaiserlichen Truppen in Duschnik einreitet, hat die gemessene Weisung, die Sache so schnell als möglich abzumachen, da man keinen Mann lange entbehren kann und mit den Bauerngeschichten nicht viel Zeit verlieren will. Er soll kurz und summarisch verfahren, die Führer beseitigen, die Gegend unschädlich machen und wieder davon reiten. Er macht sich sofort ans Werk. Die zurückgebliebenen Bewohner im Dorfe haben sich versammelt, die Trommel wird gerührt, die Soldaten ziehen einen weiten Kreis um die Versammelten, und ein Feldwebel verliest mit lauter Stimme folgende Schrift, die ihm Graf Bombelles, der Major, gleichgültig und gelangweilt übergeben hat:

„Im Namen Ihrer k. k. Apostolischen Majestät Maria Theresia, Königin von Hungaria, Bohemia ꝛc.

Kund und zu wissen Allen, denen zu wissen nothwendig.

Die Regierung des Königreichs Böheim im Namen der allergnädigsten Königin Maria Theresia, Königin von Böheim, läßt Verzeihung, Gnade und Vergessen allen Denen angedeihen, so sich in diesem Jahre als Verführte durch Wort und That an den ungesetzlichen und verbrecherischen Thätlichkeiten Peter Bureschs betheiligt haben, so ferne diese Verführten reuig und demüthig zur gesetzlichen Ordnung zurückkehren, freiwillig die Waffen niederlegen und zur Arbeit und gesetzlichen Pflichten sich als treue Unterthanen Ihrer Majestät der allergnädigsten Kaiserin bekehren.

Besagter Peter Buresch, der Erregung von Aufruhr gegen Ihrer Majestät Regierung und die bestehenden Gesetze, der Verleitung Ihrer Unterthanen zu verbrecherischen Handlungen, der Konspiration mit Ihrer Majestät Feinden, der Gottlosigkeit und

des Unglaubens, des Mords, des Raubs und der Plünderung und anderer mehrfacher Verbrechen angeklagt, soll vor ein Standgericht gestellt und nach dem Wortlaut des Gesetzes mit ihm verfahren werden.

Gegeben in der k. k. Hauptstadt Prag ꝛc."

Während der Verlesung dieses Aktenstücks ließen die einzelnen Bauern langsam ihre Waffen fallen und zogen sich so weit von ihnen zurück, als es der Kreis, den die Soldaten um sie geschlossen, erlaubte. Die Weiber drängten sich durch und in die Häuser, um die etwa noch vorhandenen Gewehre vor die Thüre zu werfen. Mika, der gleich nach seiner Ankunft im Dorfe mit Hülfe einiger Soldaten in den Schüttboden gedrungen war, kam bleich und mit zerrauften Haaren heraus. Er hat das Gefängniß leer gefunden — er ist zu spät gekommen. Die Weiber erzählten ihm mit Vorwürfen, daß sie selbst seinen Sohn befreit haben, und reuig und mit zerknirschtem Herzen schlich er aus dem Dorfe fort, zurück nach dem verbrannten Obtschov, um dort seinen geretteten Sohn aufzusuchen.

Indessen hatte Peter Buresch erfahren, was im Dorfe vorging. Rasch brach er auf und rückte in Ordnung und festgeschlossenen Reihen aus dem Lager dem Dorfe zu. Kaum war er den Hügel hinab, als aus dem Walde rechts und links mit unhörbaren Schritten die Kroaten hervorkamen und das Lager besetzten. Sie waren nur noch einige hundert Schritte vom Dorfe, aber nahe genug, um zu bemerken, daß jeder Eingang stark von Soldaten besetzt war. Peter wandte sich um, um noch einmal seine Schaar zum Angriff zu ordnen und ihnen Muth einzusprechen.

Da sprang Martin Kinnich aus dem Hohlwege hervor. Ihr Männer, rief er, was wollt ihr euch todtschlagen lassen von einer mächtigen Ueberzahl, besonders da eben der Generalpardon für euch alle verlesen wurde, mit Ausnahme freilich, fügte er höhnisch hinzu, Peter Bureschs, der die Gefälligkeit hatte, mich vom Kommando abzusetzen und so vom Galgen zu retten.

Peter Buresch starrte ihn lange an, dann schlug er sich mit

der Faust vor die Stirne und rief: Das war unser Verräther! Ich Dummkopf! — Schießt ihn nieder!

Der Ungarmichel legte an, doch bevor er abdrückte, sagte Peter Bureſch mit Verachtung: Laßt ihn laufen! und Kinnich lief in der That nach dem Dorfe zurück.

Aber die Worte Kinnichs hatten ihren Eindruck nicht verfehlt. Ein Murren und Murmeln ging durch die Reihen Peter Bureſchs: „Es ist vergebens! — Wozu sich umsonst todtschlagen lassen? — wir haben Pardon!"

Peter Bureſch sah sich traurig um, und wie er die schwankenden murrenden Massen sah, ließ er den Kopf hängen. Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, und er schloß die Augen, wie um sich zu besinnen. An den Ungarmichel gelehnt, sagte er mit bebender Stimme: Siehst du, so sind die Bauern! — Dann rief er laut: Wer die Waffen strecken will, der thue es. Er kann ungehindert von dannen ziehen.

Klirrend, dröhnend stürzte Waffe auf Waffe zu Boden. Peter Bureſch stieß einen wilden Schrei aus und wandte sich ab. Er schien wieder in jenen Starrkrampf verfallen zu sein, in dem wir ihn schon einmal gesehen haben. Als er wieder zu sich kam, drängte sich die kleine Schaar von Raubschützen um ihn — die Bauern waren alle fort. Geht, sagte er, es ist aus — die Zeit ist noch nicht gekommen.

Aber die Raubschützen blieben.

Geht! rief er noch einmal mit gebieterischer Stimme — ich weiß mich zu retten, an der baierischen Gränze finden wir uns wieder!

Es ist kein Ausweg für dich! sagte der Ungarmichel — komm mit uns, so schlagen wir uns durch.

Wozu noch umsonst euer Blut vergießen und für mich? Ich habe einen guten Schlupfwinkel, in dem sie mich nicht auswittern sollen.

Da gingen sie, und als sie sich umsahen, war jede Spur von Peter Bureſch verschwunden.

Zwölftes Kapitel.

Dorf und Umgegend blieben vom Schreck gelähmt und ruhig. Kein Widerstand, keine Widersetzlichkeit machte sich geltend, wenn nicht etwa das protestirende Schreien und Weinen der Schwestern und Mütter, wenn man ihre jungen Söhne und Brüder zusammenfing und sie truppweise, von Panduren begleitet, nach Prag abschickte, um sie von dort weiter an die preußische Gränze gegen die Feinde der Kaiserin zu jagen. Sonst sah man scheinbar ruhig zu, obwohl man im Geheimen die Zähne knirschte und die Faust ballte, wenn man das Vieh aus dem Stalle jagte, um es theilweise an den großen Wachtfeuern mitten im Dorfe zu braten oder als gute Beute den Kameraden in Prag zuzutreiben, wohin es dann mit den jungen Rekruten zugleich wanderte. Denn es ward als gutes Mittel zur Sicherung der Ruhe in diesen unruhigen Gegenden für alle künftige Zeit erachtet, wenn man alle waffenfähige Mannschaft und alles noch übrige Besitzthum daraus entführte.

Graf Bombelles, auf dessen Anordnung all Das geschehen und der seine Residenz im Schlosse aufgeschlagen hatte, war, trotzdem Alles gut von Statten ging, doch sehr verdrießlich. Die Expedition langweilte ihn gewaltig — er hätte sie — sein Befehl lautete darnach — gern aufs Schleunigste zu Ende gebracht, aber das war nicht möglich, so lange Peter Buresch nicht mitten im Dorfe an einem Baume hing. Umsonst war das ganze Dorf, alle Häuser vom Keller bis zum Dache, war der ganze Wald, jedes Gesträuch durchwühlt und durchstöbert worden; umsonst zog sich eine ununterbrochene Kette von Husaren und Panduren in

einem weiten Kreise rings durch die Wälder, über Hügel und Thäler. Peter Bureſch war nicht zu finden. Entkommen konnte er nicht ſein, er mußte alſo in irgend einem Verſtecke ſicher geborgen liegen. Graf Bombelles ließ aufs Gerathewohl Einzelne aus den Bauern herausgreifen und nach guter herrſchaftlicher Sitte über die Bank legen, um ihnen das Geheimniß des Verſteckes mit Hülfe des Stockes zu entreißen. Sie ſchrieen, ſie litten unſägliche Qualen, ſie wurden halbtodt oder als Krüppel von der Bank fortgetragen — aber das Geheimniß war nicht enthüllt. Wir wiſſen nicht, ob die Unglücklichen ihren Führer von vorgeſtern verrathen hätten, wenn ihnen ſein Verſteck bekannt geweſen wäre — wir wiſſen nur, daß ſie in der That nicht wußten, welcher Schlund der Erde ihn verſchlungen hatte. So litten, um Alles treu zu berichten, was die Tradition an Namen und Thatſachen auf uns gebracht hat, der lange Wlach und der alte weiche Tomeſch.

Da Alles vergebens war, kam Graf Bombelles auf ein kluges Mittel. Der Vater mußte es wiſſen, wo der Sohn verſteckt war, alſo ſoll der Vater den Sohn verrathen. Der alte Bureſch, der wieder verzweifelt heimgekehrt war, nachdem er den baieriſchen Scheerenſchleifer umſonſt geſucht hatte, wurde herbeigeſchleppt und auf die Marterbank gelegt. Bevor ihn die Panduren hinſtrecken konnten, riß er ſich noch einmal los, richtete ſich hoch auf und ſchrie dem Grafen Bombelles, der aus dem Schloßfenſter den Exekutionen zuſah, mit ſtolzer Stimme zu: Ich bin ein alter Soldat des Prinzen Eugen, des edlen Ritters!

Aber was kümmerte den Grafen Bombelles ein alter Soldat des Prinzen Eugen, des edlen Ritters? Er mußte leiden, wie die Andern, und noch härter.

Der Alte vom Hammer knirſchte die Zähne zuſammen — aber über den zuſammengeknirſchten Zähnen lächelte er und lächelte und lächelte immer — murmelte zuweilen den Namen ſeines geliebten Sohnes — und lächelte wieder, bis er bewußtlos von der Bank hinabrollte wie todtes Holz.

Der Eine und Einzige unter den Bauern, der Peter Bureschs Versteck kannte und es wohl auch verrathen hätte, konnte von den Soldaten nicht gefaßt werden, denn er war schon Tags zuvor, bevor diese Maßregeln in Gang kamen, von ihnen gefaßt worden und residirte mit dem Grafen Bombelles unter demselben Dache. Freilich etwas schlechter, denn er schmachtete tief unten im Schlosse, in dem dunkeln feuchten Loche, wo sonst widerspenstige Bauern, die ihre Robbotpflichten nicht erfüllen wollten, zu sitzen pflegten. Der Eine war Martin Kinnich. Ihm war, als dem Urheber des Bauernaufstandes, dasselbe Loos zugedacht, wie Peter Buresch, aber in Berücksichtigung des Fürwortes von Seiten Mika's und der Väter Jesuiten für die guten Dienste, die er im Verlaufe der Begebenheiten geleistet, war er zu zehnjähriger Zuchthausstrafe und Schanzenarbeit begnadigt worden. Da saß er nun im Loche, die Zeit erwartend, bis ihn Graf Bombelles mit sich fortnehme nach Prag und ihn seiner Bestimmung in Ketten und Banden entgegenführte. Zeit genug hatte er, in seiner Einsamkeit darüber nachzudenken, wie er sich von dieser Bestimmung befreien könne, und er benutzte die Zeit.

Peter Buresch, im unterirdischen verfallenen Gemach des alten Schlosses, das von außen wie jeder andere unschuldige Hügel aussah, erfuhr von Allem nur, was ihm Lunetta zu berichten für gut fand. So wußte er nichts von den Wunden seines Vaters, und ausgestreckt auf seine Hirschhaut, beleuchtet vom Flackerlichte des Kienspans in der Ecke, aß er vom Braten und trank vom Wein, die Lunetta den Soldaten im Dorfe, während sie tanzte, sang und prophezeite, vom Wachtfeuer wegstahl. Er lachte über die dummen Bauern, die nur zu dulden haben, was sie verdienen, und fühlte sich am Wohlsten, wenn gerade ein Panduren-Piquet, das nach ihm suchte, gerade über seinem Haupte auf dem einladenden Hügel Rast hielt und man unten im Gemache ihre Flüche und Verwünschungen über die vergebliche Mühe hören konnte. — Ihr armen Jungen oder Helden, sagte er dann, bald hoffe ich euch aus meinen Wäldern in einem

höflichen Briefe anzuzeigen, daß eure Mühe vergebens ist, und ich glaube, ihr werdet dann davon überzeugt sein!

Es war nämlich abgemacht, daß noch diese Nacht Lunetta einem einquartierten Soldaten die ganze Kleidung vom Bette stehlen und Peter Bureſch bringen solle. In dieser Verkleidung war es dann leicht, durch die Kette der ausgestellten und reitenden Posten in die Wälder zu entkommen.

Aber in dieser Nacht sollte noch etwas Anderes geschehen.

Martin Kinnich hatte die Zeit zum Nachdenken gehörig benutzt. Als er das Geschrei der geprügelten Bauern hörte, kam er schnell mit seinem Nachdenken zum Ziele. Am Abend ließ er dem Grafen Bombelles sagen, er habe mit ihm in aller Unterthänigkeit etwas sehr Wichtiges zu verhandeln. Es kam keine Antwort. Was sollte der Bauer mit dem Grafen Wichtiges zu verhandeln haben? Da ließ ihm Martin Kinnich sagen, er kenne den Aufenthalt Peter Bureſchs, und nach wenigen Minuten stand er vor dem Grafen.

Wo ist er? — wo steckt er? — sprich, schnell! — rief ihm der Graf entgegen.

Verzeihung, allergnädigster Herr! — antwortete Kinnich, sich tief verneigend, das geht nicht so schnell — ich habe meine Bedingungen.

Bedingungen — rief der Graf — frecher Bauer, du wagst es, von Bedingungen zu sprechen? Ich lasse dir hundert Stockstreiche aufzählen, das wird dir die Bedingungen austreiben.

Hundert Stockstreiche mehr oder weniger — sagte Kinnich, indem er die Ohren zwischen die Schultern zog — man muß sich daran gewöhnen, wenn man sich auf zehn Jahre Zuchthaus vorzubereiten hat. Ich kann von meinen Bedingungen nichts nachlassen, gnädiger Herr. Einen Menschen, bei dem es sich um den Galgen handelt, zu verrathen, das ist nichts Kleines und will gut verkauft sein.

Und wie theuer verkauft, Schurke? —

Um zehn Jahre Zuchthaus!

Ho ho!

Kinnich ließ sich nicht stören und fuhr mit ruhiger Frechheit fort: Ich kann nicht anders. Warum haben mir Euer Gnaden den Galgen nachgelassen? Weil ich offenbar Verdienste hatte, Verdienste um Thron und Altar, weil ich eine Konspiration mit dem Feinde Ihrer Majestät aufgedeckt habe und Manches that, was die Fortschritte der dummen, verführten Bauern aufhielt. Man hat aber noch nicht erkannt, daß ich, den man den Anstifter des Aufruhrs nennt, zu Anfang nur den Oberbefehl übernahm, um ungesetzliche Thaten zu verhindern — warum hätte ich sonst so viele Tage lang in den Wäldern gefaullenzt? —

Kinnich hielt inne, um zu sehen, welche Wirkung seine wohlgesetzten und gut ausgedachten Worte auf den Grafen hervorbrachten. Da dieser schwieg, fuhr er fort: Ich wollte nur sagen, daß, wenn ich durch die Gnade Ihrer Majestät meiner Verdienste wegen vom Galgen zum Zuchthaus begnadigt worden bin, ich wohl eines neuen Verdienstes wegen vom Zuchthaus zur vollkommenen Verzeihung begnadigt werden könnte.

Das kann nicht sein! — rief der Graf.

Doch, Eure Gnaden haben Vollmacht — rief Martin Kinnich dagegen und warf sich vor die Füße des auf und ab wandelnden Grafen — und ich habe Weib und Kind!

Der Graf blieb stehen und sah verächtlich auf den Knieenden nieder. Was bietest du für deine Begnadigung?

Peter Bursch! — rief Kinnich laut — Peter Bursch, den unruhigsten und gefährlichsten Kopf, der das Land noch tausend Mal aufwiegeln kann, der die Wälder entvölkert, ein Schreck aller Förster und forstbesitzenden Herrschaften.

Wann? fragte der Graf weiter.

In einer Stunde! rief Martin Kinnich eifrig.

Gut! — sagte der Graf nach einigem Nachdenken.

Martin Kinnich küßte die Hände des Grafen. — Aber ich brauche Soldaten! sagte er endlich.

Nimm dir zehn Mann mit! —

Zehn Mann? — sagte Kinnich besorgt — Peter ist stark wie ein Riese und listig und verschlagen — ich brauche wenigstens zwanzig Mann.

Nimm, so viel du willst, Memme!

Martin Kinnich soll sich mit einer halben Kompagnie beeilen, an deren Spitze er, die ausgedehnte Vollmacht benützend, dahinzieht, stolz wie ein Feldhauptmann, so bald er ins Freie kommt, aber schleichend und gebückt, so lange er zwischen den Häusern des Dorfes hingeht. Er soll sich beeilen, denn eben ist Peter Buresch damit beschäftigt, seinen gewaltigen Leib in die enge Soldatenjacke zu zwängen, während Lunetta vor Ungeduld mit den Füßen zappelnd neben ihm steht und den hohen, spitzzulaufenden schwarzen Czako mit dem gelben Adler in Händen hält.

Nein! — ruft plötzlich Peter Buresch — lieber liege ich noch ein Jahr in diesem Loche, als daß ich diese bunte Knechtlivree nur eine Stunde am Leibe behalte.

So sprechend, reißt er die bunte Jacke wieder von den Schultern, wirft sie weit weg in einen Winkel und sich selbst auf die Hirschhaut.

Lunetta hebt die Jacke wieder auf. Ach! fleht sie, du brauchst sie ja nicht einmal eine Stunde zu tragen. In den Eisenhämmern bei Hluboschi kannst du sie wieder abwerfen. Aber jetzt beeile dich. Ich bitte dich, mein theurer Herr, — es ist keine Zeit zu verlieren, und wir haben noch so viel zu thun. Muß ich dir nicht noch den Bart scheeren und einen Zopf flechten?

Einen Zopf? — lacht Peter Buresch und sieht sie erstaunt an — glaubst du, ich würde mir einen Zopf flechten lassen, und wenn der Galgen hier zwei Schritte vor meinen Augen stände? Ha ha! — einen Zopf!

Nun gut, es wird vielleicht auch ohne Zopf gehen — aber nimm die Jacke, mein theurer Meister! flehte Lunetta.

Warum drängst du so auf die dumme Verpuppung? Das kann auch in zwei Stunden oder morgen oder übermorgen geschehen!

Ach, es ist mir so weh zu Muthe! — wimmerte Lunetta —

es liegt mir schwer wie ein Alp auf der Brust und ist mir, als ob wir sehr zu eilen hätten.

Lunetta hatte es kaum gesagt, so hörte man draußen rings um den Hügel ein Geräusch von Waffen, Schritten, Kommandoworten.

Jetzt kann ich doch nicht fort — sagte Peter Bureſch mit gedämpfter Stimme — sie lagern wieder ums alte Schloß. Sei stille!

Lunetta war stille, sie wagte es kaum, zu athmen. Aengstlich kauerte sie in den Winkel und starrte unverwandten Blickes durch die Dämmerung nach dem Steine, der die Thüre dieses verborgenen Gemaches bildete. — War es das bewegliche Licht des Kienholzes, das sie täuschte, oder bewegte sich wirklich der Stein? Zitternd, aber unhörbar kroch sie auf Peter Bureſch zu und umklammerte ihn mit beiden Armen, immer nach dem Steine hinstarrend. Es war nicht das täuschende Licht — der Stein bewegte sich wirklich, er fiel, und — hereinströmten, mit Luchsaugen suchend, gebückt, mit vorgehaltenen, langen Flintenläufen, immer lächelnd, die Panduren.

Ein furchtbarer Schrei, der in der Wölbung klagend und traurig wiederhallte, drang aus Lunetta's Brust. Mit einem Sprung war sie am leuchtenden Kienspan, warf ihn zur Erde und trat mit ihren nackten Füßen darauf, um Peter Bureſch in Nacht zu bergen. Es war zu spät, die Rothmäntel haben gute Augen.

Am frühen Morgen schon war das Dorf Duschnik von Soldaten wie ausgefegt — die Bewohner schliefen noch — aus weiter Ferne hörte man nur noch die Trommel. Mitten im Dorfe an dem großen Kastanienbaum hing Peter Bureſch — ihm zu Füßen saßen der Alte vom Hammer und Lunetta. Sie warteten, bis die Soldaten weit genug sein würden, um dann Peter Bureſch abzuschneiden. An demselben Baum klebten noch Peter Bureſchs Kriegsartikel.

Der alte Bureſch saß da, kalt, stumm, starr vor sich hinsehend, während kalte Thränen auf seinen Wangen standen. Zum ersten Male seit langer Zeit spielte er wieder mit seinen Schlangen und bedauerte wohl, daß sie keine Giftzähne hatten.

Von Zeit zu Zeit wandte er sich zu Lunetta und sprach kurze Worte, die sie nicht hörte und deren Sinn, wenn man sie zusammenhielt, ungefähr war: Lunetta, ich gehe mit euch zu den Zigeunern — meine Schlangen können schön tanzen, und ich werde euch viel Geld einbringen. Lunetta, ich gehe nicht mehr fort von dir, denn du hast ihn geliebt.

Lunetta hatte den Kopf tief hinabgebeugt in ihren Schooß und sang gedankenlos und mit tonloser Stimme traurige Zigeunerweisen, so leise, daß nur sie selbst sich hören konnte.

In später Abenddämmerung erschien eine alte, auf Krücken gebeugte Zigeunerin, mit vielfachen Pflastern im Gesicht, bei Martin Kinnich und bat um Herberge. Es ist ein halber Aberglaube — aber man wagt es nicht oft, Zigeunern ein Obdach zu versagen, und schickt sie meist in die Scheunen. Auch die alte Zigeunerin wurde in die Scheune geschickt, und es war noch nicht Mitternacht, als schon Scheune und Haus in Asche lagen und die Zigeunerin verschwunden war. — Martin Kinnich war ein Bettler und zog als solcher durchs Land.

Auch der Bauernadvokat war ein Bettler, denn der Kontrakt mit den Prager Holzlieferanten leerte ihm noch die Strümpfe mit Thalern, die er aus dem Brande gerettet hatte. Zdenko konnte ihn nicht ernähren, denn er war mit fortgenommen worden, als man diese Gegend von aller waffenfähigen Mannschaft reinigte.

Das ist die sonderbare Geschichte eines Bauernkrieges, um welchen man sich in dem allgemeinen Kriege, der damals die Welt elend machte, nicht kümmerte und von welchem so wenig Urkunden sprechen, daß ein gewissenhafter Geschichtsschreiber oder Leser sie nicht zu glauben braucht.

Erzählungen eines Unstäten.

Weit bin ich geritten,
Viel hab ich gesehen.

Volkslied.

Le mie prigioni.

Anstatt einer Vorrede.

Der geneigte Leser wird schon nach Durchlesung der beiden ersten Bücher dieser Erzählungen erkennen, daß die Aufzeichnung derselben unter verschiedenen Absichten begonnen, weitergeführt und beschlossen worden, daß der Verfasser, mit Einem Worte, im Verlauf der Arbeit den ursprünglichen Plan geändert hat. Für solches Aus-der-Rolle-fallen ist ein Schriftsteller seinem Publikum Rechenschaft schuldig.

Der ursprüngliche Titel „Reisememoiren", unter dem diese Skizzen zum größten Theile in der Kölnischen Zeitung erschienen sind, deutete es genugsam an, daß ich mannigfaltige, persönliche Erlebnisse aus verschiedenen Epochen und Gegenden habe liefern wollen. Vom Schicksal, wie ein abgerissenes Blatt, durch die verschiedenartigsten Länder und Verhältnisse umhergetrieben, glaubte ich mich mit dreißig Jahren alt genug, um zu memoirenhaften Aufzeichnungen berechtigt zu sein; um so mehr berechtigt, als ich nicht eine persönliche Entwicklungsgeschichte, die Niemand interessirt, sondern Ereignisse und Begebenheiten, die an sich interessant schienen, habe geben wollen. Aber bald mußte ich mich überzeugen, daß auch dieses ohne Indiskretion nicht möglich war. Hätte ich das nicht selbst eingesehen, manche ängstliche, aus der Ferne kommende Bitte, doch ja Dieses und Jenes zu verschweigen, hätte mich darauf aufmerksam machen müssen. Gewisses Literatenthum unserer Zeit hat Freunde und Bekannte eines Schriftstellers leider zu solcher Aengstlichkeit berechtigt, und ich war durch diese

Bitten weniger beleidigt als gekränkt. Schon nach der Abfassung des ersten Buches sah ich es ein, daß ich Ton und Form ändern und manchen interessanten Stoff, den mir Erinnerung lieferte, aufgeben müsse, und ich ging so allmählig in die rein novellistische Weise über, bei der alle Gefahr der Bloßstellung lebender Personen vermieden wurde.

Dieser Gefahr wäre ich schwerlich entgangen, hätte ich die Aufzeichnungen unter denselben Verhältnissen fortgesetzt, unter denen ich sie angefangen; denn angefangen habe ich sie in einer Lage, in der ich mir selbst als todt und begraben habe erscheinen können, abgelöst von allen alten Banden, getrennt durch unübersteigliche Hindernisse von Allem, was mich an die Vergangenheit knüpfte — ein lebendig begrabener, stiller Mann. Ich war aus dem Vaterlande verbannt und als Verbannter im Zellengefängnisse eines fremden Staates. Also war ich durch viele Dante'sche Höllenkreise von meiner Welt geschieden. Aber es gibt keinen Ort, der so geeignet wäre, alte Erinnerungen um sich zu sammeln, sich mit einem gewissen Behagen in die Vergangenheit zu ergehen, wie ein pennsylvanisches Zellengefängniß, und ich finde nicht, daß Dante Recht hat, und „die Erinnerung glücklicher Zeiten in Elend" ist nicht der größte Schmerz, sondern ein Trost und eine Art von Weiterleben im Jenseits — ein Weiterleben, das sein Fegefeuer, seine Hölle, wie sein Paradies hat.

Herrn Minister Maupas danke ich diese Erfahrung. Louis Napoleon glaubte nach dem Staatsstreiche, sich mit der wohlunterrichteten Polizeipräfektur nicht begnügen zu können, und schuf sich ein Polizeiministerium. Aber das blutjunge und unerfahrene Polizeiministerium tappte um so mehr im Dunkeln, als die altehrwürdige Präfektur auf den mit größerer Würde ausgestatteten Neuling eifersüchtig war und ihm alle Kanäle abschnitt, die seine Allwissenheit nähren sollten. Das neue Polizeiministerium hatte nichts zu schaffen; in seinen weiten Räumen war es öde; menschenscheu und des Müssiggangs müde, schlichen seine zahllosen Beamten in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle umher. Sie

sahen aus wie Schatten, die ziel- und zwecklos an den Ufern des Styx umherirren und die Erlösung erwarten; sie fühlten sich verdammt zu der unausstehlichen Qual, die Dante vergessen hat, zu der Qual des Ueberflüssigseins. Es war ein Ministerium besoldeter, aber überzähliger Beamten. An Maupas war es, sie zu erlösen, und wir waren die schwarzen Schafe, die er zum Erlösungsopfer auswählte. Er erfand eine Verschwörung, und in der Nacht des 3. Februars 1853 wurde die große Polizeirazzia vorgenommen und die mysteriösen Räume von Mazas verschlangen zweiundsechzig Unschuldige.

Ich schlief den Schlaf der Gerechten, als mit der ersten Morgendämmerung sämmtliche Diener des Hotels mit bleichen Gesichtern in die Stube stürzten, gefolgt von zwei Unbekannten mit Physiognomien von Monseigneurs. Monseigneur aber heißt in Frankreich ein Dietrich oder Diebesschlüssel, und der Ausdruck stammt aus jener guten alten Zeit, da die großen Herren anstatt der Diebe in die Häuser der armen Bauern brachen. — Ich wollte mich erheben, aber die beiden Geheimnißvollen ersuchten mich, im Bette zu bleiben, bis eine gewisse dritte Person, der Polizeikommissär, ankomme. Sie setzten sich an den Kamin, ließen ein Feuer anzünden und prüften mit durchdringenden Blicken jedes Möbel. Endlich kam der Polizeikommissär, ein Mann mit einem behaglichen Hausvatergesichte, der sich vor mein Bett stellte und mit der Miene eines Komödienfürsten, der seinen Stern zeigt, den Rock aufknöpfte und seine trikolore Schärpe sehen ließ. Darauf, wie auf ein gegebenes Zeichen, warfen sich die beiden Monseigneurs auf meine Bücher, und nachdem sie alle Titel geprüft, untersuchten sie ihr Inneres, ob nicht Papiere darin steckten; dann vertheilten sie sich in Stuben und Kabinet und schleppten alle möglichen Papiere auf einen Haufen zusammen, die der Kommissär musterte und aus denen er sämmtliche Briefe, die ein neueres Datum trugen, aussuchte und zusammenlegte. Dann suchte man in allen Winkeln und Verstecken nach Waffen, und da man nichts fand als einen Life preserver, ersuchte mich

der Kommissär, mich schleunigst anzukleiden und ihm zu folgen — denn er verhafte mich im Namen des Gesetzes. Auf dieses Wort fingen die Diener, die an der Thür horchten, ein lautes Geheul an, das sich in Schluchzen und Klagen verwandelte, als ich in der Mitte der Polizisten durch ihre Reihen schritt. Wie ich später erfuhr, hatte einer der Kellner, ein edler Sohn der Auvergner Berge, die heroische Idee, sofort eine Revolution zu machen und mich noch auf der Treppe der Polizeigewalt zu entreißen; aber ein besonnener Walter Fürst, wahrscheinlich ein Gothaer, hielt ihn von dem gewagten Unternehmen ab und rieth zu passivem Widerstand. Vor der Thüre erwartete uns ein großer, schwarzer, geschlossener Wagen, der bestimmt schien, ganze gesetzgebende Versammlungen aufzunehmen. In der Rue Faubourg Montmartre verließ uns der Kommissär sammt dem Wagen und übergab mich den beiden Agenten. Diese ersuchten mich, nun selbst einen Wagen zu miethen, da der Weg nach Mazas sehr lang und sie sehr müde seien, da sie die ganze Nacht gearbeitet hätten. Ich konnte aber ihrem Wunsche nicht willfahren; ich wollte meine Freiheit so lange als möglich genießen und noch etwas von der frischen Morgenluft einathmen. Denn wer konnte mir sagen, für wie lange Zeit ich der Gefangenschaft, welchem Schicksal überhaupt ich entgegen ging? Wir lebten in der Zeit der Transportationen, und die Justiz war so reformirt, daß selbst das unschuldigste Gewissen sich nichts zu prophezeien wagte. So wanderten wir denn zu Fuße die Boulevards entlang. Paris ist am frühen Morgen nicht lieblich anzusehen; es gleicht da einer alten Kokette, die man vor der Toilette überrascht, ehe sie ihr Roth aufgelegt. Dennoch schien es mir in diesem Augenblicke unendlich schön und, im Vorgefühl des engen Gefängnisses, unendlich groß und weit, wie eine Welt. „Zu meiner Rechten Michael, zu meiner Linken Gabriel" zog ich frohen Muthes weiter und hörte kaum auf die Vorwürfe meiner beiden Schutzengel, die mich des Undankes anklagten. Sie hatten mich ja ausschlafen lassen, während sie einundsechzig Andere aus dem süßesten Schlafe

und Manche von diesen aus den Armen der Gattin oder Geliebten gerissen haben. So sprechend, freuten sie sich in der Erinnerung über die verschiedenen, sonderbaren, erstaunten, erschrockenen oder ergrimmten Gesichter, die sie in dieser Nacht zu sehen bekamen, und ich dachte: auch dieser Stand hat seine Freuden. Und ich dachte ferner, daß die banalen Entschuldigungen wie: „Wir thun nur unsere Pflicht, gewiß mit schwerem Herzen" ꝛc. nur leere Phrasen seien. — Auf der Höhe der Marais angekommen, wurden meine Begleiter schweigsamer; sie schienen mich ganz zu vergessen und sahen aufmerksam, mit ächtestem Späherblicke nach rechts und links. Das Trottoir war noch nicht sehr belebt; nur hie und da standen oder saßen einzelne Individuen, die mehr oder weniger überwacht und nichts weniger als gesetzmäßig aussahen. Bei unserem Herannahen ging Mancher von diesen auf die Seite und aus unserem Wege. Manchem sah ich es an, daß er mich als einen Verhafteten erkannte und mich mit einem gewissen, wenn auch nicht theilnehmenden Interesse betrachtete, während auf den untern Boulevards keiner der Vorübergehenden errieth, daß ich mich in einer ausnahmsweisen und nicht beneidenswerthen Lage befand. Jetzt ging ich durch ein Publikum, das für Dergleichen ein geübtes Auge hatte und meine Begleiter zu würdigen verstand. Auch diese ihrerseits kannten so manches Gesicht, das uns von der Seite ansah, und sie warfen sich von Zeit zu Zeit einen Blick oder auch ein unverständliches Wort zu. Vor einer Weinkneipe stand ein Jüngling mit sehr verwegenem Gesichte, die brule-gueule im Munde, die Kappe auf der Seite. Als wir herankamen, schlug er die Arme in einander, wie Napoleon, und sah uns unverwandten Auges an. „Der ist bald reif," sagte lachend der Eine meiner Begleiter, und der Andere rieb sich die Hände. „Was wollen Sie damit sagen?" fragte ich. — „Nun," antwortete er, froh wie ein Landmann bei der Aussicht auf eine gute Ernte, „nächstens haben wir nur zu schütteln, und dieser Knabe fällt uns von selbst in den Rachen. Aber," fügte er nachdenklich hinzu, „er hat une Forte Sorbonne."

— Sorbonne heißt in der Diebessprache der Kopf, der Geist — gewiß ein Kompliment für die Pariser Universität. Ich habe nie gehört, daß unsere Prager Diebe den Geist Karolina genannt haben; nicht einmal Ferdinandeum, und das Ferdinandeum heißt doch zugleich das Jesuitenkloster.

Endlich auf dem Platze der Bastille — wozu hat man sie niedergerissen? — wozu hat man die Julisäule errichtet? — so viel Arbeit um ein Leichentuch! — Endlich tauchten die schwarzen Mauern des Gefängnisses von Mazas empor. Ich ging graden Weges auf das Thor los, aber meine Begleiter machten mich auf eine Kneipe aufmerksam, die unweit vom Thore liegt, und fragten mich, ob ich nicht noch ein Frühstück einnehmen wollte. Auf meine verneinende Antwort gaben sie mir den Wunsch zu erkennen, daß sie sich selbst gern an einem petit verre erquicken wollten. So treue Begleiter verdienten einen kleinen Lohn, und ich trat mit ihnen ein. Niemals werde ich das teuflische Gelächter vergessen, mit dem uns das Weib hinter dem Schenktische empfing: „Aha!" rief sie, „habt ihr den Vogel im Neste erwischt!" Und Das in Gegenwart des gefangenen Vogels. Lachend schenkte sie den Cognac ein, und die Beiden, froh einer solchen Würdigung von Seiten des schönen und zarten Geschlechtes, fingen aufs Neue an, von der rude besogne dieser Nacht wie von großen Thaten zu erzählen.

Zehn Schritte führten aus der Kneipe ins Gefängniß. Ein eisernes Gitter öffnete sich rasselnd; meine Begleiter nahmen ernste und unterwürfige Amtsmienen an und führten mich, rechts vom Eingang, in die Stube des Greffiers, der so früh schon mit der Feder in der Hand da saß und sehr verschlafen und verdrießlich aussah. Es war mir, als sollte ich ihn für seine Bemühung um Verzeihung bitten. Man stellte mich unters Maß, man fragte mich nach Namen, Stand, Wohnung, Charakter und beschrieb mich so genau, als sollte mir ein Paß nach Nukahiwa ausgestellt werden. Die Polizeiagenten entfernten sich, und es nahm mich ein Gefangenwärter in Empfang. Er öffnete eine Eisenthüre

und schob mich durch. Ich stand in einer weiten Halle, in welcher mehrere uniformirte Gefangenwärter auf und ab gingen. Einer derselben führte mich durch die Halle, rief eine Nummer, und es kam ein anderer Kollege, der vor sich hinmurmelte: „Noch Einer! aber Das ist ja ein wahrer 2. Dezember!" Dieser Reflexionsmensch führte mich schweigend durch einen der langen Strahlen des in Sternform gebauten Gefängnisses. Rechts und links reihten sich dreifach übereinander die unzähligen stummen Thüren der Zellen, und längs der Thüren liefen lange Galerien mit Eisengittern hin. Ueber eine Treppe gelangte ich auf die erste Galerie, wo mein Begleiter wieder eine Nummer rief. Es kam einer der Gefangenwärter, die ewig und regelmäßig, wie Uhrpendel, vor den Zellenthüren auf und ab gehen, nahm mich in Empfang, steckte einen gewaltigen Schlüssel in ein gewaltiges Schloß — es rasselte, es krachte, die Thüre gähnte auf — ich stand in der stillen, einsamen, kahlen Zelle. Der Wärter untersuchte mich oberflächlich, fragte, ob ich nicht schneidende Instrumente bei mir hätte, fügte hinzu, das sei nur für die Form und ging. Wieder krachte das Schloß, und ich war allein.

Da stand ich und blickte um mich und sah Nichts; denn die Zelle in ihrer Leerheit und Kahlheit, war wie aus Nichts gebaut. Das kleine Bett mit dem kleinen Tischchen und dem Strohsessel verschwanden in Eins mit diesem Nichts. Die Zelle war drei Schritte breit, sechs Schritte lang und außerordentlich hoch, so hoch, daß das kleine Fensterchen mit Gitter und Blende, nah an der Decke, wie ein ferner, beinahe ausgebrannter Stern letzter Größe erschien — wie der Zeidak, an dem der Araber ein gutes Auge prüft.

Müde und unausgeschlafen warf ich mich auf das Bett und setzte bald den Schlaf fort, aus dem ich so unangenehm geweckt worden war, und als ich erwachte, sah ich zwei fremde Gesichter, die mich mit Verwunderung ansahen. Es war der Gefängnißdirektor mit einem andern, wie es schien, höhern Beamten. Sie fragten mich höflich, ob ich nicht irgend etwas zu sagen, zu

bemerken, zu verlangen hätte? Ich dankte und fragte wieder, wann ich verhört werden solle? Die Herren wußten es nicht. Wie, sagte ich, ist es nicht Gesetz, daß man spätestens vierundzwanzig Stunden nach der Verhaftung verhört werden solle? — „Nein, mein Herr, das ist nicht Gesetz in Frankreich." — „J'en suis faché pour la France" — Sie zuckten die Achsel, verbeugten sich und gingen.

Bald darauf huschte ein kleiner, blasser Abbé herein mit unzähligen, trostlos aussehenden Büchern unter dem Arme und fragte, ob ich nicht die Tröstungen der Religion bedürfe? Ich dankte, und er huschte noch schneller hinaus. Es sah aus, als wäre er durchs Schlüsselloch verschwunden.

Ich brauchte weniger Trost als Zerstreuung, und um diese zu finden, fing ich an, die Zelle aufs Neue und ins Einzelnste zu prüfen. Aber ach, sie blieb leer und kahl und dazu so schrecklich rein gehalten, daß alle Hoffnung auf ein freundschaftliches, durch den Usus der Gefangenen garantirtes Verhältniß mit einer Maus oder einer Spinne verschwand. Wie glücklich war ich, als ich endlich in einem Winkel eine Inschrift entdeckte. Sie war sehr lakonisch, und doch erzählte sie mir in meiner Lage, an diesem ersten und allen folgenden Tagen, eine lange und rührende Geschichte.

„Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?"
„Oh mes amis!"

So war mir der Refrain gegeben, der immer wieder und wieder auftauchte, wenn ich die Zelle durchschritt oder bei einem Glase Wein — denn der Leser wird bald erfahren, daß ich im Gefängniß ein Sybaritenleben verführte — an die Freiheit und an die anderen fernen Freunde und Freundinnen dachte.

„Oh Amélie! où êtes-vous à-présent!" seufzte ich oft und fühlte eine unendliche Sehnsucht nach Amelie.

Plötzlich öffnete sich ein kleiner Schieber, und wie ein Märchen vom Tischlein deck dich, erschien auf einem Brettchen ein kleines Töpfchen mit Fleisch, Suppe und einem großen Stück Brodes.

Man tischte mir das Beste auf, das nach der Regel des Gefängnisses aufgetischt werden darf; aber der Topf und der hölzerne Löffel sahen sehr unappetitlich aus, und ich vertröstete meinen Magen auf bessere Zeiten, die auch bald kamen; denn schon am nächsten Morgen erlaubte man uns, unsere Kost vom Restaurant holen zu lassen und dieselbe mit zivilisirtem Messer, Gabel und Löffel zu verspeisen. Das Töpfchen an der Luke prüfend, entdeckte ich darüber ein kleines Loch in der Thür, in welchem sich ein kleines Glas befand, das beweglich und so geschliffen war, daß es wohl einen Einblick von Außen nach Innen, aber keinen Ausblick von Innen nach Außen gestattete. Ich war also von dem Hüter, dessen dumpfen Schritt auf der Galerie ich hören konnte, beobachtet — ein höchst unangenehmes Gefühl, selbst für ein reines Gewissen. Abends kam dieser Hüter herein, um die Gasflamme, die bis neun Uhr brennen durfte, anzustecken. Er hatte ein höchst gutmüthiges Gesicht, und ich sah ihm an, daß er sich gern in ein Gespräch eingelassen hätte; aber die Pflicht verschloß ihm den Mund. Doch konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sich die neuen Gefangenen in denselben Zellen befinden, welche am 2. Dezember die Deputirten der Nationalversammlung aufgenommen hatten. In dieser Zelle, sagte er, wohnte der General Changarnier, unter dem ich in Afrika gedient habe. — Bist du ein alter Soldat, dachte ich, so werde ich dich schon zum Plaudern bringen. Und in der That ist mir Das schon nach den ersten Tagen gelungen, und dieses um so leichter, als unsere Wächter sämmtliche neue Gefangene für höchst wichtige Personen hielten. Denn unter uns befanden sich einige herzogliche und gräfliche Namen, deren Glanz in den Augen der naiven und von aller Welt abgetrennten Gefangenwärter auch die plebejischen vergoldete. Außerdem war offenbar Befehl gegeben, uns mit großer Rücksicht zu behandeln. Und da man in Frankreich gewohnt ist, dieselben Leute, die heute im Gefängniß sitzen, morgen in den höchsten Stellen prangen zu sehen, und dieß im Jahre des Heils 1853 mehr als je der Fall gewesen, und wir

außerdem die Zellen einnahmen, welche vor etwas mehr als einem Jahre von den berühmtesten Männern Frankreichs, alten Ministern, ruhmgekrönten Generalen und Dichtern bevölkert gewesen — war es da nicht möglich, daß einige dieser mysteriösen Gefangenen dermaleinst und vielleicht bald mächtige Protektoren der armen Gefangenwärter abgeben könnten? Und in der That machte mir mein Argus bald wie einem Protektor den Hof, erzählte vom General Changarnier und Lamoricière, von seinen Schlachten und Abenteuern, von seinem kleinen Gehalt und von den vielen Kindern, die er zu ernähren hatte; ließ mich die Namen meiner Mitgefangenen errathen und schloß seine Reden gewöhnlich mit der Andeutung, wie schön es von mir sein würde, wenn ich ihn nach meiner Befreiung ebenfalls aus der Einsamkeit und langen Weile des Gefängnißlebens befreien und ihm z. B. eine Stelle als Garçon de bureau in irgend einem Ministerium verschaffen wollte. Meinen Versicherungen, daß er sich mit seinem Anliegen an den Unrechten wende, setzte er einen hartnäckigen Unglauben entgegen, und ich ließ ihn am Ende, ächt jesuitisch, in dem mir nützlichen Aberglauben stecken.

Schon am zweiten Tage erlangte ich die angenehme Ueberzeugung, daß man nicht gewillt war, uns hart zu behandeln. Man erlaubte mir, an meine Freunde, freilich französisch und in ungesiegelten Briefen, zu schreiben und ihnen meine Verhaftung anzuzeigen und aus meiner Wohnung Kleider und Wäsche kommen zu lassen. Auf diese Briefe hin verwandelte sich mein Gefängniß bald, und wie auf einen Zauberschlag zugleich in einen Garten, in eine Bibliothek und in eine lukullische Speisekammer. Blumensträuße und Töpfe kamen von allen Seiten; aus dem Gewächshause Daniel Sterns, des Verfassers der Februarrevolution, kamen sogar ganze Blüthenbäume, und ich war gezwungen, meine Fensterluke Tag und Nacht offen zu halten, daß mich, wie Freiligraths Schöne, Blumenduft nicht tödte. Zwischen Blumen und Bäumen standen hohe Pfeiler aus Büchern aller Sprachen aufgeschichtet und zwischen Blumen und Bücher-

pfeilern, hold versteckt und wie Veilchen lockend, Weinflaschen aller Zonen, zeitvertreibende, herzerheiternde Genossen, und neben ihnen die materielleren Gesellen aus Chevets Magazinen, Pasteten mit Gansleber aus Straßburg und Trüffeln aus Perigord. Da saß ich ein gefangener

Epicuri de grege porcus.

Ja, wer jene Trösterin hätte sehen können, die man in profaner Sprache „Kaffeemaschine" nennt, und die, von der Spiritusflamme erhitzt, vor mir auf dem Tische stand und Lieder sang und Märchen erzählte, der hätte mich auch für einen beatus ille procul negotiis nehmen können.

Ach, ich war es nicht! Trotz Wein und Büchern drückte die Einsamkeit wie eine Bleikappe auf mein Hirn; ich lag auf einer unsichtbaren Folter, die mich reckte und dehnte und mir Löcher in die Stirn bohrte, aus denen alle fröhlichen Gedanken entflohen. Ich zählte die Tage, die Stunden, die Minuten; ich schritt meine sechs Schritte auf und ab, bis ich vor Schwindel nicht weiter konnte und aufs Bett fiel; ich kletterte mit Hülfe des Tisches und Stuhles, die ich auf einander thürmte, zu dem kleinen Fensterlein empor und betrachtete zwei und, wenn es hoch kam, drei Sterne auf dem Quadratfuß Himmel, der mir gegönnt war.

Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?
Oh mes amis!

Die Lokomotive im benachbarten Bahnhofe ließ mir keine Ruhe, ihr Pfiff, der einzige Ton, der zu mir gelangte, ging mir wie ein schneidendes Messer durchs Herz. Sie erzählte mir, wie zum Hohne, von Italien, dahin ihre Bahn geht, von der weiten, weiten Welt, und wie schnell man sich heute bewegt, und „daß ich bin gefangen."

Der Abend, der dem Gefangenen willkommen sein sollte, weil er wieder einen Tag begräbt, der Abend ist seine traurigste Zeit, denn er ist die Zeit der Sehnsucht, des gemüthlichen Zusammenseins. Dem Gefangenen wird die Sehnsucht zum Fieber.

Man starrt die unbewegliche Mauer an, ob sie sich nicht doch öffnen wird, und bald hat man nicht übel Lust, seinen Kopf als Mauerbrecher zu gebrauchen. Alle die Gedanken, die man den Tag hindurch, über sich allein sitzend, aus Büchern geschöpft, alle die Phantasien, Wünsche, Hoffnungen, Sorgen, die man selbstquälerisch oder in glücklicher Selbstvergessenheit geweckt hat und die man im Zwiegespräche, im Austausche nicht los werden konnte, erheben sich des Abends im wilden Gedränge und wollen heraus aus ihrem Gefängniß, heraus ins Leben, für das sie geprägt sind, und arbeiten an ihren Schädelkerkerwänden, als wollten sie sie sprengen. Rettung! Rettung! Und die ist nella miseria die Erinnerung del tempo felice! Man schließt die Augen; heitere und traurige Bilder der Vergangenheit ziehen vorbei, man greift unwillkürlich nach der Feder, jenem Zauberstabe, um sie fest zu halten — und so begann ich, auf das Papier, das mir ein Kerkermeister geliefert, nachfolgende Erzählungen und Skizzen niederzuschreiben.

Eigentlich gehört nur so viel zu meiner Vorrede, und ich sollte mit einigen bescheidenen, an den Leser um Nachsicht gerichteten Bitten hier abbrechen — aber ich fühle mich gedrängt, mie prigioni fortzusetzen, um dem Lande, das den Verbannten, trotz jener Haft, gastlich aufgenommen, das Zeugniß auszustellen, daß in seinem Schooße trotz Allem und Allem die freiheitlichen Ueberlieferungen nicht auszusterben vermögen, und daß selbst der Gefangene der Früchte jenes humanen Instinktes genießt, der den Franzosen auszeichnet. Als ich meiner Haft entlassen war, hatte ich das Unglück, es vor einem Journalisten auszusprechen, daß ich drei Wochen im Gefängniß von Mazas einer dreistündigen Haft in irgend einem heimatlichen Gefängnisse vorziehe, und das Wort lief durch mehrere Journale.

Ich hätte besser gethan, es vor einem Fremden nicht auszusprechen; da es aber einmal gedruckt ist, will ich es um so weniger ableugnen, als der Vorwurf, den es enthält, nicht eigentlich mein Vaterland trifft.

Ich will fortfahren, um jenen Ausspruch zu erhärten und zugleich allen jenen Bekannten und Unbekannten zu danken, die mich während der Zeit meiner Haft und später bei ähnlicher Gelegenheit durch die zartesten Aufmerksamkeiten, durch Hülfeleistungen aller Art, durch die lebhafteste Theilnahme für immer verpflichtet haben.

Erst drei Tage nach meiner Verhaftung wurde mir der Verhaftsbefehl zugestellt, der mir gesetzlich sogleich bei meiner Verhaftung hätte gezeigt werden sollen, und erst am fünften Tage wurde ich vor den Untersuchungsrichter geführt. Er empfing mich in einer etwas düsteren Stube, vor einem lodernden Kaminfeuer sitzend, während hinter einem Gitter ein Schreiber mit der Feder in der Hand bereit war, das Wesentlichste meiner Aussagen aufzuzeichnen. Ich setzte mich auf einen am Kaminfeuer bereit stehenden Stuhl, und das ganze Verhör nahm die Form eines freundschaftlichen Zwiegespräches an. Ich wurde zuerst über meine Verbindung mit dem Herzog von Rovigo und dem Grafen St. Priest, zwei eingefleischten Legitimisten, und dann über meine Bekanntschaft mit mehreren Orleanisten ausgefragt und erkannte bald, daß Herr Maupas Republikaner, Legitimisten und Orleanisten auf das Naivste in Eine Verschwörung verwickelt hatte. Der Instruktionsrichter war sehr erstaunt, daß ich keinen der genannten Herren jemals gesehen haben sollte und daß ich auch nicht der geringsten geheimen Gesellschaft angehörte. Er schüttelte bedenklich den Kopf, und ich sah ihm an, daß das Schütteln nicht meinen Aussagen, sondern ganz und gar dem Polizeiministerium galt. Er hatte schon mehrere, vielleicht die größere Zahl meiner Mitgefangenen gehört und war im Stande, sich eine Meinung zu bilden. Auch sprang er bald von Verschwörung und geheimer Gesellschaft ab und kam auf Zeitungskorrespondenzen. Ich wurde verlegen, denn ich wußte, um was es sich handelte. Die französische Polizei war vorzugsweise gegen jene Korrespondenten ungehalten, welche die Heirath des Kaisers und bei dieser Gelegenheit die Gräfin Montijo angriffen, und diese besonders suchte

sie zu entdecken, um sie zuchtpolizeilich oder durch Ausweisung zu bestrafen. Nun schrieb ich um jene Zeit in der That, zwar nicht als regulärer Korrespondent, sondern aus Freundschaft für den Redakteur, von Zeit zu Zeit einen Bericht an eine gewisse norddeutsche Zeitung. Aber ich war vielleicht der Einzige unter allen oppositionellen Korrespondenten, der da glaubte, nicht mit Hülfe persönlicher, gegen die schöne Gräfin gerichteter Angriffe Opposition machen zu müssen; ich wollte, daß man die Heirath als eine Privatangelegenheit Louis Napoleons und die Gräfin Montijo als Weib behandle, und habe in diesem Sinne sogar für sie und gegen manche Verleumdung eine Lanze gebrochen. So hätte ich mir mit Einem Worte und der Wahrheit getreu vielleicht sofort die Freiheit erwerben können — aber durfte ich Das? — sah es denn nicht aus, als strebte ich nach der Gunst des Hofes; durfte ich, in welcher Angelegenheit immer, als ein Freund des Staatsstreichhofes auftreten? — So war ich in der sonderbaren Lage, mich vor dem Verhörrichter zu einer Nothlüge gezwungen zu sehen, wo mir die volle Wahrheit unmittelbar Dienste geleistet hätte.

In den auf das Verhör folgenden Tagen erlaubte man mir, täglich eine Stunde lang unter freiem Himmel, zwischen zwei Mauern, in einem zwanzig Schritte langen Gange zuzubringen. Ich hörte wohl, daß Leidensgefährten rechts und links von mir lustwandelten, aber ich konnte sie nicht sehen; von menschlichen Wesen bekamen wir bloß den Wächter vor dem eisernen Gitter am Ende der Allee und den andern Wächter auf der Höhe der Laterne, von wo aus er sämmtliche in Sternform auslaufende Alleen überschauen konnte, zu Gesichte. Der Wächter am Gitter verkürzte mir die Zeit mit Erzählungen aus der Belagerung von Danzig.

Bald kam auch die Erlaubniß, zweimal in der Woche während einer Stunde Besuche zu empfangen. Man empfing diese in einem weiten Sprechsaale, der durch ein doppeltes Drahtgitter in zwei Hälften getheilt ist. Zwischen den Drahtgittern ist ein

breiter, leerer Raum. In der einen Hälfte des Saales befinden sich in kleinen Logen, die kaum zwei Personen fassen können, die Besucher; in der andern Hälfte, in entsprechenden Logen, die Gefangenen. Man sieht seine Freunde nur in der Ferne und durch zwei Gitter; man kann ihnen nicht die Hand drücken, und es ist Einem zu Muthe, als wäre man durch Welten von ihnen getrennt. Es ist ein Gefühl, wie man es manchmal in einem schweren Traum hat; man will vorwärts, voll Sehnsucht nach einem geliebten Gegenstand, aber man ist gebannt, festgewurzelt, keiner Bewegung fähig. Doch habe ich hinter diesen Gittern manchen schönen Augenblick genossen. Wie dunkel auch der Raum gewesen, ich konnte doch die Thränen sehen, die in übertriebener, darum nicht minder liebenswürdiger Besorgniß um mein Schicksal flossen. Da erschien auch das wohlthuende, wohlwollende Gesicht Ferdinand Hillers, daraus mir seine ganze schöne Symphonie „Es muß doch einmal Frühling werden!" wie aus einem ganzen Orchester in heiteren Fanfaren entgegengrüßte. Ich schwor es mir damals, ihm den Text zu einem Oratorium zu schreiben, nachdem sich seine musikalische Seele, die sich nur in Kompositionen großen Styles genügen kann, wie der Hirsch nach Wasserquellen sehnte, und ich habe mir Wort gehalten. Möge er mit seinem „Saul" die Philister und prahlhänsigen Reklamegoliathe der Musik schlagen; — da kam auch der Minister der Republik, Herr Frélon, um mir seinen juristischen Rath und Beistand, und die liebenswürdige, geistreiche Madame Mohl, die Frau unseres gelehrten Landsmannes und die Freundin der Madame Recamier, um mir die Hülfe ihrer zahlreichen Verbindungen anzubieten. Und wie viele andere liebe Freunde und Freundinnen!

Endlich kam auch der Avocat General Herr Metzinger, den ich als eine Gerichtsperson durch kein Gitter getrennt empfangen durfte. Er unterrichtete mich, daß nun die Sachen so weit gediehen seien, um Freilassung gegen eine Geldkaution und auf Bürgschaft eines französischen Bürgers verlangen zu können. Sofort setzte ich das Gesuch auf, und nicht drei Tage vergingen,

da — es war schon gegen Abend — da hörte ich mit wunderbar geschärften Sinnen durch die dicke Kerkerthüre den herrlichen Ruf „Liberté!“ — Die Riegel sprangen, und Liberté! scholl es deutlich in meine Zelle. Und wie ich auf den Gang eilte und immer weiter die Treppe hinab und dem Ausgang entgegen, rief ein Posten dem andern zu: Liberté, und wie ein Echo scholl es weiter Liberté! bis der schöne Ruf an der letzten Gitterthüre verhallte: Liberté!

Da standen vor einem Fiaker meine beiden Bürgen, Ferdinand Hiller und der seinen Grundsätzen allzeit getreue, seinen politischen Glaubensgenossen immer hilfreiche Bankier, Herr Leopold Königswarter, und fort ging's mit verhängtem Zügel in die Freiheit.

Der ganze Riesenprozeß, der mit so viel Lärm angefangen, zerrann in Nichts; Verschwörung, geheime Gesellschaft, Korrespondentenverbrechen, Alles sank ins Wasser. Die ganze Affaire schrumpfte zu einer polizeilichen Verfolgung zweier der mit uns verhafteten Franzosen wegen schlechter Witze zusammen. Das Polizeiministerium hatte seine Unfähigkeit, seine Unkenntniß der Personen und der Verhältnisse bewiesen, und zu unserer Genugthuung wie zur Freude der altehrwürdigen Polizeipräfektur war es kurze Zeit darauf vom Schauplatze verschwunden, um nicht wieder aufzutauchen. Wir hatten den Trost, daß unser Märtyrerthum doch zu etwas gut gewesen; nicht alle Märtyrer können Das von sich behaupten.

Meine Blumen und Blüthenbäume haben wohl die Stuben meiner guten Kerkermeister geschmückt, meine zurückgelassenen Pasteten und Weinflaschen ihre Abende erheitert. Möge ihnen Beides wohl bekommen sein! — Aber wer Amelie gewesen, nach der ich mich in meiner Einsamkeit, von der Inschrift wie von einer Zauberformel gezwungen, gesehnt habe, konnte ich bis auf den heutigen Tag nicht erfahren.

Oh Amélie! où êtes-vous à présent?

* * *

Meiner Haft in Mazas und der freundschaftlichen Theilnahme gedenkend, deren ich mich damals von allen Seiten, selbst von Seiten der Kerkermeister, zu erfreuen hatte, erinnere ich mich durch eine natürliche Ideenverbindung jener anderen Zeit, da mich falsche Zeitungsgerüchte als von den Oesterreichern in Bucharest verhaftet betrauerten. In den Monaten September und Oktober waren so viele wohlwollende Herzen um mich besorgt, waren so viele einflußreiche Personen, selbst große Kabinette und gekrönte Häupter meinetwegen in Bewegung gesetzt und in Anspruch genommen, und habe ich in Folge meines Schweigens während dieser ganzen Zeit später so viele Vorwürfe hören müssen, daß ich es als mein Recht wie als Pflicht erachte, bei dieser Gelegenheit eine erklärende Erzählung meiner damaligen Schicksale zu liefern.

– Am 9. August des Kriegsjahres 1854 mietheten wir, die Engländer Godkin, Capt. Maxwell und ich, einen sechsspännigen Wagen, bedeckten ihn mit allen möglichen orientalischen Teppichen und erfüllten ihn mit Revolvers und Säbeln und Dolchen; dann ließen wir unsere Sais oder Pferdeknechte und unsern Koch zu Pferde steigen, warfen uns in den Wagen, nahmen wichtige Mienen an und setzten uns in Bewegung. Im vollsten Galopp ging es des Abends aus Giurgewo auf der Straße nach Bucharest vorwärts. Der Pomp war nothwendig erachtet, um den Militärposten, die Omer Pascha überall die Straße entlang aufgestellt hatte, zu imponiren. Omer Pascha, der eitelste aller kleinen Menschen, die es zu einer äußerlichen Größe gebracht haben, wollte nicht, daß irgend ein Europäer vor seinem wohlfeilen Triumphzuge in der Hauptstadt der Wallachei eintreffe, und hatte seinen auf der Straße aufgestellten zahlreichen Pikets und kleinen Lagern den Befehl gegeben, keine europäische Maus durchzulassen.

Trotzdem trafen wir schon am andern Morgen glücklich in Bucharest ein. Unser Sechsgespann, unsere Teppiche und Waffen, unser berittenes Gefolge, unsere europäischen Pässe und vor Allem Kapitän Maxwells Flüche hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; die

türkischen Posten nahmen uns, der Himmel weiß, wofür und ließen uns mit Murren und Brummen immer weiter gelangen, indem es jeder Posten dem nächstfolgenden überließ, es mit diesen gottverfluchten Giauren aufzunehmen und den Befehlen des Serdar-Ekerem nachzukommen.

Wir verbrachten in Bucharest, dieser Sybaritenstadt, einige fröhliche Tage, wir schliefen seit Monaten zum ersten Male wieder in weichen Betten und aßen zivilisirte Kost; ich, der Kranke der Gesellschaft, hatte mich bei einem Freunde, einem französischen Arzte, einquartiert und genoß der freundlichen Pflege seiner edlen Gastfreundschaft. Aber am 13. brach das Gewitter los, das der Serdar-Ekerem von Giurgewo aus gegen uns heraufbeschwor.

Während ich im entferntesten Theile der Alten Stadt sorgenlos die Antiquitäten, Statuen, Siegel, Ringe ꝛc., die der Hauptmann P. aus der ehemals römischen Erde der Wallachei gegraben hatte, betrachtete, erschien vor dem Hotel Belle-Vue ein Polizeioffizier an der Spitze einer Abtheilung theils berittener, theils fußgängerischer Polizeisoldaten und zeigte einen Befehl vor, nach welchem er meine daselbst ebener Erde wohnenden Reisegefährten verhaften sollte. —

„Was? Verhaften? Uns? Engländer? Kommet heran, wenn Ihr es waget!“ —

So sprechend, stellen sich die beiden Freunde mit ihren Revolvern bewaffnet an das offene Fenster, und die wallachischen Polizisten wagen es in der That nicht, sie anzugreifen. Man fängt zu parlamentiren an, aber die hartnäckigen Briten sind nicht im Geringsten gesinnt, sich zu ergeben. Da fällt es den Freunden ein, daß die ganze militärische Unternehmung und Belagerung des Hotels, da die Oesterreicher täglich erwartet wurden und bereits mehrere höhere österreichische Offiziere in Bucharest eingetroffen waren, mir, dem österreichischen Flüchtling, gelten könnte. Mr. Godkin springt, immer den Revolver in der Hand, aus dem Fenster in den Hof, schwingt sich auf eines der zu einem Spazierritt bereit stehenden Pferde und sprengt durch die

Menschenmenge, die sich indeß gesammelt hatte, in die Stadt, um mich aufzusuchen und mich von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. Zwei Dorobanzen, d. i. tscherkessisch gekleidete Polizeisoldaten, sprengen ihm nach und suchen ihn zu verhaften; aber er hält sie mit seinem Revolver in respektvoller Entfernung. Leider hat er mich in meiner Wohnung erst einmal besucht und ist Bucharest, das den Segen der Straßennamen noch nicht kennt, überall und besonders im eleganten Viertel mit seinen vielen Gärten und Höfen ein ungeheures Labyrinth, und Mr. Godkin ist es nicht möglich, mein Haus aufzufinden. So durchsprengt Mr. Godkin die Stadt nach allen Richtungen; an jeder Straßenecke erneuern die Dorobanzen den Versuch, ihn festzuhalten; er schlägt sie immer wieder zurück. So sieht jede Straße den bewaffneten von Bewaffneten verfolgten Engländer und jede Straßenecke ein kleines Scharmützel. So geräth die ganze Stadt in Aufruhr; hier verhöhnt man die Verfolger, dort den Verfolgten; das Gerücht verbreitet sich, man habe sehr gefährliche Spione entdeckt, im Hotel Belle-Vue halte man mehrere belagert, die sich auf Tod und Leben vertheidigen; schon sei Blut geflossen. Mehr durch Zufall als mit Absicht kommt Mr. Godkin zum Hotel Belle-Vue zurück, wo eben der Aga oder Polizeipräfekt, durch die Gerüchte alarmirt, eingetroffen ist. Er beschwört die Engländer, sich freiwillig nach dem Stadtkommando zu Zadik Pascha zu begeben; denn von ihm sei der Polizei der Verhaftsbefehl zugekommen, und dort werde sich die ganze Sache wahrscheinlich als ein Mißverständniß darthun. Man weicht der höflichen Bitte; die bewaffnete Macht zieht sich zurück, die Engländer schnallen ihre Säbel um und reiten zu Zadik Pascha.

Einige Minuten später kam ich, nichts Böses ahnend, im Hotel Belle-Vue an und erfuhr die sonderbaren Vorgänge. Es war meine Pflicht, das Schicksal meiner Reisegefährten zu theilen, und ich begab mich auf die Kommandantur, nicht ohne früher Herrn Plumet, den belgischen Konsul, der damals auch England und Frankreich vertrat, von dem Vorgefallenen benachrichtigt zu

haben. Auf der Kommandantur war Alles in großer Aufregung. Zadik Pascha, der polnische Renegat, hatte nicht den Muth, die ergrimmten Engländer zu empfangen, und ließ seine Thüre von mehreren Soldaten bewachen; dieß hinderte nicht, daß er die mannigfachen Ehrentitel, welche die Engländer in ihrer Entrüstung ausstießen, und die Philippiken, die sie gegen ihn hielten, zu hören bekam. Der Pole scheint sich mit dem Feß türkisches Phlegma angeeignet zu haben und nahm die sonderbarsten Bezeichnungen seiner Person wie seines Charakters, die jeden anständigen Menschen beleidigt haben würden, ganz ruhig hin. Seine Adjutanten, meist Polen, welche die Engländer umstanden, schlugen beschämt die Augen nieder.

Die Engländer befahlen dann, daß man ihnen Tinte und Papier bringe, und man gehorchte mit einer Eile, als ob sie hier zu kommandiren hätten. Sie schrieben stehenden Fußes eine Protestation, die sie einem der Adjutanten hinwarfen, und dann eine Anzeige des Vorgefallenen an Lord Clarendon — beide durch höchst energische Ausdrücke prangend. Da stand ich Armer, als Flüchtling und Deutscher doppelt Schutzloser und beneidete die Söhne einer großen Nation, die so auftreten konnten. Dann kam Herr Plumet, der, da ich einen Pariser Paß hatte, sich auch meiner annehmen wollte. Zadik Pascha, der ihn empfangen mußte, entschuldigte sich und schob Alles auf Halim Pascha, der im Lager vor der Stadt en chef kommandirte. Man bat uns, uns dahin zu begeben, und als wir in die Wagen stiegen, setzten sich zwei Adjutanten Zadik Pascha's zu uns und waren die Wagen im Nu von Dorobanzen umgeben.

Wir konnten nicht sogleich in das Zelt Halim Pascha's gelangen, da bereits Herr Plumet und Colonel Simons, militärischer Kommissär J. Majestät der Königin Victoria, mit dem Pascha unseretwegen unterhandelten. Vor dem Zelte ging Sir Stephen Lakeman, der schöne junge Held, damals Misar Pascha genannt, und Kommandant mehrerer Kavalerieregimenter, mit großen Schritten, verschränkten Armen und gerunzelter Stirn auf und

ab. „Wenn man hier Gentlemen so behandelt," rief er in das Zelt, „so werfe ich dem Padischah meinen Degen vor die Füße." — Die Soldaten kamen von allen Seiten zusammengelaufen, um die Gefangenen zu sehen und zu erfahren, was den jungen General so ungehalten machte. Endlich wurden wir eingeladen, vor Halim Pascha zu treten. Wir fanden einen kleinen, schmutzigen, blatternarbigen, triefäugigen Mann von thierischem Aussehen. In großer Verlegenheit betrachtete er bald den ihm von Omer Pascha zugekommenen Befehl, den er in Händen hielt, bald uns Drei, die er offenbar aufs Gläubigste in die tiefste Hölle hineinfluchte. Er wandte sich erst an Kapitän Maxwell und bat ihn aufs Flehentlichste, doch ja freiwillig nach Giurgewo zurückzukehren. Der Kapitän versicherte, daß er nur gezwungen und gebunden dahin zurückkehren wolle. — Und du? fragte der Pascha mit weinerlichstem Tone Mr. Godkin. — Ebenfalls! — Und du? — Ebenfalls! — Halim Pascha ließ trostlos die Arme sinken und starrte das Papier an. — Herr Plumet begann seine Protestationen aufs Neue und berief sich auf die Verträge. Halim Pascha begriff Das nicht und suchte, Herrn Plumet das Recht, gegen unsere Verhaftung Protest einzulegen, zu bestreiten, und benutzte diese Gelegenheit, uns von seinen geographischen, politischen und diplomatischen Kenntnissen einen hohen Begriff zu geben.

„In Stambul," sagte er mit der Würde eines deutschen Professors, „in Stambul gibt es einen Eltschi (Gesandten), in Vienna einen Eltschi, in Pariši einen Eltschi, in London einen Eltschi, in Petersburg einen Eltschi — Bucharreschti Eltschi jok — in Bucarest gibt es keinen Eltschi!" — Und triumphirend sah er zuerst uns, dann Herrn Plumet an. Dieser erklärte ihm, was ein Konsul in Bucarest zu bedeuten habe, und aufs Neue blickte er verlegen und flehentlich in unsere Gesichter. Endlich erklärte er, über die Angelegenheit an Omer Pascha berichten zu wollen, und entließ uns provisorisch als freie Leute. Ob er wirklich berichtet oder nicht — wir konnten es nie erfahren. Wir wurden nicht wieder behelligt.

Mittlerweile rückte die Zeit des österreichischen Einmarsches heran, und ich hielt es für gerathen, mich auf türkischen Boden zurückzuziehen. Schon sehr leidend, verließ ich Bucharest am 24. August, und am nächsten Tage fiel ich zu Giurgewo, keines Gliedes mehr Meister, unter unsäglichen Schmerzen aufs Krankenbett. Ich sah die Minarets von Rustschuck von meinem Fenster aus und konnte sie nicht mehr erreichen. Ohne die freundliche und landsmannschaftliche Pflege des preußischen Obersten in türkischen Diensten, Herrn von der Beck, wäre ich in Giurgewo elendiglich zu Grunde gegangen. Er nahm mich in das ihm angewiesene Quartier auf und überließ mir seinen Strohsack; so hatte ich vielleicht das beste Lager, das in Giurgewo aufzutreiben war. Die Fenster des Hauses waren zerbrochen und die Mauern von Kanonenkugeln durchlöchert und voll Breschen. Auf dem Boden, rings um meinen Strohsack, trieben sich Eidechsen und Kröten in großer Zahl umher und krochen manchmal über meinen Leib hin, der keiner abwehrenden Bewegung fähig war. Die russische Einquartierung hatte außerdem Milliarden kleiner, brauner, schwarzer und grauer Einwohner zurückgelassen. Die Cholera wüthete, und mehrmals des Tages sah ich, wie man Leichen an meinem Fenster vorübertrug. Grach, der tapfere Vertheidiger Silistria's, mein Freund, war vor wenigen Tagen, am Vorabend seiner Vermählung mit einer antikschönen Griechin, in Rustschuck erlegen. Herrn von der Beck riefen oft seine Dienstpflichten ab, oft die Grach'sche Verlassenschaft, die er zu ordnen hatte. So lag ich da in großen Schmerzen und in Einsamkeit den Tod erwartend. Mit den türkischen Truppen kamen von Zeit zu Zeit europäische Aerzte durch Giurgewo. Mein edler Gastfreund führte einen nach dem andern vor mein Lager; aber sie waren nur auf dem Durchmarsch, und ich sah so eine Reihe nutzloser Qualen über mich dahingehen, da doch Jeder seinen guten Willen bezeugen wollte. Der Eine hüllte mich in eiskalte, nasse Tücher, goß mehrere Eimer Wasser über mich, ließ mich liegen und marschirte weiter; der Zweite bestrich mich mit Magneten und

marschirte weiter; der Dritte reckte und streckte mich, als wollte er mir alle Glieder zerbrechen, und marschirte weiter; der Vierte brannte mich mit Sublimat und marschirte weiter; der Fünfte zapfte mir durch alle möglichen Mittel das letzte Restchen Blut ab und marschirte weiter.

Erquicklicher waren die Besuche des jungen Nadir Pascha, der zugleich Derwisch war und der liebenswürdigste Türke, den ich kennen gelernt. Wie milde, wie menschlich und gut und in wie schönen, poetischen Sätzen sprach er mir Trost zu, und wie gewann er mein Herz durch das Unbehagen, das er in dem nahen Kriegslärm empfand, und durch die Sehnsucht, die ihn in seine Einsamkeit der thessalischen Berge zurückzog! Weniger wohlthuend, aber doch unterhaltend war der Besuch eines andern, eines gemeinen Derwisches, der sich betend an mein Lager setzte und mich zwang, seine Gebete mit einem fortwährenden „Amin! Amin!" zu begleiten. Von Zeit zu Zeit unterbrach er sein Gebet und blies mit vollen Lungen nach allen Weltgegenden, um die bösen Geister zu vertreiben.

Vom Westen her, auf der Donau, kamen die Oesterreicher; durch mehrere Tage sah ich sie an meinem Fenster vorübermarschiren, und ich erkannte meine Landsleute kaum; so schön und stattlich und leichtfüßig sahen sie in ihren neuen Uniformen aus! Es wurde mir um so unheimlicher in Giurgewo, als sich daselbst allerlei Gesindel umhertrieb, das jede Regierung zu jedem Dienste verwenden konnte — das zum Spioniren und Denunziren nicht zu gut war. So stieg denn von der Beck mit seinen Tschautschen und mit mehreren bekannten Europäern zu Pferde; einige türkische Soldaten hoben mich sammt dem Strohsack vom Boden, und umgeben von den bewaffneten Reitern, wurde ich durch das türkische Zeltlager, das Donauufer entlang, über die neue Schiffbrücke nach Rustschuck auf türkischen Boden transportirt. Der Derwisch Pascha hatte sich angeboten, im Falle sich ein Hinderniß dem Transporte entgegenstellen sollte, mit seinen Bataillonen auszurücken.

In Rustschuck wurde ich im Quartier eines Mannes abgeladen, den ich hier aus verschiedenen Gründen nur den amerikanischen General nennen will. Der amerikanische General hatte mir angeboten, mich nach Varna bringen zu wollen, und ich nahm das freundliche Anerbieten mit großer Freude an. Auf einer bulgarischen Thalika, jenem Reisemarterwerkzeug mit seinen polygonen Rädern, wäre ich unfehlbar zu Grunde gegangen; zu Pferde zu steigen, war eine Unmöglichkeit; eben so unmöglich war es, das Land ohne Begleitung zu durchreisen, denn die verzweifelten und brodlosen Baschibuschuks hatten sich mit jener Leichtigkeit, die sie in dieser Beziehung auszeichnet, in Räuber verwandelt und hielten alle Wege besetzt. Und doch mußte ich nach Konstantinopel zurück, um mich zu pflegen und wo möglich meine durch und durch zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Der amerikanische General aber besaß eine zahlreiche Dienerschaft, zwei sehr schöne Kaleschen auf Federn und fünf prächtige Pferde, die er in der Wallachei eingekauft hatte, um damit in Stambul zu spekuliren.

Nach zwei Tagen, die ich brauchte, um von meinem Transporte über die Donau auszuruhen, setzten wir uns in Bewegung, und da der General seine Pferde schonen wollte, kamen wir erst drei Tage nach unserer Abreise von Rustschuck in Schumla an, ohne irgend ein Abenteuer, obwohl die Berge von Torlak von Heiducken bevölkert waren und wir in Torlak, das mit ihnen einverstanden war, übernachteten. Schumla fanden wir sehr verändert. Vor wenigen Wochen noch das Hauptquartier Omer Pascha's, der Sammelplatz aller europäischen Abenteurer, Offiziere und Touristen, die der Krieg herbeigelockt hatte, belebt durch die täglich wechselnden Neuigkeiten von der Belagerung Silistria's, und durch die Kuriere, die hin- und herflogen — war Schumla jetzt, da die türkische Armee über die Donau gegangen, die Russen das türkische Gebiet geräumt, die Alliirten den bulgarischen Boden mit dem der Krim vertauscht hatten, in sein voriges Nichts zurückgesunken. Kein Mittel, irgend eine Nachricht von

Außen zu erhalten, kein Mittel, eine Zeile in die Ferne gelangen zu lassen. Nirgends ein europäisches Gesicht zu erspähen; die Stadt gehörte den Baschibuschuks, Kurden, schwarzen Arabern, Albanesen, Tunisern, die keinen andern Kampf zu bestehen hatten, als den mit dem Hunger und mit der wildesten Verzweiflung. Alle Bande waren gelöst; man hörte nur von Morden und Plünderungen. Die Cholera wüthete schrecklich, da die verhungernden Einwohner, wie die verhungernden Baschibuschuks sich nur von den eben gereiften Weintrauben nährten. Jeden Augenblick konnten die Baschibuschuks kommen, um den Europäern, bei denen sie immer Geld, viel Geld voraussetzten, die Gurgel abzuschneiden — eine Kunst, in der sie sich täglich an armen Bulgaren übten.

In dieser Hölle, unter dem Messer der Baschibuschuks, von Cholera, Ruhr und Typhus belagert, abgeschnitten von aller Welt, so abgeschnitten, daß wir selbst von der Einschiffung der Alliirten nichts erfuhren, verbrachten wir nahe an zwei Wochen, da ein Pferd des Generals krank war und sein Wagen ausgebessert werden mußte. Mir war diese Verzögerung trotz Allem sehr willkommen; apathisch gegen die Gefahren, die mich umgaben, gefoltert von den unsäglichsten Schmerzen, dachte ich mit Schaudern an die Bewegung der Weiterreise. Zu der Krankheit, die ich mitgebracht, kamen noch kleine Anflüge aller der Krankheiten, die in Schumla heimisch geworden waren, und wenn ich schon sterben sollte, so wollte ich doch lieber ruhig auf meinem Divan als auf offener Heerstraße sterben. Der Tschorbatschi oder bulgarische Notable, bei dem wir eingekehrt waren, trat täglich an mein Lager, betrachtete mich mit prüfendem Auge und meinte, daß es wohl heute zu Ende gehen werde. Auch der amerikanische General verhehlte mir nicht, daß mich bereits eine hippokratische Maske schmücke — und die ganze Welt erschien mir als ein hippokratischer Maskenball. Durch mehrere Tage schrieb ich an einem kurzen Briefe, in dem ich von Freunden und Verwandten resignirten Abschied nahm; er war an dasselbe liebe Haus gerichtet, an dasselbe schöne Bellefontaine, in welchem ich jetzt, umgeben

von Freundschaft und lieblicher Waldeinsamkeit, diese traurigen Erinnerungen mit frohem Herzen niederschreibe. Ich zerriß ihn und warf seine Fetzen, ungefähr zwei Wochen später, in einer stürmischen Nacht vom Bord des „Pharamund" in die Fluthen des schwarzen Meeres, der Leiche eines französischen Soldaten nach, die man auf Seemannsweise so eben bestattet hatte.

Der amerikanische General war selten zu Hause, und ich wollte die Einsamkeit meiner letzten Tage und die Mußestunden, die mir manchmal der ermüdete Schmerz gönnte, benützen, um meine Sammlung bulgarischer Volkslieder, die ich vor Wochen begonnen hatte, zu vermehren. Ich schickte nach einem Schneider, meinem Freunde, der mir als lebendige Quelle des Volksgesanges gedient hatte; er war todt. Ich schickte in ein anderes Haus, das ich früher bewohnt hatte und dessen zwei Familien und drei Generationen manches Volkslied kannten — es war ganz und gar ausgestorben; der Herbstwind sang seine Trauerlieder durch die öden Räume.

Mein Tschorbatschi war ein zu würdiger Mann, als daß er sich als Volksliederquell hätte brauchen lassen; umsonst schlug ich an diesen Felsen. Aber ein Zufall entlockte ihm Töne.

Die eine Wand der Stube, in der ich lag, war ganz von einer mit Heiligenbildern bemalten Leinwand bedeckt; wie grell und grob auch die Farben auf dem Goldgrund aufgetragen waren, die unzähligen Köpfe hatten doch eine gewisse byzantinische Einfalt, die ansprach. Mein Tschorbatschi, mit untergeschlagenen Beinen vor meinem Lager sitzend, bemerkte, wie ich das Gemälde aufmerksam betrachtete, und erklärte mir, daß an diesem Bilde eine große Heiligkeit hänge, da es direkt aus Jerusalem komme. Ein Pilger aus seiner Familie hat es ihm von dort mitgebracht. Jedes ordentliche orthodoxe Haus müsse ein solches Bild aus Jerusalem besitzen, wenn es gedeihen und vor den Angriffen des Bösen gesichert sein soll. So kämen denn auch alljährlich unzählige solche Bilder aus Jerusalem in die Bulgarei. Leider, fügte er traurig hinzu, sei dieses Bild entweiht,

er wisse nicht, durch wen, da er in diesen Jahren so viele europäische Einquartierung gehabt; jedenfalls sei es ein Jude, Protestant oder Lateiner gewesen. Gott möge ihn verfluchen. So sprechend, sprang er auf, schob den Divan von der Wand und zeigte mir, wie allen Heiligen der unteren Regionen die Augen ausgestochen waren. Das Bild ist entweiht, geschändet; wo soll ich jetzt ein neues finden? Die Zeiten sind schlecht, und Niemand wagt es, die Heimat zu verlassen und in das heilige Land zu pilgern, und damit fing er mit einer Fistelstimme in melancholischen Molltönen einige Verse zu singen an, die meine Aufmerksamkeit erweckten, und da er sich selbst gestimmt hatte, war es mir nicht schwer, nach und nach einen ganzen Gesang aus ihm herauszupumpen. Es war ein Klaggesang flüchtiger Bulgaren, wahrscheinlich aus den Russenkriegen der Jahre 1828 und 1829 stammend und vielleicht durch die Aehnlichkeit der Zeitläufe aufgefrischt in der Erinnerung des Volkes. Der Gesang lautet in ungefährer Uebersetzung wie folgt:

Sind es Rosen, sind es rothe Blüthen ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Wie das Heiligenbild, so erinnerte auch die Cholera meinen Tschorbatschi an ein altes Volkslied, das, wie er sagte, älter sein müsse als Sultan Abdul Hamid und sich auf die Pest beziehe, welche Pravadi, die Stadt zwischen Schumla und Varna, und andere Städte und Dörfer gänzlich entvölkert haben soll.

Ueber das Gebirge kam die Pest ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Am 2. Oktober trug mich Abdul, der Arnaute, auf seinen Armen in den Wagen, und wir verließen das unglückselige Schumla, an das ich so zurückdenke, wie ein erlöster Geist an das Fegefeuer zurückdenken mag. Einen lichten Punkt in dieser Erinnerung bildet besagter Arnaute, ein Moslem, der mich mit der Milde eines wahrhaft barmherzigen Bruders behandelte. Sonderbar, wie sich Milde, Barmherzigkeit, Mitleid so oft in Herzen einnisten, in denen man sie am Wenigsten suchen würde. Où la vertu va-t-elle se nicher! — Abdul, schön wie ein

Apollo und doppelt schön in seiner Albanesertracht, war erst zwei und zwanzig Jahr alt und hatte bereits mehrere Jahre unter den Räubern Albaniens zugebracht. Als Baschibuschuk an die Donau gekommen, hatte er sich unter türkischem Kommando gelangweilt, war desertirt und in die Dienste des amerikanischen Generals getreten. Aus seinen naiven Erzählungen ging hervor, daß er als Räuber und Wegelagerer bereits mehr Köpfe abgeschnitten, denn als Soldat des heiligen und wahren Glaubens; und daß ihm Tödten und Sterben gleichgültige Dinge waren, hat er uns bewiesen. Eines Tages trat er, anstatt mit zwei Pistolen im Gürtel, mit vieren in unsere Stube, und auf die Frage, wie er zu diesem Waffenvorrath gekommen, erzählte er uns ohne die geringste Gemüthsbewegung, daß heute Morgen sein Bruder, Baschibuschuk in Schumla, wegen irgend eines Verbrechens oder vielleicht in Folge eines Streites im Gefängniß erdrosselt worden. Die zwei Pistolen waren Abduls Erbtheil. Als wir vier Tage nach unserer Abreise aus Schumla in Varna eintrafen, fand er in dieser Stadt einen andern Bruder; dieser macht ihm Vorwürfe, daß er Schumla verlassen, ohne den Todten gerächt zu haben. In seinem jugendlichen Leichtsinn hatte Abdul dieser heiligen Familienpflicht vergessen, aber die Vorwürfe seines Bruders erweckten plötzlich die ganze albanesische Vendettalust in seinem Gemüthe, er wüthete gegen sich selber als gegen einen Verworfenen, nahm vom amerikanischen General, an dem er mit der Treue eines Hundes hing, plötzlichen Abschied, lud seine Pistolen und lief nach Schumla zurück, um die heilige Pflicht der Blutrache zu erfüllen.

Die Herbstregen, die in der Bulgarei strömend vom Himmel fallen, hatten den Boden so sehr erweicht, daß unsere Fahrzeuge bis an die Achse in den Grund sanken. Der General wollte seine Pferde schonen, und wir konnten nur langsam vorwärts gelangen. Wir machten darum drei Nachtlager, immer auf hartem Boden. Der ganze Weg war in der Gewalt der Räuber, die wir in einzelnen Haufen bald im Gebüsch gelagert, bald aus weiter Ferne

hoch zu Roß erblickten. In ihren verschiedenen orientalischen Trachten, mit den unzähligen Dolchen, Handscharen, Pistolen im Gürtel, mit den langen Flinten, die quer über den Rücken hingen, waren sie immer überaus malerisch anzusehen. Abdul mit seinem geübten Auge erkannte sie aus der größten Entfernung. Er erhob sich im Wagen, kniff die Augenlider zusammen, prüfte einen Moment und murmelte dann: Tschoch fäna Adam, d. i. „sehr schlechte Menschen." Wir wußten, was Das zu bedeuten hatte, und nahmen unsre Büchsen und Revolver zur Hand. Die Räuber ritten, meist in Häuflein von 5, 6—10 an uns vorbei und grüßten höflich. Diese Höflichkeit hatten wir theils unsern Revolvern zu danken, welche die Orientalen in jener Zeit kennen und achten gelernt hatten, theils unsrer Eigenschaft als Europäer. Die Räuber wußten ja nicht, wen sie vor sich hatten. Sie hätten sich leicht an irgend einer einflußreichen Person vergreifen können; die türkischen Autoritäten wären dann gezwungen worden, einzuschreiten, vielleicht hätten dann selbst die Franzosen in Varna Jagd auf sie gemacht, während sie türkische und französische Autoritäten in Ruhe ließen, so lange sie nur arme Bulgaren plünderten und ermordeten. Daß sie dieses thaten, erfuhren wir in jedem Dorfe. Am Dewanh-See war einem armen Bulgaren, der mit einigem für Heu gelösten Geld heimkehrte, eine Stunde vor unserer Ankunft an derselben Stelle der Hals abgeschnitten worden. Die dritte Nacht verbrachten wir in einem Dorfe, das, einen Negersklaven des Aga von Varna ausgenommen, von sämmtlichen Einwohnern verlassen war. Sie hatten sich mit ihren Habseligkeiten vor den Räubern in die Stadt und ins Gebirge geflüchtet. Am Eingang in das Dorf lag ein Bulgare mit durchschnittener Gurgel. Wir nahmen ein verlassenes Haus in Besitz, zündeten im Hofe ein Feuer an und wachten abwechselnd zu Zweien die ganze Nacht hindurch. Da saß ich neben Abdul, und obwohl von körperlichen Schmerzen zerrissen, beobachtete ich ihn doch mit Interesse, wie er, dieser göttlich schöne Jüngling, mit Tigeraugen hinausspähte und offenbar einen

Angriff heranwünschte, um Kampf und Blut zu genießen. Beim geringsten Geräusche erhob er sich und schlich mit Katzenschritten, das Gewehr in der Hand, in die Nacht hinaus, um mit enttäuschtem und traurigem Gesichte, die Achsel zuckend, zu mir zurückzukehren. Mein Gefährte, wie die ganze Räuberromantik der letzten Tage erinnern mich noch an ein Volkslied, das auf diesem Boden gewachsen und dessen ich während meines ersten Aufenthaltes in der Bulgarei habhaft geworden.

Einen Wolf hab ich im Wald gefangen ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Und da der Mond aufging und die Welt trotz allen Jammerns, trotz der Tausend von Franzosengräbern in meiner Nähe in lieblichste Poesie tauchte, gedachte ich des Liedes „von der schönen Nacht," das vielleicht von einem Jüngling wie mein Abdul herrührt, und ich setze es hierher, um aus der Räuberromantik mit einem melancholisch schönen Akkorde herauszutreten.

Hoher Berg und tiefes Thal ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Am 5. Oktober schiffte ich mich in Varna ein und landete am 6. in Konstantinopel. Hier beschäftigte ich mich zuvörderst mit meinen Hospitalangelegenheiten und erfuhr erst nach mehreren Tagen, welche auf mich bezügliche Gerüchte durch die deutschen Zeitungen liefen. Jene Verhaftung in Bucarest hat sie wahrscheinlich veranlaßt, und mein Schweigen während der wochenlangen Krankheit und während des Aufenthaltes an weltvergessenen, von aller Verbindung abgeschnittenen Orten hat sie unfreiwillig bestätigt. Dieß zur Erklärung und zur Entschuldigung, daß ich durch mehrere Wochen in den deutschen Zeitungen so vielen Raum einnahm, der interessanteren Gegenständen hätte gewidmet werden können.

* *
*

Dieses abgethan, könnte ich, die Privilegien moderner Vorreden benutzend, noch Vieles über die kulturhistorische Bedeutung, über den tiefen Sinn, über die künstlerische Vollendung ꝛc. der

nachfolgenden Erzählungen hinzufügen und bei dieser Gelegenheit emphatische Klagen darüber erheben, daß mich das deutsche Publikum noch immer nicht in meinem ganzen Umfange und nach Verdienst anerkannt. Ich thue es nicht, ich bitte einfach und mit aufrichtigem Herzen Publikum und Kritik um Nachsicht und versichere, daß ich nichts Anderes zu liefern mir einbilde, denn zwei Bände kleiner Erzählungen, die vielleicht manches Unterhaltende bieten. Ich gehöre nicht zu jenen Schriftstellern, die in der Vorrede genau das Rezept angeben, nach dem die Bewunderung ihrer Werke zu brauen ist, während sie es selbst am Deutlichsten fühlen müssen, wie sehr wir Epigonen und nur die Grube auszufüllen bestimmt sind, die zwischen der vergangenen großen Literaturepoche und einer andern zukünftigen klafft. Niemand betrügt sich selber, er sucht nur Andere zu täuschen. Diese Herren gleichen sehr dem Helden eines uralten russischen Volksmärchens. Derselbe, nachdem er sich schon in seiner Jugend durch manche Rauferei und große Trinkgelage ausgezeichnet, faßt den Entschluß, eine Pilgerfahrt ins heilige Land zu unternehmen. Unter tausend Mühen und Drangsalen gelangt er mit den Gefährten durch die Steppen und Weiten Rußlands ans Meer. Dort baut er Schiffe, und nach einer Odyssee von Kämpfen und Abenteuern landet er mit den frommen Gefährten endlich an der Küste des gelobten Landes, an dem Ziele ihres eifrigen, frommen, unermüdlichen Strebens. Sie kommen an den Jordanfluß; es ist heiß, und der Held wirft seine Kleider ab, um ein Bad zu nehmen. Ein Gefährte ruft entsetzt: Du willst im Jordan baden? in den heiligen Fluthen, in denen unser Heiland getauft worden — das ist ja eine ungeheure Sünde! — Narr, erwiderte der Held, weißt du denn noch nicht, daß ich an gar nichts glaube?

Bellefontaine, 5. September 1857.

Moritz Hartmann.

Erstes Buch.

1.

Die Samaritanerin und die Patrioten.

Ja, weit bin ich geritten, viel hab ich gesehen, und manches Schöne habe ich erlebt. Mit zweiunddreißig Jahren reitet, sieht und erlebt man nicht mehr wie mit zwanzig Jahren. Man genießt nicht mehr den Augenblick wie früher, rein, ungetrübt, sorgenlos und abgetrennt von Vergangenheit und Zukunft. Man quält sich mit Dem, was auf den Augenblick folgen soll, und müde von Zukunfts-Gedanken, fliegt man zurück zu jenen ungetrübten Momenten, um bei ihnen auszuruhen. Da verweilt man in schönen Landschaften vor hohen Bergen, in grünen Thälern, auf lachenden Seen, in lispelnden Wäldern, in einsamen Hütten, und die Staffage bildet man selbst, umgeben von schönen, kuriosen, tollen oder abenteuerlichen Menschen-Gesichtern.

Vor hohen Bergen in einem grünen Thale, die rauschende Adda hinter mir, stand ich im Morgensonnenscheine vor dem Wirthshause zu Madonna di Tirano und sah hinauf zu den kleinen Hütten, die wie Nester am Gesims an den höchsten Rändern der Berge klebten. Sie mutheten mich sonderbar und fremdartig, aber überaus friedlich und wohlthuend an. Müde von monatelangen Fußwanderungen in italienischer Sonne, kam es

mir vor, als ob in diesen Hütten oben in der kühligen Luft gut ruhen wäre. Um bequemer hinauf sehen zu können und um auf den Füßen fester zu stehen, stützte ich mein Felleisen mit dem Wanderstabe. Ach, der Wanderstab war schon kurz geworden und glich fast einem Marschallstabe. Im steinigen Boden des Karstes hatte er seinen Eisenbeschlag verloren, und seit damals wanderte ich jeden Tag ein Stück seiner Länge weg. Heute erschien er mir als ein trauriges Symbol des Lebens; damals — ich war zwanzig Jahre alt — amüsirte es mich, seine tägliche Abnahme zu beobachten; sie bewies mir ja, daß ich viel und immer weiter wanderte. Mein Reisesack aber war immer dicker geworden und hing immer schwerer und schwerer von meinem Rücken. In Mailand hatte mir ein berühmter Bildhauer ein schönes Marmor-Basrelief geschenkt; das wurde mir zum Sisyphussteine; in Varenna pflückte ich von den drei Citronenbäumen eine ganze Menge grüner Früchte. Meiner Mutter wollte ich sie heim bringen, um ihr zu zeigen, wie weit ich gekommen mit hundert Gulden in der Tasche, und ihr so einen tröstlichen Begriff von meiner Zukunft geben. Mit Vergnügen bemerkte ich, wie die Citronen von Tag zu Tag gelber wurden. In meinem Dorfe angekommen, werden sie just reif und golden genug sein, um als wirkliche Citronen anerkannt zu werden und der Mutter eine gute Limonade zu machen. Venedig hatte mich am Wenigsten beschwert. Was wiegt ein Schnupftuch, selbst wenn der ganze Markusplatz, die Piazzetta, St. Markus, Giorgio Maggiore, Rialto, Frari ꝛc. darauf gemalt sind?

So stand ich also dort vor dem Gasthause zu Tirano und stützte alle diese Reichthümer und meine ganze Reisegarderobe mit dem kurzen Wanderstabe und starrte in die Höhe. Der Wirth kommt zu mir und sagt mit Wohlbehagen: Nicht wahr, gleich am Eingang ist es schön, dieses Land?

Eingang? Land? Welcher Eingang? welches Land?

Nun, antwortete der Wirth, wissen Sie's nicht? Da fängt mein Vaterland an, und ich bin ein Schweizer.

Wie, Das ist die Schweiz? Per Bacco! und Corpo di Dio! rief ich, noch voll italienischer Reminiszenzen — hundert Schritte von der Schweiz bin ich, hundert Schritte vom Vaterlande des Schiller'schen Tell, und ich soll es nicht sehen? Ade, Wormser Joch und Tirol und Andreas Hofer, ich gehe in die Schweiz!

Meinem Wirthe schmeichelte es sehr, daß ich Tirol der Schweiz aufopfern wollte, und er machte sich schnell bereit, mir in der Ausführung meines Planes behülflich zu sein. Da ich, ohne Paß, wie ich war, durch die Douanen hundert Schritte vom Wirthshause nicht durchkommen konnte, wollte er mir einen Führer mitgeben, der mich auf Schmugglerpfaden über die Berge in das Thal von Brusio auf Schweizer Gebiet geleiten sollte. Aber aus Grundsatz und Geldverlegenheit schlug ich den Führer aus, ließ mir genau die Richtung der Schmugglerpfade angeben und machte mich sofort auf den Weg. Hinter Madonna di Tirano verließ ich die Straße des Wormser Joches und vertiefte mich in das Dickicht, das von den Fichtenwäldern des Berges hinab kriecht bis in das Thal. Aufwärts ging es und aufwärts. Von den kahlen oder vorspringenden Felsen sah ich das Douanenhaus und die Gränzjäger, die dort umherlagen und der freien Schweizergränze entgegensahen. Da bückte ich mich und kroch so zu sagen auf allen Vieren, um von ihnen nicht bemerkt zu werden. Sie trugen schöne österreichische Flinten in den Händen und große Schnurrbärte. Daß sie grün angethan waren, das fand ich tückisch; leicht konnte Einer im grünen Gebüsche versteckt liegen, ohne daß ich ihn sah. Aber er wird doch nicht gleich schießen! Mehr als eine Stunde verging, ehe ich auf Umwegen, bald kriechend, bald klimmend, auf der Höhe des Berges ankam. Die Sonne war mir nachgestiegen und trieb mir heftige Schweiße aus, ohne daß ich es, in der Furcht vor den Jägern, recht gefühlt hätte. Oben dehnte sich ein ungeheures kahles, ausgeschwemmtes Plateau vor mir aus. Ich wollte darauf weiter wandern, aber bald schnitt mir ein breiter Wildbach mit Murren

und Schäumen den Weg ab. Er begnügte sich damit, mir die Richtung ins Thal zu zeigen, und so folgte ich ihm. Es ging abwärts nicht viel schneller als aufwärts. Zwar hätte ich in allerkürzester Frist auf den Grund kommen können, aber mit zerbrochenen Gliedern, und das wollte ich nicht. Steil aber fiel die Felswand, so steil, daß der Bach, mein Führer, in einem großen und ungebrochenen Bogen bis hinab kam. Das war schön zu sehen; denn es wölbten sich vier und fünf Regenbogen über ihn, so daß er wie ein Triumphator unten anlangte, wo er sich mit den größeren Bächen, die das Thal durchbrausen, vereinigt. So thaten noch mehrere andere Bäche auf beiden Seiten des Thales. Mit ihren Regenbogen flatterten sie wie bunte Guirlanden von den Zinnen der Felsen ins Thal hinab. Die Nacht vorher hatte es gewaltig geregnet; sie hatten alle volle Betten und reiche Kaskaden, und im Thal war ein großes Rauschen. Wie aber da hinab kommen, um all die Pracht vom geeignetsten Standpunkte aus zu betrachten? Die Schneehühner, Geier und anderes Gevögel mit ihren Flügeln schienen, wie sie mich umkreisten, ihren Spott mit mir zu treiben. Ich kroch, ich rutschte, ich kollerte, ich lief, ich fiel, und so kam ich endlich unten an — auf Schußweite von den Gränzjägern, aber auf Schweizerboden. Die ganze Strecke hätte ich auf gesetzlichem Wege bequem und in zehn Minuten zurücklegen können, und ich hatte zwei bis drei Stunden dazu gebraucht. Zu solchen Umwegen und Zeitverlusten zwingt das Gesetz den Fortschritt. Die Gränzjäger, wie sie mich den Berg hinabkollern sahen, lachten und hoben lachend die Fäuste und drohten. Sie hatten gut drohen; ich wanderte weiter dem Fluß entgegen und seinen Quellen, die in der Republik Graubünden sprudeln. In diesem Felsthale brannte die Sonne noch heißer, und die Hitze wäre nicht zu ertragen gewesen, wenn nicht ein gütiger Windzug von Zeit zu Zeit von den Wasserfällen her eine Hand voll Wellenstaub geführt und um die glühende Stirn des Wanderers gehaucht hätte. Auf ziemlich gut gebahntem Wege ging es am hohen Ufer immer aufwärts. Den Namen

des Dorfes, dem ich zusteuerte, hatte ich vergessen, aber wohl hatte ich mir die Signori Trippi gemerkt, bei denen ich einkehren sollte. Der Wirth zu Madonna di Tirano hatte ihren Namen mit so viel Nachdruck und Verehrung ausgesprochen. So fragte ich einen Eselstreiber, ob es noch weit sei zu den Signori Trippi. Der verstand mich nicht, denn er sprach nur Romanisch; aber bei dem Namen Trippi machte er ein Gesicht voll Bedeutung, wies mit der Hand vorwärts und grüßte mich ganz ehrerbietig. Aehnliches begegnete mir mit einem schweizerischen Landjäger. Er zog die Mütze vor mir ab, sobald ich den Namen Trippi nannte, ohne sich, da er Eile hatte, auf weitere Erklärungen einzulassen. Ganz neugierig, aber auch ganz müde kam ich im Dorfe Brusio an. Es erhebt sich auf einem kleinen Hügel mitten zwischen den ungeheuren Bergen; vom Abhange des einen blicken die Reste eines alten, gebrochenen Feudalbaues herab. Die Dächer sind schon ganz schweizerisch von Steinen bedeckt; hinten im Dorfe braust der Bach, der sich hier in die Tiefe stürzt.

Am Eingange steht eine kleine Hütte, die ein einziges Gelaß hat. Nicht weiter konnte ich; in die erste Hütte wollte ich einkehren. Einladender Gesang scholl mir entgegen, und ich lehnte mich an das offene Fenster, um hineinzusehen. Da saß ein großes schönes Weib am Spinnrad und spann und sang. Ihr zu Füßen auf einem Schemel saß ein kleines Mädchen, das wickelte das Gespinnst von der Kunkel und begleitete die Mutter in der Terz. Sie sangen in romanischer Sprache ein sonderbares Lied, das klang bald wild wie ein Kriegslied, bald melancholisch wie ein Klagegesang. Das Spinnrad surrte mit, bald rascher, bald langsamer, je nach dem Takte des Liedes. Zwei Parzen waren sie, Mutter und Tochter; die traurige Dritte fehlte. Die Mutter war ungefähr wie das Lied, eine große und gewaltige Gestalt mit schönen großen und wilden Zügen. Das tiefschwarze Haar hatte sie in einen dicken Knoten geballt, den eine große Nadel mit zwei silbernen Knöpfen, nach italienischer Art, zusammenhielt. Wie sie sang und spann, lag über sie und die ganze Stube eine

tiefe Ruhe ausgebreitet, selbst wenn sie an die wilden Stellen des Liedes kam. Die kleine Tochter glich der Mutter. Ich stand ruhig da und sah und hörte zu. Das Kind bemerkte mich zuerst, und da es plötzlich zu singen aufhörte, so bemerkte mich auch die Mutter, und das Lied brach ab.

Sie stand sogleich auf, trat in die Thür und machte eine Geberde der Einladung, über ihre Schwelle zu treten. Wie sie dazu sprechen wollte, schien sie sich plötzlich zu besinnen. Sie sind ein Fremder, sagte sie in italienischer Sprache, wie soll ich zu Ihnen reden? — Ich bin ein Deutscher! — Sogleich fuhr sie in gutem Deutsch fort: Sie scheinen sehr müde; treten Sie ein, wenn es Ihnen gefällig ist, und ruhen Sie ein wenig aus. — Dabei nahm sie mir schon Stock und Reisesack ab und führte mich am Arm auf die anmuthigste Weise in die Stube. Ich gestand ihr, daß ich überaus müde, und erzählte ihr die Abenteuer meines Weges von Madonna bis Brusio. — Sie sehen ganz danach aus, sagte sie mit einem Blicke mitleidsvollster Theilnahme. Sie sind blaß und triefen doch von Schweiß. Davor muß man sich hüten in diesem Lande, sonst kann man sich leicht aufs Aergste erkälten. So sprechend, schob sie die Bank vom grünen Ofen weg an den Kamin; dort machte ihr Töchterlein auf den Wink der Mutter aus Hobelspänen und Reisig bereits ein Feuer an, das bald lustig loderte. Im Augenblicke sah ich mich von der gastlichsten, fast mütterlichsten Sorge umgeben. Ohne um Erlaubniß zu fragen, öffnete die Frau meinen Reisesack, legte die Citronen, die oben auf lagen, bei Seite, achtete das Basrelief keines Blickes und zog ein frisches Hemd hervor. Dann führte sie mich an das Feuer, schloß das Fenster, zog mir ohne Umstände Rock und obere Wäsche ab, rieb mir Brust und Rücken und reichte mir das frische Hemd. Dabei stand ihr das Kind hülfreich zur Seite und nahm ihr ab, was sie aus Händen legte oder verlangte. Das gethan, sagte sie: So, jetzt legen Sie sich auf diese Bank, strecken sich, wie Sie mögen, und ruhen aus. Sie brauchen das.

Es war mir wie ein Traum. Ich gehorchte und ließ mit

mir machen, was ihr gefiel. Behaglich streckte ich mich auf die Bank und legte den Kopf auf das Kissen, das sie aus ihrem Bette genommen. Jenes süße Gefühl des Müden im ersten Momente der Ruhe überkam mich mit seiner ganzen holden Gewalt. Dazu fühlte ich mich so wohl unter der Geschäftigkeit und in der Nähe dieses guten und schönen Weibes, dieser barmherzigen Samaritanerin. Schöner konnte ich im patriarchalischen Lande nicht empfangen, angenehmer in den schönen Täuschungen der Jugend, in den Träumen von Hedwig und Stauffacher, die mit uns aufwachsen, nicht bestärkt werden. Ich war also im gastlichen Lande! ich war in der Schweiz! Durch das Fenster winkten mir die alten Felsenhäupter, wehten mir die Kaskaden die Bestätigung zu. Alle Sorge, wie ich mit meinem Rest von dreißig Gulden von Graubünden bis in mein böhmisches Dorf mich durchschlagen werde, schwand wie ein nichtiger Alp bei Tagesanbruch von mir. Mir war so wohl, so zwanzigjährig wohl!

Meine Wirthe schwiegen, wahrscheinlich um mich ganz der Ruhe zu überlassen; aber ich wollte die Stimme der schönen und guten Frau hören, und so fragte ich sie, was das für ein Lied gewesen, das sie vorhin gesungen.

Ein Lied der Schweizer-Soldaten in Rom, antwortete sie kurz.

Und was sagt es, dieses Lied?

Es sagt, daß die Schlacht etwas Schönes sei für den Schweizer, aber daß die Heimat doch noch schöner.

Also Schweizer-Heimweh! dachte ich — auch Das ist richtig.

Wie der Pariser das schweizerische Gletscherleuchten, die wilden Schluchten der Pyrenäen mit den Dekorationen der großen Oper vergleicht, so fing ich an, Alles, was mich umgab, was ich sah und erlebte, mit meinen belebtesten Idealen zu vergleichen, und ich fand große Aehnlichkeit. Und nicht nur äußerlich war diese Aehnlichkeit; es erfüllte mich ein Gefühl so tiefen Wohlbehagens, so vollendeter Befriedigung auf meiner harten Bank, wie ich mir vielleicht nie das Glück selbst vorgestellt hatte. Unwillkürlich schloß ich die Augen. Die schöne Frau war wieder

zu ihrem Spinnrade zurückgekehrt, und es fing zu summen an. Sie mag gewohnt gewesen sein, zum Spinnen zu singen, und so summte sie leise, aber ganz leise, um mich nicht zu wecken, ein Lied vor sich hin. Wirklich war ich auch bald entschlummert, aber es kam zu keinem tiefen Schlaf. Die Bilder, die mich umgaben, die schöne Frau, die Wasserfälle, das stille Lied, das summende Spinnrad, das kleine Mädchen mit den sinnigen Augen, die den Fremdling so verwundert und so freundlich angeschaut — alles Das spielte in meinem halbwachen Traum.

Dennoch mag ich endlich tief geschlafen haben. Denn als ich wieder die Augen aufschlug, fand ich die Szene in der Stube etwas verändert, ohne daß ich es früher gemerkt hätte. Meiner Wirthin zu Füßen, auf einem Schemel, saß der Landjäger, dem ich vorhin begegnet war, und half dem Kinde das Garn abwickeln, während der eine Fuß das Spinnrad der Wirthin in Bewegung setzte. Sein Gewehr lag auf der Uniform, die er abgelegt hatte, in einem Winkel. Sobald die Drei mich die Augen aufschlagen sahen, wurde das Lied, das sie zum Summen des Spinnrades leise gemurmelt, unwillkürlich lauter und lauter, bis es als ein schönes volles Trio, aus dem Alt der Frau, dem Sopran des Kindes und dem schönen Baryton des Mannes zusammengesetzt, die Stube erfüllte. Noch halb schlafend, horchte ich zu und besah mir die friedliche Gruppe. Ich winkte dem Kinde, legte meinen Arm um seinen Hals und fragte: Das ist wohl dein Vater?

Nein, antwortete das Mädchen etwas erstaunt, nein, das ist der Landjäger.

Wo ist denn dein Vater? fragte ich weiter, und ich hoffte, sie werde mir sagen, daß er auf den Bergen sei und die Gemsen jage. Das Kind aber schwieg, sah sich verlegen nach der Mutter um und wiederholte die Frage: Wo ist denn mein Vater? Da verstummte das Lied der Frau und des Landjägers mit Einem Male. Die Frau schwieg, der Landjäger aber antwortete rasch: Dein Vater ist in Rom gestorben!

Das Lied wurde nicht weiter gesungen, und eine unheimliche Stille herrschte in der Stube. Verlegen, denn ich fühlte, daß ich etwas Schlimmes gethan mit meiner Frage, erhob ich mich, um mich anzukleiden und an meine Wanderung zu denken. Sogleich erhob sich auch die Wirthin, von deren Angesichte jede Verlegenheit schnell entschwunden war, und fragte mich mit derselben Freundlichkeit, mit der sie mich aufgenommen, ob sie mir nicht etwas zu essen anbieten dürfe. Aber der Landjäger antwortete für mich: Verderbt dem Herrn nicht seinen Appetit, Margarethe; er geht zu den Signori Trippi, die werden ihm Besseres auftragen.

Wieder bemerkte ich, daß der Name Signori Trippi einen respektvollen Eindruck machte, und neugierig, die Allgeachteten kennen zu lernen, machte ich mich nun wirklich bereit, aufzubrechen. Indessen wurde noch Manches hin und her geredet, und die Wirthin erfuhr, daß ich meine Rückreise nach Deutschland über Zürich nehmen wolle. Sie blieb einen Augenblick im Nachdenken versunken, dann sagte sie einige leise Worte zum Landjäger, der bald darauf Gewehr und Uniform nahm, mir die Hand drückte und sich entfernte. Sobald er die Hütte verlassen hatte, wandte sich Margarethe zu mir und sagte mit einem Ausdruck voll bittender Bescheidenheit: Wäre es dem Herrn beschwerlich, mir einen Brief nach Zürich mitzunehmen?

Meine liebe Frau, antwortete ich, was kann mir lieber sein, als Ihnen einen kleinen Dienst zu erweisen, da Sie so gut und freundlich gegen mich gewesen sind?

Sie sind ein guter Mann, versetzte sie darauf, und ich bin überzeugt, daß Sie meine Kommission gut bestellen werden. Aber ich habe noch eine andere Bitte. Meine Tante in Zürich versteht weder Romanisch noch Italienisch. Ich sollte ihr Deutsch schreiben, und das habe ich nicht in der Uebung. So wollte ich Sie bitten, selbst den Brief zu schreiben, den ich Ihnen mitgeben will.

Schon suchte ich mein Reiseschreibzeug hervor, und schon saß

ich bereit am kleinen Tische, von welchem das kleine Mädchen Kunkel, Garn und Hanf wegräumte. Wie sie das gethan, ging sie auf einen Wink der Mutter aus der Stube, und ich saß allein mit Margarethe am Tische, die Feder in der Hand und auf ihr Diktiren wartend. Margarethe stützte ihre Stirn in die Hand, war nachdenklich, sah mich oft und lange an, wollte beginnen, hielt wieder ein, sah mich wieder an und diktirte mir endlich, offenbar nach einigem Widerstreben, oft zaudernd, folgende abgebrochene Sätze:

„Liebe Tante!

„Ein guter Mann aus Deutschland will diesen Brief an dich nach Zürich mitnehmen. Du hast mir versprochen, das Kind zu dir zu nehmen, wenn es sich zeigt, daß es verständig, gut und willig zur Arbeit wird. Das ist. Meine Pepita ist verständig, gut und willig zur Arbeit. So will ich, daß sie fortgehe in die Fremde; denn hier ist noch immer Schande auf mir, und es wird so bleiben. Sie soll es noch nicht erfahren; wenn sie aber im Orte bleibt, wird sie es erfahren mit ihrem Verstande und zuletzt Leid haben. Dort aber wird es Niemand wissen, denn es sind viele Berge zwischen hier und Zürich. So laß es mich wissen, ob ich dir meine Pepita bringen soll nach Ostern oder gegen Pfingsten. Ich werde dir von Herzen danken. Deine treue Nichte

Brusio, den 25. August 1842.

Margarethe N.

„An Frau N. N. in Zürich."

Während des Schreibens war mir überaus traurig zu Muthe. Die Stimme der guten Frau zitterte beim Diktiren, obwohl sie sich offenbar alle Mühe gab, ihre ganze imposante Ruhe zu bewahren. Sie sah mich nicht an, sondern folgte mit starrem Blicke den Bewegungen meiner Feder. Ich sprach kein Wort, faltete den Brief und legte ihn, ohne die Frau anzusehen, sorgsam zu

den Citronen meiner Mutter. Dann nahm ich Felleisen und Stock und drückte ihr die Hand und rief das Kind herbei, küßte es und ging. Ich ging, als ob ich aus der Heimat ginge. Aber Margarethe und das Kind verließen mich noch nicht; sie begleiteten mich einige Häuser weit, bis aus dem Dorfe stolz und in ländlicher Pracht ein zwei Stockwerke hohes, aber im Schweizerstyle erbautes Haus empor tauchte. — In diesem Hause, sagte Margarethe, wohnen die Signori Trippi. Dann reichte sie mir noch die Hand und kehrte mit dem Kinde langsamen Schrittes zu ihrer Hütte zurück. Ich blieb stehen und sah ihr nach, bis sie um die Ecke bog. Wie sie so dahin schritt, groß und ruhig mit sanft gebeugtem Nacken, schien mir ihr ganzes Wesen neben unendlicher Milde etwas heldenhaft Duldendes auszudrücken. Auch bemerkten die Leute, die aus den Fenstern sahen, meine Nachdenklichkeit und sandten einander Blicke zu und raunten sich in die Ohren.

Vor dem Hause der Signori Trippi empfing mich ein gewaltiger, weißzottiger Hund, der mir mit Gebell den Eingang verwehrte. So blieb ich davor stehen und betrachtete es mit Muße. Es war ein Schweizer Bauernhaus, zum Palast erhoben und so schön, wie nur irgend ein Schweizerhaus, das irgend ein großer Herr in seinem Park aufführen läßt, um darin mit großem Gefolge und zahlreicher Gasterei ein freudiges Stadtleben zu führen. Dabei war es natürlicher, wahrhaftiger und übereinstimmend mit den hohen Bergen und brausenden Wasserfällen. Zwischen den Stockwerken, es bestand aus zweien, die Quer- und Tragebalken entlang, auf den Oberschwellen und um die Bogen der Fenster liefen viele Inschriften, die erhaben aus dem Holze hervorstanden und leicht zu lesen waren. Die Flügel der Fenster, welche nach oben spitz ausliefen und unten auf einem weit hervorragenden, geschnitzten Balken ruhten, bestanden aus unzähligen kleinen, sechseckigen Scheibchen, welche durch Bleibänder zusammengehalten wurden. Die Dachrinne war so fein und sorgfältig geschnitzt, daß sie einer Halskrause aus Spitzen geglichen

hätte, wenn sie nicht gelb und roth, ziemlich bunt angestrichen gewesen wäre. An den beiden Spitzen des nicht abschüssigen Daches drehten sich blecherne Windfahnen, in die Farben der Republik gekleidet, und der Mitte zu erhoben sich neben einander zwei Schornsteine aus rothen Ziegeln, die sahen wie Thürmchen aus, denn sie trugen Zinnen. Das alles betrachtete ich genau, bis eine dicke Stimme aus dem Innern des Hauses dem Hunde Ruhe gebot und ich ungefährdet die drei Stufen hinauf und über die Schwelle treten konnte. Da ging von der Hausthür fast geraden Weges eine sehr breite Treppe in das obere Stockwerk. Dort oben stand ein breiter, breitschultriger Mann mit grauen Haaren und mit den Händen in beiden Jackentaschen; der winkte mir, hinauf zu kommen, und führte mich, oben angekommen, schweigend in die Stube, die sich breit, geräumig und licht aufthat. Da drinnen, am oberen Ende des großen Eichentisches, saß noch ein anderer alter Mann, der eben so wie der, welcher mich an der Treppe empfangen hatte, ganz in schwarzes grobes Tuch gekleidet war, hohe faltige Stiefel und eine schwarztuchene Kappe trug. Beider Haar war kurz geschnitten und so grau, daß man ihm noch die ehemalige Schwärze ansah; doch schienen Beide schon in den Siebenzigen. Sie glichen einander, nach der angenommenen Redensart, wie zwei Wassertropfen, aber wie zwei Wassertropfen, von denen der eine gefroren ist, der andere lächelnd, heiter im Sonnenschein schimmert. Der Gefrorne hatte mich an der Treppe empfangen und in die Stube geführt. Drinnen kümmerte er sich nicht weiter um mich und überließ mich seinem Bruder, der sogleich bei meinem Eintritte aufstand, mir entgegen ging und freundlich die Hand reichte. Etwas bärenhaft schritt indessen der Andere in der Stube umher. Ich bestellte den Gruß meines Wirthes von Tirano und wurde freundlich eingeladen, in einem der großen, holzgeschnitzten Großvaterstühle Platz zu nehmen. Der Schweigsame nahm mir den Reisesack ab, der Freundliche fragte nach Herkunft, Reiseziel und Zweck und schien sehr befriedigt, als ich ihm sagte, daß ich nur so in die Welt

hineinlaufe, um sie zu sehen. Auch hatte er es bald weg, daß ich ein reisender Student sei, und das schmeichelte mir sehr. Ich hatte diese Genugthuung seit Wochen nicht. Als ich aus Wien ausgezogen, angethan in neue und phantastische Studententracht, begrüßte mich zwar Jeder als Herr Student und luden mich die Pfarrer zu ihren Tischen; nach und nach wurde mein Anzug so abgeschoben und schäbig, daß ich bald für einen wandernden Handwerksburschen höherer Klasse, z. B. für einen Goldschmied, später für einen Schneider und zuletzt für einen Schuster gehalten wurde. Der Signor Trippi aber hatte es, wie gesagt, bald weg, daß ich ein Student war, und wurde noch freundlicher, weil er selbst einen Sohn hatte, der in Tübingen studirte, und zwar Theologie. Ganz vertraut aber wurden wir, da es bei längerem Hin- und Herreden kund wurde, daß ich einen Freund der Signori Trippi, einen Graubündner, der in Wien in der Gasse der Tuchlauben wohnte, gekannt habe. Bei dieser Entdeckung kam auch der Schweigsame heran und setzte sich mit uns an den Tisch. Was macht der Freund in so weiter Ferne? fragte er, und dabei nahm sein braunes, faltenvolles, wettergefärbtes Gesicht einen so liebevollen Ausdruck an, daß ich es von nun an viel lieber betrachtete, als das freundlichere, so zu sagen gebildetere und höflichere seines Bruders. Junges Blut, fuhr der Erste fort, indem er mir über den Tisch die Hand reichte, junges Blut, du wirst unserem Freunde in Wien die herzlichsten Grüße bringen von den Signori Trippi, dem Landammann und dem Kapitän.

Landammann und Kapitän? fragte ich.

Ja, sagte der Alte, mein Bruder ist der Landammann, und ich bin der Kapitän.

Das ist das Gute und Schöne am Reisen, fuhr er fort, daß man von Freund zu Freund Grüße und herzliche Wünsche hin und her tragen kann; sonst liebe ich es nicht, das Herumstreifen in der Welt.

Mein Bruder, der Kapitän, fügte der höflichere Alte schnell hinzu, als ob er den Vorwurf, den ich in jenen Worten hätte

erkennen dürfen, verwischen wollte — der Kapitän liebt das Reisen nicht und ist selbst sein Lebtag nicht aus dem Lande gekommen. Ich aber war in Geschäften der Politik in Paris und in Karlsruhe.

Ja, sagte der Kapitän, so ist es; in der Fremde würde ich immer fürchten, daß man mir indessen die Heimat davon trüge.

Diese Furcht, fügte der Landammann mit einem freundlich ironischen Lächeln hinzu, das trotzdem den Blick voll brüderlicher Liebe nicht verschleiern konnte, ist dem Kapitän geblieben, seit er in seiner Jugend Graubünden an der Spitze des Aufgebotes gegen die Franzosen vertheidigt hat, die vom Valtelinthale heraufgekommen waren. Er hat sie wacker zurückgeschlagen, hier hinter dem Dorfe; aber seit damals steht er da wie ein Wachtposten und will sich nicht fortrühren. Immer stehen ihm die Franzosen vor Augen, die von Graubünden wegzujagen sind.

Der Kapitän wollte offenbar nicht, daß das Gespräch länger bei diesem Gegenstand verweile, und sagte: Das ist so eine fixe Idee, und sprechen wir nicht weiter davon. Ich mache dir auch keinen Vorwurf daraus, Landammann, daß du in der Welt herumgezogen bist; du hast es im Dienste des Vaterlandes gethan, eben so wie ich in diesem Dienste auf meinem Posten stehen geblieben bin. Mein Bruder, wandte er sich zu mir, ist dreimal Landammann gewesen.

So erfuhr ich denn, daß ich es mit Zweien der höchsten Würdenträger des Staates zu thun hatte, die, wie es schien, nicht ohne Erfolg und Verdienst dem Vaterlande gedient hatten. Voll Ehrfurcht betrachtete ich sie Beide, die, nach einem würdigen und edel angewandten Leben (denn daß es so war, sagten mir ihre Gesichter), anspruchslos und mittheilsam rechts und links vor dem blutjungen, unbedeutenden Fremdling saßen und sich mit ihm wie mit einem guten alten Bekannten und wie mit ihres Gleichen unterhielten. Ich bemerkte auch bald, daß die beiden Brüder einer vor dem anderen den größten Respekt hatten, daß sie einander immer mit ihren Titeln, Kapitän und Landammann, anredeten und daß eben so wohl aus den buschigen Wimpern

des Ersten, wie aus den fein und klug blickenden Augen des Anderen ein heller Strahl von Liebe hervorleuchtete, wenn der Eine von dem Anderen sprach, und daß Jeder immer bereit war, die Thaten des Anderen zu erzählen. Wie groß nahmen sich ihre Würden und dieses ihr liebevolles Wesen unter dem schlichten, grauen Haar, unter der Wollkappe und in der groben Tuchjacke aus!

Aber noch mehr mußte ich staunen, als, nach längerem Gespräch, der Landammann einen Brief seines Sohnes, des Tübinger Studenten, aus der Tasche zog und mir ihn zum Lesen reichte. Der Brief war auf einer großen und eng beschriebenen Seite eine erschöpfende, obwohl kurz gefaßte Auseinandersetzung der religiösen Zustände in Deutschland, eine Beleuchtung der brennenden Fragen, die damals nach dem Auftreten Strauß' und Feuerbachs Deutschland beschäftigten, und eine Mittheilung der neuesten Forschungen und Enthüllungen, die der Theologie eine andere Wendung zu geben versprachen. Auf diese Wendung legte der Student den größten Nachdruck. Dann schilderte er die beiden Parteien der Universität Tübingen: die Partei der Orthodoxen und die Partei, die sich an Schleiermacher lehnte und sich dessen platonischen Geist anzueignen suchte. Der Brief trug das Gepräge außergewöhnlicher Klarheit, festen Entschlusses, freien, durch und durch wohlwollenden und dichterischen Geistes. Sein Zweck war, Vater und Oheim darauf vorzubereiten, daß er in die Berge anders gesinnt zurückkehren werde, als er ausgezogen war, und sie zu belehren, daß er dieses mit gutem Gewissen und nach langem Nachdenken thun werde. Aus diesem Briefe habe ich in dem verlorenen Winkel Graubündens, als Gast bei einem Landeskapitän und Landammann, in einer mit Gemsbockhörnern und preisgekrönten, durchs Schwarze geschossenen Scheiben ausgeschmückten Stube mehr erfahren über die modernen religiösen Bewegungen in Deutschland, als ich je gewußt und in Wien hätte erfahren können.

Nun, fragte der Landammann, nachdem ich gelesen hatte, sagen Sie mir als Student, was halten Sie davon?

Ich glaube, daß Ihr Sohn auf dem besten Wege ist und Gedanken heimbringen wird, die Graubünden brauchen kann.

Der Landammann schüttelte bedenklich den Kopf. Und ich fürchte, sagte er, daß er Gedanken heim bringt, die in diesen Bergen nicht gedeihen, ihm aber leicht eine böse Stellung machen können.

Der Kapitän, der während des Lesens aufgestanden war und wie ein Diener Alles herbei trug, um den Tisch zum Mahle zu decken, blieb mit Messern und Gabeln vor dem Landammann stehen und rief mit Nachdruck: Und ich meine, daß der Schleiermacher, wenn er so ist, wie ihn der Junge schildert, ein ganz verständiger Mann ist, und das versöhnt mich mit der Theologie des Jungen, daß er sich diesen verständigen Mann zum Muster und Vorbild nimmt.

Der Landammann zuckte die Achseln.

Zucke nicht die Achseln, Landammann, fuhr Jener fort; wenn ihm das Konsistorium von Coira (Chur) dieses Schleiermachers wegen keine Stelle geben will, so hat er genug, um leben zu können, und wird mir allein die Lehre dieses Schleiermachers beibringen.

Der Landammann schwieg und klopfte mit der Gabel auf eines der Gläser, die der Kapitän vor uns gestellt hatte und auf denen Hirsche und Jäger erhaben geschliffen waren. Der Kapitän, der bemerkte, daß der Bruder einen Widerspruch zurückhielt, wurde verdrießlich und brummte, während er aus einem großen irdenen Kruge schwarzen Valteliner Wein in unsere Gläser goß und sich an den Tisch setzte. Der Landammann schlug mit dem hirschhörnernen Hefte des Vorschneidemessers an den Krug, und auf das Zeichen erschien bald eine Magd, die einen saftigen Rehbraten, dann Salate und allerlei gesottene Früchte in großen Schüsseln auftrug.

Der Landjäger hatte Recht, sagte ich, als er mir bei den Signori Trippi ein köstliches Mahl prophezeite.

Ihr kennt den Landjäger? fragte der Landammann — er hat Euch doch hoffentlich nicht nach dem Passe gefragt?

Nein, sagte ich, ich habe ihn zuerst auf dem Wege, dann bei Margarethe . . ., wo ich einkehrte, getroffen.

Potz Tausend! lachte der Landammann; Ihr kennt schon ganz Brusio — aber nicht von der besten Seite. Was haben die Leute für Gesichter gemacht, als sie Euch von Margarethe gehen sahen?

Dem Kapitän schienen diese Worte und der spöttische Ausdruck, mit dem sie gesprochen wurden, nicht zu behagen. Mich aber überkam eine Ahnung, als ob ich bei Margarethe im verrufenen Hause Brusio's eingekehrt wäre. Warum? fragte ich den Landammann in Erinnerung an den Brief, den ich geschrieben, und an das Zischeln und Kopfzusammenstecken der Leute, als ich an Margarethens Seite durch das Dorf ging.

Der Landammann wollte antworten, aber der Kapitän, der bis jetzt brummend in das gewaltige Stück Wildpret eingehauen hatte, legte schnell Messer und Gabel bei Seite, verschluckte eilig den letzten Bissen und rief! Laß mich antworten, Landammann, laß mich erzählen! — dann wandte er sich zu mir und rief mit starker Stimme, mit Nachdruck und Festigkeit: Ein gutes Weib ist diese Margarethe, ein braves und gutes Weib, ein wackeres Weib! Ein — ein sehr braves und sehr wackeres, gutes Weib! Das sage ich, der Kapitän Johannes Trippi!

Das glaube ich auch gern! rief ich; so und nicht anders ist sie mir erschienen.

Bravo! schrie der Kapitän voll Freude und leerte ein ganzes Glas schwarzen Weines auf einmal.

Der Landammann lächelte den Bruder an, der wieder ihn triumphirend anblickte. Aber das steigerte meine Neugierde und machte mich doppelt begierig, das Schicksal meiner guten Samaritanerin zu kennen, und so fragte ich weiter: Wer aber ist sie? Was hat sie gethan? Warum lächelt Ihr, Landammann? Warum nehmt Ihr, Kapitän, so eifrig ihre Partei?

Laß mich erzählen, rief wieder der Kapitän und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung gegen den Bruder, der,

immer lächelnd, sich gern ergab und die Gabel ergriff, zu essen anfing und den Anderen erzählen ließ.

Ein gutes Weib! wiederholte der Kapitän mit gerührter Stimme, und ehemals war sie das schönste und stattlichste Mädchen des halben Kantons. Ich, der Kapitän des Landes, Signor Trippi, habe sie noch in meinem fünfzigsten Jahre heirathen wollen. Sie aber schickte mich heim, denn sie war einem armen Jungen treu ergeben und er ihr auch. Er trug auf seinem Rücken die Früchte des Valtelinthales in unsere unfruchtbaren Thäler. Das ist ein schlechtes Geschäft, und man kann darauf nicht heirathen. Da sagte er: Ich will in die Fremde gehen, einige Jahre Soldat sein, Handgeld und Sold bei Seite legen und dann wieder nach Hause kommen und Margarethe heirathen. So that er und ging nach Rom, und da er ein schöner und fester Junge war, wurde er leicht Soldat des Papstes. Da aber überfiel ihn ein großes Heimweh, und er schrieb Margarethen, daß ers nicht aushalte und daß er durchgehen werde zu ihr nach Hause, in das Thal von Brusio. Margarethe fürchtete, daß er eingeholt und erschossen werde, und sie dachte, daß, wenn sie bei ihm wäre und ihm von der Heimat erzählte, das sein Heimweh stillen könnte. So machte sie sich gleich auf und ging zu Fuß nach Rom. Wirklich hat sie ihn durch Zureden wieder von seiner Krankheit geheilt, und da er ruhiger war und sie doch nicht in Rom bleiben konnte, kehrte sie wieder zu Fuß von Rom nach Brusio zurück. Aber wie sie hier in Brusio angekommen, merkte sie, daß sie Mutter werden sollte, und das schrieb sie ihrem Soldaten nach Rom. Der wußte, welche Schande über sie komme, wenn er sie nicht heirathe, ehe das Kind geboren sei, und so beeilte er sich, nach Hause zu kommen; aber er wurde eingeholt und erschossen. Bald darauf wurde sein Kind geboren, und auf Margarethe liegt für ewige Zeiten die Schande. Nun sage mir, Student, und du, Landammann, ob der Schuß, den der arme Soldat für sie empfangen hat, Margarethen nicht zum ehrlichen Weibe gemacht hat? Aber daran denken die Leute hier zu Lande nicht.

Weil von jeher ein solches Weib verrufen ward, ist auch Margarethe in Verruf, und das Andere und wie das Alles gekommen, bedenken die Menschen nicht.

Die Sitte ist streng, sagte der Landammann selber streng, und das ist gut, daß sie nicht viel grübelt. Wohin kämen wir? Auch das Gesetz ist so, das wir achten, und die Sitte ist älter und ehrwürdiger und, so zu sagen, nicht von Menschen gemacht, wie das Gesetz.

Pah, sagte der Kapitän, das kann keine gute Sitte sein, die ein einziges braves Weib für immer unglücklich macht.

Die Keuschheit eines Weibes, das Cordula hieß, hat diesem Lande seine Freiheit gegeben! erwiederte der Landammann mit feierlich ernstem Tone, mit einem Tone, der aus so tiefem Herzen zu kommen schien, daß mich ein kleines Fröfteln der Andacht überkommen wollte. Auch der Kapitän neigte unwillkürlich den Kopf und schwieg ergeben. Eine lange Pause trat ein. Nach und nach fing wieder der Kapitän zu murmeln an; er mußte Alles sagen, was zur Ehrenrettung Margarethens vorzubringen war; denn die war ihm offenbar eine Herzensangelegenheit. So fing er endlich, aber in einem ganz anderen Tone, als ob er nicht weiter disputiren, sondern bloß erzählen wollte, wieder das Gespräch an. — Der Landjäger, sagte er, indem er einen Bissen zum Munde führte, der Landjäger ist gewiß ein ganz ehrenhafter Mensch; Niemand kann etwas gegen ihn vorbringen. Ebben! Seit vier Jahren bewirbt er sich um Margarethe und will sie heirathen und ihr ein gutes Loos machen. Aber sie schlägt wacker seine Hand aus, weil sie ihre unverdiente Schande nicht über den braven Mann breiten will.

Nach diesem schien der Kapitän vollkommen beruhigt; sein Gesicht, das sich während des Streites und der Erzählung mächtig aufgeregt und geröthet hatte, wurde wieder milder und so friedlich wie vorher. Ja, noch wohlthuender war es anzuschauen; denn die ganze Güte, die früher einige Ruhigkeit bedeckt hatte, war strahlend hervorgetreten und lag noch im milden Nachglanze

darauf, wie die noch glühende Abendröthe auf einem bemooften Felsen. Der Landammann sah ihn lächelnd und freundlich an und hob das Glas schwarzen Weines. Der Kapitän that Dasselbe, und sie stießen schweigend an und tranken. Ich trank für mich, ohne anzustoßen, ohne mich in diesen alten, heiligen Bund drängen zu wollen. Die Beiden verstanden das; noch einmal füllten sie die Gläser, und nun erscholl es im Dreiklang an einander und wurde es wieder klarer und heiterer am Tische.

So saßen wir noch zusammen, als ein kleiner Mann eintrat, den man sogleich als Schuster erkennen mußte. Er war aus Poschiavo und hatte im Dorfe zu thun. Der Landammann ließ ihn kommen, um mich seiner Führerschaft zu übergeben, da ich noch heute Poschiavo erreichen wollte. Der Abend senkte sich bereits herab, und so machten wir uns auf den Weg. Meine Wirthe drückten mir herzlich die Hand, und ohne viele Worte zu machen, ohne viel zu danken, aber mit tiefer schweigender Rührung nahm ich Abschied.

Nach stündiger Wanderung durch ein auf beiden Seiten bewaldetes Thal kamen wir beim Dorfe Meschin an einen See, der das Thal in seiner ganzen Breite ausfüllte. Mein Führer, ein sehr beredtes Schusterlein, verweilte mit seinem Gespräch noch immer bei dem Gegenstande, den er nach einigen Fragen über Herkunft und Reiseziel gleich hinter Brusio aufgenommen hatte, bei dem Leben und den Thaten der Signori Trippi. Ich erfuhr von ihm, daß der Landammann der größte Rechtskundige nicht nur Graubündens oder der Schweiz, sondern der ganzen Welt sei, daß er jetzt in der Zurückgezogenheit lebe, daß er aber früher drei Mal die hohe Würde eines Landammanns bekleidet habe und daß man ihn noch heute darum mit diesem Titel benenne, obwohl er eigentlich Alt-Landammann heißen sollte. Außerdem versicherte der Schuster, der Landammann habe so viel für das Land gethan, wie zehn andere Landammänner zusammen nicht gethan haben: daß er mit Oesterreich einen sehr vortheilhaften Handelsvertrag geschlossen, daß er dem Käse des

Landes neue Absatzwege erschlossen und so vielen Leuten reichen Gewinnst verschafft, und daß er viele Straßen gebaut und mancherlei nützliche Einrichtungen getroffen. Auch diese Straße, auf der wir eben dahin schritten, hatte er gebaut, und ihm danken wir es, daß wir mit geraden Gliedern in Poschiavo ankommen werden. Die Weisheit, um so viel Nützliches schaffen zu können, habe der Landammann aus den verschiedensten Büchern geschöpft, besonders aber kenne er die Geschichte des Landes. Er wisse, was sich in Graubünden seit Christi Geburt an jedem Tage gethan und ereignet.

Der Schuster war mit dem Lobe des Landammanns noch nicht zu Ende, als wir, auf der Straße am südlichen Ufer des See's hinwandernd, an einem Gemäuer, einer Art von Schanze, anlangten. Sie kam aus dem Walde heraus und lief hinab auf die Straße bis fast in den See. Zwischen ihrem Ende und dem Wasser war nur so viel Raum, als ein Wagen braucht, um mit Mühe passiren zu können. Jenseits wurde die Straße wieder so breit und bequem, wie sie diesseits gewesen war. An dieser Mauer blieb mein Führer stehen, legte die Hand an die Steine und sprach mit einigem Pathos:

Und hier hat der andere Signor Trippi, als Capitano an der Spitze des Landes-Aufgebots, das Land gegen die Franzosen vertheidigt. Das Aufgebot wollte sich vor Tirano aufstellen, um die Gränze zu vertheidigen; der Kapitän aber sagte: Mögen sie unsere Häuser in Brusio und Meschin verbrennen, hier ist der rechte Punkt. Der See ist unser Bundesgenosse und unser linker Flügel. — Das glaubten die Anderen nicht und stellten sich am Eingang des Thales bei Madonna di Tirano auf. Aber das Thal ist dort breit, und ihre Zahl war nicht groß genug, es zu stopfen. So brachen die Franzosen durch, und die Graubündner fielen alle. Und die Franzosen kamen mit vielen Regimentern bis hierher an die Mauer, wo der Kapitän mit nur dreihundert Schützen stand, die bei ihm ausgehalten hatten. Denn, hatte er gesagt, wenn ihr alle geht, ich bleibe allein und

vertheidige die Mauer; so blieben dreihundert, um ihn nicht allein zu lassen in solcher Gefährlichkeit. Damals war die Straße noch nicht gebaut, und die Franzosen konnten nur mit Mühe über die herabgerollten Felsstücke und nur je drei und drei vorrücken. So fielen sie auch immer je drei und drei, wie sie anrückten. Immer nur drei Schweizerbüchsen knallten, und drei Franzosen fielen. Das dauerte zwei Tage; die ganzen zwei Tage hat der Kapitän selbst keinen Schuß gethan. Die Franzosen hatten keine Schiffe, um über den See zu kommen, und mit den Kanonen konnten sie zwischen den Felsen auch nicht heran an die Mauer. Am dritten Tage, wie es Morgen wurde, hatten die Franzosen aus den Bäumen dieses Waldes Flöße zusammengezimmert, und auf die Flöße stellten sie Schützen und Kanonen, und so ruderten sie auf den See hinaus und wollten den Kapitän und die Mauer umschiffen. Wie das der Kapitän sah, befahl er hundert Schützen, die Waffen hinzulegen und ihm zu folgen. Er stieg in den See und mit ihm die Hundert, und sie wateten und schwammen den Flößen zu, die sich langsam vorwärts bewegten; denn sie waren schwer beladen. Von den Hundert kamen nicht achtzig an die Flöße, und der See war roth von Blut. Aber die übrig Gebliebenen faßten das erste Floß alle zugleich und alle an Einer Seite und drückten und drückten, bis sie es tief hinab ins Wasser drückten. Zuerst rollten die Kanonen hinab, dann ertranken auch alle Franzosen, die auf dem Floße waren, weil ihre Waffen sie beschwerten und sie nicht zu schwimmen vermochten. So machten sie es auch mit den anderen Flößen. Auch an der Mauer war es indessen blutig hergegangen, denn die Franzosen versuchten einen Hauptangriff. Aber sie wurden wie früher zurückgeschlagen. Am vierten Morgen waren sie abgezogen. Das hat der Kapitän Trippi gethan, und zur Erinnerung daran hat man die Mauer, ohne den Landammann weiter zu fragen, als ein Denkmal für den Kapitän stehen lassen, und auf der Landeskarte der Schweiz steht neben der Mauer die Jahreszahl 1800 ebenfalls als ein Denkmal für den Kapitän, gerade so wie auf der

Landeskarte bei Sempach die Jahreszahl 1386 zu lesen ist, als eine Erinnerung an eine Heldenthat. Die Mauer hier darf nicht zerstört werden; denn wer einen Stein davon nimmt, auf den rollen die Felsen vom Berge herab, und es verschlingt ihn hier dieser See. Das ist aber nur eine Sage, um die Mauer zu schützen und zu erhalten, und wenn man den Kapitän danach fragt, so ist er sehr ärgerlich über diesen Aberglauben und sagt, daß er ihm die Mauer verleide.

Der Schuster hielt inne und betrachtete die Mauer, durch seine eigene Erzählung zur Andacht gestimmt, lange und schweigend. Dasselbe that ich. Es war indessen spät Abend geworden; die Bäume an den Abhängen, dunkle, uralte Tannen, murmelten leise, der See bewegte sich wie entschlummernd, heilige Stille herrschte weit und breit. Mir war es, als stände ich in den Thermopylen; das Trockene des in mir noch neuen Schuleindrucks jener Erzählung im Herodot gewann an frischem Leben, und in ihrer ganzen lebendigen Größe stand jene That vor mir, aber umgeben von der Szenerie, die ich im Augenblicke vor mir hatte. Spartanische Helden sah ich hier unter schweizerischen Tannen für ihr Vaterland kämpfen. Ermuntert und geschmeichelt durch meine Andacht, nahm der Schuster seine Erzählung wieder auf. Der Kapitän, sagte er, ist ein sonderbarer Patron; er, der Einzige im Lande, hat eine große Scheu vor dieser Mauer und sucht sie so selten als möglich vor Augen zu bekommen. Wenn er ja manchmal aus seinem Neste in Brusio kriecht, um die alten Glieder auszulüften, wandert er immer gegen Tirano und der Gränze, niemals gegen Poschiavo und dieser Mauer zu. Einmal, da er bei Gelegenheit des eidgenössischen Schießens in Coira hier vorbei mußte, haben ihn die Schützen von Brusio gefaßt, ihn auf die Mauer gesetzt und ihm die Lieder vorgesungen, die in der Zeit des Franzosenkrieges im Lande üblich waren. Erst brummte er, dann aber sang er mit, und zuletzt fing er ein Lied an, das damals auf ihn selbst gemacht worden ist. Die Schützen trugen ihn, immer das Lied singend, auf ihren Gewehren bis

nach Brusio in sein Haus. Aber dort angekommen, fing er wieder zu brummen an und brummte eine ganze Woche lang. Ein anderes Mal, just an seinem siebenzigsten Geburtstage, ist er früh Morgens aus seinem Hause verschwunden. Man suchte ihn überall, aber vergebens. Erst gegen Abend fand ihn der Landammann hier, wie er an der Mauer saß und weinte. Beide alte Jungens sollen mit verweinten Gesichtern gegen Mitternacht zu Hause angekommen sein. Die Leute in Brusio haben es gesehen, denn sie standen in Haufen besorgt vor der Thür des Hauses, als die Beiden zurückkamen.

Endlich wanderten wir weiter. Jenseits der Mauer war es mir, als wäre ich aus den Gränzen eines schön bewohnten Landes getreten. Die Samaritanerin, ihr Kind, das Kind der Liebe, die beiden Patrioten und Wohlthäter ihres Landes begleiteten mich, und ich suchte mir Alles, was ich an diesem Tage erlebt, gesehen und gehört, tief einzuprägen. Schweigend schritt ich neben meinem Führer einher, der mich endlich in Poschiavo vor einem Wirthshause absetzte. Der Wirth war ein Schweizer, der in Diensten Hollands als Soldat auf Java seine Jugend zugebracht und während dieser Zeit alle europäischen Sprachen vergessen hatte. Seine Rede setzte sich aus Romanisch, Holländisch, Deutsch und mir vollkommen unbekannten Bestandtheilen zusammen. Als ich ihn fragte, welche Sprache er am Besten spreche, antwortete er: Malayisch! Am andern Morgen machte mir der Malaye eine Rechnung, die mir bewies, daß ich mich nicht mehr im gastlichen Lande von gestern befand.

2.

Das goldene Haar und die Geschichte zweier Küsse.

Der kluge Alt-Landammann, der gute Kapitän liegen wohl längst in der Erde, der sie treulich gedient haben. Was aus der

Samaritanerin geworden, weiß ich nicht; ich habe sie nie wieder gesehen, und das ist vielleicht gut. „Wenn Zweie von einander gehn, so sagen sie: auf Wiedersehn!“ Der Wunsch „auf Wiedersehn“ ist unter vielen Umständen der thörichtste; man soll ihn nur mit Vorsicht aussprechen. Das habe ich schon in früher Jugend erfahren, und das kam so:

Siebenzehn Jahre war ich alt, als ich einen Theil Norddeutschlands ungefähr unter denselben Umständen zu Fuß durchstreifte, wie einige Jahre später Norditalien. Den Rückweg wollte ich schneller und zu Wagen zurücklegen, um noch zur rechten Zeit, vor Eröffnung des Semesters, in Prag einzutreffen. So stieg ich an einem milden September-Nachmittage im Hofe des Hotel de Pologne zu Leipzig in eine plumpe, gelbe Kutsche, vor welche zwei elende Mähren gespannt waren und die mich für einen Thaler drei Silbergroschen in Dresden absetzen sollte. Denn die Eisenbahn zwischen den beiden Städten war zu jener Zeit nur stückweise fertig und wurde als Merkwürdigkeit befahren, erst wenn man in einer dieser Städte angekommen war.

Daß die Bevölkerung der gelben Kutsche eine weibliche sein werde, hatten mir schon von fern die babylonisch aufgethürmten Schachteln verrathen; welcher Art aber diese weibliche Bevölkerung, verrieth mir ein Gespräch, das sich entwickelte, so bald ich nur den ersten Fuß in das Innere setzte.

Eine Frau, die den ganzen Hintergrund der Kutsche einnahm und noch einen Theil des Fensters verdunkelte, fing mit fettem und gutmüthigem Lächeln so an: Ich halte es für meine Pflicht, jeden Reisegefährten ganz höflichst um Entschuldigung zu bitten, daß ich durch meine Proportionen einen ganz unverhältnißmäßig großen Theil des Raumes in Beschlag nehmen und nothwendiger Weise geniren muß — Ich . . .

Eine lange hagere Mädchengestalt, die neben mir auf dem Vordersitz und der dicken Frau gegenüber saß, mit dem Kopfe an die Decke stieß und kaum den Winkel auszufüllen vermochte, fiel ihr, gegen mich gewendet, ins Wort: Was die Mutter

verbricht, mache ich wieder gut — ich nehme kaum die Hälfte des bezahlten Platzes ein.

So war es auch; ich betrachtete etwas befremdet die beiden so verschiedenartigen Gestalten, die so ungenirt von ihren Komplexionen sprachen und dabei so gutmüthig lächelten, als hätten sie es mit einem uralten Bekannten zu thun, daß ich in Verlegenheit kam und erst spät das dritte weibliche Wesen bemerkte, das zusammengedrückt im Winkel neben der Dicken saß, wie ein Veilchen neben einer Tuberose. Das Veilchen sah mich mit so großen blauen Augen an, als ob es die festeste Ueberzeugung hätte, daß seine Existenz nicht der geringsten Entschuldigung bedürfe. Es hatte vollkommen Recht mit seiner Ueberzeugung, dieses Veilchen, welches Ottilie hieß.

Ich saß Ottilien gegenüber, und weil sie so schön war, wußte ich armer Studiosus nicht, was mit meinen Augen und meinen Knieen anzufangen. In meiner Verlegenheit suchte ich nach einem Plätzchen, wo ich mein geringes Gepäck unterbringen konnte; es war Alles schon besetzt, und ich machte mich bereit, es so bequem als möglich auf meinen Knieen ruhen zu lassen. Kaum war das geschehen, da machte Ottilie eine unmerkliche Bewegung, und neben meinem Reisesacke befand sich noch ein großer Korb voll Viktualien, den sie so eben in der Hand gehalten hatte. Empört über diese Zumuthung, richtete ich mich auf und sah mein vis-à-vis an; aber da begegnete ich einem so lieblichen, holden, schelmischen Blicke, daß ich unwillkürlich die Hand ausstreckte und nach dem riesigen Ridicül griff, den sie auf ihrem Schooße hielt, um ihn noch auf das Andere über meinen Knieen aufzuthürmen.

Aber, Ottilie! rief die dicke Frau.

Aber, Ottilie! wiederholte die Tochter.

Tante? Crescentia? fragte Ottilie mit einem Tone, als ob sie der Beiden Vorwurf nicht verstände.

Bitte recht sehr; rief ich begütigend und mich gegen die Tante und ihre Tochter verneigend.

Indessen setzte sich unser gelbes Reisewerkzeug in Bewegung. Kaum hatten wir Leipzig hinter uns, als die Tante, die bei jeder Regung den ganzen Wagen erschütterte und dabei immer eine Bemerkung Ottiliens auszustehen hatte, mir den Viktualienkorb von den Knieen nahm und Flaschen hervorzog und kalten Braten auszutheilen anfing. Crescentia aß sehr zierlich und mit spitzigen Fingern. Ihr ganzes Benehmen hatte etwas von einem sehr wohl erzogenen Mädchen, das sich zur Gouvernante ausbildet; sie sprach ein sehr gewähltes Deutsch und hielt sich überaus gerade. Ottilie hingegen saß zusammengekauert im Winkel, und wie die Tante die Provisionen austheilte, wühlte sie in dem Vorrath herum, warf Alles bei Seite, bis sie einen guten Bissen ausgefunden. Den nahm sie dann und bot mir ihn ohne alle Umschweife an.

Nehmen Sie, sagte die Tante, während mich Ottilie so gebieterisch ansah, daß ich nehmen mußte. Sehen Sie, lieber junger Herr, fuhr die Tante fort, ich reise nie ohne Vorräthe; man kann nicht wissen, man fährt über ein hungrig Kraut. Dann macht Das schnelle Bekanntschaft, wenn man mit einem Reisegefährten etwas zu theilen hat. O, ich bin eine erfahrene Reisende. Seit dem Tode meines Seligen führe ich mit meiner Crescentia ein wahres Nomadenleben. Meine Verwandten und die Verwandten meines Seligen, des Herren Superintendenten Möbius, sind über aller Herren Länder durch das deutsche Reich ausgestreut. Da fahre ich von Einem zum Andern. So eben komme ich von Osterode, wo ich meinen Schwager, den Herrn Obersten außer Diensten Malsburg, besucht habe, und nun habe ich ihm sein Töchterchen, das ungezogene Ottilchen, entführt und ziehe nach Dresden, wo ich einen Schwager Hofrath habe. Da soll mein Ottilchen ein wenig Sitte lernen, denn es ist ein ungezogenes Engelchen, mein Ottilchen, und die Sachsen sind ein feines Volk. Sie sollen mir die wilde Harzpflanze ein wenig ziehen.

Crescentia nickte mit steifem Halse den Worten ihrer Mutter

sehr ernsthaften Beifall; Ottilie aber fing so laut und so holdselig zu lachen an, daß wir alle mitlachen mußten. Ich sah es ihr an, daß sie sich der feinen sächsischen Sitte schwer beugen werde; denn ich glaubte sie schon zu kennen, ohne daß sie zehn Worte gesprochen hatte. Jede ihrer Bewegungen, jeder Blick, selbst ihre Ruhe, wie sie zusammengekauert im Winkel saß, hatte ja den einnehmendsten Ausdruck. Aber ihr Muthwille kam erst nach eingenommenem Mahle zum Ausbruch.

Wie wir die Gaben des Herrn genossen haben, sagte die Superintendentin mit Salbung, wollen wir ihn auch in einem schönen Liede preisen.

Sogleich setzte sich Crescentia zurecht, legte die Hände auf dem Schooße zusammen, spitzte den Mund und begann:

Wer nur den lieben Gott läßt walten —

die Mutter, auch Ottilie stimmten mit ein. Crescentia accentuirte wie ein Vorsänger in der Kirche, die Mutter sah ihr sorgsam auf die Lippen und suchte so genau als möglich den Ton ihrer Vorsängerin nachzuahmen, Ottilie sang mit frischer Stimme darein. Aber es schien ihr zu langsam zu gehen; ungeduldig schlug sie mit der Faust einen schnelleren Takt an. Crescentia ließ sich nicht aus der Fassung bringen, da nahm Ottilie plötzlich Reißaus mit ihrer Stimme, sang lustig weiter und sprang mit einer plötzlichen Wendung in ein Volkslied über.

Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt';

erscholl es so lustig und frisch, daß die beiden anderen Sängerinnen erstarrt verstummten. Crescentia blieb steif, die Tante aber lachte zuletzt und sagte lachend: Wirklich, Ottilie, bin ich empört. So störst du seit drei Tagen zum zehnten Male meine Andacht.

Aber Ottilie schien keine Angst zu haben vor dieser Empörung. Selber aufgeregt, wandte sie sich mit glühenden Wangen zu mir, schlug die Hände an einander und rief wie verzweifelt: Stellen Sie sich vor, o Studiosus, seit drei Tagen bin ich

verdammt, diesen fürchterlichen Gesang anzuhören. Crescentia singt so falsch, daß Gott erschrecken muß vor diesem Lobgesang, und die Tante, die glaubt, sie müsse ihrem Töchterlein in die höchsten Höhen folgen, und hat keinen Begriff von Dem, was das heißt, die zweite Stimme, und fistulirt wie eine ehrwürdige Katze. Ich bin sehr unglücklich.

So sprechend, warf sich Ottilie mit dem Ausdruck liebenswürdigster Verzweiflung zurück in ihren Winkel. Sie schmollte und blickte mit ihren großen blauen Augen gerade vor sich hin, während sich die vollen rothen Lippen immer hadernd und murmelnd fortbewegten. Die Tante lächelte wie immer. Mit ihrem „Aber, Ottilie!" konnte sie die Erzürnte nicht zur Ruhe bringen; jetzt, da diese schwieg, sagte sie zu mir: Ottilie ist eine große Musikerin und thut sich etwas zu Gute darauf; ein falscher Ton bringt sie in Verzweiflung; aber der liebe Gott hört auf die Töne des Herzens, ob die nicht falsch sind. Du kleiner Antichrist sollst mich nicht in meiner Andacht stören. Fange wieder an, Crescentia!

Diese begann, und die Mutter folgte.

Ottilie packte alle Tücher und Shawls zusammen, die im Wagen herumlagen, und hüllte sie sich um die Ohren. Aber es war zu heiß; so warf sie sie wieder von sich, beugte sich zu mir und sagte resignirt: Wir wollen plaudern. Wer sind Sie? woher kommen Sie? wer hat Ihnen diese schöne Reisetasche gestickt? wie heißen Sie?

Ich beantwortete alle ihre Fragen und mußte manche Erklärung, meine Heimat Böhmen betreffend, hinzufügen. Darauf sagte sie mir, daß sie die Tochter eines alten Obersten außer Diensten sei, der in seiner Jugend den Rückzug des Herzogs von Braunschweig, die Schlachten bei Leipzig und Waterloo mitgemacht hat und in Paris gewesen ist. Vom alten Herzog von Braunschweig, jenem edlen Helden, sprach sie mit einem Feuer, daß ich ihren Vater und die ganze schöne Begeisterung jener alten Tage aus ihren Worten heraushörte. Ihre rosig blühenden,

kindlich vollen Wangen färbte eine edle Gluth, ihre großen Augen leuchteten, ihre Arme bewegten sich, als ob sie einen Degen schwänge. Sie erzählte, wie ihr Vater einen französischen Colonel gefangen nahm. Rendez vous! rief sie und packte mich dabei am Kragen, daß die Tante und Crescentia erschrocken einhielten und sich mit Entsetzen zu uns wendeten. Ottilie sah in die entsetzten Gesichter und brach in ein lautes Gelächter aus und entzog mir die Hand, die ich, da sie mich gefangen nahm, unwillkürlich gefaßt und gedrückt hatte. Wir waren von nun an gute Freunde.

So kamen wir in einem jener Flecken an, in welchen die Kutscher nach uralt heiligen Traditionen vor einem Wirthshause glauben halten zu müssen. Ottilie stützte sich mit einem Arm an meine Schulter und sprang flink wie ein Reh aus dem Wagen, die Tante fiel mit ganzer Wucht in meine Arme, Crescentia gab mir nur die Fingerspitzen. Aus der Kirche nahe am Wirthshause kam ein ununterbrochen gehaltener Orgelton heraus. Man reparirte etwas an der Orgel, und die Kirche war offen. Sogleich eilte Ottilie dahin; jetzt erst konnte ich ihre ganze anmuthige Gestalt beurtheilen. Sie war eher klein als groß zu nennen, aber von schlankem, leichtem, ebenmäßigem Bau. Auf kleinen Füßen lief sie dahin, anmuthig und frisch, obwohl sie etwas vom Gassenjungen hatte in ihren ganzen Geberden. Das Köpfchen trug sie etwas schief, und daran schien die gewaltige Masse dunkelgoldenen Haares schuld zu sein, die sich als dicke Flechte drei und vier Mal um das rund geformte Köpfchen schlang. Sie trug ein blaues Merino-Kleid, das kurz genug war, um im Lauf die kleinen Füßchen und die feinen Knöchel sehen zu lassen, und um Brust und Schultern einen weißen Mousseline-Shawl, der ihr, wie sie dahinlief, gleich einem Nebelstreife nachflatterte. Ja, sagte die Tante, an einer Orgel kann sie nicht vorbei. Der kleine Antichrist hat mehr Christenthum im Leibe, als er zugestehen will! So sprechend, folgte sie ihr unwillkürlich, und folgte auch ich mit Crescentien.

Wir stiegen die Treppen zur Orgel hinauf und fanden Ottilien schon vor den Tasten sitzend und die Pedale prüfend. Die Arbeiter betrachteten sie erstaunt und mit ihnen der Schulmeister des Ortes, ein würdiger Alter, dem lange graue Locken über den Nacken flossen. Einer der Arbeiter stellte sich an den Blasebalg und begann zu treten. — Jetzt, rief Ottilie der Tante entgegen, jetzt kannst du singen. — Sie strich mit beiden Händen die Scheitel zurück und griff in die Tasten. Großer Ernst lagerte sich auf die kindlichen Züge, da die Orgel zu tönen anfing. Nie, seit damals, habe ich mir die heilige Cäcilia anders vorgestellt. Rührende, unendlich erhabene und erhebende Töne, Töne voll inbrünstiger Hingebung stiegen auf und schienen die Kirche in allen Winkeln und alle Winkel unserer Herzen füllen zu wollen. Sie spielte Bachs variirten Choral: Das alte Jahr vergangen ist.

O du, mein Deutschland, wo ein Kind, ein Kind voll Unschuld und kindlichen Sinnes diese erhabene Musik versteht und es liebt, sie zu verdolmetschen! Weit bin ich geritten, viel hab' ich gesehn, es ist mir in andern Ländern noch nicht geschehn!

Wie die letzten Töne verklangen und Ottilie aufsprang, drängten sich die Arbeiter an sie, um sie noch zurückzuhalten; der alte Schulmeister drückte sie auf den Sessel nieder und schlang den Arm um ihren Kopf und drückte sie an sein Herz. O du Engelskind! rief er und preßte einen Kuß auf ihr goldenes Haar, wo hast du das gelernt? Warum bist du nicht am Sonntag gekommen, um mich alten Knaben mit meinem Geklimper vor der ganzen Gemeinde zu beschämen! — Ich benutzte die allgemeine Aufregung, bemächtigte mich ihrer Hand und drückte einen heißen, heißen Kuß darauf. Kaum daß sie es bemerkte, die Tante aber rief: Ei, ei, Herr Studiosus, das schickt sich ja nicht bei uns zu Lande, so was einem solchen Kinde zu thun! — Aber es war geschehen. Crescentia hatte die Hände gefaltet und war in religiöse Betrachtungen versunken.

Der Kutscher kam und rief; wir eilten aus der Kirche, stiegen in den Wagen und fuhren weiter. Ottilie saß wieder in ihren

Winkel, aber schweigend, in sich versunken. Ihr Angesicht glühte noch und war von tiefem Ernst bedeckt. So war sie als eine frisch glühende Frucht anzusehen, auf welcher sanft verhüllender, leicht abzustreifender Reif liegt. Meine Menschenkenntniß war nicht groß, aber ich sagte mir, daß in diesem Herzen Platz für einen schönen Ernst des Lebens sein müsse. Ernst des Lebens! was wußte ich selbst über dieses Thema? Aber mit siebenzehn Jahren bildet man sich ein, ihn erschöpft zu haben, und spricht gern davon. Glücklich wäre ich gewesen, wenn ich ihre beiden Hände fassen und so schweigend ihr gegenüber hätte sitzen können.

Wir waren schon ziemlich weit vom Dorfe, als der alte Schulmeister nachgekeucht kam. Glückliche Reise! rief er noch einmal und warf Ottilien den Schooß voll frischgepflückter Früchte. Dann blieb er zurück. Das weckte sie wieder; sie beugte sich zum Wagen hinaus und nickte ihm dankend. Dann lachte sie und fing an, die Früchte zu vertheilen.

So wurde es Abend; auf der ganzen Ebene lag Friede ausgebreitet. Die Tante und Crescentia stimmten „Nun ruhen alle Wälder" an, und Ottilie, ihrer angenommenen Politik treu, wandte sich wieder zu mir mit Fragen und Erzählen. Als wir im Nachtquartier ankamen, kannte Eines des Anderen ganzes Leben. Laupa, glaube ich, hieß das Dorf, in welchem wir übernachteten. Im Hofe des Gasthauses gab es großen Streit. Die Tante und mit ihr Tochter und Nichte wollten, daß der babylonische Thurm von Koffern und Schachteln in ihre Schlafzimmer gebracht würde, damit sie in Sicherheit wären; der Kutscher wollte nicht abpacken, behauptete, der Hof werde von trefflichen Hunden bewacht, die jeden Dieb zerreißen würden, und er möge am Morgen nicht wieder Stunden verlieren mit Aufpacken. Ich legte mich ins Mittel und bot mich an, als Wächter die Nacht im Wagen zuzubringen. Ottilie nahm es gleich an, die Tante nach einem gefälligen Hin- und Herreden. Dann nahmen wir gemeinschaftlich unser Nachteſſen ein auf dem Zimmer der Tante, und Ottilie machte den Thee. Sie that es mit solcher Anmuth, daß

ich oft dachte: Welche Hausfrau wäre das! Mit siebenzehn Jahren denkt man öfter ans Heirathen, als man mit dreißig Jahren glaubt. Man ist eben naiver und zugleich gesetzlicher, und dann — wer setzt nicht in diesem Alter sein ganzes Leben schnell bereit aufs Spiel?

Da die Tante zu gähnen anfing, machte ich mich auf und ging auf meinen Posten. Ottilie gab mir noch die Hand und meinte, ich wäre einer der edelsten Menschen und das beste Herz Deutschlands. Im Wagen suchte ich mir ein Lager zurecht zu machen, so gut es ging. Die Damen hatten mir ihre großen Tücher mit gegeben, so hüllte ich das Ottiliens um Brust und Schultern und spannte es so straff als möglich um mich; die anderen zwei brauchte ich als Fußbedeckung. Natürlich drückte ich mich in den Winkel Ottiliens.

Anfangs ging Alles gut. Ich dachte an Ottilien, an die Orgel, an den Thee und träumte wachend. Als es aber spät wurde und der Hausknecht die Hunde von der Kette ließ, daß sie den einsamen und sonst ganz verlassenen Hof bewachten, fingen Leiden an, die ich nicht vorausgesehen hatte. Die Hunde, groß und riesig wie Löwen, hatten nicht sobald bemerkt, daß sich ein menschliches Wesen im Wagen befinde, als sie schon mit Bellen und Springen eine förmliche Belagerung begannen. Und sie thaten es mit solcher Wuth, daß ich eine nahe Bestürmung fürchtete. Glücklicherweise hatte ich die Wagenfenster geschlossen, sonst hätten mich wohl die gewissenhaften Bestien angegriffen. Der Hausknecht hatte sich entfernt, und ich wollte nicht rufen, aus Angst, Ottilien, deren Fenster auf den Hof gingen, meine Furcht zu verrathen. — So streckte ich mich seufzend hin und hielt mich so ruhig als möglich. Das beruhigte auch die Thiere, die sich knurrend rings um den Wagen lagerten. Da ich bemerkte, daß sie bei jeder leisesten Bewegung, die ich machte, aufs Neue wüthend aufsprangen, suchte ich so steif und regungslos wie ein Todter da zu liegen. So gewann ich doch eine ruhige Viertelstunde. Da klang ein Fenster des Gasthauses, und

„Studiosus! Studiosus!“ rief es. Ich erkannte die Stimme Ottiliens und richtete mich auf, um sie beim Schein des Mondes und der einsamen Stalllaterne, die im Hofe brannte, noch einmal zu sehen; aber das Wagenfenster zu öffnen, wagte ich nicht, denn schon sprangen die Hunde wüthend und bellend rings herum. — Ich wollte Ihnen noch gute Nacht sagen, rief Ottilie wieder, und dann setzte sie hinzu: Zeigen Sie sich doch! — Mit verzweifeltem Muthe riß ich das Fenster auf und streckte, schmerzlich lächelnd, den Kopf hinaus. Fünf schreckliche Hundeköpfe bellten mich an, sahen mich mit glühenden Augen an. Gute Nacht, Fräulein Ottilie, rief ich zurück. Die Hunde sprangen immer höher, aber ich rührte mich nicht. Ottilie winkte mir mit der Hand, ich winkte wieder; einer der Hunde richtete sich am Wagen auf und glotzte mir ins Gesicht. Ich erhob die Faust und gab ihm einen gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß er zurück prallte. Aber das war das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Alle fünf sprangen nun heran. Glücklicher Weise rief die Tante, Ottilie zog sich zurück, und ich schlug schnell das Fenster zu. In kalten Schweiß gebadet, sank ich in meinem Winkel zurück und ließ die Hunde bellen.

Erst spät nach Mitternacht entschloß man sich im Hause, nach der Ursache des ungewöhnlichen Lärms zu sehen, und kam der Hausknecht, um die Hunde an die Kette zu legen und mich von meinen Feinden zu befreien. Mein Schlaf war dahin; nur minutenweise nickte ich ein, immer an Ottilien denkend, und sobald ich Bewegung im Hause merkte, sprang ich aus dem Wagen, um versprochener Maßen meine Reisegefährtinnen früh zu wecken. Als ich an die Thür pochte und mich zu erkennen gab, waren die Damen schon wach und auf. — Du Himmel! rief die Superintendentin, kommen Sie mir nicht herein, meine Mädel sind noch mit ihrer Toilette nicht fertig! Aber sie hatte noch nicht ausgesprochen, als Ottilie schon den Riegel weg schob, die Thür aufriß und sagte: Kommen Sie nur immer herein, Sie treuer Wächter; wir werden Sie doch nicht vor der Thür stehen lassen!

In der That war keine Ursach dazu da; die Bettvorhänge waren vorgezogen, die Mädchen waren angekleidet, nur hatten sie noch ihr Haar nicht in Ordnung gebracht. Und dieser letztere Umstand verschaffte mir einen Anblick, wie ich ihn nie, sage nie, wie ich ihn dreimal nie gehabt habe. Ottiliens losgelöstes Haar floß bis an die Knöchel als ein einziger, großer, goldener Mantel herab. Nur vorn war ein Theil ihres blauen Kleidchens zu sehen, sonst war die ganze Gestalt von der herrlichen, unvergleichlichen Fülle bedeckt. Erstaunt blieb ich an der Thür stehen, ohne ein Wort hervor zu bringen, und starrte die Pracht an. Unbewußt hob ich die Hand auf, um dieses Gold anzufühlen; da merkte Ottilie erst mein Erstaunen und lachte laut auf. Auch die Tante bemerkte es und sagte: Ja, ja, langes Haar und kurzer Verstand! ein Sprüchwort, ein wahr Wort! — Zum Glück war die Tante sammt Crescentia mit Einpacken ihrer Nacht-Toilette beschäftigt und konnten sie mein ferneres komisches Benehmen, das sie lachen gemacht hätte, nicht bemerken. Ich streckte die Hand aus und faßte nach dem goldenen Schmucke; Ottilie entwischte mir und machte hundert Thorheiten mit den Haaren, die meine Bewunderung nur noch vermehrten. Bald hüllte sie sich ganz darein, daß ihr holdseliges Gesichtchen wie aus einer Kutte hervor blickte, bald warf sie es rückwärts und lief durch die Stube, daß es wie ein Komet nachflog; dann kniete sie mit plötzlich ernstem Gesichte hin, und es fiel ihr über die Füße hinab und auf den Boden, wie die Schleppe einer betenden Königin. Magnetisch angezogen, that ich doch, als ob ich nur auf ihr kindisches Spiel einginge, und kniete ebenfalls hin und küßte den Saum dieser herrlichen Schleppe.

Keine Possen! rief die Tante; wir haben keine Zeit zu verlieren! Ottilie sprang auf, und in wenigen Minuten hatte sie die außerordentliche Fülle in zwei herrliche Zöpfe verwandelt. Sie wollte sie um den Kopf schlingen, aber ich bat sie, ihnen doch heute ihre Freiheit zu lassen. Warum nicht? sagte sie; im Wagen kann man Alles.

Und so fuhren wir langsam weiter gegen Dresden. An diesem zweiten Reisetage war ich nicht mehr der Fremde, sondern der vertraute Reisefreund, oder, wie die Tante sagte: eine angenehme Reise-Bekanntschaft. Außerdem erklärte sie mich für ein sonderbares Subjekt, für ein ächtes Studentenblut, und so konnte ich mir schon Manches erlauben und galt es nur als Ausdruck meiner Sonderbarkeit und Studentenhaftigkeit, wenn ich, oft stundenlang, die goldenen Flechten, die vor mir lagen, in Händen hielt und mit ihnen sonderbar träumerisch spielte.

Mit tiefer Wehmuth ließ ich sie fahren, als Dresden am Horizont auftauchte und die Frau Superintendentin befahl, daß sie sittsam unter den Hut versteckt würden. Wir hatten viel geplaudert, aber schweigsam fuhr ich in Dresden ein. Dort im Gasthause erwartete die ankommenden Damen ein Schwarm von Anverwandten. Da wurde geküßt, umarmt, gefragt; ich mit meinem Stock und Reisesack stand schweigend dabei, während die Koffer und Schachteln auf einen Karren gepackt wurden, um zu den Anverwandten gebracht zu werden. Alles drängte sich um Ottilien, und sie verschwand in dem Gedränge. Die Tante hielt es noch für ihre Pflicht, mich als liebenswürdigen Reisegefährten vorzustellen und ihr Bedauern auszudrücken, daß solche Bekanntschaften so flüchtig seien. Dann machte sie mir eine tiefe Reverenz. Dasselbe that Crescentia. Ottilie küßte einen Onkel, und ich ging. Aber wie ich um den Wagen bog, stand Ottilie da. Geben Sie mir Ihr Wort, daß, wenn Sie je nach Osterode kommen, Sie mich besuchen! sagte sie schnell. — Mein Wort! erwiderte ich eben so schnell und schlug in die Hand, die sie mir darreichte. — Ade! — Ade!

Acht Jahre, sage acht Jahre weniger drei Monate später fuhr ich wieder durch Norddeutschland. Ich kam aus einer Universitätsstadt und eilte nach einer der kleinen Residenzen, wo ich von Freunden am Abend dieses Tages erwartet war. Neben mir im Post-Coupé saß ein Student, ein Schwabe, der gewaltige Rauchsäulen in den herrlichen Junimorgen hinaus sandte und

mir den ganzen Morgen von den Hohenstaufen und der Einheit Deutschlands gesprochen hatte. Aber als wir in ein freundliches Thal kamen, wurde er plötzlich schweigsam und nachdenklich. Er legte die Pfeife bei Seite und blickte, die Ellbogen aufs Spritzleder gestützt, sehnsüchtig und schwärmerisch vor sich hin. Nach und nach fing er zu murmeln und zwischen den Zähnen zu sprechen an, und als im Hintergrunde des Thales ein altes Städtchen mit spitzen Giebeln auftauchte, rief er plötzlich aus: O Oschterode, wüßtescht du! — und hielt wieder inne. Er schien in einer Art eigenthümlicher Ekstase. Mir aber tauchte bei dem Namen Osterode meine ganze Leipzig-Dresdener Studentenfahrt mit Ottilien und der Orgel und dem goldenen Haar auf.

Ist das Osterode? fragte ich den Studenten.

Er aber machte eine abwehrende Bewegung und deklamirte wieder: O Oschterode, wüßtescht du. . .

Ob das Osterode ist, frage ich Sie!

Stören Sie mich nicht! rief er unwillig; ich mache Verse. — O Oschterode, wüßtescht du. . .

Es war kein Zweifel, daß das Städtchen vor uns Osterode war, denn der Student wendete sich mit seiner Apostrophe immer den Giebelhäusern zu.

Kennen Sie Osterode? fragte ich ihn wieder.

Ob ich es kenne! rief er pathetisch; besser, als es sich selbscht kennt, wie ich die geheimschte Gefühle meines Herzens kenne. O Oschterode, wüßtescht du!

Kennen Sie daselbst ein gewisses Fräulein Ottilie Malsburg?

Der Student sah mich sprachlos und mit großen Augen an. Endlich rief er: Ischt ihr Ruhm bis in die böhmischen Wälder gedrungen? Sie ischt ja eben der Gegenstand meiner dichterischen Begeischterung!

So werden Sie mir auch ihre Wohnung angeben können, und wenn wir lange genug in Osterode halten, werde ich sie besuchen.

Der Schwabe sah mich mißtrauisch an und schien eifersüchtig

zu sein. Um ihn zu beruhigen, fügte ich hinzu: Acht Jahre sind's, seit ich sie zum ersten und letzten Male gesehen.

Er athmete auf und wurde freundlicher. Ja, sagte er, besuchen Sie sie und sagen Sie mir dann, wie sie aussieht, welches Kleid sie heute trägt, ob sie gut gestimmt ischt. Ich Unglücklicher bin ihr nicht vorgestellt und verehre sie aus der Ferne; ich hatte nie den Muth, ihr ein Wörtchen zu sagen. O wir Schwaben! rief er und schlug sich mit den Fäusten vor die Stirn; dann fuhr er fort: Jede Woche komme ich herüber und starre zum Fenster hinauf wie der Ritter Toggenburg, und so sitz' ich eine Leiche eines Morgens da.

Er versank in melancholisches Hinbrüten. Der Kondukteur versprach mir, den gesetzlichen zehn Stationsminuten fünf ungesetzliche hinzufügen und mir eine Viertelstunde gönnen zu wollen. So kamen wir auf dem Platze des Städtchens an. Der Student versprach mir, die Post nicht weiter zu lassen, bis ich komme, dann deutete er stumm nach einem Hause, das auf dem Berge stand und das ganze Städtchen überschaute. Ich lief die steile Gasse hinauf und kam athemlos vor dem Hause an. Langsam stieg ich die Treppe des ersten Stockwerkes hinauf, und noch athemlos fragte ich das Dienstmädchen nach Fräulein Ottilie, die ich dringend zu sprechen wünschte. Sie ist mit einer Freundin im Garten, ich will sie holen gehen, sagte das Mädchen und ging.

Ich trat indessen in die Stube. Da sah es reinlich und wohlgeordnet aus; von Ueberfluß oder Ueppigkeit war freilich keine Spur. An der Wand hingen einige hübsche Kupferstiche und ein kleiner Bücherschrank. Die ganze eine Seite nahm ein Klavier ein, auf welchem große Notenstöße lagen. Zu Athem und zu Besinnung gekommen, fiel mir jetzt erst das Sonderbare meiner Lage auf, und ich fing an, zu fürchten, daß sie auch etwas Lächerliches habe. War es nicht wenigstens komisch, jenes vom Kinde dem Kinde gegebene Wort halten, und schien es nicht eitel, von dem zur Dame herangewachsenen Kinde erkannt werden zu wollen? Die Züge des Knaben hatten sich seit acht Jahren

bedeutend verändert; sein Gesicht war von Italiens Sonne, von der verschiedenen Luft verschiedener Klimate gebräunt, und das ehemals glatte war von einem dichten Barte beschattet. Ich fing an, mich auf eine Demüthigung vorzubereiten, und legte das freudig aufgeregte Gesicht in ernste und anstandsgemäße Falten. Und sie? wie wird sie aussehen? dieser Gedanke machte mir noch mehr bange als der erste. Ottilie mit ihrem ganzen Jugendreize, Ottilie, die ungeöffnete Knospe, trat mir frischer und lebendiger denn seit Jahren vors Gedächtniß, und mit ihr mancher Schatten jener Gefühle, die ich in den zwei Reisetagen verspürt hatte. Eine außerordentliche Aufregung bemächtigte sich meiner; mein Herz pochte vor Furcht, Erwartung und Ungewißheit, als ich auf der Treppe Schritte hörte.

Die Thür öffnete sich; an der Seite einer Freundin, ein Arbeitskörbchen in der Hand, trat Ottilie herein. Nur im Momente, da sie über die Schwelle schritt, schien sie überrascht, dann aber ging sie schnell auf mich zu, reichte mir die Hand, nannte mich beim Namen und hieß mich herzlich, herzlich willkommen.

Kaum hatte sie meinen Namen ausgesprochen, als mir auch schon die Freundin ihre Hand reichte und sagte: Der Reisegefährte zwischen Leipzig und Dresden?

Ich sah, daß ich kein Fremdling war in Ottiliens Kreise, und alle Bangigkeit verschwand.

Sie sehen, fuhr Ottilie freundlich fort, Sie sehen, daß ich von Ihrem Besuche kaum überrascht bin; ich wußte, Sie würden Wort halten.

Nun war ich trotz dieser freundlichen Aufnahme noch befangener als bei meinem Eintritte. Ich hatte Ottilien sogleich erkannt, und doch war sie es nicht mehr. Ich hatte alle Mühe, mich zu überzeugen, daß sie Dieselbe war, die vor acht Jahren mir gegenüber im Wagen gesessen. Noch war sie schön, noch war sie anmuthig in jeder Bewegung; aber es war die Schönheit der verblühenden Rose, und ihre Bewegungen, einst so keck, so frisch und wild, waren voll Ruhe. Eine ernste, melancholische

Würde lag über ihr ganzes Wesen ausgegossen, selbst wenn sie lächelte, selbst wenn sie sich an die Tollheiten unserer Reise erinnerte. Die runden kindlichen Wangen waren von einer rosigen Blässe bedeckt; die großen blauen Augen hatten sich etwas scheu in die Tiefe zurückgezogen, aus der sie nur mit gedämpftem, sanftem Lichte hervorstrahlten. Unwillkürlich fiel mein Blick auf das Haar, das mich entzückt hatte — der Goldglanz und auch die Fülle waren dahin. Doch war sie schöner als je, es war die Schönheit der traurigen, umhüllten Abendstunde — es war die schwermüthige Schönheit des Verblühens.

Ich fürchtete, sie mein trauriges Gefühl errathen zu lassen, und fing zu plaudern an. Ich erkundigte mich nach der Tante; die war gestorben — nach Crescentia, die war an einen Pastor verheirathet. Ottilie fragte mich nach meinem Leben in diesen acht Jahren; geizig mit den mir zugezählten Minuten, erzählte ich schnell, und in meiner Erzählung kam viel des Bunten und kamen die Namen von vielen Ländern und Städten vor. Dann fragte ich sie nach *ihrem* Leben. Sie schien wie aus einem Traume erwacht, strich sich mit der feinen und mageren Hand über die Stirn und sagte, wie sich besinnend, als ob es ihr jetzt zum ersten Mal auffiele: Ich? — ich war immer hier in Osterode, immer zu Hause — bei meinem Vater.

Einsamkeit! trübe, frostige, tönende Einsamkeit! Pflicht und keine Freude, keine Liebe! dachte ich bei mir und schlug die Augen nieder. Auch Ottilie saß traurig schweigend da und sah zu Boden. — Ich sprang vom Stuhle auf und entschuldigte mich mit der kurz zugemessenen Zeit. Die Freundin wünschte eine glückliche Reise, und Ottilie begleitete mich bis an die Treppe. Sie nahm meine Hand und sagte: Ich nehme Ihnen dasselbe Versprechen ab — wenn Sie je wieder in diese Gegend kommen ...

Aber ... fiel ich ein.

Sie werden mich finden, fügte sie rasch hinzu. Ich sah sie an; sie schlug die Augen nicht nieder, sondern lächelte schmerzlich, zuckte die Schultern und sagte: Kann ich meinen alten Vater

verlassen, der Niemanden hat als mich? Und dann — ich bin ein Mädchen ohne Vermögen und — bald nicht mehr jung.

Ich küßte schweigend ihre Hand, und sie wiederholte: Versprechen Sie?

Ich verspreche es.

Und wie ich schon einige Stufen tiefer stand als sie, faßte sie mit einer Hand das Geländer, mit der andern stützte sie sich auf meine Schulter und bückte sich tief hinab zu mir und reichte mir die Stirn. Ich drückte einen warmen Kuß darauf und eilte, damit nicht die Thräne Zeit habe, brennend auf den Kuß zu folgen.

Ich sah mich nicht um, bis ich wieder unten auf dem Platze war und in das Coupé sprang. Der Student stand vor den Pferden und hielt sie am Zügel. Wie er sie los ließ, zogen sie an, und es ging fort. — Wie befindet sie sich? fragte er schreiend. — Sehr wohl! — Und was für ein Kleid trägt sie heute? — Ein blaues! — Danke! — Wie wir aus dem Schatten des Posthauses heraus waren, bog ich mich aus dem Coupé und sah zurück. Ottilie stand am offenen Fenster und winkte mir. Und wie wir aus den Gassen herauskamen und auf die Anhöhe, sah ich sie noch dort stehen und mit einem weißen Tuche Grüße zuwehen. — Auch der Schwabe mochte es bemerkt haben, denn er kam dem Wagen nachgekeucht, ballte die Faust und rief mir zu: Elender! Verräther! — Ich zuckte die Achseln, und wir fuhren rasch weiter.

Und dieses habe ich eben sagen wollen, daß es oft ein eitler Wunsch ist, wenn man beim Scheiden sagt: Auf Wiedersehen! Es dient oft nur dazu, daß man sich traurig überzeugt, an einem Glücke vorübergegangen zu sein. Denn nicht selten ist, noch dünn gesäet das Glück, man geht nur daran vorüber.

Dieser Kuß auf Ottiliens weiße Stirn war mir von jeher einer der liebsten von allen, die ich im Laufe meiner langen Lehr- und Wanderjahre gegeben oder empfangen habe. Er mahnt mich aber an einen anderen, den ich unter ganz verschiedenen

Umständen, mit verschiedenen Gefühlen und auf ganz anderer Szene, ich weiß nicht, ob gegeben oder empfangen. Wer weiß da die Gränze zu finden zwischen Geben und Empfangen! Meist liegt ja ein taumelnder Nebel über dieser Gränze.

Es war in Wien, und zwar in Wien während der Belagerung im Oktober des Jahres 1848. Dem Stadt-Kommando war die Anzeige zugekommen, daß sich in gewissen zwei Häusern in einer gewissen Gasse nahe dem Augarten ein Waffenmagazin der loyalen Bürger vorfinde, dessen sie sich zu einer Contrerevolution im Innern der belagerten Stadt bedienen wollten. Da meine Kompagnie beordert war, in den Augarten zu marschiren, um die daselbst hart bedrängten Studenten zu unterstützen, so gab man uns den Auftrag, auf diesem Wege jene zwei Häuser zu untersuchen und, wenn sich der Waffenvorrath daselbst wirklich vorfinden sollte, die Einwohner zu verhaften. So rückten wir in die Gasse ein und auf die Häuser los — freilich mit einigem Skepticismus, denn wir waren schon gewohnt daran, daß dergleichen Gerüchte von Waffenvorräthen, Verschwörungen, Contrerevolutionen ausgestreut wurden, um zu beunruhigen und einen Theil der Kraft der Revolution mit solchen unnützen Beschäftigungen zu absorbiren.

Die Gasse, in die wir rückten, war wie ausgefegt. In den Hausthüren standen die Bewohner blaß, zitternd, betend — hier und da auch wohl fluchend. Denn vom Augarten her fiel ein Regen von allerlei Kanonenkugeln, theils in die Gasse, theils auf die Dächer und in die Fenster. Dort und da brachen sie durch mehrere Stockwerke, dort und da zündeten sie. Oesterreichische Jäger hatten sich nämlich, gedeckt vom Morgennebel, theilweise des Augartens bemächtigt, und da dieser, als Eingangspunkt in mehrere der Hauptstraßen der Leopoldstadt, von Wichtigkeit war, wurde er mit eben so großer Hartnäckigkeit angegriffen als vertheidigt. Die österreichische Artillerie hatte einige hohe Punkte auf den Dämmen eingenommen und bestrich, wie gesagt, die Gassen, während die Vorstadt noch auf verschiedenen

Punkten angegriffen wurde, um allerseits zu beschäftigen und starken Zuzug nach dem Augarten zu verhindern. In dem Augenblicke, da wir durch die Gasse zogen, war der Kanonendonner allgemein, während vom Augarten her eine Gewehrsalve nach der anderen und dazwischen ununterbrochenes Gepraſſel des Einzelfeuers erschallte. Einer in unseren Reihen — dieß sei so nebenbei erzählt — fing bei Wahrnehmung dieses Sabbaths und beim Anblick der Kugeln, die uns entgegen flogen, gewaltig zu jammern an und sprach, obwohl er nie verheirathet gewesen, von fünf Kindern, die er zu ernähren habe und die er, himmelschreiend ungerechter Weise, nun als arme Waislein und hülflos in der Welt zurück lassen solle; denn aus diesem furchtbaren Geschieße werde nicht ein Einziger von uns lebend zurück kehren. Unser Lieutenant, ohne ein Wort zu sagen, packte ihn am Rockkragen, schüttelte ihn, daß ihm der Kalabreser vom Kopfe fiel, und warf ihn voll Verachtung den Weibern zu, die in einer der Hausthüren standen. Diese verstanden schnell, umringten den Feigling und führten ihn als Gefangenen zum nächsten Posten. — Wir kamen an die zwei bezeichneten Häuser. Der Lieutenant schickte die ganze Kompagnie voraus in den Augarten und behielt nur zehn Mann zurück, von denen er selbst fünf in das erste Haus führte und vier unter meinen Befehl stellte, damit ich mit ihnen das andere durchsuche.

Wir traten ein; das ganze Haus war wie ausgestorben, nirgends eine menschliche Seele zu erspähen; im Hofe streckte sich ein gewaltiger Wächterhund, der jeder herabfallenden Kugel entgegenbellte, und er war von diesem Geschäfte so sehr in Anspruch genommen, daß er nicht Zeit hatte, uns auch nur mit einem Knurren zu empfangen. Meine Gefährten drangen in Keller und Holzlager, ich selbst ging in das Haus, um die Bewohner, wenn einer zu finden, auszufragen. Die Thüren waren alle angelweit offen, aber die Stuben leer; so durchschritt ich den ersten Stock. Der dritte schien mir eben so menschenleer, denn nirgends regte sich etwas. Doch trat ich in die Stube. Da saß ein junges

Mädchen von etwa achtzehn Jahren, die Hände im Schooß, die blonden Haare aufgelöst, vor einer Wiege, welche ihr Fuß mechanisch in Bewegung setzte. Sie schien halb zu schlafen, denn ihr Kopf fiel einnickend auf die Brust. Ihr schönes, junges Gesicht war blaß, abgehärmt und müde, doch sah man ihr an, daß es noch vor wenigen Tagen schön geblüht haben mochte.

Wie ich einige Schritte ins Zimmer that, fuhr sie auf, strich sich die Haare aus dem Gesicht und fragte schlaftrunken und erschrocken, was ich wolle.

Es that mir leid, sie aus dem Schlafe, der ihr so nothwendig schien, gestört zu haben, und ich brachte mein Anliegen so kurz als möglich vor.

Ach nein, sagte sie lächelnd, solche Waffen möchten wir nicht verbergen. Hier im Hause sind wir alle für die Freiheit.

Sie sagte das, wie man sich in der gerichtlichen Sprache auszudrücken pflegt, mit einem solchen Accent der Wahrheit, daß ich an ihrer Aussage nicht zweifeln konnte. Ich entschuldigte mich, daß ich sie wahrscheinlich erschreckt hätte. — O nein, erwiderte sie, ich erschrecke nicht vor einem Studenten. (Alles, was einen Kalabreser trug, hieß Student.) Die Herren Studenten seien ja so brav! sie thun Alles fürs Volk, fügte sie hinzu. Ich bin nur so aufgefahren, fuhr sie fort, um mich zu beruhigen, weil ich grad einschlafen wollte. Schau'ns, seit vielen Nächten hab' ich schon kein Auge geschlossen. Der arme Wurm, und dabei deutete sie nach dem Kinde, das in der Wiege lag — ist so krank.

Bei diesen Worten beugte sie sich zu dem Kinde hinab und horchte auf seinen schweren Athem. Unendliche Trauer lagerte sich auf ihr ganzes Gesicht, und sie schien zu vergessen, daß ich in der Stube war, eben so wie sie die Gewehrsalven, den Kanonendonner und die herabfallenden Kugeln kaum zu hören schien. Nur manchmal, wenn in nächster Nachbarschaft ein Dach durchbrochen wurde und Fenster und Thüren zitterten, zuckte sie unwillkürlich zusammen. Wie sie so hinabschaute und in den Anblick des kranken Kindes so tief schmerzlich versunken war, schien mir dieser

Kummer nur ein mütterlicher sein zu können, und ich hätte sie auch für die Mutter gehalten, wenn nicht doch hinter der Blässe des Gesichts jugendlich blühende Jungfräulichkeit widersprechend hervorgeleuchtet hätte.

Sie sollten doch das Haus verlassen, sagte ich wieder, es ist zu sehr ausgesetzt. Auch haben es in der That schon alle Anderen verlassen.

Sie erwachte wieder bei diesen Worten und sagte: Ich fürcht mich nit. Auch möchte ich das Kind nicht in die kalte, neblichte Luft hinaustragen, das könnte es noch früher tödten, das arme Ding, das so nicht mehr lange zu leben hat.

Sie sagte das mit einem Tone, aus dem größerer Kummer sprach, als alle Thränen auszudrücken vermocht hätten.

Sind Sie denn ganz allein? fragte ich wieder; denn es that mir leid, sie so einsam und allein mit ihren Schmerzen zurückzulassen.

Mein Vater, antwortete sie, ist seit acht Tagen fort und schlägt sich irgendwo an der Linie. Vielleicht ist er schon todt.

Und Ihre Mutter?

Die ist auf dem Währinger Kirchhof — der ist kommen und sie ist gangen, fügte sie hinzu, indem sie auf das Kind in der Wiege deutete.

Indessen hatte sie das Gespräch doch aus ihrem Halbschlummer und aus dem Hinbrüten geweckt. Sie horchte aufmerksamer auf den Lärm des Geschützes und sagte: Im Augarten scheint es böse herzugehen.

Das erinnerte mich an den Befehl, der uns dahin beorderte; die Gefährten hatten indessen des Haus untersucht und riefen mich; so wandte ich mich, um fortzugehen.

Schon stand ich auf der Schwelle, als ich plötzlich eine Hand, die mich zurückhielt, auf meiner Schulter fühlte. Ich sah mich um, und das Mädchen stand hinter mir. Ihr Gesicht war blaß, die Augen voll Thränen, und sie zitterte am ganzen Leibe. Gehen Sie nicht! flehte sie mit gerührter Stimme — hören Sie,

wie die Kugeln niederregnen; im Augarten scheint es sehr arg zu sein — der Himmel sei den Fallenden gnädig! Jetzt stehen Sie frisch und gesund vor mir — in wenigen Minuten vielleicht sind Sie ein todter Mann.

Stotternd drängten sich diese Sätze und abgebrochen über ihre blassen Lippen. Jede Gewehrsalve, die sie jetzt erst zu hören schien, machte sie erbeben, und wie sie zusammenfuhr, fielen ihr die schon halb aufgelösten Haare über Schulter und Brust und stürzten die mit Mühe zurückgehaltenen Thränen in einzelnen Güssen aus den Augen über die Wangen. Sie war das Bild innigsten, menschenliebendsten Mitleids.

Wie heißest du, gutes Mädchen? fragte ich, indem ich den Arm gerührt und brüderlich um ihren gebeugten Nacken legte.

Nani heiße ich, antwortete sie leise.

Nani, gutes Mädchen, sagte ich, du siehst wohl, daß wir gehen müssen.

Nani stand traurig da und schien nach Worten zu suchen. Sie setzen es doch nicht durch, murmelte sie endlich, indem sie die Arme sinken ließ und gottergeben die Hände über dem Schooße faltete.

Da rief ein Student vom Hofe herauf, was soll das Plaudern, soll das Zaudern?!

Er weckte mich mit seiner faustischen Citation aus den Betrachtungen, in die ich beim Anblick und bei den Worten des Mädchens versunken war. Du hast Recht, Nani, sagte ich, in wenigen Minuten kann ich ein todter Mann sein. Es gilt, so schön und heiter aus dem Leben zu gehen, und du bist so holdselig und gut! Gib mir einen Kuß zum Abschied.

Ohne ein Wort zu erwidern, schlang Nani beide Arme um meinen Hals und drückte einen langen Kuß auf meine Lippen.

Wieder rief es, aber schon näher auf der Treppe: Unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern! und ich ging. — —

Zehn Tage später irrte ich unstät und flüchtig durch die Gassen der Leopoldstadt. Wien war genommen, die Gefährten

saßen in enger Haft und sahen dem Tode entgegen; durch glückliche Zufälle war ich demselben Schicksale entgangen. Aber es hing drohend über meinem Haupte; ich flüchtete aus einem Verstecke ins andere, um die Späher und Häscher von meiner Spur abzubringen. Bei Freunden durfte ich nicht verweilen, denn dort wurde ich zuerst gesucht, und alle anderen Verstecke waren bereits erschöpft. So irrte ich durch die dunklen, abendlichen Gassen der Vorstadt; die feuchten Novembernebel stiegen aus der Donau und breiteten sich als ein Leichentuch über die Gassen, in denen unheimliche Stille waltete. Die einzelnen Fußgänger huschten bedächtig, vorsichtig „mit leisen Sohlen" an einander vorüber; Einer sah den Andern mißtrauisch an. Die ausgestellten Wachen schienen jeden Vorübergehenden durch und durch blicken zu wollen, und man hatte Angst vor dem Tone seines eigenen Schrittes, der doch auf dem feuchten, schmutzigen, hier und da aufgerissenen Pflaster kaum hörbar war. Ich wußte nicht, wo in dieser Nacht mein Haupt zu herbergen, und war entschlossen, mich aus einem dunklen Winkel in den andern zu schleichen.

Da fiel mir Nani ein. Die mich so warm geküßt hat, wird mich nicht verrathen, sagte ich vor mich hin und lenkte meine Schritte ihrer Gasse zu. Ich fand das Haus so still wie vor zehn Tagen; ich stieg die drei Treppen hinauf, ohne Jemandem zu begegnen; ich pochte an die Thür, und Niemand sagte: Herein. So drückte ich an die Klinke und öffnete leise und trat in die Stube. Unheimliche Dämmerung lag über sie ausgebreitet. Vom Bette her fiel ein schmaler Lichtstreifen, der den Boden der Stube halb erhellte. In diesem Lichtstreifen saß das Kind, das ich krank in der Wiege gesehen hatte, und spielte. Es war frisch und gesund. Am Tische saß ein ältlicher Mann, dem die halb ergrauten Haare wirr und wild über die Stirn fielen. Er stützte den Kopf in beide Hände und starrte auf ein großes Papier, das mit großen Lettern angefüllt war. Ich wandte meine Blicke dem Lichte entgegen, das vom Bette herkam. Es war ein Todtenlicht. Dort lag Nani. Ihre Brust war entblößt und trug eine breite, rosige

Wunde. Ein milder, seliger Friede lag über ihr Gesicht gebreitet, trotz der schmerzlichen Verzückung der noch immer rosigen Lippen.

Wir hatten in diesen Tagen so Schreckliches gesehen, daß mir das Bild, das sich vor mir ausbreitete, ein lieblich-friedliches erschien, und daß ich nur traurig, nicht entsetzt, bei seinem Anblicke stehen blieb. Ich wandte mich endlich dem Vater zu, um zu fragen, und las anstatt der Antwort die Inschrift auf dem Papiere, die er seinem Kinde als Grabschrift bestimmt hatte. Sie lautete: Auch sie starb für das Vaterland und ihre Ehre.

Ich setzte mich an das Bett Nani's und verbrachte dort meine Flüchtlingsnacht. Des Morgens kamen fremde und kalte Männer, um die Rebellin geheim fortzutragen; da mußte ich, ehe sie mich bemerkten, weiter eilen, und die Grabschrift des Vaters war umsonst. Nani bekam keinen Grabstein, der von ihrem Tode erzählen durfte.

3.

Miß Ellen.

Undankbar Der, der glücklich ist und es nicht zugesteht; selbst Derjenige, der glückliche Zufälle nicht anerkennt. Hätte ich Nani einige Wochen länger gekannt, ihr Ende würde mir vielleicht einige Wunden geschlagen haben. So ist mir ihr Tod ein trauriges Ereigniß, gemildert durch den schönen Eindruck. Meinem armen Freunde Prosper Carard aus Lausanne hatte das Schicksal Härteres beschieden, und wie das kam und wie ich ihn kennen gelernt, will ich erzählen, wieder anknüpfend an jene Wanderlebens-Epoche, aus welcher die zwei gehärteten Gestalten des Landammanns und des Landes-Kapitäns hervorragen.

Ungefähr drei Wochen bevor ich bei den Signori Trippi eingekehrt, durchstrich ich an einem sonnigen Sonntags-Nachmittage den wunderbaren Park des Vizekönigs zu Monza. Ich tröstete

mich über das Unglück, daß man mir in der Kirche die daselbst verwahrte fabelhafte eiserne Krone nicht hatte zeigen wollen, mit dem Anblick all der Wunder, die dieser herrliche Park verbirgt, und mit dem Schauspiel, das mir die überall auf Wiesen und in schattigen Laubgängen zerstreuten Gruppen lustigen Volkes gewährten.

Vor einem prächtigen Wasserfalle, der von einem ziemlich bedeutenden Hügel, beschattet von himmelhohen Eichen und Tannen herabfiel, blieb ich stehen und horchte seinem Rauschen und betrachtete seinen glänzenden Schimmer. Ungebrochen und ungestört fiel er zwischen zwei dichten Hecken, die den Hügel herab kamen, in die Tiefe und glich einem Spiegel in grünem Rahmen. Er hatte diese Eigenthümlichkeit, daß er, unten angekommen, nicht als Bach weiter geflossen, oder, zum See gesammelt, stehen geblieben wäre — nein, er verschwand in einer Ritze am Boden wie von der Erde verschlungen. So umgab ihn etwas Besonderes, schien er ein dichter silberner Vorhang, der ein Geheimniß verhüllt.

Und so war es auch. Denn während ich vor ihm stand und ihn nachdenklich und träumerisch betrachtete, theilte er sich plötzlich, und aus seinem silbernen Gewebe mit einem gewaltigen Satze und lachend sprang ein Jüngling von ungefähr neunzehn Jahren. Es war, als hätte ihn die Fluth geboren. Der Junge schüttelte leicht die geringe Feuchtigkeit ab, die an seinem Strohhute, seinem leinwandenen, doch eleganten Reisekittel hangen geblieben war, und immer noch lachend blieb er neben mir stehen und sah sich nach dem Wasserfalle um, aus dem er hervorgesprungen war, während ich selbst erstaunt bald diesen, bald den Wellenstaub-Geborenen betrachtete. Das Wunder war auch von Anderen bemerkt worden, und bald sammelte sich vieles Volk um mich und den jungen Mann, der, immer dem Wasserfalle zugekehrt, Prosper! Prosper! rief und endlich Assez de bêtises! hinzufügte. Aber seine Stimme verhallte im Rauschen des Wassers, und aus dem Innern kam keine Antwort zurück.

Das Volk, das um uns herum stand, schien wohl mit dem Geheimnisse des Wasserfalles bekannt, aber doch nicht weniger begierig, als ich, zu wissen, was das Rufen des Forestiere bedeute, ja, vielleicht um so begieriger, als es dessen fremde Laute nicht verstand. Da immer kein Laut aus dem Wasserfalle hervor kam, schlich, wie ich wohl bemerkte, ein Knabe hinter der Hecke auf den Hügel und drückte auf einen Balken. Die oben befindliche Schleuse fiel zu, der Wasserfall sank wie ein abgerissener Vorhang und verschwand in die Tiefe der Erde.

Wir sahen in eine ziemlich geräumige, mit Epheu austapezierte Grotte — im Hintergrunde der Grotte, auf einer Moosbank saß eine schwarzhaarige Lombardin, ein reizendes junges Geschöpf, und vor ihr lag auf den Knieen, sie an beiden Händen auf der Bank zurückhaltend, ein Jüngling, schön wie ein junger Gott. Ihr war die silberne Nadel aus dem Haar gefallen, und es rollte in dicken Wellen herab; er, der mit seinem Gefährten neben mir gleich gekleidet war, hatte den Strohhut abgeworfen und zeigte ein herrliches, griechisches Profil auf einem edel und griechisch geneigten Nacken. Es war ein prächtiges Bild im schönsten Rahmen.

Der Forestiere neben mir lachte; mir that der Anblick wohl. Nicht so sehr schien er dem Volke zu behagen. Nach den ersten Momenten der Ueberraschung fing es zu murren an und brach endlich in Verwünschungen aus gegen die verfluchten Fremden, die da kommen, den Mädchen des Landes die Köpfe zu verrücken. Das Paar in der Grotte hatte nicht sobald bemerkt, daß Tageshelle einbrach, als es erschrocken aufsprang. Prosper — denn so hieß der junge Mann — trat ruhig und stolz an den Eingang der Grotte und maß die Menge, die immer lauter wurde, mit muthigen, dunkelblau glühenden Augen. Auf dem etwas bleichen Grunde seiner Wangen lag eine sanfte Röthe; sein herrlicher Kopf hob sich hoch empor, und sein fein geschnittener Mund, aus dem eine Reihe glänzender Zähne hervorleuchtete, lispelte dem Gefährten ein kaum vernehmliches: Zu mir, Emil! entgegen. —

Emil stellte sich an seine Seite, und ich, der ich anfing, als Fremdling mich mit dem Fremdlinge solidarisch zu fühlen, zu ihnen durch eine leise erwachende Neigung, durch die imponirende und wohlthuende Erscheinung des Einen, so wie durch gleiches Alter hingezogen und vom murrenden Volke, das mich für ihren Reisegefährten hielt und gleichmäßig mit Verwünschungen überhäufte, unwillkürlich zu ihnen hingedrängt — ich folgte Emil und stellte mich an die Seite Prospers. Die beiden Fremdlinge nahmen ihre Reisestöcke am unteren Ende und schienen sich zu einem Kampfe zu bereiten. So that auch ich. Prosper bemerkte es und lächelte dem unverhofften Bundesgenossen dankbar zu.

Die Männer aus dem Volke, wie sie uns in dieser kampfgerüsteten Stellung sahen, stürzten auf die Hecke los und brachen mit lauten Ausrufungen Stöcke ab. So wurde ein Theil des Ausganges frei. Das Mädchen, das bisher erschrocken und zitternd im Hintergrunde der Grotte gesessen hatte, benutzte diese Gelegenheit, raffte die silberne Nadel auf, schob das lange schwarze Haar wie einen Schleier vors Gesicht und entwischte aus der Grotte. Sie bog um die Hecke und verschwand bald im dichten Gebüsche. Prosper sah ihr nach, unbekümmert um die Männer, die sich waffneten. Sobald ihre letzte Spur verschwunden war, griff er nach einem kleinen, rothen Seidentüchlein, das sie in der Angst hatte liegen lassen, schob es in die Brust und rief: Jetzt Flucht! und zum Wagen!

Mit diesen Worten, den Stock in die Lüfte schwingend, sprang er über den Graben; wir nach und mitten durch das Volk, Männer und Weiber, die vor dem plötzlichen Sprunge auseinander wichen. In wenigen Minuten waren wir aus ihrem Bereiche und aus dem Bereiche der Steine und Stöcke, die uns nachflogen. Am Eingange des Parkes stand ein großer offener Wagen; wir sprangen hinein, die Pferde zogen an, und wir flogen, über die nachschimpfende Menge lachend, aus den Mauern Monza's, der alten Stadt der eisernen Krone.

Hinter Monza eine Erkennungs-Scene. Wir waren alle

Drei Studenten. Prosper und Emil kamen von der Akademie zu Lausanne und benutzten die Ferien, um die drei Seen des nördlichen Italiens zu besuchen. In wenigen Tagen sollte ihre Reise einen offiziellen Charakter annehmen, sich dem Norden zuwenden. Prosper war der Abgeordnete der Lausanner Studentenschaft zum Zofinger Studententage, wo sich, nach einem neulich konstituirten Bunde, alljährlich im September die Deputirten der verschiedenen Schweizer Universitäten und Akademieen versammelten, um einen lebendigen und gegenseitig anregenden Verkehr zu unterhalten. Emil begleitete den Abgeordneten der Lausanner Akademie als Freund und freiwilliger Sekretär. Man sah es Prosper an, daß er unter seinen Kollegen eine Rolle spielte, und Emils Wesen verbarg es nicht, daß er zu jenen weiblichen und hingebenden Charakteren gehörte, die sich schon in der Schule an die hervorragenden und unwillkürlich überwiegenden Persönlichkeiten mit verehrungsvoller Freundschaft anschließen und in dieser rührenden und bescheidenen Freundschaft oft ein ganzes Leben ausharren.

Wir fuhren bereits eine Stunde, als es uns erst einfiel, nach den beiderseitigen Reisezielen zu fragen — es traf sich glücklich, daß wir alle nach Como wollten, und so ging die Reise gemeinschaftlich und ununterbrochen fort.

Als wir in Como ankamen, lag schon tiefe Nacht auf Stadt und See; doch bekamen wir noch beide in herrlicher Beleuchtung zu sehen. Auf den Bergen flammten plötzlich ungeheure Feuersäulen auf, welche die Ankunft des Erzherzogs Stephan feiern sollten. Sie tauchten Stadt und See in eine sanfte Gluth. Auf dem Wasser fuhren einzelne Kähne hin und her und klangen lustige Lieder. Aber die Ankunft des Erzherzogs und die offiziellen Feierlichkeiten hatten so viel Volkes in die Stadt gezogen, daß in keinem bescheidenen Gasthause ein Unterkommen zu finden war. So mußten wir al Angelo, dem prächtigsten Hotel Como's, das den Hafen und einen Theil des See's beherrscht, anfragen. Auch hier war Alles überfüllt, und wir heuchelten

nur, der Nothwendigkeit weichen und eine hoch oben auf der obersten Terrasse gelegene Bedientenstube annehmen zu wollen. Man bereitete uns ein gemeinsames Strohlager, und wir schliefen bald den Schlaf des Gerechten.

Plötzlich weckte uns ein gewaltiger Lärm. Aus der lauten, in französischer Sprache geführten Konversation des Kellners mit einem Fremden erkannten wir, daß letzterer sich weigerte, eine Bedientenstube anzunehmen, und daß er die Zumuthung unverschämt fand. Der Kellner beharrte auf der Unmöglichkeit, besser zu dienen; der Fremde entwickelte eine außerordentliche Beredtsamkeit in der Gegenbeweisführung, in den Ausfällen gegen italienische Unverschämtheit, erhob seine donnernde Stimme immer gewaltiger und schloß endlich mit der Versicherung, daß er nicht eher weichen wolle, als bis er das ganze Haus sammt dem Erzherzog und seinem ganzen Hofe geweckt haben werde.

Das war uns denn doch zu viel. Wie auf ein gegebenes Zeichen sprangen wir auf die Terrasse. Beim Lichte des Kellners sahen wir einen großen Mann, der auf breiten Schultern einen wahren Negerkopf trug, welcher bloß, wie es schien, durch ein Versehen der Natur nicht mit dunklem Schwarz, sondern nur braun gefärbt war. Aber Backenknochen, Nase, Lippen, Augen und Kraushaar hätten jedem ächten Neger Ehre gemacht. Wir erkannten bald, daß es mit seinem Zorne und seinem Ruhestörungs-Projekte nicht so arg gemeint war. Er blickte ganz ruhig, fast freundlich, und schien sich nur in den großen Worten und dem Erguße seiner Beredtsamkeit zu gefallen.

Monsieur! sagten wir, fügen Sie sich ins Unvermeidliche und stören Sie gefälligst nicht den Schlaf müder Wanderer. Wir versichern Ihnen, daß man hier oben vortrefflich schläft; wir haben es erfahren, bevor Sie die Güte hatten, uns aus unseren Träumen zu wecken.

A vingt ans, qu'on est bien dans un grenier! zitirte der Fremde, indem er uns lächelnd anblickte. Dann sagte er:

Sie sollen Recht haben; ich will so unschuldigen Schlaf, wie der Ihrige noch sein muß, nicht morden und ziehe mich in mein Gemach zurück. Doch will ich Sie früher noch um Entschuldigung gebeten haben. Ich habe die Weigerung dieses Sklaven, sagte er weiter, auf den Kellner deutend, für eine gewöhnliche italienische Filouterie genommen, und ich weiß, daß man diesem Volke nicht weichen darf. Da ich aber sehe, daß sich eine solche edle Trias mit einem erbärmlichen Strohlager begnügen muß, so füge auch ich mich und bitte Sie noch einmal um Verzeihung.

Fürchtend, daß er eine neue Rede anfange, verbeugten wir uns schnell und zogen uns zurück.

Aber der süße erste Schlaf war unterbrochen, und es war schwer, den abgerissenen Faden wieder aufzunehmen. Wir fingen zu plaudern an.

Wie schade um meinen schönen Traum! sagte Prosper gähnend. Ich habe von dem schönen Mädchen aus Monza geträumt und von der Grotte, in der ich sie geküßt habe! Armes Kind! meinetwegen hat sie vielleicht von einem gefühllosen Vater Schläge bekommen, und ich ziehe lustig weiter in die Welt!

Emil sagte: Thut nichts! Es war ein schönes Abenteuer, und an mir lag's nicht, daß es so unangenehm endete. Es war eine Blume am Wege, und es hätte mich gefreut, wenn dir ihr Duft eine angenehme Reise-Erinnerung mitgegeben hätte.

Du irrst, Emil, erwiderte Prosper, ich habe die Sache nicht so leicht genommen. Das liebliche Kind, so allein in meiner Gewalt, wie es war, rührte mich ganz ungewöhnlich. Noch eine Stunde länger mit ihr, und ich hätte mich verliebt. Das fühle ich, daß sie mein Herz für Liebe empfänglich gemacht hat. Es ist oft so, daß ein kleines Abenteuer, ein Scherz, eine Einbildung das Herz aufwühlt, wie einen Acker — der nächste Windhauch, ein Zufall kann es dann mit Leichtigkeit befruchten. So bildet Romeo's Liebe zu Rosalinden das Vorspiel zu der eigentlichen Tragödie. Es ist mir seit lange, als schwebte was in der Luft über mir — aber die Examina ließen mir bis jetzt keine Zeit, an dergleichen zu denken.

Emil hörte mit Andacht zu; ich mußte lächeln. Prosper aber schien in Nachdenken versunken, und es trat wieder Stillschweigen ein. Bald schliefen wir aufs Neue.

Mit dem ersten Morgenstrahle wurden wir wieder durch Lärm geweckt, und wieder war es der weiße Neger, der auf der Terrasse rumorte. Wasser! mehr Wasser! rief er — einen Schaffhauser Wasserfall! — Und zu diesen Worten hörten wir in der That das Rauschen kleiner Wasserfälle. Wir kleideten uns an und traten auf die Terrasse, um den herrlichen Morgen zu begrüßen. Da stand der Neger in einer großen, flachen Wanne und ließ sich einen Kübel kalten Wassers nach dem anderen über den Kopf gießen. Er troff und sah aus wie der Gott des Flusses Niger.

Sobald er uns erblickte, sprang er aus der Wanne, und die knochige Gestalt uns entgegen bewegend, wiederholte er seine Entschuldigung von gestern. Dann trat er in die Stube zurück, um sich anzukleiden. Wir nahmen unser Frühstück auf der Terrasse ein, um uns für die Morgenwanderung auf die Berge zu stärken. Unten rief man uns in den Saal des Gasthauses und legte uns das Fremdenbuch vor. Der Fremde war früher hinabgestiegen und verließ so eben den Saal, wo er sich ebenfalls eingeschrieben hatte. Seine Schrift glänzte noch frisch; in künstlerisch schönen Zügen, in großen prachtvollen Lettern lasen wir den Namen: Alexander Dumas.

Emil wurde beim Anblick dieses Namens sehr nachdenklich, und er erwachte aus seinem Brüten selbst nicht, als wir durch die Stadt, an Volta's Monument vorbei, um die Biegung des See's gegen Borgo di Vico wanderten und glücklich waren im Anschauen der herrlichen Landschaft, der dampfenden Wälder, der sonnigen Berggipfel, des lieblich lächelnden See's. Alexander Dumas war Emils Lieblings-Schriftsteller — Dumas' Prahlhänse waren des guten und gläubigen Emil romantische Helden. Als wir den Berg hinanstiegen und rückwärts sahen, um die ganze Herrlichkeit, die sich vor uns aufthat, mit einem durstigen

Blicke zu überschauen, spähte er nur, ob er nicht irgendwo seinen Dichter entdecken möchte.

Der Morgenwind säuselte in den Zweigen; die Wellen des See's, auf dem es lebendig wurde, kräuselten sich leise, und die Sonne, die bereits über die Berge gestiegen war, spiegelte sich golden in den Millionen Facetten; im Hafen flaggten alle Schiffe, der Dampfer fing zu summen und zu brummen an; Spazierkähne kamen hervor und verbreiteten sich über die Fläche, nach der Villa Pasta, Odescalchi, Pliniana mit vollen Segeln, Schwänen gleich, dahinsteuernd. Die Glocken der alten Kathedrale von Como läuteten, und ihr Ton zitterte über die Wellen — da kamen ihnen die Morgenglocken-Grüße von Blevio, Cernobbio, Moltrasio entgegen und vereinigten sich zu einem sanft gedämpften Chore.

Ich gehe nicht weiter, rief Prosper und warf sich am Fuße einer Hecke hin, die uns von einer grünen Wiese auf der Höhe des Berges trennte. So was, sagte er, die Hand nach dem Thale ausstreckend, muß mit Ruhe geschlürft werden. Ich kann dieser Schönheit, immer weiter wandernd, nicht den Rücken zukehren. Diese Schönheit ist meine Braut, die ich bald ohne Schleier sehen und kennen werde — diese Schönheit ist die Schönheit der Natur, und ihr weihe ich mein Leben. Emil, du mußt dich endlich auch entschließen, Medizin zu studiren.

Wie du willst, antwortete Emil — dann setzte er hinzu: Ja, das wird ein schöner Tag; er hat auch schön angefangen. Der erste Mensch, den wir heute gesehen haben und ganz nackt gesehen haben, war ein Dichter, und diese Pracht hier, wie stimmt sie mit einer Dichterseele und einem solchen Tagesanfang zusammen!

Vergleichst du Dieses hier mit Dumas? rief Prosper und lachte laut auf. Emil war verlegen und fürchtete, schlechten Geschmack verrathen zu haben.

Um nur etwas zu sagen, sprach ich: Nein, mein Freund! Dieses hier ist Goethe. Noch heute werden wir die Villa Sommariva sehen. Und ich murmelte vor mich hin:

Kennst du das Haus? auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an. —

Leider kenne ich Ihren Goethe nur wenig — mir ist der See, der auch brausen und stürmen kann, der herrliche See im dunklen Walde, mir ist er die wilde Dichterseele, in edle Form gegossen, die wilde Dichterseele in beschaulicher Künstlerruhe — mir ist er der herrliche Lord.

So sprechend, stand Prosper auf, trat auf einen Vorsprung des Berges, wo er das Land besser übersehen konnte, hob den Hut in die Höhe und rief mit frischer und begeisterter Stimme: Ich grüße dich, Mylord, ich grüße dich, Noel Gordon Byron!

Da rauschte es in der Hecke — die Zweige bogen sich aus einander; zwischen ihnen erschienen zwei große, blaue, erstaunte Mädchenaugen, ein grüner Schleier verwickelte sich im Gesträuche, zwei feine weiße Hände hielten die Zweige aus einander, und eine süße Stimme fragte schüchtern, doch etwas aufgeregt, in französischer Sprache, aber mit englischem Accente: Wer rief hier den Namen Noel Gordon Byron?

Wir kehrten uns erstaunt der sonderbaren und überraschenden Erscheinung zu; doch war Keiner von uns fähig, mit einem Worte auf die Frage des lieblichsten Mundes zu antworten. Endlich erhob Emil die Hand und deutete auf Prosper, welcher mit einem großen Schritte an die Hecke herangetreten war und wie erstarrt in die großen blauen Augen sah. Aber Das alles dauerte zu lange. Die sonderbare Fragerin hatte nicht Kraft genug, das dichte Gezweige mit ihren kleinen feinen Händen länger auseinander zu halten, und die Hecke schloß sich plötzlich wieder, wie eine zugeschlagene Flügelthür. Prosper athmete auf, wie aus einem Traume erwachend. Mit Einem Male nahm er einen Anlauf und sprang über die Hecke; wir ihm nach.

Drüben auf der Wiese empfing uns eine eigenthümliche Gruppe. Die schöne Engländerin lag, anmuthig, doch nachlässig hingegossen, auf einem Shawl, der über die feuchten Gräser

gebreitet war. Den Ellbogen auf ein rothseidenes Kissen und den Kopf in die Hand gestützt, über die eine reiche aschblonde Lockenfülle herabfloß, sah sie uns entgegen, wie wir über die Hecke sprangen, und lächelte freundlich. Ihr zu Häupten, auf einem schottischen Plaid, saß ein alter Mann mit trockenem, vielgefurchtem Gesichte und feinem grauem Haar, der unserem Beginnen ruhig, und ohne eine Miene zu verziehen, zusah. Der Gentleman blickte aus seinem ganzen Wesen. Das trockene und wohlrasirte Gesicht war von einem feinen weißen Backenbarte eingefaßt und stak in zwei hohen, blühendweißen Vatermördern. Die ganze Kleidung war schwarz, einfach und streng, die weiße Kravate und die obligaten karrirten Kamaschen ausgenommen. Natürlich trug der Mann auch Handschuhe. Wie konventionell und typisch auch die Erscheinung im Ganzen war, so konnte man auf den ersten Blick doch eine auffallende Aehnlichkeit der Gesichtszüge zwischen dem Manne und der jungen Dame erkennen, obwohl diese nichts Gewöhnliches, nichts Allgemeines in ihrem Wesen hatte. Man mußte ihn auf den ersten Blick als ihren Vater erkennen. Dazu half nicht nur die Aehnlichkeit der Züge — ein stiller Kummer auf dem alten und trockenen Gesichte näherte es dem holden und jungen, das sichtbar von einem Schleier tiefer Melancholie bedeckt war. Der jungen Dame zu Füßen stand regungslos und steif ein dicker, breitschultriger Bedienter, mit einem wohl gefalteten Teppich auf dem Arme. Er sah uns kaum an, sondern starrte unverwandt den Augen seines Herrn zu, um auf jeden Wink bereit zu sein.

Ich hatte Zeit genug, diese Bemerkungen zu machen. Prosper, der auf die Ruhende zugetreten war, stand verlegen vor ihr, und so war denn auch Emil verlegen, und es wurde durch mehrere Minuten kein Wort gesprochen. Ich betrachtete das Ganze als eine Angelegenheit Prospers, blieb ruhig und legte mich, nahe dem Vater, ins Gras, um die Entwicklung dieser Szene abzuwarten.

Sie waren es, sagte endlich die Fremde, freundlich lächelnd

und mit jener Freiheit, die nur fein erzogenen Engländerinnen Männern gegenüber eigen ist, zu Prosper — Sie waren es, der den Namen aussprach; ich sehe es Ihnen an.

Im Angesichte dieser Herrlichkeit mußte ich sein gedenken, antwortete Prosper und neigte sich wie magnetisch angezogen zu ihr hinab. Gewiß, fügte er nach einiger Zeit hinzu, gewiß lieben Sie Ihren herrlichen Landsmann.

Ob ich ihn liebe! lispelte sie vor sich hin, und ohne selbst zu wissen, was sie that, in Gedanken vertieft, hob sie ihre Hand und streckte sie Prosper wie zum Gruße entgegen. Doch besann sie sich schnell wieder und ließ die Hand sinken. Prosper hatte nicht den Muth, sie auf halbem Wege zu fassen, obwohl er mit sichtbarer innerer Freude die Bewegung bemerkt und sich ihr immer näher zugebeugt hatte.

O Wahnsinn, der sich einer ganzen Welt bemächtigt! murmelte der Vater mit einem Seufzer und leise vor sich hin, so leise, daß ich glaubte, die sonderbaren und räthselhaften Worte allein gehört zu haben. Aber sie waren auch der Tochter nicht entgangen. Sie wandte sich um, streckte dem Vater die Hand entgegen und rief ihm mit einem Tone, der sowohl um Verzeihung zu flehen, als einen Vorwurf zu enthalten schien, ein „Dear father" zu, das ihn schnell entwaffnete. Sein trockenes Gesicht überzog eine milde Freundlichkeit, und mit einem „Well, dear Ellen" faßte er die dargereichte Hand und drückte sie herzlich. Sein ganzes Wesen war in diesem Augenblicke verwandelt; ein unendlicher Ausdruck tiefster Liebe verklärte die ganze strenge, festverschlossene Gestalt. Aber so bald sich Ellen wieder zu Prosper und vom Vater abwendete, verschwand schnell die ganze Freundlichkeit, und von aller Milde blieb der Kummer allein auf diesem verjammerten Gesichte liegen.

Prosper hatte sich indessen mit studentischer Keckheit neben dem ausgebreiteten Shawl, dem Lager Ellens, ins Gras gesetzt und, ehe man es erwartete, sich mit ihr in ein lebhaftes Gespräch eingelassen. Er erzählte ihr von den Reizen seiner

Heimat und des Genfer-See's; sie fragte ihn nach Ouchy, wo Byron den Gefangenen von Chillon geschrieben, und nach dem Schlosse von Chillon selbst, nach der Villa bei Genf, wo der große Dichter mit Shelley so herrliche Tage verlebt. Prosper malte mit den glänzendsten Farben und lud sie endlich ein, diese schöne, von ihrem Lieblingsdichter belebte Welt zu besuchen. Ellen lächelte. Nichts Anderes, sagte sie leise, suche ich ja in Europa, als seine Spuren.

In Europa? fragte Prosper erstaunt — zählen Sie Ihr Vaterland nicht zu Europa?

Gewiß nicht, lächelte Ellen — ich bin eine indische Pflanze und komme von den Ufern des Ganges.

Des Ganges? rief Prosper überrascht und sah ihr stumm und lange in die Augen, als ob er darin alle Geheimnisse einer fernen, wunderbaren Welt zu entdecken suchte. Ich aber, wie ich die zarte, feingewobene Pflanze betrachtete, die mir allerdings nicht für nordische Lüfte geschaffen schien, zitirte in Gedanken:

Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Prosper fühlte sich offenbar von einer höheren Gewalt zu der fremden Pflanze hingezogen. Wie man sich zu einer Blume hinabbeugt, um in ihren Kelch zu blicken, so neigte er sich ihr immer mehr und mehr zu, da sie müde den Arm sinken und den Kopf in das Seidenkissen fallen ließ. Er vergaß uns, seine Reisegefährten, den Vater und die ganze Welt ringsum und begann unwillkürlich so leise zu sprechen, daß wir, die wir doch nahe genug saßen, kaum ein Wort des weiteren Gespräches vernahmen.

Indessen fing das Dampfschiff unten im Hafen immer lauter zu brausen an; der Vater sah auf die Uhr und stand auf. Er beugte sich über Ellen und sagte mit sanfter Stimme: Wenn du noch heute über den See willst, müssen wir aufbrechen.

Ellen streckte ihm die Hand entgegen und schlang den Arm

um seinen Hals. Zärtlich hob er sie auf und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Wie sie da auf der Wiese stand, zart und schwächlich gebaut, mit sanft gebeugtem Nacken, mit den blonden Locken, in denen der Wind spielte, dem sie selber kaum widerstehen zu können schien, glich sie noch mehr einer zarten Blume aus dem fernen Indien.

Prosper stand vor ihr und betrachtete sie nachdenklich. Der Vater hob den Teppich auf und nahm selbst das Kissen unter den Arm; es schien, als wolle er dem Diener nicht den geringsten Theil des Dienstes bei seinem Kinde überlassen. Während er mit Zusammenpacken beschäftigt war, störte es ihn sichtbar, daß Ellen so lange ohne Stütze und allein stehen mußte, und als er auch, und dieses Mal mit Hülfe des Bedienten, von den Bäumen einen Hamak los band, den wir jetzt bemerkten, forderte er endlich Prosper auf, Miß Ellen den Arm zu geben. Wie schnell kam Prosper dieser Aufforderung nach!

Der Zug setzte sich in Bewegung, abwärts der Stadt entgegen. Prosper und Ellen gingen voraus; ihnen nach der Vater mit dem Bedienten und hinter diesen Emil und ich.

Ellen schien eifrig zu sprechen; der Vater schwieg und beobachtete nur jeden ihrer Schritte, wenn es etwas steiler und schwieriger abwärts ging, immer bereit, hülfreich beizuspringen. Aber es that nicht noth; Prosper wachte mit mehr als galanter Sorgfalt über seine Schutzbefohlene.

Emil bemerkte es mit wohlgefälligem Lächeln und sagte leise zu mir: Da haben Sie wieder eine Eroberung! Gestern eine Italienerin, heute eine Anglo-Indierin! Es widersteht ihm Keine.

Ich widersprach dem guten Emil nicht, der sich an den Erfolgen seines verehrten Freundes erfreute, obwohl ich die Sache anders auffaßte. Dieses Mal schien mir Prosper an seinem eigenen Netze zu arbeiten. Wir kamen vor unserem Hotel an, wo auch die Engländer wohnten. Wir empfahlen uns und eilten auf unsere Stube, wohin uns Prosper schon mit großen

Schritten vorausgeeilt war. Daselbst fanden wir ihn heftig bewegt auf- und niedergehend.

Was ist dir, Prosper? fragte Emil besorgt.

Aber Prosper antwortete nicht sogleich. Endlich sagte er: Wir lassen Como und den Dom und fahren mit dem Dampfschiffe ab.

Dann wandte er sich zu mir und legte, fieberhaft zitternd, beide Hände auf meine Schultern und sah mir mit irren Blicken ins Gesicht. Schrecklich! rief er, schrecklich, wunderbar schön, herrlich und doch toll, lächerlich, englisch, spleenhaft, wahnsinnig, höchst wahnsinnig!

Emil, der schon im Rücken Prospers mit Einpacken beschäftigt war, konnte dessen verstörtes und wild geröthetes Gesicht nicht sehen und lachte bei den verwirrten Ausrufungen des Freundes laut auf. Das weckte Prosper aus seinem Paroxysmus; er warf sich auf einen Stuhl und sagte etwas ruhiger, zu mir gewendet:

Stellen Sie sich die Lächerlichkeit vor! Nur englisches Blut ist ihrer fähig, und nur die indische Sonne kann dem grauen Spleen eine so märchenhaft schöne Farbe geben. Es ist verrückt und zum Verrücktwerden! Die kleine Person liebt, und liebt einen Todten, liebt Lord Byron!

Was liegt daran? sagte ich so ruhig und beruhigend als möglich, da mir die innere Aufregung, mit der diese Worte ausgesprochen wurden, nicht entging: lieben wir ihn nicht auch?

Das ist was Anderes! rief Prosper — sie liebt ihn, liebt ihn wirklich wie einen Lebenden, ist in ihn verliebt, als stände er leibhaftig vor ihr, als wäre jeder seiner Verse ein Liebesbrief an sie. Das ist bei ihr zum Wahnsinn geworden, zur fixen Idee. Ich bin schon Arzt genug, um Das zu erkennen. Sie liebt ihn fieberhaft, und was sie denkt, thut und sagt, dreht sich um diese fixe Idee, die im Innersten ihres Gehirnes sitzt, wie eine Spinne, und um ihre ganze Seele ein giftiges Netz webt. Bedenken Sie, sie ist nur darum nach Europa gekommen, um

jede Stelle aufzusuchen, die sein Fuß berührt, die sein Vers besungen hat. Sie nennt Das ihre Pilgrimage und thut es mit allem Glauben und Frömmigkeit. Der Vater, Lord-Oberrichter von ganz Indien, sollte mehr Verstand haben, als er hat; aber er ist ein Narr und weicht seinem Kinde in allen Stücken. Er hat die ganze indische Gerechtigkeit im Stich gelassen um der fixen Idee seines Kindes willen, die, so geschmeichelt, nach und nach zum kompletesten Wahnsinn werden kann. Und so ziehen sie in diesem Welttheile umher, immer den flüchtigen Schatten eines Todten verfolgend und unbekümmert um Leben und Lebende, für die sie keine Augen haben.

Prosper bedeckte beide Augen mit den Händen und schwieg; aber sein ganzer Leib zitterte, und man sah es ihm an, daß er umsonst nach Beruhigung strebte. Ich war betroffen, Emil so erschrocken, daß er die eine Hand im Reisesacke, an dem er mit Einpacken beschäftigt war, stecken ließ und auf dem Boden knieend regungslos und verlegen bald Prosper, bald mich mit großen Augen anstarrte. Mein Freund, sagte ich, Sie scheinen sich die Sache zu sehr zu Herzen zu nehmen und zu arg auszumalen. Nehmen Sie das Ganze für Das, was es ist: auf der einen Seite eine bizarre, nicht unpoetische Grille einer Engländerin, auf der anderen ein Reise-Abenteuer, das man nach vierundzwanzig Stunden vergißt.

Sehr richtig! rief Emil, aufseufzend und wie aus einem bösen Traume erwachend.

Auch Prosper leuchteten meine Worte ein; er stand auf und sagte: Sie haben Recht, obwohl Sie nicht wissen, was ich weiß; denn Sie haben mit Ellen nicht gesprochen und ihr nicht in die Augen gesehen, wie ich. Ich aber habe in diesen Augen den Tod gelesen. Kennen Sie diese dunkelblauen, doch durchsichtigen Augen, die einen so überirdischen Schein geben und doch, ach! nur von irdischer Hinfälligkeit, von Hinschwinden und Verklingen zeugen? — Aber Sie haben ein weises Wort gesprochen: — ein Reise-Abenteuer und sonst nichts! — Wir wollen einpacken und

mit ihr bis zur Villa Sommariva fahren; dort verlassen wir sie. Ihr versprechet, mir den Alexanderzug und die Hackert'schen Bilder und die Thorwaldsen'schen Basreliefs zu opfern und sogleich weiter nach Varenna reisen zu wollen. Wir verlassen Ellen bei Statuen und Bildern und denken ihrer nicht mehr anders, als ob sie selbst eine herrliche Antike, ein liebliches Bild wäre.

Er machte eine Handbewegung gegen die Stirn, als ob er zudringliche Gedanken verscheuchen wollte. Dann lachte er auf: „Was bin ich doch ein Thor!" und ging hin, um Emil beim Einpacken zu helfen.

Da erscholl die Glocke des Dampfschiffes. Die momentane Ruhe Prospers war dahin. Man fährt ab! rief er erschrocken, ergriff den Stock und eilte fort, uns und sein Gepäcke zurücklassend. Emil belud sich ruhig, doch kopfschüttelnd, mit seinem und des Freundes Reisesacke, und wir gingen gemächlich nach, wohl wissend, daß wir noch eine halbe Stunde Zeit hatten, bis die Glocke zum dritten Male tönte.

Auf dem Schiffe angekommen, fanden wir Prosper bereits um und für Ellen beschäftigt. Er half dem Vater und dem Diener einen Winkel am hinteren Verdecke als Lager für Ellen zurecht machen und übertraf den Ersteren an Sorgfalt bei Zurechtlegung der Teppiche, Shawls und Kissen, die alle ein orientalisches Gepräge trugen. Er legte dabei einen Eifer an den Tag, welcher von der emsigen, man möchte sagen: ammenhaften Sorgfalt des Vaters unruhig abstach. Das Lager schien ihm immer zu hart, und er legte Teppich auf Teppich, Kissen auf Kissen, sah sich dabei nach der Sonne um und prüfte, nach welcher Seite Ellen am Besten liegen könne, ohne von den heißen Strahlen geplagt zu werden. Dabei wandte er sich immer zu ihr, die indessen auf einem Tabouret saß, und entschuldigte sich, daß es so lange währe. Der Vater hingegen ordnete und glättete ruhig und mit Umsicht das Lager und ebnete, was Prosper zu dienstfertig und unbequem angehäuft hatte. Ellen, wie Emil bemerkte, sah dabei mit einem dankenden Lächeln mehr nach dem

Vater als nach Prosper. So bald das Lager bereitet war, reichte ihr der ehemalige Lord Oberrichter mit einer Art von Höflichkeit den Arm und führte sie dahin, milde die herbeiströmenden Reisenden nach der Seite schiebend, um sich und ihr einen bequemen Weg zu bahnen, während Prosper unbewußt eine Bewegung machte, als ob er sie auf die Arme nehmen und hintragen wollte.

Ellen sah auf ihrem indisch-üppigen Lager in der That reizend aus. Der ruhige Emil selbst, obwohl er, wie ich aus einzelnen Aeußerungen merken konnte, eine Art leisen Aergers und verhaltener Eifersucht gegen sie zu verspüren anfing, gestand es zu und betrachtete sie mit mir lange und aufmerksam.

Was glauben Sie? fragte er: dieses Geschöpf könnte Einem wohl sehr gefährlich werden?

Bedeutend!

Prosper, fuhr er fort, wäre im Stande, sich aufs Gewaltigste in sie zu verlieben.

Es ist klar, daß dieß schon geschehen ist.

Emil erschrak und sah mich an, ob ich das im Ernst meinte. Dann schüttelte er den Kopf und sagte nachdenklich: Es ist wahr, daß er seit einer Stunde wie toll ist, der ruhige, stolze, über Alles lächelnde Prosper! Aber, fügte er mit größerer Unruhe hinzu, das ist ja ein Unglück! denn erstens ist sie eine Närrin, zweitens steht sie am Rande des Grabes. Sehen Sie sie nur an! Ist das nicht eine früh verwelkende Blume?

In der That lag sie auf ihrem grünen, golddurchwirkten Teppich wie eine kleine, früh gebrochene Blume da, die der Tod nicht mehr zu pflücken, sondern nur noch aufzulesen brauchte. Die feine, durchsichtige Wangenröthe, die, während sie sprach, schnell kam und verschwand, schien verrätherisch, und die langen und dunkeln Wimpern konnten es nicht genug verbergen, die Augen bestätigten, was die fliegende Röthe und die ganze zarte Gestalt bezeugten. Wie lieblich sie auch anzusehen war, so kam doch ein Hauch von Wehmuth aus ihrem ganzen Wesen, der sich

traurig und hemmend vor die Seele drängte. Emil schien dieß weniger zu fühlen; er dachte nur an Prosper, der indessen, unser vergessend, dort am Lager saß und sich eifrig mit Ellen unterhielt.

Das Schiff hatte sich indessen in Bewegung gesetzt. Wir dampften dahin über den herrlichen See, der überall und bei jedem Blicke den neuesten und schönsten Genuß bietet, dahin durch diese vollendete Welt, in der nichts stört, nichts aus süßesten Träumen weckt, die abgeschlossen, edel, klar in sich selber ruht. Emil gab sich offenbar Mühe, traurige Gedanken abzuwehren, um sich ungestört freuen zu können. Bah! rief er, ich bin ein Narr! in drei Viertelstunden verlassen wir die tolle Engländerin und sehen sie vielleicht nie wieder! Mit diesen Worten schien er eine beängstigende Last abgeschüttelt zu haben; er nahm mich unter den Arm und wanderte mit mir auf und ab, um sich keinen Punkt dieser Schönheitsfülle entgehen zu lassen.

Auf unserem Gange kamen wir oft zu Ellen und Prosper zurück; sie führten, wie wir hören konnten, ein lebhaftes Gespräch, dessen Gegenstand oft wechselte. Da wir einmal vor ihnen stehen blieben, erzählte Ellen eben von einem indischen See, und sie malte ihn mit so lebendigen Farben, daß nicht nur Prosper, daß auch wir die uns umgebende, zunächst liegende Herrlichkeit vergaßen. Sie liebte es, ihre Beschreibung mit Byron'schen Versen aus Childe Harold, dem Giaur ꝛc. zu schmücken; wie gut angebracht auch die Citationen waren, so schienen sie Prosper doch zu stören. Bei jedem Byron'schen Verse legte sich seine Stirn in Falten und nahm sein Gesicht, das bis dahin lächelnd und glücklich zugehört hatte, den Ausdruck unterdrückten Aergers, heimlichen Zornes an.

Ein anderes Mal sahen wir ihn schon von fern lebhaft und zornig gestikuliren. Wir näherten uns rasch und hörten, wie er mit bebender Stimme rief: Glauben Sie denn z. B., daß, wenn er lebte, er Sie lieben würde?

Ellen, überrascht vom Tone dieser Worte, wandte sich ihm

ganz zu, sah ihm groß in die funkelnden Augen und sagte stolz und fest: Ja, Sir, das glaube ich!

Nein, Miß! rief hart und bitter Prosper dagegen: nein, Miß, ich glaube es nicht! Das Mädchen, das mit nackten Füßen über die schottischen Berge läuft, zog er allen gebildeten Damen vor, die von Shakespeare, Milton und ihm wußten.

Ellen war erschrocken; sie drückte ein glänzend gebundenes Buch an sich und versuchte, ungläubig zu lächeln. Prosper aber wandte sich von ihr, nahm mich unter den Arm und schloß sich unserer Wanderung an. Bald blieb er stehen und blickte schweigend in die schäumenden Furchen, die das Schaufelrad hinter sich zurückließ. Das Rauschen und Brausen schien ihm wohl zu thun.

Der Lord Oberrichter weckte ihn aus seinem Brüten. Er kam heran und faßte die Hand Prospers. Junger Mann, sagte er und blickte ihm mit Wohlwollen ins Auge, ich habe das größte Vertrauen zu Ihnen und spreche, trotz der kurzen Bekanntschaft, wie zu einem alten Freunde. Ich bin überzeugt, daß Sie nur der edelsten Gefühle fähig sind und daß nur diese Ihnen die Worte eingegeben, die Sie zu meinem Kinde gesprochen. Sie haben schnell die unheilvolle Einbildung erkannt, die an Miß Ellen zehrt, und suchen mit Wohlwollen ihr entgegen zu wirken. Ich danke Ihnen, aber bitte Sie, sie in ihrem Wahne nicht mehr zu stören, ja, die Kränkung wieder gut zu machen. Handeln Sie darin wie ich selbst. Sie ist ein hinschwindendes Wesen; ihres Bleibens ist nicht auf dieser Erde, in diesem heiteren Sonnenlichte. Die wenigen Tage, die ihr zugemessen sind, soll sie, von keinem Widerspruche gestört, ganz ihren Träumen lebend, ohne einen Moment des Kummers dahinbringen. Das zu erreichen, habe ich mir zur theuren Aufgabe gemacht; sie ist mein einziges Kind das einzige Pfand der Liebe, das mir mein früh entrissenes geliebtes Weib zurückgelassen. Sie soll glücklich und ihr kurzes Leben von keinem Wölkchen getrübt sein.

Prosper nickte bejahend und gerührt lächelnd. Dann eilte

er zu Ellen zurück. Noch bevor er sprechen konnte, streckte sie ihm die Hand entgegen und sagte halb bittend, halb vorwurfsvoll: Mr. Prosper, Sie waren den ganzen Morgen so gut gegen mich; warum wurden Sie plötzlich so hart und böse?

Verzeihung! lispelte Prosper. Er faßte die dargereichte Hand, von der Ellen den Handschuh gezogen hatte, und drückte einen heißen Kuß darauf. Es entging uns nicht, daß dem Kusse eine volle, schwere Thräne folgte, die auf die weiße Hand fiel. Ellen blickte erstaunt und verlegen. Kein Wort wurde gesprochen, und wir waren der Villa Sommariva, dem Scheidepunkte, schon so nahe. Der schöne Jüngling stand bleich und gebrochen da.

Wenige Männer gibt es, die am Krankenbette eines Freundes oder einer Freundin nicht unbeholfen wären. Meist rennen sie rathlos umher, sind eckig, ungeschickt und stoßen überall an, mit dem besten Willen, zu helfen, und während gleichgültige Personen auf Mittel sinnen und sie finden, lassen sie, die ihr Leben hingeben möchten, unthätig die Arme sinken. So stand Emil bei Prosper in jenem Momente, der für ihn sichtbar ein schwerer, ein kummervoller gewesen. Wenn aber der Augenblick höchster Gefahr, des drohendsten Verlustes gekommen, wo die gewöhnliche Pflege nicht mehr ausreicht, dann entwickeln jene Unbeholfenen, Rathlosen, Ungeschickten eine Energie, die überrascht und ans Heldenhafte gränzt. Auch dieser Moment sollte für Emil kommen.

Das Dampfschiff beschrieb schon den Bogen, um an der Landungsbrücke vor der Villa Sommariva anzulegen. Prosper bebte am ganzen Leibe, als er Ellen vom Lager aufhob und sie dem Vater übergab, der ihr den Arm reichte. Schon wurde das Brett auf das Schiff gelegt; neue Reisende kamen in Massen an; die andern suchten nach ihrem Gepäcke. Gedränge und Verwirrung entstand; man forderte die Landenden auf, das Schiff so schnell als möglich zu verlassen. Prosper mußte den abgehenden Freunden den Weg bahnen; er wußte nicht, was er that, er stieß und drängte die Passagiere, die sich gegen den unartigen

Gast vertheidigten, ohne daß er es merkte. An der Brücke reichte uns der Lord Oberrichter, dann Ellen die Hand. Prosper faßte sie zuletzt und küßte sie. Dann sah er ihr noch einmal ins Gesicht; seine Augen öffneten sich weit und schienen durstig ihr Bild für ewige Zeiten fassen zu wollen. Da sie ihm die Hand entzog, seufzte er schwer auf und ließ den Kopf auf die Brust fallen. Aber bald schnellte er wieder empor; er richtete sich auf, und wild vorschreitend, setzte er einen Fuß auf das Landungsbrett. Der ganze Oberleib war vorgebogen; es zog ihn unwiderstehlich vorwärts. Er machte eine Bewegung — da faßte ihn Emil mit einem mächtigen Griff am Arme und schob ihn mit einem Rucke zurück ins Gedränge. Zornesröthe überflog Prospers Gesicht; er wandte sich entrüstet gegen den Freund. Dieser sah ihm ruhig und fest ins Auge. Prosper ließ die Arme sinken, wandte sich und ging langsamen Schrittes auf das Hinterdeck. Das Schiff zog weiter, ohne daß er sich ein einzig Mal umgesehen. Er sah hinab in die Wellen und schwieg.

Kaum merkte er es, daß das Schiff anlegte und daß wir in Varenna angelangt waren. Mechanisch folgte er uns, und wir gingen durch die aufsteigende Gasse des Fleckens, wie man von einem Begräbniß zu gehen pflegt. Auf der Terrasse des Posthotels, in das wir einkehrten, im Angesicht der beiden Arme des herrlichen Sees, erwachte er wieder und hielt es für nothwendig, sich seiner Schweigsamkeit wegen zu entschuldigen. Emil zuckte die Achseln. Nach eingenommenem Mahle forderte uns Prosper auf, eine Tour auf dem See zu machen. Wir mietheten einen Kahn und fuhren hinaus. Prosper hatte seine Mappe mitgenommen und zeichnete. Er vertiefte sich in seine Arbeit und führte sie in den kleinsten Einzelheiten mit großer Geschicklichkeit aus. Nicht Eine Nuance der Schönheit von Varenna ging seiner Zeichnung verloren. Als dieser Flecken aufs Papier gebannt war, fuhren wir der gegenüber liegenden Villa Serbelloni zu, und Prosper nahm daselbst seine Arbeit mit demselben angestrengten und gewissenhaften Eifer vor.

So rückte der Abend dieses bewegten Tages heran; bevor wir in Varenna ankamen, war vollständige Nacht herabgesunken. Wir setzten uns auf die Terrasse, und bei duftigen Cigarren und gutem schwarzen Weine lösten sich bald die Zungen, die seit Stunden in schweigendem Banne gelegen hatten. Die Nacht war schön, der Himmel dunkelblau; die Sterne schienen größer und näher; der Mond kam von Lecco herauf und tauchte den einen Arm des See's in zitternden Silberglanz, während der andere von melancholischen, doch lieblich friedlichen Schatten bedeckt blieb. Aus den Gassen Varenna's scholl von Zeit zu Zeit Gelächter oder die Strophe eines Volksliedes herauf, während uns zu Füßen, von einem leisen Nordhauche bewegt, die Wellen nur schüchtern lispelten. Ueber die mondbeglänzte Fläche fuhr ein einsamer Kahn — hinter uns, vom Norden her, blickte ein schneebedeckter Berggipfel, im Mondschein doppelt glänzend, über das friedvolle Bild.

Stunde um Stunde entfloß in Anschauung und behaglichem Gespräche. Ein feierliches Uebereinkommen setzte für alle Zukunft eine systematische Korrespondenz fest, auf daß wir einander nicht aus den Augen verlieren und Einer dem Anderen künftig auf seinem Lebenswege folgen könne. Prospers Plane waren einfach. Er wollte Arzt werden und in seiner Heimat Lausanne als nützlicher Bürger leben. Der Schmuck seines Lebens sollte das Studium der Naturwissenschaften werden, dem er sich bereits seit Jahren mit Eifer ergeben hatte. Er stützte sein schönes Haupt in die Hand und sagte vor sich hin: Ein Mann kann eigentlich nie unglücklich sein. Das Unglück ist eine Fabel. Man wirkt und vertieft sich; man findet und schafft sich überall Pflichten, die man erfüllt oder zu erfüllen sucht. Die Wissenschaft, das Vaterland, der Freund beschäftigen Geist und Herz so reich und angenehm, daß man glücklicher Weise nicht Zeit hat, an sich selbst zu denken. Und bei allem Dem hat die Naturwissenschaft etwas so Beruhigendes, ist sie eine Brücke, die aus dem besonderen, beschränkten Leben in das Große und Allgemeine führt, in dem

man sich gern und mit Hingebung als ein Theil des Ganzen verliert. Das unscheinbarste Resultat ist ein großer Sieg; die kleinste Errungenschaft gibt, wenn auch nur momentan, doch volle Befriedigung. Wie soll man da unglücklich sein?

Während er so sprach, wurde der Ton seiner Stimme immer unsicherer; es war, als spräche etwas in ihm gegen seine eigenen Worte. Er schwieg und versank in trauriges Nachdenken. Emil fürchtete diese Stille und sagte: Es ist spät, wir müssen zu Bette! — Und er rief dem Kellner, um das Nachtlager zu bestellen.

Da sprang Prosper auf. Er legte die Hand auf meine Schulter und rief: Mein Freund! Alles, was ich hier gesagt habe, ist Lug und Trug! Und mit der Hand nach der Villa Sommariva deutend, fügte er aufgeregt hinzu: Dorthin liegt mein Glück!

Aber, Prosper! sagte Emil vorwurfsvoll: du bist heute den ganzen Tag so schwach, wie ich dich nie gesehen habe.

Schwach? fragte Prosper, indem er sich stolz aufrichtete. So erfahre, daß sie zu uns nach Lausanne und an den Genfer See geht, und daß ich nicht zurückkehre, sondern meine Reise nach dem Lago Maggiore und dann nach dem Norden fortsetze. Du könntest wohl meine Verpflichtung übernehmen und an meiner Statt nach Zofingen gehen — aber ich will es nicht! Ich gehe selber hin; ich kehre nicht nach Lausanne zurück, wo ich noch einige herrliche Tage mit ihr verleben könnte. Ich habe für immer Abschied von ihr genommen, und du nennst mich schwach? Aber diese Schwäche habe ich; ich will heute noch in ihrer Nähe sein, ich will das Haus, in dem sie schläft, noch sehen. Ich fahre nach der Villa Sommariva, und du wirst hoffentlich deinen schwachen Freund begleiten.

Emil sah mich fragend an; ich nickte ihm bejahend, und so bezahlte er, welcher der Reise-Kassirer war, die Rechnung, und eine Viertelstunde später fuhren wir auf einem gemietheten Kahne, von der mitternächtlichen Brise begünstigt, mit vollem Segel

und zwei Ruderern von Varenna über den See hin, der Villa Sommariva zu. Prosper setzte sich ans Steuer und sorgte dafür, daß die Spitze des Kahnes immer dem Lichte zugekehrt blieb, das uns von der Villa entgegenkam. Dabei blickte er heiter und forderte endlich die Schiffer auf, eines ihrer Lieder zu singen, was sie gern thaten. Wir sangen den Rundreim kräftig mit, und die Fahrt, die eine traurige zu werden gedroht hatte, wurde zu einer gemüthlichen, klaren, verschönert durch milden Mondschein und leise Nacht-Zephyre.

Der Villa nahe, bat Prosper die Sänger, das Lied abzubrechen, und wir landeten still wie Schmuggler an der Treppe, die aus dem Garten am Hotel der Sommariva direkt in den See führt. Die Schiffer blieben im Kahne; Prosper und Emil nahmen ihre Reisesäcke auf den Rücken, und wir stiegen aus. Das ganze Hotel lag in tiefem Schlummer; kein Laut war zu hören.

Wir standen vor der Thür und wußten nicht, was zu thun, immer erwartend, daß Prosper etwas beginne. Er blieb aber ruhig und sah schweigend zu den Fenstern hinauf. Plötzlich rief er: Und sie soll sich doch meiner und dieses Tages erinnern!

Er griff in die Seitentasche und zog das Album hervor, in das er den ganzen Nachmittag mit so großem Eifer gezeichnet hatte. Aber wie er es hervorzog, fiel das rothe Seidentüchlein heraus, das er Tags zuvor in der Grotte eingesteckt und als Andenken an die braune Lombardin mitgenommen hatte. Ueberrascht hob er es vom Boden auf und betrachtete es beim Lichte des Mondes. Dann lächelte er und reichte es Emil; aber schneller, als er es hingereicht hatte, zog er es wieder zurück und sagte lächelnd: Der Mensch sei nicht undankbar! und steckte es wieder in die Brusttasche. Dann pochte er an die Hausthür; nach einigen Minuten kam ein verschlafener Kellner heraus und fragte, ob man Nachtquartier wolle. Nein! sagte Prosper und reichte ihm das Album und zugleich ein Geldstück. Geben Sie das Album, aber gewiß, an Miß Ellen Grey, die junge englische Dame, die heute Mittags mit einem älteren Herrn und einem Bedienten

hier eingekehrt ist. Sie hat es auf dem Schiffe vergessen, und sagen Sie ihr, daß es ihr Reisegefährte gebracht hat.

Soll morgen mit dem Frühesten bestellt werden, versicherte der Kellner.

Wohl! sagte Prosper und kehrte zu uns zurück.

Jetzt schnellen Abschied! rief er und reichte mir die Hand — wir wandern die Nacht durch über diese Berge nach Mendrisio. Leben Sie wohl, mein Freund, und verzeihen Sie mir die Langeweile, die ich Ihnen heute nothwendiger Weise verursacht haben muß. — Er umarmte mich herzlich; so that auch der gute Emil.

Einige Minuten später sah ich nur noch ihre gelben Hüte aus dem Gebüsche des Berges hervorschimmern. Traurig kehrte ich zum Kahne zurück, der mich bald auf den offenen See hinaustrug. Da erschollen von der Höhe des Berges noch grüßende Rufe; ich sah zwei schlanke Schatten; auch sie verschwanden bald.

Am anderen Morgen wanderte ich einsam durch die Galerieen des Comer-See's dem Norden zu, der rauschenden Adda entgegen. Erst in Sondrio fand ich Ruhe genug, die Abenteuer der letzten Tage nachträglich in mein Tagebuch zu schreiben. Bereits erschienen sie mir in so verklärtem Glanze, daß ich, wie ich jetzt, da ich das Tagebuch kopire, merke, den Titel „Schöne Tage" über die drei Seiten schrieb.

Ich verließ, wie schon gesagt, vor den Schweizer Bergen bei Madonna di Tirano angelangt, die Tiroler Straße, und drei Wochen später lag der Bernina, das Engadin-Thal, der Albula, ganz Graubünden, Chur, Pfäffers hinter mir, und an einem schönen Sonntage fuhr ich über den Wallenstädter-See. Der Felsen-See vergaß sich und seinen düsteren Charakter und lächelte ganz gemüthlich in die Welt hinein; die sieben Churfirsten oder Kuhfirsten streckten ihre kahlen Häupter ins Sonnengold und blickten uns freundlich und herablassend, wenn auch majestätisch, nach. In Wesen verließen wir das Dampfschiff und bestiegen einen Kahn, um auf den raschen Wellen des Lintkanals, jenes sprechenden Denkmals nutzbringender Bürgertugend, hinabzu-

gleiten in den Schooß des Züricher Sees. Der Kahn schoß dahin wie ein Pfeil, obwohl die Ruderer müßig ruhten. Desto größeres Mitleid erweckten bei der Reise-Gesellschaft die armen Musici, die am Ufer, auf staubigem Wege, in brennender Sonnenhitze gegen Uznach, wo sie diesen Abend aufspielen sollten, dahinkeuchten. Sie trugen ihre Instrumente unter dem Arme auf dem Rücken, wie wandernde Väter und Mütter ihre Kindlein tragen. Unser ganz besonderes Mitleid erweckte der Baßgeigenträger, und wir stießen ans Land und luden die Träger süßer Töne ein, mit uns auf unsre Kosten die Reise fortzusetzen. Sie stiegen ein, wischten den Schweiß von der Stirn, und dankbar huben sie zu blasen und zu geigen an und spielten schweizerische Heimats-Melodieen. Ein schweizerischer Konditor, der eben aus Rußland nach jahrelanger Abwesenheit mit vollen Säcken heimkehrte, weinte dicke Thränen; die Anderen jauchzten und jodelten. So kamen wir mit Sang und Klang in Uznach an.

Dort bestieg ich wieder das Dampfschiff und fuhr in den Züricher See hinein. Die lange Brücke von Rapperschwyl öffnete sich; wir flogen durch, und vor uns lag die grüne Insel Ufnau, das heilige Grabdenkmal und Grab des Mannes von Schwert und Feder. Verehrungsvoll richtete ich meine Blicke dahin. Da stieß aus einer kleinen, buschigen Bucht ein Kahn in den See; die Ruderer zogen mächtig an, und er flog auf uns zu. Das Zeichen wurde gegeben, das Dampfschiff hielt, die Treppe wurde niedergelassen. Zwei der Ruderer warfen die Ruder hin und erhoben die Köpfe. Mein Herz jauchzte auf: Prosper und Emil sprangen an Bord und an meine Brust. Ueberraschung, Freude, Frage und Antwort. Wie glücklich war ich mit meinem Entschlusse, den Rückweg durch die Schweiz anzutreten.

Dießmal genossen wir die Freuden der Seefahrt alle Drei gemeinschaftlich; es war keine Ellen da, die uns Prosper hätte entziehen können, und Emil brauchte nicht besorgt zu sein. Prosper meinte, jetzt genieße er erst die Reise recht, denn seit drei Wochen habe es ihm beim Anblicke jeder Naturschönheit unnatürlich

geschienen, daß ich nicht dabei gewesen. Emil versicherte Dasselbe, und ich glaubte ihnen, denn ich hatte Aehnliches empfunden, und wir drückten einander die Hände.

Prosper und Emil, da sie sich einer Universitätsstadt näherten, hatten, um ihren offiziellen Charakter als Abgeordnete zum Zofinger Bunde zu bekunden, dem Brauche gemäß Schärpen mit den Landesfarben angelegt. Das that sogleich bei unserer Ankunft in Zürich seine Wirkung. Alle Studenten, die sich am Hafen befanden oder uns in den Gassen begegneten, begrüßten und begleiteten uns in den großen Zügen in das bescheidene Hotel zum Schwan, dann in den großen Kneipengarten zur Tanne, wo wir mit Liedern und Wein empfangen wurden. Emil fühlte sich im Treiben dieses, deutschen Universitäten nachgeahmten Lebens sehr behaglich, und er trank und sang gemüthlich mit den Anderen. Prosper war freundlich, aber ernst und still. Wir hatten noch kein Wort von Ellen gesprochen, doch fühlte ich, daß ihn ihr Andenken begleitete. Sein ganzes Wesen war mild, fast melancholisch; seine Stimme zitterte manchmal unwillkürlich, sein ernstes, doch freundliches Gesicht schien immer etwas zu verschweigen. Keinesfalls stimmte es mit dem jugendlichen, etwas rohen Behaben der übrigen Studentenschaft. Zu Hause verhehlte er es nicht, daß er sich für dergleichen lärmende Vergnügungen nicht mehr tauglich fühle, und am Morgen, da uns die Studenten wieder zu holen kamen, ließ er Emil allein fortziehen und schloß sich mir an, da ich mich aufmachte, die Tante Margarethens zu suchen und ihr den Brief zu übergeben. Ich hatte Prosper die Geschichte dieses Briefes erzählt, und er betrachtete den mir gewordenen Auftrag, wie ich selbst, als heilig. Er scheute die Mühe nicht, mit mir alle Gassen zu durchrennen und hundert Mal nach der Adresse der alten Frau zu fragen. Endlich fanden wir sie. Die Tante Margarethens wohnte unweit Zürich in einem einsamen kleinen Hause, am Ufer des Flusses, unfern von dem schattigen Parke, in welchem Geßners Monument steht. Wir fanden eine gute Alte, die sich in einem

bescheidenen, wenn auch nicht reich eingerichteten, Hauswesen behaglich fühlte. So wie ich selbst den Brief geschrieben und überbracht, eben so mußte ich ihn selbst lesen, da die Alte, wie sie sagte, ihre Brille nicht finden konnte. Sie war von dem Inhalte sehr gerührt und versicherte, daß sie das Kind lieber heute als morgen zu sich nehmen wolle und daß sie hoffe, es wohl erziehen und endlich als ihre Erbin gut an den Mann bringen zu können. Sie wollte Margarethen alles Das gleich selbst sagen, und so setzte ich mich hin und schrieb es in ihrem Namen wieder nach Brusio. Dießmal ging der Brief mit der Post ab. Die Alte ließ sich noch mancherlei erzählen und war sehr zufrieden, daß Margarethe bei den Signori Trippi, den Honoratioren ihres Ortes, in Ansehen und Achtung stehe. Zum Dank für so gute Nachrichten setzte sie uns ein gutes Frühstück in Wein und Käse vor, und als wir uns verabschiedeten, nahm ich die Beruhigung mit, daß Margarethens Kind hier gut aufgehoben und geborgen sein werde. Möge der Dichter der Idyllen über Pepita's Jugend gewacht und ihr eine glückliche Ruhe für alle Zeiten ins Herz gehaucht haben!

Prosper war mit seinem Vormittage zufrieden; er wollte sich den guten Eindruck nicht stören lassen, und wir spazierten allein durch die schattigen Alleen in der Nähe. Auf einer Steinbank ruhten wir aus. Plötzlich zog Prosper einen Brief aus der Tasche und hielt ihn mir unter die Augen. Von Ellen? sagte ich.

So ist es! lächelte er — sie hat ihr Wort gehalten und mir von Lausanne aus geschrieben — ich habe ihr nach Montreux, wo sie jetzt ist, geantwortet.

Und wie schreibt sie? fragte ich.

So, wie Sie es wünschen, antwortete Prosper und versuchte, zu lächeln — wie eine „Reise-Bekanntschaft" an eine „Reise-Bekanntschaft" schreibt. Ich hoffe, fügte er dann hinzu und drückte mir krampfhaft die Hand — ich hoffe, Sie, auch eine Reise-Bekanntschaft, werden mir wärmer schreiben. In wenigen Tagen verläßt sie den Genfer See, um noch vor dem

Winter Italien zu erreichen; nächstes Jahr geht sie nach Griechenland und in den Orient, immer den Spuren ihres Lords folgend und sich immer mehr und mehr vertiefend in ihren unheilvollen Wahnsinn.

Sein Nacken, der stolz und energisch, wenn auch etwas geneigt, den schönen Kopf zu tragen gewohnt war, beugte sich herab; er legte beide Hände in den Schooß und betrachtete schweigend den Brief, den er halb zerknittert vor sich hin hielt. Dann sprang er auf und sagte: Wir wollen die kurze Zeit, die wir noch mit einander zu verbringen haben, nicht so eitel verschwenden, sondern heiter leben. Sprechen wir nicht mehr von Como und seinem Abenteuer.

Das thaten wir denn auch nicht. Die zwei Tage wurden nützlich und heiter dahin gelebt; die Kollegien waren noch nicht geschlossen, und wir besuchten den belehrenden Professor Löwig und den interessanten Oken.

Als ich weiter wanderte, nahm ich das süße Bewußtsein mit, in den Schweizer Bergen zwei gute, warme Freunde zurückgelassen zu haben. — —

Prosper schrieb mir, ich antwortete, und Jahr auf Jahr verging. Prosper hatte schon die Universitäten von Bern und Paris hinter sich und saß bereits als Arzt in seiner Vaterstadt Lausanne, und seine Lebens-Ansichten, die er mir auf der Terrasse von Varenna aus einander gesetzt, schienen, trotzdem er sie selbst als Lug bezeichnet hatte, nach und nach Lebenswirklichkeiten werden zu wollen. Mit Emil ging es nicht so, wie es Prosper gewünscht hatte. Der sah bald ein, daß er nicht für die Wissenschaft geboren war, und hatte sich, lange bevor der Freund aus Paris zurückgekommen, als solider und ruhiger Besitzer eines kleinen Gutes am Ufer des Genfer Sees, in der Nähe von Lausanne, eingerichtet und mit bürgerlicher Ruhe unter den Töchtern des Landes gewählt und ein Weib genommen. Prosper schrieb mir oft und mit Freude von des Freundes, wenn auch beschränktem, doch schönem Glücke. Im Ganzen bildeten die Erfahrungen,

die er in der Fremde, besonders in Paris, gemacht, den Inhalt seiner lebensvollen und warmen Briefe. Bei den nur wenigen gemeinschaftlichen Erlebnissen war es natürlich, daß er von Zeit zu Zeit auf die Tage vom Comer-See zurückkam und an diesen oder jenen Moment erinnerte. Der Ton, in welchem er von jenen Zeiten sprach, war aus einem melancholischen nach und nach ein ziemlich klarer und endlich ein so ruhiger geworden, daß ich, da ich Anfangs nur mit Vorsicht auf diesen Gegenstand unseres Briefwechsels eingegangen, endlich ohne Rückhalt darüber sprach und ihn zuletzt als einen veralteten und erschöpften ganz fallen ließ. Aber damit verschwand auch der Stoff, der uns ursprünglich an einander geknüpft hatte — unsere Lebenswege nahmen ganz verschiedene Richtungen — Prosper war sehr beschäftigt, und der Briefwechsel stockte. Höchstens alle zwei Monate kam mir ein Brief mit dem Poststempel Lausanne zu.

So kam das Jahr 1846 heran. Ich bereiste Norddeutschland und machte in Hannover einen längeren Halt. Dort erreichte mich ein Brief Prospers, in welchem wie schon seit lange nur noch von politischen und gesellschaftlichen Zuständen seiner Heimat die Rede war und in welchem der junge Arzt für einige Zeit Abschied von mir nahm, da er, zu einer munizipalen Würde erhoben, viel Arbeit vor sich sah. Desto mehr überraschte es mich, als ich schon einige Tage später wieder einen Brief Prospers in Händen hielt. Dieser war kurz, offenbar in Eile geschrieben, und lautete so:

„Mein Freund!

„Stellen Sie sich meine Ueberraschung vor! Vorgestern ist Miß Ellen Grey mit ihrem Vater hier in Ouchy angekommen. Sie stieg im Anker ab und ließ mich sogleich holen. Ihre Gesundheit ist angegriffen und schwächer als vor vier Jahren, aber sie sieht doch jünger und unendlich schöner aus als damals. Ihr Wahnsinn ist derselbe, nur, wie es scheint, intensiver. Sie hat ganz Italien, Griechenland und einen Theil des Orientes

gesehen — oder vielmehr nicht gesehen. Sie spricht nur von Abydos, Missolunghi ꝛc., nur von den Orten, die Byron berührt hat und die ihr heilig sind. Ich habe den ganzen gestrigen Tag in ihrer Gesellschaft verbracht; heute ging sie in das Lausanne gegenüber liegende Bad Evian ab, und ich bin ihr Arzt. Sie ersehen daraus, daß ich ein gewissenhafter Medicus bin, denn ich selbst habe sie dahin und von Ouchy fortgeschickt. Doch werde ich sie oft besuchen. Emil grüßt Sie. Er ist ein ganzer Philister geworden. Da er von Ellens Ankunft hörte, schlug er verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen. Er ist ein Narr und hält mich auch dafür. Ich aber bin es seit lange nicht mehr, sondern bin ein ruhiger Bürger und praktischer Mann. Apropos! Meine Familie will mich verheirathen, ich glaube aber nicht, daß etwas aus der Sache wird.

Ihr Prosper."

Diesem Briefe, welcher trotz seiner Schlußsätze meine Besorgniß erweckte und meine Aufmerksamkeit dem Genfer See zulenkte, folgten rasch und unregelmäßig viele andere, die mir bald bewiesen, daß jene Besorgniß nicht unbegründet gewesen. Ich gebe hier nur Auszüge derjenigen, welche dem Ende zudrängende Einzelnheiten enthalten.

„Evian, im August.

„Ich schreibe Ihnen dieses unter den zwei prächtigen Platanen, die den ganzen Hof des Badehauses wie ein großartiges Zelt undurchdringlich beschatten. Im Badehause selbst wohnt Ellen, die jetzt Siesta hält, nachdem wir auf dem See eine kleine Spazierfahrt gemacht. Ich bin nämlich ihr Arzt und habe mir einen schönen, bequemen Kahn bauen lassen, der mich alltäglich von Lausanne hieher bringt. Von Lausanne aus sehe ich mit einem guten Fernrohr über den See, der hier am Breitesten ist, aus meinem Fenster gerade in das Fenster Ellens, und das thue ich oft und verbringe mit dieser kindischen Beschäftigung meine halbe Zeit; hier in Evian hüte ich mich, hinüber

nach Lausanne zu sehen, was doch das Hauptvergnügen der hiesigen Gäste auszumachen pflegt. Jeder Blick da hinüber vermehrt meine Gewissensbisse; denn ich vernachlässige meine Kranken, meine Familie, meine Pflichten, meine ganze Zukunft. Sie sehen, ich fange an, mich anzuklagen, ich greife zu dem erbärmlichen Mittel schwacher Seelen, das zu nichts führt, als zur Befestigung in der Schwäche. Anstatt mit einem energischen Ruck ihrem Zustande eine andere Wendung zu geben, erleichtern sie sich für Momente in Worten. Wenigstens gebe ich mich in dieser Hinsicht keiner Täuschung hin. Die kurze Spanne Zeit, die Ellen noch gegönnt ist, will ich mit allem Glück und Unglück bis auf die Neige auskosten. Sie schwindet dahin und wird den Herbst nicht überleben. Folge dann, was will; mir ist die Zukunft gleichgültig, darum bin ich geizig mit der Gegenwart, mit dem Augenblicke, den ich mit ihr verleben kann. Sollte man nicht meinen, daß diese Augenblicke nur Freude, nur Glück bringen? Mein Freund, sie sind nur eine Reihe der bittersten Kämpfe, der erniedrigendsten Kämpfe gegen Schatten. Ihre Einbildung, ihr Byron zehrt an ihr wie ein Vampyr. Es ist furchtbar, sich sagen zu müssen, daß sie ohne diesen Vampyr vielleicht ihrer Krankheit hätte entrissen werden können, und beschämend ist es, sich in einem nutzlosen Kampfe gegen einen unsichtbaren Feind, gegen einen todten Nebenbuhler aufreiben zu müssen. Wo ihn fassen und wo den Muth hernehmen, den schönsten Traum eines geliebten Herzens zerstören zu wollen?

„Trotzdem bin ich nicht ganz elend. Meine Fahrten über den See zu ihr herüber; kleine Ausflüge mit ihr über die herrliche Wasserfläche, durch Sonnenlicht oder Mondschein; ihr hingebendes Vertrauen; das Glück, sie ungestört, oft allein, abgesondert von aller Welt, betrachten zu können, ihr zuzuhören — alles Das webt doch ein Netz von lieblichen Stunden und Gefühlen um mich, dem ich nicht entrinnen möchte. Der Vater überläßt sie meiner Sorgfalt gern, und Emil ist gut. Oft begleitet er mich als Steuermann, wenn ich in der Nacht herüber

muß, und läßt nun auch von den Vorwürfen ab, die er mir nach der Ankunft Ellens schuldig zu sein glaubte. Ja, er sucht mich zu beruhigen, wenn ich mir selbst über Vernachlässigung meiner Stellung Gewissensbisse mache. Warum ist man mit solcher Freundschaft nicht zufrieden?!"

„Evian, vom Ende August.

„— es war einer jener Tage, die man als unvergängliches Stück Jugend, als Zehrpfennig für traurige Zeiten und armes Alter mit sich fortträgt durchs Leben. Wir fuhren schon sehr früh von Evian ab. Ellen befand sich wohl und war heiter. Sie lag auf einem weichen Lager mitten im Kahn, der Vater übernahm die Besorgung des Segels und kam als ächter Engländer seinen Verpflichtungen trefflich nach. Ich saß zu Häupten Ellens am Steuer. Ein sanfter Südwestwind trieb uns sacht gegen Chillon, das wir schon seit lange nicht besucht hatten und das eine der heiligen und von Ellen besonders bevorzugten Stätten ist. Wie sehr es mich Anfangs auch empörte, immer den Priester und Helfer ihrem Götzendienste zu spielen, so habe ich mich doch endlich daran gewöhnt, ich denke bei solchen Fahrten mehr an das Vergnügen, mit Ellen zu sein, als an den Zweck der Fahrten. Auf der kleinen, kaum zwei Schritte breiten Insel, auf welcher die drei Bäume stehen, die in dem Gedichte „Der Gefangene von Chillon" erwähnt werden, legten wir zuerst an. Ellen setzte sich am Fuße der Bäume hin und flocht aus Gräsern, Blättern und wilden Blumen, die da wuchsen, einen Kranz, den sie sich dann aufsetzte. Sie sah wie Ophelia aus, und der Eindruck von Frische und Gesundheit, den sie mir am Morgen gemacht, war dahin. Traurig brachte ich sie nach Chillon.

„Eine geschwätzige Pförtnerin fing an, mit großer Suade die Geschichte des alten Schlosses zu erzählen. Ellen gebot ihr Stillschweigen und stieg mit feierlichen Schritten in den Kerker Bonivards hinab. Wie sie in dem langen, dunkeln Säulengange, noch immer den Kranz auf dem Haupte, auf und niederschritt,

schien sie mir bald eine begeisterte Priesterin, bald eine Wahnsinnige. Wie schön sich auch auf dem dunklen Grunde die junge, zarte Gestalt ausnahm, doch ergriff mich ein Gefühl der Entrüstung; es war mir, als ob plötzlich alle Liebe von mir abfiele, und mit schnellen Schritten verließ ich das Gewölbe und ging hinaus, über den öden Hof, und setzte mich aufathmend auf das Geländer der Zugbrücke ans heitere Sonnenlicht. Ich kam mir selber so wahnsinnig vor wie Ellen und bildete mir ein, mit diesem Bewußtsein plötzlich meine Heilung erreicht zu haben. Aber ich fühlte mich so öde; mein ganzes Wesen schien seinen Inhalt verloren zu haben. Ich drückte mein Gesicht in die Hände und suchte in der Erinnerung den Menschen, der noch vor Wochen in mir gelebt hatte; ich fand ihn nicht. — Ich öffnete die Augen und sah nach dem schönen Berge des Dent de Jaman, nach den rauschenden Bäumen rings um mich, nach dem lächelnden See; ich versuchte es, den Liedern der Vögel in den Zweigen zu lauschen — es war mir Alles farb- und tonlos, kalt, gleichgültig.

„Mit diesen Experimenten des Arztes mit einem Kranken mochten Stunden vergangen sein, denn als Ellen aus dem Schlosse trat, war es bereits ziemlich spät. Sie sah mir erschrocken ins Gesicht, das allerdings zerstört und blaß geblickt haben mochte, und fragte mich theilnahmsvoll, was mir fehle. Der ekstatische Ausdruck, den sie aus dem Kerker mitgebracht, verschwand bei dieser Frage schnell aus ihren Augen und wich dem herzlichsten innigsten Mitleiden. Seit Wochen gewohnt, in ihrem Gesichte zu lesen, entging mir dieser schnelle Wechsel nicht, und meine Seele jubelte auf in der unterdrückten Frage, ob nun endlich das Phantom zu weichen anfange. Ich beruhigte sie, schützte ein vorübergehendes Kopfweh vor und führte sie in den Kahn.

„Indessen hatte sich das Wetter geändert; der sanfte Südwestwind war in einen ziemlich energischen Südwind umgeschlagen, der gerade von Evian, dem wir zusteuern wollten, stark herwehte. Wir lavirten: der segelkundige Vater that sein Möglichstes; so

kamen wir zwar etwas vorwärts, konnten aber vom nördlichen Ufer nur schwer abkommen. Schon senkte sich die Nacht herab, als wir noch zwischen Vevay und Lausanne hin und herfuhren, ohne Hoffnung, bei anhaltendem Winde das südliche Ufer vor vielen Stunden zu erreichen. Ellen war zwar munter und freute sich am Schaukeln des Kahns und der Verlegenheit ihres Kapitäns und Bootsmannes, ich aber besorgte, daß ihr der laue Südwind eine böse Nacht verursachen werde. Aehnliches schien der Vater zu fürchten, denn er fragte mich mit besorgter Miene, ob nicht am nördlichen Ufer wo eine Herberge für diese Nacht zu finden wäre. — Wenn Sie, sagte ich, die Fahrt unterbrechen wollen, was ich vollkommen billigen würde, so wüßte ich unfern von Lausanne ein gastliches Haus, das glücklich wäre, Sie zu beherbergen. — Der Vater ging darauf ein, und Ellen war mit der Abwechselung zufrieden. So richtete ich das Schiff gegen Lausanne und Ouchy; dahin ging es rasch, und schon nach einer halben Stunde konnte ich Ellen die Fenster des Hauses zeigen, in dem sie übernachten werde. Eine freundliche Villa, in der gut wohnen sein muß! sagte sie — sie muthet mich gastlich an. So habe ich mir immer meine Villa gedacht, abgewendet vom Lärm der Welt, mit einem Fuße im See und einen Kahn davor. Aber, fügte sie hinzu, werden wir ihrem Eigenthümer auch willkommen sein? — Er wird glücklich sein, sagte ich und küßte ihre Hand, denn es war mein Landhaus, vor dem wir eben anlangten. Meine Tante hatte es mir gekauft, um der beabsichtigten Heirath mehr Glanz zu geben, und es so komfortabel als möglich eingerichtet. — Ich führte, zitternd vor Freude, Ellen durch meinen Garten, in mein Haus; die Dumpfheit, die sich vor Chillon meines Wesens bemächtigt, verschwand und machte ganz dem süßesten Gefühle Platz, der holden Illusion, als ob ich Ellen für immer und ewig in meinen Lebenskreis einführte. Jedes Wort des Wohlgefallens, das sie auf dem Wege durch den Garten über die freundliche Besitzung aussprach, fiel mir warm ins Herz, und das verwunderte Gesicht meiner

Wirthschafterin, als ich über die Schwelle trat, machte mich glücklich lächeln. Ich führte Ellen und den Vater in den untern Salon. Bei wem sind wir? fragte Jener. — Seien Sie mir in meinem Hause herzlich willkommen! antwortete ich. Der Vater schlug herzlich in meine Hand, und Ellen war freudig überrascht; auch sie faßte meine Hand und drückte sie warm. Sie schien etwas aufgeregt und war schweigsam, dann reichte sie mir die Stirn zum Kusse. Der Vater verließ uns, um mancherlei aus dem Kahne zu holen, und ich war allein, in meiner Stube allein mit Ellen. Wir waren beide stumm. Schweigend führte ich sie an einen großen Fauteuil; sie sah sich in der Stube um und lächelte, dann sagte sie: Lieber, theurer Freund, ich fühle mich so wohl und glücklich unter Ihrem Dache! Wäre die alte Wirthschafterin nicht mit der Lampe gekommen, ich wäre ihr zu Füßen gesunken, ich hätte ihr gesagt, daß ich sie unendlich liebe. — Bald saßen wir gemüthlich um den Tisch, auf welchem die Theemaschine sang. Wir plauderten, wir scherzten, wir lachten, wie wir es noch nie gethan hatten; es herrschte eine klare Heiterkeit, deren ich uns drei nicht für fähig gehalten hätte. Der Vater wurde ganz und gar zum behaglichen, englischen Hausvater, und er gestand es zu, indem er versicherte, daß er sich nicht so komfortabel gefühlt habe, seit er seinen Theetisch in Calcutta verlassen. Ellen stimmt mit ein in das Lob meines Hauswesens und machte die Hausfrau. Sie hatte sich den Schrank gemerkt, aus dem die Alte die Utensilien genommen, und sie holte manches Fehlende und ging, lieblich waltend, bestellend und besorgend hin und her. Mein lieber, ferner Freund! muß ich es Ihnen erst sagen, welche Gedanken und Wünsche mir während dieser Stunden lieblich schwärmend durch den Sinn zogen?

„Es wurde spät, und ich mußte mich zurückziehen, um meine Gäste der Ruhe zu überlassen. Ich nahm Abschied, versprach, mit dem Frühesten zu kommen, und wanderte gegen Lausanne, da ich es nicht für gut gehalten haben würde, in dem Landhause zu übernachten, selbst wenn es des Raumes genug gehabt hätte.

Schon hatten die Frau Basen von Lausanne ohnedieß viel zu sprechen von der „tollen Engländerin", mit der ich umherziehe, für die ich meine Kranken vernachlässige, meine Carriere ruinire und eine sehr vortheilhafte Heirath vereitele. Langsamen Schrittes ging ich den Hügel hinauf der Stadt zu, immer in Gedanken bei dem Bilde häuslichen Glückes verweilend, das ich eben verlassen hatte. Ich malte es mir immer schöner und schöner aus, ich suchte es zu festigen für ewige Zeiten, und mitten unter diesen Gedanken mußte ich mich daran erinnern, daß Ellen jetzt in dem Bette schlafe, das meine Tante der mir bestimmten Braut zugedacht hatte. Ich erschrak, als ich mich plötzlich vor meinem Hause in der Stadt fand; ich wollte pochen, es war mir nicht möglich. Es schien mir hart, das einsame Haus am See so allein und unbewacht zu lassen, und ohne zu wissen, was ich that, wandte ich meine Schritte und wanderte wieder der Villa zu. Es war eine schöne Nacht, und Alles lachte mir freundlich, nur die Häuser, in denen über mein Treiben so viel geplaudert worden, schienen mich dumm und neidisch anzuglotzen, und ich zuckte verächtlich die Achseln. Freudiger Lebensmuth überkam mich, ich hob den Kopf und schritt frisch und munter, den Sternen in die Augen sehend, mit großen Schritten die Berge hinab. Leise schlich ich durch den Garten und sah zu der Stube hinauf, in der Ellen schlief. Good night! sagte ich leise und setzte mich auf die Treppe vor dem Hause. Ich sah über den See, der Bahn entgegen, auf der ich morgen mit Ellen wieder fahren sollte, und ich entdeckte noch Lichter in Evian, dem Bade, das ihr ihre Gesundheit wiedergeben sollte. Erschrocken schlug ich die Hände zusammen, und mein ganzes Glück schien zerrinnen zu wollen. Seufzend ließ ich den Kopf fallen; all mein ärztliches Wissen kam in wilde, chaotische Bewegung. Ich wühlte es auf und suchte nach Mitteln, dieses theure Leben zu retten. Mit ungeheurer Anstrengung kombinirte ich, verglich ich, suchte ich mich an Alles zu erinnern, was ich je gehört, gelesen, gelernt hatte. Oft warf ich mich entmuthigt

auf die Steintreppe hin und küßte verzweifelt und doch wie Trost und Muth suchend, die Schwelle, die ihr Fuß berührt hatte. Dann fielen mir wieder die häufigen Täuschungen der Aerzte, die plötzlichen Rettungen ein, und ich schöpfte Athem und klammerte mich an diesen Halm. Ihre wahnsinnige Byrons-Idee, sagte ich mir, die keine Befriedigung finden konnte, mag der einzige zehrende Wurm ihres Lebens sein. Gottlob! sie scheint sie verlassen zu wollen, und wie viele Wahnsinnige, die während des Wahnsinnes hinsiechen, mit der Heilung des Geistes auch die des Körpers erlangen, so kann auch sie wieder aufblühen, wenn sie zur Wirklichkeit erwacht — wenn sie liebt, wenn sie mich liebt! Der Gedanke war zu schön, als daß ich ihn hätte lassen können; ich spann daran weiter, und ich glaubte, daß Ellen seit diesem Abend die Schönheit des wirklichen, liebenden Lebens erkannt habe. — Nicht vom Rauschen der Bäume, vom Lispeln des See's wollte ich gestört sein, und ich drückte die Ohren in die Hände und schloß die Augen und träumte von den Abenden in dieser Stube hinter mir. Schnell vergehen die Stunden mit solchen Träumen. Als ich die Augen wieder aufschlug, war es Tag, und ich wußte nicht, ob ich wachend oder schlafend geträumt hatte. — Ich stieg in den Kahn und bereitete Alles zur Abfahrt und trug Kissen und Teppiche hinein. Dann setzte ich mich in die Stube, dem Fauteuil gegenüber, welcher gestern Ellen umarmt hatte. Das ganze Haus schien mir so freundlich, daß ich mir vornahm, es künftig ausschließlich zu bewohnen. Die Tante hatte es mit großer Bequemlichkeit eingerichtet, aber es sollte doch Manches verändert werden, Manches hinzukommen, was ihm einen mehr englischen Anstrich und einen edleren Anhauch geben sollte. Ich war ganz in Wirthschafts-Gedanken vertieft, als meine Gäste eintraten. Ellen sah man nicht, wie sonst, die Müdigkeit von der gestrigen Reise an; sie blühte, wie eine junge Rose, und sie schrieb Das der süßen Ruhe in meinem Hause zu. Ich gab ihr den Arm, um ihr noch den Garten und die schöne Aussicht zu zeigen. Am

Kahne bemerkte sie die Vorbereitungen zur Abfahrt. Wollen Sie uns so schnell los werden, lieber Prosper? fragte sie vorwurfsvoll scherzend — das ist schade; denn ich hoffte, Sie würden uns noch wenigstens den Tag hindurch beherbergen wollen. Ich fühle mich hier so wohl wie nirgends, wie seit lange nicht! — Jubelnd sprang ich in den Kahn und warf Kissen und Teppiche rücksichtslos zurück in den Garten und auf das nasse Gras. — Theure Ellen! rief ich und faßte ihre beiden Hände — schon der gestrige Abend hat mir dieses Haus fürs ganze Leben theuer gemacht! — Sie ließ ihre Hände in den meinigen ruhen und sah mich schweigend an; dann wie aus einem Traume erwachend, sagte sie: Ja, es war eine schöne Einkehr! Und um sich blickend, fügte sie hinzu: Es ist so schön hier, so schön ist der ganze See, so schön ist Alles! die Berge, die Sonne, die Bäume, die Blumen hier. Es ist mir, als ob ich Das alles, als ob ich Sie, lieber Prosper, Sie, den guten, alten theilnehmenden Freund, zum ersten Male sähe. — Ellen! rief ich entzückt, halten Sie dieses Gefühl fest! Gehören Sie Ihrem Vater, Ihrem Freunde! Lassen Sie nicht wieder den undurchdringlichen Nebel aufsteigen, der Sie von ihnen trennt! Halten Sie diese theuren Augen offen für Sonne, Bäume und Blumen und das Herz offen für Die, die Sie lieben! Ellen, rief ich endlich mit gebietender Stimme, Ellen, werden Sie gesund!

„Sie fuhr sich mit beiden Händen über Stirn und Wangen und blickte gedankenvoll vor sich hin. Dann ließ sie den Kopf sinken und sagte beschämt, aber lächelnd: Glauben Sie mir, mein Freund, ich sehe klar.

„Sie hängte sich an meinen Arm, und wir gingen schweigend durch den Garten auf und nieder. Wie sie manchmal stehen blieb und die Stirn in die Hand stützte, schien sie Gedanken zu suchen und zu sondern, und ich wollte sie nicht stören; nur lächelte ich ihr manchmal Ermuthigung zu. Doch wollte ich sie nicht in Brüten versinken lassen, sie im Gegentheil in der schönen Welt, die sie erkannt hatte, festhalten, und so führte ich sie auf eine

Terrasse am See und deutete hinaus auf das herrliche Schauspiel, das sich vor uns aufthat. Sie nickte mit dem Kopfe und folgte meiner Handbewegung, dann aber wandte sie sich mir zu und hatte die Augen voll Thränen. Ja, mein Freund, rief sie, ich sehe und erkenne Alles! und mit diesen Worten fiel sie an meine Brust, und ich drückte einen glückseligen Kuß auf ihre Lippen.

„Ich habe diesen Brief mit der Absicht angefangen, Ihnen den Tag auf meiner Villa zu beschreiben; ich werde es nicht thun, ich kann es nicht. Es war der schönste, glücklichste, reichste Tag. Genug! Ich glaube an Glück, ich hatte eine Offenbarung des Glückes. — Ellen war den Tag hindurch die Hausfrau in meinem Hause — der Vater war der glückliche Zuschauer eines glücklichen Schauspiels. Er sprach wenig, er ließ uns gewähren. Nachmittags kam Emil herüber und fühlte sich bei der Engländerin sehr wohl und behaglich. Abends begleitete er uns hinüber nach Evian und kehrte heute Morgen zurück auf meinem Kahne. So bin ich glücklich abgeschnitten und muß hier bleiben, bis er mich holt. Ellen kommt. Leben Sie wohl. — Ich mußte von meinem Glück sprechen, ich mußte es weit in die Welt hinaus und in das vertraute Herz eines Freundes verkünden. Leben Sie wohl.

Ihr Prosper."

Wochen, Monate verflossen — es kam mir nach diesem Briefe vom Genfer See keine Nachricht zu, wie sehr ich auch drängte, wie sehr ich Prosper mit Fragen bestürmte. Endlich gegen Ende des Jahres erreichte mich in Prag ein Brief, der den Poststempel Lausanne trug und dessen Schrift mir fast ganz unbekannt war. Er war von Emil und sagte nach einer traurigen Einleitung und unter Anderem ungefähr Folgendes:

„Vor vierzehn Tagen haben wir sie begraben, und zwar hier auf Lausanner Grund; denn sie starb in Prospers Hause, ihn liebend und drei Tage vor ihrem Tode mit ihm vermählt. Der Lord Oberrichter von Indien ist vorgestern mit seinem Schwiegersohn Prosper auf seinen Posten in Calcutta zurückgekehrt. Er

hat es zwar von Prosper nicht verlangt, daß er Europa mit ihm verlassen solle, aber dieser hat, ohne ein Wort darüber zu sagen, seine Sachen gepackt und ist mit in den Wagen gestiegen. So fuhren sie Beide ab. Ein Mann wie Prosper kann seinem Kummer nicht erliegen; ein Mann wie Prosper rafft sich auf. In wenigen Jahren werden wir von ihm hören und von den Diensten, die er, seinen Aufenthalt in Indien benutzend, den Naturwissenschaften geleistet haben wird. So wird sein Schicksal, ich hoffe es mit ganzer Seele, noch eine günstige Wendung nehmen und er sich ein Leben schaffen, das seines edlen Geistes würdig ist. Hier, wo alle seine Verhältnisse gelöst waren, wäre ohnehin nicht länger seines Bleibens gewesen. Ich aber bin nun allein. Von Alexandria versprach er mir und Ihnen zum ersten Male zu schreiben. Könnten wir es für die Zukunft nicht so einrichten, daß wir die empfangenen Briefe eintauschten und uns so der Korrespondenz mit dem fernen Freunde doppelt freuten? Schreiben Sie mir und kommen Sie doch, sobald es Ihre Verhältnisse erlauben, nach Lausanne — wie Vieles hätten wir zu besprechen! Ihr ergebenster Emil."

Zweites Buch.

1.

Eine indo-germaniſche Geſchichte.

Miß Ellen Grey, die in Lauſanne begraben liegt, war nicht die einzige Blume aus Hindoſtan, die der Wind des Zufalls über meine Lebenswege trug. Noch einen zweiten Gruß ſchickte mir das fabelhafte Hindoſtan in Geſtalt Aurengs, den ich auch eine Blume nenne, obwohl ich ihn nur in Schmutz und Gaſſenkoth blühen ſah. Denn ſeit ich Sakuntala geleſen, erſcheinen ſie mir alle als Blumen und Pflanzen, dieſe Kalidaſa'ſchen Menſchen, alle als ſchöner Uebergang vom Lotos zum redenden Geſchlechte, und dieſer Aureng war ein ächter, wirklicher und wahrhaftiger Nachſproſſe jener Sakuntala'ſchen Weſen, ein wirklicher und wahrhaftiger Sohn der uralten Hindus vom heiligen Ufer des Ganges.

Spring Street iſt nur durch Newroad von jenem Theile Londons getrennt, den man gewöhnlich allein unter dem Namen Weſtend begreift — aber welche zwei verſchiedene Welten in Weſtend und in Spring Street! Weſtend, die Welt der Grooms, Jockey's, Kammerjungfern, die Welt der Renten, der Eitelkeit, des Glanzes, mit Einem Worte „Vanity Fair" — Spring Street eine ökonomiſche Gaſſe zimmervermiethender Wittwen und arbeitender Gentlemen, die von der Gentry wohl eingeladen, aber

nie besucht werden, die ein Bedroom ohne Salon und höchstens zu Fünfen einen Parlour haben. Im Mai 1850 war diese ökonomische Gasse von Flüchtlingen aller geschlagenen Nationen bewohnt, und in einem kleinen Hause, das einen Parlour, gar keinen Salon und viele Bedrooms besaß, wohnte ich.

Um ins Lese-Kabinet oder zu Freunden oder in die City zu gelangen, mußte ich alltäglich an Stanhope Place vorbei, der vom Westend dem Hyde Park zu ausmündet. Als ich den Weg zum ersten Mal machte, um ihn in Zukunft mit Regelmäßigkeit zur selben Stunde zu wiederholen, blieb ich an der Ausmündung dieser Westend-Gasse überrascht stehen.

Es war ein unangenehmer Tag. Durch den dicken Nebel blickte die Sonne strahlenlos und hing todt und braun wie eine Leber am Himmel; ein feiner Regen rieselte unaufhörlich herab und erweichte den Mac-Adam, der unter den Rädern der eleganten Cabs aufspritzte und die Kleider plebejischer Wanderer besprenkelte. Mit großen Sprüngen suchte man von einer Seite der Gasse auf die andere zu gelangen. An der Mündung von Stanhope Place, Hyde Park gegenüber, wurden die Sprünge überflüssig, denn da führte ein reingefegter Steg hinüber. Der Mann aber, der mit seinem Besen in der Hand an diesem Stege stand und dem man diesen bequemen Uebergang verdankte, er war es, vor dem ich verwundert stehen blieb. Es war der erste Hindu, den ich im Leben gesehen. Sein Kopf war von einem schneeweißen Tuche turbanartig umwunden; die tiefschwarzen und dichten Locken, die hervorquollen und auf den nackten Hals fielen, und das braune, bronzene Gesicht, ohne die geringste Farben-Nuance, stachen so deutlich von der weißen Kopfbinde ab, und wieder von dem braunen Gesichte, ohne geringsten Farben-Uebergang, traten die dunkelglühenden, großen Augen mit langen schwarzen Wimpern und breitgewölbten, feinen Brauen auffallend hervor, fast eben so auffallend wie die weißen und kleinen Zähne, die aus dem halbgeöffneten Munde glänzten. So war dieser Kopf mit gutem Gewissen schön, jedenfalls interessant zu nennen. Daß die Nase

nur klein war und fast weibisch geformt, vergaß man über dem feinen Schnitt und über den heißen Nüstern. Am Leibe trug der Hindu einen weißen, eng anliegenden Kittel von dünner Baumwolle, als ob er noch in den warmen Palmenwäldern von Benares wandelte, und um den Gürtel einen breiten Shawl, der zwar von Alter ausgefranzt war, aber so unabsichtlich zum malerischen Schmuck wurde. Die ganze Gestalt war schwächlich, zart und trotz einer gewissen Trägheit, die sich in der Haltung aussprach, leicht beweglich und anmuthig. Das Alter war einem ungeübten Auge schwer zu bestimmen; aber bei näherer Betrachtung glaubte man noch an Jugend, wenn auch an eine früh verwelkte. Wie er da stand, den Kopf nach der einen Seite neigte, mit großen Augen die Vorübergehenden ansah und stumm den Lohn für seine Arbeit verlangte, bedeckt von nordischen Nebeln und zitternd in der dünnen Kleidung, hatte die ganze Erscheinung etwas so Rührendes, so traurig Schönes, daß sie trotz der schmutzigen Beschäftigung, trotz des niedrigen Amtes und des Besens nichts von der Romantik verlor, die ein Leser der Sakuntala bei der ersten Begegnung mit einem Hindu zu finden wünscht. Diese Romantik bekam nur noch einen tragischen Anstrich.

Er bemerkte bald, daß ich darum nur so lange nach dem Penny in der Tasche suchte, um ihn desto länger betrachten zu können, und schüchtern ließ er den Kopf noch tiefer sinken. Erst als ich merkte, daß mancher Vorübergehende, meinen Aufenthalt benutzend, hinter meinem Rücken vorübereilte, ohne den Obolus zu bezahlen, ging ich weiter. Der Hindu erkannte meine Absicht, wie er mein anfängliches Erstaunen bemerkt hatte, und er lächelte mir dankbar nach.

So erkannte er mich denn auch sogleich wieder, als ich am nächsten Tage vorüberkam, und schon nach einer Woche waren wir gute Bekannte. Immer wurde ich mit einem „good morning, Sir!“ empfangen und einem „thank you, Sir“ entlassen. Denn das Mitleid, das mir der überpflanzte Hindu ein-

geflößt, ließ mich nie ohne die Steuer eines Penny an ihm vorübergehen. War er mir von Anfang an interessant, da uns Alles, in dessen Gesellschaft wir nicht aufgewachsen und das wir erst später kennen lernten, ewig fremdartig und romantisch bleibt, so wurde er mir von Tag zu Tage noch interessanter, je öfter ich in dieses melancholische Auge blickte, je schreiender und schmerzlicher mir der Kontrast zwischen dem zarten Leibe, dem sanften Ausdrucke des Gesichtes und der niedrigen Beschäftigung erschien. Eine Beobachtung rührte mich ganz besonders. Ich hatte bald bemerkt, daß er, der aus dem Sonnenlande kam, an sonnigen Tagen, die ihn meiner Berechnung nach hätten erheitern sollen, besonders betrübt und traurig dastand, während er an regnerischen ein zwar durchfröstelteS, aber doch zufriedeneS Gesicht zeigte. Anfangs wollte ich mir das so erklären, als ob die Sonne in seinem Gemüth Heimweh weckte — bald aber sah ich ein, daß seine Trübseligkeit einen prosaischen Grund hatte. Die sonnigen Tage waren für ihn die unfruchtbarsten. Der Engländer ist so geartet, daß er wohl geleistete Dienste gern bezahlt; für eingebildete aber hat er kein Auge und keinen Lohn. So mochte denn der Hindu an trockenen Tagen den Weg über die Straße mit seinem Kehrbesen noch so „evident" machen — der vorübergehende Engländer sagte sich, daß diese seine Bemühung eine nutzlose sei, und ließ den Penny in seiner Tasche ruhen. Mir aber ward der Hindu ein guter Bekannter und eine interessante Erscheinung, so gehörte denn der Penny zu meinen täglichen Ausgaben. Und er war mir dankbar für diese Rücksichtslosigkeit dem Wetter und dem Mac-Adam gegenüber, und aus dem „good morning, Sir!" wurde mit der Zeit ein freundlich lächelnder Gruß, der sich auf seinem Gesichte schon vorbereitete, wenn er mich aus weiter Ferne kommen sah. Wer merkt es nicht bald, daß er einen Freund gewonnen? So wußte ich auch, daß der Gassenkehrer mir wohl wollte.

Und so fragte ich einmal, da ich ihm seinen Penny in die Hand drückte: Wie heißt du?

Aureng, Sir.

Guten Morgen, Aureng!

Guten Morgen, Sir! erwiderte er noch freundlicher als je.

Guten Morgen, Aureng! war nun meine tägliche Begrüßungs-Formel, und sie wurde von Tag zu Tage mit größter Freundlichkeit entgegen genommen. Wir waren bereits so gute Freunde, daß es mir unnatürlich erschien, täglich mit dem bloßen Gruße an ihm vorüber zu gehen. So blieb ich eines Tages wieder vor ihm stehen.

Woher bist du, Aureng?

Aus Gomeah, Sir!

Aus Gomeah? — wo liegt Gomeah? am Ganges?

Nein, Sir! am Dammhudöur, den die Europäer Downa nennen. Gomeah liegt zwischen Roganatpour und Benares, nicht sehr weit vom Ganges, dem heiligen, im heiligen Lande selbst, mitten unter schönen Palmen.

Du bist also ein wirklicher Hindu? bist in Hindostan geboren?

Ich bin ein Brahmane, Sir!

Ein Brahmane! Der Name gab mir so viel nachzudenken, daß ich nichts weiter zu fragen wußte und ging. Ein Brahmane! Ich habe einen Freund, der sich mit Sanskrit beschäftigt; ich hielt es für meine Pflicht, Aureng näher kennen zu lernen.

Die Gelegenheit dazu bot sich bald. Ich hatte in Oxford Street Bücher gekauft, und es war nicht „gentlemanlike", das Paket selbst nach Hause zu tragen. So fragte ich Aureng, ob er mir nicht den Dienst leisten wollte, da er, des schönen Tages wegen, nicht viel einzubüßen hatte. Sofort stellte er, freudig zu dem Dienste bereit, sein ewiges Attribut, den Besen in einen Winkel und holte mit mir die Bücher. Auf meiner Stube legte er das Paket hin und wollte sich sogleich wieder entfernen.

Nichts da, Aureng! — rief ich — so gute Freunde wie wir Zwei dürfen einander nicht so verlassen. Du mußt erst ein Glas Sherry mit mir leeren.

Aureng war sehr verlegen, und nur mit Mühe brachte ich ihn dahin, daß er sich an den Tisch setzte, eine Cigarre und das Gläschen Wein annahm. So oft das Dienstmädchen eintrat, stand er auf und verneigte sich tief. Erst nachdem ich ihm durch Zureden zwei bis drei Gläser guten Sherry's beigebracht, wurde er gesprächig, heiter und frei. Hinter dem Braun der Wangen zeigte sich eine feine Röthe, die dem Gesichte einen ganz anderen Charakter gab, man möchte sagen: einen mehr occidentalischen als orientalischen. Die Augen glühten doppelt heiß, und doch schwammen sie milde wie in Nebeln.

Sein Gespräch begann mit der Erklärung, daß er mich heiß liebe; sofort aber knüpfte er eine Entschuldigung daran und bat um Verzeihung für diese Kühnheit. Aber mit all Dem war mir nicht gedient; ich wollte, daß er mir die Räthsel und Mysterien Hindostans aufschließe, und stellte ihm alle möglichen Fragen über indische Kasten, über indische Religion ꝛc. Er wußte von allem Dem nichts; er wußte nur, daß sein Gott Brahma hieß. Aber an die Natur seines Landes, an die Schönheit seiner Heimat erinnerte er sich lebhaft und schilderte sie beredt, denn er sprach trefflich Englisch, und mit den glühendsten Farben. Er erwärmte sich so sehr dabei, daß er im Feuer der Beschreibung die Binde vom Kopfe riß und die dicken, schwarzen Lockenwellen frei auf den Nacken herabfallen ließ. Dann klagte er, daß ihn sein Schicksal aus den Palmenwäldern Gomeahs entführt habe.

Auf welche Weise geschah das, mein Freund?

Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, erzählte er, als eines Tages ein großer Zug von Pferden und Elephanten und vielen Dienern in Gomeah ankam. Auf einem der Elephanten unter einem Palankin saß ein „Sir" und las in einem Buche. Seine Diener schlugen vor Gomeah Zelte auf und leerten vor dem Sir, der sich auf einen Teppich setzte, aus Säcken und Blechbüchsen eine große Menge von Blumen und Kräutern aus, die der Sir sofort zu ordnen und zwischen Papiere zu legen anfing. Nach einer Stunde kamen alle Gentlemen aus Gomeah heraus, die

Gentlemen vom Gericht und vom Heere, und begrüßten den fremden Sir, stellten ihm Sachen vor die Zelte, und ihre Frauen machten ihm Thee. Ich wußte später, daß der Sir, der Mr. W. hieß, ein sehr weiser und sehr vielwissender Mann war, und als ich mit ihm reiste, bekam er von einem Kaiser in Multan den Titel: Sonne der Weisheit, Meer der Wissenschaft und Abgrund des Verstandes. Alles Volk von Gomeah stand um das Lager des Mr. W. umher und bewunderte die Pracht und den Reichthum. Er war nicht lange da, so verließ er alle Gentlemen und ging mit seinen Dienern in die Wälder und suchte Pflanzen. Wir Kinder liefen alle mit. Ich merkte bald, welche Kräuter dem alten Herrn die größte Freude machten; aber er wußte sie nicht zu suchen, und ich kannte genau alle Blumen und Pflanzen, die auf Stunden rings um Gomeah wuchsen. So winkte ich ihm und führte ihn durch den Wald auf einen Platz, wo seine Lieblingspflanzen in großer Fülle wuchsen. Er war sehr erfreut, klopfte mir auf die Schulter und gab mir ein Goldstück. Nachdem er einen gehörigen Vorrath dieser Pflanzen abgepflückt, sah er sich nach anderen um, die er nicht finden konnte. Er nahm einen Stift und Papier, zeichnete die Pflanze und zeigte sie mir. Ich nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu der Blume, die er suchte. Der alte Herr schlug vor Freude die Hände zusammen, dann griff er wieder in die Tasche und gab mir wieder ein Goldstück, und das that er, bis es Abend war, vielleicht zehnmal. Wie wir wieder im Lager ankamen, wollte ich mit meinen Goldstücken zu meinem Vater laufen; da aber packten mich zwei Wachen und setzten mich in ein Zelt und stellten sich davor, daß ich nicht entwischen konnte. Ich weinte die ganze Nacht. Am Morgen kam mein Vater, nahm mir das Geld ab und sagte mir, daß ich mit dem Sir abreisen müßte, daß es der Gouverneur so wolle und daß mich der Sir zu seinem „Blumensucher" von Gomeah bis Kaschmir ernannt habe. Ich weinte sehr, und mein Vater weinte auch; aber er tröstete mich und sagte, daß ich als reicher Mann nach Gomeah zurückkehren werde. Darauf setzte man mich auf

ein Pferd, das Lager wurde abgebrochen, und wir zogen fort. Ich ritt neben Mr. W., der von Zeit zu Zeit eine Blume zeichnete und sie mir zeigte; dann sprang ich vom Pferde und holte sie. Mr. W. war ein guter Mann, und mit jeder Blume, die ich ihm brachte, gewann er mich lieber; ich mußte zuletzt in seinem Zelte schlafen und reiste so bequem wie er selber. In Mirzapur kaufte er mir neue Kleider und in Bandah ein schönes Pferd. Er sprach immer mit mir, und ich lernte schnell seine Sprache, die ich schon in Gomeah zum Theil gekannt hatte. Er aber machte im Hindostanischen nur geringe Fortschritte; er kümmerte sich bloß um die hindostanischen Namen der Pflanzen und unserer Götter. Beide liebte er gar sehr und sagte, sie seien mit einander verwandt. In Delhi mußte ich ihm versprechen, daß ich nie auf die englischen Missionäre hören und nie meinen Gott Brahma verlassen wolle. So reiste ich lange und lange mit ihm, bis nach Kaschmir, durch die schrecklichen Berge des Himalaya, durch Schnee und Eis, bis wir nach Ladak kamen, wo uns die Chinesen mit Wurfgeschossen zurücktrieben. Erst nach drei Jahren kamen wir nach Calcutta zurück. Die Reisen und das Klima hatten meinen armen Master arg mitgenommen, und kaum war die letzte Blume gepreßt und zwischen zwei Pappendeckel gelegt, als er selbst, wie eine gepreßte Blume ohne Saft und ohne Kraft, zusammenbrach. Er war von jeher dünn und mager gewesen, nun aber sah er erst recht wie ein blätterloser, dünner Stengel aus. So blieb ich noch bei ihm, obwohl ich alle meine angesammelten Habseligkeiten bei meinem Vater in Gomeah gelassen hatte, wohin ich bei der Abreise Mr. W.'s zurückkehren sollte. Diese Abreise erfolgte bald, da die Aerzte sagten, die hindostanische Sonne würde ihn wie das Feuer einen Strohhalm verzehren, wenn er sich nicht bald davon machte. So trug man all die ungeheuren Päcke getrockneter Pflanzen auf das Dampfschiff und nach den getrockneten Pflanzen meinen guten Master W. — Ich selbst trug an der Sänfte mit, in der er traurig und weinend saß; denn er liebte Hindostan mit seiner Sonne, mit seinen

Palmen, mit seinen Menschen, und er klagte, daß er in das nebelige England zurück solle. Auch ich weinte, weil es mir weh that, ihn in einem solchen Zustande zu verlassen. Wir setzten ihn zwischen seine trockenen Pflanzen nieder, und ich küßte ihm die Hand zum Abschied. — Aureng, sagte er vorwurfsvoll, das ist Alles, was ich von Hindostan mitnehmen soll? Du willst mich verlassen; mit diesen trocknen Blumen aber werde ich nicht von den Palmenwäldern von Benares, von den Felsen des Himalaya, vom Tempel zu Delhi, von den Thälern von Kaschmir sprechen können — Das alles könnte ich mit dir!

Ich weinte bitterlich, wie er so sprach, aber es that mir zu weh, das Land zu verlassen. Ich küßte ihm noch einmal die Hand und sprang vom Schiffe. Wie ich aber wieder umsah, saß er bei seinen Päcken so verlassen da. O, hätte ich nicht wieder zurückgesehen! in der Rohrhütte von Gomeah am Ufer des Dammhudöur säße ich jetzt und sähe hinaus auf die goldenen Wellen, durch die zurückgeschlagenen Vorhänge, die ich aus Kaschmir und Multan mitgebracht habe — und Gretchen säße neben mir, und ich schnitte in die Ananas und gäbe ihr die Hälfte, oder preßte saftige Früchte aus und reichte ihr den süß berauschenden Saft in einer Kokosschale oder auch in einer Porzellanschale aus China.

Aureng schob beide Hände in die Locken, daß sie in dem dichten Walde verschwanden, und er stützte den Kopf darauf, schloß die Augen, schwieg und fing an zu träumen. War es die Erinnerung an seine schöne Heimat, war es der Sherry, der während seiner Erzählung zu wirken anfing — genug, er schien mir berauscht. Jedenfalls klang es höchst unzusammenhängend, wenn er von einem Gretchen in einer Rohrhütte am Dammhudöur sprach. Ich fürchtete die Wirkungen meines Sherry's, der allerdings etwas stark mit Rum versetzt war, schüttelte Aureng und sagte: Nimm dich zusammen! was plauderst du da von einem Gretchen am Dammhudöur? Ich glaube, du bist berauscht.

Aureng schlug wieder die Augen auf und sah mich lächelnd an, obwohl sein Blick in Thränen schwamm. Nein, Sir, sagte

er, ich bin nicht berauscht, obwohl es freilich dumm ist, von Gretchen und von Dammhudöur zusammen zu sprechen; denn wäre ich am Dammhudöur geblieben, ich hätte Gretchen nie gekannt. Sie sollen Alles wissen, Sir. Aber, fügte er hinzu, indem er durch das Fenster der untergehenden Sonne nachsah, es ist so schön draußen, könnten wir nicht in den Garten hinabsteigen? dort unten könnte ich Ihnen das Uebrige besser erzählen.

Ich nahm die Flasche und mein Glas, er das seine, und wir stiegen in den Garten, d. i. in einen mit wenigen Bäumen und etlichen Blumen besetzten Hof hinab, in dessen einem Winkel unter einem breiten Aste ein Tisch stand. Dahin setzten wir uns, und Aureng nahm seine Erzählung sofort wieder auf.

Ich sah mich also noch einmal nach meinem Master um. Da stand er auf und streckte beide Arme dem Lande entgegen, und ich sah die Thränen, die ihm über die trockenen Wangen liefen, und ich stand ihm so gegenüber, daß ich geradezu in die ausgebreiteten Arme hätte springen können. Er wollte wohl sein geliebtes Hindostan umarmen, aber ich nahm es für mich. Das Schiff setzte sich in Bewegung, die Offiziere schrieen, die Schaufeln rauschten, die Kanonen auf dem Lande donnerten, denn es war ein Kriegsschiff, die Kanonen an Bord antworteten, das Volk im Hafen schrie: Glückliche Reise! — ich schrie mit, ich war betäubt und that einen großen Sprung, und wie ich erwachte, lag ich in den Armen meines Masters und fuhr zum Hafen hinaus. Es war mir, als ob ich Master W. nun noch viel mehr liebte, als sonst, und ich mußte ihn wärmer lieben, da ich sonst Niemanden mehr zu lieben hatte. Er beschäftigte sich auch aufs Väterlichste mit mir und benutzte die langen Tage auf der See, um mich in allerlei, besonders in der englischen Sprache zu unterrichten, die ich schon auf der Landreise ziemlich gut erlernt hatte und die ich nun vollkommen in meine Gewalt bekam, so vollkommen, daß ich die Gespräche und Zänkereien ganz verstand, die zwischen meinem Herrn und einem Clergyman, der an Bord war, tagtäglich stattfanden. Der Clergyman wollte meinem

Herrn täglich beweisen, daß er ein Heide wäre, und sagte ihm vielerlei über Religion; mein Herr deutete jedesmal nach den getrockneten Pflanzen und antwortete nur: Aus diesen Büchern könnte ich Ihnen das Gegentheil beweisen. Aber endlich hörten diese Streitigkeiten auf; mein Herr wurde von Tag zu Tage schwächer und konnte am Ende kaum mehr sprechen. Ich wollte vor Schmerz mit ihm sterben, da ich sah, daß es mit ihm vorbei sei; er aber wurde gegen Ende immer heiterer, und es machte ihm ein besonderes Vergnügen, den Clergyman zu ärgern; er nahm den letzten Rest seiner Stimme zusammen, um ihm Dinge zu sagen, die ihn in Wuth und Verzweiflung brachten. Eines Tages, nach einem solchen Ausbruche, rief mich mein Master an den Hamak, in dem er sich auf dem Verdecke wiegte, und sagte mir mit gebrochener Stimme, doch mit Lächeln, ins Ohr: Aureng, mein lieber Junge, in wenigen Tagen werde ich gestorben sein. Sogleich nach meinem Tode wird sich der Clergyman an dich machen und wird versuchen, dich zu bekehren; es liegt ihm viel daran, denn er ist Missionar und kehrt nach England zurück, ohne Eine Seele gefischt zu haben. Aureng, mein lieber Junge, thu ihm nicht den Gefallen. Dein Gott Brahma ist ein ganz anständiger Gott und ist der älteste Gott, den es heute gibt; es wäre nicht schön, ihn in seinen alten Tagen zu verlassen. Versprich's mir, mein Aureng! — Ich versprach ihm, um was er mich bat, der gute Herr. — Nach wenigen Tagen senkte man ihn auf der Höhe der azorischen Inseln ins Meer. Der Clergyman weigerte sich, ihm einen Segen nachzusagen, ich aber schickte ihm der Thränen viele nach. O, wie einsam war ich nun auf dem weiten Meere und wie traurig!

Mein guter Herr hatte gut prophezeit; kaum war er hinabgesenkt, als schon der Missionar mir zu predigen anfing; ich aber antwortete ihm, wie mein weiser und guter Master es mich gelehrt hatte, und sagte: Mein Gott Brahma ist ein ganz anständiger Gott und ist der älteste Gott, den es heute gibt; es wäre nicht schön, ihn in seinen alten Tagen zu verlassen. —

Der Missionar lachte laut auf und mit ihm
ganze Schiffsmannschaft. „Das ist eine
Missionar, „die leicht zu besiegen sein
weichen wird." Er irrte sich aber. Täg
Predigten, und täglich antwortete ich ihm
mir und stellte mir vor, daß ich in Er
Brahma unmöglich leben könne, und da
alle Pein werde auszustehen haben, oder
zu und versprach mir, daß ich in einem sch
wohnen, schöne Kleider tragen, gute Kos
nur den alten Gott Brahma verlassen wol
weil ich es dem guten alten Herrn verspro
ich in meiner Standhaftigkeit von den
bestärkt. Diese unterhielt es nämlich, di
gungen des Missionars mit anzusehen und
hören und seinen immer mehr und mehr
beobachten. Dieser sein Aerger verwandel
und Raserei, je mehr wir uns der engl
und wurde durch die Sticheleien der Offiz
wilder. Als wir aber nur noch wenige T
hatten, verließen mich auch die Offiziere;
sei des Spaßes genug, und es wäre billig
Englands als bekehrter Christ beträte. De
alter Offizier, der zum letzten Male komm

frühestem Morgen begann der Missionar seine Predi
Neue, und zwar mit größerem Eifer als je. Er wurd
zitterte am ganzen Leibe, seine Stimme donnerte.
Schiffsmannschaft versammelte sich um ihn und hörte
zu; Aller Augen richteten sich auf mich, und man erwa
ich um die Taufe bitten werde. Da das nicht geschah, b
weises Murren aus, und dadurch aufgemuntert, packt
Missionar am Kleide, warf mich zu Boden und rief mit
bebender Stimme: Verfluchter Heide, bete an! — D
Schiffs-Kapitän gewendet, fügte er hinzu: Ich weis
Inseln her, wie man die Heiden behandeln muß; nu
walt kann man sie in den Himmel leiten! — Kaum
diese Worte gesprochen, als der Kapitän winkte und
Matrose mit der Peitsche bereit stand. Ich lag auf d
und sah mich nach Hülfe um und sagte mir, daß ich t
meinem todten Master Wort halten werde. — Di
murrten und waren mit dem Verfahren des Kapitän
Missionars unzufrieden; ich sah sie hülfeflehend an
standen unentschlossen; da kam mir von anderer Seite
Hülfe.

Aureng athmete schwer auf und ich mit ihm. Er
den Schweiß von der Stirn, und so that ich.

Da war, fuhr er nach einigem Stillschweigen
war auf unserem Schiffe ein alter Mann, der mit sein
nach Europa zurückkehrte. Gewöhnlich kümmerte er
um Alles, was am Bord vorging, sondern saß immer

Also Mylord Grey, wie er sah, was vorging, und wie er den Mann mit der Peitsche erblickte, drängte sich durch den Kreis, trat auf mich zu und hob mich vom Boden auf. Bist du ein Unterthan Ihrer Majestät der Königin Viktoria? fragte er.

Ja, Sir! das bin ich.

So erkläre das laut und rufe den Schutz der englischen Gesetze an.

So that ich denn, und ich rief: Ich bin ein Unterthan Ihrer Majestät der Königin Viktoria und rufe den Schutz der englischen Gesetze an!

Alle Umstehenden neigten die Köpfe; der Kapitän winkte, und der Mann mit der Peitsche verschwand; er selbst zog sich schweigend auf seine Galerie zurück. Der Lord Chief-Justice nahm mich am Arme und führte mich aus dem Kreise. Jedermann ging auf seinen Posten und der Missionar in seine Kajüte zurück und kam erst zum Vorschein, als wir in Southampton landeten. So kam ich in England an.

Mr. W. hatte mir vor seinem Tode als einziges Vermächtniß einen Brief an seine Verwandten übergeben. Der gute Mann konnte nicht mehr für mich thun, da seine Reise und die Krankheit sein ganzes Vermögen aufgezehrt hatten. Die Anverwandten, meinte er, würden für mich sorgen und mich um seinetwillen nicht darben lassen, da er ihnen aus Hindostan so große Schätze, nämlich die Pflanzen-Sammlungen, mitbringe, an denen ich so bedeutenden Theil habe. In Southampton verlor ich der Kästen und Päcke wegen bei der Mauth mehrere Tage und konnte erst später als die anderen Reisenden in London ankommen. Hier begab ich mich sogleich zu den Verwandten Mr. W.'s, wurde aber nicht so gut empfangen, als ich nach den Worten des todten Herrn erwartet hatte. Die Schätze aus Hindostan wurden von ihnen nur sehr gering geachtet, und mich überhäufte man mit Vorwürfen, daß ich sie nicht in den Mauth-Niederlagen habe liegen lassen, da man nicht wußte, wo sie im Hause unterzubringen. Einigen Besuchern, die bei meiner Ankunft zugegen

waren, wurde ich, so zu sagen, als der „Sklave" Mr. W.'s gezeigt, und über den guten todten Herrn machte man sich als über einen alten Narren lustig, der im reichen Indien keine anderen Schätze als getrocknete Kräuter und Blumen zu sammeln verstanden. — Man ließ mich einen Tag lang, ohne mich weiter zu beachten, im Hause umhergehen und nach Winkeln suchen, wo ich die Sammlungen Mr. W.'s unterbringen könnte. Ein junger Mann meinte endlich, man müsse doch daran denken, was mit mir anzufangen; aber die alte Dame des Hauses erwiderte, sie wolle nichts von mir wissen, so lange ich in meiner heidnischen Verstocktheit verharre. Es wurde mir nicht verhehlt, daß der Missionar schon da gewesen sei und mich als ein Kind böser Geister dargestellt habe, das durch Noth und Elend auf den Weg der wahren Religion geführt werden müsse. So verließ ich das Haus, ohne daß mir Jemand gesagt hätte, ich solle wieder kommen. Das Haus der Verwandten W.'s lag auf einem Square, und in der Trauer meines Herzens wollte ich mich unter die Bäume auf den Rasen lagern und nachdenken, was ich nun anzufangen hätte. Aber kaum war ich in den Garten getreten, als die darin spielenden Kinder zu schreien anfingen und ein Bedienter mich als nicht hinein gehörig wieder hinaus wies. So wanderte ich trostlos und traurig durch die langen, unendlichen Gassen. In Gedanken vertieft, wie ich war, kam ich jeden Augenblick in Gefahr, von den unzähligen Wagen überfahren zu werden, und wurde rechts und links von den eilenden, hastigen Menschen in die Rippen gestoßen. Ich kam mir vor wie ein gehetztes Wild. Wie die Nacht kam und mit ihr ein mächtiger Regen, wußte ich nicht, ob dieser meine Wangen so naß gemacht, oder die Thränen, die in starken Strömen aus meinen Augen flossen. In den menschenleeren Gassen fühlte ich mich noch trauriger als zuvor, und ich sehnte mich nach den rasselnden Wagen und den Rippenstößen, die mich nicht hatten zur Besinnung kommen lassen.

Ich flüchtete mich in eine Schenke und machte da die Bekanntschaft eines Irländers, der mich für einen Sixpence zu

einer Frau führte, welche Dachstuben vermiethete. Auf einer Stube, die ich mit einigen Irländern theilte, verbrachte ich mehrere Tage, ohne auszugehen, denn ich hatte Angst vor den Gassen und den Menschen. Noch hatte ich Geld genug, um mir das nothwendige Essen holen zu lassen. Als aber der Sonntag kam, fragte mich die Hauswirthin, warum ich nicht in die Kirche gehe. Ich antwortete ihr, daß ich nicht an den Christengott glaube. Sie erschrak und sagte mir, daß ich morgen ihr Haus verlassen müsse; es sei genug, daß sie Irländer beherberge, sie müsse nicht noch Heiden unter ihrem Dache dulden. So ging es mir in mehreren Häusern, und endlich entschloß ich mich, jeden Sonntag früh Morgens auszugehen, um der Frage der Hauswirthin auszuweichen, und so gelang es mir, einige Zeit in einem Hause der Frederick Street auszuhalten.

Aber diese Heuchelei half mir nicht lange. Das letzte Geld, das mir von den Geschenken Mr. W.'s übrig geblieben, war ausgegeben und ich nahe daran, auch aus diesem letzten Aufenthaltsorte gejagt zu werden. Der Hunger hatte sich schon eingestellt, und nun sollte auch bald die Obdachlosigkeit hinzukommen. Ach, wie sehnte ich mich da nach der blühenden Heimat von Gomeah zurück! — Um das Elend voll zu machen, ließ mich der Zufall zu jener Zeit in New Road mit dem Missionar zusammen stoßen. Er hatte sogleich bemerkt, daß ich in Kummer war, und fing mit milder Stimme an: Warum so traurig, mein Sohn? — Ich war so erschrocken, daß ich nicht antwortete; trotzdem fuhr er zu reden fort und erneuerte mit großer Milde seine Bekehrungs-Versuche. Ich antwortete ihm immer nur, daß ich meinem todten Master mein Wort halten wolle. So kamen wir vor meiner Wohnung an, und er trat mit mir ein. Aber er ließ mich allein auf meine Stube gehen und verlangte, die Hausfrau zu sprechen. An dem Tage sah ich ihn nicht mehr, aber wohl in der darauf folgenden Zeit, denn er besuchte mich von nun an öfter. Ich merkte bald, daß er mich nur darum begleitet hatte, um meine Wohnung zu kennen, und ich fühlte auch die

Wirkungen seines Gespräches mit der Hauswirthin. Sie ließ mich ruhig in meiner Stube, obwohl ich nicht die Miethe zahlen konnte, und das wohl nur darum, damit mich der Missionar nicht wieder aus den Augen verliere — aber dieser hatte auch mein Geheimniß verrathen, und kein Mensch im Hause oder in der Nachbarschaft richtete mehr ein Wort an mich, und wenn ich Jemanden anredete, antwortete er nicht. Sie wichen mir aus, als wäre ich mit einer bösen Krankheit behaftet gewesen. Am Meisten schmerzte mich das von einem jungen Mädchen der Nachbarschaft, das bis dahin gern meinen Erzählungen aus Hindostan gehorcht hatte, und das, wie es sagte, gern in meine schwarzen Augen sah, jetzt aber, wenn ich es anredete, mich mit der Hand fortwinkte und ängstlich ins Haus floh.

Dieses Leben in der Einsamkeit mitten unter Menschen wurde mir unerträglich, und ich ging aus dem Hause und kehrte nicht wieder. Anstatt aller Bezahlung ließ ich einen Shawl zurück, den ich um den Leib getragen und der meiner Wirthin immer gefallen hatte. Nun aber irrte ich obdachlos viele Tage in der weiten Stadt umher, ohne zu wissen, wie mir einen Bissen Brod zu verschaffen. Da sah ich in der Nähe der Bank einen Neger, der den Straßenkoth zwischen den Gassen wegkehrte und dafür von den Vorübergehenden bezahlt wurde. Sogleich tauschte ich für meinen letzten indischen Shawl einen Besen ein und suchte eine Stelle, wo ich mir auf dieselbe Weise mein Brod verdienen konnte. Der Ausgang von Stanhope Place gefiel mir, weil ich dort den schönen Hyde Park vor Augen hatte; dort stellte ich mich hin und stehe noch heute dort. Gleich am ersten Abend hatte ich so viel gewonnen, daß ich mir eine Wohnung zu suchen wagte. Mit den Hausleuten kam ich so wenig als möglich zusammen, um ihnen nicht Gelegenheit zu geben, mich nach meiner Religion zu fragen; der Missionar hatte mich aus den Augen verloren, und so lebte ich in Ruhe. Mein Gewerbe brachte mir so viel ein, daß ich schon daran zu denken anfing, wie ich sparen wollte, um mit der Zeit die Ueberfahrt nach Indien bezahlen

und ins Vaterland zurückkehren zu können. Da geschah etwas, das mir London so lieb machte wie mein Vaterland.

Aureng sprach diese letzten Worte mit einem gewissen glücklichen Lächeln aus, das sein ganzes Angesicht verklärte. Doch hielt er in seiner Erzählung inne und sah mich prüfend an, als wollte er noch einmal erforschen, ob ich seines ganzen Vertrauens würdig sei. Ich ahnte, daß nun vorerwähntes Gretchen auf die Szene treten sollte; denn jenes glückliche Lächeln war ein Lächeln voll Liebe, und jener Mädchenname der einzige, der in seiner Erzählung vorgekommen. Um ihm über seinen Zweifel hinweg zu helfen, sagte ich so zutraulich als möglich, wie seine Erzählung fortsetzend: Da lernte ich Gretchen kennen.

So ist es! rief er, indem er aufsprang und über meinen Divinationsgeist verwundert die Hände zusammenschlug — so ist es, wiederholte er, da lernte ich Gretchen kennen! — Aber wie lernte ich sie kennen! fügte er mit melancholischem Gesichte hinzu. An einem kalten regnerischen Abend, nach einem gewinnreichen Tage kehrte ich von meinem Posten in meine Wohnung zurück. Der Regen floß in Strömen herab, und ich eilte, so schnell ich konnte, über Gloceſter Terrace, um mich zu Hause an einer Tasse Thee zu erwärmen. Denn so weit hatte ich es gebracht, daß ich mir auf meiner Stube schon ziemlich gütlich thun konnte. Da zog vor einem der lieblichen und reichen Cottages auf Gloceſter Terrace ein Klagen und Wimmern meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich näherte mich und fand ein junges Mädchen, das zitternd in Fieber und bis auf die Haut durchnäßt vor einer der Gartenthüren lag. Neben ihr im Gassenkothe fand ich einen geschnitzten Staubwedel, wie ihn die hessischen Mädchen in Händen tragen, um ihrer Bettelei den Schein des Handels zu geben. Auch war das arme Geschöpf ein hessisches Mädchen. Ich drehte ihr Gesicht der Laterne zu; es war lieblich und hold, aber bleich und krank. Trotz der Kälte glühte es in Fieber und war dabei traurig und schön anzusehen. Ich nahm sie auf die Arme und trug die leichte Last wie ein Kind eine

Stunde weit in meine Wohnung. Ich legte sie aufs Bett, hüllte sie in eine warme Decke und bereitete ihr eine gute Tasse Thee. Sie ließ Alles mit sich geschehen, ohne nur ein Wort zu sagen. Am anderen Morgen erzählte sie mir, daß ihr Master — denn alle diese hessischen Mädchen sind an einen Master verkauft — ihr mit Prügeln gedroht habe, wenn sie an diesem Tage nicht wenigstens zwei Schilling nach Hause brächte, da sie schon durch mehrere Tage nicht einmal einen Sixpence habe zusammenbringen können. Sie aber war krank, blieb in der Gasse liegen und hatte nicht die Kraft, die Vorübergehenden um ein Almosen anzuflehen. So hatte sie an jenem Abend nicht den Muth, wieder zu ihrem Master zurück zu kehren, da sie schon die Mißhandlungen kannte, welche sie erwarteten, wenn sie nicht die bestimmte Summe mitbrachte. Auf Gloceſter Terrace hatte das Fieber sie so heftig ergriffen, daß sie nicht weiter konnte und daselbst liegen blieb, wartend, bis ein Konstabler kommen und sie unter Dach bringen werde. O Sir! wie traurig klang die Geschichte von diesem süßen Munde, von diesen blauen Augen erzählt, und wie freundlich sah dabei doch meine Stube aus, da ich sie mit diesem blonden Mädchen theilte! Ich beruhigte sie, indem ich ihr versicherte, daß sie bei mir bleiben könne, so lange sie wolle, und daß ihr Master sie hier nicht suchen werde. Dann ging ich aus, um Arzneien für sie zu holen. Mein Geschäft habe ich in jenen Tagen sehr vernachlässigt; erst als Gretchen besser wurde, stellte ich mich wieder an Stanhope Place auf, und Schnee und Regen thaten mir nicht weh, wenn ich daran dachte, daß ich Abends Gretchen zu Hause finden solle. Ach, Sir, sie war bald mein Alles und ersetzte mir Gomeah und Vater und Mutter und Blumen und Palmen Hindostans.

Es thut mir noch heute leid, daß ich bei diesen Worten Aurengs Gesicht kaum mehr sehen konnte; denn es war indessen spät und dunkel geworden. Doch leuchteten seine Augen durch die Dunkelheit. Während er, bewegt, in seiner Erzählung innehielt, schien er das Heranbrechen der Nacht zum ersten Male zu

bemerken, und erschrocken sprang er von seinem Sitze auf. Ach, rief er, es ist so spät — Gretchen wird nicht wissen, was mit mir geschehen, und um mich besorgt sein!

Aber ich drückte ihn wieder auf seinen Sitz zurück. — Gretchen ist also noch bei dir? Ich lasse dich nicht eher fort, als bis du mir Alles erzählt hast.

Ob Gretchen noch bei mir ist? fragte Aureng — glauben Sie, Sir, daß ich das kranke Kind von mir, daß ich sie wieder zu ihrem harten Brodherrn zurückgelassen hätte, selbst wenn sie gern gegangen wäre? Aber sie wollte nicht wieder von mir. Sie blieb und liebte mich; sie blieb, und ich liebte sie. Sie war ein vierzehnjähriges Kind, als ich sie krank und elend in der Gasse fand, und ich bildete mir gern ein, daß ich ihr Vater wäre, und ich lebte in dieser Einbildung, bis sie sechszehn Jahre alt und eine holdselig blühende Jungfrau war.

Aureng hielt wieder inne. — Nun, und dann? fragte ich.

Dann, sagte Aureng kurz und kräftig — dann wurde sie mein Weib, und seit vier Jahren ist sie die Mutter meines Kindes.

Ihr seid verheirathet?

Sie ist die Mutter meines Kindes, wiederholte Aureng. Wo hätte ich einen Priester finden können, der dem Heiden seinen Segen gegeben hätte? Gretchen aber ist aus einem anderen Lande und erschrak nicht vor meiner Religion.

Aureng sprang wieder auf. Seine anfängliche Schüchternheit war ganz verschwunden; freundschaftlich faßte er meine Hand und sagte mit einem Tone voll Innigkeit: Sie sind der erste Mensch, der die Geschichte meines Elends und meines Glückes erfahren und mit Güte angehört hat. Ich danke Ihnen. Es ist mir so wohl! es thut so gut, von seinen Leiden und seinen Freuden nach jahrelangem Schweigen erzählen zu können!

Dann wandte er sich, um zu gehen. Aber er hatte mir noch etwas zu sagen, doch zögerte er. Nach einigem Ueberlegen brach er hervor: Sie müssen sie sehen!

Wen?

Gretchen, o Sir!

Sehr gern!

Und wann?

Sogleich, wenn du willst!

Nach einigen Minuten waren wir auf dem Wege. Aureng war sehr aufgeregt und immer um einige Schritte voraus. Er rieb sich die Hände vor Freude und betheuerte ein Mal übers andere, daß ich sein Wohlthäter. Nie noch, seit Gretchen bei ihm war, hat er ihr einen Gast zugeführt, und nun brachte er ihr einen Gast und Landsmann zugleich. Wir wanderten durch jenes prachtvolle Viertel von Westborn-Terrace, durch die grünen Gassen, die sich daran schließen, wo sich ein Cottage neben dem anderen aus Bäumen und Blumen wie aus Blumenkörbchen erhebt, und kamen endlich, ungefähr nach einer Stunde, in eine jener londoner Gegenden, die sich unfehlbar immer an die reichen Stadttheile anschließen und die aus einförmigen, angerauchten Backsteinhäusern bestehen. Da wohnt das Elend, das den Reichthum jener Terraces und Cottages bedient.

In einem dieser Häuser wohnte Aureng. Gretchen erwartete ihn vor der Thür und war sehr erstaunt, ihn in Gesellschaft eines Fremden kommen zu sehen. Aber die Landsmannschaft half ihr schnell über alle Verlegenheit weg, und mit sichtbarer Freude suchte sie ihre halbvergessene Muttersprache hervor, um mich mit den möglichst herzlichen Worten zu empfangen und in die Stube zu führen. Gretchen war ein schönes Weib von ungefähr dreiundzwanzig Jahren. Man sah es ihr wohl an, daß sie ihre Jugend in Mühsal und Entbehrungen dahingebracht, doch war ihre Blüthe nicht gebrochen. Das blasse Gesicht färbte sanfte Röthe, die dunkelblauen Augen blickten frisch und jugendlich, der schmächtige, schlanke Leib bewegte sich behend und elastisch. Schöner noch wurde sie durch das Kind, das sie auf dem Arme trug: — eine sonderbare Pflanze, zu deren Schönheit germanischer Norden und hindostanischer Süden gleich viel bei-

getragen hatten. Wie sonderbar und doch wie schön blickten des kleinen Jungen blaue Augen hinter den schon dichten und schwarzen Locken aus dem dunkelbraunen Gesichte hervor, und wie eigenthümlich klangen von den hindostanisch vollen Lippen die deutschen Laute, die er seiner Mutter nachstammelte. Wie wunderlich zusammengewürfelt auch diese Gesellschaft, die bald um den Tisch zusammensaß, auf den ersten Blick erscheinen möge, so herrschte doch bald große Gemüthlichkeit und harmonisches Leben in der Stube. Dazu trug freilich die Stube selbst das Ihrige bei. Sie war so schön aufgeputzt, als nur sinnige Armuth mit langem Sparen und mit Gemüth ihren Aufenthalt aufzuputzen im Stande ist. In einer Nische stand das Bett, von dunklen baumwollenen Vorhängen bedeckt, die in zierlichen Falten bis fast auf den Boden herabfielen. Das einzige Fenster hatte auch die seinigen, aber diese waren blühend weiß und von rosenrothen Bändern und zierlichen Schleifen zusammengehalten. Den Tisch bedeckte ein rother Teppich, der freilich hier und da geflickt, aber mit Sorgfalt geflickt war. Ein alter, geschnitzter Schrank, der noch Reste von Vergoldung ahnen ließ und der einstens in größeren und glänzenderen Räumen geprangt haben mochte, warf einen großen Schimmer über die arme Bescheidenheit der anderen Einrichtung. In Allem erkannte man das Walten einer sorglichen Hausfrau, die mit dem Wenigsten eine vergnügliche Heimlichkeit zu schaffen versteht. Der Thee, den Gretchen bereitete, machte den Aufenthalt bald noch mehr gemüthlich, und Aureng war offenbar erfreut, daß ich mich in seinem Haushalte heimisch fühlte und dem Walten seines Weibes mit Aufmerksamkeit zusah. Gretchen hatte ihr Deutsch, wie gesagt, zur Hälfte vergessen und mischte englische Worte in ihr Gespräch — doch freute es sie, ihre Muttersprache zu hören, und wir plauderten bis gegen Mitternacht. Es war ganz idyllisch in der kleinen Stube des armen hindostanischen Gassenkehrers, und wie ich wieder heimkehrte, schien mir die meinige nicht so einladend und lächelnd wie jene der Verstoßenen.

Am nächsten Tage gab ich meinem Gastfreund Aureng den hergebrachten Penny nur mit einiger Verlegenheit, und er nahm ihn nicht ohne Zaudern. Das änderte doch nichts an unserer Freundschaft. Wir fuhren fort, uns täglich an Stanhope Place zu sehen, und von Zeit zu Zeit besuchte ich ihn des Abends in seiner Häuslichkeit und verbrachte daselbst manche angenehme Stunde.

Aber das Schicksal hatte mich auch bestimmt, in Aurengs Häuslichkeit nach der Idylle ein Ereigniß voll Aufregungen, ein im Leben des armen Hindu Epoche machendes Ereigniß mit anzusehen. Der Leser wird sich vielleicht einer Anekdote erinnern, die im Juni des Jahres 1850 erst durch alle englischen, dann durch die meisten deutschen Zeitungen lief und manches weiche Herz rührte. Die große Gesandtschaft des Königs von Nepaul, an deren Spitze ein Fürst gestanden, machte mehr der Diamanten wegen, welche die achtzig Gesandtschafts-Beamten bedeckten, als der Fremdartigkeit halber großes Aufsehen. Die Londoner Zeitungen verfolgten den Fürsten von Nepaul auf Schritt und Tritt und wußten vom täglichen Leben der achtzig nepaulischen Gentlemen genaue Rechenschaft zu geben. Eines Tages erzählten sie: Der Fürst von Nepaul in Begleitung mehrerer in Diamanten gekleideter hindostanischer Hoheiten fuhr gestern durch die Gassen Londons; an einer Straßenecke bemerkte er mit Ueberraschung einen hindostanischen Landsmann, der das niedrige Geschäft des Gassenkehrens verrichtete. Sogleich ließ der Fürst den Wagen halten, rief den armen Hindu heran, wechselte einige Worte mit ihm, und nach wenigen Minuten sah man, wie der Gassenkehrer seinen Besen hinwarf, in den Wagen stieg und mit den hindostanischen Hoheiten davonfuhr.

Ich hatte die Zeitungen noch nicht gelesen, als ich am Morgen jenes Tages an Stanhope Place vorüberkam. Ich wunderte mich, Aureng nicht auf seinem Posten zu finden.

Ich nahm mir vor, ihn am Abend aufzusuchen, um die Ursache seines Ausbleibens zu erfahren. Aber Aureng kam mir

zuvor. Denn als ich des Nachmittags zu Hause saß, stand er plötzlich, prachtvoll angethan, vor mir und freute sich über meine Verwunderung, über das Staunen, das mir die feinen Shawls, die sich ihm um Schulter, Gürtel und Stirn schlangen, und die diamantne Agraffe an seinem Turban einflößten. Kindisch reichte er mir den Zipfel der Shawls hin, daß ich anfühlen und sehen möge, wie feine Gewebe aus Hindostan kommen.

Ich bewunderte Alles, wie sich's gebührte, das Gewebe, den Edelstein und Aureng selbst, der allerdings in der prächtigen Tracht gar stolz und schön anzusehen war. Er lächelte zufrieden und etwas selbstgefällig; dennoch konnte ich bald bemerken, daß hinter seinem Lächeln sich eine gewisse Trauer verbarg. Er erzählte mir, wie er in diese Tracht gekommen war, wie ihn der Fürst von Nepaul in seinen Palast gebracht, wie er ihn, gerührt durch die Erzählung seiner bisherigen Schicksale, zu einem Würdenträger und zwar, weil er einer hohen Kaste entstammt, zu einem hohen Würdenträger in seinem Gefolge ernannt habe, und wie ihn der gute Prinz wieder in seine Heimat zurückbringen wolle.

Nun mußt du doch ganz glücklich sein, Aureng! sagte ich.

O, Sir, ich bin es nicht! Wie ich gestern so angethan vor Gretchen trat und von ihr mit Jubel empfangen zu werden hoffte, ach, Sir, da erschrak sie vor mir. Sie fing zu schreien an und sagte, ich werde sie nun verlassen. Dann nahm sie das Kind, drückte es in ihre Arme und schrie, daß sie sich es nicht werde rauben lassen. O, Sir, sie will nicht mit mir fort.

Er ließ traurig den Kopf hangen, und eine dicke Thräne rollte über die braune Wange. — Kommen Sie mit mir, Sir, sagte er nach einigen Augenblicken, und helfen Sie mir mein Weib beruhigen.

In der That fand ich Gretchen in großer Aufregung. Sie lief mit dem Kinde auf dem Arm in der Stube auf und ab; ihre sonst so milden und klar blickenden Augen waren verweint und blickten fieberisch, fast wild. — Nicht wahr, mein Country-

man, Sie rathen mir nicht, Europa zu verlassen? — rief sie mir gleich beim Eintritt entgegen.

Es kommt darauf an — sagte ich unschlüssig und zögernd.

Nein, gewiß, Sie rathen mir nicht dazu — ich würde ja alle Hoffnung verlieren, meine Heimat je wieder zu sehen — rief sie mit einiger Hitze —; lieber will ich noch viele Jahre allein als Bettlerin durch die Straßen Londons irren, bis ich irgend eine Gelegenheit finde, mit meinem Kinde in den Odenwald zurückzukehren.

Sie glaubt, ich werde sie verlassen! sagte Aureng traurig, doch mit Lächeln die Achseln zuckend, während er sich auf einen Schemel setzte und den Kopf in die Hand stützte.

Mein Dorf im Odenwalde muß ich wieder sehen, fuhr Gretchen fort. Ich war noch sehr klein, als ich es verließ, aber ich habe es nicht vergessen. O, es ist so schön da, wenn auch die Häuser nur mit Stroh bedeckt sind. In der Mitte ist ein grüner Hügel, auf dem Hügel steht die Kirche, und hinter der Kirche ein großer, herrlicher Lindenbaum. Und um das Dorf herum zieht sich der Wald so groß und breit.

In Gomeah ist es auch schön — sagte Aureng, ohne aufzusehen. — Vorn stehen die großen steinernen Häuser der englischen Gentlemen, aber hinter den steinernen Häusern stehen die Hütten aus Rohr, die sehen aus wie Gold. Sie sind überdacht von blüthenvollen Mangozweigen und umstellt von Jasminbüschen mit weißen Blumen. Die ganze Erde ist roth von der Blume Kisuka, und aus dem Walde leuchten die feurigen Parijatas. Ueberall aber wiegen sich bunte Vögel, und versteckt singt die Nachtigall. Hinter Gomeah ist eine Bucht im Flusse, da wiegen sich tausend und tausend herrliche Wasserblumen, die wachsen aus der Tiefe empor, und wenn es Herbst wird, heben sie ihre Wurzel auf und schwimmen immer blühend weiter und ziehen auf dem Flusse fort wie hier die Wandervögel. Dort würdest du am Abend gehen, o Gretchen, eingehüllt in goldfarbiges Seidengewand und in krokusgelbe Schleier.

Das alles sagte er, obwohl scheinbar monoton, doch mit einer gewissen milden und melancholischen Melodie, daß es den Eindruck machte, als ob er aus dem Stegreif dichtete und sänge, und während er so redete, wickelte er den weißen Bund mit der Agraffe vom Kopf und legte ihn neben sich auf den Boden.

Gretchen sah ihn erschrocken an, erschrocken, theils über die Trauer, die sich in dem Tone verrieth, theils weil sie aus seinen Worten den festen Entschluß, in die Heimat zurück zu kehren, heraushörte. Sie schlang die Arme noch fester um das Kind und rief: Aber mein Kind wirst du mir doch nicht nehmen?!

Aureng zuckte wieder die Achseln und löste schweigend den prächtigen Gürtel ab und band die Shawls von den Schultern und legte sie zu der Kopfbinde auf den Boden. Jetzt erst verstand ihn Gretchen; sie stellte das Kind auf den Boden, warf sich vor ihn hin, schlang die Arme um seinen Leib und rief: Mein Geliebter, nein, ich folge dir — wann reisen wir ab?

Aureng schüttelte den Kopf, während er seinem Weibe mit Zärtlichkeit die Scheitel streichelte und ihr die Thränen zu verbergen suchte, die ihm aus den Augen sprangen. Aber sie blieben ihr nicht verborgen, und bald mischten sich die ihren mit den seinigen. Ich hatte indessen das Kind zu beruhigen, das, vom lauten Schluchzen der Eltern erschreckt, Miene machte, ebenfalls in Weinen auszubrechen.

Niemals wieder werde ich Hindostan sehen! sagte endlich Aureng mit ergebener und fester Stimme. Er stand auf, band das prächtige Gewand in ein Bündel und ging aus der Stube, um dem Prinzen von Nepaul Gewand und Würden zurück zu stellen.

Am anderen Tage sah ich ihn wieder an Stanhope Place stehen, den Besen in der Hand, gekleidet wie vorgestern, aber etwas trauriger lächelnd als ehemals.

Wenige Tage darauf verließ ich London und England. Im Juni des Jahres 1853, da ich die Weltstadt auf einige Tage besuchte, habe ich meinen Freund Aureng wiedergesehen, und

um einen Zeugen für diese wahrhaftige Geschichte zu haben, habe ich ihn, da wir zusammen an Stanhope Place vorüber fuhren, um auf Gloceſter Terrace eine berühmte Sängerin zu besuchen, meinem Freunde, dem kölnischen Kapellmeister Ferdinand Hiller, vorgestellt. Aureng ist in diesen drei Jahren ziemlich gealtert; die Kinder seines Stammes verwelken eben so schnell, als sie aufblühen. Aber sein gutmüthiges Lächeln that noch immer wohl, seine Augen glühten wie einst, und sein germanisches Weib liebte er so warm wie ehemals, und wärmer vielleicht, da er ihr ein großes Opfer gebracht hat.

2.

Gloria und eine Sage von Johannes Parricida.

Nur wenig Raum bedarf das Glück. In der Fremde, auf dem schmalen Fleck, den ihnen Armuth, Gesetz, Vorurtheil übrig gelassen, hat sich das Paar, von dem ich so eben erzählt, sein Glück angebaut, und es trug der Blüthen genug, um mit ihnen manches schmerzbringende Kräutlein zu verhüllen und zu überwuchern. Unter schönerem Himmel aber sah ich, was traurig macht — unter dem blauen Himmel der Provence erkannte ich die Strenge der Sitte, die stärker ist als das Unglück der Heimatlosen, stärker als Armuth, Gesetz und Vorurtheil. Ich sah, wie ein Geschöpf, das die Natur mit besonderer Liebe zum Glücke geschaffen, für einen einzigen Fehltritt jahrelanger Büßung hingegeben worden und ohne eine günstige Wendung des Geschickes der erbarmungslosen Sitte fast erlegen wäre.

In den Ruinen des Klosters Mont-Major und seiner Umgebung geht es noch heute so lustig her, wie damals, als gelehrte und frohe Benediktiner in seinen kolossalen Mauern hausten und von Zeit zu Zeit den Papst von Avignon oder seinen

Legaten bei sich bewirtheten. Heut zu Tage wohnen reiche Gutsbesitzer in diesem zerstörten Kloster und in seiner Nachbarschaft, am Abhange des letzten Auslaufes der Alpinen, und führen bei gutem provenzalischem oder Languedoker Weine ein vergnügliches Leben. Bei einem derselben war ich zu Gaste gewesen, und voll des süßen Weines von Lunel und des männlichen, würdevollen von Langlade, kehrte ich lustig und guter Dinge nach meiner Lieblingsstadt Arles zurück, von der das Kloster kaum eine halbe Stunde entfernt ist. Es war an einem Abend des Monats Mai, des provenzalischen Monats Mai. In allen Büschen am Wege sangen schön die Nachtigallen; Pfirsich- und Mandelbäume standen in voller weißer und rosenrother Blüthe; der Granatbaum ließ schon seine Gluthen durch die Nacht leuchten; die Cypressen schnitten sich dunkel und würdig am mondhellen Nachthimmel ab, und da und dort schickte eine breite Pinie, sanft vom Abendwinde bewegt, ein leises Säuseln über die Ebene hin. Mir war so wohl, daß ich deutsche Lieder in diese südliche, mondbeglänzte Zaubernacht hineinsang; nichts fehlte mir als ein Freund, ein Wandergenosse, mit dem ich ein Wörtchen hätte reden können. Auch das sollte mir werden.

Schon sah ich deutlich die maurischen Thürme der römischen Arena zu Arles am Himmel emporsteigen, als ich plötzlich Mossjou, Mossjou! hinter mir rufen hörte. Aus dem Gebüsche am Wege sprang mit großer Behendigkeit ein flinker Bursche, der nach Art der Männer aus dem Volke eine breite, runde Baskenmütze auf dem Kopfe und eine dicke Wollschärpe, die in Fransen herabfiel, um den Leib trug. Er sprang mit einem großen Satze auf mich zu, faßte meine Hand und drückte sie herzlich. Erst nachdem ich ihn gegen den Mond gewendet, erkannte ich meinen alten Freund Jaques, und ich erwiderte seinen Gruß freudig überrascht.

Ich brauchte nicht den Mond, um Sie zu erkennen, sagte er scherzend, ich habe Sie an dem Liede erkannt. Sie sangen es immer, wenn das Meer ruhig war und Sie des Abends vor meiner Cabane saßen.

Richtig, mein Freund, es ist dasselbe Lied. Was macht unsere Cabane, was macht die Camargue und das Meer?

Es ist Alles beim Alten, antwortete Jaques mit guter Laune; das Meer ist noch blau, die Camargue noch immer sumpfig, und meine Hütte, seit Sie mich verlassen haben, einsamer als je.

Jaques war nämlich mein Gastfreund gewesen, als ich das große Sumpfland, das den größeren Theil Nieder-Languedocs ausmacht, durchstreifte. Es erstreckt sich mehr oder weniger breit von der linken Rhone-Mündung bis über Montpellier hinaus gegen Cette und ist von Menschen nur sparsam bewohnt. Seine weiten, mit hohem Gras und Rohr bewachsenen Flächen sind der fast ausschließliche Aufenthalt von Pferden und Rindern, die hier wild aufwachsen, um in einem gewissen Alter, jene vor den Pflug gespannt, diese zur Schlachtbank oder zu den Stierhetzen geführt zu werden. Neben ihnen gedeiht ein riesiges Geschlecht von Hunden, welche von den Hirten und Wächtern, die einzeln in erbärmlichen Hütten zerstreut wohnen, hierher verpflanzt wurden und verwilderten, ohne ganz ihre natürliche Gutmüthigkeit zu verlieren. Die Fieber, die sich hier gern erzeugen, haben die Menschen fast ganz vertrieben; nur am Ufer des mittelländischen Meeres stehen hier und da einsame Fischerhütten, aber auch diese werden im September, aus Furcht vor den Krankheiten, verlassen. Die Camargue oder das Rhone-Delta bildet einen durch die Rhone-Mündungen abgesonderten Theil dieses, wenn auch traurigen, doch interessanten Landstriches. Daß dieser nicht immer so verlassen gewesen, beweisen die da und dort aus Sumpf, Schilf und mannshohem Grase auftauchenden Ruinen ehemaliger Menschenwohnungen. Befestigte Thürme, Kloster-Ruinen und dergleichen haben der Zeit am Längsten widerstanden und bieten in dem einförmigen Lande manchen malerischen Anblick und manche Belehrung über die Baukunst des Mittelalters. Sie waren es vorzugsweise, die mich in diese Gegenden gelockt und mich hier zurückgehalten haben.

Meine Ausflüge gingen meistens von Jaques' einsamer Fischerhütte aus. Dort war ich an einem regnerischen Tage nach langer Wanderung einmal gastlich aufgenommen worden, und dorthin kehrte ich immer wieder gern zurück und verbrachte mehrere Tage mit dem einsamen Fischer in seiner Hütte, wohl auch in seinem Kahne mit ihm auf hoher See. In unserer Einsamkeit hatte sich bald eine Art freundschaftlichen Verhältnisses gebildet, und ich wußte, daß Jaques ein Stadtkind aus Arles sei, daß er des einsamen, mühevollen und undankbaren Fischerlebens nicht bedürfe, um bequem zu leben, daß er in der Stadt ein ziemliches Vermögen besitze, aber es doch vorziehe, in dieser ererbten Fischerhütte zu hausen, weil er in Arles der Ursache manches Schmerzes auszuweichen habe. Soweit ging das freundschaftliche Verhältniß Jaques' gegen Fremde nicht, daß er mir auch diese „Ursache manches Schmerzes" vertraut hätte, und ich fragte nicht. Daß diese aber in der That vorhanden war, merkte ich an der Trauer, die oft das ganze Wesen des sonst heiteren jungen Mannes beherrschte. Vor drei Wochen erst hatte ich Abschied von ihm genommen, ohne Hoffnung auf Wiedersehen, da ich nicht wieder in die Camargue zurückkehren und er in seiner gut gelegenen Hütte immer zu bleiben die Absicht hatte. Desto größer war die Ueberraschung, als wir uns unter den Mauern von Arles wieder fanden. Jaques hatte, wie er sagte, Geschäfte, die ihn in die Stadt geführt haben.

Im Freien durch die schöne Nacht zurückgehalten, schlenderten wir um die Stadtmauern. Ich forderte Jaques auf, als geborner Arleser meinen Cicerone zu machen, und er führte mich, da er, wie er sagte, meine Neigungen für alte Reste von Steinmetz- und Mauerwerk kannte, in die so genannten Eliscamps, auf jenen merkwürdigen alten Begräbnißplatz aus der ersten christlichen Zeit von Arles. Im Mondschein nehmen sich die riesigen Stein-Sarkophage, die in freier Luft stehen, meist offen, großentheils verstümmelt sind, unheimlich schön und groß aus. Wir wanderten zwischen den unendlichen Reihen auf und ab, und mein

Führer theilte mir mit, was er über diese Todtenstadt aus alten Sagen und Legenden wußte. Wir standen eben vor jenem kolossalen Grab-Denkmale, das sich über dem Sarge barock in Gestalt eines geschweiften Blattes, von Inschriften bedeckt, hoch in die Luft erhebt, als Jaques mit Einem Male erschrocken und am ganzen Leben bebend: Diou, Diou! (Gott, Gott!) ausrief, erst einen Moment nach dem Eingange des Friedhofes starrte und dann, mich am Arm fassend, mit mir in den Schatten des Monumentes flüchtete. Er duckte sich tief, bat mich, ein Gleiches zu thun und um Gotteswillen ja stille zu sein, daß uns die beiden Frauen, die dort herankommen, nicht bemerken.

Die lange Allee von Särgen herab schritten leise und langsam, wie mit Geistertritten, zwei weibliche Gestalten. Es war so still, daß wir jedes ihrer Worte hören konnten.

Maire (Mutter) sagte die Eine, indem sie sich furchtsam umsah, hast du nicht Geräusch und Stimmen gehört?

Nein, ich habe nichts gehört, antwortete die Mutter ungeduldig, und noch ungeduldiger fügte sie hinzu: Diese Frage wiederholst du, seit wir aus dem Hause gegangen, schon zum dritten Male.

Jaques seufzte leise.

Sei nicht böse, Mütterchen! bat die jüngere der beiden Nachtwandlerinnen.

Schon gut, sagte die Mutter, ich setze mich hieher auf den Sarg; geh du indessen auf und ab; du brauchst Bewegung. Es sind nun bald zwei Monate, daß wir nicht draußen gewesen sind.

Jaques seufzte wieder und drückte mir krampfhaft den Arm. Die Jüngere schob den schwarzen Schleier zurück, der von ihrem Arleser-Häubchen dicht und in vielen Falten niederfiel, und ich sah beim Licht des Mondes ein Gesicht, wie man es nur in dem mit Frauenschönheit gesegneten Arles zu sehen bekommt. Ueberrascht und fragend wandte ich mich zu Jaques. Nicht wahr, sie ist ben poulita (sehr schön)? fragte er schmerzlich lächelnd. Und wie schön war sie! Ich konnte es jetzt erst beurtheilen, da sie,

wahrhaft majestätisch, hart vor uns auf und ab zu wandeln anfing. Ich habe die Schönheit der Arleserinnen an einem anderen Orte beschrieben und will mich dieses Mal von dem undankbaren Geschäfte der Beschreibung nicht aufhalten lassen. Es genüge, wenn ich sage, daß ich selbst in Arles noch kein Gesicht, noch keine Gestalt gesehen hatte, die sich mit dem Gesichte, der Gestalt der einsamen Wandlerin hätten messen können. Jaques weidete sich Anfangs an meinem Erstaunen, dann aber folgte er ihr unverwandt mit den Augen auf Schritt und Tritt. Mit sichtbarer Anstrengung starrte er ihr nach, als ob er keine Bewegung verlieren wollte; seine Blicke klebten an ihren Fersen, sein Athem stockte, sein Herz pochte hörbar. — Dem Mädchen schien die Bewegung und die milde klare Nacht wohl zu thun. Langsam, fast traurig war sie hereingetreten; nach und nach wurde sie heiterer; sie scherzte mit der Mutter, sie pflückte die Blumen, die da wie aus Gartenbeeten aus den Särgen wild herauswuchsen; sie sprang flink wie ein Reh von einem Trumm zum andern und ließ mich den Wohllaut ihrer Stimme, die Anmuth ihrer Bewegungen, den herrlichen schlanken Bau ihres Leibes bewundern.

Treten Sie hervor! sprechen Sie die Frauen an! suchen Sie ihre Bekanntschaft zu machen, lispelte mir endlich Jaques ins Ohr. Er sprach die Worte so dringend, so bittend, als ob er einen höchst wichtigen Freundschaftsdienst von mir verlangte, und ich mußte ihm gehorchen.

Guten Abend, Madame! Eine schöne Nacht.

Die Mutter fuhr bei dieser meiner Anrede erschrocken zusammen; bald aber faßte sie sich und erwiderte meinen Gruß mit jener Grazie, die in Arles den Frauen aus dem Volke in so hohem Grade eigen ist. Die Tochter blieb einige Schritte vor mir still stehen, wie versteinert, nachdem sie mechanisch, aber hastig den Schleier vors Gesicht gezogen hatte.

Welche merkwürdige Dinge man in Ihrer Stadt sieht! fuhr ich fort.

Ja, antwortete die Mutter, die Fremden finden das. Sie sind wohl auch ein Fremder?

Ja, Madame, ich komme aus weiter Ferne, ich komme aus Böhmen.

Denke, mein Kind, rief die Mutter der Tochter mit besonderem Nachdrucke zu, der Herr kommt bis aus Böhmen!

Die Tochter näherte sich und begrüßte mich.

Ich fing wieder von der nächsten Umgebung Arles', von seinen Schönheiten zu sprechen an. Die Mutter ging gern auf mein Gespräch ein und entwickelte jenes Konversations-Talent, das neben der Schönheit an den Frauen von Arles berühmt ist. Ja, es schien ihr sogar Herzensbedürfniß, sich auszusprechen; sie fragte und erzählte, theilte mir Manches über Volkssitten und Bräuche mit und hörte aufmerksam zu, wenn ich ihr dagegen etwas über fremde Länder sagte. Mehr noch aber schien es ihr am Herzen zu liegen, ihre Tochter, die schweigsam neben mir saß, ins Gespräch zu ziehen. Oft that sie, als ob sie sich an Das und Jenes nicht erinnern könnte, und wandte sich mit allerlei Fragen an sie. Diese antwortete immer mit Anmuth, aber kurz und abwehrend, als ob sie Angst vor dem Gespräch hätte. Diese Sonderbarkeit machte mir die beiden Frauen, abgesehen von der Schönheit der Einen, noch interessanter, und ich beschloß, Jaques' Auftrage so weit als möglich nachzukommen und die nähere Bekanntschaft der Spaziergängerinnen zu machen. Mit jener Zudringlichkeit, die der Reisende, pochend auf das Gastrecht, sich manchmal erlaubt, bat ich sie, als sie sich erhoben, mich, da ich die Wege nicht kenne, in die Stadt mitzunehmen. Man nahm diese Bitte mit vieler Güte auf; ich reichte den beiden Frauen die Arme, und so wanderten wir in stiller Nacht der Stadt entgegen. Arm in Arm wird man schneller vertraut. Wir plauderten gemüthlich; selbst die schweigsame Tochter wurde beredt und machte mich im Vorübergehen auf Dieß und Jenes, auf die Ruinen des Karmeliter-Klosters, auf das römische Thor ꝛc., aufmerksam. Ihre Stimme war so milde, ihre Aussprache so edel,

daß es wohl that, sie anzuhören. Sichtlich vergnügt horchte ihr auch die Mutter zu. So kamen wir vor ihrem Hause in einer der vielen engen Straßen Arles' an. Die Mutter fragte, wann ich abreisen wolle, und es fuhr mir durch den Kopf, daß ich nicht die ganze Wahrheit sagen müsse. Wahrscheinlich schon morgen, Madame! Sie bedauerte das, da sie sonst gewünscht hätte, mich noch bei sich zu sehen. Die Antwort hatte ich gehofft. So hatte ich die Einladung, die, wie ich ahnte, mir sonst nicht zu Theil geworden wäre. Wir begrüßten einander, die Frauen verschwanden im Innern des alten Hauses, und ich eilte zurück, um Jaques aufzusuchen, ihm das Ergebniß meiner Bekanntschaft mitzutheilen und Auskunft über manches Räthselhafte zu verlangen.

Wie ich um die Ecke bog, stand er vor mir. Er fing mich in seinen Armen auf und rief: Herrlich, vortrefflich haben Sie es gemacht!

Was ist's mit dieser ganzen Geschichte? fragte ich.

Stille, sagte er, indem er mich fortzog, hier können wir noch gesehen werden! Kommen Sie!

Er zog mich durch eine dunkle Gasse auf jenen Platz, wo einstens das griechische Theater gestanden und wo noch heute einzelne Sitzreihen und zwei prachtvolle Säulen der Szene zu sehen sind. Am Fuße der Säulen setzte er sich hin, und mich ebenfalls niederziehend, rief er: O, Mossjou, wüßten Sie, was in mir vorgeht, wüßten Sie, was ich diesen Abend gelitten habe! —

Er drückte das Gesicht in beide Hände und schwieg.

Sapristi! schrie ich ungeduldig, jetzt bin ich der Räthsel und Geheimnisse satt. Wer sind diese Weiber? wer ist dieses prächtige Mädchen?

Einen Namen werde ich Ihnen nennen, sagte Jaques, bitter lächelnd, und Sie werden Alles wissen, denn Sie kennen ja Arles und seine Merkwürdigkeiten. Dieses Mädchen, das Sie nach Hause begleitet haben, ist Gloria.

Jaques hatte Recht: der Name Gloria erzählte mir eine ganze Geschichte, eine Geschichte, die mich schon gerührt hatte,

ehe ich ihre Heldin gekannt habe. Die mit Recht hochberühmte Schönheit der Arleserinnen bildet neben griechischen, römischen und romanischen Antiquitäten einen Hauptbestandtheil in den Mittheilungen bezahlter Ciceroncs oder gastfreundlicher Führer. Sie analysiren sie, sie weisen ihren griechischen Ursprung nach, sie bezeichnen die Hauptmerkmale, welche arlesische Schönheit von der Schönheit anderer Frauen unterscheiden. Um ihrer Theorie mit lebenden Beispielen größeren Nachdruck zu verschaffen, machen sie den Fremden, durch die Gassen wandelnd, auf diese und jene Schöne aufmerksam, führen sie ihn vor Schaufenster und lassen ihn hier eine schöne Bäckerin, dort eine Gewürzkrämerin, hier eine Haubenmacherin, dort eine Wäscherin bewundern, wenn sie ihn nicht gar in die Kirche führen, um am heiligen Orte mit der weltlichen Schönheit ihrer Landsmänninnen zu prahlen. Das gethan, halten sie es für Pflicht, im Fremden jeden Verdacht zu unterdrücken, der sich beim Anrühmen der hohen Gaben leicht gegen arlesische Tugend erheben könnte. Sie erzählen von der strengen Sitte, die sich wie ein diamantner und unnahbarer Schild zwischen die Schönheit und die Verführung stellt, und von der Unbarmherzigkeit dieser Sitte. Und um auch Das mit einem Beispiele zu belegen, zeigte mir mein Gastfreund und Führer ein verhängtes Fenster,[1] hinter welchem eine ehemalige Königin der Schönheit, die eigentlich Marion heißt, die man aber, weil sie den Ruhm von Arles ausmachte, Gloria getauft hat, seit acht Jahren in tiefer Einsamkeit ein bußvolles Leben vertrauert. In der Blüthe ihres Ruhmes hat die Liebe sie der Schmach in die Arme geworfen. Gloria war zu ihrer Zeit als die Schönste unter den Schönen anerkannt und bei einem Volksfeste mit einer gewissen Feierlichkeit als solche ausgerufen worden. Ihr Ruf drang in die weite Ferne. Ihr Bild wurde von einer Pariser illustrirten Zeitung veröffentlicht, und ein anderes hing in den Schaufenstern des Boulevard des Italiens. Kein Maler reiste

[1] Siehe mein Tagebuch aus Languedoc und Provence. Bd. III. S. 167.

durch Arles, ohne eine Zeichnung ihres vollendeten Profils mitzunehmen, und von der Diana im Arleser Museum, jenem Meisterstücke hellenischer Kunst, sagte man: wenn sie eine Nase hätte, wäre sie fast so schön wie Gloria. Ein junger Maler, den wir Paul nennen wollen und der heute zu den jungen Berühmtheiten Frankreichs gehört, reiste, preisgekrönt und von der Regierung geschickt, durch Arles nach Rom. Es war gewissermaßen Pflicht, das Bürgermädchen Gloria zu malen, und er fand leicht Eintritt in das Haus, wo man, an solche schmeichelhafte Besuche schon gewohnt, ihn mit Anmuth und einer gewissen sicheren Würde empfing. Paul war jung, lebhaft, geistvoll, schön, voll Hoffnungen und verschönerndem Ehrgeiz — er verzögerte seine Abreise — er malte ein großes Bild — er verbrachte ganze Tage und Wochen im Hause Gloria's — er ging endlich an ihrer Seite durch die Stadt und auf die Promenaden; warum sollte ein zukünftiger großer Maler nicht das Ideal der Schönheit heirathen? Gloria war seine erklärte Geliebte. Endlich mußte Paul denn doch seine Reise nach Rom fortsetzen; sein Ruhm, seine künftige Stellung hingen von dieser Reise ab, und Ruhm und Stellung mußte er erwerben, um der Geliebten ein ihrer würdiges Leben zu bereiten und Das zu thun, was bereits zur doppelten Pflicht geworden. Die Liebenden trennten sich nicht ohne Schmerzen und mit der Hoffnung auf ein freudiges Wiedersehen. Paul reiste und kam nicht wieder; ja, er schrieb endlich nicht mehr, trotz aller Bitten Gloria's, sie von Arles fortzunehmen, wo sie die Schande, die über ihrem Haupte hing, nicht werde ertragen können. Zur Zeit, da Gloria Mutter wurde, reiste Paul mit der in Frankreich ebenfalls wegen ihrer Schönheit berühmten Herzogin v. P... von Rom nach Griechenland.

Wir wollen die Martyrologie, die begann, sobald Gloria's Schicksal bekannt wurde, nicht weiter ausführen. Man kennt die mittelalterlichen Bräuche, die sich überall Alles gegen Jugendfehler erlaubt glaubten, und in Arles lebt noch ein groß Stück Mittelalter. Ganz Arles wähnte sich in seiner Ehre gekränkt,

und ganz Arles hielt sich für berechtigt, seine gekränkte Ehre zu rächen. Verschmähte Liebhaber und neidische Schönheits-Rivalinnen übernahmen es, den Chor anzuführen — und die Stolze, die Gekränkte, die Martyrerin ihrer Liebe und Schönheit zog sich in ihre Einsamkeit zurück, in der sie zur Zeit, da ich nach Arles kam, bereits acht volle Jahre in Gesellschaft einer trauernden Mutter verlebt hatte. Nur selten, und nur in der Nacht und verschleiert, verließ sie das einsame Haus, dessen Fenster dicht verhängt war, dessen Thor, immer geschlossen, jeglichen Besuch abwies. Die erste Wuth der Tugendhaften hatte sich gelegt, und selbst ehemalige Nebenbuhlerinnen und zurückgewiesene Anbeter sahen mit Theilnahme zu dem verhüllten Fenster hinauf, und wenn man der einsam Wandelnden in der Nacht begegnete, that man, als ob man sie, die nicht gesehen sein wollte, wirklich nicht sähe. Uebrigens war sie nur sehr selten sichtbar und zu einer Art von Mythus geworden. Auf einem solchen Spaziergange in den Eliscamps war es, wo ich ihre Bekanntschaft machte, jetzt, und als Jaques ihren Namen nannte, erinnerte ich mich an ihre ganze Geschichte und deutete ich mir das zurückhaltende Wesen der einen Nachtwandlerin und das einladende, zuvorkommende der Mutter, die offenbar ihr Kind wieder an menschlichen Umgang gewöhnen wollte und Das mit einem Fremden vielleicht leichter glaubte thun zu können.

Während ich am Fuße der Säulen des griechischen Theaters so da saß und mir schweigend und nachdenklich das Schicksal Gloria's ins Gedächtniß zurückrief, war das Benehmen meines Freundes Jaques ein höchst sonderbares. Er sah mich unruhig an; er schien zufrieden, daß er nicht genöthigt war, mir des Mädchens Geschichte zu erzählen, und wieder schien er über die Berühmtheit dieser Geschichte höchst gekränkt, ja, unglücklich. In Blick und Geberden drückte sich eine fieberhafte Unruhe aus, und endlich warf er sich auf die Marmor-Trümmer der Szene hin. Seine rothe Fischermütze fiel ihm vom Haupte, die dichten und dunklen Locken rollten am Steine herab, und so lag er da wie ein tragisches Opfer.

Was ist dir, Jaques? fragte ich besorgt.

Mossjou! erwiederte er aufgeregt, ohne sich zu erheben, ich will es Ihnen in wenigen Worten sagen. Ich habe Gloria vor ihrem Unglück geliebt, ich habe sie nachher geliebt, ich liebe sie noch heute.

Dann richtete er sich auf und fuhr so schnell fort, als ob er fürchtete, in wenigen Minuten wieder den Muth zu dieser Mittheilung zu verlieren. Ja, ich liebe sie! Darum habe ich die Stadt verlassen und mich in die einsame Fischerhütte zurückgezogen; ich konnte es in ihrer Nähe nicht länger ertragen. Sie war in ihrer glücklichen Zeit meine Freundin, ich bin mit ihr aufgewachsen, mich hat sie allen Anderen vorgezogen — wenn sie mich auch manchmal, wie die Anderen, ihren Stolz hat fühlen lassen. Mein wäre sie geworden ohne die Ankunft des Pariſers. Was konnte ich gegen einen schönen Pariſer, der so schön malte und seine Worte so schön zu stellen verstand? Wie das Unglück herauskam, floh ich zum ersten Male in die Camargue; ich hörte, was sie litt, und kam zurück, um sie zu vertheidigen, und ließ mich für sie verhöhnen. Ich floh wieder und kehrte nach Jahren abermals zurück, ich drang in ihr Haus, ich liebte sie wie zuvor. Ich fürchtete die Schande nicht und wollte sie heirathen, ich wollte das noch vor wenigen Tagen, aber sie ist stolz und will ihr Leid allein tragen; auch weiß ich nicht, ob sie mich liebt, wohl aber weiß ich, daß sie den Pariſer nicht mehr liebt. Ihren Fehler hat sie abgebüßt. — O Gott, acht Jahre hat sie gelitten, in der Einsamkeit, in Schande, in der Blüthe ihres Lebens! Mochten die Leute sagen, was sie wollten, ich wollte sie in meine Hütte am Meere führen, fern von den Menschen. Ist das schändlich, Herr? Ist das ehrlos? Sagen Sie mir das ohne Rückhalt, daß ich es wisse; denn mir scheint es nicht so, und wenn es mir auch so schiene, ich könnte an mir nichts ändern.

Ich reichte ihm die Hand, und ruhiger fuhr er fort: Ich will Ihnen nun auch sagen, warum ich dieses Mal in die Stadt gekommen bin. Gloria's Schicksal soll sich bald entscheiden —

es geht etwas vor, und das habe ich so erfahren: Es lebt ein sonderbarer guter Mann in Nimes, der heißt Laurent und macht Bilder und schreibt Bücher. Aber alle seine Bücher sprechen von Arles, und alle seine Bilder stellen Arleserinnen vor; denn er liebt Arles wie seinen Augapfel; er kommt jede Woche in die Stadt, ist von jedem Kinde gekannt und kennt jedes Kind und weiß eines Jeden Geschichte. Von ihm ist das Bild Gloria's gemacht, das bis nach Paris gekommen ist; er liebte sie, der gute, alte Mann, er betete sie an, er nannte sie sein Ideal, und er hat mit ihr gelitten. Der kannte auch den Pariser Maler und war froh darüber, daß Gloria einen Künstler heirathen sollte. Seit sie von ihm verlassen worden, hat er ihn nicht aus den Augen verloren, und vor Kurzem schrieb man ihm aus Paris, wo er auch alle Welt kennt, daß Paul aus Griechenland zurückgekehrt sei und eine reiche Bourgeoise heirathen solle. Aber der Bourgeois, ihr Vater, will, daß er sich, wie er sagt, erst in Arles als honetter Mann benehmen solle, bevor er heirathet. Paul hat an Gloria geschrieben, und Gloria soll ihm kurz geantwortet haben, er müsse hieher kommen nach Arles. Das alles hat mir Herr Laurent erzählt, wie er durch die Paluden gekommen; der gute Mann hat eigens einen Umweg darum gemacht, und ich eilte hieher, um zuzusehen, wie Das alles ablaufen wird, um wo möglich zu erfahren, ob Gloria's alte Liebe bei Pauls Anblick wieder erwacht, oder ob sie für immer Abschied von ihm nimmt. Auf jeden Fall will ich in der Nähe sein, wenn Gloria einen Freund braucht, der für sie eintritt. Herr, ich habe in der Arena manchen Stier bei den Hörnern gepackt und auf den Rücken gelegt, ich werde auch mit einem Pariser fertig werden.

Lag Jaques früher wie ein tragisches Opfer da, so stand er bei diesen letzten Worten mit strammen Armen und geballten Fäusten, mit glühenden Augen und zurückfallenden Locken wie ein Kämpfer, ein Held auf der griechischen Szene.

Auch ich stand auf und sagte: Jaques, morgen besuche ich Gloria, und wenn es mir möglich, warte ich hier die Entwicklung

dieser ganzen Geschichte ab. Vergiß nicht, daß du mein Gastfreund bist und ich dein Freund bin.

Er drückte mir die Hand aufs Herzlichste und begleitete mich ins Hotel du Forum zurück, das auf dem alten Forum oder dem Platze der Männer liegt.

Um eilf Uhr des anderen Morgens pochte ich an die Thür Gloria's. Die Mutter öffnete nur halb, wie sie aber den Fremdling von gestern Abends erkannte, that sie die Thür ganz auf und hieß mich herzlich willkommen. Ich sagte ihr, daß ich meine Abreise um einen oder zwei Tage verschoben und daß ich mir die Freiheit nehme, der Einladung zu folgen, auf die sie mich in ihren Abschiedsworten gestern Abends hatte hoffen lassen. Die Mutter lobte das und führte mich in die Stube, die das ganze untere Geschoß einnahm und deren Thür, nach der Bauart des Südens, unmittelbar auf die Straße führte. Die hohe und geräumige Stube, deren Boden mit bunten Ziegeln gepflastert war, während die Decke Holzskulpturen alter Art bedeckten, war von milder Dämmerung und sanfter Kühle erfüllt, obwohl im Kamine, der die Küche ersetzen muß, eine goldene, von Weinreben genährte Flamme prasselte. Die Fenster gegen die Gasse waren geschlossen, aber die gegenüberstehende Wand war fast ganz geöffnet; ein breiter, wehender Vorhang schied sie vom Hofe, auf dem die Sonne lag. Ein kolossaler Tisch, breite Stühle, die eine Wand entlang eine breite Bank, Alles aus altem, geschnitztem Eichenholz, standen, würdig und zierlich zugleich, als Urväter-Hausrath wohl geordnet umher. Die Einfassung des hohen und geschweiften Spiegels über dem Kamine sowohl, wie die Stuckverzierungen, welche die Wände entlang und herab liefen und sie in große regelmäßige Felder eintheilten, deuteten auf ein hohes Alterthum des Hauses, und der Eindruck, den das Ganze machte, wäre ein höchst ernster gewesen, wenn ihn die Kinderköpfchen und Rosen- und Blätterwindungen an den Stuckverzierungen nicht gemildert hätten. Ein Blick in die Stube und ein zweiter durch den wehenden Vorhang auf den Hof sagten

mir, daß ich mich in einem jener Häuser der südlichen Städte befinde, die meistens größere Pracht gesehen, üppigeren Bewohnern, Prälaten oder Patriziern, gehört haben und im Laufe der Zeiten in den Besitz kleiner Bürger oder mit ihren glänzenden Besitzern herabgekommen sind. Da ich der Mutter an den Vorhang folgte und den ganzen Hof überblicken konnte, wurde mir das noch klarer. Der große, viereckige Raum war auf der einen Seite ganz von einem schönen, man möchte sagen: niedlichen Portikus in romanischem Style eingenommen, und den Wänden der anderen zwei Seiten sah man es an, daß er ehemals die Längen und die eine Breite des ganzen Hofes geziert hatte. Man sah noch die Spuren der Bogen und inneren Pfeiler. Der Gang war offenbar eine Nachahmung jenes Meisterwerkes romanischen Styls, das man in Arles den Klosterhof von St. Trophime nennt. Es war in Arles wie überall: Ein einziges großes Kunstwerk reicht hin, mit der Zeit eine ganze Stadt, eine ganze Gegend zu verschönern und ihr einen Charakter zu geben. Der reiche Mann ahmt es nach, wenn auch in kleinerem Maßstabe; Stadt- und Landhäuser und kleinere Kirchen werden nach seinem Muster gebaut; sein Einfluß dehnt sich bis auf die Hauseinrichtung, bis auf den Styl des Schrankes, der Spiegelverzierung, des Kamines, der Hausthür aus. Das Kunstwerk überlebt den ersten Besitzer und kommt im Laufe der Zeit, oft durch das Alter verschönert, bis an den Armen und hat so nach und nach alle Stände erfreut. Die Säulchen des Portikus im Hofe, der vor mir lag, waren aus dunklem Marmor und trugen reich verzierte, mit Blätterwindungen und allerlei Stein-Arabesken bedeckte Kapitäle. Zwar waren sie hier und da beschädigt, aber die Schlingpflanzen, die sich dicht an ihnen hinangezogen und weiße, rothe, blaue Glocken hangen ließen, verdeckten die Wunden und verdichteten die Dämmerung, die den kühlen, eben im Schatten liegenden Gang erfüllte.

Es war eine schöne, blühende, duftige Welt, die sich in diesem Hofe vor meinen Augen aufthat. Nur in der Mitte war

ein Stück des alten Pflasters übrig geblieben, der ganze übrige Hof war von der herrlichsten Vegetation besetzt. Neben den zwei großen Platanen, die in gleicher Entfernung von den Seitenmauern standen und aus alten Zeiten stammten, blühten in reicher Fülle die Centifolie, die braune provenzalische Rose. Sie bildeten ganze Gebüsche, die hoch und breit genug waren, den halben Hof zu überschatten. An den Wänden stand der Oleander oder, wie man ihn hier nennt, der Rosenlorbeer und deckte sie mit seiner sanften Gluth, während in den Ecken hoch und schlank Granatbäume aufragten und ihre glühenden Kelche der glühenden Sonne trotzig entgegen hielten. Zu Füßen dieser Bäume und Büsche liefen aufgerodete Beete hin, bevölkert vom Geschlechte zarterer Gattung, von Lilien, Cinerarien, Pelargonien in buntem Gemisch. Frisch und jugendlich stach diese Bevölkerung gegen das alte Gemäuer rings umher ab; ein sanfter Friede war über sie ausgegossen, und eine liebende Hand, eine zarte Pflege war überall sichtbar. Es war die Welt, die sich Gloria in ihrer Einsamkeit geschaffen, es war die Gesellschaft, welche ihr die der Menschen ersetzen sollte.

Sie saß, als ich in den Hof trat, in einem schattigen Winkel der Galerie, trat mir aber, auf den Ruf der Mutter, die den Herrn von gestern ankündigte, sogleich mit einiger Befangenheit zwar, aber doch freundlich entgegen. Ich setzte mich zu ihr in den schattigen Winkel und dachte, etwas verlegen, nach, wie ich das Gespräch in Gang bringen wollte. Das war aber leichter, als ich gedacht hatte, und die schöne Blumenwelt, die sie geschaffen, gab für den Anfang Stoff genug. Ich hatte gefürchtet, sie zurückhaltend und verschlossen zu finden; aber schon nach den ersten Worten gab sich ihr ganzes Wesen in voller Unbefangenheit kund, wenn auch mit einer gewissen ernsten Würde, die allerdings mit ihrer ganzen Gestalt, mit dem edel geschnittenen Kameengesichte harmonirte. Wie das edle Gesicht, die edle Gestalt, so war jede ihrer Bewegungen, der Ton ihrer Stimme, jedes Wort, jeder Ausdruck voll Maß. Wer die herrlichsten

helleniſchen Marmorgebilde kalt nennt und nicht die Wärme der Empfindung unter dem Goldglanz antiken Marmors erkennt, der hätte Gloria, obwohl ſchön, doch auch kalt genannt. Vielleicht, daß ihn das blaue Auge und der Wohllaut ihrer Stimme die Strenge der Form hätte vergeſſen laſſen. Bei mir that das nicht noth, und ich gab mich mit vollem Genuſſe dem Anſchauen dieſes herrlichen Geſchöpfes hin, und ich hätte über das Anſchauen alles Andere vergeſſen, wenn nicht gewiſſe zitternde Modulationen ihrer Stimme von Zeit zu Zeit, ſelbſt im heiterſten Geſpräche, an ihr trauriges Schickſal gemahnt hätten.

Ich gab mir Mühe, das Geſpräch ſo zu halten, daß ſie meine Bekanntſchaft mit dieſem ihrem Schickſal nicht merke, oder daß ſie ſich nicht aufgefordert fühle, bei Gelegenheit darauf anzuſpielen — aber ihr weiblicher Takt errieth aus dieſem Benehmen eben, was ich ihr verbergen wollte, und wie um jeden Zwang zwiſchen uns zu entfernen, ſprach ſie ſelber, wo die Gelegenheit es verlangte, von ihrer Zurückgezogenheit, von dem Bittern und Süßen der Einſamkeit, und das kam unſerem ganzen Geſpräche und vorzugsweiſe dem Anfang meiner Bekanntſchaft zu Gute.

Die Mutter war in der Stube beſchäftigt und kam nur manchmal heraus, um auch etwas vom Fremdling zu erfahren, und ſo verplauderten wir, theils in der Galerie ſitzend, theils den ſchattigen Theil des Gartens durchwandelnd, mehrere Stunden. Auf ein wiederholtes Lob ihres Aufenthaltes lud mich Gloria ein, des Abends wieder zu kommen, da ſie mir ihre Terraſſe zeigen wollte, wo ſie ihre Abende zubringe, und die jetzt der Hitze wegen ungenießbar ſei. Auch die Mutter, offenbar erfreut, daß Gloria einige Stunden in Geſellſchaft zugebracht, forderte mich auf, während meines kurzen Aufenthaltes ſo oft, als es mir meine Zeit erlaube, wieder zu kommen. Und ſo kam ich denn, nachdem ich an Jaques Bericht erſtattet hatte, ſchon des Abends wieder.

Gloria führte mich ſogleich über zwei Treppen auf ihre Terraſſe. Da empfing mich eine zweite Blumenwelt, umgeben von grünen Wänden, welche aus Schlingpflanzen gebaut waren.

Gegen Süden öffnete sich eine weite Aussicht über die gesegnete Ebene hinweg bis auf Rochelle und Saint-Martin, und gegen Morgen bis an die Alpinen, deren Häupter noch in Abendroth getaucht waren. Es war so still da oben. Der Lärm der Stadt und der Spaziergänger vor den Thoren, denen wir hinter Laubgewinden unsichtbar blieben, hallte nur sanft gedämpft herauf; aber wohl vernehmlich war der Gesang der Nachtigall, die sich in Gloria's Garten unten, in einem Oleander-Busche, ihr Nest gebaut hatte. Die Mutter brachte provenzalischen Wein und vorausschtig und ächt gastlich eine Cigarre. Wie behaglich fühlte ich mich bei den Ausgestoßenen, und doch wieder mit welcher Wehmuth erfüllte mich der Gedanke an das Bestreben Gloria's, ihre Welt so viel als möglich auszudehnen, sich schöne Abwechselung zu schaffen und von den Reizen der ihr verschlossenen verstohlen etwas zu erhaschen! Auch an Jaques dachte ich und an das Glück, das er empfinden würde, wenn er hier neben mir säße. Ich nahm mir vor, bei der ersten Gelegenheit, die sich bieten würde, von ihm zu sprechen. Nach der Aufnahme, die ich von den Frauen erfuhr, glaubte ich etwas wagen zu können, und die Mutter schien mir eine gute Bundesgenossin. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten.

Gloria sprach viel von ihren Schöpfungen, ich meine von ihren Gärten und Blumen, und wußte manches Liebliche von deren Entstehung zu erzählen, wohl auch Manches, was traurig an ihre Lage erinnerte. In dem Jahre, sagte sie, da mein Rosenlorbeer zum ersten Mal die Höhe der Mauer erreichte und mit seinen Blumen hinüber sah in die Gasse, fand ich diese eines Morgens sämmtlich abgepflückt und zerrissen am Fuße der Sträucher. Die That ward in der Nacht ausgeführt und sollte mir sagen, fügte sie schmerzlich lächelnd hinzu, daß ich kein Recht auf Blumen habe; denn hier in Arles tragen nur Mädchen, deren Ruf rein ist, Blumen — im Haar und auf der Brust, am Hochzeitstage als Kranz, und selbst im Tode wird die Jungfrau, von Blumen bedeckt, ohne Sarg, zu Grabe getragen.

Es trat eine peinliche Pause ein; wahrscheinlich um diese zu endigen, sagte die Mutter: Du mußt nicht ungerecht sein, mein Kind; zur selben Zeit hast du doch jeden Morgen vor der Thür einen schönen Strauß gefunden.

Es ist wahr, sagte Gloria — ich habe so eben auch daran gedacht.

Und diese Blumen kamen von Jaques! fügte ich schnell hinzu.

Mutter und Tochter sahen mich erstaunt an. Sie kennen Jaques? Sie wissen . . .? riefen sie wie aus Einem Munde.

Unzählige Male, fuhr ich fort, habe ich im Laufe dieses Tages und dieses Abends schon an ihn gedacht, und wie glücklich er sich fühlen würde, an meiner Stelle zu sein, der gute Jaques.

Ja wohl, der gute Jaques! wiederholte die Mutter; wie freue ich mich, daß Sie ihn kennen! Was macht er, wie geht es ihm? — wir hören nichts von Allem, was draußen vorgeht.

Der gute Jaques! wiederholte auch Gloria — er war eigentlich mein einziger Freund.

Sie sehen das ein, fragte ich, und haben ihn und seine Freundschaft doch so unbarmherzig von sich gewiesen, und haben sich doch gegen ihn wie gegen alle Anderen abgeschlossen.

Ich that es gewiß nicht, erwiderte Gloria, weil ich sein gutes, edles Herz, seinen Muth und seine Treue verkannte — aber seine Gegenwart wäre mir am Peinlichsten gewesen. Nachdem ich ihn in der Zeit meines Glückes oft stolz und hoffärtig behandelt und oft die Freundschaft vergessen hatte, die mit uns aufgewachsen ist, nachdem ich ihn für einen Anderen (und — mein Gott, für welchen Menschen!) vergessen gekonnt, hätte ich den Muth haben sollen, ihm unter die Augen zu treten, oder gar die Frechheit, das edle Gefühl, das er mir bewahrt, erwidern zu wollen? Ich wollte, daß er mich vergesse, und nicht, daß er durch seine Ausdauer den Hohn der Mitbürger auf sich lade, oder gar, wenn ich in einem schwachen Augenblicke seinen

Anträgen Gehör gegeben hätte, meine Schande fürs ganze Leben auf seine Schultern nehme. Nein! — rief sie mit Kraft — wie weh es mir auch gethan hat, einem Freunde im Unglück die Thür zu schließen, so bin ich doch froh, daß ich es gethan habe! Jetzt habe ich seit lange nichts von ihm gehört, kein Zeichen der Theilnahme von ihm empfangen, und ich hoffe, daß mein Zweck erreicht ist und daß er mich vergessen hat.

Sie irren, sagte ich, Jaques liebt Sie so treu, als er Sie je geliebt hat, und es hat nicht den Anschein, als ob er eine so tief eingewurzelte Liebe jemals aus seinem Herzen werde reißen können. Sie haben nichts von ihm gehört, weil er als Fischer in den Paluden der Camargue lebt, und er hat sich dahin geflüchtet, um einsam zu leben wie Sie, und weil er es nicht ertragen konnte, in Ihrer Nähe zu sein, ohne Sie zu sehen.

Mein armer Freund! seufzte Gloria.

Ermuthigt fuhr ich fort: Er ist noch heute bereit und mit Freuden bereit, für Sie die Meinung der Leute zu verachten und Sie — nicht seinet-, sondern Ihrethalben — in die Einsamkeit seiner Fischerhütte zu führen. Ein freies, edles und liebendes Herz, das man nicht verschmähen soll, meine Freundin!

Gloria verdeckte die Augen mit der Hand; aber ich sah die großen Thränen, die hervorquollen.

Mein lieber Herr! sagte sie endlich nach langer Pause — ich war ihm einmal gut; ohne den Mann, der mein Lebensglück vernichtet hat, wäre ich gewiß keines anderen Mannes Weib geworden. Nun ich jene wahnsinnige Leidenschaft ganz in mir unterdrückt habe, erwacht, ich gestehe es offen, wieder die innige Freundschaft in mir, die ich vorher für Jaques gefühlt habe. Aber ich will zu meinem Fehltritte nicht noch ein Verbrechen hinzufügen und über ein edles, männliches Herz Schande bringen. Niemals!

Nach diesem Gespräche war auf ein Aufkommen der früheren Heiterkeit nicht mehr zu hoffen, und da es mich drängte, Jaques Mittheilungen zu machen, so grüßte ich die Frauen und ging.

Jaques schienen die Worte Gloria's nicht so hoffnungverſprechend wie mir; er meinte, ich kenne nicht, wie er, ihre Festigkeit und Ausdauer bei dem einmal gefaßten Entschlusse. Dennoch konnte er ein freudiges Lächeln nicht unterdrücken, als ich ihm darauf erwiderte, daß ich nunmehr Arles nicht früher verlasse, als bis ich ihn bei Gloria eingeführt und ihm ihre Thür für immer geöffnet habe. Schon mit diesem Glücke, sagte er, wolle er sich begnügen und ihr mit seiner Liebe und mit Werbungen nicht lästig fallen.

Um Jaques mein Versprechen halten zu können, mußte ich noch mehrere Tage in Arles bleiben und die neue Freundschaft mit den Frauen so weit befestigen, bis ich etwas von ihnen verlangen oder einen Schritt zu Gunsten Jaques' wagen durfte. Antiquitäten und Geschichte der Stadt, die mit Troja und Trier an der Mosel wetteiferte, als Konstantin sich eine neue Residenz erwählen wollte, wären gänzlich vernachlässigt worden, wenn mir nicht die Gespräche mit den Frauen, besonders mit der mittheilsamen Mutter, die Studien einiger Maßen ersetzt hätten. Die Mutter war ein wahres Chronikenbuch von Stadt und Umgebung und ein Wunderhorn voll der schönsten provenzalischen Lieder, längst verklungener wie noch lebender Gesänge, die sie mehr deklamatorisch als singend, aber mit Sinnigkeit vorzutragen verstand. Bei den wenigen Anknüpfungspunkten, die wir hatten, halfen Lieder und Sagen aus, von Zeit zu Zeit auch eine Anspielung auf Jaques. Auffallend war es mir, daß im Laufe der Tage, die ich fast nur in Gesellschaft der Frauen verbrachte, nie von dem Kinde Pauls und Gloria's die Rede war und daß ich dieses nie zu sehen bekam. Dieses Räthsel aber sollte mir bald gelöst werden.

Eines Nachmittags, als ich mit Gloria, die mit einer Arbeit beschäftigt war, in der Galerie saß, pochte es sanft an die Thür, und bald darauf kündigte die Mutter, halb erschrocken, Mossjou lou Cura, d. i. den Herrn Pfarrer des Viertels, an.

Was kann er wollen? fragte Gloria.

Er wird Ihnen Vorwürfe machen, daß Sie nicht in die Kirche gehen, sagte ich.

Vielleicht, sagte sie, kommt er im Auftrage der Büßerinnen von der heiligen Magdalena, die mich schon einmal auffordern ließen, in ihren Orden zu treten. Als ob man nur im Kloster und unter dem Schleier büßen könnte! fügte sie traurig hinzu.

Ich flüchtete mich durch die Galerie in die Stube, während der Geistliche durch den Vorhang in den Garten trat. Gloria ging ihm ehrerbietig entgegen und führte ihn an den Platz, den ich eben verlassen hatte.

Gott sei mit dir, meine Tochter! sagte der Priester, indem er seinen breiten Hut abnahm und die andere Hand wie segnend ausstreckte. Er schien, wie ich von der Stube aus bemerken konnte, von der Heimlichkeit des Ortes, von der holden Welt Gloria's überrascht, ja gerührt. Sein altes, faltenreiches Gesicht nahm einen milden Ausdruck wahrhafter Theilnahme an. — Beruhigt zog ich mich ganz in die Stube zurück; nicht so ruhig war die Mutter, die bei mir geblieben war. Was kann er wollen? wiederholte sie von Zeit zu Zeit, — vielleicht will er ihr die Beichte abnehmen, da sie schon seit langer Zeit nicht zur Kirche gegangen ist. Das arme Kind! was kann sie sündigen unter ihren Blumen? Sie hat ächt christlich selbst ihren Feinden und Schuldigern vergeben. Aber der Herr Coura ist ein guter Mann, und er wird ihr nichts Schmerzliches sagen, und die Beichte kann ihr vielleicht wohl thun. — So sprach die gute Mutter vor sich hin; dann, wie um sich zu zerstreuen, wandte sie sich zu mir und sagte: Wir haben eine schöne Geschichte von einem großen Sünder und von einer Beichte. — Tiens! rief sie dann, die Geschichte muß Sie interessiren, denn der Sünder ist Ihr Landsmann und heißt Johannes Parricida.

In der That interessirte es mich, in der Provence eine Parricida-Sage zu entdecken, und theils darum, theils um die besorgte Mutter zu zerstreuen, bat ich sie, mir die Geschichte zu erzählen.

Sie wissen wohl, begann die Mutter, daß die Päpste mehrere hundert Jahre in der Provence residirten; in Avignon steht noch ihr Palast, und ein Theil des Landes war noch vor sechzig Jahren in ihrem Besitze. Aber sie wohnten nicht immer in diesem Palaste zu Avignon. Ein Papst, der Clemens hieß, schlug seine Residenz in dem alten und schwarzen Kloster der Prediger-Brüder auf, das bei Vaucluse stand und dessen Stelle heute große Eisengießereien einnehmen. Zu jener Zeit einmal sah man eine sonderbare Gruppe von Reisenden, die in der Gegend des Klosters umherirrten. Ein Mann mit langem Barte führte ein Eselein am Zügel; auf dem Eselein saß ein junges Weib, und das junge Weib trug ein Knäblein auf dem Arme. Aus der Ferne hätte man glauben können, es sei die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten; auch in der Nähe sah die traurige Mutter auf dem Eselein wie die heilige Jungfrau aus, so schön und lieblich und voll Schmerzen war sie und sah das lächelnde Kind auf ihrem Arm wie das Christkindlein aus; aber der Mann, der das Eselein am Zügel führte, sah nicht aus wie der heilige Joseph. Sein Bart war wild und struppig, seine Haare vor der Zeit gebleicht, sein ganzes Gesicht war so düster, als ob eine Wolke darauf läge; die Augen hatten sich tief in den Kopf zurückgezogen, als hätten sie Angst, in die Welt oder in ein menschliches Gesicht zu sehen, und die ihn in der Nähe betrachteten, glaubten auf seiner bleichen Stirn ein blutiges, dunkles Zeichen zu bemerken. Seine Füße waren wund und angeschwollen, Kleider und Leib von Dornen und Gestrüpp zerrissen. So irrte er, immer das Eselein am Zügel führend, Tage lang rings um das Kloster umher; aber er hatte nicht den Muth, sich der Schwelle zu nähern, und wenn die Nacht kam, verschwand er im Walde, um des Morgens wieder hervorzukommen. Nur manchmal wandte er sich zum Kinde und streichelte ihm die blonden Locken: das that auch die Mutter; dann lächelte das Kind, und der Vater faßte frischen Muth und näherte sich wieder dem Kloster, um wieder zaghaft in den Wald zu fliehen. Eines Tages, da das

Kind gar lieblich lächelte, wagte er sich doch bis an die Schwelle des Klosters; aber es übernahm ihn wieder die Angst, und schon wollte er die Schritte wenden, als sich das Thor öffnete und der Papst heraustrat. Der fremde Mann warf sich ihm zu Füßen und rief: Ich bin Johann von Oesterreich, der seinen Ohm und Vormund erschlagen hat. Seit Monden irre ich mit Weib und Kind durch die Wildniß; Wurzeln und wilde Pflanzen waren unsere Kost, Höhlen unser Aufenthalt, die Thiere des Waldes unsere Gefährten, und der Geist meines Ohms und die Seelen Derer, die um meiner Sünden willen unschuldig erschlagen worden, verfolgen mich. Heiliger Vater, du kannst ja binden und lösen — erlöse mich von meiner Sünde und von der tiefen Herzensangst! — Vatermörder! rief der Papst entsetzt und erhob seine Hand, als ob er ihn verstoßen wollte; aber da sah er die weinende bleiche Frau und das lächelnde Kind, und er sagte: Um dieser willen! — Und er schickte ihn in ein einsames Kloster, das in den wüsten Alpinen lag, mit einem Briefe, in welchem den Mönchen verboten war, nach des Büßenden Namen zu fragen.[1] Dort starb er nach zwei Jahren, und sein treues Weib folgte ihm bald.

Während der Erzählung hatte die Mutter zu wiederholten Malen unruhig nach der Galerie hinüber gesehen. Sie schien besorgt, daß der Priester ihrem Kind doch etwas sagen könnte, was es kränkte. Kaum hatte sie geendet, als sie schon unruhig aufsprang und dem Vorhang zueilte, den sie bei Seite schob. Sie ist ja nicht im Beichtstuhl! sagte sie, sich entschuldigend gegen mich gewendet, dann bog sie sich hinaus, um zu lauschen. Der Priester sprach milde, doch laut genug zu Gloria, daß wir jedes seiner Worte hören konnten; ich wollte mich entfernen, aber die Mutter winkte mir, zu bleiben.

[1] Man weiß, daß Johannes Parricida in einem Kloster zu Pisa starb; wir geben die Sage, wie sie im südlichen Frankreich lebt. — Eine österreichische Chronik erzählt, daß Parricida's Sohn zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts als blinder bettelnder Greis in Wien gestorben.

Meine Tochter, sagte der Priester, ich bin über den Zustand deines Gemüths beruhigt. Mit Freuden sehe ich, daß in deinem Herzen kein Stachel geblieben ist, daß du dein Leid mit Ergebung getragen und den Feinden vergeben hast. Deine Fehler werden dir vergeben.

Der Priester schwieg einen Augenblick; Gloria sah ruhig vor sich hin, der Mutter fiel eine Thräne aus dem Auge.

Nach einigem Zaudern, als ob er die rechten Worte suchte, fuhr der Priester fort: Bei deinen löblichen nnd gottgefälligen Gesinnungen zweifle ich nicht, daß du deinem Kinde eine christliche Erziehung zu geben gedenkst.

Gloria wurde blaß, ihre Lippen zitterten, ihr ganzer schöner Leib erbebte.

Armes Kind! seufzte die Mutter.

Der Geistliche bemerkte den aufgeregten Zustand des Mädchens nicht, denn er stand mit niedergeschlagenen Augen da, und er sprach mit Milde weiter: Dein Kind muß nun in dem Alter sein, daß man ihm schon vom Worte Gottes sprechen und es mit den Segnungen der Religion bekannt machen kann. Das ist nun der Zweck meines Besuches, dich zu fragen, meine Tochter, ob du selbst, denn du vermagst es, deinem Kinde die Heiligkeit der Religion offenbaren oder ob du es wie die anderen guten Mütter meiner Pflege anvertrauen willst?

Statt aller Antwort nahm Gloria den milden und wohlwollenden Mann sanft am Arme, führte ihn aus der Galerie in den Garten und deutete stumm mit ausgestreckter Hand auf einen Hügel, der oben mit Rosen, rings umher mit Cinerarien bepflanzt war. Erschrocken hob der Priester beide Hände auf und sah Gloria ins Gesicht; ihre Blässe sagte ihm und mir das Uebrige. Daß Gloria's Kind in ungeweihter Erde ruhte, schien den Priester nicht zu überraschen; es ist im südlichen Frankreich nichts Seltenes, daß man geliebte Todte in der Nähe des Hauses, auf einem Felde, im schattigen Hofe oder im Garten begräbt. Der Brauch schreibt sich aus der Zeit her, da man den Prote-

stanten ehrliches Begräbniß verweigerte, und er theilte sich hier und da den Katholiken mit. Der Priester streckte seine Hand segnend über das blumenbepflanzte Grab aus; dann sagte er: Ich werde in den nächsten Tagen kommen und diesen Boden weihen, auf daß das schuldlose Wesen in geweihter Erde ruhe.

Gran mercis, Mossjou lou Coura! rief die fromme Mutter, der die Thränen in Strömen über die Wangen liefen. Der Priester verneigte sich und ging, von der Mutter bis vor die Thür begleitet. Wie sie wieder zurückkam, eilte sie ihrer Tochter zu, die ihr weinend in die Arme sank.

Der Zufall, der mich diese aufregende Szene mit erleben ließ, trug nicht wenig zum schnellen Wachsthum unserer Freundschaft, zur rascheren Entwicklung rückhaltslosen Vertrauens bei. So wagte ich es nun öfter, von Jaques zu sprechen, von Zeit zu Zeit seiner treuen Liebe und seiner Absichten zu erwähnen. Meine Mittheilungen wurden ruhig, doch mit einiger Wehmuth aufgenommen; das Gute hatten sie, daß sie Gloria an glückliche Zeiten erinnerten, die sie in früher Jugend schön, rein und ungetrübt mit Jaques verlebt hatte. Die Liebe, oder wie sie das Gefühl nannte, die Freundschaft zu Jaques, die mit ihr aufgewachsen war, kam in mancher Aeußerung, in manchem bedauernden Wort zum Vorschein, und bald glaubte ich an ihr das Phänomen beobachten zu können, das ich im Leben schon oft beobachtet habe: wie nämlich eine schöne Jugendliebe, die man begraben wähnt, nach Jahren und Jahren unter der Decke von Leidenschaften, Unglück und traurigen Erfahrungen aufs Neue sich zu regen beginnt, neue Keime treibt und endlich mächtig durch alle Schichten, die sich über sie gelagert haben, siegreich durchbricht. So weit war es wohl bei Gloria noch nicht gekommen; aber ich hoffte für Jaques, und da es mir schien, als ob Alles zu einer Entwicklung dränge, da mich meine eigene, häufige Anwesenheit in Gloria's Hause das Ende ihres einsamen Lebens däuchte, so beschloß ich, Jaques vor meiner bevorstehenden zeitweiligen

Abwesenheit von Arles ins Haus zu führen und das Uebrige ihm und seiner Liebe zu überlassen.

So ließ ich noch einige Tage nach dem Besuche des Pfarrers vorübergehen, besuchte Gloria oft, stattete an Jaques, der mich allabendlich im Hotel erwartete, treuen Bericht ab und lud ihn endlich ein, mich, anstatt spät Abends, einmal sogleich nach Einbruch der Dämmerung zu besuchen, um mit mir einen Spaziergang in die Umgegend zu machen. Er kam, und wir gingen. Mißtrauisch sah er mich an, da ich ihn, anstatt dem Stadtthore, der Gasse Gloria's zuführte. Je mehr wir uns näherten, desto langsamer wurde sein Schritt, und als er endlich über den Zweck unseres Ganges nicht mehr zweifeln konnte, begann er am ganzen Leibe zu zittern. Ich nahm ihn unter den Arm und führte ihn weiter. Was wird sie sagen? fragte er beklommen.

Du bist ein Poltron, Freund Jaques! sagte ich und zog ihn weiter.

An der Thür Gloria's raffte er sich zusammen und stellte sich straff und stolz hin. So ists recht! sagte ich, so muß der Mann auftreten! und ich pochte. Die Thür ging auf, ich schob Jaques in die Stube, zog die Thür wieder zu und eilte ins Hotel zurück.

Am andern Morgen früh verließ ich Arles; ich besuchte die wunderbare Felsenstadt Les Baux in den Alpinen, die Triumphbögen und das Mausoleum zu St. Remy, der Vaterstadt des großen Propheten Nostradamus, und kehrte erst nach mehreren Tagen nach Arles zurück. Ich fand Jaques bei Gloria, aber diese nachdenklicher, jenen trauriger. Ich fragte nicht, ich mischte mich in nichts, ich ließ mir von der Mutter Geschichten erzählen. Ich kam und ging und kam wieder. Jaques' Verhältniß zu Gloria schien immer dasselbe und er immer trauriger. Mehrere Male sprach er von baldiger Rückkehr in seine Fischerhütte und verwünschte sich und seine Schwäche, daß er sie noch nicht bewerkstelligt habe.

Seine Klagen schienen mir denn auch gerechtfertigt, als ich einmal, von Marseille zurückgekommen, Gloria besuchte und bei

ihr nicht Jaques, den Fischer aus der Camargue, sondern einen eleganten, schönen jungen Mann fand, der, wie es schien, schon seit mehreren Tagen anwesend war. Er saß bei Gloria in der Galerie und machte ein erstauntes, fast eifersüchtiges Gesicht, wie er mich eintreten und als Freund begrüßt sah. Es war Paul, der berühmte Maler aus Paris, der, wie es Jaques vorausgesagt und wie es Gloria verlangt hatte, indessen angekommen war. Beim ersten Anblick mußte ich mir zugestehen, daß der Mann, gegen den ich doch im Vorhinein eingenommen war, alle Eigenschaften besaß, die das Herz eines Weibes gewinnen können. Gestalt und Züge des Gesichts waren schön zu nennen; Stirn und Wangen hatten von den Reisen in Italien und Griechenland eine braune Farbe mitgebracht, die ihnen etwas Männliches gab, neben dem sich die Weichheit der blauen Augen und des feinen Mundes gut ausnahm. Das Ganze sprach für künstlerische Empfänglichkeit, für ein Gemüth, das allen Eindrücken leicht offen steht. Unterstützt von gefälligen Manieren, nahm das ganze Wesen dieses Mannes bald für sich ein, und ich sagte mir, daß Jaques seit seiner Ankunft sehr elend sein müsse. So war es auch. Ich erschrak, als ich ihn des Abends wieder sah. Seine Augen blitzten, seine Stimme zitterte beim Sprechen und schien rauher geworden zu sein. Er erzählte mir, daß Gloria ganze Tage mit dem Maler zubringe, daß sie ihn ohne die geringsten Vorwürfe, ja mit Freundlichkeit empfangen habe; kurz, daß sie alle Unbill vergessen zu haben scheine und sich ganz unwürdig benehme. Letzteres schien besonders auf Jaques zu lasten; in seinen Anklagen klang immer das Leid der Enttäuschung hervor, das Unglück, eine geliebte Person verachten zu müssen.

Ich widersprach mit Heftigkeit und behauptete, daß Gloria den Mann, der sie der Schande preis gegeben und im Unglück unbarmherzig verlassen, ganz und gar aufgeben und daß sie sich, stolz, wie ich sie kenne, nicht verleugnen werde.

Aber auch ich wurde in meinem Glauben an Gloria erschüttert, als mir Jaques darauf erzählte, was in den letzten

Wochen vorgegangen war. Eben die projektirte Pariser Heirath Pauls und die Forderung, die an ihn gestellt wurde, seine Angelegenheiten in Arles zu ordnen, hatten ihn an seine Jugendliebe erinnert, die durch den Aufenthalt in Rom, durch die Reisen in Italien und Griechenland, durch die Reize einer verführerischen hochgestellten Frau in den Hintergrund gedrängt worden war. Der Briefwechsel mit Gloria, zu dem er gezwungen war, trug noch dazu bei, alte Gefühle neu in ihm aufzuregen. Schon halb erschüttert und zweifelhaft über Das, was zu thun, hatte er Paris verlassen, und in Arles angekommen, wo er zum ersten Male das ganze Unglück erkannte, das er über Gloria gebracht, wo er von ihrer achtjährigen Einsamkeit gehört, wo er endlich wieder in dieses herrliche, ehemals nur schöne, nunmehr durch Unglück veredelte Gesicht gesehen, — in Arles erlag sein leichtbewegliches, künstlerisches Gemüth all diesen Eindrücken und den Vorwürfen seines Gewissens. Er bat Gloria um Vergebung, er erbot sich, Alles wieder gut zu machen, was er verbrochen hatte — und wird, fragte Jaques am Ende seiner Erzählung, wird Gloria einer Jugendliebe widerstehen und der Hoffnung, ihre Ehre wieder hergestellt zu sehen?

Sie wird! sagte ich, obwohl ich selbst nicht ganz überzeugt war.

Sie wird nicht! sagte Jaques traurig, und wenn ich wirklich ihr Freund bin, darf ich es wünschen? fügte er noch trauriger hinzu.

Schon der nächste Tag schien dem armen Jaques Recht geben zu wollen. Den Morgen hatte ich auf meiner Stube im Hotel du Forum zugebracht; als ich gegen Abend ausging, rief mir die Wirthin, selber auch eine schöne Arleserin, aus der Küche zu: Mossjou! wissen Sie schon die große Neuigkeit? Gloria ist ausgegangen am hellen, lichten Mittag; am Arme des Herrn Paul aus Paris ist sie ausgegangen! — Der Wirth rief mir aus der Salle à manger Dasselbe entgegen, und Dasselbe wiederholte der Lohnbediente, der vor der Thüre lungerte. Wie ich weiter durch die

Gassen ging, konnte ich bemerken, daß ganz Arles in förmlicher Aufregung war. Ueberall standen Gruppen zusammen und erzählten einander, daß Gloria ausgegangen. Ein Ladenmädchen rief dem andern über die Gasse die große Neuigkeit zu. Hast du sie gesehen? Sie ist noch schöner geworden. — Ja, aber sie ist blaß. — Nein, ich finde sie gealtert. — Sie wird nun eine große Dame und kommt nach Paris. — Der Art abgebrochene Sätze klangen mir rechts und links ans Ohr. Ich schüttelte den Kopf und wußte nicht, wie mir die Sache zu deuten. Bei St. Trophime kam mir Jaques entgegen. Nun, Herr? fragte er bitter lächelnd. Leben Sie wohl, ich gehe in die Camargue! damit drückte er mir die Hand und eilte fort, ohne meinen Abschiedsgruß abzuwarten.

Den Rest des Tages hindurch war in ganz Arles von nichts Anderem als von Gloria's Ausgang die Rede. Verstimmt, weil ich Freund Jaques so traurig gesehen und weil mich das Benehmen Gloria's, das ich mir nicht zu deuten verstand, in Zweifel stürzte, zog ich mich früh auf meine Stube zurück. Da fiel mir ein kleines Büchlein ins Auge, das auf dem Tische lag und welches mir Gloria vor einigen Tagen mit Lächeln gegeben hatte. Ein sonderbares Büchlein, das auf sonderbare Weise entstanden ist und welches der Aufzeichner dieser Begebenheiten eines Tages in Uebersetzung dem deutschen Publikum mitzutheilen gedenkt. Vor zwei Frühlingen nämlich hatten sich die provenzalischen Nachtigallen, ich meine die zahlreichen provenzalischen Dichter, so wie sie es zu thun gewohnt sind, in Arles versammelt, um einander ihre provenzalischen Dichtungen vorzulesen und einige Tage gemeinschaftlich in Freuden zuzubringen. Bei einem Glase Wein kamen sie, wie natürlich, auf Arleser Schönheit, die sie seit Tagen entzückte, zu sprechen, und einer der Dichter bemerkte, wie die Gabe der Götter, die Schönheit, immer mit großen und traurigen Schicksalen verbunden sei. Man erzählte einander die Geschichten einzelner berühmter Schönheits-Königinnen aus Arles und beschloß endlich, diese Geschichten in kleinen Dramen poetisch

darzustellen. Die Stoffe wurden gewählt und vertheilt und jedem Dichter aufgetragen, sein kleines Drama binnen einer gewissen Zeit zu liefern. Das geschah, man ließ die Sachen in Carpentras drucken, und so entstand das kleine, höchst interessante Büchlein, das mir Gloria gegeben hatte. Ihr eigenes Schicksal war darin in einem kleinen Drama dargestellt, und es war ihr, wahrscheinlich um sie zu kränken, über die Mauer in den Garten geworfen worden, wo sie es eines Morgens fand. Aber wenn es wirklich von einem Feinde kam, so hat dieser seinen Zweck nicht erreicht; denn Gloria fand den Trost darin, daß ihre Geschichte auch schön, poetisch, versöhnend betrachtet werden konnte, und sie hatte keine Scheu, mir es zu geben, als ich es eines Tages auf ihrem Tische liegen fand. Ich las es an jenem Abend mit dem bitteren Gefühle, das man empfindet, wenn man zu erfahren glaubt, wie schwer es dem Wirklichen, dem Lebenden wird, den Intuitionen der Poesie nachzukommen. Gloria war in dem ihr bestimmten Drama von Anfang bis zu Ende schön, muthig und weiblich duldend dargestellt; das Ende, das der Poet hinzuzudichten gezwungen war, war der Heldin würdig. Wie kontrastirte es mit dem Ende, das allem Anscheine nach Gloria selbst in der Wirklichkeit hinzufügen wollte!

Ueber diesen Kontrast, über Poesie und platte Realität nachdenkend, saß ich in der Dämmerung da, als es an die Thür pochte und plötzlich die Mutter Gloria's vor mir stand. Sie sah bekümmert und aufgeregt aus.

Madame, fragte ich, nachdem ich ihr einen Stuhl gestellt und Licht angezündet hatte, ich habe gehört, daß Gloria mit Paul ausgegangen ist und sich vor aller Welt an seinem Arme gezeigt hat — was geht vor?

Ich weiß es nicht, antwortete sie, das Benehmen meines Kindes ist mir unverständlich. Sie spricht mir nicht darüber, und ich frage nicht. Sie ist freundlich gegen Paul, und ich weiß, daß in ihr seit lange jeder Funke von Liebe zu ihm erloschen ist und daß sie für Jaques ein inniges Gefühl empfindet. Aber ich

vertraue ihr, ich kenne ihre Festigkeit und ihren Stolz. Sie wird die Demüthigungen, die sie erlitten, nicht vergessen und sich nicht der Liebe hingeben, die, wie es scheint, in der Brust des Malers aufs Neue aufgewacht ist. Stellen Sie sich vor, wie sie heute vom Spaziergang zurückgekommen sind und meine Tochter, erschöpft von Aufregungen, fast ohnmächtig hinsank, da warf er sich ihr zu Füßen, küßte ihr die Hände und bat sie, ihn nicht zu verlassen, mit ihm als sein Weib nach Paris zu gehen, wo er Alles thun wolle, um sein Unrecht an ihr gut zu machen.

Und was hat sie geantwortet?

Sie verlangte von ihm, daß er diese Bitte vor zwei Zeugen wiederholen solle, und die zwei Zeugen sollen Sie und Jaques sein. Darum eben komme ich, lieber Herr; ich habe Jaques vergebens in der ganzen Stadt gesucht; Sie wissen vielleicht, wo er zu finden ist. Ich bitte Sie, so bald als möglich mit ihm zu uns zu kommen.

Ein neuer Hoffnungsstrahl dämmerte; ich jubelte auf und versprach, morgen früh mit Jaques vorzusprechen. Zu Pferde hoffte ich ihn noch zu erreichen, und so eilte ich zu Herrn v. O..., dem Direktor des National-Gestütes, an den ich empfohlen war, bat um ein gutes Pferd, und schon nach einer halben Stunde trabte ich auf einem prächtigen Anglo-Normannen durch die dunklen Gassen der Stadt, langsam über die Schiffbrücke, schneller durch den alten Flecken Trinquetaille, am anderen Ufer der Rhone, und endlich fortbrausend wie der Sturmwind die breite weiße Straße hin, die eine Strecke lang in die Camargue hineinläuft. Ich kam mir vor wie Einer, der, mit weißem Tuche wehend, einem Richtplatze zusprengt und eine Begnadigung bringt. Leider mußte ich die Straße bald verlassen und mich links in die Sümpfe vertiefen. Da führten nur schmale Pfade hin, denen allein die Wurzeln der Tamarisken, welche rechts und links hoch aufwuchsen, einige Festigkeit gaben, da sich der Weg ohne sie in weichen, haltlosen Sumpf aufgelöst hätte. Doch waren die Wege hier und da durch breite Risse, in denen sich Wasser gesammelt

hatte, unterbrochen; mein Pferd überſprang ſie inſtinktmäßig, wenn auch oft mit großer Anſtrengung, wohl ahnend, daß es in dieſen Löchern ſammt ſeinem Reiter verſinken könnte. Kam ich mir doch ſo ſchon ſammt meinem Roſſe wie vom Sumpfe verſchlungen vor, da rechts und links die Rohr- und Schilfgewächſe ſo hoch aufwuchſen und ſo dicht zuſammenſchlugen, daß nur über meinem Kopfe ein ſchmaler Streifen zur Ausſicht auf den beſtirnten Himmel offen blieb. Von fern hörte ich das Bellen der rieſigen Camarguer-Hunde, die ich aber nicht fürchtete, da ſie niemals Menſchen angreifen; von Zeit zu Zeit regte es ſich im Schilfe, und aufgeſchreckt vom nächtlichen Reiter, ſprang eine ganze Horde wilder Stiere auf und zertheilte ſich durch den Wald von Rohr, der unheimlich aufrauſchte. Manchmal blieb wohl auch ein Stier am Wege ſtehen und glotzte mich mit blitzenden Augen an oder legte ſogar die Hörner wie zum Kampfe ein; das war wohl einer von denen, die in der Arena von Nimes oder Arles oder anderswo im ſüdlichen Frankreich die Bosheit der Menſchen kennen gelernt haben und ſich nun ewig zum Kampfe bereit machen. An ſolchen ſprengte ich auf meinem Anglo-Normannen raſch vorüber. Von Zeit zu Zeit rief ich „Jaques, Jaques!“ in die Nacht hinaus; mein Ruf verſcholl ohne Wiederhall. Der arme Jaques in ſeiner Verzweiflung mochte ſchnell gelaufen ſein, und ich gab die Hoffnung auf, ihn noch auf ſeiner Wanderung zu erreichen, um ſo mehr, als ich bald jeden Weg verloren hatte. Da war kein feſter Pfad mehr; ich ließ das Pferd mit ſchlaffem Zügel dahin gehen und über Sümpfe von Wurzel zu Wurzel, von einem feſten Punkt zum andern ſpringen; nur darüber wachte ich, daß es die Richtung nach Süden einhielt. Endlich ſah ich Seewaſſer durch die Nacht leuchten; das konnte nur der ſo genannte Etang de Valcarès ſein, eine Art von Meerbuſen, der ſich hier zwiſchen den Rhone-Mündungen in das Delta der Camargue hinein zieht, von Inſeln und Landzungen durchſchnitten und nur durch einen ſchmalen Ausgang mit dem mittelländiſchen Meere verbunden iſt. Im weſtlichſten Winkel dieſes ſchönen Meerbuſens, wo ihn nur ein

schmaler, natürlicher Damm, dessen Breite nach Schritten zu messen ist, vom Meere trennt, liegt das einsame Fischerdorf Saintes Maries, wo der Legende nach die beiden Marien, die heilige Martha, die heilige Anna und Lazarus landeten, um das Land zum Christenthume zu bekehren. Sie hatten sich im heiligen Lande, nach der Kreuzigung des Heilandes, in einen Kahn ohne Ruder, Steuer oder Segel gesetzt und kamen, von einem heiligen Winde getrieben, an diese Küste, die sie dem Heile gewannen. Ungefähr eine halbe oder drei Viertelstunden vor diesem Dorfe, am Ufer des fischreichen Etang de Valcarès, mit der Aussicht über Bucht, Insel und Meer gut gelegen, sicher vor dem Fieber, erhebt sich die Hütte Jaques'.

Am Strande angekommen, konnte ich sie nicht mehr verfehlen, wenn ich mich immer westwärts hielt und der Düne folgte. So ließ ich nun, da ich die Hoffnung aufgegeben hatte, Jaques noch auf seiner Wanderung zu erreichen, mein Pferd auf dem vom Wellenschlage gefestigten Sande gemächlich dahin traben. Es ging wie über eine Tenne. Bald traten bekannte Büsche hervor, und bald erkannte ich die Hütte, deren Dach und Wände von großen Fischernetzen bedeckt waren und an deren einer Seite der Mastbaum, der aus dem Kahne genommen war, wie ein schlanker Thurm hervorragte. Vor der Hütte auf dem Sande lag der Kahn, an dessen Hintertheil die Welle plätscherte. Alles athmete die tiefste Ruhe. Erst als ich vom Pferde sprang und mich umsah, wo ich es anbinden könnte, regte sich etwas; es war Jaques, der im Schatten auf der Schwelle gelegen hatte, nun sich erstaunt erhob und mich mit großen, starren Augen ansah, wie Einer, der aus tiefem Traume erwacht.

Nicht lange gestaunt, Freund Jaques! rief ich und schüttelte ihn — ich komme, von Gloria geschickt. Sie bittet dich, sogleich mit mir zurückzukehren — sie hat uns Beiden etwas Wichtiges zu sagen.

Jaques schüttelte den Kopf.

Hollah! rief ich wieder, nicht lange gezaudert und sich zur

Wanderung bereit gemacht! Ich wette meine Freundschaft zu dir, es wird Alles wieder gut.

Jaques athmete auf und fragte nach einem langen Seufzer, was es gebe. — Die Erzählung und Aufklärung wird uns den Rückweg verkürzen, antwortete ich und schwang mich wieder aufs Pferd, das ich in Bewegung setzte. Jaques folgte mir wie ein Nachtwandler. — Erst nachdem ich eine Strecke geritten, fiel es mir ein, daß der ganze Weg nicht auf diese Weise zurückgelegt werden könne, und ich forderte Jaques auf, sich ein Pferd zu verschaffen. Er blieb stehen und schien nachzudenken, ob er sich denn wirklich auf den Weg machen solle. Ich ließ noch einige aufmunternde Worte fallen, worauf er, zwei Finger zwischen den Zähnen, nach den Sümpfen zu einen mächtigen Pfiff ergellen ließ. Bald antwortete ein zweiter Pfiff aus den Tiefen des Röhrichts. Ein Pferd, ein Pferd! schrie Jaques, und zehn Minuten später kam ein Pferdehüter angesprengt, umgeben von einem Rudel wilder Pferde, unter deren Tritten das Rohr zusammenknackte und dort und da Lachen aufspritzten wie flüssiges Feuer; denn das Wasser dieser Sümpfe in der Nähe des Meeres leuchtet. Auch die Tropfen, die an ihren Hufen, Schweifen oder Mähnen hängen blieben, leuchteten wie Feuer durch die Nacht.

Zum Teufel! rief der Hirt, was weckst du mich und meine Pferde mitten in der Nacht?

Ich muß ein Pferd haben, antwortete Jaques kurz.

Ein Pferd! das ist leicht gesagt, antwortete der Hirt; keines dieser edlen Sumpfkinder hat noch je ein menschliches Wesen auf seinem Rücken getragen.

Gieb mir deines! sagte Jaques.

Und ich soll unberitten bleiben? fragte der Hirt; nicht um die ganze Camargue und die Weinhügel von Lunel!

Du sollst, wenn ich wieder komme, einen ganzen Monat lang Fische, Polypen und Krabben umsonst bekommen.

Und Krabben? wiederholte der Hirt nachdenklicher.

Und Krabben und Seesterne!

Das läßt sich hören!

Der Hirt sprang ab, Jaques schwang sich auf sein Pferd, und fort gings. Jaques führte mich kürzere und bequemere Wege; wo sie zu eng wurden, scheute sein schlammgebornes Pferd weder Sumpf noch Schilf und sprang wie der Wind über beide hinweg. Mein Begleiter sprach wenig und schien die Ankunft in Arles nicht erwarten zu können; er stieß und schlug sein Roß, so flogen wir dahin und kamen in der Stadt an, noch bevor es in den Gassen lebendig geworden.

Es war noch zu früh, um zu Gloria zu gehen; so stellten wir die Pferde in den Stall, und ich warf mich auf mein Bett, um nach der ermüdenden Nacht auszuruhen, während Jaques in meiner Stube auf und ab rannte. Oft blieb er am Fenster stehen und starrte hinaus, ob die Sonne nicht schon über die Dächer steige; dann wieder hielt er vor meinem Bette und sah mich vorwurfsvoll an, daß ich so ruhig daliegen könne. Endlich schien ihm die Zeit gekommen, eben da ich eingeschlafen war; er schüttelte mich und ließ nicht eher ab, als bis ich auf meinen Füßen stand und ihm in die Gassen folgte. Erst vor der Thür Gloria's sah er ein, daß es noch zu früh war, um einzutreten, und folgte meinem Rathe, noch einen kleinen Spaziergang zu machen. Bald hastig, bald langsam und nachdenklich schritt er neben mir einher; sein Gesicht brannte wie im Fieber, seine Locken hingen wirr und wild um Stirn und Nacken. Was kann sie wollen? fragte er oft, ohne eine Antwort zu erwarten. Manchmal schien er einen Verdacht aussprechen zu wollen, ohne den Muth dazu zu haben, und erblaßte und schwieg. So gingen wohl zwei qualvolle Stunden hin. Endlich lenkte ich die Schritte Gloria's Hause zu; vor ihrer Thür blieb Jaques plötzlich stehen und rief mit wüthendem Blicke: Und was thue ich ihr, wenn sie uns in der That nur als Zeugen ihrer Verlobung braucht? — Ich unterdrückte einen Fluch der Ungeduld, und Jaques mit der einen Hand fassend, pochte ich stark mit der andern.

Als wir in die Stube traten, saß der Maler schon da; Gloria

ging mit großen Schritten und unruhig auf und ab. Wie sie uns erblickte, reichte sie uns Beiden die Hände; Jaques streckte ihr die seine mit Widerstreben entgegen, ohne sie anzusehen, dann setzte er sich in einen dunklen Winkel am Kamin und drehte seinen Hut im Kreise.

Gloria stellte sich vor Paul hin und sagte mit zitternder, doch lauter Stimme: Mein Herr, ich habe gestern verlangt, daß Sie Ihren Antrag vor zwei Zeugen wiederholen; hier sind diese zwei Zeugen.

Gloria, erwiderte Paul, gekränkt lächelnd, doch sanft — Gloria, ich habe dein Mißtrauen verdient — ich habe so an dir gehandelt, daß du ein Recht hast, jedes meiner Worte durch Zeugen gesichert zu wünschen; reuig gestehe ich das ein. Aber, Gloria, diese Demüthigung ist nicht edel.

Mein Herr, fuhr Gloria fort, machen Sie sich noch auf eine andere gefaßt — aber glauben Sie mir, daß ich sie zu anderen Zwecken, nicht zu Ihrer Beschämung ersonnen habe. Ich will mich nicht an Ihnen rächen, und wenn Das, was Sie jetzt erfahren sollen, wie Rache ist, so sei mir Das vergeben, und es sei mir vergeben, daß ich seit Wochen geheuchelt habe, daß ich gewünscht habe, in Ihnen ein Gefühl wieder zu erwecken, das ich nicht mehr erwidern kann, und daß ich Das gethan, um Sie zu einer Erklärung zu bringen, die ich zur Rettung meiner Ehre in den Augen der Welt für nothwendig hielt. Daß ich Ihnen Das voraus sage, mag Ihnen beweisen, daß ich Sie edler Regungen für fähig halte. Und so frage ich Sie, fuhr Gloria mit erhöhter, fast gebieterischer Stimme fort, so frage ich Sie, haben Sie mich gestern zum Weibe begehrt?

Das that ich, sagte Paul mit lauter Stimme, indem er aufstand, und ich wiederhole hier meine Bitte.

Gloria ging mit lächelndem Gesichte auf Jaques zu und nahm ihn bei der Hand, dann sagte sie: Du hast es gehört, mein Freund, und Arles, das mich an seiner Seite gesehen, wird es glauben. Ich hielt diese Ehrenrettung für nothwendig, ehe ich

dir, mein Freund, mein treuer, geliebter Freund, mit frohem Gemüthe mein ganzes Herz hingeben konnte. Nicht meinetwegen, die ich die Meinung der Welt mit Ruhe ertragen lernte, deinetwegen habe ich es so gewollt.

Dann wandte sie sich zu Paul und fuhr sanfter fort: Sie, mein Herr, spreche ich jeder Schuld und jeder Verpflichtung gegen mich los und ledig. Von heute an ist nichts zwischen uns, was uns trennt oder verbindet; diesem Manne, der treu bei mir ausgehalten hat, als sich Alles von mir abgewendet, gehöre ich von heute an für alle Zeiten. — —

Nur wenige Wochen nach diesem Tage zog Jaques mit Gloria in die einsame Fischerhütte, fern von der Meinung der Welt. Die Einsamkeit war ihr lieb geworden, und nun theilte sie sie mit Einem, der sie, den sie liebte. Wenn dem Wanderer auf seinen Streifzügen durch die weltentlegene, interessante Camargue, an der Düne des Etang von Valcarès, aus niederer, doch friedlich anmuthender, mit Fischernetzen behängter Hütte, ein Weib von höherer Schönheit entgegen tritt, so kennt er dieses Weib und seine Geschichte.

3.

Der blinde Wilhelm.

Die Schicksale meiner Freunde, die Schönheit der Einwohner waren nicht die einzige Ursache meines längeren und wiederholten Aufenthaltes zu Arles. Neben ihnen hielten mich in dieser merkwürdigen Stadt vorzugsweise ihre Bau-Monumente und unter diesen wieder besonders die Schöpfungen romanischen Styles zurück. Was kann es Interessanteres geben, als eine Entwicklung zu belauschen, eine Entstehungs-Geschichte ihren Quellen entgegen, wie ihren Ausgangspunkten zu, auf und ab, zu verfolgen, sei es nun die Entwicklungs- und Entstehungs-Geschichte

eines Individuums, eines Volkes oder einer Kunstrichtung. Nur der Philister hat Angst vor dem Werdenden; er freut sich bloß am Fertigen und klammert sich mit krampfhafter Erhaltungssucht daran, selbst wenn es schon ein Abgestorbenes. Das ist es, was ihn vorzugsweise vom eigentlichen Menschen unterscheidet. — Vielleicht nirgends wie im südlichen Frankreich liegt ein Land gleich dem aufgeschlagenen Geschichtsbuche der romanischen Bauart da. Da kann man es deutlich und klar herauslesen, wie von griechischer Anmuth die römisch-kolossale Kraft gezeugt worden und wie dann auf das römisch-übermüthige, gebietende, imperatorische Bewußtsein die christliche Demuth folgte. Man stelle den griechischen Tempel von Nimes, das Triumph-Thor von St. Remy oder von Orange und die Kirche von St. Gilles oder den Klosterhof von St. Trophime in Arles neben einander, und man wird die Familien-Aehnlichkeit, nur modifizirt durch Stand, Charakter, Zeit und Religion, auf den ersten Blick erkennen. So wird Einem der romanische Styl erst interessant und nach längerer Vertrautheit, trotz dem Ascetischen in seiner Ganzheit, trotz dem Embryonenhaften in seinen Verzierungen, endlich sogar werth. Man liebt in ihm die Züge, die Bewegungen der lateinischen Mutter oder hellenischen Großmutter, je nachdem man der einen oder der anderen den Vorzug gibt. Und endlich sagt man sich mit jener Freude, die man bei Auflösung eines Räthsels empfindet: in einem Lande, wo Sidonius Apollinaris in klassischer Römersprache christlich schrieb, wo aus römischen Senatoren- und Patrizier-Geschlechtern Väter und Stützen der Kirche entsprangen, wie jener Sidonius Apollinaris, der liebenswerthe Gregor von Tours u. A. — in einem solchen Lande mußte sich nothwendiger Weise dieser romanische Styl zu hoher Blüthe entwickeln. — Ja man könnte, um den Genuß noch zu verlängern, aus einzelnen Andeutungen, wie z. B. aus den Bogen von St. Trophime, die sich schüchtern und unmerklich zuspitzen, herauslesen und prophezeien, wie die christliche Demuth der ersten Jahrhunderte sich im späteren Mittel-

alter in jene Mystik verwandeln werde, die himmelan, ins Unendliche strebt. Aber diese Betrachtungen würden uns zu weit und bald nach dem Norden führen; uns aber thut es Noth, noch etwas im schönen Süden zu verweilen.

Das Wunderwerk von St. Trophime zu Arles, die Rudera an der Kirche Ste. Marthe zu Tarascon in der Provence, das unvergleichliche Portal zu St. Gilles und die romanischen Ueberreste der Bischofsstadt auf der märchenhaften Insel Maguelonne in Languedoc u. s. w. hatte ich ausgekostet; es blieb mir von romanischen Bauwerken in diesen Gegenden nichts mehr zu sehen übrig, als das von Wilhelm Kurznase, einem der Paladine Caroli Magni, gegründete Benediktiner-Kloster St. Guilhem le Désert, das im Westen an dem wilden Flusse Herault liegt.

Schon im Mai 1851, an einem sonnigen Tage, wanderte ich von der berühmten Heraultbrücke, die auf römischen Pfeilern ruht, dem wilden Gebirgssohne durch das Felsenthal entgegen. Rechts und links steil-abschüssige Bergwände, hart am schmalen Wege der tiefe Abgrund, in welchem der Fluß schäumt und jammert. Trostlose Oeden bis in die Nähe des Dorfes. Dort befindet sich jene ursprünglichste Brücke, das schreiendste Widerspiel der kunstreichen römischen am Eingange des Thales; sie besteht aus einem einzigen Seile, das, an Felsstücke geknüpft, schlaff über dem Abgrunde schwebt und an welchem der Wanderer vermittels eines Rädchens und eines Querstabes von einem Ufer zum andern gelangt. Als ich an dieser primitivsten aller Brücken angekommen war, bot sich mir eines der lieblichsten Schauspiele dar. Vom jenseitigen Berge herab kam ein junges Mädchen, frisch und luftig von einer Felskante zur anderen springend, das kurze Gewand vorn aufgeschürzt, das schwarze Sammtjäckchen phantastisch um die Schultern geworfen, den breiten Strohhut leicht auf den einen Scheitel gebunden. In den Armen trug sie eine kleine Harfe, die sie, um sie vor den Felsenspitzen zu behüten, bei ihren gewagten Sprüngen hoch in die Lüfte hob und zugleich, sie hin und her wiegend, zur Erhaltung

des Gleichgewichtes brauchte. So kam sie glücklich an der Seilbrücke an. Da nahm sie die Röckchen zusammen und setzte sich auf den Stab, der an einem kurzen Stricke vom Hauptseile herabhängt und oben mit der Rolle verbunden ist. Das Instrument legte die Harfenistin in den linken Arm, dann stieß sie mit dem Fuße ab, und einen Jauchzer, eine Art Jodler ausstoßend, der in den Bergen widerhallte, flog sie mit Blitzesschnelle über den felsigen Abgrund, in dessen Tiefe hundert Tode gähnten. Wie ein Luftgeist war sie während dieses Fluges anzusehen, und angstlos, nur von dem schönen Anblick erfreut, stand ich am Ufer.

Bravo, Mademoiselle, gut geflogen! rief ich ihr zu, als sie mit einem kecken Sprunge gerade neben mir landete.

Ma foi! rief sie — das sind wir hier zu Lande gewohnt.

Sind Sie aus diesem Lande? fuhr ich fort, indem ich mich ihr anschloß und mit ihr dem Flecken zuwanderte — ich hätte das nicht geglaubt — denn Ihr Instrument ist hier fremd, und dieses hier ist das erste, das ich in diesem Lande sehe.

Sie haben Recht, erwiderte sie, ich bin die Einzige in der ganzen Gegend, die Harfe spielt. Das hat seine Ursachen. Ich hab's von Einem gelernt, der eben auch nicht aus diesem Lande ist. Darum thut's mir auch Keiner nach! rief sie mit einem gewissen kecken Gesichte, das ihr vortrefflich stand. — Sie sind wohl fremd im Süden? fragte sie dann und maß mich mit großen schwarzen Augen von Kopf bis zu Fuß.

Ja wohl, antwortete ich, ich komme aus einem fernen Lande, wo viel Harfe gespielt wird.

Ei! rief sie und blieb stehen und sah mich noch einmal an — es wäre prächtig — wenn Sie aus Deutschland wären.

Nun, wenn es prächtig wäre, so bin ich's auch!

Prächtig, herrlich! rief sie aufjubelnd — kommen Sie, bitte, kommen Sie schnell, fügte sie hinzu, indem sie mich feurig am Arm faßte und Miene machte, mich in das Dorf hineinzuziehen. Dann aber blieb sie stehen und fragte weiter: Aus welchem Lande Deutschlands sind Sie denn? ich weiß, Deutschland hat viele Länder.

Es ist ja merkwürdig, sagte ich und mußte lächeln, es ist ja merkwürdig, wie Sie mein Vaterland kennen! Ich bin aus jenem der vielen deutschen Länder, das man Böhmen heißt.

Die Freude der Kleinen hatte keine Gränzen; sie sprang in die Luft, sie klatschte in die Hände, sie jauchzte auf, ja, sie war nahe daran, mich zu umarmen. Ich stand verdutzt da und begriff nicht, warum das Languedoker Mädchen sich so sehr am Anblick eines Böhmen erfreute, als wäre ein Böhme ein Phönix oder Paradiesvogel. Wie wird sich der alte Mann freuen! rief sie endlich; seine blinden Augen werden weinen vor Freude! Der gute alte närrische Mann! Pecayré! Wie schade, daß er Sie nicht sehen kann!

Da ich noch stutzte und sie verwundert ansah, fügte sie ihren Ausrufen wie erklärend hinzu: Er ist ja Ihr Landsmann, mein alter Großvater. Er ist auch aus Böhmen! Aber seit vierzig Jahren ist er aus seiner Heimat fort, und er hat keinen Landsmann begrüßt, und er sehnt sich so sehr zurück nach seiner Heimat! — Liebster, bester Herr, bat sie, die Hände wie zum Gebete faltend, kommen Sie mit mir, sprechen Sie zu ihm, das wird sein altes Herz erfreuen, das wird ihn glücklich machen; Sie thun ein gutes Werk.

Wie sie so bittend vor mir stand und sich ihr südliches, braun blasses Gesicht vor Freude und Innigkeit röthete und die dunkeln Augen noch glühender wurden, war sie ganz lieblich anzusehen.

Liebes Kind, sagte ich, führen Sie mich, wohin Sie wollen; ich werde mich auch freuen, einen Landsmann zu sehen.

So kommen Sie, bon Mossjou! rief Sie freudig und eilte mir ungeduldig einige Schritte voraus.

Ich begriff nun, woher sie die in diesem Lande ausgestorbene Kunst des Harfenspielens hatte, und wie die Harfe, ein exotisches Instrument im südlichen Frankreich, in ihre Hände gekommen. Ich sagte mir, daß ihr Großvater wahrscheinlich einer jener herumziehenden böhmischen Musikanten sei, die durch aller Herren Länder wandern und oft in weiter Ferne sitzen bleiben.

Ist Ihr Großvater ein Musikant? fragte ich.

Ob er ein Musikant ist? Er spielt alle Instrumente der Welt! rief das Mädchen zurück.

Schien mir diese Antwort auch etwas übertrieben, so erinnerte sie mich doch an das Sprüchwort, das da sagt, man dürfe einen Böhmen nie fragen, ob er ein Instrument spiele, sondern wie viele er spiele. Sehen Sie, fuhr sie fort, von ihm habe ich die Harfe spielen gelernt, und es gibt keine Hochzeit auf zehn Stunden in der Runde, wo ich nicht aufspielen muß. Die Tuna und ihre Harfe sind überall gern gesehene Gäste, und das danke ich dem guten alten Manne. Er selbst spielt nur noch selten; für Harfe und Zither sind seine Hände schon zu schwach, und für Klarinette und Flöte ist schon sein Athem zu kurz. Aber er versteht noch die Kunst, und als er mich als kleines Mädchen unterrichtete, war er noch jünger. Und Lieder weiß er! Herr, man könnte ein ganzes dickes Buch vollschreiben mit seinen Liedern. Ich verstehe die Worte nicht, aber die Melodieen singe und spiele ich, und sie gefallen den Leuten ganz außerordentlich und bringen mir viel Lob und Geld ein. Eben komme ich von einer Hochzeit zurück, wo ich gestern den ganzen Abend aufspielte und die Leute fast weinten vor Rührung. Ich habe dem Großvater versprochen, ihm was Schönes mitzubringen, und nun bringe ich ihm einen Landsmann. O, er wird weinen vor Freude! Er ist manchmal — setzte sie langsamer und traurig hinzu — ganz krank vor Heimweh, und da leidet er viel, und — ich leide auch dabei, wie gut er auch sonst ist.

So sprechend, schritt sie immer rascher vor mir einher und führte mich schnell in den Flecken. St. Guilhem le Désert oder du Désert füllt den schmalen Eingang in ein ungeheures Kessel-Felsenthal aus, welches ohne jene schmale Oeffnung dem Thale aus der morgenländischen Sage gliche, aus welchem den Hineingeworfenen nur der fabelhafte Vogel Rock oder Simurg mit gewaltigen Flügeln tragen kann. Der Flecken selbst ist freundlich und mit der alten Kirche, dem alten Klosterhofe und der Ruine

des Schlosses Don Juans, die von der Höhe goldgelb herabblickt, gleich beim Eintritt sehr malerisch anzusehen. Der viereckige Platz, zum Theil aus Gebäuden gleichen Styles und gleichen Alters mit der Kirche bestehend, mit der frisch und reichsprudelnden Fontaine in der Mitte, könnte sich, was interessante Schönheit betrifft, mit manchem berühmtesten Platz mancher berühmten Stadt messen. Die Stille, die auf seinen Räumen ruht, die aus den durch Säulchen getrennten Bogenfenstern blickt, das Plätschern der Cisterne, die ungeheuren Felshäupter, die sich überall vorbücken, um über die Dächer herein zu lugen, geben ihm noch einen besonderen Reiz. Ich durfte Das alles nicht länger genießen, denn Tuna schritt, immer und eifrig vor sich hinsprechend, schnell vorbei und auf ein Haus los, das sich zwischen Kirche und Felsen, in den versteckteften Winkel St. Guilhems hineingezwängt hat. Es gehörte ehemals wahrscheinlich mit zum Kloster, denn es sah mir wie eine Fortsetzung desselben aus. Sie stieß an eine Thür, die unverschlossen, obwohl die große Halle, in die sie führte, menschenleer war.

Großvater ist nicht zu Hause, sagte sie, stellte ihre Harfe in den Winkel, nahm mir mein geringes Gepäcke ab, legte es auf einen Schrank und lief dann schnell wieder an die Thür. Ich werde gleich wissen, wo er steckt, sagte sie und ließ darauf aus voller Brust einen weithin tönenden Ruf, der mit dem Tiroler Jodler viel Aehnlichkeit hatte, den Bergen entgegenschallen, woher er in vielfach gebrochenen Echo's zurückkam. Kaum war der Wiederhall verstummt, als sich von der Höhe ein lang gezogener, rufender Flötenton hören ließ.

Großvater hütet die Schafe beim Schlosse Don Juans, sagte sie — kommen Sie! — Ich gestehe es, daß ich bei der starken Nachmittagshitze viel lieber ausruhend in der kühlen Stube geblieben wäre; aber es schien ihr so viel daran zu liegen, meine Bekanntschaft mit dem Großvater zu beschleunigen, daß ich ohne Widerrede folgte. Sie führte mich durch eine dunkle Gasse, deren eine Seite von den Häusern, die andere von der Felsenwand

gebildet war, dann aufwärts einen schmalen, steilen Felsenpfad. Bald schritten wir in der brennendsten Sonnenhitze, mitten durch ein Labyrinth einzelner thurmartig aufragender Steinspitzen, die glühten, wenn man sie berührte.

Wie kommt es, fragte ich Tuna, daß Ihr Großvater Schafe hütet, da er doch, wie ich aus Ihren Reden entnommen habe, blind ist?

Das thut nichts, antwortete Tuna, immer weiter wandernd — die Schafe kennen ihn und seine Flöte. Mit dieser führt er sie, wie er will, auf die Berge und wieder heim. Auch hat er einen guten Hund, und er selbst kennt alle Wege auf diesen Bergen und verirrt sich nie. Er hat sie eben meist als Blinder kennen gelernt. Abends besorgt ein Anderer die Schafe für ihn, und so hat ihm Herr Grenier, der Proprietär, den Dienst gelassen.

Wir stiegen weiter. Nach ungefähr zehn Minuten waren wir an den Ruinen des Schlosses. — Wo bist du, Großvater? fragte Tuna.

Hier, mein Kind! Hier, mein Töchterlein! antwortete eine Greisenstimme. Tuna winkte mir, leise aufzutreten, und ging um die Ruinen, dem Schatten zu, wo in einer durch Verfall entstandenen Nische ein Greis in der einfachen Leinwandtracht der Bauern dieser Gegend saß. Die schwarze Sammtjacke, so wie den breiten Hut hatte er neben sich hingelegt, und reiche, aber hellweiße Locken fielen ihm über Nacken und Hals und rahmten ein tiefdurchfurchtes, sonnengebräuntes, doch sanft und zärtlich lächelndes Gesicht ein. Den Augen sah man es kaum an, daß sie blind waren; ihr etwas matter Schein erhöhte nur noch die Milde des ganzen Gesichtes, und nur die Bewegungen, das ungewisse Entgegenstrecken der Arme verriethen die Blindheit und flößten durch ihre Unbeholfenheit Mitleid ein.

Bist du da, Tunette, bist du da? rief er voll Freude und drückte sie in die Arme und streichelte ihr die Haare. — Wie ist es dir ergangen? Was hast du ihnen gespielt? Warum bist du so lange ausgeblieben?

Es ist mir gut gegangen, Großväterchen, antwortete Tuna, deine Lieder habe ich ihnen gespielt, und so gut haben sie ihnen gefallen, daß sie mich heute morgen nicht fortlassen wollten und daß ich ihnen noch aufspielen mußte.

Das glaube ich, daß ihnen meine Lieder gefallen haben, sagte der Alte lächelnd. Dann mit Einem Male murmelte er, immer Tuna streichelnd, auf Deutsch vor sich hin:

Hier sind wir arme Narren
Auf Plätzen und auf Gassen
Und thun die ganze Nacht
Mit unsrer Musik passen.

So bald der helle Tag
Sich nur beginnt zu neigen,
Gleich stimmen wir die Laut',
Die Harfen und die Geigen.

Tuna blinzelte mir zu und fragte mich mit den Augen, ob ich das kenne. Ich blinzelte wieder, und sie lächelte, indem sie mir die Achsel zuckend und mit einer Handbewegung andeutete, daß sie nichts davon verstehe.

Siehst du, Tuna, sagte der Alte, nachdem er diese Strophen des deutschen Volksliedes vor sich hingemurmelt hatte, wieder in der Landessprache, siehst du, mit meinen Liedern wirst du den Leuten immer gefallen. Es kann gar nicht anders sein; die deutschen Lieder sind die schönsten der Welt und rühren jedes Herz. Und wenn du ihnen erst die Worte singen könntest, und wenn sie sie verstehen könnten, dein Glück wäre gemacht; auf den Händen würden sie dich tragen von Dorf zu Dorf. Hast du ihnen denn auch mein Leiblied gespielt? Weißt du, dieses? — Und er nahm die Flöte und blies die Weise zu den Worten:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an.

Es wiederhallte traurig und klagend in den Felsen.

Freilich habe ich das, Großväterchen, sagte Tuna liebkosend, — du weißt, daß ich immer dein Lieblingsstückchen spiele.

Bah! es nützt nichts, sagte der Alte plötzlich verdrießlich — wie oft hab' ich ihnen all die schönen Sachen vorgespielt und vorgesungen, und jetzt thust du's — aber sie lernen's nicht. Hab' ich doch immer geglaubt, ich werde einmal wo im Felde, von irgend einem Jungen oder einem Mädel so ein Lied singen hören, es ist mir noch nicht passirt. Glaub, Tuna, dazu muß man deutsches Blut in den Adern haben, wie ich und du, sonst versteht man's nicht.

Tuna lächelte mich wieder an, während ich gerührt auf den Greis schaute, den es grämte, daß er das deutsche Volkslied in Languedoc nicht heimisch machen konnte.

Aber es ist noch Jemand mit dir gekommen, Tuna, fuhr der Greis fort; ich hörte dich auf dem Wege sprechen, und jetzt höre ich noch den Athem von Jemand, der in der Nähe steht. Bist du es, Denis?

Nein, Großvater, es ist nicht Denis, antwortete Tuna rasch, bevor ich erwidern konnte.

Wer ist es denn?

Ein fremder Herr.

Ein fremder Herr, fragte er erstaunt, indem er sich ein wenig gegen die Seite, wo ich stand, verneigte — womit können wir Ihnen dienen? fragte er höflich weiter.

Ich habe den Herrn gebeten, mit mir zu kommen, weil ich wußte, daß es dir Freude machen wird! sagte Tuna.

Gewiß, sagte der Alte, sich noch einmal vor mir verneigend — aber —

Der Herr kommt aus weiter Ferne, fuhr Tuna fort.

Aus weiter Ferne? wiederholte der Alte, noch immer ungewiß, was er aus dem Besuche machen solle.

Er kommt aus Deutschland — sagte Tuna vorsichtig.

Aus Deutschland! wiederholte er, vor Freude fast schreiend.

Der Herr kommt aus Deutschland, aus Böhmen, ist dein Landsmann! fuhr sie langsam fort, indem sie vorsichtig, doch freudig die Ueberraschung beobachtete, die sich in allen Zügen, in der ganzen Gestalt des alten Mannes ausdrückte.

Er stand regungslos da; nur die Arme bewegte er und streckte sie mir mechanisch entgegen. Er wollte sprechen und konnte nicht, er wollte auf mich zugehen und war keines Gliedes mächtig. Endlich kam eine Art Stammelns hervor. Tuna und mir wurde bange, denn die Aufregung des alten Mannes schien ganz außerordentlich. Um ihn zu sich zu bringen, faßte ich eine der dargereichten Hände mit meinen beiden und sagte: Ihre Enkelin meinte, es werde Ihnen Freude machen, einen Landsmann zu sprechen.

O Herr! seufzte er aus tiefster Brust auf, drückte mir die Hände krampfhaft und tappte dann nach dem Steine zurück, auf dem er vorhin gesessen hatte. Wie gebrochen, sank er dort zusammen. Tuna kniete neben ihn nieder und streichelte und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen. Er drückte ihren Kopf an die Brust und fing laut zu weinen an; Tuna weinte mit ihm. Der große Schäferhund aus den Pyrenäen, der unruhig die ganze Szene mit angesehen hatte, schlug an und maß mich mißtrauischen Auges. Tuna beruhigte ihn, und er legte sich vor seines Herrn Füße.

O Herr, sagte dieser, wieder zu mir gewendet und in deutscher Sprache, verzeihen Sie der Schwäche eines alten Mannes. Bald sind es vierzig Jahre, ja vierzig Jahre, daß ich kein deutsches Wort gehört habe. Hätte ich nicht mit mir allein gesprochen, und hätte ich nicht meine Lieder gesungen, ich würde die Sprache meiner Mutter wohl längst vergessen haben.

Nach diesen traurig ausgesprochenen Worten etwas ruhiger, deutete er mit der Hand, daß ich mich neben ihn setzen solle, und schob vorsorglich seine Sammtjacke hin, um mir einen weichen Sitz zu bereiten. Er bat mich, etwas von der Heimat zu erzählen, und ich erzählte so viel als möglich; doch verschwieg ich, daß ich sie selbst schon vor mehreren Jahren verlassen habe, um meinen Mittheilungen nichts von den ihm wohlthätigen Reizen zu benehmen. Oft unterbrach er mich mit Ausrufungen, wie: O Das kenne ich! da bin ich oft gewesen! — wer hätte Das

geglaubt vor vierzig Jahren! — wie sich die Dinge schnell ändern! — ich werde Das wohl nie wiedersehn! Er fragte mich dann um Namen und Reisezweck und verlangte von Tuna, daß sie ihm den Fremdling genau beschreibe. Tuna that es lachend, indem sie mich so gut, als es in Worten ging, von Kopf bis zu Fuß abmalte.

Verzeihen Sie, sagte der Alte, verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme. Landsleute sind in der Fremde wie Anverwandte. Ich heiße Wilhelm Hille und bin aus dem Petschauer Thale, unweit von Karlsbad; hier im Flecken nennt man mich nur den blinden Wilhelm. Ich bin auf ganz andere Weise hieher gekommen als Sie.

O, sagte ich, ich weiß es ja, wie böhmische Musikanten die Welt durchziehen und in den verschiedenen Ländern sitzen bleiben. Es gibt ihrer überall, in Schweden, in Amerika, in Spanien.

Nein, sagte der Blinde, bei mir war's anders. In meiner Jugend, als Junge von vierzehn Jahren, bin ich auch mit vielen Kameraden in die Welt gelaufen und habe in aller Herren Ländern aufgespielt. Am Längsten bin ich in Deutschland herumgezogen, in Sachsen, in Westfalen, am Rhein, in Schwaben, und da habe ich nach und nach alle die schönen Lieder gelernt, die wir im deutschen Böhmen so selten zu hören bekommen. Dann aber war ich auch in Dänemark, in Schweden und in Holland. Ich war schon weit über die Zwanzig, als ich wieder nach Hause kam und mir mit der Ersparniß ein Häuschen bauen wollte. Aber da brach eben der Krieg aufs Neue aus, und sie steckten mich unter die Soldaten, und weil ich so viele Instrumente spielte, wurde ich als Hoboist, zu meiner größten Freude, der Regiments-Musik beigegeben. Wir zogen mit der Armee in Frankreich ein, und unserm Regiment wurde Lyon als Garnison angewiesen. Da brachen in Nimes die Unruhen zwischen Katholiken und Protestanten aus, und weil die meisten Soldaten nach dem Falle des Kaisers desertirt waren und die noch übrigen bezwungen oder massakrirt wurden, rief der Herzog von Angouleme die Oesterreicher aus Lyon zur Hülfe. Viertausend

Mann marschirten dahin; der größte Theil besetzte Nimes und vertrieb die Ruhestörer, die von Katholiken und Protestanten gleich sehr gehaßt waren. Einige hundert Mann und mit ihnen die Regimentsmusik blieben in Uzès, welches ruhig war. Aber die Räuber, welche sich Verdets nannten, durchzogen nun das offene Land und griffen die nur schwach oder gar nicht besetzten Orte an. So kamen sie eines Tages auch nach Uzès; an ihrer Spitze stand der schreckliche Bösewicht Graffan, der auch Quatretaillon oder der vierfache Henker hieß. Sie plünderten, mordeten und legten Feuer an; Katholiken oder Protestanten, Alles war ihnen gleich. Da war aber ein guter Mann und Priester, der Abbé Pathien, dem das Wesen der Verdets ein Gräuel war. Er suchte die erschrockenen Einwohner zu sammeln und forderte auch die Oesterreicher auf, sich an ihn anzuschließen und die Räuber zurückzuschlagen. Das thaten die Oesterreicher, und wir Musikanten liefen mit. Den guten Abbé an der Spitze, schlugen wir Quatretaillon bald aus der Stadt; nun aber verbreiteten sich seine Banden in der Umgegend; wir erfuhren es und eilten in einzelnen Haufen hinaus. Aus einem einsam stehenden Landhause kam uns Geschrei und Hülferuf entgegen, obwohl das Haus, wie es das Marienbild über der Thür anzeigte, von Katholiken bewohnt war. In der Thür stand ein Mädchen, das allein den Eingang gegen fünf Verdets vertheidigte. Ihr Gesicht war todtenbleich, das Haar zerrauft, die Kleider in Unordnung. Auf der Brust trug sie bereits eine Wunde, und das Blut floß in Strömen herab — dennoch hielt sie sich aufrecht mit der einen Hand an den Pfosten und stieß mit der anderen die heranströmenden Räuber zurück.

Sehen Sie, lieber Landsmann, unterbrach hier der Alte seine Erzählung, sehen Sie hier meine Tuna an; alle Leute sagen, daß sie jenem heldenmüthigen Mädchen ähnlich ist; jenes Mädchen war ihre Großmutter und hieß wie sie Tuna oder Marquesuna. — Wie glücklich wäre ich, könnte ich in dieses Gesichtchen sehen! sagte er zärtlich, indem er Tuna's Kopf in

beide Hände nahm und sich hinabbeugte, als könnte er wirklich in das schöne Antlitz des jungen Mädchens schauen.

Der Alte fuhr fort: Eben da wir ankamen, legte Einer sein Feuerrohr auf das Mädchen an; ich schlug es ihm aus der Hand und ihn selbst mit einem Säbelhieb zu Boden. Bei unserem Anblicke flohen die anderen Verdets, und das Mädchen stürzte kraftlos und ohnmächtig zusammen. Ich trug sie ins Haus, während meine Gefährten die Verdets verfolgten. In der Stube fand ich eine vornehme Familie, aus einer Dame und einigen Kindern bestehend. Tuna, das Kindermädchen, hatte sie vertheidigt. Ihnen übergab ich die Verwundete und wollte meinen Kameraden folgen; ich konnte nicht. Ich konnte das Mädchen nicht verlassen, so lange die Wunde blutete und so lange sie die Augen nicht aufschlug. Ihr erster Blick dankte mir für die Errettung, und dann konnte ich wieder nicht gehen. — Wozu die lange Geschichte, Herr? Ich kam jeden Tag und verbrachte ganze Tage bei der holdseligen Tuna. Die Wunde war nicht tödtlich, sie schloß sich bald, und Tuna genas unter meiner und der Familie zärtlichen Pflege. Da verbreitete sich das Gerücht, daß die Oesterreicher Uzès verlassen würden, und aus allen Dörfern, Flecken und Städten floh man ins Gebirge der Cevennen, wo man sich vor den Verdets weniger glaubte fürchten zu müssen. Auch Tuna zog mit ihrer Herrschaft in die Gebirge. Die Dörfer waren nicht groß genug, um alle Flüchtlinge zu beherbergen, so wohnten sie unter Zelten auf Feldern, in Weingärten, auf den Bergplateau's und stellten Wachen aus, welche die ganze Umgegend beobachten mußten. Da sie in großer Anzahl versammelt und die Eingänge in die Thäler leicht zu vertheidigen waren, so kamen auch die Verdets nicht, und die Flüchtlinge lebten in Frieden — Katholiken und Protestanten mit einander. Die Regimentsmusik hatte in jener Zeit wenig zu thun, und ich wanderte, mit und ohne Urlaub, jeden Morgen früh einige Stunden weit ins Gebirge zu den Flüchtlingen und kam erst spät in der Nacht zurück. Um den Flüchtlingen eine Freude zu machen, wohl auch

um Tuna meine Kunst zu zeigen, nahm ich Flöte und Klarinette mit, und die Jungen tanzten nach meiner Musik. Ich war ein gern gesehener Gast und fühlte mich wohl bei den Verfolgten und glücklich bei Tuna. Bald blieb ich Tage und Nächte lang draußen, und immer schwerer wurde es mir, von Tuna ins Standquartier zurück zu kehren. Ich durfte mir Manches erlauben, denn der Hauptmann nahm es mit den Musikanten nicht genau. Wie ich aber einmal nach Uzès zurückkomme, war die österreichische Garnison ab und nach Nimes gezogen, um sich mit dem Hauptkorps zu vereinigen. Von dort aus sollten sie zusammen über die Rhone wieder nach Lyon und endlich von Lyon aus nach Oesterreich zurückmarschiren. Ich konnte nicht nach, ich wußte ja nicht, ob mir Tuna folgen wollte. Das mußte ich erst wissen, und ich ging wieder ins Gebirge. Aber ich hatte nicht den Muth, sie darum zu fragen, und so vergingen Tage um Tage, und endlich erfuhr ich, daß das Regiment nach Lyon abmarschirt sei. Ich war bestürzt, doch dachte ich mir, daß ich wohl noch vor Abzug der Truppen mit Tuna in Lyon eintreffen und mit leichter Strafe davon kommen könnte, wenn ich mich selber stellte, und daß ich diese Strafe mit Freude für Tuna tragen würde. Wenn ich sie nur ansah, war aller Kummer, waren alle Sorgen dahin. Wir Musikanten sind ein so leichtes Volk. Und wie die Tage vergingen, wurde auch meine Sorge immer geringer, und einmal als beim Brande eines Dorfes, den die Verdets angelegt hatten, meine österreichische Uniform zu Grunde ging und ich gezwungen war, die Tracht der Leute aus diesem Lande anzulegen, kam ich mir gar nicht mehr wie ein österreichischer Soldat vor. Zur selben Zeit wurde ich in den öffentlichen Blättern vom österreichischen Kommando als Deserteur ausgeschrieben; das fiel mir schwer aufs Herz. Tuna sagte mir, ich solle tiefer ins Gebirge gehen, in das Dorf, wo ihre Eltern wohnten, und sie wolle mir bald nachfolgen. Diese Versicherung entschied, und ich ging ins Gebirge. Ich erinnerte mich noch ganz genau, daß ich auf dem ganzen Wege, die ganze Nacht immer die Worte sang:

Gute Nacht, ihr Offizier,
Korporal und Grenadier,
Und Grenadier.
Ich schrei mit heller Stimm',
Von Euch ich Urlaub nimm,
Ja, Urlaub nimm.

Doch war mir's schwer, ein Deserteur zu sein, wenn ich auch nie ein rechter Soldat gewesen bin. Aber ich ergab mich drein, als ich hörte, daß die Oesterreicher aus Lyon fort waren, und als eines Tages Tuna mit ihrem Bündel bei den Eltern ankam und zu mir sagte: „Du hast mir das Leben gerettet, du hast mir deine Heimat aufgeopfert; ich liebe dich und will dein Weib sein." — Ich konnte nicht recht an mein Glück glauben; es war immer, als ob mich der Soldaten-Eid früher oder später doch zurückziehen müsse, als ob ich an die Ferse der Oesterreicher mit eisernen Ketten gebunden wäre. Von den Nachsuchungen der französischen Behörden hatte ich nichts zu fürchten, denn die drückten die Augen zu und lieferten keinen Deserteur aus; dennoch sang ich mir immer, so oft ich Tuna ansah:

Wohl heute noch und morgen
Da bleibe ich bei dir;
Wenn aber kommt der dritte Tag,
So muß ich fort von hier.

Der blinde Wilhelm schwieg. Er schien alter Zeiten zu gedenken und mich und die ganze Umgebung zu vergessen. Dieses Schweigen will ich benutzen, um dem Leser dieser wahrhaftigen Geschichten eine Erklärung abzugeben. Es muß ihm auffallen, daß ich, höchst unklug, wie es scheint, Enkelin und Frau des blinden Wilhelm mit demselben Namen benenne und so vielleicht Unklarheit und Verwechslung verursache. Ich thue das einmal, weil die hier genannten Personen wirklich so hießen, dann, um den Lokalbräuchen der Schauplätze, auf denen diese Geschichten spielen, keinen Abbruch zu thun. Es ist nämlich im südlichen Frankreich beim Landvolke seit uralter Zeit hergebracht, daß sich

der Name der Mutter immer auf die älteste Tochter forterbt. So kommt es, daß derselbe weibliche Name fast in jedem Hause zweimal, oft dreimal vorkommt. Man unterscheidet seine Trägerinnen dann nur durch verschiedene Diminutive. Heißt die Großmutter Marquesuna, dann nennt man ihre Tochter Quisuna und ihre Enkelin Tuna. Stirbt die Großmutter, dann nimmt die ihr nächste Generation ihren vollen Namen in Besitz, so wie auch die zunächst folgende zum ersten Grade der Verkleinerung vorrückt. Nur wenn die Jüngste in der Reihe der Kindheit noch nahe ist, behält sie ihr kleinstes Diminutiv, das man wohl auch aus Zärtlichkeit einer älteren Person gibt. So hatte Tuna, wie wir bald erfahren werden, längst das Recht, den ganzen sonoren Namen Marquesuna zu tragen — aber weil sie sein holdseliges Enkelein war, ließ ihr der Großvater ihren kindlichen.

Nicht so lange als diese Erklärung dauerte das Schweigen des Alten. — Mein Weib, fuhr er fort, machte mich doch bald Oesterreicher und Eid vergessen. Aus den Weisen, die ich vor mich hinbrummte oder auf der Klarinette blies, errieth sie jedes Mal, welcher Kummer mich bedrückte, und sie verstand es, ihn zu vertreiben. Ich nährte mich gut mit meiner Musik, denn ich war der einzige Musikant im Gebirge, und Quisuna gab mir bald ein liebes Töchterlein. Vaterland und Eid waren vergessen, ich war so glücklich. Da fing ein Unheil an, das . . .

Hier unterbrach sich der Alte wieder in seiner Erzählung, indem er sich mit der folgenden sonderbaren Frage an mich wandte: Herr Landsmann, haben Sie wohl schon jemals Klarinettisten gesehen, die gute, sehende Augen hatten?

Doch wohl! antwortete ich und unterdrückte ein Lächeln.

Ich auch! sagte der Alte ganz ernsthaft, ich habe ihrer auch gesehen, aber nicht viele. Es scheint ein Fluch auf diesem Instrumente zu liegen. Es ist fast das einzige Instrument, das Blinde lernen, und wer es mit sehenden Augen lernt, der wird blind. So ist es mir ergangen. Kaum zwei Jahre nach meiner Hochzeit wurden meine Augen schwach und immer schwächer;

kein Arzt und keine Brille half. Da rieth man mir, eine Wallfahrt hieher an das Grab meines Schutzpatrons, des heiligen Guilhem oder Wilhelm, zu machen und ihn um Heilung meiner Augen anzuflehen. Ich machte mich auf den Weg; mein Weib mußte mich führen, obwohl sie ihr Kind auf dem Arme trug. Die Reise durch das Gebirge dauerte über eine Woche; die Anstrengung, die Hitze hatten das Ihrige gethan, und ich war blind, bevor ich das Grab meines Schutzpatrons erreichte. Blind kam ich hier an, und ich war noch in den besten Jahren. Mein Schicksal fand großes Mitleid in St. Guilhem le Désert; es fand sich auch, daß Herr Grenier, der größte Proprietär des Ortes, ein Anverwandter der Familie war, bei welcher mein Weib gedient hatte, und in Erinnerung an den Dienst, den sie bei Vertheidigung des Hauses den Verwandten geleistet, und an die Wunde, an deren Folgen sie von Zeit zu Zeit noch immer litt, räumte er uns das alte Haus an der Kirche zur Wohnung ein. Was ein Weib kann, habe ich damals erfahren; mein Weib war mein Augenlicht und mein Stab, meine Hand und mein Fuß. Sie arbeitete bei Herrn Grenier und nährte das Kind und mich, da ich der Blindheit wegen nicht mehr umherziehen konnte, um mit meiner Musik etwas zu gewinnen. Herr, ich will Ihnen nicht lange erzählen vom Unglück der Blindheit, wie es mich Anfangs bedrückte, und auch nicht von dem größeren Unglück, das mich nur wenige Jahre darauf betraf. Die beständige Arbeit und die Folgen der Wunde, die sie tiefer verletzt hatte, als wir Anfangs geglaubt, zehrten an meinem Weibe, ohne daß ich blinder Mann es merkte, und ehe ich auf mein Elend nur in Gedanken vorbereitet war, lag Tuna auf der Bahre. Meine Tochter heirathete schon mit sechzehn Jahren — man heirathet früh in diesem Lande — einen braven Mann, einen Weber aus St. Guilhem; die Geburt dieses Kindes, das mir hier zu Füßen sitzt, gab ihr den Tod. So traf mich das Unglück Schlag auf Schlag. Das Kind hatte noch nicht sechs Jahre, als mir es der Vater als Führer gab; er selbst ging nach Aniane, um daselbst

in der Fabrik zu arbeiten, da diese Fabrik alle Weber des Ortes brodlos machte. Ich hatte indessen, wie ich oft in meinem Elend einsam zwischen den Felsen umherkroch, trotz meiner Blindheit alle Pfade auf diesen Bergen kennen gelernt, und Herr Grenier konnte mir seine Schafe anvertrauen, die ich so abrichtete, daß sie meiner Flöte folgten. Abends unterrichtete ich meine kleine Tuna in Gesang und Harfenspiel und habe aus ihr die Freude des ganzen Landes gemacht. So sind mir vierzig Jahre hingegangen in Glück und Jammer. Alles wollte ich ruhig und geduldig hinnehmen, wenn mir nur Ein Wunsch, nur Einer erfüllt würde.

Welcher Wunsch? fragte ich.

Wir wollen noch darüber sprechen, sagte der Alte in einem Tone, als fühlte er eine gewisse Angst, davon anzufangen — wir wollen noch darüber sprechen, und ich will mich mit Ihnen als meinem Landsmann berathen. Sie wohnen ja bei mir; Sie müssen bei mir wohnen, ich muß das Glück haben, einen Landsmann unter meinem Dache zu beherbergen. Heute Abends wollen wir plaudern. Sie sind ja nicht meinetwegen nach St. Guilhem gekommen, sondern wohl um das Kloster anzusehen. So bitte ich Sie um Verzeihung, daß ich Sie mit meiner Geschichte um Ihre Zeit gebracht habe. Ich konnte nicht anders: es ist mir, als hätte ich zu einem lieben Verwandten nach spätem Wiedersehen gesprochen über Vieles, was mich drückte — so leicht ist mir. Ich bitte Sie noch einmal um Verzeihung.

Ich drückte ihm die Hand, versprach, Abends bei ihm einzukehren, und ging leise fort, um Tuna nicht zu wecken, die während der Erzählung, von der sie wohl kein Wort verstanden hatte, das holde Köpfchen auf das Knie des Großvaters gelehnt, eingeschlafen war.

Die Kloster-Ruinen mit ihren altehrwürdigen Gängen und Galerien, die wohlerhaltene Kirche mit ihren jüngeren, doch nicht minder malerischen Nebengebäuden, der große Platz vor der Kirche mit seinen Bauernhäusern, welche alten kleinen Herrensitzen gleichen, gaben mir den Rest des Tages hindurch

volle Beschäftigung und reichen Genuß. Das Buch von Laurens und Renuvier war mir ein bequemer und lehrreicher Führer. Erst als ich nicht mehr darin lesen konnte, merkte ich, daß die Dämmerung und, ihr schnell auf dem Fuß, die Nacht hereinbrach. Es war Zeit zum Einkehren, und ich ging in die Wohnung des blinden Wilhelm.

Die Halle war von einer irdenen Ampel beleuchtet, die in der Mitte von der Decke herabhing. Doch stand noch auf dem Tische eine andere, antik wie jene geformt, getragen von einem hohen dreifüßigen Gestelle aus gebranntem Thon. Diese wurde erst bei meinem Eintritt von Tuna angezündet und beleuchtete ein bereitetes Mahl. Der Alte, der im Winkel hinter dem Tische saß, streckte mir die Hand zum Gruße entgegen und lud mich ein, mir es bequem zu machen und mich am bereiteten Mahle zu stärken. Es hatte, wie das Mahl des ärmsten Mannes im südlichen Frankreich, in den Augen des Nordländers einen reichen und zugleich griechisch-antiken Charakter, denn es bestand, neben dem kalten Fleische, aus edlen, freilich dießmal, der frühen Jahreszeit wegen, nur getrockneten Früchten, aus Oliven in Oel, aus Weinmuß, wie ihn die homerischen Helden genossen, aus trefflich duftenden Schaf- und Ziegenkäsen — alles Das auf irdenen, aber anmuthig geformten Schüsseln. Zwischen diesen standen die zwei schlanken, irdenen, fast etrurisch geformten Vasen oder Krüge mit Henkeln, deren einer dunklen Wein, der andere frisches Quellwasser enthielt. Das heilige Brod lag in der Mitte von alldem auf der nackten Tischplatte. So wie ich mich hinsetzte, stellte sich Tuna, gleich einer Sklavin, nach der Sitte des Landes, die den Frauen verbietet, sich mit den Männern an den Tisch zu setzen, hinter meinen Stuhl, um mich zu bedienen und eine Schüssel nach der anderen hinzureichen. In der Hand hielt sie ein Henkelkrüglein mit Oel, um dieses, sobald ich eine Olive aus der Schüssel auf meinen Teller nahm, über die Frucht zu gießen. Sie stellte es nur dann hin, wenn ich mein Glas geleert hatte und eine neue Mischung von Wein und Wasser nöthig war.

Erst als gegen Ende des Mahles ein junger Mann in die Stube trat, wurde sie etwas zerstreut. Sie nickte ihm vertraut, und er grüßte wieder, setzte sich aber, um sie in ihrem Geschäfte nicht zu stören, schweigend in einen Winkel und legte den breiten Bauernhut vor sich hin auf den Tisch. Er trug das dunkelblaue Wollhemd der südfranzösischen Landleute, die rothe Schärpe um den Leib und die schwarze Manchesterhose. Das schwarze, kurz geschnittene Haar ließ eine braune breite Stirn, dunkelschwarze Augen, überhaupt ein schönes braunes Gesicht sehen. Der Alte erkannte ihn am Schritt und rief ihm zu: Sind die Schafe wohlversorgt, Denis?

Ja, Païré (Vater und Schaffner), antwortete der Jüngling mit ziemlichem Respekt.

Ist das kranke wohl verbunden?

Ja, Païré.

Warum kommst du heute so spät? fragte der Alte weiter.

Ich wußte nicht, daß Tuna schon zurück ist, antwortete Denis naiv.

Ich konnte es dir nicht sagen lassen, entschuldigte Tuna, zu ihm gewendet — erst war ich mit dem Großvater auf dem Berge, dann mußte ich das Essen für diesen Herrn, unsern Gast, besorgen.

Denis sah mich an, dann wandte er auf Tuna einen fragenden Blick.

Ein Landsmann Großvaters! sagte sie.

Bei diesen Worten legte sich Denis' Stirn in Falten; die Ankunft eines Landsmannes schien ihm nicht zu behagen.

Indessen war das Mahl beendet. Tuna trug schnell ab, dann eilte sie auf Denis zu und reichte ihm die Hand, in die er herzlich einschlug, und setzte sich zu ihm. Das Paar fing leise an zu plaudern, während der blinde Wilhelm sich zu mir wandte und, wie es schien, über Mancherlei nachdachte, das er mir zu sagen hatte. Es kam mir vor, als müßte ich ihm helfen, und so begann ich: Mein Landsmann, Sie wollten mir etwas sagen; was ist es? Um was handelt es sich? Sprechen Sie ohne Scheu,

aber ich bitte, es in Patois zu thun, da es mich genirt, vor diesen zwei Landeskindern in ihnen unbekannten Worten zu sprechen.

Wohl, mein Landsmann, antwortete Wilhelm in der Sprache des Landes, das ist mir ganz recht, denn ich will, daß mich Tuna verstehe und daß sie vernehme, wie sehr jeder Unparteiische ihr Benehmen gegen mich mißbillige.

Bei diesen Worten erhob sich Tuna rasch von ihrem Sitze, eilte dem Tische zu und setzte sich mir gegenüber. So that auch Denis. — Ja, sagte Tuna mit Kraft, während sich ihre Wangen rötheten, ja, das will ich vernehmen! — Es war, als fühlte sie ein Unrecht, das ihr widerfuhr, und als bereitete sie sich zu einer Vertheidigung.

Tuna, sagte ich, sieht mir nicht so aus, als könnte sie sich gegen ihren blinden, alten Großvater schlecht benehmen. Sie hat einen guten, herzlichen Blick, die kleine Tuna.

Denis sah mich mit einem dankbaren Lächeln an, während er die Hand Tuna's faßte und sie herzlich drückte. Gewiß, sagte er, Herr, Sie haben Recht.

Schweige du, Denis, sagte der Alte streng, du bist parteiisch in diesem Streite zwischen mir und Tuna. — Dann, zu mir gewendet, fuhr er fort: Herr, Tuna ist ein gutes Kind; es ist nichts auf der Welt, was ich so liebe, wie sie. Sie hat ein Herz, so gut, wie das Herz ihrer Mutter und Großmutter. Sie ist mein Alles, der Trost meines Alters und das Auge meiner Blindheit. Aber in Einem ist sie verstockt, in Einem setzt sie mir so harten Sinn entgegen, daß ich verzweifeln muß, meinen liebsten Wunsch je erfüllt zu sehen.

Hören Sie ihm aufmerksam zu, sagte Tuna zu mir — ich weiß, was er sagen wird.

Sprich, alter Landsmann, rief ich halb scherzend dem Blinden zu, indem ich das Gesicht eines ernsten Schiedsrichters annahm.

Ich habe Sie, fuhr der Blinde fort, ich habe Sie heute Nach-

mittag nicht länger mit meiner unglücklichen Geschichte langweilen wollen. Erlauben Sie mir jetzt, Ihnen weiter zu sagen, wie es nach dem Tode meines Weibes und meines Kindes mit mir wurde. Allein in der Welt, allein mit diesem Kinde, umgeben von Bergen, Häusern, Menschen, die ich nicht kannte, die ich nie gesehen hatte, fingen meine Gedanken an rückwärts zu fliegen, zurück in die Zeit meiner Jugend und zurück in die Berge, in denen ich geboren bin; Tage lang, Nächte lang (denn mir sind ja Tag und Nacht gleich) dachte ich an nichts Anderes, als an die Heimat. Was früher, so lange mein Weib lebte und als ich noch sah, in meinem Gedächtnisse verwischt war, wurde wieder frisch; ich erinnerte mich an jedes Haus, an jeden Baum, an jeden Strauch, und das ganze Thal sah ich immer im schönsten Frühlingslichte, wie es an dem Tage war, als ich es zum letzten Male verließ. Eine schreckliche Sehnsucht bemächtigte sich meiner; ich konnte nichts Anderes denken, und wenn ich endlich müde und matt einschlief, sah ich Alles noch schöner als im Wachen. Im Traume sah ich, wonach ich mich wachend sehnte. Freilich erwachte ich manchmal in Angstschweiß gebadet, weil die Träume meist traurig endeten — denn immer kam es mir vor, als ob ich, der Deserteur, entdeckte würde. Ich floh, sie holten mich ein, sie stellten mich vors Regiment, sie erschossen mich.

Der Alte seufzte tief auf und fügte dann die deutschen Worte des Volksliedes hinzu:

Ach, in Trauern muß ich schlafen gehn,
Ach, in Trauern muß ich früh aufstehn.
In Trauern muß ich leben meine Zeit,
Dieweil ich nicht kann haben, was mein Herz erfreut.

So sang der Musikant die Zeilen des deutschen Volksliedes; ich aber, als ich den alten Wilhelm ansah, der traurig wie diese Worte, stumm und gebrochen vor mir saß, ich dachte an Dante, was er in seiner Abhandlung über die Beredtsamkeit sagt: „Mit allen Unglücklichen fühle ich Mitleid, vor allen aber mit jenen,

die, vom Exile betroffen, ihr Vaterland nur in ihren Träumen sehen."

Nach einer langen Pause, während welcher der herausfordernde Ausdruck auf Tuna's Gesichte einem milderen, mitleidsvollen gewichen war, nahm der blinde Wilhelm wieder das Wort. Besonders im Frühlinge, sagte er, wurde mir wehe; ich wollte fort, ich wollte heimwärts wandern und war durch meine Blindheit wie angeschmiedet. Desto verhaßter wurde mir das Land, an das ich gebunden war. Gott verzeihe mir's, ich haßte die Menschen, ich haßte das Vieh, ich haßte die Frucht des Baumes und des Feldes, den Duft der Blumen und den Gesang des Vogels, ich haßte Alles, was hier heimisch war, was aus diesem Boden entstand und was er nährte. Jede Speise und jede Frucht, die dieses Land vor dem meinigen voraus hatte, ward mir zuwider, die Feige, das Oel, der heiße Wein. Selbst die fremde Sprache mochte ich nicht hören, und ob auch genug getrennt von den Menschen durch meine Blindheit, floh ich sie doch noch, um ihren fremden Laut nicht zu hören, und sang und sagte mir in der Einsamkeit meine deutschen Lieder vor. Endlich wurde ich krank. Ich hatte Niemanden, als Tuna, die damals ein Kind von kaum eilf Jahren war. Ihr allein konnte ich klagen, was die Ursache meiner Krankheit war. O, sie war ein gutes Kind; sie saß Tage lang an meinem Bette und hörte, oft weinend, meinen Klagen zu. Da sprach sie einmal, und es war, als hätte es ihr ein guter Engel eingegeben, da sprach sie und fuhr mir dabei mit der kleinen Hand über die Wange: „Großvater," sagte sie, „sei ruhig und klage nicht; wenn ich erst groß bin, führe ich dich nach Deutschland zurück. Ich werde vor den Leuten die Harfe spielen und singen, und wir werden uns bis in dein Dorf schon durchschlagen." — Herr, dieses Wort gab mir die Gesundheit zurück. Stramm stand ich wieder auf meinen Füßen; das Herz voll Hoffnung, lehrte ich dem Kind, was ich von Musik wußte, und unterbrach meine Lehre manchmal nur, um mit ihr von unserer Wanderung zu plaudern.

Sie lernte schnell, und schnell, schien es mir, gehe die Reise heimwärts. Mit Geduld wartete ich, und meine Sehnsucht wurde milder. Nun ist die Zeit gekommen, sie ist herangewachsen, sie läuft mit der Harfe im Arm stundenweit und allein ins Gebirge, nun ist die Zeit da.

Bei diesen Worten stand der Blinde auf, schüttelte die grauen Locken aus dem Gesichte, streckte die Hand aus und rief mit lauter und zorniger Stimme: Und sie bricht mir das Wort, sie läßt mich vergehen in der Sehnsucht nach meiner Heimat — sie will mich nicht dahin führen!

Tuna war von dem Zorne in Wort und Geberde viel weniger erschrocken, als ich; im Gegentheil athmete sie auf, als die Anklage gegen sie heraus war. Sie wandte sich zu mir und sagte sanft, aber bestimmt und entschlossen: Wie der Großvater *sein* Land, so liebe ich das *meine*. Ich bin keine Deutsche, wie er mir immer einreden will, sondern eine Languedokerin. Nicht wahr, Herr, alle deutschen Mädchen haben blonde Haare und blaue Augen? sehen Sie, ich bin ganz schwarz, meine Haare, meine Augen sind pechschwarz. Ich kann mir nicht denken, daß ich in einem andern Lande leben könnte. Doch thäte ich, was der Großvater will — aber sagen Sie, ob es möglich ist, mit einem alten, blinden Manne die lange, lange Reise zu Fuße zu machen! Den Wagen zu bezahlen, haben wir kein Geld; muß ich nicht fürchten, ihn in sein Grab zu führen, wenn ich mit ihm fortziehe, erst durch die heißen Thäler des Südens, dann durch die Schneeländer des Nordens?

Sehen Sie, rief der Blinde bitter darein, sehen Sie, so stellt sie sich unser Land vor, so thöricht wie alles Volk in diesem Lande! Sobald man über die Berge kommt, glauben sie, fängt ein kaltes, rauhes, schnee- und eisbedecktes Land an, so eine Wildniß, von Raubthieren und wilden Menschen bewohnt! Thörichtes Kind, rief er Tuna zu, *hier* ist es wild, *hier*, wo die Sonne jedes Gräschen verbrennt und die Berge kahl stehen und ohne Erdreich, und nirgends ein Schatten ist für den Wanders-

mann oder den Hirten; hier ist es wild, denn hier kommen im Winter die hungrigen Wölfe bis vor das Gemeindehaus in jedem Dorfe. Viel Aberglaube ist noch hier, die Menschen wissen nichts von der Fremde und kennen keine Musik und lesen nicht in den Büchern. In Deutschland ist es sanft wie ein Schatten und frisch wie ein kühles Wasser. Die Sonne scheint milde und verbrennt nicht Menschen und Bäume, und wenn es schneit, sitzen wir am warmen Herd und erzählen von fremden Ländern und singen Lieder und haben wohl auch manches alte Buch, daraus zu lesen von den Wundern der Welt.

Aus seinen blinden Augen flossen zwei große Thränen herab. Er setzte sich wieder hin und lehnte den Kopf in beide Hände. Wir schwiegen alle; Tuna zuckte die Achseln und wies auf sein graues Haar und sah mich an, als ob sie sagen wollte: Ist es möglich, mit diesem alten gebrechlichen Manne die beschwerliche Reise zu unternehmen? Durch das offene Fenster drang das Lied der Nachtigall, die in dem nahen Klosterhofe nistete. Der Alte, der den Kopf voll deutscher Volkslieder hatte, murmelte vor sich hin:

Nachtigall, ich hör' dich singen,
Das Herz möcht' mir im Leib zerspringen,
Komme doch und sag' mir wohl,
Wie ich mich verhalten soll.
Nachtigall, wo ist gut wohnen?

Es war ganz traurig in der Stube. Der Alte brütete, Denis saß mit verschränkten Armen und düster da, immer Tuna beobachtend und mit Angst erwartend, was sie antworten werde. Diese brach endlich in einen Strom von Thränen aus und rief: Ich kann nicht! ich kann nicht!

Ich weiß es! sagte der Alte darauf — du kannst nicht! Tuna, Tuna, Alles, was du da von den Mühen der Reise gesagt hast und von wilden, kalten Ländern, alles Das kommt dir nicht von Herzen, — es ist erfunden und nur eine Ausrede; denn du hast Muth genug und würdest etwas wagen für deinen alten, blinden

Großvater. Dieser hier, rief der Alte, indem er die Hand gegen Denis ausstreckte, dieser ist Schuld daran, daß du mich aufgibst.

Ich sah Tuna an; sie schlug die Augen nicht nieder, sondern lächelte heiter und ließ es geschehen, daß Denis bei den Worten des Alten die Arme um sie schlang und sie sanft an sich drückte.

Ich fühlte, daß nun die Zeit gekommen war, wo ich meinen Urtheilsspruch fällen sollte, und war in großer Verlegenheit. Das kranke Gemüth des Alten wollte geschont sein, und doch mußte ich Tuna Recht geben, die mit vielem Zartsinne bei ihrer Vertheidigung wenig Nachdruck auf sein Alter und seine Gebrechlichkeit gelegt hatte. Ich sagte mir, daß ich, wie ein Arzt bei einem Kranken, härter und energischer werde verfahren müssen, um den Alten von seinen Heimwehträumen so viel als möglich abzubringen und für Tuna's künftige Ruhe zu sorgen. Und so sagte ich, vom Großvater zum Reden aufgefordert, ungefähr Folgendes:

Mein Landsmann, ich werde dir nicht zu Willen reden, das sage ich voraus; aus Liebe zu dir und zu Tuna werde ich dir nicht zu Willen reden; ich bitte dich also, mir es nicht übel anzurechnen und es nicht zu bereuen, daß du einen Landsmann freundlich bei dir aufgenommen hast. Tuna hat Recht, und sie handelt weise, wenn sie deinen Wünschen und Anklagen widersteht; sie thut es zu deinem Wohle. Von ihr und ihrem guten Herzen gepflegt, kannst du in dieser Stube noch gute, lange Tage leben; aber für die beschwerliche lange Reise bist du zu alt. Auf halbem Wege würdest du hinsinken, und das Kind würde verlassen da stehen in der fremden Welt. Du bist ein braver und ehrenwerther Mann — weißt du nicht und hast du nie bedacht, was aus einem verlassenen Harfenmädchen in der wildfremden Welt werden könnte? — Du liebst dein Vaterland, kannst du ihr einen Vorwurf daraus machen, daß sie das ihrige liebt — sie, die an dir erkannt hat, wie schwer sich die Heimatlosigkeit trägt? Aus Liebe hast du das deinige aufgegeben, aus Liebe will sie, wie du sagst, in dem ihren verbleiben. Oder hast du etwas gegen diesen Denis?

Nein, sagte der Alte traurig, wenn ich gerecht sein soll — nein, ich habe nichts gegen ihn; er ist ein braver Junge.

Du bist also hart und selbstsüchtig, wie es alte Leute zu sein pflegen, wenn du verlangst, daß sie deinem Glücke, welches du vielleicht gar nicht mehr findest, das ganze Glück ihrer Jugend, ihres Lebens aufopfere. Ich kann dir auch mit Liedern dienen, und da heißt es in einem:

Ach Gott, wie weh thut Scheiden,
Hat mir mein Herz verwund't!

Ergib dich in dein Schicksal. Ich könnte dir Viele und Junge nennen, die sich in dieser Zeit an den Gedanken gewöhnt haben, ihr Vaterland erst mit grauen Haaren oder gar nie wieder zu sehen! Schwerlich würdest du deine Heimat so schön wiederfinden, wie du sie dir in jahrelangen Träumen ausgemalt hast. Viele von Denen, die du geliebt, sind wohl todt, Andere, an die du in der Fremde denkst, haben dich vergessen; deine Blindheit würde dich doppelt schmerzen, wenn du die Orte nicht sehen könntest, wo du glücklich warst, wenn du den Kastanienbaum nur rauschen hörtest, unter dem du gespielt hast. Und neben dir einher ginge, wenn du dein Dorf glücklich erreichtest, verlassen und einsam, weil sie die Sprache der Fremde nicht versteht, die arme Tuna und wäre elender, als du jetzt bist, und du könntest ihr nicht helfen, weil du älter geworden wärest und unfähig, die Rückreise zu machen, die du dann eben so sehr wünschen würdest, wie du jetzt die Heimreise ersehnst. Dir ist ein glücklicheres Loos beschieden. Tuna wird diesen braven Jungen heirathen, und du wirst noch Urenkelein auf deinen alten Knieen wiegen und ihnen deine deutschen Lieder vorsingen.

Der Alte antwortete nicht. Mit verschränkten Armen saß er da und starrte vor sich hin, als ob er über das Gesagte nachdächte. Denis und Tuna drückten mir dankbar die Hände. Der junge Mensch umarmte seine Geliebte aufs Zärtlichste, als ob er sagen wollte: Du wirst mir erhalten, ohne Unrecht mir erhalten!

Da der Alte immer schwieg und es schon ziemlich spät wurde, stand Denis leise auf und schlich, sich gegen mich verbeugend, zur Thür hinaus. Tuna folgte ihm. Ich zündete meine Cigarre an und fing an, in der geräumigen Halle auf und nieder zu wandeln. Wie ich einmal vor dem offenen Fenster stehen blieb, bemerkte ich das junge Paar, das sich im Dunkel der Nacht zärtlich umschlungen hielt. — Die, dachte ich, soll man nicht trennen lassen und soll der blinde Wilhelm nicht scheiden; vielleicht fiele es ihm selbst nicht ein, könnte er den Ausdruck herzinniger Liebe sehen, der auf beiden Gesichtern ruht, wenn sie einander ins Auge blicken. — Die Nachtigall fing wieder zu schlagen an und weckte den Blinden aus seinem starren Hinbrüten; die Macht des Tones schien große Gewalt über ihn zu haben.

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall,

sang oder vielmehr murmelte er, stand auf und tappte dem Verschlage zu, in welchem sein Bett stand. Von dort aus hörte ich noch die Worte des Volksliedes, welches „Der Schildwache Nachtlied" betitelt ist:

Ich kann und mag nicht fröhlich sein!
Wenn alle Leute schlafen,
So muß ich wachen,
Muß traurig sein.

Tuna kam zurück und zeigte mir das Bett, das für mich bereitet war, und gab mir die Hand zur guten Nacht.

Habt ihr viel geküßt? fragte ich leise.

Ja, Herr, antwortete sie eben so leise, aber lächelnd, viel, aber nicht genug.

Weil du also noch einige Küsse übrig hast, so gib mir einen.

Hier, Herr!

Sie küßte mich, dann klomm sie, flink wie ein Eichhörnchen, die Leiter hinan auf den Boden, wo sie auf dem Heu schlief.

Als ich mit dem Früheſten, während Großvater und Enkelin noch zu Bette waren, vor die Thür trat, um meine Wanderung

auf die Berge zu beginnen, ehe die Sonne sich in Gluthen getaucht, stand schon Denis da und schien mich zu erwarten. Er trat auf mich zu und sagte, er wisse von Tuna, daß ich auf die Berge gehen wolle, und bitte mich, seine Führerschaft anzunehmen, da es nicht so leicht sei, die nur schmalen Pfade an den abschüssigen Wänden aufzufinden, und ich außerdem als Fremder an Manchem vorübergehen könnte, was da in den Bergen, an sonderbaren Gestaltungen, furchtbaren Rissen, besonders aber an Adlernestern sehenswerth sei. — Ich dankte ihm für seine Güte und meinte, es wäre zu viel, wenn ich, seine Gefälligkeit mißbrauchend, ihn um einen einträglichen Arbeitstag brächte. Er aber bestand auf seiner Bitte, und indem er sich meiner Wanderung schon angeschlossen hatte, versicherte er, es sei nur ein kleiner Dienst, den er mir da leiste, während ich hingegen durch mein offenes Wort von gestern ihm und Tuna einen wahrhaft großen erwiesen und mir ihrer Beiden Dank erworben habe. Der Alte, meinte er, sei über meine Ansicht von der Sache offenbar betroffen gewesen, und er gebe gewiß viel auf das Wort seines Landsmannes. Tuna würde nun wohl für einige Zeit Ruhe haben, und auch er, Denis, werde nicht fürchten dürfen, daß ihm der Großvater das geliebte Mädchen endlich doch in die Ferne entführe, was für ihn ein großer Schmerz wäre. Der Alte, welch ein weiser, erfahrener und ehrwürdiger Mann er auch sonst in allen Stücken sei, in Betreff seines Heimwehs sei er ein rechtes Kind. Er, Denis, müsse das offen sagen, wie weh es ihm auch thue und wie großes Mitleid er auch mit dem sehnsuchtskranken alten Mann fühle. Nun werden sich auch, wenigstens für lange Zeit, nicht solche Vorkommnisse ereignen, wie jenes war, das erst zu Anfang dieses Frühlings Tuna in Schrecken versetzt hat. Nachdem der blinde Wilhelm eines Abends das arme Kind wieder mit Vorwürfen überhäuft hatte, war er am Morgen darauf verschwunden. Tuna setzte den ganzen Flecken in Alarm, und alle Bewohner mit Denis und ihr machten sich auf, den verlorenen blinden Mann zu suchen. Man fand ihn

endlich auf dem Wege nach Aniane, unfern der Mühle von Clamous, auf jenem Pfade, der vom Herault hier bespült, dort unterwühlt ist, überall am Rande des Abgrundes hingeht und selbst für Wanderer mit zwei gesunden Augen gefährlich ist. Man fragte ihn, wohin er wollte. Fort, immer fort, sagte er, fort und weiter; vielleicht komme ich so nach Deutschland und in mein Vaterland. Nur den Thränen Tuna's, die er trotz Allem doch heißer liebt als seine Grille, gelang es, ihn wieder in das Dorf zurückzubringen.

So erzählend, brachte mich Denis auf den Pfad, der, von unten kaum bemerkbar, nur wie ein gemalter Strich an der Felsenwand des furchtbaren Thales dahinläuft. Da verließ Denis den Gegenstand seiner und Tuna's Leiden, um mit größter Sorgfalt über jeden meiner Schritte zu wachen, mir jede schöne Felsenbildung zu zeigen und mich alle hübschen Aussichtspunkte genießen zu lassen. Manchmal starrte er in die Luft und zeigte mir einen Adler, wo ich nach langer Anstrengung nur einen dunklen Punkt entdecken konnte. Aber ich mußte ihm glauben, da schon der erste Punkt, den er mir so gezeigt hatte, immer größer und größer wurde, bis er sich endlich, in einen Goldadler verwandelt, mit ausgebreiteten Fittichen und rauschend, uns gegenüber auf einer Felsenspitze niederließ. Wir kamen über eine durch Mauern gestützte und vervollkommnete Felsengalerie auf das waldbewachsene Plateau, wo sich jene Quelle befindet, von der allerlei Wunder erzählt werden und die jenen Bach ausschickt, der sich als ein wilder Wasserfall in das Thal von St. Guilhem le Désert hinabstürzt. Wir wanderten immer weiter, da mir Denis viel zu zeigen und zu erzählen hatte, und so verloren wir uns in der Höhenwüste, wo weit und breit kein Dorf zu finden. Doch mußten wir endlich ruhen, bis die allzu große Mittagshitze vorüber war. So führte mich Denis in den Schatten eines Gebüsches und packte da zu meiner freudigsten Ueberraschung aus seinem Schubsacke ein sehr angenehmes, aus Brod, Wein, Käse und Früchtemus bestehendes Mahl aus. Erst mit

abnehmender Hitze machten wir uns auf den Rückweg, und schon war der Abend nahe, als wir unten im Flecke ankamen. Der Wagen, den ich bestellt hatte und der mich noch am selben Tage nach dem unfernen Aniane bringen sollte, erwartete mich schon auf dem Platze. So eilte ich denn schnellen Schrittes zum blinden Wilhelm, um meine Sachen zu holen und von ihm und Tuna Abschied zu nehmen.

Bevor ich in die Stube trat, bat mich Denis, im Falle es noth thäte, dem Alten meine gestrige Ansicht noch einmal und wo möglich mit noch größerem Nachdrucke vorzutragen. Es that nicht noth; das ahnte ich sogleich bei meinem Eintritt in die Stube. Der Alte und Tuna saßen friedlich neben einander und schienen mich zu erwarten. Beide machten mir freundschaftliche Vorwürfe über mein langes Ausbleiben, und daß ich schon heute wieder abreisen wollte. Der Großvater sagte: Sie fürchten vielleicht, daß ich Sie noch mit meinen Klagen quälen werde; fürchten Sie das nicht. Ich habe über Das, was Sie mir gestern sagten, die ganze Nacht und diesen ganzen Tag gedacht, und ich thue, wie Sie mir empfohlen haben: ich ergebe mich in mein Schicksal. Wegen der wenigen Tage, die ich noch zu leben habe und die ich im glücklichsten Falle in meiner Heimat zubringen könnte, soll mein geliebtes Kind nicht das Glück eines ganzen Lebens verlieren. Was liegt an mir! Eine alte Frau sagte mir einmal ein Gleichniß, an das ich nun denken muß. Wenn man um einen Groschen Aepfel kauft, sagte sie, so bekommt man die bestimmte Zahl guter, frischer Aepfel. Hat man die, so bittet man: Guter Mann, gib mir noch einige Aepfelchen zu! Er thut es, aber was gibt er zu? Einige verfaulte Aepfelchen. So ist es mit dem Leben. Siebenzig Jahre sind dem Menschen bestimmt; hat er die, so bittet er: Guter Gott, gib mir einige Jährlein zu! Der gute Gott thut es — aber es sind verfaulte Aepfelchen.... So will ich mich noch mit den verfaulten Aepfelchen freuen, so gut es geht.

Während er so sprach, hielt er immer meine Hand fest in

die seinige geschlossen. Aus der Milde des Tones sprach eine Ergebung, die mich trauriger machte als seine gestrigen Klagen. Nach einiger Zeit fuhr er fort: Mit Ihrem Besuche haben Sie einem alten blinden Manne eine große Wohlthat erwiesen, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen und aus ganzer Seele. Aber so sind alle blinden Leute; sie hecken immer was Neues aus, um sich und Andere zu quälen. Ein neuer Wunsch bedrückt meine Seele, und Sie sollen mir sagen, wie ich ihn erfüllen kann, und wenn Sie es vermögen, sollen Sie mir selbst dazu behülflich sein.

Er schwieg wieder, als scheute er sich, als fühlte er Furcht oder Scham, seinen Wunsch auszusprechen. Nur heraus damit! sagte ich, und ich verspreche im Voraus, daß ich thun will, was in meinen Kräften ist.

Meinen Pardon will ich haben! rief er schnell. — Ich errathe es, daß Sie lächeln, sagte er wieder nach einigen Sekunden; denn mein Wunsch muß Ihnen kindisch vorkommen. Sehen Sie, lieber Landsmann, ich weiß es selbst, wie kindisch ich bin; ich wollte ja früher ohne meinen Pardon heimkehren, ich wußte, daß sie einen alten blinden Mann nicht erschießen werden. Aber es ist mir so, als ob ich durch meinen Pardon mit der Heimat erst ausgesöhnt würde, und daß zwischen ihr und mir immer etwas ist, so lange ich nicht meinen Pardon habe. Ich werde bald von hinnen gehen, aber ich werde mit größerer Ruhe sterben, wenn ich meinen Pardon habe.

Schnell fuhr mir ein Plan durch den Kopf, wie dem armen Blinden zu willfahren sein werde, und ich sagte zu ihm, daß sich die Angelegenheit leicht werde ordnen lassen, er solle sie nur ganz mir überlassen. Aufs Neue ergriff er meine Hand und rief: Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen; mit einem Ausdruck, als ob ich ihm das Leben oder etwas noch Theureres gerettet hätte.

Dann nahmen wir Abschied, und ich versprach, wo möglich noch einmal nach St. Guilhem zu kommen. Er tappte mir bis an die Schwelle nach; Tuna und Denis begleiteten mich bis vor den Flecken.

In Aniane angekommen, schrieb ich noch am selben Abend an eine Freundin, eine berühmte Künstlerin, von der ich wußte, daß sie mit einigen Beamten der östreichischen Legation in Paris befreundet war. Ich wandte mich an ihr gutes weibliches Herz, ich erzählte ihr die ganze Geschichte, stellte ihr die Qualen und den Wunsch des armen blinden alten Deserteurs vor und bat sie, ihren ganzen Einfluß, ihre ganze unwiderstehliche Anmuth aufzuwenden, um kalte diplomatische Gemüther zu erwärmen und dem blinden Wilhelm zu helfen. Ich that es wohl in wärmeren Ausdrücken, ich brauchte wohl auch lebendigere Farben als in dieser Geschichte, denn die Eindrücke waren frischer und neuer. Schon nach vierzehn Tagen erhielt ich eine trostreiche Antwort und eine ausführliche Relation über alle Maschinen, welche die eben so kluge als gute und geniale Künstlerin zur Erreichung unseres Zweckes in Bewegung gesetzt hatte.

Aber so geht es mit menschlichen Dingen, besonders wenn sie vom Geschäftsgange in österreichischen Bureaux abhangen: die Angelegenheit zog sich in die Länge. Ich hatte im südlichen Frankreich so viel zu sehen, das Schicksal meiner Freunde in Arles beschäftigte mich so sehr, daß Geschichte, Qualen und Skrupel des blinden Wilhelm nach und nach in den Hintergrund traten und halb und halb vergessen waren. Da erreichte mich, viele Monate später, zu St. Hippolyte in den Cevennen ein Brief der Freundin. Sie hatte es durchgesetzt. Das Aktenstück war zwar noch nicht angekommen, aber es war gewiß, daß es bald ankommen und daß der blinde Wilhelm seinen Pardon erhalten werde.

St. Hippolyte liegt nur wenige Stunden von St. Guilhem le Désert. So machte ich mich denn gleich nach Empfang des Briefes auf, um dem blinden Wilhelm die gute Nachricht zu überbringen. Auf einem guten Gebirgspferde auf der Straße von Ganges dahintrabend, dem Laufe des Herault folgend, erkannte ich bald die spitzen Felsennadeln, die das Gebirge von St. Guilhem vor dem Rest der Cevennen auszeichnen. Ein

milder, sanft umhüllter Herbst-Nachmittag gab der Gegend einen ganz anderen Charakter, als der war, den ich kennen gelernt hatte. Eine gewisse Wehmuth lag auf den Bergen, die im Frühling so zu sagen leidenschaftlich geglüht hatten, und den Himmel in meinem Gemüthe wiederspiegelnd, ritt ich selbst wehmüthig in den stillen Flecken ein. Ich ließ das Pferd im Hotel Don Juan und begab mich in die stille Gasse des blinden Wilhelm. Ich setzte voraus, daß sein Haus verlassen und daß er und Tuna auf den Bergen sein würden, und trat, ohne weiter anzupochen, in die Stube. Da aber fand ich sämmtliche Freunde versammelt, doch zu einer Gruppe versammelt, die nichts Gutes errathen ließ. Der blinde Wilhelm lag im Bette; neben ihm auf Schemeln saßen schweigend, wie zwei Krankenwärter, Tuna und Denis. Wie sie mich bemerkten, traten sie mir freundlich, aber mit leisen Schritten, entgegen und reichten mir die Hände. —

Ist er krank? fragte ich. — Die Beiden nickten bejahend und führten mich an das Bett, in welchem der Alte, schwer athmend und bleichen Gesichtes, lag. —

Großvater, sagte Tuna mit sanfter Stimme — es ist ein Freund angekommen. —

Ein Freund? lispelte der Alte. —

Ja, ein Freund und Landsmann, fuhr Tuna fort, während ich seine Hand faßte. Er hielt mich fest und rief: Ich habe Sie erwartet! Wie schön, daß Sie mich nicht vergessen haben!

Ich bringe auch eine Nachricht, sagte ich, die Ihr Herz erfreuen wird.

Sie bringen mir den Pardon? fragte er lächelnd.

Ja, wenigstens die Versicherung, daß er mit Nächstem eintreffen werde.

Ich danke Ihnen, mein lieber Landsmann! aber wenn er nicht bald kommt, dann kommt er zu spät.

Oh, oh! alter Wilhelm, so muthlos?

Ja, ja, lieber Freund, lächelte er, so ist es, wie es im Liede heißt:

Heute marschiren wir,
Morgen marschiren wir
Zu dem hohen Thor hinaus.

Und in einem anderen Liede heißt es:

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,

das ist ein schönes Lied und gar nicht so traurig, wie man glaubt. Was der Schnitter mäht, gibt neuen Samen und neue Frucht.

Nach einiger Zeit fuhr er fort: Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie sich gegeben haben; der Pardon macht mir doch die letzte Freude, denn mit mir ist es bald aus. Seit Sie da waren, ist es schnell zu Ende gegangen. Sehen Sie, alte Menschen haben so Gedanken in sich, die sie lange stützen, wie Balken ein altes Haus. Nimmt man die Balken fort, stürzt das alte Gemäuer zusammen. So ein Stützbalken war der Gedanke an meine Heimreise — wie der fort war, war's auch aus. Ich fühlte, wie sich Alles in mir senkte und zum Falle neigte — das ist aber gut so. Ein altes Haus, das gestützt werden muß, braucht auch nicht länger zu stehen. Sie haben freilich das Ihrige dazu gethan, daß ich den Gedanken an die Heimkehr aufgegeben habe, aber ich mache Ihnen keinen Vorwurf darüber, denn Sie hatten Recht.

Er schwieg erschöpft und fing zu hüsteln an. Tuna machte mir ein Zeichen, daß ich ihn schweigen lasse. So zog ich mich einige Schritte vom Bette zurück. Aber bald hatte er sich wieder erholt, und er rief mich ans Bett.

Daß Sie Recht hatten, habe ich erst in der letzten Zeit klar erkannt — fuhr er mit schwächerer Stimme fort. Denis und Tuna haben viel Gutes an mir gethan — seit vielen Wochen weichen sie nicht von meinem Bette. Ihre guten Herzen passen zu einander, und sie sollen nicht getrennt werden. Gleich nach dem Trauerjahr sollen sie einander heirathen, das haben sie mir versprochen. — Es wäre schlecht gewesen, wenn ich sie ihm

entführt hätte. — Sie, lieber Landsmann, wenn Sie je in die Heimat zurückkehren, grüßen Sie mir sie herzlich, und wenn Sie vielleicht in mein Dorf kommen, fragen Sie dort nach, ob sich noch Jemand meiner erinnert.

Das waren die letzten Worte, die ich aus dem Munde des blinden Wilhelm vernahm; denn des Abends, als ich fort mußte, war er so schwach, daß er mir nur die Hand geben konnte, ohne ein leises „Lebewohl" hinzuzufügen. Tuna sagte mir weinend, daß ich ihn nie wiedersehen werde. So war es auch. Der blinde Wilhelm starb zwei Tage nach meinem Besuche.

Drittes Buch.

1.

Der Verbannte.

Nach St. Hippolyte zurückgekehrt, erzählte ich den dort versammelten Freunden das Schicksal des blinden Wilhelm. Es war ein Abend wie gemacht zu Erzählungen am Kamine. Der Pic St. Loup, der König der Cevennenberge, hatte seine dunkle Haube über die Ohren gezogen; vom Himmel strömte ein Gewitterregen, wie er diese Gegenden zwar selten, aber dann mit desto größerer Gewalt heimsucht. Der gelblich grüne Nachwuchs der Maulbeerbäume fiel unter den schweren Tropfen, und von den kahlen kalkigen Bergabhängen schäumten plötzlich-geborene Wildbäche in übertriebener Jugendlust. Unter dem gastlichen Dache, das uns seit Tagen beherbergte, in der großen Vorhalle, saßen wir am Kamine im Halbkreise um die goldene Flamme, die über Weinreben prasselte. Es war eine sonderbar zusammengewürfelte Gesellschaft, eine Musterkarte der verschiedensten Nationen, wie sie der Zufall manchmal zusammenstellt. Die Franzosen ausgenommen, bestand sie meist aus Verbannten, die sich, als Schicksalsgenossen desto enger befreundet, in diesem verborgenen Winkel der Erde, wo einst der Freiheitssinn seiner Einwohner Wunder der Tapferkeit verübt, ein Rendezvous gegeben. Als Verbannte mußte sie das Schicksal des blinden Wilhelm

desto wärmer interessiren; aber am Tiefsten von meiner Erzählung erregt schien der Russe Nikolai, dem neben der tiefen Gemüthlichkeit seines Wesens, der warmen und wahrhaftigen Vaterlandsliebe im besten Sinne, der Wehmuth des Exils noch ein gewisser mystischer Anhauch einen besonders anziehenden Anstrich gab. Gedankenvoll blies er den Rauch aus einem der Tschibuks, die unser Wirth aus dem Oriente mitgebracht hatte, und schlürfte er den türkischen Kaffee von der Oberfläche des schwarzen Sumpfes weg.

Was brüten Sie, Nikolai Pawlowitsch? fragte der Hausherr.

Die Geschichte des blinden Wilhelm, erwiderte er, erinnert mich an einen Verbannten, den ich unter ganz anderen Umständen, unter einem ganz anderen Himmelsstriche kennen gelernt. Diese Erinnerung macht mich traurig, denn ich muß der theuersten Freunde gedenken, die nunmehr unter demselben Himmelsstriche! ach! vielleicht ein trostloses Leben hinfristen, wenn sie nicht schon vom Schnee Sibiriens begraben sind.

Das beste Gegengift gegen solche Erinnerungen ist ihre mündliche Mittheilung, nahm wieder der vorsorgliche Hauswirth das Wort. Was können wir heute Besseres anfangen, als uns den Abend mit Erzählungen vertreiben, da bei dem schlechten Wetter an unseren beabsichtigten Ritt nach dem Vigan doch nicht zu denken ist!

Ja, ja, erzählen Sie, Nikolai! scholl es aus Aller Munde, erzählen Sie.

Nikolai that noch einige tiefe Züge aus dem Tschibuk und begann:

Zu Anfang der Dreißiger Jahre schloß ich mich, thatenlustig und lernbegierig, wie ich war, jener Expedition an, welche von der russischen Regierung ausgerüstet wurde, um die nördlichen Küsten des europäischen und asiatischen Rußlands zu untersuchen. Trotz der Gefahren, die uns bei anbrechendem Frühling von Stürmen und schwimmenden Eisbergen drohten, ging ich doch froh und glücklich an Bord, denn Seefahrten, Abenteuer zu Wasser und

etwas Seeheldenthum waren der Traum meiner Jugend. Wir liefen vom Hafen von Archangel aus. Kaum wiegten wir uns auf den grünen Fluthen des weißen Meeres, als ich schon ganz und gar ein Raub der widerwärtigsten, entmuthigendsten aller Krankheiten war. — „Bah!" tröstete der Kapitän, „in drei Tagen sind Sie's gewohnt, und wenn nicht in drei Tagen, so doch gewiß, wenn wir aus dem Meerbusen heraus sind und auf dem offenen Meere schwimmen." — Aber die drei Tage vergingen, schon segelten wir auf offenem Meere dem Osten zu, mein Zustand hatte sich nur in so weit verändert, als er von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schlimmer wurde. — „Bah!" tröstete der Kapitän wieder, „es ist ein theures Lehrgeld, aber doch nur ein Lehrgeld. Nelson war auch seekrank, so oft er an Bord kam." — Wochen vergingen, ich war immer krank. Kraft- und gefühllos lag ich bald in der Kajüte, bald in der frischen Luft auf dem Verdecke. Der Schiffsarzt hatte alle Mittel erschöpft und ließ mich, um nur etwas zu thun, bald hinauf, bald hinunter tragen. Der wochenlangen Seekrankheit folgte eine vollkommene Erschöpfung aller Kräfte; ich lag stumpf und gedankenlos da, und endlich erklärte der Arzt, daß ich unfehlbar zu Grunde gehen müßte, wenn ich nicht ans Land gesetzt würde. Das war nicht schwer zu bewerkstelligen, da unsere Fahrt fast immer die Küste entlang ging und der Kapitän mit den ihn zu diesem Zwecke begleitenden Offizieren oft landete, um die Küsten aufzunehmen. Wenige Tage nach jener definitiven Erklärung des Arztes warfen wir an der Mündung des sibirischen Flusses Jenisey die Anker. Es ist das ein wichtiger Punkt; die Tiefe der Mündung so wie das Fahrwasser an der Küste gegen Osten und Westen sollten untersucht werden. Da man an diesem Punkte länger Halt machen wollte, so war es auch möglich, mir einige Leute von der Mannschaft mitzugeben, die ich mehrere Tage bei mir behalten durfte, bis ich an Menschenwohnungen kam, wo ich neue Führer nehmen und die alten Begleiter zurückschicken sollte.

So wurde ich denn an einem hellglitzernden Morgen mit

einigen Matrosen in das Boot gesetzt. Wehmüthig nahm ich von den Gefährten und von der maritimen Helden-Laufbahn Abschied und wurde dem Strome entgegen gerudert. Ein günstiger Nordwind kam uns zu Hülfe, wir spannten die Segel aus und fuhren ziemlich schnell durch mehrere Tage dem Süden zu. Rechts und links breitete sich eine lebenslose Wüste, in deren Unendlichkeit die meist ganz flachen Ufer einen unheimlich freien Blick gewährten. Mitten in dieser todten Natur lebte ich wieder auf, und nach einigen Tagen schon fühlte ich mich, zwar noch matt, aber ziemlich genesen.

Noch einige Tage, und wir kamen an eine Stelle, die von Natur nicht weniger todt, doch dießmal von zwar schmutzigen, halbwilden, doch gutmüthigen samojedischen Stämmen belebt war, die sich aus dem Inneren des Landes hier gesammelt hatten, um aus dem für kurze Zeit vom Eise befreiten Strome ihre einzige Nahrung, die Fische, zu holen. Diesen übergaben mich meine Begleiter, deren Frist abgelaufen war. Ich miethete einen Kahn und fuhr, mit Vorrath versorgt und mit zwei frischen Ruderern, dem Strome entgegen dem Süden zu, während meine bisherigen Reisegefährten den Strom hinab gegen Norden schwammen.

Wieder nach einigen Tagen, da wir uns schon ziemlich tief im Innern des Landes befanden, ohne daß es sein wüstes Aussehen verloren hätte, fühlte ich mich, der kaum Genesene, müde und sprach gegen meine Reisegefährten die Sehnsucht aus, unter einem menschlichen Dache ausruhen zu können.

„Nichts leichter als das!“ antworteten sie: „nicht weit von hier findet sich eine Kolonie.“ —

Also gelandet! — Der Kahn wurde angebunden, und wir wanderten vom linken Ufer landeinwärts. Nach dreistündiger Wanderung, auf der wir nur manchmal einer einsamen, erbärmlichen Zwergzeder begegneten, wurde die Gegend freundlicher, oder vielmehr sie bekam in ihrer Einförmigkeit mehr Abwechselung, was nach wochenlanger Reise durch die Oede schon an sich wohl

thut. Eine Reihe von kahlen und schroffen Felsen tauchte aus dem Boden; die Vegetation an ihrem südlichen Fuße, wo sie gegen die Nordwinde geschützt war, wurde reicher und dichter, hier und dort lächelte sie sogar mit einem ziemlich dichten Grün. Mein Herz wurde fröhlicher bei diesem Anblick, aber laut jubelte es auf, da ich am Fuße dieser Felsen ankam. Kaum hundert Schritte von demselben riß sich der Erdboden zu einem tiefen Thale auf. Die Abhänge, die hinabführten, waren bis zur Hälfte von ansehnlichen Bäumen und Strauchwerk grün bedeckt; die andere und tiefere Hälfte theilte sich in regelmäßige, von Furchen durchzogene und theilweise schon von sprossendem Grün bedeckte Getreidefelder. In der Mitte des Thales erhob sich ein ansehnliches Haus, eine Art Blockhaus, welches bescheidene Glasfenster, doch aber Glasfenster hatte und aus dessen Kamine gastlicher Rauch aufstieg. Rings um dieses Haus reihten sich fünf kleinere Holzgebäude, die alle mit einander durch niedrigere Wirthschaftsgebäude, Scheunen, Stallungen, Holzlager verbunden waren und um das größere Haus einen festgeschlossenen Kreis bildeten. — Ich schlug vor Ueberraschung die Hände zusammen. — Ihr müßt euch nicht einbilden, meine Freunde, daß ich da ein Arkadien, ein Tempe oder ein Campaner-Thal vor mir gesehen habe; weit entfernt. Die Schönheit des Thales wie der kleinen Kolonie war eine höchst bescheidene. Aber nach den Gegenden am Ufer des Jenisey, in Sibirien, schien mir diese Schlucht ein wahres Paradies.

Raschen Schrittes stieg ich den Abhang hinab, und meinen Führern voraus eilte ich der Kolonie entgegen. Wie ich in die Umfriedigung trat, schlug ein Hund an; die bunt-baumwollenen Vorhänge eines Fensters am inneren Hause bewegten sich, und ich sah den Kopf einer alten Frau, die mich überrascht anblickte. Schnell fielen die Vorhänge wieder zu, und eine Sekunde später trat mir die Alte auf der Schwelle entgegen. Ein Gast, ein Gast! rief sie voll innerer Bewegung, die ihre alten, runzeligen Wangen röthete. Auf der Schwelle des Hauses stehend, faßte sie meinen Rockschoß, um ihn zu küssen.

Väterchen! rief sie mit vor Aufregung zitternder Stimme; Väterchen! wiederholte sie mehrere Male, ohne mehr hervorbringen zu können. Es ist nämlich die Sitte des russischen Volkes, jeden Höherstehenden, und sei er noch so jung, mit „Väterchen" anzureden, eben so wie es das kleinste Mädchen aus adeliger Familie „Mütterchen" titulirt.

Willst du einem Kranken und Müden erlauben, unter deinem Dache auszuruhen? fragte ich.

O Väterchen! rief sie dagegen — tritt herein, tritt schnell herein und beglücke das Haus Ossyp Ivanowitschs; wie eine Gnade flehe ich darum, komm herein und gewähre uns das Glück, einen Gast zu beherbergen; ist uns so lange, ach, so lange vom Himmel nicht gewährt worden!

Ich trat in die Stube. Schnell geschäftig, nahm sie mir und den Führern die Reisegegenstände aus den Händen und ordnete sie auf der Bank, die um den breiten Ofen lief. Dann fuhr sie mit der Schürze über den ohnehin von Reinlichkeit glänzenden Tisch und über den Stuhl, den sie mir am obersten Ende hinstellte.

Sitze hier, Väterchen, und ruhe aus. Sogleich soll dich ein guter Thee erquicken.

Während sie hinausging, um ihre Vorbereitungen zu treffen, sah ich mich in der Stube um. Ich hätte nie gedacht, daß in der Wüste Sibiriens eine so wohnliche und gemächliche Häuslichkeit anzutreffen sei. Alle Möbel, die Vorhänge an den Fenstern, mancherlei luxuriöse Verzierungen an Ofen und Wänden sprachen von Wohlhabenheit. In der einen Ecke über einem großen, zum Theil von Vorhängen verdeckten Bette hing die heilige Mutter Gottes von Kasan mit dem hergebrachten Goldgrunde, umgeben von anderen Heiligen-Bildern, die sämmtlich von einer ewigen Lampe beleuchtet waren. Auf Schränken und Kommoden standen chinesische Gefäße und Hausgeräthe, wie man sie in Europa in manchem eleganten Salon oder bei Raritäten-Liebhabern findet. Aus den Fenstern sah ich über einen reinlichen Hof in die

kleineren Nebengebäude; so viel ich durch die halb verhängten Fenster wahrnehmen konnte, herrschte in diesen unansehnlicheren Wohnungen dieselbe Art von Eleganz und Wohlhabenheit.

Indessen kam die Alte mit einem riesigen Samowar zurück, in welchem bereits das Wasser brodelte. Sie stellte ihn auf den Tisch vor mich hin und daneben mehrere chinesische, mit verschiedenem Thee gefüllte Büchsen. Wie sie die Deckel davon abhob, um mir den Thee zu zeigen und mir die Wahl zu lassen, stieg mir ein überaus lieblicher und starker Duft entgegen.

Wähle, Väterchen! sagte die Alte — es ist ächter, unverfälschter Thee. Meine Söhne bringen ihn selbst von der chinesischen Gränze heim. Denn dorthin reisen sie jedes Jahr, um die Felle des Wildes, das sie im Winter erlegen, an die Chinesen zu verkaufen und mancherlei Waaren im Handel auszutauschen.

Bei wem bin ich denn eigentlich zu Gaste? fragte ich.

Du bist bei Ossyp Ivanowitsch zu Gaste, antwortete die Alte mit einem überaus freundlichen und freudigen Gesichte.

Und wer ist Ossyp Ivanowitsch? fragte ich weiter.

Ossyp Ivanowitsch, sagte die Frau, indem sie etwas wehmüthig den Kopf nach der Seite senkte — Ossyp Ivanowitsch ist ein Unglücklicher (ein Neschtjasny).

Ich wußte, was dieser Titel im Munde des Volkes bedeutet Einen Neschtjasny oder Unglücklichen nennt das Volk von Rußland einen Verurtheilten, einen nach Sibirien Verbannten, ohne Rücksicht auf sein Verbrechen. — Darum war ich bei dieser offenherzigen Erklärung, die nicht ohne Wehmuth gegeben wurde, etwas verlegen und schwieg; aber die Alte fuhr mit großer Einfalt fort: Ossyp Ivanowitsch hatte als ganz junger Bursche das Unglück, im Zorne einen Mann zu erschlagen. Mit einem Faustschlage hatte er ihn niedergestreckt. Auf Lebzeiten wurde er nach Sibirien geschickt und ihm befohlen, sich hier anzubauen und hier zu jagen. Da lernten wir uns kennen; denn die Hütte meines Vaters, ebenfalls eines Unglücklichen, stand nur wenige Stunden von hier, und Ossyp kehrte auf seinen Jagden oft bei uns ein. Wir

liebten und heiratheten einander, und der Herr hat uns gesegnet. Wir entdeckten diese Schlucht, über welche alle kalten Winde hinziehen, ohne den Grund zu berühren; wir bauten hier unsere Hütte, und unserem Fleiße ist es gelungen, einen großen Theil der Schlucht urbar und fruchtbar zu machen. Der Herr gab uns fünf Söhne, die uns bei der Arbeit halfen und wie Tannen heranwuchsen. Ihnen gehören die fünf Hütten, die sich um das Haus Ossyps, ihres Vaters, reihen. Zwei von ihnen sind schon verheirathet und haben Kinder. Du wirst sie sehen, Väterchen, wenn du so gnädig sein und mit uns das Nachtessen einnehmen willst. Da versammeln sich Alle. Jetzt sind sie draußen auf den Feldern. Sie treiben, wie ich dir schon gesagt habe, Handel nach China und bauen mit dem Vater das Feld; so haben sie großen Wohlstand ins Haus gebracht, und Ossyp Ivanowitsch und sein Weib haben nicht vor einem traurigen Alter zu zittern. Denn sie sind nicht nur fleißig, meine Söhne, in ihrem Herzen wohnt auch Gottesfurcht und Liebe zu Vater und Mutter.

Sie sagte Das alles so einfach her und mit so viel Gefühl eines schönen und sicheren Glückes, daß es mir nicht einen Augenblick in den Sinn kam, daß ich mich bei einem Mörder zu Gaste befand. Während ich vom kostbarsten Thee schlürfte, plauderte die Alte weiter, erzählte Manches aus ihrem Familienleben und manches Interessante aus dem Leben der Verbannten; wie Der und Jener aus Sehnsucht nach der Heimat zu Grunde gegangen, und wieder wie Andere sich in ihr Schicksal ergeben, ein ganz neues Leben angefangen und sich oft und ihren Kindern eine dauernde Heimat, ja, ihr Glück gegründet haben. Nachdem ich genug des Thees getrunken, breitete meine Wirthin mehrere Pelze auf die Bank und lud mich ein, mich nun mit etwas Schlaf zu erquicken, was ich gern annahm. Sie verließ das Zimmer, und ich sank bald in einen angenehmen Schlummer, aus dem ich erst gegen Abend durch Bewegung und Stimmen im Hofe geweckt wurde.

Die Thür öffnete sich leise, und die Alte steckte den Kopf

herein. Da sie mich erwacht sah, that sie die Thür weit auf, und fünf große, prächtige Männergestalten, ihre Söhne, traten nach einander herein. An der Thür warfen sie ihre Ueberröcke, eine Art dicker Lodenröcke, ab und traten auf mich zu, nannten mich „Väterchen", drückten mir die Hand, die ich ihnen reichte, und die Augen zum Himmel gewandt, dankten sie sämmtlich mit einer Art von religiöser Andacht dem Herrn, daß er ihnen einen Gast gesandt, den sie bewirthen durften mit Allem, was ihr Haus vermöge. Mir wurde ganz wohl bei diesen Söhnen des Todtschlägers. Nach ihnen traten zwei junge Weiber herein, die mich mit einer bescheidenen Kopfverneigung begrüßten, worauf sie sich schweigend auf die Ofenbank setzten, und mehrere Kinder, die mir von ihren jungen Vätern zugeführt wurden, daß ich sie segne und sie mir die Hand und den Rock küßten. Es wurde sehr lebhaft in der Stube und sehr eigenthümlich. Die Männer waren fast ganz nach Art der russischen Bauern gekleidet, nur daß sie anstatt des langen Rockes kurze, mit Pelz verbrämte und gefütterte Jacken, vom Knie abwärts eine Art wollener Umhüllung trugen, die von den Schnüren der hoch aufsteigenden Schuhe zusammengehalten wurde. Vom Kopfe nahmen sie Pelzmützen ab und ließen lange, dichte Haare sehen, die hinter den Ohren auf den Nacken fielen. Den Jüngsten ausgenommen, trugen sie sämmtlich ziemlich lange und dunkelbraune Bärte und sahen einander so ähnlich, daß man sie nur durch die Verschiedenheit des Alters von einander unterscheiden konnte.

Am Längsten ließ der Patriarch dieser Schaar, der Vater, auf sich warten, auf den ich doch am Begierigsten war. Endlich trat auch er herein: er war gekleidet wie seine Söhne, nur daß er anstatt der Jacke einen langen, über das Knie hinabfallenden und in der Mitte durch eine breite Wollbinde zusammengehaltenen Rock trug. Sein Haar, ebenfalls lang und dick wie das seiner Söhne, war stark mit Grau gemischt; sein Gesicht war dunkel und wettergebräunt, und durchfurcht von oben bis unten und der ganzen Breite nach, glich es in der That einem stark bearbeiteten

Ackerfelde. Starke Augenbrauen beschatteten die Augen so sehr, daß ihre Farbe und ihr Ausdruck kaum zu erkennen waren. Ueberhaupt hätte man aus diesem Gesichte nur schwer oder gar nicht auf den Charakter des alten Ossyp schließen können; er mußte erst sprechen, um den Eindruck, den er hervorbrachte, klar zu machen. Er ging nicht wie seine Söhne direkt auf mich los; er ließ einen Zwischenraum von ungefähr drei Schritten zwischen mir und sich, verbeugte sich tief zur Erde und sprach mit wohltönender, feierlicher Stimme: Gelobt seien Gott und die heilige Jungfrau von Kasan, die einen Gast und Landsmann über die Schwelle des Sünders Ossyp Ivanowitsch geführt und ihn dieses Glückes und dieses Zeichens der Gnade gewürdigt haben! Amen!

Ich streckte ihm die Hand entgegen; er schien es nicht zu bemerken, denn er zog sich, ohne sie zu fassen, in das Gewühl seiner Familie zurück. Er hatte etwas feierlich Zurückhaltendes, und zum ersten Mal fühlte ich bei seinem Anblicke in dieser Gesellschaft der Wüste etwas Befremdendes. Er nahm mein Gepäck, das noch auf der Ofenbank lag, und trug es hinaus in die Stube, die mir zum Nachtlager bestimmt war, und überließ mich ganz der Gesellschaft seiner Söhne. Von Zeit zu Zeit nur blieb er stehen und hörte unseren Gesprächen zu, meiner Reise-Erzählung vom Eismeere und ihren Bemerkungen und Fragen.

Indessen hatten die beiden jungen Weiber mit Hülfe der Kinder den Tisch zum gemeinsamen Mahle bereitet. Wieder brodelte und sang der riesige, kupferrothe Samowar, umgeben von mehreren chinesischen Theebüchsen; dann wurde in großer Schüssel eine Art von Grütze, Kascha, aufgetragen, in welcher allerlei Fleisch begraben war: ein Mahl, wie es in den Hütten Sibiriens, einige Stunden vom Ufer des Jenisey, auf eigentlich samojedischem Gebiete, gewiß zu den seltensten und üppigsten gehört. Die ganze zahlreiche Familie stellte sich um den Tisch, verrichtete ein stilles Gebet und setzte sich dann. Mir gab man als Gast den Ehrenplatz. Als schon Alles gesessen, bemerkte ich erst,

daß der Hausherr, Ossyp Ivanowitsch, sich nicht in unserem Kreise befand. Einen Teller in der Hand stand er groß und hoch, aber schweigend an den Pfosten der Thür gelehnt, gleich einer Karyatide.

Sonderbar! sagte ich zu meinen nächsten Nachbarn, der Alten und ihren Söhnen — sonderbar! Ist das die Sitte hier, daß sich der Hausvater nicht mit zu Tische setzt? Oder thut er es nur nicht, wenn er einen Gast hat? Die Gastlichkeit der russischen Bauern und eure, meine Wirthe, ist so groß, daß ich nach diesem Posten des Vaters glauben muß, die Sitte gebiete ihm, während des Essens die Thür zu bewachen, daß nichts für den Gast Störendes hereinzudringen vermöge.

Bei diesen meinen Worten schlugen die Alte und die Söhne und Schwiegertöchter verlegen die Augen nieder, und Niemand regte die Lippen, um meine Fragen zu beantworten.

Aber Ossyp Ivanowitsch hatte mich auch gehört und rief mir mit fester Stimme zu, ohne seine Stellung an der Thür zu verlassen:

Nein, Väterchen, es ist nicht Sitte in diesem Lande, daß der Hausvater während des Mahles an der Thür stehe, ob er nun Gäste habe oder nicht. Im Gegentheil sitzt er immer obenan am Tische, und wenn er einen Gast hat, sitzt er neben ihm, um ihn zu bedienen und ihm die besten Stücke vorzulegen. Verzeihe mir, Väterchen, daß ich Das nicht thue. Niemals saß ich mit meinem Weibe und meinen Kindern an demselben Tische. Siehe, auf mir ist Blutschuld, und Jene dort sind rein — es muß aber eine Unterscheidung sein zwischen dem Befleckten und dem Reinen.

Ich war überrascht und wußte nicht, was auf diese mit lauter Stimme und absichtsloser Feierlichkeit ausgesprochenen Worte zu antworten. Durch die halbe Dämmerung, welche die Thranlampe durch die Stube verbreitete, starrte ich nach Ossyp hinüber; ruhig stand er auf seinem Büßerplatze und aß vom Teller, den er in der Hand hielt. Und endlich sagte ich: Ossyp Ivanowitsch, auch ich bin von schweren Fehlern frei, aber ich würde dich gern an

meiner Seite sitzen sehen und mich durch deine Berührung gar nicht verunreinigt fühlen, um wie viel weniger würden es deine Kinder! (Die Söhne nickten zu diesen Worten und lächelten mir zu.) Uebertreibst du nicht? Was du in deiner Jugend begangen hast, ist längst abgebüßt.

Nein, Väterchen! rief mir Ossyp mit derselben Ruhe entgegen. Das ist es eben nicht. Wie sollte ich es abgebüßt haben? Als ich vom Czaaren hieher geschickt wurde, fand ich hier ein Weib, das mich liebte, Arbeit, die gedieh, Kinder, die schön, gesund und brav aufwuchsen, für sie und mich Wohlstand und ein sorgloses Leben. Wo hatte da die Strafe Platz und die Abbüßung Zeit? Diese mußte ich mir selber auferlegen, wie mein Gewissen sie mir befahl. —

Ich wollte antworten, aber der Aelteste, der neben mir saß, bat mich, ihm nicht zu widersprechen und ihn gewähren zu lassen, denn so sei es nach alter Erfahrung besser, und sein Entschluß, seit mehr als fünfundzwanzig Jahren eingewurzelt, sei nicht zu erschüttern.

Noch drei Tage blieb ich in der patriarchalischen Kolonie Ossyp Ivanowitschs. Endlich, wohl ausgeruht und gepflegt, nahm ich vom Todtschläger und seinem Geschlecht nicht ohne Rührung meinen Abschied und schlug landeinwärts, vom jüngsten Sohne begleitet, den Weg gegen Tobolsk ein. Aber der tiefe Eindruck, den mir die selbst auferlegte Buße Ossyps und seine freiwillige Scheidung von den reinen Häuptern seiner Kinder gemacht, blieb und begleitete mich weiter auf meiner ganzen langen Reise durch Rußland. Ein jugendlicher Patriot, wie ich damals noch war, erfüllte mich alles Gute, das ich zwischen dem baltischen Meere und der Behringsstraße fand, mit Jubel. Stolz war ich auf das Strafverfahren Rußlands, das alle Strafsysteme des gebildeten Europa an Milde und Humanität übertrifft, das im Stande ist, eine Kolonie wie jene ins Leben zu rufen und einen Charakter wie den Ossyps zu bilden. Bei manchen Gebrechen, bei manchem kranken Fleck, den ich während meiner Reise entdeckte, erinnerte ich mich nur an meine Freunde in Sibirien und war getröstet.

Nicht vergessen darf ich, daß sich in Tobolsk eine Gesellschaft zusammen fand, die manche Gesellschaft mancher gebildeten Stadt Europa's weit hinter sich ließ. Der humane Gouverneur, Graf Speranski, der damals in Tobolsk regierte, hat die besten und edelsten Geister aus den politischen Verbannten in seiner Hauptstadt versammelt und dafür gesorgt, daß ihren Civilisations-Bedürfnissen durch Kunst, Wissenschaft und gesellschaftlichen Umgang so viel, als es unter diesen Himmelsstrichen und bei der schweren Kommunikation mit Europa möglich war, genügt wurde. In welchem Staate, fragte ich, kommt Dergleichen noch vor?

Sie hatten Recht, rief Einer aus der Gesellschaft, da Nikolai in seiner Erzählung inne hielt. Sie hatten Recht, auf dieses Strafsystem Ihres Vaterlandes stolz zu sein. Was gibt es Grausameres als unsere Gefängnisse? Sie sind geschaffen, um den Verbrecher zum Thiere herab sinken zu lassen. Gar diese Blüthe unserer Civilisation, das Zellensystem, das man, wie sie sagen, erfunden hat, um den Sünder auf sich und sein Inneres anzuweisen, daß er in sich gehe — nur drei Wochen saß ich einmal in einsamer Zelle, und ich glaube aus Erfahrung behaupten zu dürfen, daß es nur zur vollkommenen Verstockung oder zum Wahnsinn führen kann. In der Einsamkeit spricht das Gewissen, „dieser alte Einsiedler des Herzens", wie es die Indier nannten, mit der Stimme des Gespenstes, des erbitterten Feindes, des unheimlichen Zuchtmeisters. Nur in Berührung mit der Natur, nur bei der Erheiterung der Arbeit, dem allabendlichen Bewußtsein einer vollbrachten That, nur beim Klange der Menschenstimme, der Stimme des Nächsten, nimmt jener Einsiedler des Herzens die ihm natürliche Stimme des Gemüthes an und lehrt und gibt den Muth, ein neues Leben anzufangen, und erhebt den Verbrecher zu seinem eigenen Richter, wie er das bei Ossyp Ivanowitsch gethan hat. Sie hatten ganz Recht, stolz zu sein, lieber Nikolai.

Nikolai zuckte die Achseln und sagte bitter lächelnd: Ich war damals ein so guter Patriot, wie ihn nur ein russischer Polizei-

meister wünschen kann. Aber mein sibirischer Patriotismus war diesseit des Ural bald verraucht!

Das begreift sich! riefen mehrere Stimmen und lachten.

Ja, es begreift sich, wiederholte jener junge Mann, der vorhin über den alten Einsiedler des Herzens und das Zellengefängniß gesprochen hatte, ein deutscher Flüchtling von ungefähr dreißig Jahren, den das Schicksal viel hin und her geworfen hatte und der die Eigenthümlichkeit besaß, alle Vorkommnisse und Zustände des Lebens bald mit holdem Leichtsinn, bald mit tiefem Gemüthe zu ergreifen. Es begreift sich, wiederholte er, aber wir wollen nicht weiter dabei verweilen; ich kenne unsern Freund Nikolai. Stundenlang kann er traurige Geschichten aus Rußland erzählen — stimmt man aber mit ihm darin überein, daß es in seinem Vaterlande höchst traurig aussehe, oder lacht man gar leichtsinnig, wie ihr eben gelacht habt, während ihm das Herz blutet, dann wird er verstimmt und ist gekränkt. — Also stille! Mich aber erinnert die Geschichte Ossyps und seines Gewissens an eine andere aus meinem Leben, die, obwohl ganz anderer Art, mich selbst fühlen lehrte, was das eigentlich ist: das Gewissen.

2.

Das Nessuskleid.

Meine Geschichte, fing er an, datirt aus jener jugendlichen Reisezeit, da ich das nördliche Italien durchlief und Lust hatte, die ganze Halbinsel als irrender Ritter von einundzwanzig Jahren zu durchstreifen, eine Lust, welcher die österreichische Polizei an der Gränze Modena's ihr Ziel steckte. Der erste Akt meiner Geschichte spielt in Venedig.

A la bonne heure! riefen die Freunde — in Venedig!? — der Ort ist gut, der Schauplatz für Abenteurer mit Kennerauge gewählt!

Das meinte ich auch, fuhr er fort; als Oesterreicher mehr mit Novellen à la Bianca Capello als mit Geschichte großgesäugt, bildete ich mir ein, auf Schritt und Tritt den schönsten Abenteuern zu begegnen. Den Dolch, den ich in der Tasche trug, hielt ich nicht für überflüssig. Nur an der Seite glänzender Nobili oder lustiger titianischer Schüler, glaubte ich, könnte man in Venedig durch die Gassen schreiten; vor jedem Fenster hoffte ich auf Lauten und Mandolinen und überall auf allen Apparat hergebrachter Romantik. — Ihr wißt, daß Dem in dem heutigen Venedig nicht mehr so ist. Anstatt jener herrlichen Gesellschaft ging ein langweiliger, viel plaudernder, slavonischer Cicerone an meiner Seite, anstatt der Lauten und Mandolinen hörte ich auf dem Markusplatze österreichische Militärmusik, und die meisten Fenster alter Paläste waren mit Brettern vernagelt oder blickten hohläugig auf die Kanäle herab, oder dienten als Trockenplatz für zerrissene Wäsche. Anstatt in einem Palaste zu wohnen, hauste ich in der schmucklosen Stube der Citta Lubiana, einer höchst ärmlichen Herberge. — Erst nach mehreren Tagen gewöhnte ich mich, in der Pracht des Canale grande, des blauen Himmels, des Meeres am Lido, der Titiane und Veroneſe Ersatz für die verlorene Jugendillusion zu suchen. Am Ende wußte die jugendliche Phantasie selbst die verfallenden Paläste schön zu bevölkern, und nach Kurzem stand das alte Venedig wieder in seiner Märchenhaftigkeit da. Ein Zufall trug zu dieser schnellen Wiederherstellung nicht wenig bei.

An einem und demselben Tage sah ich eine ganze Reihe der allerherrlichsten Frauenköpfe. In der Mittagsstunde, da auf dem Markusplatze den unzähligen Tauben nach alter Sitte ihr Futter gestreut wurde, traten, um das Schauspiel mit anzusehen, auf den Balkon unter dem Orologojo drei Mädchengestalten heraus, die schöner waren als die drei Grazien, und die sich anmuthig über uns Barbaren, mich und mehrere Wiener Studenten, die wir geblendet von ihrem Glanze hinaufstarrten, lustig machten. In der Galerie Barbarigo, die wir darauf besuchten, fanden wir

keine Venus und keine Nymphe so schön, wie die Horen unter dem Orologojo. — Auf dem Rückwege, da wir in die Kirche Ai Frari traten, waren wieder Horen und Grazien und Venus und Nymphen vergessen, denn da kniete an einem Betstuhl eine christliche Heilige, die das ganze Heidenthum siegreich überstrahlte. Wir schwuren, daß es auf Erden nichts Schöneres geben könnte, als diese Betende, und den Bewundernden wäre das Licht der Sonne gesunken, wenn sie nicht den schwarzen Schleier vorgeschoben, in Gesellschaft einer brummigen Alten, hinter der Kirche verschwunden wäre. Wir sollten bald erfahren, daß wir falsch geschworen hatten. Denn als wir in unserer offenen Gondel weiter fuhren und noch von den langen Wimpern, dem dunkeln, dicken Haar, dem göttlichen Fuß, der himmlischen Hand 2c. 2c. zu schwärmen wußten und uns in exzentrischen Superlativen überboten, rief, da wir eben in der Nähe der Piazza San Zacharia ankamen, einer unserer Reisegefährten: „Gewiß, heute ist der Teufel los!" — Wir folgten seinem Blicke, und aus einem jener Paläste, die sich melancholisch über den Kanal beugen, deren Fenster zur Hälfte verrammelt, deren Säulchen verstümmelt, deren Kanaltreppe zerbrochen ist, blickte ein Weib — meine Herren — ein Weib! Basta! sie war schöner als alle lebenden und gemalten, die wir an diesem höchst aufregenden Tage gesehen hatten. Ich war froh, daß die Nacht heranbrach, die heute nichts mehr zu sehen gestattete, auf daß dieses Bild nicht aus der Seele verdrängt werde. Der Tag war taktvoll wie ein Kapellmeister, der nach einer Beethovenschen Sinfonie den Taktstock hinlegt und nichts mehr folgen läßt.

Auf dem Markusplatze erwarteten uns mehrere Bekannte, unter diesen ein junger Maler aus Wien, die uns hier ein Rendezvous gegeben hatten, um uns hinter den Prokuratien in eine Kneipe zu führen, wo wir venetianisches Volksleben kennen lernen sollten. In dieser Kneipe ging es bei Käse, Salami und schwarzem Wein in der That lebendig genug her. Der Maler machte mich auf die Physiognomie, die Bewegungen, die Gruppen, auf die Reste malerischen Kostüms aufmerksam — aber ich sah nur

mit zerstreutem Auge. Er bemerkte das und fragte nach der Ursache meiner Zerstreuung.

Mein Freund, sagte ich, Sie kommen zu spät. Das Schönste, das Venedig bieten kann, habe ich heute gesehen; nichts ist im Stande, das Bild zu verwischen, das sich mir heute in die Seele geprägt hat.

Aha! — rief er, Sie haben die titianische Himmelfahrt gesehen?

Nichts da von Himmelfahrt! Ich bin verliebt, und damit beginnt wahrscheinlich eine Höllenfahrt.

Also nichts Gemaltes, Fleisch und Blut? fragte er weiter.

Sie sind ein Maler, sagte ich, aber Sie sind ein Stümper und bleiben es Ihr Leben lang, wenn Sie mir nicht Auskunft geben können. Denn der Maler, der seit einem halben Jahre in Venedig lebt und die Schönheit, die ich heute gesehen, nicht kennt, ja, der nicht magnetisch von ihr angezogen wird, ohne sie gesehen zu haben, ja, der nicht ein Mißbehagen und ein mysteriöses Drängen fühlt, bis er sie kennen gelernt, der Maler ist und bleibt ein Stümper.

Ich nehme das an, antwortete er, denn ich bin gewiß, die größte Schönheit Venedigs zu kennen. Wo haben Sie sie gesehen?

In dem alten Palaste rechts von der Piazza San Zacharia; er ist ganz venetianischen Styles, sein oberstes Stockwerk ist unbewohnt und verfallen, in der Mitte hat er ein großes Bogenfenster mit Säulchen von istrianischem Marmor; die schwarzmarmornen Treppen am Kanale gehen aus den Fugen. Ich ziehe es vor, Ihnen ihr Haus zu beschreiben, sie selbst ist unbeschreiblich.

Ohne mir zu antworten, nahm der Maler seinen Hut, reichte mir den meinen, faßte mich am Arm und führte mich fort durch mehrere Gassen in sein Haus und Atelier. Er leitete mich in der Dunkelheit an ein Sopha, auf das ich mich setzen mußte. In der entgegengesetzten Ecke zündete er zwei Lampen an. Dann ging er, jede in einer Hand tragend, vorwärts, stellte sich hinter die Staffelei und schob plötzlich mit ausgestreckten Armen die beiden

Lampen vor, so daß ihr ganzer Schimmer auf ein Bild fiel, das mich plötzlich, wie aus der Nacht geboren, mit unendlichem Liebreiz anlächelte. Sie war es! Es war mir, als sähe ich in den Faustusspiegel. Vor Ueberraschung sprang ich auf und auf das Bild zu; aber unfertig und farbenfrisch, wie es war, verschwammen mir die holden Züge in der Nähe, so daß ich mich wieder zurückziehen mußte, wie sehr es mich auch anlockte, es so nahe als möglich zu betrachten, es mit meinem Hauche zu berühren. Auch wollte es der Maler nur aus der Ferne sehen lassen und zog jedes Mal, wenn ich mich näherte, die Lampen hinter die Leinwand zurück, daß mir das Bild in Nacht verschwand. Am Ende wurde ich gezwungen, mich auf dem Sopha ruhig zu halten. Aber es war mir, als lägen Meilen zwischen mir und dem herrlichen Angesichte; es war mir wie ein Traum, in dem man das Schönste vor Augen sieht und es mit den ausgestreckten Armen nicht erreichen kann. — Trotz diesem tiefen Eindruck mußte ich dem Maler sagen (ich glaubte es dem Original schuldig zu sein), daß das Bild bei Weitem die Schönheit von der Piazza San Zacharia nicht erreiche. Er entschuldigte sich damit, daß das Bild kaum angefangen sei, und daß er es nur nach Hause genommen habe, um in Mußestunden an einigen Nebensachen zu arbeiten. — In wenigen Tagen, sagte er, sollen Sie mir gerechter werden, denn morgen fangen die Sitzungen wieder an.

Sie kömmt zu ihnen? fragte ich hastig.

Nein, lächelte er, aber ich gehe zu ihr.

Was seid ihr doch glücklich, ihr Maler! rief ich: — ihr seid die Oberschatzmeister der Schönheit und habt offenen Zutritt zum Schatze.

Ja wohl, erwiderte er, aber der Schatz ist nicht unser, wie er gewöhnlich dem Schatzmeister nicht gehört.

Ich wollte ihn bitten, mich, wenn es möglich, zu ihr zu führen, aber ich hatte nicht den Muth, die Bitte so geradezu auszusprechen. Ich fing allerlei Gespräche an, um ihn selbst auf den Gedanken zu bringen, und das war nicht schwer.

Sie möchten wohl, sagte er endlich, während ich mich aufs Neue in Betrachtung des Bildes vertiefte, — Sie möchten wohl Zanetta gern persönlich kennen lernen?

Sie heißt Zanetta?

Zanetta, auch die schöne Zanetta. Aber Sie antworten mir nicht!

Bedarf's da einer Antwort? fragte ich.

Wohl, sagte er, ich werde morgen mein Möglichstes thun und Ihnen Abends sagen, ob sie Sie empfangen will.

Um diese große Dienstbereitwilligkeit des Malers zu begreifen, muß man wissen, daß er in Wien mit der Tochter einer mir nahe befreundeten Familie in sehr intimen Verhältnissen stand und daß er diese nach seiner Rückkehr aus Italien heirathen sollte. Es lag ihm daran, mir zu zeigen, daß er Zanetta gegenüber ohne Eifersucht, also auch ohne Liebe, und daß sein Verhältniß zu ihr nur das des Malers zu einer außergewöhnlichen Schönheit und eine bloße gute Bekanntschaft sei.

Ich begriff das schnell und sah ein, daß er in seiner Dienstwilligkeit ganz offen und ohne Rückhalt sein werde.

Aber, fuhr ich fort, Sie haben mir noch nicht gesagt, wer eigentlich Zanetta ist!

Es wäre vielleicht besser, antwortete der Maler, wenn Sie sich damit begnügten, sie schön zu wissen, und nicht weiter fragten. Gebe ich Ihnen ganze und rückhaltslose Antwort, dann wird Ihr Eifer, sie kennen zu lernen, vielleicht etwas erkalten.

Wiewohl mich die Worte etwas erschreckten, so machten sie mich doch desto neugieriger, und ich bat ihn, mir Alles zu sagen.

Zanetta, sagte er mit einem trockenen Seufzer, ist die Geliebte, oder gute Freundin, oder was Sie wollen, eines reichen polnischen Grafen Zalesky.

Ich sah ihn starr vor Schrecken an.

Sie sehen, fuhr er fort, daß man manches Schönste nicht in der Nähe betrachten darf. Indessen fühle ich mich verpflichtet, hinzuzufügen, daß sie trotzdem neben ihrer Schönheit eines der

liebenswürdigsten Geschöpfe der Erde ist und daß sie Eigenschaften des Herzens und des Geistes besitzt, die ihre Stellung vergessen machen. Auch das Häßliche dieser Stellung kann, wenn man die hiesigen Verhältnisse kennt, gemildert erscheinen. Zanetta ist die Tochter einer jener zahlreichen Nobile-Familien, die heute so tief herabgekommen sind, daß sie von österreichischen Gnadengehalten leben müssen. Die Regierung kauft ihnen ihre ehemaligen Herrlichkeiten ab mit einem Zwanziger per Kopf täglich. Die Töchter dieser Familien haben eine sehr traurige Stellung; die alten Vorurtheile, die sie gern vergessen möchten, haben sich beim Bürger mächtiger erhalten als bei den Adeligen, und Ersterer ist mehr schuld an der fortbestehenden Trennung als die Letzteren. Der Adel der anderen österreichischen Provinzen hält den besiegten venetianischen Patrizier nicht für seines Gleichen. So stehen die armen jungen Mädchen von Allen verlassen da, und in ihrer Kaste hat sich im Laufe der Zeit eine Art Duldung für gewisse Halbehen ausgebildet, die fast zur Sitte geworden und eine Stellung wie die Zanetta's gar nicht mehr ehrlos erscheinen läßt. Bei Zanetta ist das um so weniger der Fall, als ihr Geliebter oder „Marito" von hohem Adel ist und sich ihre Familie so weniger zu vergeben glaubt. Man nennt das hier Ehen an der linken Hand, obwohl kein Priester etwas dabei zu schaffen hat. Zanettas Familie ist stolz darauf, daß ihr Sprößling nicht, wie andere Signorite, die mit reichen Kaufmannssöhnen in Verhältnissen stehen, eine Mesalliance gemacht hat, und man kann sagen, daß die Stadt die Sache fast so betrachtet, wie die Familie.

Sie sind sehr gütig, sagte ich, gezwungen lächelnd, Zanetta entschuldigen zu wollen. Ich habe sie nur im Fluge gesehen, und was mich an ihr interessirt, ist ihre Schönheit; indessen ist es ein schönes, sehr menschliches und sehr künstlerisches Gefühl, das uns treibt, ein Wesen, welches uns äußerlich so vollkommen erscheint, auch von inneren Flecken so viel als möglich zu reinigen. Ich aber klage überhaupt Niemanden an, bevor ich ihn kenne, ihn, seine Vergangenheit, seine Umgebung, seine Bildung und

Lebensansichten. Also, lieber Freund, geben Sie sich keine Mühe. Sagen Sie mir nur, wer der Mann oder Marito ist.

Wie ich Ihnen schon sagte, ein polnischer Graf Zalesky (so wollen wir ihn nennen), der sich in früher Jugend als Revolutionär kompromittirte, in Spielberg gefangen saß und später begnadigt nach Venedig verbannt wurde. Er darf die Inselstadt nur mit besonderer Erlaubniß der Regierung verlassen, um Reisen zu machen. Sie wird ihm jedes Jahr auf einige Monate gegeben — so ist er auch jetzt seit längerer Zeit abwesend, und ich habe ihn nie zu Gesichte bekommen. Bei seiner Rückkunft soll er mit diesem Bilde überrascht werden, — welcher Umstand mir die Bekanntschaft Zanetta's, die ich lange begehrt, verschafft hat.

Sie liebt ihn also?

Bah! wer kann das wissen! Sie sagte mir, das Bild sei dem „guten Grafen", dem Wohlthäter ihrer Familie, bestimmt. Schließen Sie aus diesen Worten, was Sie wollen.

Ich schließe gar nichts; ich weiß nur, daß ich die schönen Mädchen hasse, die sich für die Wohlthäter ihrer Familie malen lassen.

Ich soll Sie also nicht anmelden? fragte der Maler boshaft.

Leben Sie wohl, gute Nacht! Was kümmert mich Zanetta's Geschichte? Ich will nur ein Meisterstück der Schöpfung noch einmal in der Nähe sehen.

Der Maler lachte noch, als ich die Thür schon hinter mir zugeschlagen hatte.

Der folgende Tag verging mir schneller, als ich gehofft hatte. Aufregungen, wie sie durch bloßen Anblick und Gespräch entstehen, werden leicht durch einen guten Schlaf beruhigt, und mit der Ausdauer des gewissenhaften Reisenden fuhr ich fort, Galerieen, Kirchen, Paläste zu betrachten. Als ich am Abend wieder dem Maler begegnete und er mir mittheilte, daß er mich angemeldet und daß wir Zanetta, so es uns beliebte, augenblicklich besuchen könnten, fühlte ich mich ruhig genug, um ihm als höflicher Mann und kühler Verehrer und nicht als strohfeuriger

Enthusiast folgen zu können. Wir stiegen nicht an der Kanaltreppe, sondern auf der entgegengesetzten Inselseite aus der Gondel und mußten ein kleines, enges Gäßchen durchschreiten, um an den Haupteingang des alten Palastes zu gelangen. Er breitete dem Gäßchen zwei Arme entgegen, die ein hohes Gitter verband, welches, wie man im Mondschein sehen konnte, ehemals an den Spitzen und obersten Verzierungen vergoldet gewesen war. An den Säulen zwischen den Gitterflügeln hingen große eiserne Ringe, die einst Fackeln getragen, und streckten sich Pechkörbe an langen Armen hervor. Aber Säulen, Gitter, Ringe, Körbe, so wie die kleinen Steinbilder auf den Säulen waren verrostet, zerbrochen, verfallen. Im Hofe war das Quaderpflaster theils eingesunken, theils ganz verschwunden und fast ganz von hervorwucherndem Grase bedeckt. Sämmtliche Fenster der Seitenflügel waren mit Brettern verschlagen; nur aus dem Mittelgebäude blickten im Mondschein einige ganze Glasscheiben. Im Hintergrunde schloß sich der Hof an eine Halle mit zahlreichen Säulen, deren Füße vom Mondschein beleuchtet waren, während sich ihre Kapitäle in Nacht verloren.

Hier machte mein Führer Halt und klatschte mehrere Mal in die Hände. Bald erschien auf der Höhe der Treppe eine Alte mit einer Lampe in der Hand. Bei dem spärlichen Lichte erkannte ich ein Vestibule, das ehemals prächtig gewesen sein mochte, nun aber einförmig und ärmlich mit Kalk überstrichen war. Hier und da blickte, um Zeugniß von der entschwundenen Pracht zu geben, ein gemalter Fuß, eine nackte Schulter, ein Arm mit Goldschmuck hervor. Die hohe gewölbte Decke blieb in Nacht und Spinngewebe versteckt. Die Treppe, auf der wir dem Licht entgegen stiegen, schien jünger als der Palast; denn ihre ganze Form, so wie das eiserne Gitter trugen alle Merkmale des Bausstyles aus dem Zeitalter Ludwigs XV.

Die Alte öffnete eine Thür, und wir traten in einen großen hohen Saal, der so spärlich beleuchtet war, daß sich nichts erkennen ließ. Der Maler nahm mich am Arm und führte mich

einem Winkel zu, aus dem uns Lampenschein entgegenkam. Dort lag Zanetta auf einem niedrigen Sopha; die Lampe stand ihr zu Häupten und beleuchtete ihr herrliches Gesicht, während die hingegossene Gestalt von Schatten in dichte Schleier gehüllt war. Erst in der Nähe erkannte ich, daß bereits drei junge und für Venedig elegante Männer auf niedrigen Stühlen oder vielmehr Schemeln ihr gegenüber saßen. Zanetta bewillkommte mich mit vieler Freundlichkeit und wies mir einen Schemel ihr zu Füßen an. Ich beeilte mich, ihrer Einladung nachzukommen; denn bei der Begrüßung hatte sie sich halb erhoben, und ihr Gesicht war im Schatten ganz unsichtbar geworden. Ich wünschte, daß sie sich bald wieder hinlege, daß ich es mit Muße betrachten könne. Dieser Wunsch wurde mir erfüllt, da der Maler mit voller Vertraulichkeit zu ihr hintrat und sie wieder in die frühere Lage sanft zurückdrückte. Wohl empfindend, welch ein Unglück es sei, sich in ein solches Weib zu verlieben, hatte ich mir auf dem Wege in den Palast vorgenommen, sie als bloßer Beschauer zu betrachten, wie man ein schönes Bild betrachtet, und nachdem die ersten Begrüßungsformeln, die Antworten auf das gewöhnliche Woher und Wohin? und wie lange der Aufenthalt? und die wohlgemeinten Ausrufe über die Reize der Lagunenstadt vorüber waren, machte ich mich bereit, meinem Vorhaben so ruhig als möglich nachzukommen. Ich rückte meinen Schemel so, daß ich Zanettas Gesicht mit größerer Bequemlichkeit sehen konnte, und da mich jene täuschende Ruhe überkam, die man beim Anblicke vollendeter Schönheit empfindet, bildete ich mir ein, daß ich meinen Vorsatz mit ehrenwerther Charakterstärke durchführe. Nur der Ungewohntheit solchen Genusses schrieb ich es zu, daß ich beim Wohllaut ihrer Stimme, die mit der Holdseligkeit des ganzen Wesens so sehr übereinstimmte, daß ich bei jeder ihrer Bewegungen, bei jedem Blicke, der mich traf, leise erzitterte. Ich bemerkte nicht, wie ich mich in den Anblick Zanetta's so sehr vertieft hatte, daß ich halb und halb jede von Zanetta's Bewegungen nachahmte, daß mein Gesicht unwillkürlich den Ausdruck

ihres Gesichtes annahm und daß ich, so beschäftigt, endlich mehr als eine halbe Stunde da gesessen hatte, ohne ein Wort zu sprechen.

Glücklicher Weise wurde das von den drei jungen Herren und, wie es schien, auch von Zanetta nicht bemerkt, da sie das Gespräch, das unser Eintritt unterbrochen hatte, wieder lebhaft fortsetzten. Zanetta kümmerte sich nicht um den schweigsamen Gast oder, was ich aus einem unterdrückten Lächeln schließen mußte, wollte ihn in seiner tiefen, schmeichelhaften Betrachtung nicht stören. Der älteste unter den Besuchern, ein ziemlich gesetzter Mann, von zuvorkommenden Manieren, glaubte die Unachtsamkeit der Wirthin gut machen zu müssen und wandte sich mit allerlei Fragen zu mir, die ich nur kurz beantwortete. Abgeschreckt, kehrte er sich zum Maler und sagte: „Ihr Freund scheint sich im Italienischen genirt zu fühlen."

Nicht, daß ich wüßte, antwortete dieser.

Zanetta lächelte, als ob sie sagen wollte: Ich verstehe dieses Schweigen besser. Aber sie begnügte sich mit diesem Lächeln nicht und sagte zum Maler: Der Signor Forestiere beurtheilt im Stillen Ihr Talent — er vergleicht mich sehr gewissenhaft mit Ihrem Bilde und findet, daß ich viel schöner bin.

Dem Regen von Komplimenten, der auf diese unumwundene Herausforderung folgte, setzte sie kein Wort der Erwiderung entgegen; immer lächelnd, fuhr sie gegen die drei eleganten Besucher fort: Ich kann Ihnen, Signori, diesen Maler auf das Gewissenhafteste empfehlen, mein kaum angefangenes Bild hat diesen Herrn bewogen, meine Bekanntschaft zu suchen.

Ich merkte, daß der Maler ein wenig geprahlt und die Sache nicht ganz nach der Wahrheit dargestellt hatte. Aber ich merkte auch zugleich aus dem Lächeln Zanettas, daß sie den Künstler so gut durchschaute wie ich, und daß sie sich wohl erinnerte, vor zwei Tagen von mir mit bewundernden Augen angesehen worden zu sein. Die geschmeichelte Eitelkeit ließ mich meine guten Vorsätze vergessen, ich gab die Rolle des Beschauers auf, und den

Schemel näher an das Sopha rückend, mischte ich mich lebhaft, ja, mit einiger Aufregung in das Gespräch und in die Kurmacherei der Anderen. Meine nordische Art mochte ihr neuer gewesen sein, als die der Anderen, denn — ich darf es mit gutem Gewissen behaupten — sie horchte mir mit größerer Aufmerksamkeit als den Anderen zu, und die Hoffnungen, die ich darauf baute, wurden nicht getäuscht; denn beim Abschiede lud sie mich ein, sie während meines kurzen Aufenthaltes, so oft es die venetianischen Sehenswürdigkeiten erlaubten, zu besuchen.

Es gibt keine größere, als du selber bist, dachte ich bei mir, und bat sie, schon morgen Abend wiederkommen zu dürfen. Mit einem anmuthigen Lächeln wurde mir das gewährt, und wir gingen.

Wie es die Art Derer ist, die uns in ein Haus einführen, glaubte mir der Maler schon auf der Treppe versichern zu müssen, daß ich auf Signora Zanetta keinen ungünstigen Eindruck gemacht, obwohl ich mich zu Anfang ganz ungeschickt, wie er meinte, deutsch unbeholfen benommen hätte. Ich antwortete ihm nur mit enthusiastischen Ausrufungen über Zanettas Schönheit, und so ehrlich waren diese gemeint, daß ich mich und meine Unbeholfenheit ganz vergaß. Wieder, da er meine Aufregung sah, hielt es mein Freund für Pflicht, mir als Einer, der Zanetta's Charakter wohl kannte, zu versichern, daß man auch auf den besten Eindruck keine Hoffnungen, welcher Art sie immer seien, bauen dürfe. Er habe bei Vielen die Erfahrung gemacht, daß solche Hoffnungen eitel seien. Zanetta, meinte er, verdiene den Ruf, dessen sie sich in ganz Venedig erfreue. Bei ihrer in der That phänomenalen Schönheit sei es kein Wunder, daß sie von Hofmachern und verliebten Leuten umdrängt sei, aber sie alle zögen sich nach einiger Zeit zurück, und es sei bis jetzt noch Keiner so eitel gewesen, sich eines Vorzuges zu rühmen. Er, der Maler, glaube zwar nicht, daß es die Liebe zum polnischen Grafen sei, was Zanettas Tugend aufrecht halte; aber, sei es nun, was es sei, sei es Klugheit oder Kälte, die Sachen verhalten sich so, wie er sie darstelle. Er, der

Maler, glaube, daß Zanetta, das Kind eines adeligen Hauses, ihre geduldete Halbehe durch ihre Haltung gewisser Maßen sanktioniren und ihre Stellung dadurch so ehrenwerth als möglich machen wolle.

Ich gestehe, daß ich dieser Auseinandersetzung nur mit halbem Ohre gefolgt bin, und ferner gestehe ich, daß mich alle venetianischen Kunstwerke, historischen Erinnerungen, malerischen Ansichten am Morgen nach diesem Besuche sehr gelangweilt haben und daß ich den Nachmittag, wo ich Zanetta wieder, und dieses Mal allein, besuchen wollte, kaum erwarten konnte.

Um die dritte Stunde fuhr ich dahin. Der Saal, in welchem sie mich empfing, war in ein Atelier verwandelt. Die beiden Seitenfenster waren ganz, das mittlere und größte nur halb verhängt. Ein ruhiges Licht ergoß sich von oben herab und tauchte die Gegenstände und die Bewohnerin in einen schönen Frieden, der sich dem Eintretenden auf angenehme Weise mittheilte. Der Eintretende brauchte das, denn mit Herzklopfen war ich die Treppe hinauf geeilt.

Der Aufenthalt Zanetta's hatte nichts von Dem, was wir bei den Appartements der Geliebten reicher Grafen voraussetzen. Nirgends kleinlicher Putz oder Luxus, ausgenommen der an Decke, Wänden, Spiegelrahmen, Fensterverzierung aus alter Zeit übrig geblieben war. Der Saal war der Prunksaal der ehemaligen Besitzer des Palastes gewesen. Die Säulchen an den Fenstern waren nach innen in schlanke Statuetten verwandelt, die anstatt der Kapitäle Blumenkörbe trugen, aus denen sich Gewinde aller Art emporschwangen und zur Decke hinauf liefen, wo sie sich mit neuerer Stukkaturarbeit in Eines verflochten. Die Seitenwände bedeckten bemalte Leinwandtapeten, die von altem, geschnitztem Eichenholz umrahmt waren. Von demselben Holze und in demselben venetianisch byzantinischen Style geschnitzt war dem Balkon gegenüber die Hauptthür, welche, da die eisernen Angeln zerbrochen, mit ledernen Riemen an den breiten, dunklen Pfosten befestigt waren. Wie die Thür trug der ganze Saal die Merk-

male des Verfalles. Die Holzschnitzereien waren verstümmelt, die Vergoldungen um den wandhohen Spiegel verwischt, der Spiegel selbst mehr als zur Hälfte erblindet, die Tapetenmalereien verstaubt, hier und da durchlöchert oder fadenscheinig. Die Löcher und Vertiefungen im Estrich suchte ein Teppich vergebens zu verdecken. Dieser Teppich war wohl das Luxuriöseste in Zanettas Hausrath, der sich aus jenem niedrigen Sopha, auf dem sie zu liegen pflegte, aus einigen niedrigen Stühlen und einem an die Wand befestigten Tische von braunem Holz zusammensetzte.

Auf diesem höchst einfachen Schauplatze entwickelte sich und spielte sich im Laufe der nächsten vierzehn Tage eine Art von Idylle ab, mit deren Einzelheiten ich euch, als meine Freunde, verschonen will — eine Idylle, so moralisch, so unschuldig, wie sie einem guten Buche für sechzehnjährige Töchter gebildeter Herkunft Ehre machen würde. Allerdings müßten in diesem Buche die Wünsche, Hoffnungen, Regungen meines Innern weise verschwiegen werden. Diese abgerechnet, lebten wir wie Paul und Virginie — ganz im Widerspruche mit dem Schauplatze, mit Venedig, von dem ihr euch so viel versprochen habt. Daß mir Zanetta im Laufe der Tage erlaubt hat, mich auf den Teppich zu ihren Füßen zu legen, während sie selbst auf ihrem Sopha italienisch träg ausruhte — daß ich ihr in dieser Stellung, den Kopf ans Sopha gelehnt, Geschichten erzählte, Späße vormachte, manchmal einen Seufzer wagte und oftmals die Hand küßte, wird man nur natürlich, dem Alter und der Lage angemessen und nicht im Geringsten übertrieben finden. Und die Stunden und halben Tage, die mir so vergingen, gehörten noch zu den angenehmsten — trauriger war es, wenn Zanetta, wie sie es besonders liebte, sich in einen Winkel des Saales kauerte und ich, vor ihr stehend, von fremden Ländern und Menschen und dergleichen erzählen mußte. Sie sah dann einer kleinen, im Gebüsche lauernden Tigerkatze nicht unähnlich. Ihre Augen brannten aus der Tiefe herauf, wie zwei konsolidirte Irrlichter; die nur lose umgehängten Kleidungsstücke fielen dann von der Schulter,

die sich vergebens bemühte, sie oben zu erhalten, und unter den Bemühungen noch mehr enthüllte als verbarg; ihr Mund, mit den herrlichen, weißen Zähnen, lachte dann und schien jeden Augenblick zu einer tigerhaften That bereit. Und ich mußte aufrecht vor ihr stehen — denn wenn ich mich zu ihrer Lage bequemte und mich auch hinkauerte, wurde ich ausgelacht, und wenn ich, mit weniger Ueberlegung, hinstürzte und sie an beiden Schultern faßte, wurde ich mit einem einfachen „St!" zur Ruhe verwiesen, und ich hielt mich ruhig.

Man glaubt es nicht, bis zu welchem Grade der Mensch, respektive der Mann zum Sklaven geboren ist. Aber manchmal empört sich der Sklave; er stellt plötzlich das Hofmachen ein, er wirft sich auf den Teppich oder aufs Sopha und gibt sich einer vollkommenen Unthätigkeit hin; er brummt die Melodie einer italienischen Oper durch die Zähne, er grollt. So lag ich eines Tages da und führte meine Rolle mit großer Charakterstärke durch. Der Maler kam und malte und ging. Zanetta fragte Das und Jenes und bekam kurze Antworten; sie ging ins Nebenzimmer und kam geputzt und schön wie ein Engel zurück. Sie bat mich, ihr einen kleinen Spiegel zu halten, da sie noch etwas an ihrer Coiffure zu vollenden hatte; ich that es und brummte ihr Lieblingslied: O pescator dell' onda weiter und fand die Coiffure, da ich um meine Meinung gefragt wurde, gar nicht übel. Da nahm mir Zanetta den Spiegel aus der Hand und warf ihn hin; dann schob sie ihre Finger in meine Haare, knieete zu mir hin und fragte, ob wir nicht endlich diesen Abend unsere Gondelfahrt machen wollten. Ich sprang auf, ich schlang meinen Arm um ihren Hals, und trotz ihrem fürchterlichen „St!" drückte ich einen Kuß auf ihre Stirn und eilte fort, die Gondel zu bestellen.

Seit vielen Tagen hatte ich bei ihr um eine abendliche Gondelfahrt petitionirt und immer umsonst. Eine solche Fahrt im Mondschein, den Kanal Grande entlang, dann hinaus auf den Lido, schien mir das Höchste — endlich hatte ich es erreicht. Mondbeglänzte Zaubernacht lag bereits auf Venedig, als meine

Gondel vor den alten Treppen des Palastes erschien; mit Mühe that die Alte das Thor auf, und ich eilte hinauf, um Zanetta abzuholen. Sie erwartete mich bereits, den herrlichen Kopf in einen schwarzen italienischen Schleier gehüllt. Mit triumphirendem Herzen führte ich sie hinab und in die Gondel. Sie erlaubte nicht, daß die schwarze Decke abgehoben werde, und ich war es zufrieden. Sie streckte sich auf die eine Bank hin und wies mir die andere als Lager an; ich wollte mich in die Mitte und auf den Boden der Gondel legen, aber sie erlaubte es nicht; das störe das Gleichgewicht und verhindere eine angenehme Fahrt. Ich mußte mich damit begnügen, daß sie mir von Zeit zu Zeit die Hand entgegenstreckte und daß ich ihre melodische Stimme hörte, da sie, wie sie sagte, meinen Cicerone machen wollte und mir die Namen der Paläste nannte, an denen wir vorüberfuhren. Ich knirschte mit den Zähnen und sagte ihr endlich, daß ich die Fahrt höchst langweilig finde, die so entzückend sein könnte, wenn ich sie an der Seite einer Geliebten oder nur eines empfindenden Wesens machte.

Ich bin aber nicht deine Geliebte, sagte sie ruhig, sondern die Geliebte eines Anderen; du weißt es.

Ich weiß es!

Also warum die Vorwürfe? Als du mich kennen lerntest, wußtest du, welche Bekanntschaft du machtest. Und was das „empfindende Wesen" betrifft, fügte sie halb ironisch hinzu, so werde ich mich hüten, es zu sein mit einem zwanzigjährigen Jungen, der zufällig durch Venedig läuft und wieder in der Welt verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Du hast Recht, Zanetta! sagte ich mit einem Seufzer und schwieg. Auch sie versank in Schweigen, das sie manchmal mit Nennung der Insel oder eines Palastes, an denen wir vorüberfuhren, zu unterbrechen suchte; und endlich gab sie das auf, und in unserer Gondel war es still wie in einem Sarge, und so still fuhr sie noch eine Stunde lang dahin. Es war Mitternacht, als wir wieder an der Treppe anlegten; sie reichte mir schweigend

die Hand und verschwand im Dunkel des alten Palastes. Ich fuhr weiter bis an die Riva der Slavonen.

Um eine große Enttäuschung reicher, warf ich mich ins Bett, wohl fühlend, daß ein Entschluß gefaßt werden müsse, und ich faßte ihn. Noch einmal wollte ich Zanetta sehen und dann die Stadt verlassen. Mit diesem Entschlusse bewaffnet, trat ich am anderen Tage vor sie. Ich hatte wenig oder vielleicht gar nicht geschlafen und sah wohl sehr blaß und müde aus.

Armer Junge! sagte Zanetta gleich bei meinem Eintreten, indem sie die Hand auf meinen Kopf legte: wie seine Stirn brennt, wie er blaß ist!

Signora! sagte ich, ich bin Ihres Mitleids müde und komme, um Abschied zu nehmen.

Gewiß? fragte sie rasch.

Gewiß, Signora, so gewiß, als ich nicht mehr Willens bin, mich ferner plagen zu lassen.

Mein Freund, erwiderte sie, du bist müde, dich länger plagen zu lassen! Siehst du, eben so gibt es Männer, die leicht des Glückes müde werden. Kann ich wissen, ob du zu diesen gehörst oder nicht? Meiner und des Glückes, das ich dir bieten kann, solltest du nicht müde werden, dazu bist du mir in diesen Tagen zu lieb geworden. Ewig frisch und ungetrübt, ungeschwächt durch Wiederholung soll in dir die Erinnerung an das Glück leben, das ich dir geben kann. Ist es gewiß, daß du reisest?

Gewiß!

Und wann? fragte sie hastig weiter.

Morgen, mit dem Frühesten.

Dein Wort, daß du den Entschluß nicht mehr änderst, was ich dir auch immer sagen werde.

Ich zauderte; sie drang in mich, indem sie mir die Hand entgegen hielt: Gib mir dein Wort!

Mein Wort! rief ich und schlug ein.

So geh jetzt fort, mein Freund, denn ich erwarte Besuche — aber komme heute Abend wieder.

Wie ich den Tag verbracht, welche Gassen ich durchrannt, wie ich meine Sachen gepackt, wie ich die Barke bestellt, die mich am anderen Morgen nach Mestre bringen sollte — ich weiß es nicht. Die Barke bestellte ich in die Nähe der Piazza San Zacharia und übergab ihr meine kleinen Reise-Habseligkeiten.

Die Sonne war noch nicht ganz ins Meer getaucht, als ich in Zanetta's Saal trat; sie war nie so schön gewesen als an jenem Abend, in jener Nacht. —

Am Morgen sprang ich in die Barke. „Nach Mestre!" rief ich, und Zanetta, die auf dem Balkon stand, konnte es hören. Ich warf mich der Länge nach hin und schloß die Augen und wollte keinen Stein mehr sehen von der herrlichen Stadt, aus der ich scheiden mußte, nachdem ich in ihr so viel Glück gefunden. Eine süße Betäubung bemächtigte sich meiner, und die Bilder der entschwundenen Nacht zogen reihenweise, doch traumhaft an mir vorüber.

Die Sonne stand schon hoch, als wir auf der offenen Lagune hinfuhren. Ich öffnete die Augen und sah das feste Land vor mir liegen — hinter mir im Morgenduft, traumhaft, verschwommen, lag Venedig. Es war mir, als führe ich aus einem schönen Traume hinaus in die Wirklichkeit; als wäre ich mit dem süßen Gefühl der Müdigkeit in meinen Gliedern gar nicht mehr gemacht, in diesen wirklichen Welten umher zu wandeln, und als ob etwas geschehen müßte, was mich wieder fähig mache, auf reellem Boden hinzuwandern. Ich sprang auf, warf die Kleider ab und stürzte mich in die frische, noch im Morgenhauch dampfende Fluth. Eine Strecke weit schwamm ich neben der Barke einher; dann stieg ich wieder ein wie neu geboren, und als wir in Mestre landeten, schwang ich meinen Wanderstab, und mit dem gesunden Gefühl der Jugend und dem dankbaren für erlebtes Glück wanderte ich in den Morgen und in die schöne Welt hinein, den stillen Wellen der Brenta entgegen. An der Brenta stehen viele, viele prächtige Landhäuser, die meistens den Nobili's von Venedig gehört haben und jetzt wie ihre Paläste in der

Stadt verfallen. Vor ihren prächtigen Portalen fließt die Brenta, hinter ihnen dehnen sich große, weite Parks und Gärten mit unendlichen Alleen, mit verwilderten Taxusgängen, mit dichtem Gebüsch und unzähligen Statuen, die meist vom Sockel gesunken, von vielen todten Herbsten bedeckt sind. In einen solchen Park trat ich, ließ mir vom Besitzer ein Glas Wein vorsetzen, und da saß ich Stunden und Stunden lang und prägte mir, was ich erlebt hatte, tief in die Seele. Nach diesem erkenne ich mich selber kaum, wenn ich mich nur einige Wochen später, an einem regnerischen unangenehmen Oktober-Morgen in der guten Stadt Regensburg wieder finde, wie ich, einen Aufenthalt von kaum einer Stunde, den Pferdewechsel und die Frühstückszeit benutzend, nach einer durchreisten Nacht als wißbegieriger Jüngling den alten Dom umwandle und mir die Formen altgothischer Kunst fast mit demselben Eifer einzuprägen suche, wie ich mir in jenem Garten an der Brenta andere lebendige, holdbeglückende Formen einzuprägen gesucht hatte. Ich war nicht allein. Ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, von gefälligem, einnehmendem Aeußeren, in elegantem Reise-Kostüm ging neben mir einher. Er hatte im Gasthause gehört, wie ich mich beim Kondukteur erkundigte, ob ich Zeit genug hätte, den Dom zu besehen, und bat mich um die Erlaubniß, sich mir anzuschließen. Er verstand nichts von der gothischen Kunst, aber das Schöne gefiel ihm, und er ließ sich von dem Wenigen, was ich über den Gegenstand wußte, gern mittheilen. Ins Posthaus zurückgekehrt, fanden wir die Pferde noch nicht vorgespannt, und nun lud mich mein Gefährte vom Dome ein, mit ihm voraus zu gehen, die Brücke und mit ihr einen Theil des Schlachtfeldes von Regensburg zu beschauen. In der Vorstadt könnten wir in den Postwagen steigen. So wanderten wir voraus. Nun war es an meinem Gefährten, die Rolle des Cicerone zu übernehmen. Er kannte die Einzelheiten der Schlacht von Regensburg ganz genau, er zeigte mir, und zwar mit einer gewissen Freude, wo und wie die Oesterreicher Fehler gemacht, wo diese gestanden und

von ihren Landsleuten, den Rheinbunds-Truppen, viel mehr als von den Franzosen gelitten haben; er bezeichnete mir genau den Punkt, wo Napoleon verwundet worden und wo die Oesterreicher ihren verhängnißvollen Rückzug begonnen haben, und knüpfte an seine Mittheilungen manche Bemerkung, wie Dieß und Das anders geworden wäre, wenn man Dieß und Das nicht vernachlässigt hätte.

Sie sind Soldat? fragte ich ihn.

Ich war es! antwortete er mit einem Seufzer.

Aber Sie sind kein Deutscher, fuhr ich fort; denn aus allen Ihren Worten spricht sich, wie mir scheint, mehr Sympathie für die Franzosen, als für meine Landsleute aus.

Es ist wahr, ich bin kein Deutscher, antwortete er, doch ist mehr meine Erziehung als Sympathie oder Antipathie Schuld daran, daß meine Worte diese Färbung annehmen. Es ist eine uns Polen anerzogene Schwäche, Napoleon als unseren Freund zu betrachten. Geht doch ein Theil meiner mystischen Landsleute neuerer Zeit so weit, ihn als einen wahren Messias der Welt darstellen zu wollen.

Es freute mich, daß der Pole bei diesen Worten die Achsel zuckte und daß er die scheinbare Freude an dem Siege der Franzosen als eine Folge schlechter vorurtheilsvoller Erziehung darstellte. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, dem an sich schon einnehmenden Manne mein Herz zuzuwenden.

Der Postwagen kam, und wir stiegen ein. Mit meiner einundzwanzigjährigen Polenbegeisterung konnte ich nicht lange an mich halten, und kaum daß wir auf unseren Plätzen saßen, als ich wieder das Thema aufnahm und, davon ausgehend, meine ganze Sympathie für Polen, seine Sache und seine Helden in seinen Busen ausschüttete. Der Pole lächelte mir dankbar zu, gab mir aber auch durch einige Winke, indem er auf den neben uns sitzenden Kapuziner und einen wohlbehäbigen Beamten deutete, zu verstehen, daß wir nicht allein wären und daß dieses Thema nicht in Gesellschaft zu verhandeln sei. Er that es mit

solcher Freundlichkeit, daß ich über die Abwehr meiner Begeisterung nicht im Geringsten beleidigt war, ja, seine Mahnung sogar mit Dankbarkeit hinnahm. Ueberhaupt sprachen sich in seinem ganzen Benehmen neben vieler Milde ein gewisses Maß, eine gewisse lobenswerthe Vorsicht aus, wie sie bei seinen Landsleuten selten sind. Mit Geschick brachte er ein anderes Thema aufs Tapet, daß auch bald die zwei anderen Reisegefährten ins Gespräch verwickelt waren und der Weg bis Amberg unter lebhaften gegenseitigen Mittheilungen schnell zurückgelegt wurde und die Reisegefährten, die uns hier verließen, ihr Bedauern aussprachen, die Reise nicht weiter in dieser Gesellschaft fortsetzen zu können. Wir blieben zusammen, denn unser beider Reiseziel war Böhmen. In Amberg mußten wir mehrere Stunden auf den Postwagen warten, der aus Nürnberg kommen sollte. Ich legte in der Gaststube mein kleines Gepäck ab, und mich selbst streckte ich auf die Ofenbank, um wo möglich den Schlummer, den ich in der letzten Nacht zwischen München und Regensburg verloren hatte, einzuholen. Aber schon nach wenigen Minuten trat der Pole an mich heran und lud mich ein, ihm auf die Stube zu folgen, die er genommen hatte, da ich mich dort besser als in dem lärmenden Saale von der Müdigkeit der Reise werde erholen können. Mit Dank nahm ich die Einladung an und folgte ihm. In der wohnlichen Stube, deren Ofen bei dem naßkalten Wetter bereits eine angenehme Wärme zu athmen anfing, forderte er mich auf, mir auf einem zurechtgestellten Sopha gütlich zu thun und auszuruhen, da er bemerkt habe, daß ich überaus ermüdet, ja, unwohl sei. So war es auch. Die Studenten-Sommertracht, in der ich in den heißen Tagen nach Italien gelaufen war, genügte dem deutschen Herbste nicht mehr, und die letzte Nacht, die ich im Postwagen zugebracht hatte, bewies es mir, indem sie mir eine ziemliche Erkältung anhängte. So gehorchte ich gern meinem Johanniter und legte mich aufs Sopha, das er mir noch mit Hülfe von Kissen und Decken so bequem als möglich zu machen suchte, trotz aller Gegenreden, die ich gegen ein solches

Uebermaß von Güte erhob. A la guerre comme à la guerre! antwortete er — auf Reisen muß man einander helfen. — Aber, lieber Herr, fuhr er fort, Sie haben Fieber; Sie müssen etwas thun, wenn Sie noch heute Ihre Reise fortsetzen wollen.

So sprechend, verließ er das Zimmer und kam bald mit einem großen, eleganten, in russisches Leder gehüllten Reise-Necessär zurück, das er auf den Tisch stellte und aufzuschnallen und aufzuschließen anfing. —

Hier in diesem Kasten, sagte er, habe ich eine ganze Reise-Apotheke. Sie müssen mich nicht auslachen und mich für einen Weichling halten, weil ich wie eine russische Fürstin mit dergleichen Zeug reise. Das Necessär ist das Geschenk einer besorgten Mutter, der ich habe versprechen müssen, es auf allen Reisen mitzuführen. Die gute Mutter! sie hält mich für geborgen, wenn ich die Maschine mit mir habe. Sehen Sie, als ich mich auf diese Reisen begab, habe ich es in Venedig, meinem Wohnort, vergessen — ich konnte nicht ruhen, bis ich es mir per Post habe nachkommen lassen.

Bei dem Worte „Venedig" fuhr ich zusammen — ich richtete mich auf und sah am Reise-Necessär ein gräfliches Wappen. Schreckliche Gedanken fuhren mir durch den Kopf. Gott, dachte ich, wenn dieser mein edler Pfleger Zanetta's Pole wäre! Das mußte ich wissen, wie sehr ich auch fürchtete, in meiner Vermuthung bestärkt zu werden. Das Wappen, sagte ich mit zitternder Stimme, ist mir bekannt; ich bin kein starker Heraldiker, aber ich glaube, es ist ein gräfliches.

Ja, sagte der Pole, ich bin Graf.

Himmel und Hölle! dachte ich, auch Zanetta's Pole ist ein Graf.

Bekannt, fuhr der Graf fort, mag Ihnen das Wappen auch sein; Sie mögen es in Wien oft gesehen haben.

Möglich, sagte ich zitternd, möglich — Sie sind so gütig gegen mich, Herr Graf, daß es natürlich ist, wenn ich Ihren Namen zu wissen wünsche.

Mein Name — sagte er zaudernd, indem er eine Flasche aus dem Necessär zog und ein Gläschen mit ihrem dunklen Inhalt füllte — mein Name ist ... da unterbrach er sich wieder, indem er mit dem Glase an mein Sopha trat ... Da, trinken Sie, und Ihr Fieber wird schnell vergehen.

Ich nahm das Glas, aber meine Hand zitterte, und ich war nicht im Stande, es an die Lippen zu führen. — Vielleicht, wenn du wüßtest, o Graf, woran ich jetzt denke, du würdest mir lieber Borgia-Gift als Arznei reichen.

Als ob er meine Gedanken errathen hätte, sagte er lächelnd: Sie zittern ja, als ob ich Ihnen Gift gäbe; erschrecken Sie nicht, es ist nicht einmal Medizin, sondern guter, uralter Malaga. Ein Gläschen davon wird Sie bald wieder herstellen — probatum est!

Nein! sagte ich, ich trinke nicht eher, als bis ich Ihren Namen weiß — ich will auf Ihr Wohl trinken.

Ah, Pardon, erwiederte er, ich habe vergessen, daß Sie mich nach meinem Namen gefragt haben; ich bin der Graf Raizky!

Auf Ihr Wohl, Graf Raizky; rief ich frohlockend. Ich war gerettet: Zanetta's Pole hieß Graf Zalesky!

Graf Raizky sah mich erstaunt an; mein ganzes Benehmen, besonders mein Jubel, da er seinen Namen nannte, mochten ihm sonderbar erscheinen. Er schüttelte den Kopf und sagte: Ihnen thut Ruhe noth; jetzt wenden Sie sich mit dem Gesichte zur Wand und schlafen Sie.

Ich that, als ob ich gehorchte, aber mit dem Schlafe war es nichts. Ein schwerer Stein war mir vom Herzen gefallen, dennoch ließen mich verschiedene Fragen nicht ruhen. Wie kommt's, daß mehrere polnische Grafen in Venedig hausen? — wie kommt's, daß Graf Raizky dasselbe Alter hatte, wie Graf Zalesky nach den mir gemachten Mittheilungen haben mußte? Wie kommt's, daß beide in Venedig wohnende Polen desselben Alters sich zu derselben Zeit auf der Reise befanden? Mit diesen

Fragen beschäftigt und unter den auf diese Weise aufgeregten Erinnerungen an Venedig, sein schönstes Weib und meine schönste Nacht fiel ich endlich in einen unruhigen Schlaf, in welchem Venedig, Zanetta, der Graf mit dem Glas Malaga in der Hand wie unheimliche Phantasmagorieen vorüber zogen. So glaubte ich noch zu träumen, als ich das schöne venetianische Volkslied „O pescator dell' onda", das Zanetta zu singen pflegte, verschwommen und undeutlich wie Bienensumsen unweit von meinem Lager hörte. Aber ich hatte schon die Augen offen; ich sah mich um und erblickte den Grafen, der am Fenster stand, in Gedanken vertieft in den regnerischen Tag hinausstarrte und zerstreut das Volkslied vor sich hinbrummte. Also noch eine Erinnerung an Zanetta? Sollt' er es doch sein! — Meinetwegen! Ich resignirte mich und nahm mir vor, die Lösung des Räthsels mit Ruhe abzuwarten. Aber dieser Entschluß verging wie Dunst, so bald der Graf bemerkte, daß ich erwacht war, und sich mit den treuherzigen, großen blauen Augen, dem milde lächelnden Gesichte zu mir wandte. Er hatte während meines Schlafes einen Thee bereiten lassen, den er mir nun selbst entgegenbrachte. Er hielt mir mit der einen Hand die Tasse hin, während er mit der anderen meine Stirn anfühlte, ob sie noch heiß war. — O, sagte er mit zufriedenem Gesichte, der Schlaf hat Ihnen wohl gethan; Sie können die Reise ruhig fortsetzen.

Sie haben da ein schönes Lied vor sich hingesummt, sagte ich selbstquälerisch.

Kennen Sie es? fragte er. O, natürlich! man kann nicht drei Tage in Venedig gewesen sein, ohne es hundert Mal gehört zu haben. Und ich — fügte er lächelnd hinzu —, wie oft habe ich es gehört, und von welchen Lippen! O schöne Venezia!

Nach diesem entzückten Ausrufe hielt ich es für besser, nicht weiter zu fragen. Ich stand auf und machte mich zur Reise bereit; denn schon war es Abend geworden, und wir hörten den Nürnberger Postwagen die Straße herunterrollen. Wir stiegen hinab, und nach einer halben Stunde fuhren wir durch kalten

Wind und Regen aus Amberg hinaus den böhmischen Bergen entgegen. Dießmal waren wir allein in einem Coupé; ich aber war von der seit Stunden gehegten Angst, der neben mir sitzende polnische Graf könnte trotz aller Verschiedenheit des Namens der polnische Graf Zanetta's sein, so müde, daß ich mich hütete, das Gespräch eine Wendung nehmen zu lassen, die mich wieder hätte in neuen Zweifel stürzen können. Wir sprachen über gleichgültige Dinge, über Reise-Eindrücke, über die Wiener Gesellschaft, die der Graf kannte, und dergleichen. Bald aber wurde ich schweigsam. Mein leichtes Sommer-Kostüm bewies mir noch heftiger als in der vergangenen Nacht seine Unzulässigkeit; vom Fichtelgebirge wehte der Wind nordisch kalt und machte das Wort auf meinen Lippen erfrieren. Meine Zähne klapperten, und ich drückte mich so tief als möglich in die gepolsterte Ecke. — Meine traurige Lage konnte, trotz der Dunkelheit, dem guten Herzen des Grafen nicht lange verborgen bleiben. Jesus Maria! rief er plötzlich, Sie vergehen ja vor Kälte!

Mit klappernden Zähnen erklärte ich ihm, wie ich es büße, germanischen Herbst in einem Kostüm herauszufordern, das für italienischen Sommer berechnet war.

Graf Raizky lächelte zwar über meinen studentenhaften Leichtsinn, meinte aber doch sehr ernsthaft, daß das nicht so bleiben könne und daß auf der nächsten Station geholfen werden müsse. Glücklicher Weise kamen wir bald im nächsten Posthause an. Noch bevor der Wagen anhielt, war der Graf schon hinabgesprungen.

Wie lange halten wir hier? fragte er den Kondukteur.

So lange als nöthig, um die Pferde zu wechseln.

Könnte ich nicht indessen einen Koffer abpacken und öffnen lassen? fragte der Graf.

Unmöglich! rief der Kondukteur — das würde uns zu lange aufhalten.

Der Graf nahm ihn am Arm, führte ihn bei Seite, und nachdem er ihm einige Worte ins Ohr geflüstert, griff er in

die Tasche und drückte ihm eine Hand voll baierischen Silbers in die Hand. Der Kondukteur sah ihn erstaunt an, rief den Hausknecht und befahl ihm, den Koffer abzupacken, den ihm der Herr Passagier anzeigen werde. Schnell kletterte der Graf mit dem Hausknecht auf den Wagen, schnallte mit ihm die lederne Decke los und half ihm aus dem Gros des Gepäckes einen großen, schwarzen Koffer herausziehen. Er wurde herabgelassen, und der Graf selbst trug ihn mit Hülfe des Hausknechtes durch den strömenden Regen unter die Wagenremise, wo er ihn beim Licht der Stalllaterne auszupacken und zu durchwühlen begann. Ich folgte ihm, um zu helfen. Was suchen Sie so eifrig? fragte ich.

Es muß sich in dem Koffer ein prächtiger Reise-Paletot befinden, der Ihnen, lieber Reise-Kamerad, treffliche Dienste leisten wird — erwiderte der Graf, während er in den Kleidungsstücken herumwühlte.

Umsonst bat ich ihn, sich die Mühe zu ersparen, indem ich mich auf meine gute Konstitution und mit einiger Uebertreibung auf meinen abgehärteten Körper berief; er ließ sich nicht stören und wühlte den Koffer bis auf den Grund durch. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, denn er eilte, um dem Kondukteur so viel möglich eine Gesetzes-Uebertretung zu ersparen — plötzlich aber rief er: Teufel, der Paletot muß in einem andern Koffer stecken!

Der Kondukteur kam heran und drängte. — Kann ich nicht noch einen zweiten Koffer auspacken lassen? fragte der Graf.

Nein unmöglich! rief der Kondukteur, ich komme in Strafe, ich verliere mein Amt.

Aber es muß sein!

Unmöglich! rief der Kondukteur noch einmal — das Gesetz! das Gesetz! fügte er mit Pathos hinzu.

So geben Sie es doch auf, lieber Graf, bat ich, ich versichere Ihnen, daß ich den Paletot gar nicht nöthig habe.

Aber der Graf achtete auf meine Worte nicht — er nahm

den Kondukteur wieder bei Seite und füllte ihm die Hand wieder mit klingender Münze.

Das wäre gegen die Natur, solcher Güte zu widerstehen, murmelte der Kondukteur — Hausknecht, den anderen Koffer!... das schlechte Wetter wird die Verspätung entschuldigen.

Der Graf stopfte Kleider und Wäsche in den Koffer, der, kaum geschlossen, wieder auf das Dach des Wagens geworfen wurde. Dann kletterte er wieder mit dem Hausknecht hinauf, und nach wenigen Minuten stand ein zweiter Koffer im Hofe. In diesem endlich fand sich der Paletot, den der Graf triumphirend hervorzog und, während er das Wiedereinpacken und Verschließen dem Hausknecht überließ, mir vorhielt, mich einladend, in die Aermel zu fahren. Mit einer fast kindischen Freude knöpfte er ihn selber zu und verpackte mich so von oben bis unten. So, lieber Freund, sagte er, jetzt werden Sie hoffentlich nicht mehr frieren.

Es war ein prächtiger Paletot! ich sehe ihn noch, als hätte ich ihn gestern getragen. Aus dichtem und festem englischen Stoffe, legte er sich doch, da er mit Wollseide gefüttert war, weich und warm um den Leib. Er ging tief über die Kniee und legte sich vorn doppelt um die Brust. Man stak darin wie in einer gemächlichen, geheizten Stube. Nun bekannte ich es, daß mir diese Hülle sehr wohl that, und der Graf freute sich mit diesem Bekenntniß. Unbekümmert, ob sein Koffer wieder aufgepackt werde, warf er dem Hausknecht noch ein Geldstück hin und drängte mich, nun einzusteigen, um den armen, vor dem Gesetz zitternden Kondukteur nicht länger aufzuhalten.

Rasch flog der Wagen dahin. Gemächlich saßen wir in unserem Coupé und ließen Wind und Regen an die geschlossenen Fenster schlagen. — Nicht wahr, fragte mein Reisegefährte, Sie befinden sich so besser?

Ich bin wie in meinem Bette, antwortete ich.

Tant mieux! so wollen wir noch Eins dazu rauchen, rief er ganz vergnügt, indem er mir eine Cigarre bot. Da saßen wir denn gemächlich und dampften.

Mitten in diesem Behagen, unter mancherlei Scherzen und Geschichten, fing es mit Einem Male wieder in mir zu wühlen oder vielmehr zu nagen an. Jener „alte Einsiedler des Herzens" fing wieder, erst in abgebrochenen, dann in zusammenhangenden Sätzen, zu murmeln an: Wie nun, wenn dieser Mann, dieser Fremde, der seit heute Morgen deinen Krankenwärter gemacht, dich ununterbrochen mit Gefälligkeiten, ja, Wohlthaten überhäuft hat, der dir brüderliche, ja, mütterliche Sorgfalt bewiesen hat — wie nun, wenn er trotz aller Namens-Verschiedenheit doch derselbe wäre, den du gewissermaßen bestohlen, dem du gewiß überaus wehe, ein großes Unrecht angethan hast? Wie kämen mehrere polnische Grafen nach Venedig? Warum behauptet dieser, das Lied „O pescator dell' onda" von unvergleichlichen Lippen gehört zu haben? Gibt es denn zwei Zanetta's, die dieses Lied sangen? Zwei Zanetta's sind eine Unmöglichkeit; es gibt nur Eine Sonne, nur Einen Mond! Und sagte dieser Pole heute Morgen nicht, daß er Soldat war, und war der Pole Zanetta's nicht Soldat der polnischen Revolution?

Mit solchen Fragen fuhr der Einsiedler fort, gleich einem Kriminalrichter, der trotz falscher Papiere und Pässe die Identität einer Person herzustellen sucht. Mir wurde bange bei all diesen Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Indem ich mich so quälte, versank ich immer tiefer und tiefer in Stillschweigen; aber der Graf unterbrach es.

Sie haben mir heute Morgen, sagte er, viel Sympathie für mein Vaterland ausgesprochen. Es muß Ihnen sonderbar geschienen haben, daß ich Ihnen nicht dankbarer entgegen kam; aber wir waren in Gesellschaft, und ich habe schon die unangenehmsten Erfahrungen gemacht. Meine Stellung, besonders aber meine Art, zu reisen, gebieten mir die größte Vorsicht. Sehen Sie, lieber Freund, ich bin ein Kompromittirter, ich habe an der Revolution von 1830 thätigen Antheil genommen und bin halb und halb ein Verurtheilter.

Das ist Graf Zalesky auch! dachte ich und erschrak. Aber,

fügte ich in Gedanken hinzu, es gibt viele kompromittirte Polen. Dennoch wurde mir warm, und ich knöpfte den obersten Theil des Paletots auf.

Wie Sie mich hier sehen, auf Reisen, allein, unbewacht, scheine ich Ihnen ein freier Mann zu sein, aber ich bin nur ein Vogel, den man am Bande ein wenig fliegen läßt. Nachdem ich eine Zeitlang auf dem Spielberg gesessen, hat es meine Familie durch Protektion dahin gebracht, daß man mir Venedig als Aufenthalt anwies, und in dem letzten Jahre habe ich es ausgewirkt, daß man mich auch jeden Sommer, auf Ehrenwort, in einem gewissen Umkreise und in gewissen Ländern reisen läßt.

Das war zu viel, denn er erzählte mir die Geschichte des Grafen Zalesky. Mir wurde heißer in meinem Paletot — ich seufzte tief auf, ja, es war eine Art Geächze, das ich ausstieß.

Was haben Sie? fragte mein Reisegefährte besorgt, sind Sie wieder unwohl.

Gott bewahre! Es ist nichts! rief ich schnell. In der That, dachte ich, kann die österreichische Regierung nicht systematisch mehrere kompromittirte Polen in die einsame Lagunenstadt verbannt haben?

Ich beklage mich über die österreichische Regierung nicht, fuhr er fort. Einmal ist ihr Verfahren bei ihrem System ein sehr mildes, denn ich gehörte zu den Kompromittirtesten unter den österreichischen Polen; ich war der Adjutant Chlopicki's und nach ihm Skrzynecki's und habe den polnischen Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht. Dann habe ich in der Stadt, die sie mir als Gefängniß anwies, ein Glück gefunden, das ich vielleicht in der Freiheit Jahre lang vergebens gesucht hätte. — Mein Freund, hätten wir uns anstatt in Regensburg und im Eilwagen auf dem Markusplatze kennen gelernt, Sie hätten durch mich ein Weib zu sehen bekommen, wie es die Natur in diesem Jahrhundert vielleicht nicht zweimal geschaffen, ein Weib, so schön wie die Engel des Himmels, ein Weib, das mich alle Bitternisse

des Exils und der gezwungenen Unthätigkeit mit einem Lächeln ihres Mundes vergessen machen kann.

Ich hatte genug; jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Du bist geliefert! dachte ich und streckte mich krampfhaft. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, aber mein Leib fühlte sich in dem Paletot wie in der Hölle. Er brannte mir auf die Haut, er schien sich zusammenzuziehen, um mich zu erwürgen. Um den Hals wurde er immer enger wie eine zusammengezogene Schlinge, um die Brust drückte er wie eine Folter, und in die Arme schien er sich mit Brandmalen festzufressen. Ich bedurfte aller Geistesgegenwart, um nicht laut aufzuschreien; vielleicht hätte ich es auch nicht gekonnt, denn es war mir, wie wenn im Traume ein Alp auf die Brust drückt und Athem und Stimme benimmt. Doch hatte ich Besinnung genug, die stockfinstere Nacht zu segnen, die dem Grafen verwehrte, in mein Gesicht zu sehen; es muß alle jämmerlichen Farben eines Armensünder-Gesichtes gespielt haben.

Ich bin nicht sentimental, fuhr er ruhig fort, darüber ist man in meinen Jahren hinaus; aber ich liebe Zanetta. So heißt sie, fuhr er mehr gegen mich gewendet fort, und beim Schein der Cigarre, die er mächtig anzog, erkannte ich, wie sich sein Gesicht bei diesem Namen verklärte.

Zanetta! schrie ich, Zanetta! Und mit diesen Worten war es, als ob ein Bann von mir genommen wäre; ich konnte mich wieder regen, und mit einer wilden Bewegung riß ich sämmtliche Knöpfe des Paletots von oben bis unten auf.

Zanetta! schrie ich noch einmal, Zanetta heißt sie, und Sie, wie heißen Sie?

Was ist Ihnen, sagte der Graf, indem er sich vorbeugte und mir ins Gesicht zu sehen suchte, was ist Ihnen? Sie scheinen sehr aufgeregt!

Aufgeregt? Nicht im Geringsten, antwortete ich möglichst ruhig. Du gehörst einmal dem Teufel, dachte ich, nun mußt du heucheln und lügen. Der Name, fuhr ich ruhiger fort, erinnert

mich daran, daß Sie auch schon die Güte hatten, mir den Ihren zu nennen, aber es ist mir so schwer, Ihre polnischen Namen zu behalten. Raizky, glaube ich, sagten Sie? ist es nicht so?

Wohl, so sagte ich, antwortete der Graf, doch muß ich Sie um Entschuldigung bitten, denn Raizky ist nicht mein eigentlicher Name. Unsere Familie hat ihn mit einigen Gütern erst vor Kurzem geerbt, und die österreichische Polizei zieht es vor, mich unter diesem unschuldigen Namen reisen zu lassen und für die Zeit meiner Reise den eigentlichen, kompromittirten und bekannten Namen zu unterdrücken. So nehme ich denn auch den Namen meines Passes an, um nicht in Ungelegenheiten zu kommen; eigentlich aber heiße ich Felix Zalesky.

Nun war Alles klar, und ich gestehe, daß es mir mit dieser Klarheit auch klarer im Gemüth wurde. Ich wußte es nun, daß ich als Verbrecher, als Dieb, als Gott weiß was neben meinem Freunde, meinem Wohlthäter saß. Meine Position war eine fertige, in sich abgeschlossene. Gern hätte ich mich schon als in das Unvermeidliche, Unabänderliche, darein ergeben, wenn der unglückselige Paletot nicht in seinem höllischen Zauber fortgefahren wäre. — Die Cigarre des Grafen, eine köstliche Cigarre, hatte ich in der Aufregung bereits zur Hälfte verdampft, zur Hälfte zerkaut, aber der Paletot mit seinem Brennen, Drücken, Zusammenschnüren klebte mir am Leibe, und es schien mir, als würde ich ihn nie los werden. Ich erinnerte mich an jene Sage von dem italienischen Herzog, der als Gefangener in einem kunstvoll gebauten Zimmer wohnen mußte und die Wände dieses Zimmers von Tag zu Tag näher an einander rücken sah, bis sie sein Sarg wurden. Ich erinnerte mich an das Nessuskleid, das sich in die Glieder des unglückseligen Helden festfraß und ihn nicht mehr los ließ. Meine Gedanken begannen zu schwärmen, und ich dachte das Tollste. Es zog mir sogar einen Augenblick durch den Sinn: Ob der Herr Graf nicht indessen in Venedig erfahren hat, was vorgegangen? Racheglühend ist er mir nachgereist, hat mich eingeholt, hat, während seines langen Aufenthaltes ganz

zum Italiener geworden, mir mit verstellter, perfider, wälscher Freundlichkeit ein künstlich vergiftetes Kleid aufgedrungen und reist nun neben mir, um sich an meinen Leiden und Qualen zu weiden. Die vergifteten Briefe, Handschuhe, Cigarren sind keine Fabel, warum sollte es nicht einen vergifteten Paletot geben?

Aber da saß er in seinem Winkel und plauderte und erzählte so ruhig fort, so unschuldig wie ein Kind. Ohne daß ich es in meinem Paroxysmus merkte, war er wieder auf den polnischen Feldzug gekommen und sprach mit großem Feuer, mit vieler Begeisterung für sein Vaterland. Ich hörte wenig davon. —

Fühlen Sie, rief er plötzlich, ich weiß nicht, in welchem Zusammenhange, fühlen Sie, was mich trotz Allem und Allem stolz macht! Bei diesen Worten riß er seine Kleider auf, faßte meine Hand und führte sie über die Fläche seiner Brust. Ein Schauer durchzuckte mich; diese Brust glich einem geackerten Felde. Eine Narbe neben der anderen fühlte die Hand, und wie er sie leitete, ging sie wie über Berge und Thäler dahin.

Alles das von russischen Lanzen, Degen und Kugeln — alles das vor meinem vierundzwanzigsten Jahre, sagte er mit aufgeregter Stimme und ließ meine Hand sinken.

Darauf schwieg er und schien sich in Erinnerungen an alte Zeiten zu versenken.

Und ein Held, ein Märtyrer, ein edler Sohn seines Vaterlandes ist er auch! seufzte ich in tiefster Seele. Anstatt des Paroxysmus überkam mich eine große Ehrfurcht, eine innige Wehmuth. Ich hätte weinen mögen und wußte nicht, worüber; vielleicht über das Glück, das ich vor einigen Wochen so sehr gewünscht und mit so vielem Rausche genossen hatte. Leise zog ich den Paletot ab und legte ihn zwischen uns. Da wurde es mir leichter. Hätte ich reden dürfen, vielleicht wäre mir ganz wohl geworden, aber Schweigen war mir Pflicht. Doch dauerte es nicht lange, und eine mächtige Thräne schlich durch die Stille der Nacht über die Wange hinab; es war eine aufrichtige Reue-

thräne. Ich verwischte ihre Spur, da es über dem Fichtelgebirge zu tagen begann.

Und als ich kam zum finstern Wald hinaus,
Da war verschwunden der Sünde Graus.
Da stand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward mir wieder froh zu Muth.

Hier schwieg der Erzähler und sah die Gesellschaft mit heiteren und naiven Augen an.

Nun, und dann? fragte der Russe.

Ja wohl, und dann? — setzte einer der Freunde, ein deutscher Arzt, hinzu. Mit diesem musikalischen Schlusse ist uns nicht gedient.

In Karlsbad, fuhr der Erzähler fort, trennten wir uns als gute Freunde.

Aber haben Sie nie etwas über Zanetta's und des Grafen fernere Schicksale gehört?

Nicht über Zanetta's, wohl jedoch über des Grafen fernere; aber ich theile das nicht gern mit; es klingt wie Ironie.

Die Ironie ist oft das Fabula docet einer moralischen Geschichte, sagte der Arzt, also heraus damit.

Graf Zalesky — betonte der Erzähler mit Nachdruck — von Zanetta beglückt, hat im Laufe der Zeit Venedig so lieb gewonnen, daß er sich in der Revolutionszeit als bereits vierzigjähriger gesetzter Mann für die Lagunenstadt mit derselben Tapferkeit schlug, wie einst für sein Vaterland. Er blieb bei Vertheidigung des Forts Malghera.

3.

Das Wort einer Frau.

Durch diesen Schluß, sagte der Arzt, nachdem die Gesellschaft eine Zeitlang theils nachdenkend, theils debattirend, die erzählte Geschichte noch einmal geprüft hatte — durch diesen Schluß kommt ein neues Element aufs Tapet: die Ironie. Diese in Verbindung mit Ihrem „Einsiedler des Herzens" erinnert mich an eine Begebenheit, die sich in dem Städtchen, in welchem ich vor meiner Verbannung als Arzt praktizirte, gewissermaßen unter meinen Augen zugetragen.

Das Städtchen, in einer lieblichen, mäßig gebirgigen Gegend Norddeutschlands gelegen, gehört zu jener Zwittergattung von Flecken, die in schönen eleganten Landhäusern und bequem sich ausbreitenden Gärten den Komfort der Stadt mit der Anmuth des Landlebens verbinden und deßhalb von den Städtern zu beliebten Villeggiaturen erhoben werden. Zu Anfang eines Frühlings der Dreißiger Jahre kam ein junger Mann, den wir Eduard nennen wollen und der hier ein schönes und bequemes Landhaus besaß, in diesem Städtchen an und richtete sich für einen längeren Aufenthalt ein. Eduard gehörte der besten Gesellschaft an. Aus einer hohen und reichen Beamtenfamilie entsprossen, hatte er seine Studien schnell und mit Glück zurückgelegt, war dann auf Reisen gegangen, und so eben von Italien zurückgekehrt, wollte er eine Zeit lang in ländlicher Ruhe noch der Freiheit genießen, die er beim Antritt seiner Beamten-Carriere, welche ihm bereitet war, in einigen Monaten verlieren sollte. Ein kenntniß- und geistreicher junger Mann, war er nicht ohne Nutzen gereist. Er hatte viel gesehen, viel beobachtet und in Tagebücher und Notizen eine reiche Ausbeute niedergelegt. Vorzugsweise um im Geiste die glücklichen, freien Reisetage noch einmal zu genießen und jene Notizen und Tagebücher zu ordnen, wohl auch um aus ihnen für seine künftige Carriere manchen praktischen Fingerzeig zu gewinnen, der ihm, was in der Beamtenwelt oft so nützlich

ist, etwas vor seinen Kollegen Auszeichnendes, eine Spezialität geben könnte, hatte er sich auf dieses Landhaus zurückgezogen und war sogleich an die Arbeit gegangen.

Kurze Zeit nach Eduards Ankunft traf in dem Städtchen ein seit mehreren Jahren gewohnter und beliebter Gast ein: Frau Luise von B..., die Gattin eines hohen Beamten, die sich seit mehreren Jahren nach den rauschenden Vergnügungen des Winters, allein oder mit ihrem Gatten in ihr hiesiges Landhaus zu flüchten pflegte. Gezwungen, in der Stadt ein großes Haus zu machen, umdrängt von einer Schaar von Anbetern und Schmeichlern, gebunden von den ermüdenden Gesellschafts-Pflichten ihrer Stellung, that ihr die Ruhe des Landlebens noth, und man muß es zu ihrem Lobe sagen, sie suchte es auf, sobald es nur ihre Pflichten und die Sitte gestatteten. Man nannte sie in dem Städtchen die erste Schwalbe. Dießmal kam sie, da ihr Mann durch die politischen Reformen seines neuen Fürsten in seinem Bureau festgehalten war, wie übrigens schon früher geschehen, allein. Man wunderte sich darüber nicht, da das Verhältniß zu ihrem weit älteren Manne ein zwar sehr anstands- und rücksichtsvolles, aber doch sehr kühles war. Da es in dem Städtchen noch ganz an Gesellschaft fehlte, so war die Bekanntschaft zwischen Eduard und Frau Luise von B... leicht gemacht, um so leichter, als die Gleichheit des Standes, die nahen Beziehungen beider Familien und ein Brief der Schwester Eduards es diesem zur Pflicht machten, der jungen und liebenswürdigen Frau über die ersten regnerischen Wochen des Frühlings hinwegzuhelfen. Der erste Besuch Eduards ermangelte zwar nicht jenes Unbehagens, das man empfindet, wenn man sich einer arbeitsamen Einsamkeit gewidmet hat und durch gesellschaftliche Pflichterfüllung aus dieser liebgewordenen Einsamkeit herausgerissen wird. Aber dieses Unbehagen konnte nicht lange bestehen. Luise war schön, geistvoll und stand eben in jenem verführerischen Alter, wo sich eine voll und reich entfaltete Jugend mit einer angenehmen, den Umgang so sehr erleichternden Erfahrung verbindet.

Diese Erfahrung und ihr heller, menschenkennerischer Verstand wären zwar geeignet gewesen, auf ein frisches Gemüth wie Eduard, das bei Frauen mehr noch warme Gefühle sucht, eher erkältend als erwärmend zu wirken, wenn nicht etwas Elegisches, etwas wie eine Klage über Verlorenes oder wie eine vergebliche Sehnsucht nach Unbekanntem dem Wesen der schönen Frau die gewünschte Romantik, die bei der Jugend geliebte Gefühlsfärbung gegeben hätte. Eine junge schöne Frau an einen älteren Mann gefesselt, in eine tolle, konventionelle Welt geworfen — das Räthsel war leicht gelöst, das Elegische erklärlich, das Mitleid natürlich.

Eduard kam oft. Er war erst ihre einzige Gesellschaft, später, da das Städtchen sich mehr bevölkerte, ihr erklärter Ritter. Er erzählte ihr von seinen Reisen, sie hatte nach ihrer Hochzeit dieselben Länder gesehen, und sie schwelgten mit einander in der Erinnerung. Mancher schöne Punkt Italiens, Griechenlands schien Eduard schöner, als er ihm vom Munde Luisens beschrieben wurde. Sie kannte bald Eduards Beschäftigung, und sie war im Stande, ihm zu helfen. Er brachte seine Notizen und Tagebücher herüber, und es vergingen ihnen Stunden und Tage in gemeinschaftlicher Arbeit. Als Luise Einsicht in die Papiere hatte, lernte sie mit dem der schwärmerischsten Frau eigenthümlichen Charakter den Mann achten, der überall das Nützliche, das Belehrende beobachtete, der immer mit Rücksicht auf seine künftige Wirksamkeit sammelte. Eduard hingegen bemerkte mit Freuden, wie sie in seinen Tagebüchern gern bei der Beschreibung des Schönen verweilte, wie sie da jede Andeutung verstand, sie kommentirte und sich daran begeisterte.

Bald, freilich, waren diese wohlgefälligen gegenseitigen Beobachtungen die Hauptsache. Die Arbeit, mit großem Eifer angefangen, ging langsam von Statten; wenn sich die Hände berührten, trennten sie sich nicht gern, um ein Blatt umzuwenden; wenn sich die Augen trafen, kehrten sie sich nicht gern ab, um todte Schrift zu lesen. Luise und Eduard liebten einander, und

sie hatten beide Verstand genug, es bald zu wissen, und Jugend genug, sich dieser Liebe und ihrem ganzen Glück hinzugeben.

So verging der Sommer. Luise wurde von ihrem Manne früher als gewöhnlich in die Stadt zurückgerufen, und die Liebenden erschraken wie vor einer Entdeckung. Es stellte sich zwar schon aus dem nächstfolgenden Briefe aus der Hauptstadt heraus, daß Herr v. B... seine Frau nur darum zurückberief, weil er ein großes Diner geben mußte, bei dem sie die Honneurs machen sollte; aber Eduard war dieser Schrecken vor einer Entdeckung neu, und das Verheimlichungswesen, seinem offenen Charakter und klaren Leben bisher so fremd, gab seinem Schmerze über die Trennung einen störenden, so zu sagen vergiftenden Beigeschmack. Eduard hatte den Entschluß gefaßt, auch den Winter auf dem Lande zu verbringen, um seine Arbeit, die in der letzten Zeit so langsam vorgeschritten war, zu vollenden, auch, um, wie er zu Luisen offen sagte, sich das Schauspiel zu ersparen, wie sie mit ihrer Liebenswürdigkeit aller Welt angehörte, vor Allem aber, um sie nicht mit ihrem Manne zu sehen, zu dessen Gesellschaft, ja Freundschaft er in der Stadt durch seine Stellung gezwungen sein würde. Man verabredete einen fleißigen Briefwechsel, und Eduard sah mit Vergnügen, wie sich Luise gegen alle die heimlichen Mittel und Vorsichtsmaßregeln sträubte, die nothwendig waren, um die Lebhaftigkeit dieses Briefwechsels zu verbergen.

Luise reiste ab. Die Trennung von dem geliebten Weibe, die durch jenen falschen Schrecken bei ihrer Zurückberufung und bei den letzten Gesprächen angeregten Gefühle, die ihn auf das Schiefe, leider auch Lügenhafte eines solchen Verhältnisses aufmerksam machten, die plötzliche Vereinsamung — alles Das wirkte mit trüber Macht auf Eduards Gemüth. Die Arbeit, einst so belebt in Luisens Gesellschaft, schien ihm schaal und unerquicklich, und er suchte sich bei der noch anwesenden Stadtbevölkerung zu zerstreuen. Sie langweilte ihn und fehlte ihm doch, als sie das Städtchen verlassen. In der vollkommenen Einsamkeit

versank er in immer tieferen Trübsinn, und seine Briefe an Luise trugen diesen Stempel. In desto häufigeren Briefen suchte sie ihn zu trösten und aufzuheitern, indem sie ihn auf den Frühling verwies, der ihr Glück wieder in der Blüthe sehen solle. Sie ermunterte ihn zur Arbeit, ohne es ganz zu verhehlen, daß sie sich durch seine Traurigkeit geschmeichelt fühle. Dennoch forschte sie mit der Anstrengung eines gewissenhaften Arztes nach allen möglichen Ursachen seines Trübsinnes, der in wahre Melancholie ausgeartet war, und suchte alle diese Ursachen zu heben. So schrieb sie ihm einmal, daß ihre Liebe aller Welt ein vollkommenes Geheimniß sei, daß sie für ihren Ruf nichts zu fürchten habe und daß er sich über diesen Punkt vollkommen beruhigen könne. In der That gehörte Luise zu jenen Frauen, an die sich beim ungezwungensten Umgange mit Männern der böse Leumund nicht heranwagt, und von denen man in Gesellschaft sagt: Sie ist zu klug, um sich in ein Verhältniß einzulassen, das sie kompromittiren könnte.

Der Winter verging. Frau v. B... war wieder die erste Schwalbe des Städtchens; ja, sie kam in diesem Jahre noch früher als gewöhnlich, da ihr Mann sie für jene hastige Abberufung entschädigen wollte. Sie fand Eduard sehr verändert. Er war blaß, schweigsam und in sich versunken. Sie konnte sich nicht sagen, daß er sie weniger liebe als im vergangenen Sommer, im Gegentheil fand sie jedes seiner Worte, jeden seiner Blicke inniger, intensiver; aber sie mußte erkennen, daß die Freude des Wiedersehens ihn zwar aufgeregt, aber im traurigen Zustande seiner Stimmung keine Krise hervorgebracht. Mit jener zärtlichen Geduld des Krankenpflegers, deren das Weib in so hohem Grade fähig ist, erschöpfte sie in den langen Nachmittagen und Abenden, die sie während der schlechten Zeit auf ihrer Stube verbrachten, alle die Mittel, Gründe und Ueberredungskünste, die sie schon in ihren Briefen erschöpft hatte; sie war heiter, um ihn zu erheitern, sie weinte, um sich von ihm trösten zu lassen. So gelang es ihr wohl, ihn auf Momente aus sich selbst heraus zu reißen,

im Ganzen aber blieb sein Zustand derselbe. Am Ende schien es ihr, als ob er ihr etwas verschweige, als ob er eine Frage an sie zu richten habe, die er nicht auszusprechen wage, und daß sie seinem Trübsinn auf der rechten Spur sei, bemerkte sie einmal mit Erstaunen, als sie ihm wieder lange zugeredet hatte und er sich plötzlich lächelnd und wie scherzend zu ihr wandte und so obenhin fragte: Liebst du mich denn wirklich, Luise?

Für Luisen war das Räthsel gelöst; nicht Skrupel waren es, es war der Zweifel, der Eduards Heiterkeit untergrub. Viel vermag eine Frau, wenn sie alle Schätze der Liebe vor dem Auge, dem Herzen des Geliebten ausbreiten will. Jede Minute im Leben Luisens war von nun an ein Beweis von Liebe. Mit dem Frühling wurde auch Eduard heiterer — aber jene Frage wiederholte sich trotz Allem von Zeit zu Zeit.

Indessen war es sonnig geworden und grün, und die Liebenden durchschweiften die Gegend, und Eduard schien immer mehr und mehr einer heiteren Ruhe entgegen zu gehen.

Eines Nachmittags kam er lächelnd zu Luisen, die ihn zu einer Promenade ins Gebirge eingeladen hatte — aber als man einen Gang durch den Garten machte und es da so heimlich und von aller Welt abgeschlossen war, zog man es vor, die schönen Stunden in der buschigen Laube beim Gesang der Vögel, dem Dufte der sich erschließenden Blumen zuzubringen. Luise saß auf der Bank, Eduard ihr zu Füßen, das Haupt in ihrem Schooße. Sie sprachen wenig; Luise schien über die Klarheit ihres Freundes glücklich. Da ertönte wieder jene Frage: Liebst du mich denn wirklich, Luise?

Luise antwortete nicht; sie zog die Hände aus den Haaren Eduards, in denen sie gespielt hatte, und sah, beleidigt, erst vor sich hin, dann zum Himmel hinauf, den Vögeln nach, die zwitschernd über den Garten flogen.

Da erschallt ein Schuß in ihrer nächsten Nähe; sie sieht herab, Eduard liegt mit zerschmetterter Stirn zu ihren Füßen.

Gott, meine Briefe! ruft Luise. Sie springt auf,

zieht den Schleier vors Gesicht, eilt über die Gasse hinüber in Eduards Wohnung auf seine Stube. Da liegt ein Messer auf dem Tische, damit erbricht sie eine Lade im Pulte, nimmt das wohlverbundene Paket Briefe, das da liegt, schiebt es unter ihr Tuch und eilt wieder nach Hause.

Der Arzt schwieg, seine Geschichte war zu Ende.

In dieser Geschichte, lieber Freund, sagte der Russe, haben Sie uns, mit Einem Worte, hinterlistig mit einer Pointe etwas zu viel von Ihrer beliebten Ironie aufgetragen.

Was vermag ich gegen ein Faktum? antwortete der Arzt, denn ein wirkliches und leibhaftiges Faktum habe ich Ihnen mitgetheilt. Uebrigens habe ich es weniger der Ironie wegen gethan, als um unserem jungen Freunde zu zeigen, wie verschieden sich jener Einsiedler des Herzens äußert, besonders wenn er überrascht wird.

Das ist ja eben Ihre vermaledeite Ironie! rief der Hausherr.

Nein! sagte der Arzt mit immer gleicher Ruhe — und ich will es Ihnen zum Theil beweisen, indem ich Ihnen mittheile, was ich verschweigen könnte. Frau Luise v. B... wurde in späteren Jahren nervös und war oft krank; ich behandelte die trotz vorgerücktem Alter und allen Leiden immer noch reizende Frau. Ich saß oft Stunden lang an ihrem Bette und plauderte. Sie war protestantisch und hatte keinen Beichtvater, da schenkte sie ihr Vertrauen dem Arzte, und sie selbst war es, die mir diese Geschichte mitgetheilt hat, und wenn mein junger Freund will, erlaube ich ihm, Das als eine Regung seines viel genannten Einsiedlers des Herzens zu betrachten.

Das wollen wir! riefen wir Alle, denn das ist das Richtige!

4.

Ein frommer Betrug.

Mit diesem uns Alle ehrenden Ausruf verlassen wir die Gesellschaft der Erzähler von St. Hippolyte; aber anknüpfend an jene Erzählungen, in denen das Gewissen eine Rolle spielt, will ich die Geschichte eines Mannes mittheilen, der im Bewußtsein reinsten Wollens verachtungsvoll mitten durch Verdächtigungen mit Energie seinem Ziele entgegen ging. Den herrlichen Park, den hauptsächlichen Schauplatz dieser Begebenheit, habe ich selbst zu öfteren Malen durchwandert, und im lieblichen Rauschen seiner Tannen und Eichen ist mir die Geschichte aus authentischstem Munde erzählt worden.

Die Familie derer v. B... gehört zu den bekanntesten und reichsten Banquiers-Familien des Kontinents. Die Herren v. B..., nachdem sie in ihrer Provinz großen Grundbesitz und in ihrem Staate, einem der Großstaaten Europa's, den Adels-Titel sammt den daran haftenden Privilegien erworben haben, ziehen es zwar vor, zur Aristokratie ihres Landes gezählt zu werden, dennoch aber lassen sie ächt bürgerlich ihre Banken weiter arbeiten und ihr Vermögen von Tag zu Tag vergrößern und zeichnen sie sich durch jenen spezifischen Stolz aus, der sich in der heutigen plutokratischen Welt mit dem Bewußtsein ihrer fast ausschließlichen Macht verbindet. Neben dem kommerziellen Gewinne besitzt der Vorsteher dieses Hauses das Geschick, durch eine halbmedizeische Art von Unterstützung der Künste und Wissenschaften, durch Heranziehung glänzender Berühmtheiten, durch pompöse Feste und durch Betheiligung an philanthropischen Unternehmungen einen gewissen Glanz um sich zu verbreiten, der die Kassen und Ziffern und die Prosa des Geldlebens vergessen macht. Die Frauen der Familie dienen mit ihrer natürlichen und gebildeten Güte des Herzens unbewußt den Planen des Herrn v. B..., indem sie die Armuth unterstützen und so dem Hause noch den Ruf der

Wohlthätigkeit sichern. Die ältere Linie der Familie bewohnt in der welthistorisch berühmten Stadt, die nun freilich zu einer Provinzial-Hauptstadt herabgesunken ist, den Palast, den ehemals die erste Familie des Landes bewohnt hatte und der wegen seiner historischen Wichtigkeit sowohl, als wegen seiner großartigen, wahrhaft königlichen Bauart eine Merkwürdigkeit geworden ist, an der kein Fremder vorüber gehen darf. In seinen Sälen hat Herr v. B... Skulpturen des größten Bildhauers dieses Jahrhunderts aufgestellt. Die Provinz ist von seinen Schlössern und Muster-Meiereien so zu sagen bedeckt; worauf er aber besonders stolz ist, das sind die Parks, welche er von englischen Kunstgärtnern an seinen Schlössern mit großen Kosten anlegen ließ und die, wie sein Palast in der Stadt, Zielpunkte neugieriger Wanderer geworden sind.

Die Familie v. B... steht mit Einem Worte in vollster Blüthe. Aber sie hat den Ring des Polykrates vergessen, sie hat es vernachlässigt, den „Neid der Götter" zu versöhnen. Herr v. B... hatte drei Töchter, die man gern mit den drei Grazien verglich, welche in Marmor im Schlafzimmer seiner Frau standen. Unter ihnen zeichnete sich die jüngste, Emilie, nicht nur durch höhere, geistigere Schönheit, sondern auch durch eine wahrhaft magnetische Anziehungskraft aus, der Niemand widerstehen konnte. Man hatte das schon früh bemerkt und baute auf Emilien die stolzesten Hoffnungen. Durch sie hoffte man eine angesehene, wahrhaft aristokratische Verbindung erreichen und so faktisch in die Welt des historischen Adels eintreten zu können. Aber schon in ihrem sechszehnten Jahre fingen die schönen und sanften braunen Augen Emiliens zu kranken an, und in ihrem siebenzehnten Jahre, der Blüthezeit des Lebens, der Zeit der Hoffnungen und Träume, war sie eine arme unglückselige Blinde. Das Unglück lastete schwer auf der Familie. Es versteht sich von selbst, daß Alles gethan wurde, um es abzuwenden. Reisen zu den berühmtesten Aerzten wurden unternommen, und als man die Reisemühen als schädlich erfand, wurden andere aus weiter Ferne herbeigeholt.

Sie alle gaben nur spärlichen Trost, indem sie auf die ferne Zukunft verwiesen, oder gar keinen, indem sie die Blindheit für unheilbar erklärten.

Emilie war im ganzen Hause Diejenige, die sich bei den traurigen Aussichten zuerst und mit Sanftmuth ins Unvermeidliche ergab; die den Blinden eigenthümliche Heiterkeit stellte sich bald bei ihr ein, und sie suchte die Anderen über ihr eigenes Unglück zu trösten. Nach und nach gewöhnte man sich an die Unglückliche, die, von einer Gesellschafterin geführt, im Hause umherschlich; man umgab sie mit allen Bequemlichkeiten, die einem Blinden das Leben erleichtern, man gab ihr Gesellschafterinnen ihres Alters, die sie unterhalten sollten, Vorleserinnen in mehreren Sprachen, Musiker, die ihr die trüben Stunden mit Ausführung der schönsten Kammer-Kompositionen erheitern sollten. Es war ein glänzendes Elend; doch wurde es mit der Zeit als ein Theil des Luxuslebens betrachtet, und man hörte die Bemerkung gern, daß Herr v. B... das Unglück seiner Tochter auf großartige, wahrhaft fürstliche Weise zu verschönern verstehe.

Mit diesem ihrem Hofe lebte Emilie im stillsten Flügel des Palastes. Da sie weder mehr an den Bällen und Soireen des Hauses oder befreundeter Familien, noch an Besuchen u. dergl. Theil nehmen konnte, wurde sie in ihrer kleinen Welt immer einsamer. Mutter und Schwestern kamen des Morgens, um ihr die Stirn zu küssen und ihr einige freundliche Worte zu sagen — dann hörte sie meist den ganzen Tag nichts mehr von ihnen. Selten einmal versammelten sie sich mit den intimsten Freunden in Emiliens Zimmern, um daselbst ein kleines Konzert anzuhören, und auch das betrachtete man als eine Pflicht. Es ist traurig, aber wahr: auch Kinder sinken im Preise. Die arme Blinde machte ähnliche Betrachtungen und zog sich immer mehr in sich zurück.

So vergingen Jahre, und als man in einem Herbste einmal von der Villa in die Stadt übersiedelte, bat Emilie um die Erlaubniß, mit ihrer Gouvernante und ihren Gesellschafterinnen

den Winter in dem einsamen Hause zuzubringen. Die Eine Schwester war verlobt; man machte sich zu glänzenden Festen bereit, der Winter sollte lärmend werden — man sah ein, daß all Das Emilien nur stören könnte; das Landhaus lag in der Nähe der Stadt, man konnte sie im Nothfalle schnell in die Stadt holen, und man hatte gegen ihren Wunsch nichts einzuwenden. Eine Anzahl Bediente wurde ihr noch beigegeben und dazu eine Art Major domus, ein alter, treuer Freund, der ehemals der Mutter Unterricht gegeben hatte und nun im Hause gewissermaßen das Gnadenbrod aß.

Die Villa, in welcher nun Emilie wie eine verwittwete Königin wohnte, gehörte zu jenen oben erwähnten, die ihrer Schönheit, besonders der Schönheit ihres Parkes wegen, von Fremden besucht wurden und weit und breit berühmt waren. Emilie erinnerte sich ihrer noch klar aus der Zeit ihrer Kindheit und fühlte sich wohl im Bewußtsein der umgebenden Schönheit. Weniger gehindert, als in der Stadt, konnte sie hier ihr Leben ganz nach ihren Neigungen einrichten; Manches, was sie dort unangenehm berührte, fiel hier weg, und bald war sie unter ihren heiteren Genossinnen die Heiterste. Mit Spazierfahrten, Vorlesung, Musiziren, selbst ernsteren Studien verging die Zeit aufs Angenehmste.

Emilie war zweiundzwanzig Jahre alt. Ihr Auge hatte sich der Welt verschlossen, eben, da sich ihr das Herz vielleicht erschließen wollte. Erschrocken vor dem Unglück, zog es sich zuerst krampfhaft zusammen und entsagte nach Ueberwindung des ersten Schmerzes den Freuden, dem Glücke, das die Welt bieten kann. Später war ihre zartfühlende und liebevolle Seele vollauf und schmerzlich beschäftigt, sich an alle ungeahnten Folgen ihres Unglücks, vorzugsweise an die Vereinsamung zu gewöhnen. Jetzt, da diese Kämpfe überstanden waren und sie zu einer Art beschaulicher Ruhe durchgedrungen war, erwachten wieder manche Gefühle und Wünsche, die seit ihrer ersten Jugend gewisser Maßen unberührt in ihr geschlummert hatten. Sie hatte nie geliebt. Die

Lektüre mancher poetischer Werke erinnerte sie daran, und sie zuckte die Achseln, schmerzlich lächelnd. Aber es sind nicht die edelsten Weiber, bei denen die Liebe durch das Auge einzieht; sie weiß andere und oft bessere Wege zu finden.

Eines Abends fand die Vorleserin ein neues Buch auf dem Tische. Es war ein schön ausgestatteter Almanach, der mit einem wohlthätigen Zwecke noch den verband, die poetischen Kräfte der Provinz zu sammeln und anzuregen. Herr v. B... war wohlthätig und unterstützte Künste und Wissenschaften. So hatte er auf eine größere Anzahl von Exemplaren subskribirt, und eines hatte man Emilien geschickt, wie man sie überhaupt mit dem Neuesten versorgte. Man nahm den Almanach mit Mißtrauen in die Hand, aber man hielt es für Pflicht, die Hervorbringungen der nächsten Umgebung kennen zu lernen. In der That wurde Vieles angefangen und nicht zu Ende gelesen; des wohlthätigen Zweckes und der guten Meinung halber verzieh man den Autoren, aber man hielt es nicht für geboten, sich durch so viel Gestrüpp zu schlagen. So war das Buch bald zur Hälfte durchblättert. Plötzlich aber blieb man vor einer Reihe von Gedichten überrascht stehen; die Vorleserin hielt unwillkürlich inne, als ob sie sagen wollte: Hier ist etwas von einer ganz anderen Gattung, und als ob sie abwarten wollte, bis man die bisher angeregte spöttische Stimmung verbannt und sich auf eine ernstere vorbereitet habe.

Es gibt Gedichte, die mit dem ersten Verse alle Saiten des Herzens vibriren machen, die den Leser oder Hörer meist mit den einfachsten Worten auf unerklärliche Weise ergreifen und selbstherrschend um ihn eine Atmosphäre verbreiten, der er sich nicht mehr entziehen kann. So waren die Gedichte, welche die Vorleserin Emiliens nach einigem Stillschweigen vortrug. Ein edles Gemüth sprach in ihnen eine sanfte, doch männliche Melancholie in einfachen Worten aus. Die Melodie der Sprache wirkte, als ob diese Lieder bereits in Musik gesetzt wären, als verlangten sie nur gesungen und nicht gelesen zu werden. Emilie ließ sie ein zweites, ein drittes Mal wiederholen; sie war tief ergriffen. Sie

ging ans Klavier und suchte unter Mendelssohns Liedern ohne Worte nach einer Melodie, die zu diesen Versen gepaßt hätte. Sie fand keine und spielte sich endlich, um die angeregte Stimmung festzuhalten, das Adagio aus Beethovens Cis-moll-Sonate. — Dann versank sie in Träumereien und wurde schweigsam. Erst spät fragte sie nach dem Namen des Verfassers: er hieß Karl Blank.

„Ich möchte ihn kennen, diesen Karl Blank!“ sagte sie, indem sie das Buch nahm und sich die Hand auf die Blätter legen ließ, welche die schönen Verse enthielten. Dann legte sie selbst ein Zeichen in die Blätter, schloß das Buch und ließ sich an diesem Abend nichts mehr vorlesen.

Da Emilie am anderen Morgen, nach abermaliger Vorlesung der Gedichte, wieder den Wunsch äußerte, den Verfasser kennen zu lernen, und da ihre Umgebung gern jeden Wunsch der gütigen und sanften Herrin erfüllte, so fing man an, sich nach allen Seiten hin nach dem unbekannten Karl Blank zu erkundigen. Besonders war der Major domus bei solchen Gelegenheiten thätig. Der hatte es bald heraus, daß Herr Karl Blank als Arzt in einem benachbarten kleinen Städtchen ein bescheidenes Leben führte.

Das Unwohlsein einer der Gesellschafterinnen wurde benutzt, ihn, ohne das Wissen Emiliens, herbeizuholen. Erst als er schon im Hause war, wurde sie davon in Kenntniß gesetzt und gefragt, ob er ihr vorgestellt werden dürfe. Mit der ihr eigenen Unbefangenheit ging sie darauf ein, obwohl man ihr gesagt hatte, daß Dr. Karl Blank ein junger Mann in den Zwanziger Jahren und von sehr liebenswürdigen Manieren sei. Die Gouvernante glaubte eine Bemerkung machen zu müssen, aber Emilie lächelte halb schmerzlich; durch ihre Blindheit war sie vor jeder übeln Nachrede geschützt.

Der Arzt kam. Emilie reichte ihm die Hand und empfing ihn wie einen alten Bekannten, ohne ihm zu sagen, wie sie seine erste Bekanntschaft gemacht. Er selbst fühlte sich beengter, ver-

legener. Jung und noch wenig beschäftigt, noch nicht abgehärtet gegen menschliche Leiden, obwohl Arzt, rührte ihn der erste Anblick dieser anmuthigen Gestalt, die zum Glücke geboren schien und in der schönsten Zeit des Lebens vom Leben ausgeschlossen war. Er stotterte einige Worte, aus denen Emilie das Mitgefühl und die Verlegenheit heraushörte; desto mehr hielt sie es für ihre Pflicht, durch unbefangenes Wesen und Zuvorkommenheit ihm seine Sicherheit wieder zu geben.

Karl hatte während und nach seiner Studienzeit in der Welt gelebt; erst seit Kurzem hatte er sich, um nur einen Wirkungskreis zu haben, in das Städtchen verbannt, und er hatte daselbst seine weltmännischen, sicheren Manieren noch nicht verloren. So fand er denn bald seine Fassung wieder und kam Emilien mit jener dankbaren Offenheit entgegen, die ihre Unbefangenheit verdiente, und mit jener Hingebung, die edlere Seelen von Anfang an dem Unglücke gern beweisen. Der Ton seiner Stimme that ihr wohl; sie war männlich und sanft und paßte so zu seinen Worten. Als Blinde hatte sie es gelernt, die Menschen nach den verschiedensten äußeren Zeichen zu beurtheilen, und so fand sie auch, daß in seinem Händedruck beim Abschiede viel Herzlichkeit lag, viel mehr als in dem ersten, als sie ihn empfing. Kaum war Karl fort, als sie alle ihre Gesellschafterinnen versammelte, um sich sein Aeußeres beschreiben zu lassen; sie stimmten alle darin überein, daß er etwas sehr Einnehmendes habe und zum Arzte wie geschaffen sei, da ihm das Vertrauen förmlich entgegen fliege. Er sei zwar nicht geradezu schön zu nennen, doch habe er viele Schönheiten, die bei einem Manne mehr werth seien, wie ein sanftes, doch sehr ernstes dunkles Auge, eine hohe, weiße Stirn, eine feine Hand und einen Mund, der zwar etwas groß sei, aber viel Energie verrathe und diese wohlthätig mit einem sanften Lächeln verdecke. Die Kranke, zu welcher Karl als Arzt gerufen worden, konnte sein Benehmen nicht genug rühmen und schilderte vorzugsweise seine Art, zu sprechen, zu gehen, zu sitzen, sich zu bewegen, und so wurde es Emilien nicht schwer, sich aus

den einzelnen Vorzügen, die jede der Damen besonders hervorhob, ein vollkommenes und lebhaftes Bild Karls zusammen zu setzen.

Karl kam bald wieder, um seine Kranke zu sehen. Es war ein heiterer Wintertag, und er mußte in den Garten, um die Herrin des Hauses zu begrüßen. Er schloß sich ihrem Spaziergange an, und es that ihm wohl, Emilien auf ihrem Gange manchen Dienst leisten zu können. Der Weg führte über eine hochgewölbte amerikanische Brücke, und sein Arm war nicht zu viel, obwohl die Gouvernante sie führte. Er übernahm alle Funktionen des Dieners, der nachfolgte, er legte ihr den Mantel um, da man an eine luftigere Stelle des Parkes kam, er stützte sie, da es den Hügel hinabging. Auf dem Wege schob er vorsorglich jedes Steinchen oder jedes todte Zweiglein bei Seite. Dabei wußte er, um Emilien seine Geschäftigkeit nicht merken zu lassen, ein lebhaftes Gespräch zu unterhalten. Beim zweiten Besuch wagte es Emilie schon, ihm von seinen Versen zu sprechen und ihm ihre Dankbarkeit dafür auszudrücken. Sie verweilte mit Liebe bei diesem Gegenstande, aber bescheiden wußte er das Gespräch in ein allgemeines über Poesie zu verwandeln. Gern hörte sie ihre Lieblingsdichter von seinem Munde gelobt; mit größerer Freude horchte sie seinen Urtheilen, die in klaren Worten aussprachen, was sie nur dunkel gefühlt und wovon sie sich nie Rechenschaft gegeben hatte. Es schien ihr, als ob sie nun Alles besser verstände und als ob sie künftig mit ganz anderen Ohren hören werde. Sie bat ihn, bald wieder zu kommen, ihre Bibliothek anzusehen und die Lücken auszufüllen.

Karl erkannte bald die schöne Gedanken- und Phantasiewelt, welche Emilie in ihrer einsamen Nacht um sich aufbaute, und es schien ihm eine süße Pflicht, ihr am Ausbau behülflich zu sein. Er benutzte die Einladung, bald wieder zu kommen, und er hatte ihr in Bezug auf ihre Bibliothek in der That manchen nützlichen Rath zu ertheilen. Er blieb dabei nicht stehen. Bei späteren Besuchen, da er erkannt hatte, mit welcher aufrichtigen Dankbar-

keit Emilie seine Rathschläge annahm, erlaubte er sich, sie auf manche Fehlwege aufmerksam zu machen, auf die sie bei ihren ernsteren historischen Studien gerathen war, und bald war er gewisser Maßen ihr Lehrer geworden.

So brachte Karl neue Elemente in diese kleine abgeschlossene Welt, wie das immer geschieht, wenn plötzlich ein Mann in einem Frauenkreise erscheint. Einem Manne gegenüber sind Frauen nicht eifersüchtig auf ihren Einfluß; einem gebildeten gestehen sie gern Ueberlegenheit zu. So thaten auch Gouvernante und Gesellschafterinnen. Es wurde viel von ihm gesprochen; seine Gespräche gaben Stoff zu neuen Gesprächen, in seiner Abwesenheit berief man sich auf ein von ihm ausgesprochenes Wort; war er da, machte man ihn zum Schiedsrichter. Emilien war er bald mehr, war er ein lieber Freund geworden. Von ihm geführt, machte sie ihre Spaziergänge durch den Park, verbrachte sie ganze Stunden im vertraulichsten Gespräche.

Da sie sich in seiner Gesellschaft neu aufleben fühlte, so war es natürlich, daß sie ihm von ihrer früheren Vereinsamung, von den Leiden einer von der Welt Ausgeschlossenen erzählte. Er konnte ihr dabei ungestört ins Auge sehen; es glänzte milde wie ein sanft umhüllter Stern, und das seine konnte unbelauscht eine Thräne zerdrücken. Doch war es ihm manchmal, als fühlte sie Das, und als sähe sie ihm ins innerste Herz. Er irrte sich nicht; am Zittern des Arms, am Tone seiner Stimme, an manchen Worten erkannte sie mit dem Instinkte der Blinden den Freund, der mit ihr fühlte, wie noch Niemand mit ihr gefühlt hatte.

In der Freude ihres Herzens sprach sie der Mutter, die sie oft besuchte, mit Begeisterung von der neuen Bekanntschaft. Die Mutter äußerte den Wunsch, Karl kennen zu lernen, und er wurde auf einen bestimmten Tag eingeladen, um ihr vorgestellt zu werden. Frau v. B... fand ihn sehr liebenswürdig, machte ihm Vorwürfe, daß er sich in einem kleinen Städtchen begrabe, da er ganz geeignet sei, in der großen Welt sein Glück zu machen, und lud ihn schließlich ein, sie doch ja zu besuchen, wenn er in

die Stadt komme, und ihr Haus als das seinige zu betrachten. Bald lernte ihn auch der Vater kennen und fand ihn „charmant".

Sonderbar genug: die Gesellschaft des Städtchens, welches Karl bewohnte, und der Umgegend der Villa nahm die häufigen Besuche des jungen Arztes ernster. Emilie war rücksichtslos gegen eine Welt, die für sie nicht existirte; sie gab sich ihrer Freundschaft ohne Rückhalt hin, sie machte kein Hehl daraus, daß sie in Karls Gesellschaft Stunden und halbe Tage verlebe, sie zeigte sich auch außerhalb des Parkes an seiner Seite. Kein Zweifel! das blinde Fräulein liebt ihn, der arme Arzt will sein Glück machen und eine reiche, wenn auch blinde Braut heimführen. Das Gerede drang in die Stadt und mit Hülfe guter Freunde bis an die Ohren der Familie v. B... Anfangs war man überrascht, ja bestürzt; einen armen Arzt ohne Ruf und Namen als Schwiegersohn in die Familie aufzunehmen, schien etwas Ungeheures. Der Vater seufzte in Erinnerung an die Pläne, die er einst mit Emilien gehabt hatte. Abends wurde Familienrath gehalten, und man begann die Debatten in schlechter Stimmung; nach einigem Ueberlegen aber fand man, daß sich die Dinge im Grunde gut fügen, daß man am Ende zufrieden sein müsse, wenn die arme Emilie überhaupt einen Mann finde. Man habe sich mit diesem unglücklichen Kinde in so Vieles fügen müssen, man müsse auch Das ertragen, daß man sie nicht standesgemäß versorgen könne. Karl sei ein Mann, den man in der Welt präsentiren dürfe, und sein Charakter sei, wie es scheine, der Art, daß er Emilien ein ruhiges und rücksichtsvolles Leben verbürge. Auf das Bedenken der Mutter, daß Karl ihre Tochter wohl nicht aus Liebe heirathen wolle, antwortete der Vater, daß es ihm achtbar sei, wenn ein mittelloser junger Mann eine solche Gelegenheit benutze, seine Zukunft zu sichern. Zuletzt wurde beschlossen, daß der Vater schon am nächsten Tage nach der Villa fahren und mit Emilien und, wenn sie ein Verhältniß mit Karl zugebe, auch mit diesem sprechen solle.

Herr v. B... fand seine Tochter nicht unvorbereitet.

In Emiliens wie in Karls Seele war es klar. Seit mehreren Tagen waren sie im vollen Bewußtsein ihrer Liebe glücklich. Sie hatte es zuerst gewußt, daß sie einander liebten; er hatte es ihr zuerst gesagt.

Und du willst als der barmherzige Führer einer Blinden durchs Leben gehen? fragte sie ihn weinend in jener glücklichen Stunde.

Er küßte ihr anstatt aller Antwort die beiden sanften blinden Augen. Da wischte sie die Thränen ab und rief mit freudestrahlendem Gesichte: Wie segne ich meine Blindheit! Sie allein wird es möglich machen, daß ich dein werde; wer weiß, was sie sonst aus mir gemacht hätten!

Bedurfte es für ihn eines größeren Beweises ihrer Liebe? Und sie — war sie nicht seiner innigsten Liebe gewiß, da er sie, die Hülflose, für ein Leben lang in seinen Schutz nahm? Denn kein beleidigender Gedanke, keine, auch nur die flüchtigste Erinnerung an die Schätze, die sie dem armen Arzte mitbrachte, war ihr in den Sinn gekommen.

So seiner und ihrer Liebe gewiß, antwortete sie auf des Vaters Frage mit einem einfachen Ja.

Herr v. B... erwiderte, daß er nach reiflicher Ueberlegung gegen die Heirath mit dem vortrefflichen jungen Manne nichts einzuwenden habe und daß die ganze Familie, wie aus einer gestrigen Besprechung hervorgegangen, einverstanden sei. Emilie, ahnend den Inhalt jener Familien-Konferenz, lächelte.

Es blieb nichts übrig, als mit Karl zu sprechen. Herr v. B... schickte seine prächtige, mit Wappen geschmückte und von zwei feurigen englischen Pferden gezogene Karosse ab, daß sie ihn abhole. Ist einmal die Sache so weit, dachte er, dann kann man den Mann nicht früh genug an ein konvenables Auftreten und die Bedürfnisse des Luxus gewöhnen.

Herr v. B... nahm indessen die Muster-Meierei, die er in der Nähe der Villa hatte, in Augenschein und durchging den Park, um für den nahenden Frühling mancherlei Anordnungen

zu treffen. In das Haus zurückgekehrt, sah er von fern schon die Karosse heranbrausen und fand, als sie in den Hof einfuhr, daß sich Karl in einem solchen Wagen ganz gut ausnehme und daß er sich mit Würde zurückzulegen verstehe.

Herr v. B... empfing den Ankommenden mit vielem Wohlwollen. Verzeihen Sie, lieber Herr Dr. Blank, wenn ich Sie gestört und Ihren Patienten entzogen habe; ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen. — Mit diesen Worten nahm er ihn freundschaftlich unter den Arm und führte ihn hinab in die Säulenhalle, die an der Parkseite vor dem unteren Salon hinlief.

Junger Mann! — fing er da im Auf- und Abgehen an — ich will mit Ihnen offen von einem Gegenstande sprechen, von dem anzufangen, eigentlich an Ihnen gewesen wäre. Indessen begreife ich, daß Sie bei der denn doch obwaltenden Verschiedenheit unserer Stellung, bei der Schüchternheit, die in Ihrem Alter nicht immer ganz verschwunden ist, und bei der Natur der in Rede stehenden Angelegenheit etwas zaghaft waren, und ich will, wie es mein Name und meine Stellung erlauben, ohne dadurch mich oder meine Tochter zu kompromittiren, jede Formalität bei Seite setzen, indem ich selbst von dem Gegenstande beginne. — Sie haben es verstanden, meiner Tochter eine in der That lebhafte Neigung einzuflößen — Sie wünschen, sie zur Frau zu haben...

Ich bitte, Herr v. B... — fiel ihm hier Karl ins Wort — ich bitte, diese letzten Worte...

Stille, junger Freund, fuhr Herr v. B... fort, stille, ich weiß Alles. Es ist mir, Gottlob! gelungen, meine Kinder so zu erziehen, daß sie kein Geheimniß haben vor ihrem Vater! Ich weiß Alles! Sie haben sich gewissermaßen verlobt, junger Freund — hier legte Herr v. B... die eine Hand auf die Schulter Karls, indem er ihm die andere hinreichte — ich habe nichts gegen diese Verlobung einzuwenden.

Sie sind ein edler Mann, murmelte Karl und legte ruhig seine Hand in die dargebotene des Herrn v. B...

Nein, mein Freund, fuhr Herr v. B..
ein guter Vater. Nach allen eingezogenen
nach dem Eindrucke, den Sie mir selbst und
macht, können wir das unglückliche Kind
Händen anvertrauen. Aus Liebe zu unserer
auch gern jede Rücksicht bei Seite, die uns
Stellung auferlegen. Lieber Doktor, fügte H
lächelnd hinzu, Sie kommen in eine aufgekl
Sie nichts von veralteten Vorurtheilen werd

Auch Karl lächelte; er fühlte den ganzen
diesen Worten sprach, und unwillkürlich entzo
seine Hand. Warst du denn auf Derglei
fragte er sich. Geduld! Geduld! und er
zusammen und setzte die Wanderung an de
v. B... fort. Dieser schien eine Antwort z
Fortsetzung seiner Rede zu überlegen und sch
ein Gedanke auf, der ihn glücklich lächeln
nach, ob er Herrn v. B... nicht ein Wort h
ihn beschämen mußte. Aber dieses Wort hä
Geheimniß verrathen, das selbst Emilie no
das sie doch vor allen Menschen zuerst kenn
murmelte noch einmal: „Geduld! Geduld!"
Daun dachte er wieder an all das Gerede,
Gegend erfüllte, an die Fragen seiner Freu

gegenüber etwas beengt. Beruhigen Sie sich! Ich
Mann, der — Sie sehen, ich spreche offen — mit einig
verleugnung, wo sich ihm die Gelegenheit bietet, für
kunft zu sorgen versteht. Hoch achte ich den jungen M
früh einer solchen Handlungs- und Anschauungsweise
Und damit Sie sehen, wie offen ich bin, wie klar ich
hältnisse betrachte, so füge ich noch ohne Rückhalt hi
werden uns bei allem Reichthum, den Ihnen mein
bringt, nichts zu danken haben. Schwer und groß
Pflichten, die Sie mit einer blinden Frau übernehme
nur billig, daß der Lohn ihrer Erfüllung ein großer se

Karl blieb stehen, keines weiteren Schrittes fähig.
mann! — das Wort schwebte auf seinen Lippen, aber
an Emilien, an die Vorsätze, die er gefaßt, an sein
heimniß, und er wischte sich stillschweigend den kalten
von der Stirn. Dann wieder dachte er, ihn mit Eine
mit plötzlicher Enthüllung seines Geheimnisses zu b
aber wieder fiel es ihm ein, daß Emilie es zuerst kenn
Er faßte sich und sagte so ruhig als möglich:

Herr v. B..., erlauben Sie mir, bevor ich auf A
Sie mit so großer Offenheit darzulegen die Güte hat
worte, erst noch einige Worte mit Fräulein Emilie zu

Herr v. B... war zwar etwas überrascht, fand
billig, daß, wenn noch eine Erklärung zwischen den jung
nöthig sei, diese Statt finde.

komme, um dich ans Herz zu drücken und dir ein Geheimniß mitzutheilen, das du vor allen Menschen dieser Erde kennen mußt.

Ein Geheimniß? fragte Emilie.

Ja, ein süßes Geheimniß, das mich beglückt, wie mich noch nichts im Leben beglückt hat. Seit Wochen trage ich es in mir, aber ich wagte nicht, es auszusprechen. Jetzt, da meine Zweifel und Hoffnungen zur Gewißheit geworden, jetzt erst wage ich es, dir davon zu sprechen.

Er nahm das holde Gesicht Emiliens in beide Hände und sagte: Versprich mir, es ruhig und mit Fassung anzuhören.

Ich verspreche es, antwortete Emilie, obwohl sie zu beben und zu zittern begann.

Er küßte sie auf beide Augen und sagte mit fester und sicherer Stimme: In wenigen Wochen ist die Krankheit dieser beiden geliebten Sterne reif; ich werde ihnen das Licht wiedergeben.

Karl! schrie Emilie, Karl! Und keines anderen Wortes fähig, warf sie sich an seine Brust, umschlang ihn mit beiden Armen und benetzte seine Wangen mit ihren glücklichen Thränen.

Stille! gebot Karl, nicht geweint — der Arzt verbietet es.

Durch dich bin ich in trüber Einsamkeit wieder aufgelebt, schluchzte Emilie, soll ich durch dich die köstliche Gabe wieder erhalten? Ich soll dein theures Antlitz sehen können, mein Freund, mein Retter, mein Befreier!

Mein theures Kind! rief Karl, indem ihm selbst die Thränen aus den Augen sprangen.

Aber, mein Freund, fuhr Emilie nach einiger Zeit fort, täuscht dich deine Liebe nicht mit eitlen Hoffnungen, da mich die erfahrensten Aerzte längst aufgegeben haben?

Emilie, hat dir einer von all den berühmten Aerzten so lange und so tief ins Auge gesehen, wie ich? hat ihm dabei wie mir die Liebe mit ihrer Fackel geleuchtet? fragte Karl mit sanftem Vorwurf.

Wahr, mein Freund, ich glaube dir; scheint es mir doch

so gewiß, daß mir von dir alles Heil kommen müsse! antwortete Emilie.

Nun du es weißt, Emilie, gehe ich wieder hinab zu deinem Vater, um ihm zu sagen, was ich dir für all dein Geld mitbringe.

Schon war Karl an der Thür, als ihn Emilie plötzlich und mit ängstlicher Stimme zurückrief. Halt, mein Freund, sagte sie mit zitternder und aufgeregter Stimme, eile nicht! Warte, bis ich einen Gedanken ganz erfaßt habe, einen traurigen Gedanken, der mir so eben durch den Kopf zog. Schweige, sprich nicht davon! Nur du und ich sollen das Geheimniß kennen. Gott, es ist schrecklich! Wenn du mich heilst, werden sie dich mit Gold überhäufen, ich aber bin dir verloren. Niemals werden sie mich, die Sehende, dem armen Dorfarzte geben.

Das habe ich mir schon selbst gesagt, erwiderte Karl, und habe danach meine Pläne gemacht. Aber ich konnte es doch nicht recht glauben.

Glaube es mir! bat Emilie dringend.

Was aber soll ich deinem Vater auf all das Beschämende antworten? fragte Karl.

Trage es, trage es für mich! bat Emilie mit gefalteten Händen.

Das will ich, meine Geliebte, rief Karl, Das und noch vieles Andere. — Er schloß sie herzlich in seine Arme und eilte dann zu Herrn v. B... hinab, welcher, noch in Gedanken vertieft, zwischen den Säulen auf und ab ging.

Herr v. B..., begann Karl, zwischen mir und Emilien ist Alles auf das Befriedigendste geordnet! — Und mit zeremoniöser Haltung und etwas steifer Förmlichkeit fügte er hinzu: Ich werde mich glücklich schätzen, ich werde mich höchst geehrt fühlen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter gewähren und mich so in den Schooß Ihrer hochgeehrten Familie aufnehmen.

Lieber Doktor, antwortete Herr v. B..., umarmen Sie mich als Ihren Schwiegervater... Und jetzt gehen wir zu Emilien.

Karl und Emilie mußten sich in Gegenwart des Herrn von B... umarmen, und er gab ihnen seinen Segen. Dann setzte er sich zwischen Beide aufs Sopha, nahm Beider Hände und war sehr gemüthlich. Er sprach von der künftigen Einrichtung des jungen Ehepaares und schenkte Karl diese prächtige Villa sammt Park, Muster-Meierei und Dependenzen, da er doch hier Emilien kennen gelernt, und bat ihn um die Erlaubniß, bei einem jungen Bildhauer, den er protegirte, einen Aeskulap zu bestellen, den er unten in der Säulenhalle aufstellen wollte. — Auch die Aerzte haben ihren Adel, sagte er lächelnd, sie stammen von den Göttern. — Auch auf die Hochzeit kam er zu sprechen. Mit Anfang des Frühlings, sagte er, heirathet Emiliens Schwester den Grafen R...., die Hochzeit wird mit vieler Pracht gefeiert werden. Leider gestattet es Emiliens Lage nicht, daraus ein Doppelfest zu machen; sie könnte an all dem Tumult nicht Theil nehmen. Ihr wird es angemessen sein, zu anderer Zeit und in der Stille ihre Vermählung zu feiern. Wir wollen daraus ein gemüthliches Familienfest machen. Auch sind Ihre Verhältnisse, lieber Doktor, und die des Grafen so verschieden, die Gesellschaft wäre am Doppelfeste innerlich so getrennt, daß sich an eine Vereinigung gar nicht denken läßt. Nach der Hochzeit geht der Graf mit seiner Gemahlin auf Reisen, Mama muß in ein Seebad und wird bei dieser Gelegenheit unseren Freunden bei Paris einen Besuch abstatten; so wird eure Vermählung wohl bis in den Herbst aufgeschoben werden müssen.

Bis in den Herbst? rief Karl — unmöglich!

Unmöglich? wiederholte Herr v. B... lächelnd — es ist natürlich, daß es Ihnen so scheint, wird aber bei der Lage der Dinge doch nicht anders thunlich sein.

Karl wurde verdrießlich und brütete vor sich hin, ohne auf die Worte seines künftigen Schwiegervaters weiter zu hören. So wurde es spät, und Herr v. B... nahm Abschied, indem er versprach, morgen Mama herauszuschicken, daß sie dem Brautpaar ihren mütterlichen Segen gebe. — Kommen Sie morgen

ja herüber, sagte er zu Karl, und daß ich Ihnen den Weg erleichtere, wird mit dem Frühesten ein Phaëton mit zwei kräftigen Holsteinern vor Ihrer Thür warten. Ich bitte, über Gespann und Kutscher als über Ihr Eigenthum zu verfügen.

Karl begleitete Herrn v. B... an den Wagen, dann kehrte er in Emiliens Zimmer zurück und warf sich in die Sophaecke, wo er so eben neben ihm gesessen hatte. Er drückte die Augen in die Hände und brütete, wie vorhin.

Warum so schweigsam, mein Freund? fragte Emilie, die sich zu ihm setzte.

Also bist du mir doch verloren! rief Karl traurig.

Wie so verloren? fragte Emilie erschrocken — ist nicht Alles aufs Schönste geordnet?

Unsere Vermählung soll ja, wie der Vater bestimmt, erst im Herbste Statt finden, antwortete Karl.

Nun, und fürchtest du, daß deine Liebe nicht so lange aushält? fragte Emilie scherzend.

O, scherze nicht, während mir vor Leiden das Herz zittert! rief Karl wieder. Wenn du das Licht der Augen vor unserer Vermählung erhältst, dann bist du mir verloren; darüber sind wir Beide einig. Die Krankheit deiner Augen wird eben um die Zeit der Hochzeit deiner Schwester zur Operation reif sein. Unsere Vermählung müßte um dieselbe Zeit Statt finden; dann, am selben Tage, solltest du, meine Geliebte, wieder sehen können.

Emilie schwieg und versank in Nachdenken; dann plötzlich, als ob sie einen Ausweg aus dieser Verlegenheit gefunden hätte, fragte sie: Ist es unbedingt nothwendig, daß die Operation in der ersten Zeit der Reife Statt finde, oder kann sie um einige Zeit aufgeschoben werden?

Es ist nicht unbedingt nothwendig, antwortete Karl, daß sie in der ersten Zeit vorgenommen werde, man kann sie allerdings aufschieben.

Nun! rief Emilie, so werde ich in meiner Blindheit bleiben, bis zum Herbste, bis ich dir angetraut bin, dir unwiderruflich angehöre.

Nein, du Engel des Lichtes in der Finsterniß, nein! rief Karl gerührt und drückte sie an sein Herz — nein, um keinen Preis soll deine Nacht länger dauern, als sie muß. Du solltest noch einen Frühling versäumen mit allen Blumen, einen Sommer mit seinem Meer voll Licht, und Das um mich? Nein, um keinen Preis auf Erden!

Um keinen Preis? auch nicht, wenn ich der Preis bin? fragte Emilie vorwurfsvoll.

Auch dann nicht, rief Karl mit Festigkeit; wenn die Zeit kommt, werde ich vor deinen Vater hintreten und ihm sagen: Die Zeit ist gekommen, Ihre Tochter ist geheilt, — wenn ich auch weiß, daß er dich dann zurücknimmt und daß ich von fern zusehen muß, wie du mit Gewalt irgend einem Baron oder Grafen hingegeben wirst.

Du könntest Das sehen und kannst von mir nicht das Opfer eines Frühlings und eines Sommers annehmen? fuhr Emilie in vorwurfsvollem Tone fort.

Karl wiederholte seinen festen Entschluß, ihr Geheimniß zu verrathen, wenn ihre Vermählung nicht schon im Frühling vollzogen und ihm so Gelegenheit gegeben werde, seinen geheimen Plan auszuführen.

Emilie dachte wieder nach. Nach einiger Zeit sagte sie: Sei ruhig, mein Freund, morgen kommt die Mutter. Lasse mich erst mit ihr allein und triff später ein. Ich werde ein Weib sein, ich werde intriguiren, ich werde heucheln, und ich werde es durchsetzen, daß wir im Frühling getraut werden.

Es war indessen spät geworden; Karl sprang auf und drückte Emilien in seine Arme. Zum Abschied sagte er ihr noch: O, heuchle, heuchle, Emilie! Muß ich doch einen falschen Schein auf mir ruhen lassen, der mich zu Boden drücken würde, wenn ich nicht mein Bewußtsein und deine Liebe hätte.

Karl hatte die letzten Worte so traurig ausgesprochen, daß sich Emilie vornahm, ihre Rolle für ihn so gut als thunlich durchzuführen. Und sie hielt sich Wort. Am Morgen kam die

Mutter an. Sie drückte ihre Tochter in die Arme und überhäufte sie mit Glückwünschen. Bald aber bemerkte sie, daß Emilie nicht so heiter war, als sie erwartet hatte.

Wie sollte ich auch? sagte Emilie — Papa zeigte mir wahre Angst vor dem Gedanken, daß meine und der Schwester Vermählung zusammen gefeiert werden solle, und doch wird alle Welt fragen, warum das nicht eine Doppelhochzeit gebe, da doch zwei Bräute im Hause und keine Hindernisse vorhanden sind. In der Stille will mich Papa verheirathen, wie man eine arme Cousine verheirathet, die aus Barmherzigkeit ausgestattet wird.

Kind, Kind! welche Gedanken! rief die Mutter erschrocken.

Ich hätte sie auch nicht ausgesprochen, fuhr Emilie schnell fort, wenn sie mich allein beträfen. Ich habe mich nie beklagt, ich habe mich immer zurückgezogen, um euch nicht zu stören; denn ich bedachte eure Pflichten, eure Verbindungen, und was ihr diesen schuldig seid. Dieses Mal aber betrifft die Zurücksetzung nicht mich allein, sie betrifft Karl, meinen Mann, eben so sehr. Ist es nicht, als ob man sich schämte, ihn als Schwiegersohn zu zeigen, als ob man sich des Abstandes zwischen dem Grafen und dem armen bürgerlichen Arzte schämte? Werde ich nicht, wenn Papa bei seinem Gedanken beharrt — ich wiederhole es — wie eine arme Verwandte behandelt?

Emilie! rief die Mutter, indem sie aufsprang und sie in ihre Arme schloß, du bist mein Kind, mein theures Kind, deine Vorwürfe schneiden mir ins Herz, und ich fühle, daß etwas Wahres in deinen Worten ist. Dein Vater hat ja nur so ins Blaue hinein im ersten Moment ohne Ueberlegung den Plan gemacht. Gewiß, er hätte nicht daran gedacht, wenn er gewußt hätte, daß du die Sache so betrachtest. Du weißt, daß ich in solchen Angelegenheiten der Familie etwas vermag, und ich verspreche dir, daß deine Hochzeit zugleich mit der deiner Schwester gefeiert werden soll.

Die Mutter hielt Wort; im Familienrath wurde beschlossen, daß im Frühling eine Doppelhochzeit gefeiert werden solle. Nur

am Programme der Festlichkeit wurde aus Rücksicht auf Emilien Manches geändert. Der große Ball wurde ganz gestrichen, das Diner in ein großartiges Dejeuner verwandelt und anstatt der aristokratischen Kirche der Stadt die Hauskapelle zur Vermählung bestimmt.

So kam der Frühling heran und mit ihm die zur Doppelvermählung bestimmte Zeit. Emilie begab sich erst einen Tag vor der Hochzeit in die Stadt, wo sich Karl bereits seit einer Woche befand. Er hatte einige Gassen weit vom Palaste des Herrn v. B ... eine geräumige Wohnung gemiethet, in welcher er sich mit geheimnißvollen Vorbereitungen viel zu schaffen machte.

Die Zeremonie fand in Gegenwart zahlreicher Gäste Statt; zuerst erhielt die ältere Schwester mit dem Grafen R ..., dann unser Paar den priesterlichen Segen. Nach der Trauung begab man sich in einen großen Saal des oberen Stockwerkes, wo die ganze Gesellschaft plaudernd und auf- und abwandelnd die Stunde des Dejeuners erwartete. Karl hatte sich entfernt und Emilien in Gesellschaft von Jugendfreundinnen zurückgelassen. Nach einiger Zeit kam er zurück, faßte Emiliens Arm und flüsterte ihr ins Ohr: Bist du ruhig, mein geliebtes Weib?

Fühle meinen Puls, antwortete sie lächelnd, ob er schneller schlägt, als du es erlaubst.

So laß uns gemach aus dem Saale verschwinden, sagte Karl mit aufgeregter Stimme.

Er machte mit ihr einen Gang den Saal entlang und führte sie leise vor die Thür und in den Vorsaal. Dort faßte er sie in seinen Arm und trug sie eilend hinab, wo er sie in einen bereit stehenden geschlossenen Wagen hob, der sich sofort in Bewegung setzte und in den nächsten Gassen verschwand.

Erst da man sich zu Tisch setzen sollte, wurde die Abwesenheit des einen Brautpaares bemerkt. Man suchte es überall — vergebens. Man wollte sich bei Emiliens Gesellschafterinnen erkundigen — auch sie waren sämmtlich verschwunden.

Herr v. B ... fand diese Entführung höchst unschicklich und

meinte, daß nur ein Mann von Karls Stande eines solchen Streiches fähig sei. Um Skandal zu vermeiden, trat er vor die Gesellschaft und entschuldigte Madame Blank, die sich etwas müde in ihre Gemächer zurückgezogen habe, und Herrn Blank, der ihr Gesellschaft leiste. Indessen schickte er einen Vertrauten in die Wohnung Karls mit der Weisung, daß sich das junge Ehepaar sobald als möglich zur Gesellschaft zurückverfügen solle. Auch der Vertraute kam nicht zurück, und die Zeit verrann Herrn v. B ... auf eine unangenehme Weise, während die Gäste sich beim Dejeuner sehr gütlich thaten und die heiterste Stimmung herrschte.

Man war eben dabei, den Grafen R ... sammt Gemahlin hoch leben zu lassen, als Karl mit fliegendem Haar, mit glühenden Augen, sprühenden Wangen, tief und schnell athmend vor Aufregung in den Saal stürzte. Meine Herren und Damen! rief er fast schreiend, seit zehn Minuten sieht Madame Blank; die Operation ist vollkommen geglückt.

Mit einem Schrei der Ueberraschung sprangen die Gäste von ihren Sitzen; Herr v. B ... stürzte sich auf Karl und umhalste ihn gerührt, Frau v. B ... weinte aufrichtige Thränen mütterlicher Liebe.

Ungeheurer Jubel bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft; Jeder besonders wollte Karl Glück wünschen, Jeder besonders ihm danken und ihn umarmen, und so wanderte er aus einer Umarmung in die andere. Herr v. B ... drückte seine Frau ans Herz und schämte sich der Thränen nicht, die ihm von den Wangen liefen; ermattet sank er endlich auf einen Stuhl. Frau v. B ... stürzte fort, um zu ihrem Kinde zu eilen, aber ihr Gatte faßte sie noch am Arm, und während er sich die Thränen abwischte, sagte er leise mit noch bebender Stimme: Merkst du's, Sophie? — ich durchschaue Alles — eigentlich hat er uns betrogen.

Wer? fragte Frau v. B ... überrascht.

Nun, der Doktor! antwortete ihr Gatte, noch immer mit thränenden Augen.

Gott lohne ihm den Betrug! rief Frau v. B... mit fromm gefalteten Händen und zum Himmel gekehrten Augen.

Gewiß, antwortete er, ich sage nicht Nein. Ein kluger Mann! er wußte sehr wohl, daß ich ihm das sehende Fräulein v. B.... nicht zur Frau gebe, so nahm er die Blinde und machte sie sich sehend. Ein sehr kluger Mann! ich achte ihn hoch!

Mit diesen Worten sprang er auf und drang durch die Menge der Gäste, um Karl noch einmal zu umarmen.

Graf R... und seine Gemahlin reisten nach wenigen Tagen nach dem sonnigen Italien ab. Nach einigen Wochen, da die Heilung vollendet war, führte Karl sein glückliches Weib in die grünen Thäler der nahen Schweiz. In die Heimat zurückgekehrt, etablirte er sich in der Stadt. Der Ruf jener Operation, die Verbindungen des Schwiegervaters, vor Allem aber sein liebenswürdiges und Vertrauen einflößendes Wesen trugen dazu bei, ihm bald eine Stellung als Arzt zu geben, deren sich Herr v. B... nicht zu schämen hatte. Was aus seiner Poesie, der ersten Liebes-Botin zwischen ihm und Emilien, geworden, wissen wir nicht. Er war wohl zu glücklich, um noch länger melancholische Verse zu schreiben.

5.

Kontraste.

Der fürchterliche Kontrast zwischen Reichthum und Armuth erinnert mich an eine Zeit, da ich, fern von Emiliens sonniger Heimat, fern von Herrn v. B...'s Villen, Schlössern, Palästen, Statuen und Vasen, das Land der Armuth, das Land der herabgekommenen Königssöhne, da ich Irland durchwanderte, in eine Hütte einkehrte und in die Wohnung des Elendes eingekehrt zu sein glaubte.

Von Belfast aus kam ich mit Hülfe des Dampfes in wenigen

Stunden nach der alten Celtenstadt Antrim. Die alte, verfallene Physiognomie der Menschen und Häuser abgerechnet, findet der Fremde in Antrim nichts Auffallendes, während für die Einwohner im Gegentheil ein solcher Tag, da ein Fremder über ihren öden Marktplatz geht, allerdings höchst merkwürdig ist. Aus den erblindeten Glasfenstern der besseren, aus den papierverklebten der schlechteren Häuser blicken dann verwitterte Gesichter mit erstaunten Augen und scheuen sich nicht, dem Wanderer Ausrufe höchster Ueberraschung, oft sehr wilder Art, in die Ohren zu schreien. Die halbnackten Kinder, die vor den Thüren spielen, springen erschrocken auf und eilen, sich im Schooße der Mutter zu verbergen. Auf dem grasbewachsenen Marktplatze gehen bewaffnete englische Konstabler auf und ab und langweilen sich. Sie sind froh, einen Fremden zu sehen, weisen ihn gern zurecht und scheinen die einzigen civilisirten Menschen.

Indessen kommt man nicht nach Antrim, um Antrim zu sehen, man kommt seines Sees wegen, welcher der größte von allen irischen Seen ist und bei den Einwohnern der Laugh Neagh heißt. So verläßt man denn bald die Stadt, um die Ufer aufzusuchen. Man steigt nun die Hügel hinab und gelangt in eine Art von Vorstadt. Sie besteht aus Lehmhütten, von denen jede nur Ein Gelaß hat und gar kein Fenster — der Fenstersteuer halber. Die Thür steht offen und muß auch im Winter offen stehen, wenn man etwas Licht haben will. Im Halbdunkel dieser erbärmlichen Wohnungen hocken unbeweglich abgezehrte weibliche Gestalten, oder liegen oft betrunken alte und junge Männer. Selten, daß ein heimliches Kaminfeuer das Unheimliche dieser Menschenwohnungen mildert. Geht man durch solche Gassen und will man Almosen austheilen, so kann man es ohne Unterbrechung thun und nach rechts und links reichen; magere, knochige, gierige Hände werden sich überall entgegenstrecken.

Hat man den Westen gesehen oder auch nur die Moorgegenden von Castleblanay, dann ist man freilich schon an Solches und an Aergeres gewohnt. Hat man die Hütten gesehen, von

denen der Beamte des Grundbesitzers das Dach gerissen und die wohl zu Hunderten mitten aus Moorgründen oder sandigen Kartoffelfeldern ihre Lehmgiebel wie dürre Arme klagend gen Himmel strecken; hat man die einstigen Bewohner dieser Hütten gesehen, wie sie, Mann, Weib und eine lange Reihe von Kindern, wie Vögel mit bleigetroffenen Flügeln, nackt, krank, mit den Symptomen des nahenden Hungerfiebers über die Kartoffelfelder oder die nassen Moorgründe irren, ohne zu wissen, wohin sich zu wenden: dann freilich scheinen Einem die Bewohner dieser Hütten von Antrim noch in Wohlleben schwelgende Menschen. So ging ich denn auch mit einem durch Gewohnheit schon geminderten Gefühle durch jene Gasse.

An ihrem Ausgange taucht man wie aus der Nacht zum Lichte auf, denn sie mündet auf eine Wiese, die sich mitten durch schöne Gebüsche und Haine lachend hinzieht, während aus dem Hintergrunde die schimmernde Fläche des Sees grüßt. Die Wiese, Büsche und Haine sind die letzten Ausläufer des Parkes von Shanes-Castle, welcher die nördlichen Ufer des Laugh Neagh mit grünen Armen umschließt. Aber in ihrem Schooße ist die Aussicht noch beschränkt; ich wanderte weiter auf dem Damme, der sich weit in den See hinein streckt. Hier thut sich ein weiter, breiter Blick auf. Der See, der fünf Grafschaften die Füße badet, verliert sich gegen Süden wie ein Meer ins Unendliche — da ist kein Berg und Wald, auch keine Hütte, die nach dieser Richtung dem Blicke seine Ufer andeuteten; die wenigen Segel, die dahin ziehen, scheinen auf weite, lange Reisen zu gehen, die Nebel, die sie bald verschlingen, ein unbekanntes Land zu verhüllen. Nur die nördlichen Ufer sind, wie gesagt, durch den Park belebt, den die Lords O'Neil, die Herren der Gegend, im Laufe der Zeit aus dem unwirthbaren Gestade hervorsprossen ließen. Er gleicht, vom See aus gesehen, mehr einem nordischen Walde und blickt düster wie ein Druiden-Hain. Shanes-Castle, das Schloß der Lords O'Neil, das mit spitzigen Thürmen und schmalen, langen Fenstern seit dem großen Brande von vor

zwanzig Jahren zum Theil als Ruine aus dem Parke hervorblickt und mit eingefallenen Augen den See bewacht, trägt nicht dazu bei, die Gegend zu erheitern. Der See war dunkel, fast schwarz anzusehen, und das war nicht die Schuld des wolkigen Himmels an jenem Tage; er ist es immer und heißt auch im Munde des Volkes „das schwarze Wasser", the black water. Die ganze Gegend hat etwas Nordisch-Mythologisches. Nach der christlichen Tradition ist der See das Werk des Teufels. Einmal, um eine Seele geprellt, die er bereits in seinen Klauen zu halten glaubte, riß er im Aerger ein Stück Landes aus der Erde und schleuderte es in den irischen Kanal; so entstand hier der See, dort die Insel Man.

Natürlich wohnen auch hier in der Tiefe des Sees, wie überall in Irland, die liebenswürdigen Elfengeister, jene halb gefallenen Engel, die, weil sie im Kampfe der Engel des Lichts mit den Genossen Lucifers abwarteten und nicht Partei ergriffen, auf die Erde, zwischen Himmel und Hölle, verbannt worden sind. Aber diese holden Geister treten hier in den Hintergrund, und man weiß von ihnen und ihren Krystall-Palästen in der Tiefe des Sees nur sehr wenig zu erzählen. Eine größere Rolle spielt die traurigere Banshee, eine Art weißer Frau aus dem Schlosse Shanes-Castle, die jedes Mal erscheint, wenn ein Glied aus der Familie O'Neil sterben soll. Sie läßt sich zwar bei solchen Gelegenheiten nicht immer sehen, aber man hört ihren Schrei, der ähnlich dem Pfiff des Orkanes dreimal die Luft durchgellt, mit klagendem Tone über die ganze Gegend, welche einst die O'Neils beherrscht, hinzieht und als Seufzer in weiter Ferne verhallt. Shanes-Castle hat ganz das Aussehen einer solchen Geister-Residenz. Traurig und schwarz, wie es sich in den schwarzen Wassern bespiegelt, erwartet man am hellen Tage, wenn es hier einen solchen gibt, daß aus seinen runden Thürmen und schmalen Fenstern Ahnfrauen, weiße Frauen und solches Volk hervortreten, um weinend und ächzend über die Wasserfläche hinzuschreiten.

Die Banshee wird jetzt von Tag zu Tag erwartet, denn in Shanes-Castle residirt der grauhaarige letzte Lord O'Neil. Mit

ihm stirbt das letzte Stammhaupt, wenn auch nicht der letzte Sprosse aus dem Königshause von Ulster. Denn alle Bewohner dieser Gegend sind O'Neils, alle sind sie Königssprossen, selbst die wir in jener dantisch-höllischen Gasse gesehen haben. Sie alle werden, als zur Familie gehörig, den Ruf der Banshee hören. Den Leuten im Schlosse selbst wird noch ein anderes Zeichen werden. Aus dem Gemäuer des Hofes blickt ein uralter, in Stein gehauener Kopf mit buschigen Brauen, hohlen Augen und schmerzlich verzogenen Mundwinkeln; der Kopf wackelt und wackelt von Tage zu Tage mehr und mehr und wird endlich aus dem Gemäuer fallen und in Stücke brechen. Dann ist das Ende des letzten Lords O'Neil gekommen. Dem armen Lord, der in dem alten, halbverbrannten Schlosse, das er nicht mehr aufbauen läßt, in Erwartung solcher Zeichen sitzt und den steinernen Kopf wackeln sieht und im Kreischen des Wetterhahns den Ruf der Banshee zu hören glaubt, muß melancholisch zu Muthe sein.

Es that mir leid um ihn. Die Gegend ist nicht gemacht, ihn aufzuheitern; das fühlte ich, wie ich auf der letzten Spitze des Dammes da saß und meine Blicke über den See schweifen ließ, immer tiefer in Brüten versank und meine Seele so dunkel wurde, wie die Wellen des „schwarzen Wassers". Es gibt traurige Erdpunkte, die so auf den Wanderer wirken; es gibt solche Momente auf einsamer Wanderung, da muß man sich schütteln und aufraffen, sonst verliert man seine Zeit und bildet man sich ein, man habe zu versteinern angefangen. Man vergißt, daß man ein gebildeter Mensch ist, und man glaubt an all die Sagen und brütet darüber; im besten Falle grübelt man und sucht nach ihrer traurigen Symbolik.

Ich schüttelte mich und stand auf. Das letzte Segel war verschwunden, vom Nebel verschlungen, die Wolken hatten sich tiefer gesenkt, und die Wellen und die Tannen am Ufer schienen mir schwärzer geworden. Auf der Höhe des Sees stand ein einsames Fischerboot und darin ein Mann, der sich abmühte, ein großes Netz aus dem Wasser zu ziehen.

Ich trat den Rückweg an. Wo der Damm sich den Baumgruppen nähert, denen ich entgegen ging, und wo er durch einen schmalen, grünen Rasenplatz von einer kleinen Seebucht getrennt ist, wurde mein Blick durch eine dünn aufsteigende Rauchsäule angezogen und durch sie auf eine rundförmige Erhöhung gelenkt, die sich an und aus dem Damme erhob. Bei näherer Betrachtung erkannte ich diese Bodenerhöhung als eine Art von Hütte, deren Wände aus rohen Steinen und schwarzem Erdreich, deren Dach theils aus Wasen, theils aus getrocknetem Gezweige bestand. Der Eingang in die Hütte öffnete sich dem Rasenplatze und der Seebucht zu, und aus ihm stieg die Rauchsäule auf. Vor der Hütte an einem Weidenbaume hing ein Fischernetz ausgebreitet. Ich wollte die Bewohner eines solchen ursprünglichen Gehäuses kennen lernen, und ich stieg den Damm hinab.

Im Dunkel der Erdhütte, die durch die Ritzen des Daches, durch den offenen Eingang und die Flamme an demselben nur schwach erleuchtet war und deren Hintergrund sich kellerartig und schwarz in einer Vertiefung verlor, saß auf einem Baumstumpfe eine Gestalt, die ich nicht erkannt hätte, wenn sie mir nicht überrascht entgegengekommen wäre. Es war ein schlankes junges Mädchen von ungefähr sechzehn bis siebenzehn Jahren. Anstatt aller Kleidung trug sie ein Hemd, das eben so viele Löcher hatte als das Fischernetz, das vor der Hütte hing, und einen dünnen Rock, der von der Höhe des Knies bis hinab aufgeschlitzt und mannigfach ausgefranzt war. Kaum daß dieses Kostüm, das überdieß seit lange nicht gewechselt zu sein schien, den mageren Leib genügend bedeckte. Das verhinderte sie nicht, sich im vollen Tageslichte zu zeigen, da die Mangelhaftigkeit ihrer Bekleidung sie aus alter Gewohnheit nicht im Geringsten zu geniren schien. Mit freundlichen, wenn auch Anfangs etwas überraschten, braunen Augen sah mich das runde, ächt irische, etwas stumpfnasige Gesichtchen an. Es lächelte endlich und zeigte einen rosigen Mund voll der klarsten, schimmerndsten Perlenzähne; das hellbraune Haar, das ungeordnet und dick um die Scheitel hing, war rück-

wärts theils in einen Knoten zusammengebunden, theils fiel es frei und flatternd über den nackten weißen Hals herab. Die Wangen waren bleich und etwas eingefallen, was die, wie es schien, diesem wie allen ächt irischen Mädchengesichtern natürliche Rundung störte, ihm aber dafür einen überaus zarten Charakter gab.

Ein Fremder! rief sie, als sie vor mir stand, und maß mich neugierig von Kopf zu Fuß.

Ich bin aus weiter Ferne hieher gekommen, sagte ich, mit Rücksicht auf den irischen Charakter, den ich seit Wochen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, um Ihren wunderherrlichen See, Miß, den Laugh Neagh, kennen zu lernen.

Ich glaube (I suppose), antwortete sie ächt irisch, ich glaube, es ist der schönste See der Welt.

Ohne Zweifel! antwortete ich mit dem größten Ernst und folgte ihrer Einladung, in die Höhle zu treten.

Ich starrte in leeres Dunkel. Anfangs glaubte ich, daß mein Auge, an das Zwielicht nicht gewohnt, die Gegenstände nicht unterscheiden könne, bald aber erkannte ich, daß die Höhle in der That von aller Einrichtung entblößt war. Im Hintergrunde eine aus etwas Heu und trockenen Blättern bestehende Streu, der Baumstumpf, auf welchen sich das Mädchen wieder setzte, ein breiter Stein, der mir zum Sitze angewiesen wurde, der Topf am Feuer und ein Porzellanteller, der, der Himmel weiß wie, in diese Höhle gekommen ist und der zwischen den Hölzern der Decke stak — waren der ganze und einzige Hausrath dieser Wohnung.

Ist dieses Ihre Wohnung, Miß? fragte ich und setzte schnell hinzu: Ich frage nur, um zu wissen, ob ich bei Ihnen, ob ich Ihr Gast bin?

Ja, Sir! antwortete sie mit irischer Grazie, ich habe die Ehre, Sie als meinen Gast zu begrüßen. Sie sind in meiner Wohnung; dieses Haus gehört Dick O'Neil, meinem Vater, der jetzt auf dem See ist. Ich heiße Honnor O'Neil, Tochter Dicks O'Neil, Euer Ehren zu dienen.

Ich freue mich, sagte ich, indem ich mich verneigte, Miß Honnor O'Neil kennen zu lernen.

Sie sind sehr gütig! erwiederte sie und verneigte sich ebenfalls. Sie schlug, in Nachdenken versinkend, die Beine über einander; über dem Knie schlang sie die Finger in einander und wiegte sich auf ihrem Sitze hin und her. Nach einigem Nachdenken fragte sie: Sir! Sie kommen wohl aus weiter Ferne?

Aus sehr weiter Ferne, Miß!

Haben Sie schon in Ihrer Heimat von den O'Neils gehört?

Gewiß, Miß Honnor, habe ich in meiner Heimat und in andern Ländern von den O'Neils gehört.

Das habe ich wohl gedacht, antwortete Honnor mit stolzer Ruhe — die O'Neils waren die mächtigsten Könige der Welt, ganz Ulster gehörte den O'Neils. Ich, Sir, ich stamme von den Königen von Ulster — Alles, was hier O'Neil heißt, stammt von diesen Königen; der Lord O'Neil, der dort in diesem Schlosse wohnt, stammt vom ältesten Sohne des Königs — das ist der einzige Unterschied zwischen ihm und den andern O'Neils.

Miß Honnor O'Neil, ich bin glücklich, den Sprossen eines so mächtigen Königshauses kennen zu lernen.

Honnor wollte mir eben mit einem freundlichen Lächeln antworten, als der Topf am Feuer mit seinem dunkeln Inhalte zu brodeln und überzulaufen begann. Sie sprang erschrocken auf, faßte ihn mit Hülfe des Rockes am Henkel und zog ihn von der Flamme zurück. Sie verbrannte sich ein wenig die Finger, doch beachtete sie das nicht und rief, noch erschrocken, die Hand auf die Brust legend: Vor lauter Plaudern habe ich den Topf vergessen! St. Patrick, wenn ich den Topf hätte auslaufen lassen, drei Tage lang hätten wir wieder hungern müssen! St. Patrick und St. David und all ihr Heiligen Irlands, ich danke euch!

Sonderbar rührend klang mir diese fromme, aus tiefstem Herzen kommende Danksagung für die Rettung des Topfes aus demselben Munde, der eben von seinen königlichen Ahnen und Verwandten gesprochen.

Honnor setzte sich wieder auf ihren Baumstumpf, nahm ein altes Netz, das ihr zu Füßen lag, in die Hände und kehrte, während sie zerrissene Maschen wieder zu knüpfen suchte, mit offenbarer Liebe zum Gegenstande unseres Gespräches zurück.

Haben Sie, Sir, hub sie an, in Ihrer Heimat auch gehört, auf welche Weise die O'Neils dieses Land gewonnen haben?

Nein, Miß O'Neil! antwortete ich, ich gestehe mit Beschämung, daß ich das nicht gehört habe. Ich weiß wohl, daß die O'Neils dieses Land mächtig und mit Ruhm beherrscht, aber wie sie es gewonnen haben, habe ich nie erfahren.

Ich will es Ihnen erzählen, sagte Honnor und ließ das zerrissene Netz wieder fallen. Als vor langer, langer Zeit, kein Mensch kann es mehr berechnen, wie lange das her ist, die ersten Menschen, die allerersten Menschen in dieses Land kamen, fanden sie hier einen König.

Wie, Miß O'Neil? — fragte ich — als die allerersten Menschen ins Land kamen, fanden sie hier einen König?

Ja, sagte Honnor, so ist es.

Sie fanden hier einen König?

Ja, wiederholte Honnor ganz ruhig, so ist es. Sie fanden hier einen König. Der sagte: Dem soll das Königreich Ulster gehören, der das Land, der Erste von Allen, mit seiner Hand berührt. Da nun diese ersten Menschen übers Meer und Jeder in einem Kahne ankamen, fingen sie auf das Wort des Königs alle gewaltig zu rudern an, denn Jeder wollte der Erste das Land mit seiner Hand berühren und König werden. Da war Einer unter ihnen, der hieß O'Neil. Der hätte gern das Königreich gewonnen; aber es waren Andere da, die es auch gern gewonnen hätten, und die waren ihm weit voraus gerudert. Was thut O'Neil? Er zieht sein Schwert, haut sich eine Hand ab und wirft sie aufs Land. So hat er mit seiner Hand zuerst das Land berührt, und so war er König von Ulster, und dieser Held ist unser Stammvater.

Honnor sah mich fragend an, als ob sie auf diese Erzählung

etwas erwartete. Um nur etwas zu erwidern, sagte ich, es sei eine wunderbare Geschichte.

Eine wunderbare Geschichte? rief Honnor — Sir, es ist die allerwunderbarste Geschichte der Welt! Und daß sie wahr ist, beweist die „Hand", welche Lord O'Neil noch heute in seinem Wappen trägt. Das Wappen, fügte sie hinzu, gehört uns eigentlich auch; es gehört allen O'Neils, aber wir tragen kein Wappen.

Unwillkürlich hob ich die Augen auf, um mich in der Halle, die mich beherbergte, nach alten Bildern, Waffen und dergleichen umzusehen; lächelnd mußte ich sie auf Honnor haften lassen, die mit einem gewissen Stolze, fast mit Hoheit, lächelnd vor mir saß. Das Gespräch schien sie zu verklären, und wenn sie mir auch etwas wahnsinnig vorkam, so sah ich es doch gern, wie sich ihre Wangen rötheten, und ich verharrte bei dem Gegenstande, indem ich sagte:

Das Haus der O'Neils stirbt aus?

Ja, sagte sie gleichgültig, das Haus der Lords, nicht das Königshaus. Es gibt mehrere Tausend O'Neils. In unserer Familie gibt es vier: meinen Vater, zwei Brüder und mich.

Ihre Mutter ist keine O'Neil? fragte ich.

Doch, doch, Sir, rief Honnor rasch, auch sie war aus dem königlichen Hause von Ulster. Aber sie starb vor vier Jahren, sie starb vor Hunger, Sir, denn es war ein böses Jahr. Damals sind meine Brüder fortgegangen aus ihrer Heimat; der eine ist Soldat, was aus dem andern geworden ist, haben wir nicht erfahren.

In dem Augenblicke erscholl draußen eine rufende Stimme. Honnor eilte hinaus, ich ging ihr nach. Auf dem gegenüber liegenden, von uns durch die Bucht getrennten Ufer stand ein stattlicher, dickleibiger Bedienter in glänzender Livree. Er machte ein Zeichen, daß Honnor zu ihm hinüber kommen sollte, Honnor deutete auf den See und daß der Vater mit dem Kahne draußen sei. Da rief der Bediente etwas herüber, aber die Stimme

erreichte uns nicht des Geräusches halber, das in dieser Bucht durch die Einmündung eines ziemlich wild herbeiströmenden Baches entstand. Honnor machte eine fragende Geberde und fragte zugleich mit Schreien, was Master Jeffs wolle. Master Jeffs, der Bediente, wiederholte seinen Ruf. Da man ihn wieder nicht verstand, wurde er ungeduldig, zuckte die Achsel und wandte sich, um den Weg zum Schlosse einzuschlagen.

St. Patrick und alle Heiligen Irlands! rief Honnor verzweifelnd und die Hände ringend, wenn er fortgeht, ohne Fische zu bestellen, haben wir eine Woche lang nichts zu essen!

So rufend, lief sie am Ufer der Bucht auf und ab. Plötzlich blieb sie stehen, schien einen Entschluß zu fassen und warf sich mit Einem Male in das Wasser. Ich schrie auf vor Schrecken und eilte aus dem Dunkel der Höhle hervor, wohin ich mich beim Anblick des Bedienten zurückgezogen hatte. Bald aber beruhigte ich mich, denn Honnor schwamm wie eine wilde Ente und trotz den heranstürmenden Wellen des einmündenden Baches in gerader Linie dem entgegengesetzten Ufer und dem Bedienten zu. Dieser, sobald er Honnor schwimmen sah, blieb stehen und wartete ihr Nahen ruhig ab; doch schien er Eile zu haben, denn er nahm sich mit seinen Aufträgen nicht Zeit, bis sie gelandet war, sondern rief ihr vom Ufer zu, als sie in der Nähe an einer seichten Stelle hielt und nur mit halbem Leibe aus dem Wasser hervorragte. Honnor nickte ihm bejahend zu, und nachdem sie noch eine Weile gerastet hatte, schwamm sie eben so rasch an das diesseitige Ufer zurück.

Ich eilte ihr entgegen, um ihr die Hand zu reichen. Ihre Kleider, wenn man die elenden Lumpen so nennen konnte, troffen und klebten am Leibe.

Master Jeff's hat Fische bestellt, wie ich vorausgesehen habe, sagte Honnor froh und unbekümmert um die Ströme Wassers, die an ihren Gliedern herunterflossen. — Hätte ich nicht den Einfall gehabt, hinüber zu schwimmen, fuhr sie fort, er wäre weiter gegangen und hätte die Fische bei O'Sullivan, der dort

drüben wohnt, bestellt. Was hätte mein Vater gesagt, und was hätten wir die ganze künftige Woche gegessen?

So sprechend, setzte sie sich ans Feuer. Da wird das Zeug bald trocken, sagte sie, mich anlächelnd. — Bald aber versank sie in ernstes Nachdenken und murmelte vor sich hin: Wenn nur der Vater einen guten Zug thut, heute oder spätestens morgen! Seit drei Tagen, fuhr sie zu mir gewendet fort, ist der Laugh Neagh unbarmherzig.

Ist der See nicht fischreich? fragte ich.

St. Patrick, sagte sie, hat ihn wohl gesegnet, sein Wasser heilt die Kranken, aber Fische gibt er von Tag zu Tag weniger. Das wird, wie alte Leute sagen, immer ärger, seit Irland englisch geworden ist; denn zu St. Patricks Zeit und als die O'Neils noch herrschten, brauchte man nur mit der Hand in das schwarze Wasser zu greifen, um einen großen Fisch herauszuziehen. — Sehen Sie, was hier in diesem Topfe kocht, sind alte Fische, von denen der letzte vor fünf Tagen gefangen wurde.

Sie warf einen trübseligen Blick auf die schwarze Jauche im Topfe, und so that auch ich. Indessen fing die Nässe doch zu wirken an, und sie schüttelte sich vor Frost. Ich fragte sie nicht, ob sie die Kleider wechseln wolle, denn ich wußte, daß sie das nicht konnte. Doch sprach ich meine Besorgniß über ihre Lage aus. Das thut nichts, sagte sie lachend, hob das Netz vom Boden auf und umhüllte sich damit. So saß sie in der That da wie Aslauga, jene Königstochter der nordischen Sage, die in ihrem Exile ein Netz statt aller Kleidung trug.

Es wäre mir nicht so kalt, sagte Honnor ganz naiv, wenn ich nicht Hunger hätte; ich habe seit gestern nicht gegessen und mit diesem Topfe immer gespart, bis der Vater vom See zurückkommt. Aber er scheint weit hinaus gefahren zu sein.

Da erinnerte ich mich an den Mundvorrath, den mir die vorsorgliche Wirthin vom „Pflug" zu Belfast bei meiner Abreise eingepackt hatte. Sir, hatte sie gesagt, Antrim ist ein recht irisches Nest und schwerlich im Stande, einen Gentleman würdig

zu bewirthen; nehmen Sie dieses kleine Paket in Ihre Reisetasche, und Sie werden mir dankbar sein. An das kleine Paket erinnerte ich mich, da Honnor über Hunger klagte, und ich zog es aus meiner Handtasche; es enthielt jene angelsächsisch vervollkommnete Zubereitung der sächsischen Butterbemme, die man in England Sandwiches nennt. Ich breitete sie auf dem Papiere vor Honnor aus und lud sie ein, mir die Ehre anzuthun und an meinem Frühstücke Theil zu nehmen.

Honnor streckte sogleich die Hand aus und ließ einen gierigen Blick über das Papier streifen. Bald aber faßte sie sich und griff so langsam, als es ihr Hunger erlaubte, nach der Speise. Sie kostete und rief überrascht: Da ist Fleisch darin!

Ja, Miß, ich hoffe, es wird Ihnen schmecken.

O, rief sie entzückt, das ist kostbar — ich habe nie etwas so Vortreffliches gegessen.

Sie nahm ein zweites, ein drittes Stück; ihr Hunger schien während des Essens erst recht zu erwachen. Langsam nagte ich an einem Bissen, um ihr nur Gesellschaft zu leisten, und sah von Zeit zu Zeit bei Seite, um sie nicht zu stören, wenn sie aufs Neue zugriff. Nach kurzer Zeit war das Papier leer.

Ich hoffe, es hat Ihnen geschmeckt, Miß O'Neil, sagte ich.

O, Sir, rief sie tief aufathmend, es war die beste Mahlzeit der Welt. Ich habe nie so vortrefflich gegessen. Wo macht man Das, was Sie da in dem Papiere mitgebracht haben?

Man macht Das in Belfast, Miß.

O, Belfast, da wohnen reiche Leute, lauter Engländer, sagte sie.

Als ich die Sandwiches aus der Reisetasche zog, bemerkte ich, daß ich auch ein rothseidenes Taschentuch eingesteckt hatte; ich nahm es hervor und sagte zu Honnor: Miß O'Neil, ich bitte Sie, dieses Halstuch als ein Andenken an meinen Besuch und an das gemeinschaftliche Frühstück von mir anzunehmen.

Ach, wie weich und glatt das ist! rief sie, indem sie mit der Hand darüber fuhr.

Sie warf das Netz ab und nahm das Tuch und schlang es um den Hals. — So was Schönes, fuhr sie fort, habe ich noch nie gehabt. Ich danke Ihnen, Sir, Sie sind so gütig!

Mit diesen Worten neigte sie sich zu mir herüber und streckte mir ihre Hand entgegen. Sie zitterte. Ein tiefes Mitleid ergriff mich mit dem armen Geschöpfe, das in so holder Jugend dem furchtbarsten Elend verfallen war, das in Hunger und Jammer, mit königlichem Bewußtsein — das ist freilich der Humor davon — so hinwelken mußte. Unwillkürlich neigte ich mich ihr entgegen und drückte ihr die kalte Hand. Traurig und gedankenvoll wiegte sie das liebliche Köpfchen, und wir schwiegen beide.

Plötzlich aber sprang sie auf und rief voll Freude: Ich kann Ihnen auch etwas geben, Sir!

Sie eilte in den dunklen Hintergrund der Höhle, suchte dort eine Zeit lang und kam endlich mit einigen schimmernden Quarzen in den Händen hervor. Diese Steine, manchmal auch edlere, wie der Opal, werden hier im Grunde des See's gefunden; die Reisenden kaufen sie mit einigen Pence als Andenken an den Laug Neagh.

Honnor legte die Steine vor mich hin und bat mich, sie mitzunehmen.

Das will ich gern, Honnor, sagte ich — doch kenne ich die Sitte, die will, daß man die Steine bezahle.

Sie haben sie schon bezahlt, sagte sie zögernd, Sie haben mir das schöne Tuch gegeben und das gute Frühstück.

Nicht doch, die Sitte will, daß sie mit Geld bezahlt werden — erwiderte ich —, willst du nicht ein Stück Geld annehmen, Honnor?

Honnor schwieg und sah mich mit starren Augen an.

Ich steckte die Hand in die Tasche und zog ein Silberstück hervor, das ich ihr hinreichte.

Half a Crown! (eine halbe Krone) schrie sie, auf die Münze starrend. Sie sprang einige Schritte zurück, blieb dann

stehen und blickte vorgebeugten Leibes unverwandten Auges nach der Münze. Ihr ganzes Wesen war verwandelt. Die Augen wurden immer starrer und leuchteten mit unheimlichem Glanze, die Lippen wurden bleich und zitterten, die Wangen überzog eine grünliche Bläße. Noch und nach lösten sich die Hände von der Brust los, an die sie beide fest gedrückt hatte; sie streckte sie beide langsam hervor, während sich die Finger krampfhaft bewegten und krallenhaft bogen. Eine ungeheure Gier drückte sich in Haltung, Blick und Geberde aus, zugleich mit einer gewissen Angst vor so großem Besitze, und daß ich die Münze wieder zurückziehen könnte. — Half a Crown! stotterte sie noch einmal und seufzte aus tiefster Brust. Es waren die einzigen Laute, deren sie fähig schien.

Mir wurde es unheimlich, die Münze brannte mir in die Finger, und ich warf sie auf den Baumstumpf, auf dem Honnor gesessen hatte. Mechanisch folgten ihr Honnors Blicke und drehte sich ihr Honnors Oberleib zu, während sie mit den Füßen wie eingewurzelt stand.

Da hörte ich eine rauhe Männerstimme hinter mir, die ebenfalls: Half a Crown! rief. Ich sah mich um; am Eingange der Höhle stand, ein Fischernetz auf der Schulter, ein langer, magerer Mann, dessen Blicke nach demselben Punkte starrten, wie Honnors Blicke.

An ihm vorbei, ohne daß er mich angesehen oder gegrüßt hätte, eilte ich von Frost geschüttelt aus der Höhle.

* * *

Einige Wochen später durchwanderte ich die schottischen West-Highlands. An einem sonnigen Nachmittage bog ich um die Spitze des Loch Fine, jenes schönsten Lochs von Schottland, der den berühmten Loch Lomond an Schönheit, Größe, Wildheit und Mannigfaltigkeit weit übertrifft. Der Loch Fine ist kein See, wie der Loch Lomond, sondern ein Arm des Meeres, der sich in den mannigfachsten Krümmungen mitten durchs Gebirge schlingt,

schmal und lang wie ein Fluß, mit bald felsigen, bald grünbewaldeten Ufern weit, weit, bis in den Schooß des Hochlandes hineindringt. Mit ihm kommen mächtige Meerschiffe und Ebbe und Fluth wie durch Zauber in Gegenden, die hundert Meilen weit vom Meeresufer entfernt zu sein scheinen. Trotz Meerschiff und Ebbe und Fluth hat er mit seinen Krümmungen und den Bergen, die ihn überall umschließen, überall das Ansehen eines in sich ruhenden, abgeschlossenen Waldsees. Am Schönsten ist wohl der Loch Fine an seiner äußersten Spitze. Hohe Berge, bedeckt von dunklen Tannen, jahrhundertalte Eichen krönen ihn mit einer zackigen Krone; mitten aus den Wäldern heraus, von den Bergen herab laufen bis an seine Ufer helle Lichtungen, englisch grüne Wiesen; dort und da sind die Berge durch lachende Thäler getrennt, in deren Tiefen ein Bach dem Loch entgegenrauscht, deren Hintergrund durch zusammengeschobene Hügel oder eine grüne Wand von riesigen Bäumen geschlossen ist. Der Menschengeist kam der Natur zu Hülfe, und hier mit Glück; ursprünglich mochte diese Gegend eine rauhe, ungastliche Wildniß gewesen sein, jetzt sind Wald und See und Berge und Thäler in einen einzigen großen Park, in einen heimlich glücklichen Erdwinkel verwandelt.

Die Sonne lag bereits über den Laubgebüschen des westlichen Ufers, als ich auf der Straße, den Loch entlang, das Rauschen der Fluth mir zu Füßen, dem Städtchen Inverary, dem Hauptorte des Clans, entgegen eilte. Weiß und schimmernd hebt sich Inverary von dunklem Hintergrunde ab und winkt nach Norden dem wandelnden, nach Süden dem schiffenden Wanderer entgegen. In seinem Hafen lagen schon mehrere Schiffe, Häringsjäger, Glasgowfahrer u. a., wie in einem guten Nachtlager; auf ihren Verdecken brannten gemüthliche Feuer. Andere Fahrzeuge eilten mit der Fluth und ausgespannten Segeln vom Süden heran, darunter ein Dampfer, der eben Fingals Höhle besucht hat.

Es war schon Abend, als ich mich Inverary näherte. Aber

hier in der Nähe des Städtchens wurde es erst recht zauberisch. Plötzlich öffnet sich der Wald zu einem weiten, freien Raume; mitten aus dem Grunde taucht ein prachtvolles, normannisches Schloß aus dem Boden, das mit vier gezackten Thürmen nach allen Weltgegenden ausblickt. Die Rundbogenfenster schimmerten hier im Wiederscheine der See, dort im Abendroth. In Abendroth getaucht, glühend steht auch der einsame Thurm, der von der Anhöhe im Hintergrunde über die Bäume der Berggipfel herabsieht auf das Schloß und das ganze Land bewacht. Vom Schlosse aus führen einzelne Alleen himmelhoher Eichen in dunkles Laubgebüsch, in dunkle Haine, die den weiten, grünen Raum rings umschließen. Nur gegen Westen verliert sich die Wiese in duftiger Ferne. Mit dem Abende senkte sich ein zitternder Schleier auf all die Herrlichkeit, und ich erinnerte mich, daß ich auf Ossianischem Boden war.

Um Schloß und Park in der Nähe zu sehen, beeilte ich mich, mein Gepäck im Gasthofe abzugeben, und wenige Minuten darauf streifte ich über den grünen Raum, durch die Alleen, dem geheimnißvollen, lockenden Hintergrunde zu. Leider war die Sonne schon tief gesunken; nur mit flüchtigen Blicken konnte ich die schöne Welt erfassen, die wie ein Traum stückweise in Nacht versank. Dort jener heimliche Winkel, der eben noch von purpurner Luft durchwoben war, füllte sich plötzlich mit Dunkelheit; jener hohe Laubgang, der an grüne Hügel führte, schloß sich an seinem Ende und vor meinen Schritten mit schwarzen Thoren; in der Luft erscholl Flügelschlag — gewaltiges Gevögel, Geier und Habichte, vielleicht Adler, kehrten in ihre Nester auf diesem Berge zurück. — Ich wandte meine Schritte dem Schlosse zu. Es erhebt sich aus der Tiefe des Erdbodens, so daß zwischen der Wiese, auf der ich stand, und seinen Mauern ein Graben entsteht; über diesen Graben führen luftige, leichte Eisenbrücken von zwei Seiten in das obere Geschoß; das untere ist in der Tiefe versteckt. Vom Loch Fine her führt ein kleiner Kanal bis an das Thor des Schlosses, das beinahe von der wachsenden Fluth

bespült wird. Vor dem Thore liegt harrend und immer dienstbereit das Dampfschiff des Schloßherrn, des Herzogs von Argyle.

Als ich an den Graben des Schlosses kam, war es schon tiefe Nacht. Heilige Stille, nur unterbrochen durch das Plätschern der Wellen am Dampfschiff, das Säuseln der Blätter, den seltenen Schrei eines Vogels, lag rings umher. Der Ruf der Matrosen, die im Hafen von Inverary einen Anker hoben, verscholl in der Ferne. — Ich lehnte mich an das Geländer, das um den Graben läuft, und sah durch ein Rundbogenfenster des Schlosses in die große Halle des oberen Geschosses. Sie war von Dämmerung erfüllt, nur aus einem Winkel kam ein Lichtstrahl; er kam von einer Lampe, die das schöne Gesicht eines jungen Mannes und das Buch vor ihm beleuchtete. Er hatte die goldenen Locken, die er gegen alle englische Sitte lang über den Nacken fallen ließ, hinter die Ohren gestrichen, den Kopf auf die rechte Hand gelehnt und las mit unstörbarer Vertiefung. Aus dem schönen, jungen Gesichte sprachen Geist und Würde; von der Lampe sanft beleuchtet und von der vertieften Lektüre sanft geröthet, schien sein ganzes Wesen schön durchgeistigt und erfüllt von derselben Ruhe, wie sie eben auf seiner Halle, seinem Walde, seinem Lande lagerte.

Es war der Herzog von Argyle. Er kehrt aus dem Geräusch der ungeheuren Stadt oft hieher zurück zu seiner schönen Einsamkeit, zu der Einsamkeit, die man die „Mutter der höchsten Entschlüsse" nennt. Seine Vorfahren haben dieses Land als Häuptlinge der umwohnenden Clans beherrscht; haben sich auch diese Verhältnisse geändert, so ist doch die Verehrung traditionell auf den jungen Herzog übergegangen, und immer noch ist er der Herr des Landes, das er in ein nordisches Paradies verwandelt hat. Sein ungeheures Vermögen versteht er mit Geist zu genießen; in dem Erdwinkel, den er verschönert hat, wohnt die Wohlhabenheit, sein eigener Luxus hat einen Kunststyl. Das Dampfschiff vor seiner Thür trägt ihn in wenigen Stunden nach Glasgow oder Liverpool — von dort fliegt er in kürzester Zeit

nach der Hauptstadt, und wenn er Morgens noch in der Einsamkeit der schottischen Highlands meditirt hat, nimmt er Abends als Peer Großbritanniens Theil an Leitung und Lenkung der Geschicke seines Landes. So jung mit hoher Macht bekleidet, scheint er diesen Vorzug rechtfertigen zu wollen, denn sein Vaterland blickt auf ihn wie auf eine künftige Größe. — Ruhm, Macht, Reichthum, Schönheit, Geist, Wissen, edler Sinn und eine Einsamkeit, wie diese in Schloß und Park von Inverary! Wohl eine Stunde lehnte ich am Geländer, von Nacht bedeckt, und blickte über den Graben hinüber, durch das hohe Rundbogenfenster in die Halle, in das beleuchtete Gesicht des jungen Herzogs.

Honnor fiel mir ein.

Viertes Buch.

Dur und Moll.

1.

Und doch war Honnor glücklich. Sie lebte in der Einsamkeit, sie hatte keinen Ansprüchen der Gesellschaft zu genügen, sie lebte ihren Träumen und trug neben ihrer Armuth keine andere Last. Wie groß hingegen ist das Gefolge von Leiden, das sich an die Armuth der gebildeten Märtyrerinnen in großen Städten, in der gebildeten Gesellschaft anschließt! Ich weiß die Geschichte einer solchen Märtyrerin, einer armen Musiklehrerin.

* * *

Eines der sonderbarsten Gebäude der inneren Stadt Wien war der sogenannte „große Federlhof". Sein hohes Alter abgerechnet, hatte das Haus zwar im Ganzen nicht viel, was es von seiner Umgebung unterschieden hätte. Es umschloß einen großen viereckigen Hof, welcher auch als Durchgang zwischen der Bäcker- und Bischofsstraße diente und der von zweifachen an dem alten Gemäuer hinlaufenden hölzernen Galerieen umgeben war, die wieder durch mannigfache hölzerne Treppen in freier Luft unter einander in Verbindung standen. Das Geländer der Galerieen hatte einmal aus hübsch geschnitzten Balustren, die den Stempel des 17. Jahrhunderts trugen, bestanden. Jetzt war nur noch wenig

von diesem alten Schmucke übrig, und die Lücken füllte man mit höchst schmucklosen Brettern aus, die so weit von einander entfernt waren und so lose an verrosteten Nägeln hingen, daß man für die Kinder, die sich auf den Galerieen herumtrieben, besorgt war. Fenster und Thüren waren wie die Galerieen vom Alter schief gedrückt und zeugten für die Nothwendigkeit eines baldigen Umbaues. Wie malerisch dieses Innere auch anzusehen war, so unterschied es sich zu Anfang der Vierziger Jahre, wie gesagt, nur sehr wenig von vielen alten Häusern des alten Wien. Aber im Westen war der große Federlhof von einem Thurme flankirt, der dem Ganzen ein geheimnißvoll historisches, ein sagenhaftes Aussehen verlieh. Dieser Thurm ragte mit seinem siebenten und achten Stockwerke hoch empor über die ganze Nachbarschaft und erinnerte, wenn auch nicht durch seinen Styl, so doch durch sein bloßes Dasein an jene Thürme, die sich in italienischen Städten an altadeligen Häusern erheben. Aber kein Wappen, keine Inschrift besagte etwas von seiner Geschichte; die vielen Nischen, mit denen er versehen, waren leer, und die heiligen oder profanen Bilder, die sie einst ausgefüllt und über die Vergangenheit des Thurmes etwas verrathen haben mochten, waren verschwunden. Die Fenster, oder vielmehr die schmalen Lucken, von denen die obersten mit Brettern verschlagen, die unteren mit verstaubten Glasscheiben ausgefüllt waren, starrten aus ihrer steinernen Umrahmung wie erblindete Augen in die Gassen.

Im Jahre 1844 wurde der große Federlhof von einem reichen Spekulanten angekauft und sollte einem neuen, einträglichen Wohngebäude weichen. Jetzt, da der Thurm, an dem man sich bisher gleichgültig vorbeigetrieben, vom Erdboden verschwinden sollte, wurde er der Gegenstand allgemeinen Interesses. Die Antiquare der Stadt fingen an, sich mit ihm zu beschäftigen, und bald fand sich Manches, was seinen Verlust bedauern ließ. In diesem Thurme hatte Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim sein Lebenselixir gebraut und nach dem Steine der Weisen geforscht. In diesem Thurme hatte der Fried-

länder gehaust, ehe er den Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes erstiegen. Aus dem höchsten seiner Gemächer belauschte er die Sterne, die ihm seine Größe prophezeiten. In einem Gemache dieses Thurmes wohnte später der große Leibnitz, als er nach Wien kam, um mit Hülfe des Hofes Karls VI. seine Lieblingsidee, die Vereinigung der beiden Kirchen, ins Werk zu setzen. Hier drängten sich die Hofleute um den eleganten Philosophen, um ein Wörtchen der Weisheit zu erhaschen; hier besuchte ihn der junge Diplomat Pombal, der sich zur Zeit als Theil der portugiesischen Gesandtschaft in Wien aufhielt, und schöpfte aus den Unterredungen mit dem Weltweisen die reformatorischen Gedanken, die er später in seinem Vaterlande verwirklichte.

Diese Entdeckungen waren für den Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte Grund genug, sich für den Thurm zu interessiren. Er wohnte nebenan in dem „kleinen Federlhof", und alltäglich, wenn er vor die Thür trat, nahm er sich vor, das Innere dieses geheimnißvollen Gebäudes zu erforschen. Aber seit einiger Zeit war es für den Ruf eines Jeden, besonders für den Ruf eines dreiundzwanzigjährigen Menschen, der im Hause nebenan die heiligen Pflichten eines Hauslehrers zu erfüllen hatte, gefährlich geworden, die Schwelle des großen Federlhofes zu überschreiten. Die soliden Familien, welche für längere Zeit miethen, hatten das Haus, das verdammt war, niedergerissen zu werden, längst verlassen, und der Eigenthümer, um die Galgenfrist noch auszubeuten, füllte es mit jenen Stadt-Nomaden, die nur auf Wochen, höchstens Monate miethen und die, vom Gesetze weniger geschützt, in jedem Augenblicke leicht ausgetrieben werden. Auf den Galerieen wimmelte es von jenen verlorenen Geschöpfen, wie sie jede große Stadt besitzt. Sie riefen jeden Vorübergehenden an oder sangen ihm, wenn er schnell durchzukommen suchte, höhnische Lieder nach. Solide Menschen zogen es damals vor, einen Umweg zu machen und den Durchgang durch den Federlhof unbenutzt zu lassen. Trotzdem, von meiner Neugierde getrieben, schlüpfte ich unter dem Schutze des halbverhüllenden

Abends eines Tages in den Federlhof und schnell, wie ein flüchtiger Sünder, die äußere Treppe hinauf, die zum Thurme zu führen schien. Kaum auf der ersten Galerie angekommen, war ich schon von einem Schwarme umgeben und fest gehalten, so daß ich nur mit Mühe auf die obere Galerie gelangte. Oben ging es mir nicht besser, und es wurde mir unter all dem Geschrei sehr schwer, zu erklären, daß ich nur in den Thurm zu gelangen wünschte. Kaum hatte ich mich verständlich gemacht, als ein junges Mädchen, das offenbar mit zum Schwarme gehörte, trotzdem aber ziemlich bescheiden bei Seite gestanden hatte, sich durchdrängte und zu mir sagte: „Ach, Sie wollen gewiß zu dem kranken Herrn!" So sprechend und ohne meine Antwort abzuwarten, nahm sie mich am Arm und führte mich eine steinerne Treppe hinan, die sich von den Galerieen entfernte und in tiefe Dunkelheit gehüllt war. Während wir hinanstiegen, sagte meine Führerin: Es ist Zeit, daß endlich Jemand kommt, um den armen Herrn zu besuchen; seit vielen Wochen liegt er allein da, ohne daß sich eine Menschenseele um ihn kümmerte. Aber er ist auch so kurios; schon hundert Mal habe ich ihn um die Erlaubniß gebeten, ihn zu bedienen und manchmal zu besuchen, aber er hat mich immer sehr mürrisch abgewiesen.

Ohne recht zu verstehen, was mir das Mädchen vorredete, folgte ich ihr doch, da ich sah, daß wir uns im Thurme befanden. Auf der obersten Stufe angekommen, sagte sie, indem sie dicht vor mir eine Thür öffnete: Hier ist es. Gleich darauf eilte sie wieder hinab und ließ mich in ziemlicher Verlegenheit auf der Schwelle einer Stube stehen, in die zu treten ich offenbar kein Recht hatte. Doch trat ich einen Schritt weiter und schloß die Thür wieder hinter mir, als mir ein: Wer ist da? entgegen schallte. Ich stand in einem kleinen, ziemlich hohen Gemache, das von den wenigen Möbeln, einem Bette, einem kleinen Tische, zwei Stühlen, fast ganz ausgefüllt und von einer Kerze zu Häupten des Bettes ziemlich hell erleuchtet war. Im Bette erhob sich ein Mann, der mir neugierig und erstaunt entgegen blickte

und in welchem ich, selber erstaunt, eine Persönlichkeit erkannte, die zu jener Zeit wohl Manchem aufgefallen war. Als Student sah ich ihn oft an der Aula vorübergehen, und wer ihn einmal gesehen, konnte ihn so leicht nicht wieder vergessen. Der lange graue Rock, der bis über die Knöchel herabfiel, das straffe und lange, mit Grau untermischte blonde Haar, der gleiche lange Bart, große blaue Augen, die immer ernsthaft vor sich hinsahen, machten ihn zu einer auffallenden, stehenden Figur, von der doch Niemand recht wußte, was sie zu bedeuten hatte. Die Studenten behaupteten von ihm, er sehe aus wie der Stifter einer neuen Religion. Aber der Violinkasten, den er manchmal mit sich trug, verrieth ihn als Musiker.

Dieser Mann saß vor mir im Bette; seine Violine lag ihm auf dem Schooße. Mit dem großen, grauen Rocke hatte er das Sonderbare abgelegt, und Haar und Bart, die mir, seit ich ihn nicht gesehen, in entschiedenes Grau übergegangen schienen, gaben ihm etwas Ehrwürdiges, obwohl sein großes blaues Auge und die ziemlich rosig gefärbten Wangen viel Jugendliches hatten. Die Stirn, sonst hinter einem breiten Hute versteckt, war hoch und weiß wie eine Denkerstirn und gerundet wie die Stirn eines Künstlers.

Ich erklärte ihm, auf welche Weise ich in seine Stube gekommen, und er nahm meine Entschuldigung freundlich entgegen; er lud mich sogar ein, Platz zu nehmen, und hob die Kerze empor, um mich die Spitzbogen-Wölbung des Gemaches sehen zu lassen. Da er versicherte, daß ich in die höheren Stockwerke nicht gelangen könne, weil die Treppen gänzlich abgebrochen seien, so war der Zweck meines Besuches im Thurme erfüllt, und ich hätte mich zurückziehen sollen. Doch schien mir der Mann so einsam, es war mir, als wenn ihm die Abwechslung eines Besuches gar nicht unangenehm wäre, und ich blieb und erzählte ihm, daß sich das Mädchen, welches mich heraufbegleitet, über ihn beklagte.

Bah! sagte er, wie sehr wohl es mir auch thut, manchmal

ein Menschen-Angesicht zu sehen, so scheue ich mich doch vor manchen Berührungen.

Ich hielt mich nicht für berufen, auf diesen Gegenstand näher einzugehen, obwohl mir die Dirne von purem menschlichstem Mitleiden mit einem Kranken bewegt schien. Er versicherte außerdem, daß er an der Bedienung eines alten Weibes, das ihn täglich zwei Mal besuche, genug habe. Doch erlaubte er mir auf meine Bitte, ja, er lud mich ein, ihn wieder zu besuchen, und ich ging mit dem festen Vorsatze, bald zurückzukehren.

2.

Nach mehreren Besuchen ergab es sich, daß der Kranke doch manche Bedürfnisse hatte, die zu befriedigen waren. Er gestand, daß die Violine und all die Notenhefte, welche auf Tisch und Stühlen umherlagen, nicht hinreichten, die Langeweile eines Krankenlagers zu vertreiben. Er sehnte sich nach Büchern, und die verschaffte ich ihm, eben so wie manches Andere, woran es ihn die alte Frau, die ihn bediente, mangeln ließ. Ich hatte Gelegenheit, diesen dienstbaren Genius verschiedene Male zu sehen. Es war ein altes, verbissenes Weib, das aussah, als müßte es immer an sich halten, um nicht in Zank und Bosheit auszubrechen. Mürrisch und ohne Gruß trat sie ein, stellte sie die Speisen hin und ging wieder, wie sie kam. Manchmal murrte sie über die Unordnung im Zimmer, ohne es jedoch anders zu machen. Eines Abends, da der Kranke eben von einem heftigen Husten angefallen war, rief sie in einem mehr zänkischen als besorgten Tone: „Nun, Ferdinand, Sie werden doch nicht sterben wollen? Sie wissen, daß Sie nicht sterben dürfen! Ich habe gehört, daß man durch festen Willen selbst den Tod hinausschieben kann; Sie müssen diesen Willen haben, das verlange ich von Ihnen. Ich habe keine Lust, noch in meinen alten Tagen für meinen Lebens-Unterhalt zu arbeiten."

Auf diese mit hartem Tone ausgesprochenen Worte ant-

wortete der Kranke mit Lächeln: „Seien Sie ruhig, Tante, ich verspreche Ihnen, in dieser Beziehung so viel zu thun, als von mir abhängt."

Die auffallende Szene, die Rohheit des alten Weibes erinnerte mich an das Mädchen, das mich bei meinem ersten Besuche angesprochen hatte; denn ich sagte mir, daß sie den Kranken gewiß besser und mit mehr Zartheit pflegen würde. So oft ich ihn verließ, war ich gewiß, sie unten an der Treppe wartend zu finden. Jedes Mal fragte sie mich voll Theilnahme nach seinem Befinden, und oft kam sie auf die Klage zurück, daß er ihr nicht erlaube, etwas für ihn zu thun. Nach jenem Gespräche mit der alten Frau glaubte ich ihn an das Mädchen erinnern und seine Strenge gegen das arme verlorene Geschöpf tadeln zu müssen. Aber im feierlichsten Tone antwortete er mir: Wer je, wie ich, das hohe Glück hatte, die Weiblichkeit in ihrer erhabenen Reinheit kennen zu lernen und ihr mit ganzer Seele anzugehören, der fürchtet, ein Heiligthum zu beleidigen, wenn er mit einem entweihten Weibe in was immer für Gemeinschaft tritt.

Diese Worte und der Titel, den er jenem alten Weibe gegeben, boten meiner theilnehmenden Neugier endlich Gelegenheit, nach seinen näheren Verhältnissen zu fragen. Bei der Vertraulichkeit, die sich nach mancher verplauderten Stunde, bei manchen gleichen Sympathieen eingestellt hatte, war er auch nicht zurückhaltend, und er erzählte mir im Laufe mehrerer Abende die Geschichte seines obskuren und doch ereignißreichen Lebens.

Ich bin, so begann er gleich an jenem Abende, der Sohn eines protestantischen Geistlichen, und meine Vaterstadt liegt im nördlichsten Deutschland. Ich nenne keinen Namen, weil ich nicht will, daß in jene Stadt, aus der ich voll Hoffnungen auszog und in der ich heute ein Verschollener bin, jemals wieder Kunde von mir gelange. Die geistliche Würde wird, wie Sie wissen, als ein Familien-Erbstück betrachtet, und so wurde auch ich diesem Stande bestimmt; aber schon während der ersten Jahre, die ich

auf der Schule meiner Vaterstadt zubrachte, nahm meine angeborene und anerzogene Liebe zur Musik so mächtig überhand, daß ich alle Bücher darüber vergaß. Die Geige war mein Lieblings-Instrument, und die gutmüthige Vaterstadt pries mich erst als ein Wunderkind, bald als einen Künstler. In der „Harmonie," einer Gesellschaft von Musikfreunden, die es sich zur Aufgabe gemacht, nur edle klassische Musik aufzuführen, spielte ich bald im wirklichen, wie im figürlichen Sinne des Wortes die erste Geige. Was waren mir Sophokles und Euripides neben Gluck und Haydn!

Diese Richtung hätte mir in meinem häuslichen Leben manche Unannehmlichkeit bereiten können, wenn mein Vater nicht selbst ein geheimer Cellist und, wie man's nennt, ein guter Musiknarr gewesen wäre. Oft, wenn er des Sonntags in seinem Ornate in die Kirche ging, um zu predigen, und ich mit meiner Violine unter dem Arme zur letzten Probe in den Konzertsaal eilte, rief er mir mit Neid nach: Ferdinand, könnten wir nicht einmal die Rollen tauschen?

Mit meinem Alter wuchs mein Ansehen; als ich die Schule mit Noth und Mühe verließ, sah ich mich als Dirigenten oder Kapellmeister der ehrenwerthen Harmonie und in vollster musikalischer Wirksamkeit. Meiner Vaterstadt gehört die Ehre, eine der ersten unter den Städten Norddeutschlands gewesen zu sein, die den großen Genius Beethoven anerkannten. Die Harmonie trug dazu bei, so viel es ihre schwachen Kräfte erlaubten; ihren Mitgliedern war die Verehrung dieses erhabenen Geistes eine Religion, und ich war der hohe Priester dieser Religion.

Mit der ganzen Rückhaltslosigkeit der Jugend gab ich mich der neuen Welt hin, die sich aus den Kompositionen dieses Meisters erhob.

Mein Freund, sagte Ferdinand, indem er sich mir zuwandte, mein Freund, wie jung Sie sind, so werden Sie doch schon erfahren haben, daß es nur Momente sind, die uns, unser inneres Leben weiter, der Vollendung näher bringen. Solche Momente

schafft der Anblick des Schönen, oder ein großer Schmerz, ein außergewöhnliches Ereigniß, oft ein einziges Wort eines Guten oder Weisen. Die Seele fühlt einen Ruck nach vorwärts; man fühlt sich gewachsen, größer geworden, reiner; man faßt die besten Entschlüsse, die nie ganz verloren sind. Manche Flecken des Charakters sind plötzlich verschwunden; Eigennutz, Engherzigkeit, Kleinlichkeit, Selbstsucht fallen ab, wie der Gläubige meint, daß die irdische Hülle von der unsterblichen Seele abgestreift wird. Ja, wir fühlen uns unsterblich, weil wir das Schöne fühlen, das ewig ist. Solche Momente sind bei mir nur eingetreten, wenn eine Beethoven'sche Symphonie mich umrauschte, wenn ich in stiller Nacht eine Beethoven'sche Sonate hörte. Beethoven war nicht bloß der Meister meiner Kunst, er war mein Sittenlehrer, mein Weltweiser, mein Erlöser. Frühzeitig erkannte ich das Vorurtheil, das seine Schöpfungen wild oder verworren oder dunkel nennt. Mir war er klar wie das Licht selbst, und seine Form faßbar und vollendet, wie die Formen griechischer Göttergestalten.

Auch die düstere Melancholie, die man ihm vorwirft, fand ich nicht in ihm; mich trug er fort zu lichteren Höhen, und so fortgetragen fühlte ich mich glücklicher. Nur ernst fand ich ihn und sanft melancholisch, weil Melancholie über jedem erhabenen Ernste schwebt. Diese Melancholie geht durch alle großen Kunstwerke aller edlen Nationen; sie schwebt über den Helden Homers, sie klagt aus den Chören des Sophokles, sie liegt wie ein Schleier auf dem Marmor der Alten; Dante begegnet ihr im Himmel wie in der Hölle; sie steht hinter dem lächelnden Cervantes und wischt sich eine Thräne ab, sie weint laut aus den Dichtungen des großen Briten. Sind wir nicht sterblich? Ist nicht jedem Glück, jeder Liebe Trennung oder Ende bestimmt? Fühlt man nicht ewige Schranken zwischen sich und dem Unfaßbaren, Schönen, das überall die Welt erfüllt? Ist nicht jeder Schmerz einsam, einsam wie ein Eremit, wie ein Gefangener? Aber der Kunst gelingt es, diese Trostlosigkeit zu besiegen. Denken Sie nur an

den dritten Satz der C-moll-Symphonie, an die Egmont-Ouvertüre. Da ist es, als ob sich ein Elias-Wagen herabsenkte, um Sie umrauscht von erhabenen Melodieen über alle Abgründe der Erde fortzutragen. Sie schütteln den Staub von Ihren Füßen, Sie steigen ein und erheben sich jubelnd, triumphirend in die Welten eines ewigen Wonneliedes. Denken Sie an die Cis-Moll-Sonate, an die Pastorale, und Sie fühlen sich Eins und einig mit der ganzen Natur, mit Wachsen, Blühen und Vogelgesang, mit Bachesrauschen, Mondschein und Waldessausen. Sterne, Nachtigall, das Mücklein, das leuchtend am Strauche hängt, möchten Sie Bruder nennen, und Sie sind nicht mehr einsam in der weiten, weiten Welt.

Aber wozu das Alles wiederholen, was Jeder gefühlt hat? Für meine Geschichte ist es genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich damals nach Wien gesehen habe, wie der Gläubige nach Zion oder Mekka sieht. In Wien, wo Beethoven lebte, glaubte ich die Lösung aller Räthsel zu finden, die mich damals noch beunruhigten, und in seiner Nähe die Kunstvollendung, nach der ich strebte. Von Tag zu Tag wurde meine Sehnsucht größer und schien mir mein Wirkungskreis in der Vaterstadt kleiner. Obwohl ich eine Säule und Stütze unserer Gesellschaft war, so fand ich doch nicht den geringsten Widerspruch, als ich meinen Entschluß, nach Wien zu ziehen, mittheilte. Im Gegentheil wurde ich von allen Seiten aufgemuntert, und als ich endlich abzog, wurde ich von meinen Freunden mit einer Feierlichkeit begleitet, als wären sie die Bürger einer fernen griechischen Kolonie und ich ihr Abgesandter gewesen, den sie an das Orakel nach Delphi oder Dodona schickten.

Mit kleiner Baarschaft in der Tasche, aber mit großen Idealen im Herzen kam ich in Wien an. Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen, welch ein harter Schlag es für mich war, als ich erfuhr, daß sie den Meister vor drei Tagen zur Erde bestattet hatten. Zwar, gewohnt, mir diesen Genius außerhalb der Gränzen der Menschheit vorzustellen, fühlte ich nicht jenen Schmerz, den man

bei Verlusten durch den Tod empfindet. Aber die Stadt war mir leer und profan. Meine liebsten Hoffnungen sah ich erstorben, und ich nahm mir vor, in den nächsten Tagen wieder heimwärts zu wandern. Nur sein Grab wollte ich noch besuchen.

Es war ein heiterer klarer März-Morgen, als ich vor dem Währinger Kirchhof stand und den Todtengräber nach dem Grabe fragte. Verdrießlich antwortete er mir, daß er seit drei Tagen dieses Grabes wegen keine Ruhe habe und daß er fortwährend von den Besuchern danach gefragt werde. Der Alte müsse eine Familie gehabt haben, wie der Erzvater Jakob. So eben erst habe er ein junges Fräulein dahin begleitet; ich solle mich nur danach halten, so werde ich das Grab finden.

Ich schritt durch die langen Reihen der thaubenetzten Gräber und Leichen-Monumente, bis ich wirklich in einer der letzten Reihen eine weibliche Gestalt entdeckte. Sie kniete am Fuße des Grabes und war in so tiefe Andacht versunken, daß ich einige Schritte weit von ihr stehen blieb, um sie nicht zu stören. Vor ihr auf den frischen Schollen lag ein Veilchenkranz, den die Betende wahrscheinlich selbst hingelegt hatte, denn er war noch frisch und vom Thaue, der sonst das ganze Grab bedeckte, nicht benetzt. Ich stand so, daß ich das Profil der Betenden und den klaren, liebevollen Ausdruck, der es bedeckte, genau sehen konnte. Sie war eben nicht schön, aber die große Milde des ganzen Gesichtes, das von intelligenten blauen Augen beleuchtet und von einer großen weißen Stirn so zu sagen beherrscht war, ließen dieß sogleich vergessen. Ihre Farbe war blaß, und ein feines Fältchen am Munde verrieth manche Leiden, die aber von innerer Heiterkeit, von angeborener Klarheit des Gemüthes bewältigt schienen. Ja, sie machte sogar den Eindruck der Schönheit, als sich ihre Wangen von der Inbrunst ihrer Gedanken sanft zu röthen anfingen und sich ihre Augen, die bis dahin von langen Wimpern bedeckt waren, groß und leuchtend gen Himmel wandten. Ihr Anzug, ein dunkelblauer Hut und ein braunes Kleid, das bis an den Hals geschlossen war, ein schmaler, weißer Kragen

über dem braunen Kleide, deutete auf bescheidene Verhältnisse hin. Eine Rolle von Notenpapier, die neben ihr auf der Erde lag, verrieth, daß sie in dem Todten einen Meister ihrer Kunst verehrte. Nach Allem, was ich Ihnen von meiner eigenen Verehrung dieses Meisters gesagt habe, wird es Ihnen sonderbar erscheinen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich über das Mädchen die Stätte vergessen habe, an welcher ich mich befand. — Sie bemerkte mich erst, als sie aufstand, um den Kranz zu Häupten des Grabes niederzulegen. Der Gedanke, daß sie während ihrer Andacht belauscht gewesen, brachte sie sichtlich in Verlegenheit. Sie schlug die Augen nieder, erröthete sanft, ließ den Kranz fallen und wollte forteilen. Es war mir, als sollte ich sie nicht gehen lassen, ohne mich entschuldigt oder wenigstens ein Wort zu ihr gesprochen zu haben.

Mein Fräulein, ist dieses das Grab Beethovens? fragte ich.

Sie sah mich mit großen Augen an, nickte bejahend und eilte fort. Mit Bedauern sah ich sie zwischen den Kreuzen und Leichensteinen verschwinden und ärgerte mich, daß ich nicht im Stande gewesen, sie in ein Gespräch zu verwickeln. Da bemerkte ich zum Glück, daß sie die Rolle Musikalien vergessen hatte, und ich ergriff sie mit Hast, um sie ihr zu bringen. — Früher aber pflückte ich ein Veilchen aus dem Kranze, ohne zu wissen, ob ich eine Reliquie vom Grabe des Meisters oder eine Erinnerung an die holdselige Mädchen-Erscheinung zu haben wünschte.

Ich holte sie bald ein, und da sie mir freundlich für den kleinen Dienst dankte, wurde ich kühner, indem ich ihr meine Freude ausdrückte, den großen Verstorbenen so verehrt zu sehen, wie es mir ihre Andacht am Grabe gezeigt hatte. Ich sprach die Vermuthung aus, daß wohl auch sie der Kunstwelt angehöre. Bescheiden lehnte sie das ab und meinte, sie sei nur eine arme kleine Musikerin, die es eben so weit gebracht habe, den großen Verlust, den die Welt durch den Tod des Meisters erlitten, ahnen zu können. Sie habe sein Grab besucht, um ihm für manche glückliche Stunde, für manche tiefe Freude zu danken. Aus

jedem ihrer Worte, aus jedem Zuge ihres Gesichtes sprach ein so sinnig anziehendes Wesen, daß es mir nicht möglich war, mich von ihr zu trennen. Um nur das Gespräch fortsetzen zu können, gab ich mich ebenfalls als Musiker zu erkennen und erzählte ihr so lange und ausführlich, als möglich, die Geschichte meiner Begeisterung und meiner Sehnsucht nach Wien und von der schmerzlichen Täuschung, die ich bei meiner Ankunft in dieser Stadt erlebt. Sie schien mich mit Interesse anzuhören; unsere Sympathieen und der gleiche Stand gaben mir, wie ich glaubte, ein Recht, sie weiter zu begleiten. Außerdem war sie so frei und unbeklommen in ihrem Benehmen, so fern von Prüderie, daß ich mich am Ende gar nicht aufgefordert fühlte, sie zu verlassen. — Fast wie alte Bekannte plaudernd, kamen wir in der Stadt vor einem Hause an, wo sie, eine kleine silberne Uhr aus dem Gürtel ziehend, erschrocken ausrief: Ach, da komme ich eine ganze Stunde zu spät! Dieser Ausruf bestätigte mir nur, was ich schon vorher vermuthet hatte, daß sie zu jenen armen Geschöpfen gehörte, die man Musiklehrerinnen nennt. Nach einigen Augenblicken der Verlegenheit sagte sie: Nun, es ist ein kleines Opfer, das ich dem Todten dargebracht habe.

Wir gingen weiter durch die Stadt, und ehe wir wieder vor einem Hause Halt machten, sagte mir meine neue Bekannte ihren Namen und lud mich ein, wenn ich mich in der fremden Stadt zu einsam fühlte, sie zu besuchen, wo sie mich dann ihrer Mutter vorstellen wollte. Am Besten, sagte Therese, denn so hieß sie, am Besten kommen Sie wohl morgen Abend, denn da versammeln sich mehrere Freunde bei mir, um Quartette, Sonaten und allerlei Kammermusik aufzuführen. Sie werden nach Allem, was Sie mir erzählt haben, fügte sie lächelnd hinzu, hoffentlich an unserem Geschmacke wenig zu tadeln haben. Sie könnten auch gleich Ihre Geige mitbringen, denn ich habe eben die Kreutzer-Sonate auf dem Pult.

Ohne Heuchelei dankte ich ihr auf das Herzlichste für die Einladung und sah ihr lange nach, als sie in dem dunklen Gange

eines alten Hauses verschwand, um, wie sie mir sagte, im vierten Stocke einem ungezogenen Mädchen eine Stunde zu geben.

3.

Der Plan, am nächsten Morgen abzureisen, wurde dieser Einladung wegen aufgegeben; ja, ich fragte mich im Laufe dieses Tages mehrere Male, ob es nicht am Besten wäre, ganz und gar in einer Stadt zu bleiben, wo man so liebenswerthen, offenen und freundlichen Menschen begegnet; aber dieser Gedanke war denn doch ein thörichter, da ich in dieser großen Hauptstadt ohne Bekanntschaft, ohne Verbindung und ohne Kapital war, und es war mir leicht, ihn wieder zu unterdrücken, wie oft er auch auftauchte. Doch schienen mir die Gassen jetzt nicht mehr so todt und öde, die Menschen däuchten mir freundlicher; ich fing an, mich umzusehen, und es gefiel mir in dem fremden Labyrinth. Ich liebte es, da und dort einen Vorübergehenden anzusprechen, weil mich der Dialekt, den ich schon früher gern hörte, an meine neue und einzige Bekanntschaft erinnerte. Wenn mir irgendwo etwas auffiel oder ich über die hiesigen Verhältnisse Aufschluß haben wollte, richtete ich in Gedanken meine Fragen an Therese; sie war ja die Einzige, die von mir wußte, die meinen Namen und deren Namen ich kannte. Es war mir, als wäre ich ihrem Schutze empfohlen und in Allem an sie gewiesen. Um eine Schwäche zu gestehen, will ich es nicht verschweigen, daß ich den ganzen Tag vor meinem Besuche mit Einübung der Kreutzer-Sonate zubrachte, um mir vor Theresen ja keine Blößen zu geben.

Sie wohnte im Hinterhaus einer stillen Gasse in der Vorstadt. Musik führte mich über den Hof mehrere Treppen hinauf vor die rechte Thür. Ich wurde freundlich empfangen und erst der Mutter, dann den wenigen musikalischen Freunden, die schon versammelt waren und ihre Streich-Instrumente in Händen hielten, vorgestellt. Ich gestehe, daß ich mich während des ersten

Stückes eines Haydn'schen Quartetts weniger um die Musik als meine Umgebung kümmerte. In der Wohnung, die im Ganzen aus zwei Zimmern bestand, sah es ganz eigenthümlich aus. Sie war, wie schon ihre hohe und versteckte Lage von Außen errathen ließ, ärmlich und beschränkt; die Decke ziemlich niedrig, die Wände weiß angestrichen und kahl; aber die Möbel, obwohl alt, deuteten auf eine glänzendere Vergangenheit und schienen für größere und schönere Gemächer bestimmt; doch waren sie, so weit es thunlich, mit den Stuben in Harmonie gebracht, und man sah in Allem die Hand ordnender und mit Geschmack waltender Weiblichkeit. Wie sehr Stühle, Sopha's und Vorhänge sich bemühten, die hier offenbar heimische Dürftigkeit zu verbergen, so erkannte man sie doch bald, aber sie hatte eher etwas Idyllisches als Trauriges. In dieser Beziehung stimmte die Wohnung ganz mit den Physiognomieen der Tochter und der Mutter. Auch sie hatten etwas ruhig Stolzes in ihrem Wesen, das durch die einfache, fast ärmliche Kleidung mehr gehoben, als verborgen wurde. Nur eine alte Frau, die in einem dunkeln Winkel saß und an Allem, was vorging, wenig Theil nahm, paßte zu der bloß traurigen Seite dieses Haushaltes. Der große Flügel, der ein Drittheil der Stube einnahm, sah bei dieser Umgebung auch nicht wie Eigenthum aus; er hatte ganz die Physiognomie jener Instrumente, wie sie die Klavier-Fabrikanten scheinbar aus Liebe zur Kunst, in der That aber aus Spekulation unentgeldlich von Klavierlehrer zu Klavierlehrer wandern lassen. Doch sind das Bemerkungen, die ich theilweise erst später und bei näherer Bekanntschaft machte.

Nach dem Quartette setzte sich Thereſe ans Klavier, um an einem Trio Theil zu nehmen. Ich vergaß die ganze Umgebung und lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit. Ihr Spiel war so natürlich und spontan, als käme die ganze Komposition von ihr, und doch wieder so gehalten, daß ein ernstes Studium nicht zu verkennen war. Die Einzelheiten, so wie die Auffassung des Ganzen verriethen so großes Verständniß, daß man gern

über einzelne kleine Schnitzer wegsah — auch folgten ihr Geige und Cello mit sichtbarem Vergnügen und ließen sich gern leiten. Endlich kam auch die Reihe an mich, was mir in so fern lieb war, als ich mich gewisser Maßen erst dadurch in diesem Kreise einbürgerte. Nie hatte mir ein Beifall so wohl gethan, wie die wenigen Worte der Anerkennung, die mir Therese spendete und die mir vor ihr von den anderen Musikern gespendet wurden. Das angenehmste Ergebniß meines Spieles war aber die Einladung, mich künftig als engagirtes Mitglied dieser Gesellschaft zu betrachten und ja oft wiederzukommen.

Der Abend war auf so angenehme Weise verstrichen, die Gesellschaft hatte mir einen so guten Eindruck gemacht, daß mir ein längerer Aufenthalt in dieser Stadt sehr wünschenswerth schien. Ich schob meine Abreise wieder hinaus und brauche nicht zu sagen, daß ich der Einladung Theresens so oft als möglich folgte. Ich fand nur selten Gesellschaft bei ihr, aber je stiller es war, desto heimischer und idyllischer fühlte ich mich da. Je näher ich Theresen kennen lernte, desto inniger fühlte ich mich zu ihr hingezogen, desto mehr bewunderte ich die ernste und tiefe Bildung ihres Geistes. Bei der Abwesenheit aller falschen Scham, bei der Offenheit, mit der Mutter und Tochter von ihren Verhältnissen sprachen, war es mir bald kein Räthsel, wie sie sich diese mannigfache Bildung bei ihrer Armuth verschaffen konnte. Ihr Vater, der vor einigen Jahren gestorben, war ein angesehener Juwelier und Goldschmied; er hatte nichts gespart, um seinen Kindern eine reiche Erziehung zu geben. Plötzlich, in Folge eines erlittenen Betruges und einer Wendung im Geschäfte, ging alles mit Mühe und Fleiß ersparte Vermögen verloren. Die kleinen Reste, die nach jahrelangem Reichthume immer übrig bleiben, wurden von der Krankheit aufgezehrt, die den Vater nach der eingetretenen Katastrophe aufs Krankenlager und endlich ins Grab bettete. Ohne alle Mittel hinterließ er eine Wittwe mit drei Kindern; der älteste Sohn, den Talent und Neigung zum Künstler bestimmten, mußte die Werk-

statt des Bildhauers verlassen, da er noch nicht so weit war, um mit seiner Kunst die Familie ernähren zu können. Er sollte den Kredit und guten Namen seines Vaters benutzen, um dessen Geschäft wieder aufzunehmen. Eine alte Tante, die ihr Leben lang zusammengescharrt und ihr angeerbtes kleines Vermögen bedeutend hatte anwachsen lassen, wurde bewogen, das Kapital vorzustrecken, und sie that es, wenn auch mit einigem Sträuben, doch nicht ungern, da ihr Neffe, der schöne und phantastische Raphael, vielleicht die einzige Seele auf Erden war, für die sie eine Art Neigung empfand, welche sich sogar bis zu tantlicher Schwärmerei erhob. Aber Raphael, zum Künstler geboren und erzogen, war nicht der Mann, der durch Handel und Gewerbe auf einen grünen Zweig kommen konnte. Oft überkam ihn der Ueberdruß, und er schloß seinen Laden, um für viele Tage wieder in die Bildhauer-Werkstatt zu fliehen. In seinen Laden zurückgekehrt, brachte er seine künstlerischen Neigungen mit und setzte sich hin, um in Gold Kunstwerke auszuführen, die er nicht in Marmor vollenden konnte. Ketten, Armbänder und andere Schmucksachen wurden da eingeschmolzen, um als Stoff zu einem Kunstwerke zu dienen, das erst nach wochenlanger Arbeit vollendet war und welches, verkauft, kaum Zeit und Mühe bezahlte. — Es leuchtet ein, daß mit solchem Handel nicht viel erreicht und daß ein solcher Handelsmann bald von Denen erkannt wurde, die ihn ausbeuten wollten. Ein unbegränztes Vertrauen und ächt künstlerischer Leichtsinn lieferten ihn den schlimmsten Betrügern in die Hände. Und um kurz zu sein, nach zwei Jahren war es mit dem Geschäfte so weit gekommen, daß es die Gläubiger pfändeten und sich für den überraschten Raphael die Nothwendigkeit ergab, die Flucht zu ergreifen, wenn er nicht ins Schuldgefängniß wandern wollte. Nun war es an Theresen, nicht nur die Mutter und den jüngeren Bruder, sondern auch die Tante zu ernähren, die durch Raphaels Leichtsinn arm geworden war. Die Kunst, die sie in besseren Zeiten zu ihrer inneren Befriedigung erlernt hatte, mußte ihr nun als Mittel zur Erhaltung der

Ihrigen dienen. Sie nahm ihre Aufgabe mit großem Muthe auf sich. Armes Kind! Vom Morgen bis zum Abend lief sie von einem Hause zum anderen, von einer fernen Vorstadt in die andere, und nie entwischte eine Klage oder auch nur ein Seufzer ihrem Munde, selbst dann nicht, wenn sie eine der vielen Demüthigungen erfuhr, denen man in diesem Stande von Seiten der gedankenlosen Rücksichtslosigkeit, des Unverstandes und des Ungeschmacks ausgesetzt ist; selbst dann nicht, wenn sie des Abends todmüde auf das Sopha sank. Sie hatte immer ein Lächeln bereit, wenn ihre Mutter sie voll Sorgen über die abgespannten Züge oder die Blässe des Gesichtes betrachtete. War es ihr Werk, daß die ihrem Schutze anvertrauten Personen nicht dem bittersten Mangel ausgesetzt blieben, so war sie es auch, die mit ihrem unerschöpflichen Muthe, ihrer ernsten Heiterkeit über dieses gerettete Hauswesen jene wohlthuende Heimlichkeit ausgoß, die den Aufenthalt in diesen zwei armen Stuben so behaglich machte. Sie wußte, daß sie die Mutter über sich selbst und über einen verlorenen Sohn zu trösten hatte, und sie gab sich alle Mühe, das ihr angeborene fröhliche Naturell nicht ersterben zu lassen. Wenn wir des Abends zusammensaßen, war sie es, von der alle Anregung zu lebhaftem und heiterem Gespräch ausging, und man war beschämt, wenn man mit dem Gedanken gekommen war, sie nach einem durcharbeiteten Tage zu unterhalten und ihre Müdigkeit vergessen zu machen.

Natürlich verbrachten wir auch viele Abende mit Musik. Nun ist aber nichts gefährlicher, als mit einer Person zu musiziren oder zu singen, zu der man sich schon ohne das hingezogen fühlt. Es ist da so viel Gelegenheit, einander schweigend Gefälligkeiten zu erzeigen, gegen einander aufmerksam zu sein, indem man schneller oder langsamer je nach dem Wunsche des Anderen vorwärts geht. Eins sieht dem Anderen in die Augen, um die gegenseitigen Intentionen zu errathen. Man nickt beifällig oder man lächelt nachsichtig zu einem Fehler und erhält ein Lächeln zurück. Eins überläßt sich der Leitung des Anderen, bis man

sich endlich ganz versteht, gleichen Schrittes vorwärts eilt und sich unzertrennlich fühlt, bis beide Seelen im Sturme des Finale in einem mächtigen Zusammenklang in einander verschmelzen. Ein einziges Duo bringt größere Intimität zu Stande, als Gespräche von vielen Wochen.

In der That war ich nach kurzer Zeit ein vertrauter Freund des Hauses, und so war es mir auch nicht schwer, in dieser kleinen Welt, die mir so glücklich schien, weil sie mich glücklich machte, bald das Prinzip zu erkennen, welches die Harmonie dieser kleinen Welt und ihre Reinheit störte. Es war in der Person der alten Tante verkörpert. Gleich nach der Flucht Raphaels war sie mit all ihrer Habe ins Haus gekommen und hat es seit damals nicht verlassen. „Da habt ihr mich," sagte sie, jetzt ernähret mich! Was kümmert's mich, daß Raphael meinen Zehrpfennig durchgebracht hat! Jetzt müßt ihr für mich sorgen." In diesem Sinne lebte sie im Hause ewig in Angst vor dem Mangel und ewig treibend, daß man für sie schaffe und sorge. Wenn Therese des Morgens eine Viertelstunde länger als gewöhnlich im Bette blieb, gewiß erschien die Tante vor ihr und schüttelte sie auf, daß sie gehe und erwerbe; eine unbarmherzige Treiberin, welche die Opfer des edlen Mädchens nicht erkennen wollte und das entsagungsvolle Leben durch rohe Anforderungen störte und entweihte.

Sie kennen diese Tante, es ist die Alte, die mich bedient, und deren verschlossenes, mürrisches Wesen Ihnen aufgefallen sein muß.

4.

Im Glücke — und ich war damals glücklich — vergeht die Zeit schnell. Mir waren seit meiner Ankunft in Wien bereits Monate vorübergegangen, und an eine Rückreise, wenn ich sie auch gewünscht hätte, war nicht mehr zu denken, denn meine Baarschaft war zu Ende. Dieser traurige Zustand indeß erschreckte mich nur sehr wenig; im Gegentheil war ich voller Muth

und machte sogar Pläne, wie ich in die Verhältnisse Theresens hülfreich eingreifen wollte. Bei der innigen Freundschaft, mit der ich im Hause aufgenommen worden, zweifelte ich keinen Augenblick, daß man mich wenigstens für den Tisch auch als Hausgenossen aufnehmen und ich auf diese Weise Gelegenheit haben werde, die ganze Ausbeute meiner Arbeit in ihr Hauswesen fließen zu lassen, Theresen die große Last zu erleichtern, die Sorgen und den Kummer der guten Mutter zu stillen, die Vorwürfe der zankenden Tante zum Schweigen zu bringen, mit Einem Worte als Helfer aufzutreten und den bescheidenen Haushalt zu einem sorgenlosen und glücklichen zu machen. Aber es war hohe Zeit, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie zu diesem Ziele zu gelangen und überhaupt eine Laufbahn in dieser Stadt zu beginnen. Ich war nicht lange in Verlegenheit. Meine Unsterblichkeit führte ich in Gestalt zahlreicher Kompositionen in meinem Koffer mit mir. Diese wollte ich, wenn auch Anfangs zu niedrigen Preisen, an Musikalienhändler losschlagen, mir schnell einen Namen machen und diesen dann benutzen, um mir eine Stelle bei einem Theater, einer Kapelle oder wo immer zu verschaffen. Wenige Tage reichten hin, um meine Noten durchzusehen, zu ordnen und hier und da zu korrigiren. Mit einer dicken Rolle unter dem Arme, in welcher sich Konzerte, Sonaten, Trios ꝛc. befanden, trat ich voll Hoffnung meine Wanderung an. Die Musikalien-Handlungen waren mir ja bekannt; ich wollte von einer zur anderen gehen und in jeder einen bedeutenden Theil meiner Rolle zur Ansicht zurücklassen und zum Verlag anbieten. Dieser Feldzugsplan war auch sehr schnell ausgeführt. Wenn man mich auch fast in jeder Handlung befremdet und erstaunt ansah, so nahm man die Kompositionen und meine Anträge doch freundlich entgegen und versprach in wenigen Tagen Antwort. Ohne ein einziges Notenheft, überaus fröhlich, daß Alles so gut von Statten gegangen, und voller Hoffnungen kehrte ich auf meine Stube zurück. Ich war so angenehm angeregt, daß ich mich sogleich hinsetzte, um eine neue Komposition, welche mir

seit einigen Tagen im Kopfe summte und die ich Theresen widmen wollte, niederzuschreiben. Aber bald sollte ich aus meinen jugendlichen Träumen schrecklich geweckt werden. Ich hatte nicht bedacht, ich habe damals noch nicht gewußt, wie viel auf Protektionen und Empfehlungen ankommt, und daß allein die Schmeichler der Oberflächlichkeit und der Tagesmode sich ohne diese behelfen können. Ich trat meine Rundreise, um die Antwort der Verleger zu holen, in derselben Ordnung an, wie das erste Mal. In der ersten Kunsthandlung antwortete man mir mit vieler Höflichkeit, daß man im Augenblicke in zu viele Unternehmungen verwickelt sei, als daß man an neue denken könne. In der zweiten hieß es ebenfalls mit Bedauern, daß der Zeitpunkt nicht günstig sei und daß ich gefälligst später einmal wieder nachfragen solle. In der dritten sagte man mir offen, daß die Kompositionen zu ernst seien und daß, wenn sie auch Talent verriethen, ich doch besser thäte, ein wenig mehr auf das Moderne, Brillante zu sehen. Der Verleger machte dazu ein süßsaures Gesicht und sagte achselzuckend: Sie werden mich dieses Rathes wegen verachten, aber — ich bin Kaufmann. In der vierten Handlung fand ich die Rolle eben so, wie ich sie gebracht, und auf demselben Orte, wo man sie damals hingelegt hatte. Der Kommis gab mir sie zurück und murmelte einige unverständliche Worte. So trug ich eine eben so schwere und dicke Rolle wieder nach Hause, wie ich vor wenigen Tagen hinausgetragen hatte. Was mich dabei am Schmerzlichsten berührte, war, daß ich nun die Hoffnung, Theresen bald hülfreich sein zu können, aufgeben mußte.

Nach einiger Zeit war ich selbst in einer hülflosen Lage. Meine Baarschaft war beinahe bis auf den letzten Heller erschöpft, und obwohl ich bereits in dem kleinen Gasthause, in dem ich wohnte, Kredit hatte, so erkannte man mit jener, allen Gastwirthen eigenthümlichen Scharfsichtigkeit doch bald meine Lage und fing man an, mich auf eine Weise anzusehen, die mich beleidigte und mich bewog, vom Gasttische auszubleiben. Die Folge war, daß sich mit überraschender Schnelligkeit der Hunger ein-

stellte. Doch ließ ich den Muth nicht sinken! Hatte ich doch gesehen, wie jeden Abend überall in Wien arme Musizi, einzeln oder in Banden, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zogen. Warum sollte ich nicht thun wie meine Kollegen in der Kunst und in der Armuth? Es kannte mich ja Niemand in der fremden Stadt, und ich brauchte mich nicht zu schämen. Außerdem hatte diese neue Art des Erwerbes einen neuen Reiz für mich, der mir nach und nach den Gedanken daran ganz erträglich machte, und ziemlich guter Dinge schlich ich mich spät Abends mit der Geige unter dem Arm aus dem Hause, um meine neue Laufbahn anzutreten.

Wahrscheinlich war es doch ein Gefühl von Scham, das mich zuerst versteckte Vorstadt-Gegenden aufsuchen ließ; denn ich erinnere mich, daß ich zuerst in ein großes Vorstadt-Kaffeehaus trat. Mit dem ersten Schritte, den ich in die hellerleuchteten weiten Räume that, flimmerte es mir vor den Augen und war es mir, als sollte ich auf dem Theater debütiren. Aengstlich sah ich mich nach einem dunklen Winkel um. Der Kellner, welcher sich vor mir verneigte, meinte, ich suche als Gast einen Platz, und zeigte auf einen Stuhl vor einem Marmortische. So bald er aber sah, daß ich die Violine vornahm und zu stimmen anfing, veränderte sich sein Gesicht, und auf die Thür deutend, sagte er mir ziemlich barsch, das sei mir nicht erlaubt! Ich weiß nicht, wie ich hinausgekommen; ich erinnere mich nur, daß ich aus Verlegenheit, schon in der Gasse stehend, noch mit Stimmen meiner Geige fortfuhr. Bald faßte ich mich und setzte meine Wanderung fort. Mit größerem Muthe, als in das Kaffeehaus, trat ich in einen schlechterleuchteten Biergarten, stellte mich unter einen Baum in den Schatten und fing frisch zu geigen an. Doch war ich nicht über die ersten Takte hinaus, als eine derbe Hand meinen Arm faßte und ihn so unsanft zurückzog, daß ich mit einer schreienden Dissonanz endete. Ich verstand, daß es mir auch hier nicht erlaubt war, die Menschen mit meiner Kunst zu vergnügen, und ich ging. — Es war mir unbegreiflich, warum

man mich an beiden Orten so ungastlich aufgenommen. Vielleicht, sagte ich mir, wird an beiden die Musik aus Grundsatz zurückgewiesen. Um mich nicht zum dritten Male auszusetzen, beschloß ich, ein Kaffee- oder Gasthaus aufzusuchen, wo man eben Musik machte, davor zu warten, bis die Musiker abgezogen, und dann einzutreten. Wie gedacht, so gethan. Ich ließ ein Trio aus einem Kaffeehause abziehen, ging vor der Thür noch ungefähr eine halbe Stunde auf und ab, um das Publikum von der genossenen Musik ausruhen zu lassen, und trat dann mit einigem Zagen ein. Aber trotz der angewandten Vorsicht ging es hier gerade so, wie an den anderen Orten. Ich wußte nicht mehr, was davon zu halten, und verlor die Geduld. Ich warf Hut und Violine auf einen Tisch und setzte mich als Gast hin, entschlossen, meine letzten Kreuzer auf eine Tasse Kaffee zu verwenden und die Zeit zu benutzen, um vom Kellner die Ursache meines Mißgeschicks zu erfahren.

So bald ich als „Herr" am Tische saß, verzerrte sich das Gesicht des Kellners, der mich eben hinausgewiesen hatte, zur ausgesuchtesten Freundlichkeit und fragte, was meine Gnaden befehlen. Als der Kaffee auf dem Tische stand, sprach ich den Kellner mit ziemlich herrischer Miene an: Sagen Sie mir, Kellner, wie's kommt, daß mir heute zu wiederholten Malen ein Spaß verdorben wird! Ich gehe da mit meiner Violine aus einer Gesellschaft, wo wir Musik gemacht haben, und es fällt mir ein, in ein Kaffeehaus zu treten und den Leuten natürlich nur des Spasses halber etwas vorzugeigen. Aber kaum fange ich an, so weist mich der Kellner hinaus; so geht es mir auch in einem zweiten Kaffeehause, und so ging es mir, wie Sie wissen, auch hier. Sie haben hier doch andere Musiker spielen lassen, warum nicht mich?

Euer Gnaden, erwiderte der Kellner, der mich für irgend einen reichen Sonderling nahm, mit unterthänigem Lächeln, Euer Gnaden, das ist natürlich. Wenn die Kellner und Kaffeewirthe gewußt hätten, daß Euer Gnaden sich nur einen Spaß

machen wollten, so hätten sie Euer Gnaden gewiß mit größtem Vergnügen spielen lassen; aber sie haben Euer Gnaden für einen von den landstreicherischen Musikanten gehalten und darum Euer Gnaden zurückgewiesen. Denn wir Kaffeehäuser und Gasthäuser erlauben nur den Musikanten des Kreuzer-Vereins, die sich das bei uns ausgewirkt haben, aufzuspielen.

Des Kreuzer-Vereins? fragte ich aufmerksam. Welcher Art Verein ist das?

Ein Verein von armen Musikanten, antwortete der Kellner, die wöchentlich einen Kreuzer in eine Kasse zahlen und einen eigenen Direktor haben. Aus dieser Kasse werden, wie ich glaube, die Steuern der Musikanten bezahlt, und die Mitglieder dieses Vereins allein haben, wie ich Euer Gnaden schon gesagt habe, die Erlaubniß, in unseren Kaffeehäusern zu spielen. Da weiß man doch, an wen man sich, wenn es nöthig ist, halten kann, und da ist man im Stande, dieses Volk ordentlich zu beaufsichtigen.

So wurde mir denn die Ursache meines Mißgeschickes klar, und ich beschloß, um ihm künftig auszuweichen, gleich am folgenden Tage in den Verein zu treten. Der Kellner konnte mir die Adresse des Direktors nicht sagen, aber nach einigem Suchen stieß ich in der Gasse auf eine Musikbande, die sie mir bereitwillig mittheilte.

5.

Indessen schreckten mich bei ruhigerem Blute die gemachten Erfahrungen doch von dieser neugewählten Laufbahn wieder ab. In meinem Bette liegend, begriff ich es nicht, wie ich mich konnte so mißhandeln lassen, und erklärte es mir nur dadurch, daß es mir mit der Laufbahn eines wandernden Musikanten doch nicht ernst gewesen sein konnte, daß ich eigentlich nur eine Art Maskenspiel getrieben und so die Beschämungen, die nicht mir, sondern meiner Maske gegolten, ertragen mochte. Bei alledem aber sah ich nicht ein, wie ich künftig leben und wie ich Theresen

helfen wollte. Den Gedanken, meinen Vater um eine Unterstützung anzusprechen, wies ich mit Stolz zurück; der arme Vater konnte mich wohl ernähren, so lange ich bei ihm wohnte, war aber, ohne sich selbst die größten Entbehrungen aufzulegen, nicht im Stande, einen Sohn, der in der großen Residenz lebte, zu unterstützen. So beschloß ich, einen Theil meiner Habseligkeiten zu Gelde zu machen und die Zeit, welche ich auf diese Weise gewann, zu benutzen, um mir einen würdigen Nahrungszweig zu verschaffen. Zum ersten Male in meinem Leben trug ich einen Rock, der mir noch lange hätte dienen können, zum Trödler, eine goldene Nadel, das Geschenk eines reichen Edelmannes in der Nachbarschaft unserer Stadt, für dessen Hochzeit ich ein Karmen komponirt hatte, zum Juwelier und einen Theil meiner Reisebibliothek, die mir der Vater mitgegeben, zum Antiquar. Bei meiner Mäßigkeit reichte die kleine Baarschaft für einige Wochen hin. Therese — mit jener Prophetengabe, welche den Frauen ihren Freunden gegenüber eigen ist — mochte errathen haben, wie es mit mir stand, denn um jene Zeit fragte sie mich, ob ich nicht, wenn sich die Gelegenheit böte, hier und da Unterricht ertheilen wollte. Ich vertraute ihr, daß mir allerdings etwas der Art noth thäte, ohne ihr jedoch mitzutheilen, welche Erfahrungen ich in Wien schon gemacht und welche Abenteuer ich erlebt hatte. Am nächsten Musikabend forderte sie ihre Freunde auf, für mich zu sorgen und mir den Ueberfluß ihrer Unterrichtsstunden zukommen zu lassen. Sie versprachen das Beste, gaben mir aber zugleich den Rath, die Zeit, die indessen verfließen könnte, ohne daß sie etwas für mich fänden, nützlich anzuwenden und mich bei den Theatern um eine Orchester-Anstellung zu bewerben.

Dieser Rath schien mir sehr einleuchtend, und da einige Zeit verfloß, ohne daß von einer Lektion die Rede war, so machte ich mich endlich auf, den Theater-Direktoren meinen Besuch zu machen. Natürlich fing ich mit dem Höchsten an, mit dem Hof-Opern-Theater; aber nachdem ich einige Stunden im Vorzimmer

des Direktors gewartet hatte, wurde ich abgewiesen, ohne nur vorgelassen zu werden. Im Schauspielhause antwortete man mir, das Orchester sei übervölkert und solle nächstens reduzirt werden. In einem Vorstadt-Theater hatte man der Streichinstrumente nur zu viel, da man eben eines militärischen Spektakelstückes wegen vorzugsweise Blechinstrumente brauchte. Der Direktor dieses Theaters war überhaupt der Meinung, daß einem großen Saale, wie der seinige war, viel Blech bei Weitem angemessener sei und größeren Effekt mache, als alle Saiteninstrumente der Welt. Er verfahre, so versicherte er mir, nach Grundsätzen, indem er die Saiten so nach und nach durch Trompeten und Hörner verdrängen lasse. Es blieb mir nur noch das kleinste und schlechteste Possentheater übrig. Zwar mußte ich auch hier stundenlang antichambriren, da der Direktor in seinem Bureau eben den Besuch seiner beliebtesten Lokal-Sängerin erhalten hatte; aber nach langem Warten wurde mein Herz von Hoffnung erfüllt, da mich der Direktor auf die Meldung, daß ein Violinist draußen warte, schnell eintreten ließ.

Sie suchen ein Engagement bei meinem Theater? rief er mir entgegen. Sie sind Violinist? Na, das ist charmant! ich brauche eben einen Violinisten. —

Ich verneigte mich tief, und mein ganzes Gesicht drückte nichts als Hingebung aus.

Glauben Sie nicht, fuhr der Theater-Direktor fort, daß wir hier Mangel an Geigenspielern haben; ganz im Gegentheil — jede Woche werden mir Dutzende angeboten. Aber der Mann, den ich im Augenblick brauche, ist gewisser veralteter Vorurtheile wegen schwer zu finden. Ich hoffe, fügte er hinzu und betrachtete mich mit einem prüfenden Blicke, ich hoffe, diesen Mann in Ihnen gefunden zu haben.

Ich bat um nähere Erklärungen, und der Direktor des Vorstadt-Theaters fuhr fort: Ich gedenke jetzt ein Zauberstück auf die Bühne zu bringen, in welchem es nothwendig sein wird, daß ein Quartett auf der Szene selbst aufgeführt werde.

Wieder schwieg der Direktor und betrachtete mich abermals mit prüfenden Blicken. Ich erklärte ihm, daß ich gewohnt sei, vor dem Publikum zu spielen, und daß, wenn er mich für dieses Quartett bestimmte, die Bedingung für mich nichts Abschreckendes hätte.

Na, das ist charmant! rief der Direktor und rieb sich vergnügt die Hände. Ich sehe, fuhr er fort, daß Sie keine Vorurtheile haben, und will Ihnen die Sache etwas näher erklären. Der Held des Stückes, ein unglücklicher Prinz, versinkt im zweiten Akte voll Sorgen in tiefen Schlaf. Die gütige Fee, eine Beschützerin, will ihn trösten und schickt ihm, als einen verkörperten Traum, aus den Wolken und auf einer Wolke reitend, vier Genien herab, die ihm sanfte Wehmuth ins Herz gießen sollen. Nun kann man sanfte Wehmuth am Besten mit Hülfe der Musik ins Herz gießen, und mein Kapellmeister hat zu diesem Zwecke ein charmantes Quartett komponirt, welches die vier Genien aufführen. Sie, rief der Direktor pathetisch, indem er einen Schritt zurücktrat und auf der Brust die Arme über einander schlug — Sie habe ich bestimmt, in diesem himmlischen Quartett den ersten Genius und die erste Geige zu spielen.

Ich soll also, rief ich aus, als Genius auftreten? —

Allerdings, antwortete der Direktor, in feinem fleischfarbenem Tricot, mit zwei herrlichen Flügeln aus Gold an den Schultern und mit einer blonden Jünglings-Perrücke auf dem Kopfe. Nach Beendigung des Quartettes hätten Sie, um dem Publikum den Sinn der Musik zu erklären, an den schlafenden Prinzen noch einige Worte, eine kleine Rede zu richten. Bei dieser Rede müßten Sie sich, um die Einheit des Stückes, das eine Lokal-Zauberposse ist, nicht zu stören, gefälligst des Wiener Dialektes bedienen.

Nachdem ich einige Zeit starr vor Erstaunen dagestanden hatte, erinnerte ich mich unwillkürlich an meine heimischen Freunde, und was sie sagen würden, wenn sie mich auf einer Wolke reitend, als musizirenden und wienerisch deklamirenden

Genius sähen, und ich brach in ein lautes Gelächter aus. Aber ich wurde schnell wieder ernst, als ich mir Theresen unter den Zuschauern dachte — entschuldigte mich mit meiner Unkenntniß des Wiener Dialektes, versicherte, daß ich um keinen Preis den einheitlichen Charakter seines Stückes stören wollte, verbeugte mich kurz und ging.

Da stand ich wieder in den Gassen, ärmer um eine Hoffnung, die mir einen Augenblick gelächelt, und trotz der Heiterkeit, die mir der Gedanke an den Genius für Momente noch erregte, herzlich traurig. Nach den Anträgen des Direktors schien mir das Loos eines herumziehenden Musikanten, das ich vor Kurzem von mir gewiesen hatte, überaus ehrenvoll und wünschenswerth. Schnellen Schrittes, als fürchtete ich, abermals in meinem Entschlusse wankend zu werden, und dabei halb und halb mit dem Gefühle eines verlorenen jungen Menschen, der in äußerster Noth hineilt, um sich anwerben zu lassen, durchschritt ich die langen Straßen der Vorstadt, um die Wohnung Herrn Nikolaus Vogels, des Direktors des Kreuzer-Vereins, aufzusuchen. Mit Zagen klomm ich die schmalen und steilen Treppen des alten Hauses hinan, fast überzeugt, daß ich selbst in den Kreuzer-Verein nicht aufgenommen werde. Schüchtern pochte ich an die Thür, und schüchtern trat ich ein.

Die Stube war von so dichtem Tabaksqualm erfüllt, daß ich die Gegenstände kaum unterscheiden und den Mann, der, eine lange Pfeife im Munde, in den Wolken auf und ab ging, kaum sehen konnte. Er trug einen langen abgefärbten Schlafrock, der in der Mitte von einem Sacktuch zusammengehalten war, und hatte graues Haar, das voll und dicht wie Borsten emporstarrte. Auf der äußersten Spitze der Nase saß eine Klemmbrille, die aber ein purer Luxus-Artikel zu sein schien, da er immer darüber hinwegsah. In Pelzschuhen daherschlürfend, kam er mir bis an die Thür entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich drückte meinen innigen Wunsch aus, Mitglied des Kreuzer-Vereins zu werden, und war nicht wenig erschrocken,

als er mir mit vorgebücktem Leibe, mein Gesicht fast mit seiner Nase berührend, mit breitem Munde und fast grimmig die Zähne weisend, zurief: Kann Sie nicht brauchen! kann Sie nicht brauchen!

Plötzlich kam ich mir wie ein unglückseliges Wesen vor, das nirgends in der Welt an seinem Platze ist, da mich selbst der Kreuzer-Verein nicht brauchen konnte. Ueberaus traurig wandte ich mich gegen die Thür, als mir Herr Nikolaus Vogel, der indessen ans andere Ende der Stube zurückgekehrt war, nachrief: Na, Sie Hannoveraner, Preuße, Sachse, Lippe-Detmolder, oder was Sie sonst sind, kommen Sie nur zurück, daß ich mich näher erkläre.

In der That glaubte ich, daß mir der Alte der barschen Begegnung wegen eine Erklärung schuldig wäre, und ich kehrte zurück. Er stellte mir einen Stuhl und setzte sich selbst so nahe zu mir, daß seine Kniee die meinigen berührten; dann bückte er sich wieder vor und sagte mit einem etwas minder grimmigen Gesichte: Sehen Sie, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden.

Ich zuckte die Achseln und meinte, die Leute aus dem Reich werden es wohl ertragen müssen.

Nein, sagte der Alte wieder, und zwar etwas freundlicher, es ist so bös nicht gemeint; wenn ich sage, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden, so meine ich, ich kann ihre Sprache nicht leiden. Es ist mir nichts so zuwider, wie das Hochdeutsche — es ist so hochmüthig, so stolz, und als ob es sich über unser Wienerisch immer lustig machte. Wer wird denn immer in Sonntagskleidern gehen? Und das Hochdeutsche, das kommt mir immer wie ein ganz neues steifes Sonntagskleid vor. Ich sehe ein, daß ich gegen die Leute aus dem Reich ungerecht bin, denn sie können ja nichts dafür, sie wurden so erzogen.

Während dieser Rede hatte sich das Gesicht, das mich so grimmig angefahren, auf so angenehme Weise verwandelt und einen so gutmüthigen und naiven Ausdruck angenommen, daß ich in der That nicht anders als ihm vergeben konnte.

Na, begann er wieder, so bald er mich versöhnt sah, Sie wollen in den Kreuzer-Verein; Sie sollen mit Vergnügen aufgenommen werden, wenn Sie etwas können, aber ich nehme Niemanden auf, ohne ihn zu prüfen.

Ich erklärte mich bereit, ihm etwas vorzuspielen und zu diesem Zwecke morgen mit meiner Geige wiederzukommen.

Glauben Sie, rief der Direktor, daß der alte Vogel keine Geige im Hause hat? Horniſt, bring meinen Straduari her.

Jetzt erſt bemerkte ich ein Individuum, das, einen grauen Hut unter dem einen Arm, ein Waldhorn unter dem anderen haltend, ziemlich schüchtern und wie voll großer Ehrfurcht für Herrn Nikolaus Vogel im Winkel stand. In seiner Dienſtfertigkeit wußte er nicht, ob er erſt den Hut oder das Horn niederlegen sollte, und machte dabei Bewegungen, welche die Kürze seiner Rockärmel und die noch auffallendere Kürze seiner Beinkleider und rückwärts große, über die Schöße weit hinausreichende, mit Eßmaterialien gefüllte Rocktaſchen verriethen. Ich hatte offenbar einen Kollegen vom Kreuzer-Verein vor mir. Er nahm den Geigenkaſten aus einem Schranke und ſtellte ihn voll Ehrfurcht auf den Tiſch. Der Direktor übergab mir das Inſtrument mit einiger Feierlichkeit und forderte mich auf, zu beginnen.

Das Inſtrument war ganz vortrefflich; es sang wie eine Sirene, so daß ich mit Luſt darauf zu geigen anfing. Aber kaum hatte ich einige Striche gemacht, als mir Herr Nikolaus Vogel ein Halt zurief.

Warten Sie, sagte er, dazu will ich mir erſt eine Pfeife ſtopfen, um gemüthlich zuhören zu können!

Als er die Pfeife geſtopft und angezündet, einen friſchen Federkiel in die Spitze geſteckt und ſich gemächlich in den Stuhl geſtreckt hatte, fing ich wieder an. Aber wieder sprang er auf, fiel mir in den Arm und rief: Halt, dazu muß ich auch eine Taſſe Schwarzen trinken!

Der Horniſt eilte hinaus, und nach einiger Zeit, während

welcher der Direktor mich kopfschüttelnd betrachtete, flog die Thür auf, und herein, fast über die Schulter des Horniſten hinweg, ſprang, wie von einer unſichtbaren Macht geſchnellt, ein junges Mädchen. Sie trug die Taſſe Kaffee mit aufgehobenen Armen hoch über dem Kopfe und ſchwang ſich ſo, immer weiter vorwärts fliegend, in die Luft, machte einige Pirouetten, blieb dann auf der Spitze des Fußes ſtehen, drehte ſich hierauf wirbelnd im Kreiſe und ſtellte zuletzt mit einer anmuthigen Verbeugung die Taſſe auf den Tiſch, ohne auch nur einen Tropfen ihres Inhaltes verſchüttet zu haben.

Gut, Roſa, ſagte der Alte ſchmunzelnd — das haſt du gut gemacht; aber dieſes Strampeln in der Luft, das du Pirouetten nennſt, kann ich nicht leiden. Das mußt du dir abgewöhnen.

Oh, ſagte das Mädchen, Alles kann ich für meinen Vater thun, nur das nicht. Dann, mit einem Blicke auf mich, fügte ſie leiſer hinzu: Kann ich nicht hier bleiben und zuhören? —

Nichts da! fort! du würdeſt uns nur ſtören!

Und wieder mit einem Schwunge gegen die Thür, war die Tänzerin verſchwunden. Der Alte that einen tiefen Schluck, nahm eine Priſe, wiſchte lange an der Naſe hin und her, dampfte Eines vor ſich hin, lehnte ſich dann im Stuhle zurück, ſchloß die Augen und murmelte: Jetzt!

Ich ſpielte eine Kadenz, die ich mir vor Kurzem zu einem Beethoven'ſchen Konzerte komponirt hatte. Ich ſpielte mit großem Fleiße, um dem Alten einen hohen Begriff von meiner Kunſt beizubringen. Aber er rührte und regte ſich nicht. Nur daß er mit geſchloſſenen Augen manchmal die Hand ausſtreckte, um die Taſſe zum Munde zu führen. Die Rauchwolken, die er von ſich blies, wurden größer oder kleiner, je nach dem ſchnelleren oder langſameren Takte meines Spieles. — Als ich endete, richtete er ſich auf, ſah mir ſtarr ins Geſicht und ſagte nichts als: Aha, ſo ſo?

Wie ein Echo wiederholte der Horniſt: Aha — dann fügte er, wie vor ſich hinſprechend, bei: Das iſt die höhere Muſik —

so zu sagen die musikalische Musik — mehr Harmonie als Melodie — was man so heißt Generalbaß und Kontrapunktmusik — die schwere, die gelehrte, die gelernte Musik.

Schweig! herrschte ihm der Direktor zu, schweig und geh. — Gehorsam ergriff der Hornist sein Instrument und seinen Hut und entfernte sich. Herr Nikolaus Vogel stand auf, nahm mir die Geige aus der Hand und fing selber zu spielen an. — Nach den ersten Strichen erkannte ich den alten Meister. Der Mann war wie verwandelt; aufrecht und stolz stand er da und strich mit einer Kraft und Gewalt, die man von den zitternden Händen nicht erwartet hätte. — Derselbe gebeugte und zitternde Greis, der vorhin mit gekrümmten Beinen im Zimmer herumschlurfte, fing nun an, mit großen und festen Schritten, immer spielend, im Zimmer auf und ab zu schreiten. Bald stürmisch, bald sanft und immer in den reinsten Tönen klang es aus der Violine, bis er mit einigen kräftigen Strichen endete. — Dieß, sagte er, während er die Violine wieder in den Kasten legte, dieß als Antwort auf Ihr Spiel. — Dann trat er auf mich zu, legte die Hand auf meine Schulter und sagte: Jetzt erklären Sie mir, warum Sie in den Kreuzer-Verein aufgenommen sein wollen! —

Mit kurzen Worten, denn ich sah, daß er mich schnell verstand, erzählte ich ihm, welche Erfahrungen ich schon in Wien gemacht. Mit dem Kopfe nickend, als wollte er sagen: Das alles ist mir bekannt, ging er während meiner Erzählung in der Stube auf und ab. Als ich geendet hatte, blieb er vor mir stehen und rief, während er mich an der Hand faßte: Lieber Freund, so ist es mir von frühester Jugend bis ins späte Alter gegangen; hätte ich nicht eine Tochter beim Ballet, ich wäre längst verhungert. Ich kann nichts für Sie thun, als daß ich Sie in die erste Klasse des Vereins einschreibe. Da werden Sie doch etwas mehr gewinnen und wenigstens nicht gezwungen sein, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zu ziehen. Meine Musiker der ersten Klasse schicke ich nur in anständige Häuser, wenn ein Quartett oder ein kleines Orchester für Hausbälle von mir verlangt wird. Gibt es einen

lustigen Winter, so werden Sie auch schönes Geld verdienen und können es bei einiger Sparsamkeit, und wenn Ihnen das Glück wohl will, ruhig abwarten, bis Sie in der Kunstwelt eine Stellung erringen, die Ihr Talent verdient. Oh, möge es bald so kommen! rief er mit Inbrunst aus — wie viele edle und schöne Talente sah ich zu Grunde gehen! Ein gütiger Gott möge Sie vor meinem Schicksale und dem Schicksale so vieler Anderen behüten!

Er warf sich in den Lehnstuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Traurige Erinnerungen schienen an ihm vorüberzuziehen, und meine eigene Lage vergessend, fühlte ich nur inniges Mitleid mit dem, wie es schien, verfehlten und schmerzenreichen Leben des alten Mannes. Ich wollte ihn durch Zureden wieder aufrichten; aber das that nicht noth, er war gewohnt, sich den traurigen Gedanken selber zu entreißen, und bald setzte er mir wieder mit Heiterkeit aus einander, wie er nach Kräften für mich sorgen wolle. Es war mir, als hätte ich einen mächtigen oder wenigstens treuen Beschützer gefunden, und als dankbarer Freund ging ich von dem sonderbaren Alten, der mich so mürrisch und abschreckend empfangen hatte.

6.

Der Alte hielt Wort. Er machte mich zum Chef eines kleinen Orchesters, das je nach Bedürfniß oder Bestellung aus sechs, acht oder zehn Musikern bestand und mit dem ich in den besten Häusern bei Soireen und Bällen aufspielte. Selten verging eine Woche, ohne daß ich drei bis vier Mal hätte ausziehen müssen; die Einkünfte flossen ziemlich reichlich, und ich lebte mit einiger Beschränkung ohne Sorgen. Ich war meinem Chef auch dankbar, indem ich ihn in seiner räucherigen Stube oft besuchte, seine Geschichten aus alter Zeit anhörte, mit ihm musizirte und seine Tochter Rosa, die Ballettänzerin, lobte. Ich konnte das mit gutem Gewissen und ohne die geringste Schmeichelei. Rosa war

außerordentlich schön und eines der besten, wenn auch wunderlichsten Geschöpfe der Welt. Ihr Vater, der ihr in Allem nachgab und zu ihren Thorheiten nur lachte, erhielt sie auf diese Weise in einer Kindlichkeit, die diese Thorheiten, trotz ihrer neunzehn Jahre, natürlich und passend erscheinen ließ. Ihr schlanker Leib war bei aller Zartheit von einer außerordentlichen Beweglichkeit, die sich ununterbrochen äußerte und über die man erstaunt gewesen wäre, wenn man sie nicht über die angeborene Anmuth, die bei jeder Bewegung zum Vorschein kam, vergessen hätte. Leib und Seele waren bei ihr, so zu sagen, zu Tanz geworden, und ihr angeborener musikalischer Sinn hatte danach eine eigenthümliche Richtung genommen. Man konnte nicht sagen, daß sie die Musik hörte, sie sah vielmehr jeden Ton oder Akkord als Pas, Entrechat, Pirouette, Sprung, Stellung u. s. w. verkörpert. Sie konnte keine Musik, von welcher Art immer, anhören, ohne in Bewegung zu gerathen, und so tanzte sie auch Alles; sie tanzte Lieder und Sonaten und hätte ein Oratorium tanzen können. Wenn ich mit ihrem Vater musizirte, kam sie gewiß immer in die Stube, und ich sah durch den Tabaksqualm, wie sie im Hintergrunde sich hin und her neigte, wie eine Feder in die Luft sprang oder herüber und hinüber schwebte, ohne daß ihr Schritt gehört wurde. Bei allem kindischen Wesen betrieb sie ihre Kunst mit Sinn und Ernst. Stundenlang verweilte sie in der Galerie des Belvedere, um an den Bildern der alten Meister schöne Attituden zu studiren, die sie dann zu Hause, oft zum größten Erstaunen des Publikums in der Galerie selbst nachahmte. Sie trug sich auch mit einem großen, einem reformatorischen Gedanken; sie wollte nämlich, wenn sie zu Ruhm und Einfluß gelangt wäre, den häßlichen kurzen Steifrock der Tänzerinnen ausrotten und ihn durch ein langes, weiches Gewand mit Faltenwurf ersetzen. Sie wußte nicht, daß sie da einen antiken Gedanken hatte.

Ich hatte ihr von Theresen gesprochen, und sie wünschte sie kennen zu lernen. Vom ersten Besuche, den sie in meiner Gesell-

schaft in dem stillen Haushalt machte, bekannte sie eine außerordentliche Verehrung für die edle und sanfte Dulderin, die sie mit Freundlichkeit empfing und mit der Milde einer älteren Schwester zu ihrem exzentrischen Wesen lächelte. Rosa kam oft wieder und überhäufte Theresen mit allerlei Geschenken, Theater-Billetten, Blumensträußen und anderen Kleinigkeiten, die sie sich zu verschaffen im Stande war. Mit großen Augen betrachtete sie das ruhige Walten der „weisen Person", wie sie Theresen nannte, und wurde in deren Gegenwart selbst ruhiger und maßvoller. Nur an den musikalischen Abenden war es schwer, mit ihr auszukommen. Mit dem ersten Tone fuhr der Tänzergeist in sie, und der Kampf, der in ihr entstand, indem sie tanzen und ihre Lust aus Rücksicht für Theresen und die Fremden unterdrücken wollte, brachte sie zu so komischen Geberden und Bewegungen, daß sämmtliche Musiker oft mitten im Spiele mit Gelächter abbrechen mußten. Sie fand ein Auskunftsmittel, indem sie mit Beginn der Musik in die zweite Stube sprang, die Thür leise anlehnte und sich nun in der Einsamkeit ihrer Lust hingab. Wenn man die Thür öffnete, fand man sie in einer heroischen oder sentimentalen Stellung, oder auch malerisch aufs Sopha hingegossen, je nach dem Finale des eben beendeten Musikstückes.

Diese kleine Welt, in welcher Rosa tanzte und Therese schweigend ihr Kreuz und die Sorge einer ganzen Familie trug, bildete einen schreienden Kontrast mit jener rauschenden, glänzenden, großen Welt, die ich nun in Folge meines neuen Standes über die Schranken meines kleinen Orchesters hinweg beobachtete, aus deren Schimmer ich mich oft in das Dämmerdunkel von Theresens Stube zurücksehnte, und in der ich doch, wie es einen Augenblick den Anschein hatte, bestimmt war, mein Glück zu machen. Um meine neue Beschäftigung auf eine Weise mit meinen Neigungen in Einklang zu bringen und die Leere, die sie meinem Gemüthe ließ, auszufüllen, komponirte ich manches der Situation Angemessene, was mein kleines Orchester leicht einübte, und das zur Eröffnung von Bällen, während der Tafel oder in den Ruhe-

stunden um Mitternacht aufgespielt wurde. Ein solche Komposition ließ ich eines Nachts bei der Gräfin P. erklingen, während die Gesellschaft, ohne sich viel um uns zu kümmern, plaudernd und lachend, vom Tanze ausruhend, in den weiten und prächtigen Sälen hin und her wogte. Nur ein junger Mann schien uns während dieser Zeit einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Leisen Schrittes ging er vor dem kleinen Orchester, das man für uns errichtet hatte, auf und ab und zeigte, indem er bald horchend stehen blieb, bald wieder im Takte weiter schritt, daß er sich für die Musik interessirte. Während eines kleinen Solo's, das ich zu meinem eigenen Vergnügen angebracht hatte, schlug er die Arme über der Brust zusammen, sah mich prüfend an und horchte mit offenbarer Theilnahme. Kaum hatte ich geendet, als er mit einem schnellen Schritte an mich herantrat und: Bravo, Bravissimo! das ist ja ganz vortrefflich! ausrief. Er fragte mich nach dem Kompositeur des Stückes, und da ich mich selber nannte, überhäufte er mich mit den herzlichsten Komplimenten und knüpfte Bemerkungen daran, die mir zeigten, daß ich einen kunstverständigen Mann vor mir hatte. Mit Einem Male wandte er sich um und eilte in das Gedränge zurück, während welcher Zeit mir einer meiner Kollegen sagte, daß dieser Herr der Graf N., einer der kunstsinnigsten Aristokraten, einer der wenigen Mäcenaten der Residenz sei. Nach einigen Minuten kam der Graf zurück und forderte mich im Namen der Frau vom Hause auf, das Orchester auf eine halbe Stunde zu verlassen und der Gesellschaft ein kleines Konzert zu geben. Gern, aber etwas aufgeregt, folgte ich ihm in den zweiten Saal, wo er sich ans Klavier setzte und sich bald ein großer, dichter Kreis um uns bildete. Er stellte eine Sonate für Klavier und Geige vor sich und fragte, ob mir das Stück recht sei. Es war eine meiner Lieblingssonaten, und ich bat ihn, nur vorwärts zu gehen. Noch nie hatte ich vor einem so glänzenden Publikum gespielt, noch nie hatten so viele Augen schöner und glänzend geputzter Damen auf mir geruht, und vielleicht nie hatte ich ein Gemach gesehen, das wie dieser Salon

Anmuth und reiches, glückliches Behagen athmete. Alles Das, ich gestehe meine bürgerliche Schwachheit, wirkte aufregend auf mich, und ich spielte vielleicht mit mehr Feuer und Begeisterung, als gewöhnlich. „Vortrefflich!“ „Ausgezeichnet!“ „Magnifique!“ scholl es da und dort aus dem Publikum. Als wir geendet, rauschender Beifall. Eine Dame drängte sich vor und wollte ebenfalls etwas mit mir spielen. Während dieses Stückes hörte ich oft das Bravo des Grafen und bemerkte, wie er, sich zu Dem und Jenem wendend, sagte: Oh, das ist ein Künstler! Am Schlusse überhäufte er mich aufs Neue mit Komplimenten, welchem Beispiele das ganze Publikum und die Dame des Hauses glaubten folgen zu müssen. Oh, rief der Graf der Dame vom Hause zu, diesen Künstler müssen wir Helenen empfehlen, sie wird uns dankbar sein. — Allerdings, thun Sie das, lieber Graf, antwortete die Frau vom Hause. Er führte mich wieder in den ersten Salon, und in der Nähe des Orchesters mit mir auf- und abgehend und während er etwas auf eine Karte schrieb, sagte er: Sie sind nicht an Ihrem Platze. Ich kenne das Künstlerleben zu gut, um nicht zu wissen, wie oft Schicksal und Talent in Disharmonie sind. Leider muß ich noch heute, sobald ich dieses Haus hier verlasse, in Geschäften meines Amtes (er war Sekretär der Gesandtschaft in London) abreisen, ohne zu wissen, ob ich vor Jahren wieder nach Wien zurückkehre. Bliebe ich hier, ich würde mich bemühen, Ihnen eine Stellung zu verschaffen, die Ihres Talentes würdig wäre. Aber — hier übergab er mir die Karte — ich empfehle Sie der Gräfin Helene Caroli, einer ausgezeichnet talentvollen Dame, welche Talente wie Sie zu schätzen weiß; ich kann Sie unmöglich in einem besseren Schutze zurücklassen.

In jedem seiner Worte, in seinem Tone sprach sich so viel Wohlwollen aus, daß es mir leid that, als er mich verließ und als ich, hinter die Schranken meines Orchesters zurückgekehrt, bemerkte, daß er von der Dame des Hauses und den Gästen Abschied zu nehmen anfing. Aus dem Saale und am Orchester

vorübergehend, schickte er mir noch einen freundlichen, fast vertraulichen Gruß zu, daß es mir war, als ob mein Schutzgeist von mir ginge. Meine Kollegen im Orchester schienen auf meinen Erfolg etwas neidisch; wenigstens machten sie allerlei Bemerkungen, die so klangen. Der Eine meinte, die Herren und Damen lassen sich gern unterhalten; das sei aber auch Alles. Ein Zweiter bemerkte, von solchen Triumphen könne man nicht leben, und sie seien nur geeignet, von der soliden Bahn abzubringen. Der Bassist brummte, bei all Dem werde man uns keinen Pfennig mehr bezahlen, als ausgemacht sei, und nicht einmal, anstatt des schlechten heurigen, besseren Wein vorsetzen. Wahr ist es, daß sich seit Abgang des Grafen keine Seele um mich oder das Orchester bekümmerte. Man tanzte wieder, und ich war aus einem Künstler wieder zu einem Tanzmusikanten herabgesunken, und die Schranken des Orchesters waren wie vorher eine unüberschreitbare Gränze zweier Welten.

Gräfin Helene Caroli empfing mich mit großer Freundlichkeit. Als Künstler und als Empfohlener eines lieben Freundes war ich ihr, wie sie sagte, doppelt willkommen, und sie hoffte, daß wir schöne und genußreiche Stunden mit einander verleben und daß sie in ihrer Einsamkeit viel von mir lernen werde. Sie lud mich ein, bald wieder zu kommen, und bat mich, von Zeit zu Zeit, wenigstens ein oder zwei Mal die Woche, mit ihr zu musiziren.

Thereſe jubelte, als ich ihr von den neuen Protektionen erzählte. Ich sehe, sagte sie voll Freude, wie Recht ich hatte. Längst hätte ich Ihnen in meinen Kreisen schon hier und da eine Lektion verschaffen können; aber ich wollte es nicht. Ich bin eine Lehrerin letzten Ranges und wollte Sie nicht in meine Sphäre herabziehen, da die Leute selten nach dem Talente, aber immer nach der Region fragen, in der man beschäftigt ist. Einmal in eine niedere Sphäre gerathen, ist man darin gebannt, ohne durch Jahre, vielleicht durch das ganze Leben höher empor steigen zu können. Darum wollte ich nicht, daß Sie in die Welt meiner Gewürzkrämer und ehrgeizigen Hausmeister gerathen.

Thereſe und die Freunde prophezeiten mir eine glänzende Zukunft, da die Gräfin Helene allgemein als eben ſo gütig und wohlwollend, denn als einflußreich gerühmt wurde.

7.

Ich muß hier auf die erſte Zeit meines Wiener Aufenthaltes und auf eine Bekanntſchaft zurückkommen, die ich gleich Anfangs bei Thereſen machte. Der treueſte Beſucher ihrer Abende war Alexis, ein Freund ihres Bruders Raphael, der mit ihm in Einem Atelier gearbeitet hatte. Wir ſind gewohnt, nach alten Traditionen von Michel Angelo bis auf Thorwaldſen, nach ihrer Beſchäftigung mit dem Schönen, nach ihrer Arbeit, welche Marmor, Granit und Porphyr bewältigt, uns die Bildhauer als ſchöne und kräftige Geſtalten zu denken. Deſto überraſchter war man, wenn Einem der Bildhauer Alexis vorgeſtellt wurde. Die Natur hatte ihn grauſam vernachläſſigt; er war auffallend klein und bedeutend verwachſen. Der Rücken wölbte ſich ziemlich hoch empor, und die Ohren berührten die Schultern. Der Kopf ſchien wie durch ein Verſehen auf dieſen mißgeſtalteten Körper gerathen zu ſein und trug durch ſeine Schönheit nur dazu bei, auf dieſen aufmerkſam zu machen; eben ſo wie die Mißgeſtalt die Schönheit des Kopfes mehr auffallend machte. Unter einer prächtigen Stirn glühten zwei ſchwarze und geiſtvolle Augen und herrſchte eine ſchön gebogene Römernaſe. Ein Ausdruck von Ironie, der immer um die etwas dicken Lippen ſchwebte, erhöhte noch das Geiſtreiche des Ausdruckes, der, wenn ein Lächeln hinzu kam, ſogar überaus liebenswürdig und einnehmend erſcheinen konnte. In Geſellſchaft war er ſchüchtern und hielt ſich immer ſtill in einem Winkel. Sprach er aber, ſo waren ſeine Worte ſtolz und ſcharf. Man mußte ſchon ziemlich gut bekannt mit ihm ſein, um von ihm freundlich angeſprochen zu werden. Für Thereſen hatte er eine große Neigung, und ſie liebte ſeine Beſuche, weil er ihr von dem fernen Bruder ſprach, an dem er mit einer begeiſterten Freund-

schaft hing. Er schätzte Raphael höher, weil er sich für den Handel untauglich erwiesen und betrachtete ihn als einen Märtyrer.

Trotz seinem menschenscheuen Wesen schloß er sich zur Verwunderung Aller, die ihn kannten, bald und sehr enge an mich an. Oft, wenn wir spät in der Nacht von Theresen gingen, forderte er mich auf, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen, und Stunden lang wanderten wir unter den Bäumen am Josephs-Kanal auf und nieder. Da erfuhr ich denn, was in dieser so schlecht eingehüllten Seele vorging. Er hatte einen großen Begriff von seinem Talente und träumte von ungeheuren Erfolgen, von Ruhm und Glanz. „Wie Cäsar für seinen kahlen Kopf," sagte er einmal, „so brauche ich den Lorbeer für meinen Buckel. Einen Wald von Lorbeern," rief er, „um mich ganz darin zu verstecken!" Es war seine Schwäche, über seine Mißgestalt zu sprechen, als hätte er den Gedanken Anderer zuvorkommen wollen. So sagte er ein anderes Mal: „Je weiter man vom Idealen entfernt ist, desto größer ist der Drang danach, und desto mächtiger entfaltet sich der Sinn dafür; ich hoffe darum, sehr Bedeutendes zu leisten." Er sprach auch viel von Rom und Italien und der Reise, die er demnächst dahin antreten wollte; aber man sah ihn niemals Vorbereitungen dazu treffen, obwohl sie ihm bei dem schönen Vermögen, dessen Herr er war, leichter geworden wäre, als den meisten Künstlern. Die Freunde Theresens, die ihn seit längerer Zeit kannten und beobachteten, waren der Meinung, daß er sich Theresens wegen von Wien nicht trennen könne.

Eben um die Zeit, als mich der alte Nikolaus Vogel in seinen Verein aufnahm, lud mich Alexis ein, bei ihm, das ist in seinem Atelier, zu wohnen. „Sie werden Musik machen. Ich werde dabei modelliren und so bei Musik, wie Leonardo da Vinci, unsterbliche Werke schaffen." Der Gedanke gefiel ihm so sehr, daß er dringender wurde, und da mich auch Therese aufmunterte, der Einladung zu folgen, um den guten Alexis nicht so ganz einsam zu lassen, so trug ich meine kleinen Habseligkeiten in das fast am Ende der Vorstadt gelegene Atelier hinüber. Es war das

ein ziemlich großes hölzernes Gebäude, das aus einem einzigen Gelaß und einer kleinen Nebenkammer bestand. Rings umher an den Wänden und auf Schränken hingen und standen die Gypsabgüsse von antiken Bruchstücken und ganzen Statuen. Dazwischen die Masken berühmter Menschen. In Schränken und in Winkeln standen in zahlreichen Exemplaren in Gyps oder in gebranntem Thon Alexis' eigene Werke: Basreliefs und Statuen, die er, man wußte nicht, zu welchem Zwecke, vervielfältigen ließ. Man brauchte kein besonderer Kenner zu sein, um gleich einzusehen, daß diese Werke der Vollendung noch ziemlich fern standen. Sonderbarer Weise hatten seine Gestalten sämmtlich eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm selbst; ihre Rücken, nackte wie verhüllte, waren zu sehr gekrümmt, die Schultern zu hoch, die Hälse zu kurz. Alexis hatte, wie ich mich oft überzeugen konnte, für diese, obwohl auffallenden Fehler kein Auge, und er begriff nicht, warum manche von diesen Statuen, die er ausgestellt hatte, keinen Anklang gefunden. Nur in der letzten Ausstellung hatte eine Arbeit von ihm großes Aufsehen erregt — es war dieß eine Aesop-Büste, die er in einem Anflug von Selbst-Ironie modellirt und mit einem Ausdruck von Humor und Wehmuth ausgestattet hatte. Aber der Erfolg ärgerte ihn, und er zog die Büste nach einigen Tagen zurück und hat sie weder verkauft, wie ihm angeboten war, noch nach seiner Gewohnheit in Gyps vervielfältigen lassen. Selbst aus seinem Atelier war sie verschwunden. Nur eine Arbeit fand ich in seinem Atelier, an der nichts zu tadeln gewesen, und diese war ein Basrelief, welches, man konnte sich nicht irren, das Portrait Theresens darstellte. Es gab nicht nur ganz und gar die Züge des Originals, es gab auch die ganze Milde wieder, und es war nichts Fremdes an diesem Bilde, als der Lorbeerkranz, den er Theresen etwas theatralisch aufgesetzt hatte. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen, dieses Bild und auf diese Weise zu modelliren, und er antwortete etwas verlegen und wie im halben Scherze: „Reine Spekulation! Therese muß ja doch früher oder später eine berühmte Künstlerin werden,

und da will ich ihr Bild im rechten Zeitpunkte gleich bereit haben."

Aber die Andacht, mit der er oft das Bild betrachtete, und die Gewohnheit, sich im Arbeiten zu unterbrechen, um wie Begeisterung schöpfend vor das Bild zu treten, straften ihn Lügen, obwohl das Basrelief in der That wie in einem Magazine in zahlreichen Exemplaren da war. Auf solche Vervielfältigungen und auf den Ankauf antiker Abgüsse verwandte er den größten Theil seiner Einkünfte. Man kann sagen, daß er sonst keine Ausgaben, keine Bedürfnisse hatte.

Der kleine blecherne Ofen, der immer geheizt war, um die Thonmodelle zu trocknen, diente ihm zugleich als Küche; derselbe Topf, in welchem den ganzen Tag hindurch das lehmige Wasser zum Modelliren stand, wurde Abends gebraucht, um Kartoffeln oder ein anderes bescheidenes Gemüse zu kochen, und oft wurde die konkave Seite der Larve irgend eines berühmten Kopfes als Schüssel verwendet. Wie sonderbar mir auch Anfangs diese Künstlerwirthschaft erschien, da ich noch alle aus einem geordneten Haushalt mitgebrachten Vorurtheile hatte, so fand ich mich doch bald darein, wohl erkennend, wie sehr dieses philosophische Leben zu meinen Umständen paßte. Alexis wurde mein Lehrmeister in der Genügsamkeit, und ich hatte mein Leben lang Ursache, ihm dafür zu danken, selbst damals, als meine Freunde von meinen neuen aristokratischen Verbindungen Großes für mich hofften.

Der Kontrast zwischen dem Leben im Atelier und den Stunden bei der Gräfin Helene war groß. Sie bewohnte auch im Winter eine Villa am Rennwege, die, obwohl nur aus einem Erdgeschosse bestehend, doch palastartige Pracht entfaltete. Mit zwei Seitenflügeln und einem hohen Gitter bildete sie vorn einen schönen Hof, während zwei andere Flügel rückwärts in den Garten liefen und ein großartiges Gewächshaus, das unmittelbar an den Salon stieß, umgränzte. Ja, die ganze Villa hatte etwas von einem Gewächshause; in allen Salons und Zimmern standen südliche Bäume, Blüthen, Blumen aus allen Zonen und wanden

sich Epheu, Lianen und andere Schlingpflanzen von Wand zu Wand. Mitten im Winter hatte man hier ein großes Stück Frühling, zu dem die Lenze aller Länder ihr Schönstes beisteuerten. Aus dem Grün der Pflanzen blickten überall schöne Bilder und Statuen; im Schatten der Orangen- oder Palmenbäume standen eben so geschmackvolle als bequeme Möbel, und zu dieser ganzen schönen Welt paßte die hohe und edle Gestalt ihrer Besitzerin. Durchschritt ich diese duftenden und blühenden Räume, oder saß ich zwischen Fächerpalmen neben der schönen Gräfin am Klavier, so war es mir, als wäre ich durch weite, weite Meilen von der Welt getrennt, zu der ich eigentlich gehörte.

Die Liebenswürdigkeit der Gräfin machte, daß ich mich daselbst bald heimisch fühlte und mit dem ersten Schritt in diese Salons alle Sorgen, die mich draußen erwarteten, vergaß. Erst wenn ich sie verließ, erinnerte ich mich, daß mich diese Protektion im gewöhnlichen und gemeinen Leben nicht im Geringsten förderte. Aus dem anfänglich unordentlichen Musiziren wurden nach und nach regelmäßige Musikstunden, und ich konnte die schöne und glänzende Helene als meine Schülerin betrachten und danach behandeln. Ihr aber schien es nicht im Geringsten in den Sinn zu kommen, daß ein Künstler, als der ich ihr empfohlen war, auf irgend welche Weise seine Kunst zu Broderwerb erniedrigen könne. Als ich sie einmal bei näherer Bekanntschaft ersuchte, mir doch in ihrem Kreise eine oder die andere Unterrichtsstunde zu verschaffen, antwortete sie fast mit einem Ausdruck von Bewunderung: „Sie sind doch ein edler Mensch und wollen als ein Apostel der Kunst ihr immer neue Jünger zuführen!“ — Da sie aber in ziemlicher Einsamkeit lebte, so blieb es bei dieser Bewunderung, ohne daß sie etwas zur Förderung meines Apostelthums gethan hätte. Vielleicht glaubte sie, mich in meinem edlen Streben zu unterstützen, indem sie mich einer ganzen Schaar junger Mädchen ihres Kreises vorstellte, mit denen sie Chöre zu singen pflegte, und indem sie mir die Leitung dieses weiblichen Chores anbot. Ich nahm gern an, und die jungen Damen klatschten vor Freude

in die Hände. Nun wurden auch zu diesen Uebungen gewisse Stunden festgesetzt, und da die Damen in der That sehr eifrig waren und die schönen Chöre, so wie die Sängerinnen, sich in dieser blühenden Welt ganz vortrefflich ausnahmen und ich von meinen Jüngerinnen förmlich auf Händen getragen wurde, so hatte ich manchen sehr ästhetischen Genuß und verlebte manche angenehme Stunde. Als einmal eine der jungen Damen einen Nonnenchor aus dem sechzehnten Jahrhundert mitbrachte, den man in der Bibliothek ihres Vaters entdeckt hatte, und ich sie auf manches Eigenthümliche in diesen alten Kompositionen aufmerksam machte und bei dieser Gelegenheit manche Namen alter Meister nannte, die sie nie gehört hatten, bat man mich allgemein, Näheres und Weitläufigeres über diesen Gegenstand mitzutheilen, und bald kam man auf den Gedanken, daß Geschichte der Musik eine sehr angenehme und nützliche Beschäftigung wäre. Die unmittelbare Folge war, daß man mich bat, wöchentlich wenigstens einen Abend der Geschichte der Musik zu widmen. Der Abend wurde bestimmt, und ich hatte nicht nur im Hause der Gräfin Helene, sondern auch im Atelier, wo ich mich für diese Stunden vorbereitete, eine Beschäftigung mehr. Gräfin Helene war mir für alle diese Anstrengungen sehr dankbar; sie behandelte mich wie einen Freund, sie lud mich zu ihren kleinen Diners, und so kam es, daß ich manchmal an der ausgesuchtesten Tafel schwelgte, während ich Tages vorher und Tags darauf mit Alexis aus der Maske Napoleons oder Heinrichs IV. Kartoffeln essen mußte. Alexis machte über diese Abnormitäten seine sarkastischen Bemerkungen und prophezeite mir, daß es durch Wochen noch so fortgehen werde, wie es schon seit Wochen gegangen, und er benutzte solche Gelegenheit zu Strafpredigten, daß ich mich auf Leute verließ, die von der eigentlichen Welt und ihren Bedürfnissen keinen Begriff hätten und die Kunst als frivoles Vergnügen und Zeitvertreib behandelten. Er forderte mich auf, seinem Beispiele zu folgen, mich in künstlerischer Einsamkeit abzuschließen und die Zeit abzuwarten, bis ich durch die Gewalt

der Kunstvollendung die Menschen zwänge, zu mir zu kommen, und meine Bedürfnisse, um diesen Zweck zu erreichen, auf das Kleinste zu reduziren. Seine Strafpredigten wurden schärfer und sarkastischer, als im Gegentheil in Folge der Einladungen der Gräfin Helene meine Bedürfnisse nur wuchsen. Ihre kleinen Diners zwangen mich, für Handschuhe, weiße Kravatten, Glanzstiefel und bei schlechtem Wetter für Fiaker Summen auszugeben, die ich im Laufe vieler Nächte als Tanzmusikus im Schweiße meines Angesichtes und auf Kosten meines Schlafes erwarb. Ja, selbst dieser Erwerb wurde mir geschmälert, indem mich Gräfin Helene durch ihre Liebenswürdigkeit zwang, Abende bei ihr zu verbringen, die ich durch die Güte des Direktors des Kreuzer-Vereins praktischer hätte verwerthen können. Alexis hatte Recht. Gräfin Helene gehörte zu jenen Damen, die wie Marie Antoinette fragen, warum das Volk, wenn es kein Brod hat, nicht Kuchen esse. Von Armuth, von erdrückendem Kampfe mit täglicher Noth hatte sie nicht die geringste Vorstellung, und ich fing an, einzusehen, daß sie mich zu beleidigen fürchten würde, wenn sie mich anders als mit Liebenswürdigkeit für Zeit und Mühen zu belohnen gedächte.

So ging der Winter vorbei, und diese Periode, die für mich so erfolgreich zu werden versprochen, endete mit größerer Noth, indem ich mich für Gräfin Helene und ihre Abende in Schulden gestürzt hatte. Der Frühling kam heran; Gräfin Helene sprach von einer bevorstehenden Reise, die jungen Damen bereiteten sich, aufs Land zu gehen, und unsere Stunden sollten bald beschlossen werden. Mit Bedauern sprachen sie über das plötzliche Abbrechen des so lehrreichen Unterrichtes, und es schien, als ob die sarkastischen Bemerkungen Alexis doch Lügen gestraft werden sollten. Ich bemerkte, daß die Damen sich vielerlei ins Ohr zu sagen hatten, daß Geheimnisse da waren, in die ich nicht eingeweiht wurde, und daß man offenbar etwas Großes für mich bereitete.

Der Tag des Abschiedes kam heran. Ich wurde auf gewisse

Stunden bestellt und mit vieler Herzlichkeit empfangen. Man sprach von der Hoffnung eines freudigen Wiedersehens im nächsten Winter, von der Dankbarkeit für den genossenen Unterricht und lud mich endlich ein, in einen Neben-Salon zu treten. Da waren auf einem Tische zwanzig Bände Musikalien, sämmtlich in feinen Maroquin gehüllt und mit meiner Chiffre in Gold versehen, zu einem Piedestal aufgestellt, auf welchem eine bronzene Kopie der antiken Euterpe stand. Rings um das Piedestal lagen Börsen, eine Kappe, ein gesticktes Gilet und andere sehr kostbare und geschmackvolle Handarbeiten, mit den Karten der jungen Damen versehen. Dazu eine kleine Rolle, welche ein Lobes- und Dankgedicht an den Meister enthielt. Die Gesichter der jungen Damen glänzten vor Freude und innerer Befriedigung, und sie baten mich, diese Geschenke als ein Andenken an sie und als Zeichen ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Ich gestehe, daß ich gerührt war, und daß mir diese Geschenke für den Moment große Freude machten. Aber als ich nach Hause ging und mir ein Bedienter mit der ganzen Last folgte, wurde ich immer trauriger, und ich konnte nicht mitlachen, als mich Alexis mit großem Gelächter empfing.

Da, sagte er, iß davon!

Als ich die Noten näher ansah, überzeugte ich mich, daß ich sie sämmtlich schon besaß.

8.

Der Sommer kam; es grünte und blühte, aber ich sah es nicht. Ich war in der Seele traurig. Nicht daß ich den Muth verloren, doch war ich um eine große Hoffnung ärmer, um eine Hoffnung, die mir geschmeichelt und an die ich mich seit dem Eintritt in das Haus der Grafin Helene so sehr gewöhnt hatte, daß sie so zu sagen jedem meiner Gedanken zur Seite ging, und von der sich nun meine Seele nur mit schmerzlicher Anstrengung trennen konnte.

Ich sah eine Laufbahn vor mir und auf dieser Laufbahn Thereſen mir aufs Innigste verbunden; ihrer herzlichsten Freund-

schaft gewiß, hoffte ich, daß von solcher Freundschaft zur Liebe nur ein kleiner Schritt sei, ja, daß Therese diesen Schritt schon gethan habe. Doch sprach ich ihr nie von meiner Liebe. Sie hatte sich so große und heilige Pflichten aufgelegt, daß es mir wie eine Sünde geschienen hätte, sie zu stören. So lange sie noch in Mühsal arbeitete, trug und duldete, wollte ich ihr nicht von Gefühlen sprechen, zu denen, wie ich mir in meiner traurigen Lage sagte, nur der Glückliche berechtigt ist. Nur wenn ich ihrem Leben Ruhe und Glück bringen konnte, wollte ich vor sie hintreten und sie mir für alle Zeiten verbinden. Damit war es nun aus.

Therese lächelte über meine Enttäuschung, und da mich der Sommer, nachdem Bälle und Soireen aufgehört hatten, wieder in gänzlicher Hülflosigkeit fand, war sie es, die für mich sorgte, — sie, deren Mühen und Arbeiten zu lindern, ich seit so langer Zeit aufs Sehnsüchtigste wünschte. Jetzt, sagte sie, ist nicht länger zu warten, und Sie müssen nun einmal in meine Sphäre herabsteigen, vor der ich Sie so gern bewahrt hätte.

Durch ihre Vermittlung erhielt ich in einem Hause, in welchem sie der Tochter Musikstunden gab, den Unterricht des Sohnes. Es war dieses Haus, wie mich Therese auf dem Wege dahin unterrichtete, ein Parvenu-Haus. Der Vater, seit einigen Jahren todt, war ein Trödler gewesen, und man erzählte, daß er einst eine alte Uniform aufkaufte, welche durch und durch mit Banknoten gefüttert war. Seit seinem Tode machte seine Frau ein großes Haus und gab ihren Kindern, immer mit etwas krämerischer Sparsamkeit dabei, eine glänzende Erziehung. Therese schärfte mir ein, daß ich die Dame nur als gnädige Frau anreden und von Tochter und Sohn nur als vom Fräulein und vom jungen Herrn sprechen dürfe. Ich befolgte diese Anweisungen und wurde gnädig aufgenommen.

Mein Schüler, ein vierzehnjähriger Junge, machte mir viel zu schaffen; er trieb schon seit mehreren Jahren Musik und bildete sich ein, einen ausgebildeten Geschmack zu haben; was ich ihm

immer vorlegte, mißfiel ihm; er wollte immer Glänzendes, Brillantes. Nach und nach hörte eigentlich aller Unterricht auf, und ich mußte mich nach dem Wunsche der Mutter und des Sohnes darauf beschränken, mit dem Jungen gewisse Modestücke einzuüben, die er bald an einem Geburtstage, bald in einer Soiree, immer aber vor großer Gesellschaft aufspielen sollte. Die Wahl der Musikstücke hing meist von der Mutter ab, die sich dabei gewöhnlich nach den Musikstücken richtete, welche sie in vornehmen Häusern zu hören bekam. Je nach dem Beifalle, den der Junge erntete, wurde ich am Tage nach einem solchen Konzerte freundlich oder mürrisch behandelt. Wenn er durchfiel, hatte mein Schüler an meiner Unterrichtsweise immer viel zu tadeln und brachte er mancherlei über eine „veraltete, pedantische" Schule vor. Ich sah, daß hier Gewissenhaftigkeit nicht am Platze war und daß es sich mehr darum handelte, den Jungen zu dressiren, als zu bilden, und ich ließ die Dinge gehen, wie sie gingen. Theresen bekam ich im Hause nur selten zu sehen, da die Unterrichtsstunden so eingetheilt waren, daß ich kam, wenn sie ging; nur manchmal trafen wir uns auf der Treppe, wo wir kaum Zeit hatten, einander die Hand zu drücken.

Da begab es sich, daß die Mutter unserer Schüler im Hause eines Hof-Sekretärs von Bruder und Schwester eine Sonate für Klavier und Violine aufführen hörte. Sofort verordnete sie, daß ihre Kinder eine Sonate für Klavier und Violine einstudiren sollten. Ich war mit dieser Verordnung zufrieden, da ich nun die Stunde mit Theresen in Einer Stube zubringen konnte. Mehrere Tage arbeiteten wir mit unausgesetztem Fleiße, da das Konzert in der nächsten Zeit dem Publikum vorgeführt werden sollte. Aber die Arbeit wollte nicht fördern. Bruder und Schwester waren nicht fähig, gleichen Schritt zu halten, und wir erlebten manche aufregende Szene voll Zank, Thränen und gegenseitiger Vorwürfe. — Endlich erklärte der Bruder, er wolle seine Partie zuerst einstudiren, wenn Therese die Klavier-Partie übernehme. Bereitwillig setzte sich Therese hin und gab sich alle Mühe, den

Jungen in Takt zu bringen. Aber er war bald mit ihr eben so unzufrieden, wie mit seiner Schwester. Er warf ihr vor, daß sie das Musikstück nicht verstehe, und suchte es ihr in einer langen Rede zu erklären. Geduldig und ernsthaft hörte ihm Thereſe zu und bat mich, da ich aufbrausen wollte, durch einen Blick, ebenfalls ruhig zu bleiben. Dann wurde das Spiel wieder aufgenommen. Der Junge stampfte mit dem Fuße, Thereſe spielte ihm zu langsam.

Gut, sagte Thereſe, beruhigen Sie sich, ich werde schneller spielen.

Ich gab dem Jungen einen Verweis, hielt aber noch an mich, obwohl er mir mit Brummen antwortete und es längst in meinen Adern kochte.

Thereſe und der Junge fingen wieder an; nach wenigen Takten stampfte er wieder mit dem Fuße, schlug mit dem Bogen aufs Klavier und schrie: „Das ist zu schnell! Sie spielen es ja wie einen Walzer! Haben Sie denn gar keinen Begriff von Musik und wollen eine Lehrerin sein!“

Aber, Adolf! rief seine sanftere Schwester verweisend.

Ich meinestheils hätte den Jungen in dem Augenblick erwürgen können; aber ich begnügte mich auf eine Handbewegung Thereſens mit der Drohung, daß wir sofort abbrechen würden, wenn er sich nicht mehr mäßigte. Thereſe mit ihrer himmlischen Geduld saß lächelnd am Klavier und begann mit derselben Ruhe wie vorhin, als ich, der ich mich vor Beide hinstellte, um den Takt anzugeben, den Bogen erhob. Nach wenigen Minuten war Adolf wieder aus dem Takte. Mit einem Schlage auf das Pult wandte er sich wüthend gegen Thereſe und schrie: „Das ist nicht länger auszuhalten, Sie spielen ja wieder zu langsam! Sie sind eine Gans!“

Schneller als der Blitz fuhr mein Bogen dem Jungen über den Schädel. Ich zitterte vor Aerger und war nicht im Stande, etwas Anderes als: „Du unverschämter Junge!“ hervorzubringen.

Adolf stand einen Augenblick wie erstarrt. Mit Einem Male

aber erhob er seine Stimme und schrie auf das Fürchterlichste; wie ihn seine Schwester schreien hörte, stimmte sie mit ein, und augenblicklich flog die Thür auf, und die Mutter stürzte in die Stube.

Um Gottes willen, was geht vor?! rief sie, meine Kinder, meine Kinder!

Adolf deutete auf mich und schrie: „Er hat mich geschlagen, wegen Theresen hat er mich geschlagen, er liebt sie, er liebt sie!"

Darauf starrte die Mutter mit großen Augen wechselweise bald mich, bald Theresen an. Erst nach einigen Sekunden gewann sie die Sprache wieder, stemmte die Hände in die Seiten und rief: „Was! meine Kinder schlagen und Liebeleien in meinem Hause? Solches Volk wagt es, meine Kinder zu schlagen und in meinem Hause, vor den Augen meiner Kinder sich zu lieben?!"

Ich weiß nicht, was sie weiter vorbrachte; ich erinnere mich nur, daß ich meine Geige unter den einen und Theresens Hand unter den anderen Arm nahm und unter Geschrei und Schimpfen aus der Stube, die Treppe hinab und auf die Gasse rannte. Dort erst, als mich Therese aufhielt, um sich den Hut aufzusetzen, kam ich zu einiger Besinnung, war aber noch nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Schweigend rannte ich mit Theresen weiter, bis sie athemlos auf eine Bank des Glacis niedersank. Dort erst sahen wir einander an und brachen beide in herzliches Gelächter aus.

Diese Szene, sagte ich noch lachend — mein ganzes Leben vergesse ich sie nicht.

Sie waren zu heftig, sagte Therese, und mögen dem Jungen einen tüchtigen Schlag versetzt haben.

Meine liebe Freundin, erwiderte ich mit zitternder Stimme, konnte ich länger das unverschämte Wesen dieses kleinen reichen Menschen mit ansehen? Er erschien mir plötzlich als der Vertreter des gesammten hochmüthigen Unverstandes, dessen Härte und Rücksichtslosigkeit so gern die Besten und Edelsten verwundet und der desto unverschämter wird, je größere Milde und Geduld man

ihm zeigt — wie Sie es zu thun pflegen. O, könnte ich überall und gegen ärgere Feinde Ihr Beschützer sein! Könnte ich Sie vor allen den Demüthigungen bewahren, denen Sie sich mit so großer Selbstverleugnung aussetzen!

Therese sah mich mit einem dankbaren Blicke an und legte schweigend ihre Hand in die meinige. Da fiel mir plötzlich ein, wie der Junge in seinem Grimm: „Er liebt sie!" ausgerufen und Theresen ein Geheimniß verrathen, dem ich niemals Worte zu geben gewagt hätte. Ich wurde etwas verlegen und sagte: Welche sonderbare Gedanken so ein Junge ohne Scheu ausspricht!

Therese errieth, was ich meinte. Sie stand auf, nahm meinen Arm und sagte mit einem lieblichen Lächeln und mit zartester Unbefangenheit: Er hat mir nichts verrathen, was ich nicht schon wußte.

Ich drückte ihren Arm an mich, ohne auch nur eines Wortes fähig zu sein. Schweigend gingen wir lange Zeit über das Glacis, bis sich nach und nach unsere aufgeregten Gefühle auszusprechen im Stande waren. Wir vergaßen die Welt und die traurige Gegenwart. Stundenlang wanderten wir auf und nieder, von einer schönen Zukunft sprechend, und der Tag, der so stürmisch begonnen hatte, war einer der schönsten meines Lebens.

9.

Indessen waren wir Beide um einen Theil unserer Einkünfte ärmer. Wir hätten das leicht verschmerzt, wenn jene Szene ohne weitere Folgen geblieben wäre. Dieß war leider nicht der Fall. Madame, die über mich höchst empört war, erzählte in ihrem Kreise, der unglückseliger Weise der Kreis war, in welchem Therese beschäftigt wurde, daß Mademoiselle, ihre Musiklehrerin, mit ihrem Musiklehrer in ihrem Hause vor ihren Kindern eine Liebschaft angefangen und daß sie deßwegen Beide abschaffen mußte. Ein dienstgefälliges Stubenmädchen versicherte, mehrere Mal gesehen zu haben, wie ich Theresen auf der Treppe geküßt

hätte. Unglückseliger Weise hatte ferner zur selben Zeit der Sohn einer Familie, in welcher Therese unterrichtete, den „Einfall", sich in die kleine blasse Musiklehrerin zu verlieben, was man natürlich der blassen Musiklehrerin, die man entließ, zum Verbrechen machte. Nach kurzer Zeit war die Redensart, daß man „so böse Streiche" der kleinen Person nicht zutrauen möchte, im ganzen Kreise gäng und gäbe. Man verfehlte auch nicht, sich bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß Rosa ins Haus kam, und man fand es natürlich, daß eine Person, die sich, wie man sagte, mit Leuten vom Ballet herumtrieb, solcher Streiche fähig sei. Bald stand Therese so schwarz da, daß man es für Pflicht hielt, ihr überall in diesem Kreise ihre Entlassung anzukündigen.

Unter so traurigen Umständen kam wieder der Winter heran. Therese verachtete das Gerede und hatte dafür höchstens ein Achselzucken. Aber sorgenvoll für die nächste Zukunft ging sie in der Stube auf und nieder. Mir schnitt es ins Herz, wie ich sie so traurig sah, und als sie sich ans Klavier setzte, um durch heitere Töne die Sorgen für einen Moment zu vertreiben, rief ich verdrießlich aus: Lassen Sie dieses unpraktische Instrument! Ich wollte, Sie spielten die Harfe, dann wollte ich meine Geige nehmen und zu Ihnen sagen: Kommen Sie, wir wollen als ganz gemeine Musikanten durch die Welt ziehen, und Sie würden sich überzeugen, daß wir geringere Sorgen hätten, denn als noble Musiklehrer in der Residenz.

Therese hielt im Spiel inne und sah mich aufmerksam an. Der Gedanke, sagte sie, ist vielleicht nicht so übel, als es scheint. Ich würde mich nicht einen Augenblick besinnen, mit Ihnen, Ferdinand, als Harfenistin von Dorf zu Dorf zu wandern, und sollte man dann noch hundert Mal schlechter als jetzt von mir sprechen. Indessen ist leider auch dieser Plan des Winters wegen und weil ich nur Klavier und nicht die Harfe spiele, unausführbar.

Und es stand ein neuer König auf in Aegypten, welcher den Joseph nicht kannte; das will sagen: es kam ein neuer Direktor

des Kreuzer-Vereins, welcher sich um mich nicht kümmerte. Der alte Nikolaus Vogel nahm zärtlichen Abschied von mir und zog mit seiner Tochter in eine Provinzial-Hauptstadt, wo sie unter guten Bedingungen als erste Tänzerin engagirt war. Umsonst hatte er mich seinem Nachfolger aufs Beste empfohlen, ich genoß keines der Privilegien, die ich im vorigen Winter hatte und die ich wegen der Gräfin Helene nicht genug ausbeutete. Auch kam diese Dame, deren Protektion ich diesen Winter besser und nützlicher verwenden wollte, nicht wieder. Sie hatte sich in London mit dem Grafen N., dem Gesandtschafts-Sekretär, verheirathet. So verschwor sich Alles, diesen Winter so traurig als möglich zu machen.

Ich will bei dieser trüben Zeit, bei der Schilderung von mancherlei Entbehrungen, von manchen Schmerzen, die mir der Anblick Theresens verursachte, nicht länger verweilen. Ohne die Freundschaft Alexis', der sein philosophisch karges Leben mit mir theilte, wäre ich schwerlich ohne öfteren Hunger über diese Zeit hinweggekommen. Denke ich an jene Periode, so sehe ich mich entweder bei Alexis und mit ihm Kartoffeln speisend, oder Noten abschreibend am Nähtische Theresens. Sie hatte damals höchstens zwei Unterrichtsstunden in der Woche, die übrige Zeit saß sie zu Hause und arbeitete Tag und Nacht mit der Nadel. Nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, nie verrieth sie die geringste Ermüdung. Nur selten gab sie sich ein Fest, indem sie sich für eine Stunde ans Klavier setzte. Bis um Mitternacht saß ich oft bei ihr und suchte ihr die Zeit durch Vorlesen zu vertreiben. Wenn sie mit ihrer Aufgabe, die sie sich für den Tag gestellt, zu Ende war, setzte sie sich zu mir aufs Sopha, und Hand in Hand, schweigend oder plaudernd, ließen wir die Stunden an uns vorüberziehen. Es waren das die einzigen Lichtblicke des Glückes in jenen traurigen Verhältnissen. Aber auch diese wurden mir manchmal verdunkelt, wenn ich bemerkte, wie Therese immer blässer und blässer wurde und ihre Gesundheit unter den Anstrengungen und Nachtwachen sichtlich abnahm.

Als ich einmal — wir waren schon wieder dem Frühling nahe — über ihre Blässe einige Worte fallen ließ und sie bat, ihre Arbeiten bloß auf den Tag zu beschränken, erwiderte sie: Nun ist ja bald der Frühling da, der wird Alles ändern; denn das Leben in freier Luft und die Reisen werden mir gewiß wohlthun.

Ich sah sie fragend an, sie fragte, ob ich nicht errathe, und da ich in der That nicht finden konnte, worauf sie anspielte, stand sie auf, öffnete einen Schrank und nahm eine kleine Harfe hervor und fing mit Fertigkeit zu präludiren an.

Ich war erstaunt und wußte nicht, was von diesem Schauspiele zu halten.

Haben Sie bereits Ihre eigenen Worte vergessen? fragte Therese. Ich hoffe, Sie erinnern sich noch, was Sie vor einigen Monaten gesagt haben; denn ich nehme Sie beim Worte und will mit Ihnen als Harfenistin, wie Sie sagten, von Dorf zu Dorf ziehen.

Da ich noch immer nicht recht zu Wort kommen konnte, setzte sich Therese zu mir, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte ernst: In der That geht es nicht mehr länger; es mußte ein Entschluß gefaßt werden. Die ewige Arbeit, die Nachtwachen zerstören mich, wie Sie selbst ausgesprochen haben, und meine Pflicht ist, zu leben. An einen Strohhalm muß ich mich anklammern, um nicht unterzugehen; denn was sollte aus Denen werden, die mir anvertraut sind?

Ich bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen, um ihr nicht die Thränen zu zeigen, die mir in die Augen traten. Sanft zog sie mir die Hände weg und sagte in vorwurfsvollem Tone: Nicht so schwach, lieber Freund! Wir bewältigen die harte Nothwendigkeit nur, indem wir sie auf uns nehmen. — Und um mich zu trösten, fügte sie hinzu: In der That hoffe ich, daß mir das Leben auf Reisen gut thun wird. Bereuen Sie nicht, daß Sie mich damals dazu aufgefordert haben, und machen Sie meine monatelangen geheimen Studien nicht unnütz.

Die Mutter kam dazu, ich stürzte ihr entgegen und fragte sie, ob sie Theresens Entschluß kenne. Traurig zuckte sie die Achseln, aber sagte mit einem liebevollen Lächeln gegen Therese gewandt: Seit Jahren lasse ich sie gewähren; von mir hat sie keinen Befehl und kein Verbot zu gewärtigen; denn ich weiß, daß sie ihre Entschlüsse mit Verstand und Ueberlegung faßt und daß sie keine anderen Gründe hat, als die Güte ihres Herzens.

Die Tante erhob Widerspruch. Offenbar wollte sie Theresen, ihre Ernährerin, nicht aus den Augen verlieren. Aber als Grund gab sie an, daß sich ein solcher Lebenswandel für ein Mädchen aus guter Familie nicht schicke. Was werden die Leute sagen, rief sie aus, und welchen Gefahren setzt sich ein junges Mädchen aus, wenn es so ins Land hineinläuft!

Durch die Welt würde ich meine Therese laufen lassen und allein, rief die Mutter aus — um wie viel mehr unter dem Schutze Ferdinands! Gehe, mein Kind, sagte sie mit Weihe, indem sie die Arme um Theresens Nacken schlang, gehe, denn wo du gehst, gehst du auf guten Wegen. Mögen die Leute sagen, was sie wollen, sie sehen dir nicht ins Herz. Die dich aber kennen, die wissen: du trägst ein heiliges Kreuz.

Mutter und Tochter umarmten sich, und überwältigt von einem Gefühle, das mehr Bewunderung als Mitleid war, drückte ich einen Kuß auf Theresens Stirn.

Am anderen Morgen erzählte ich Alexis, was zwischen mir und Theresen für den Sommer beschlossen war. Ungläubig sah er mich an und hielt Alles für Scherz. Da ich aber wiederholt versicherte, daß Dem wirklich so sei, sprang er entsetzt auf und starrte mich mit seinen großen glänzenden Augen wahrhaft fürchterlich an. Was! rief er mit schriller Stimme, elender Mensch, Sie wollen sie mir entführen? Eine Harfenistin wollen Sie aus ihr machen? Wissen Sie nicht, daß ich sie liebe?

Und wie erschrocken vor diesen Worten, sprang er wieder einige Schritte zurück und rannte im Atelier auf und ab, indem er unverständliche Worte und beinahe thierische Laute ausstieß.

Mit Einem Male ergriff er einen Stock und schlug mit Wuth in seine eigenen Statuen von Gyps und Thon, daß Köpfe und Arme in dem weiten Atelier umherflogen. Ich faßte ihn und trug ihn mit Gewalt auf einen Stuhl, wo er tief athmend und erschöpft sitzen blieb. Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich ihm vorstellte, wie uns Beiden, und besonders Theresen, nichts Anderes übrig bleibe.

Nichts Anderes? rief er aus. — Ich will Ihnen zeigen, daß Theresen noch etwas Anderes übrig bleibt.

Er lief in die Kammer und kam nach wenigen Minuten angekleidet zurück.

Wissen Sie, wo ich hingehe? fragte er, noch immer aufgeregt und zornig lächelnd. — Zu Theresen gehe ich! fügte er herausfordernd hinzu. — Ich will ihr sagen, daß ich sie liebe und um sie anhalte; ich kann ihr eine gesicherte Gegenwart und eine glänzende Zukunft bieten. —

Ehe ich ihm noch ein Wort erwiedern konnte, war er aus dem Atelier verschwunden; aber schon nach einer halben Stunde trat er wieder ein, niedergeschlagen und aufgegeben. Ohne mich anzusehen, setzte er sich in einen Winkel und starrte vor sich hin. Endlich fing er in abgebrochenen Sätzen zu sprechen an, immer noch ohne den Blick von der Wand, die er anstarrte, abzuwenden. Ich habe mich vergessen, sagte er — ich habe vergessen, daß ich mit meinem Herzen längst ein Abkommen getroffen habe. — Entsagen sollst du, sollst entsagen — ich bin stark genug, um zuzusehen — wie Andere lieben — ich weiß es — ich bin nicht da, um zu freien — ich war nicht bei Theresen — ich weiß nicht, ob ich vor ihrer Thür nur zu mir selbst gekommen bin, oder ob ich den Muth verloren habe — wenn ihr aber gehet, habe ich in Wien nichts mehr zu suchen — ich reise nach Rom. — Versprechen Sie mir, rief er mit erhöhter Stimme und streckte mir die Hand entgegen — versprechen Sie mir, treu und unausgesetzt über sie zu wachen; erlauben Sie Niemandem, einen entweihenden Blick auf sie zu werfen.

Ich nahm seine Hand und drückte sie innig. Er erwiederte den Druck krampfhaft, und indem er gebrochen zusammenfiel, schluchzte er: Ich habe bis heute nicht gewußt, wie sehr ich sie liebe, und ich habe mein Unglück nie gefühlt wie heute!

10.

Es regte sich noch nichts in den Gassen, als wir an einem heiteren Morgen in Begleitung der Mutter durch die Stadt der Nußdorfer Linie entgegenzogen. Links von unserem Wege lag der Kirchhof, wo wir uns vor beinahe drei Jahren zum ersten Male gesehen. „Hier," sagte Therese sanft lächelnd, „können wir auf jede Weise von unserem geliebten Meister Abschied nehmen." Sie fuhr mit der Hand durch die Saiten der Harfe, die ich trug, und melancholisch zitterten die Töne dem Grabe Beethoven's zu.

Wer hätte das damals gedacht! seufzte ich.

Nur nicht traurig! sagte Therese.

Oh, ich bin zufrieden! antwortete ich.

Die Mutter ging schweigend neben uns bis Nußdorf; sie wollte noch weiter mit uns wandern, aber Therese hielt sie sanft zurück.

Ade, und auf Wiedersehen im Herbst! sagte Therese und streichelte ihr liebevoll die Wangen.

Die Mutter umarmte uns Beide und ging ohne ein Wort zurück. Aber alle zehn Schritte wandte sie sich wieder um und winkte und grüßte, bis wir ihren Augen verschwunden waren. Schweigend gingen wir neben einander. Die Wellen der Donau schlugen sanft ans Ufer und rieselten melodisch durchs Gestein; die Bäume am Wege bewegten sich im Hauche des Morgenwindes, und das Laub flüsterte leise, die Vögel sangen, und von fernen Feldern scholl der Ruf des Ackersmannes durch die klare Luft. Therese war es, die zuerst das Schweigen brach und die Wolken von meiner Stirn zu verscheuchen suchte. Sie warf

mir meine Traurigkeit vor und nannte es eine Sünde, so düster durch eine so schöne Welt zu gehen. Sie nahm meine Geige, die sie trug, und suchte den Gesang der Vögel auf den Saiten nachzuahmen. Ihre Wangen rötheten sich im Hauche der frischen Luft, und es war mir, als blühte sie in frischer Jugend auf. Dennoch schien es mir immer, als müßte ich die zarte Gestalt auf die Arme nehmen und forttragen. Wenn ich sie fragte, ob sie ausruhen wollte, lachte sie mich aus und lief leicht wie ein Reh vor mir her.

Wir hatten uns vorgenommen, unser Musikantenleben erst einige Meilen weit von Wien zu beginnen, und wir zogen an vielen Dörfern vorbei, ohne uns aufzuhalten. Des Mittags bogen wir vom Wege ab und lagerten uns in einem kleinen Gehölze an einer Quelle, um uns an den Vorräthen, die uns die Mutter mitgegeben hatte, für die weitere Reise zu stärken. Das Moos auf dem Felsstein über der Quelle war uns Tisch und Stuhl zugleich, die Vögel sangen, durch die Bäume sahen wir den glänzenden Spiegel der Donau. Therese war bei alledem, als machten wir eine lustige Landpartie.

Mit frischer Kraft wanderten wir weiter und standen Nachmittags am Eingange eines freundlichen Dorfes. Ich sah Theresen an, und sie verstand mich. —

Sollen wir hier anfangen?

Ja, antwortete ich, aber wie es machen? Wie benimmt man sich dabei?

Ich habe mich das auch schon gefragt, sagte sie, aber gehen wir nur darauf los, es wird sich schon finden.

Es fand sich auch in der That. Denn kaum waren wir in das Dorf eingetreten, als es uns aus einem ziemlich großen Hause entgegenschallte: Juchhe, da kommen ja lustige Musikanten! Herein mit ihnen!

Es war eine Hochzeit, der die Musikanten ausgeblieben waren. Einige junge Burschen sprangen aus dem Fenster und führten uns wie im Triumphe in eine große Stube, welche von

jungen Burschen und Mädchen überfüllt war, während in einer anstoßenden Stube die älteren Leute beim Schmause saßen. Man wies uns oben an einen Platz und bat uns, nur sogleich anzufangen. Wir stimmten einen Ländler an, und sofort wogte und drehte es sich in der ganzen Stube. Auf den Klang der Musik kamen immer mehr Mädchen und Burschen herangeeilt; man tanzte auch im Hofe vor dem Fenster, an dem wir saßen, und die Kinder tanzten auf der Straße. Je länger wir spielten, desto lebendiger wurde es im Hochzeitshause. Jauchzen und Jodeln erscholl, und ein Bursche nach dem anderen kam, um uns die allgemeine Freude über unsere Ankunft auszudrücken. Bald war es in der Stube zu eng, und man beschloß, den Tanz im Garten fortzusetzen. Wir mußten uns an die Spitze stellen, und die ganze Gesellschaft folgte uns mit Sprüngen und Gejodel. Man setzte uns unter die Linde und tanzte um uns im Kreise. Der alte Schulmeister des Ortes nahm mir manchmal das Instrument aus der Hand und geigte auf. Auch Therese wurde abgelöst, indem eine dralle, lustige Person aus der Menge hervorsprang und sich uns als eine Kollegin, als eine ehemalige wandernde Harfenistin zu erkennen gab. „Nicht wahr, Mädel," sagte sie zu Therese, „es ist ein lustiges Leben, das Harfenistenleben? Hat man's einmal angefangen, kann man's nicht wieder lassen. Zehn Jahre lang bin ich in Oesterreich und im Reich und in Dänemark und in Schweden lustig herumgezogen, bis ich hier einen dummen Streich machte und mich verheirathete." Sie nahm Theresens Platz ein und griff tüchtig in die Saiten. Dann tanzte sie, dann kam sie wieder, und ich war ihr dankbar, daß sie Theresen vor Ermüdung bewahrte. Abends ging es wieder in die Stube zurück. Der Schulmeister, der mich bereits ins Herz geschlossen hatte, machte unseren Kassirer und ging zu wiederholten Malen, die Mütze hinhaltend, von einem Burschen zum anderen und kam immer mit einer reichen Ausbeute, die er jubelnd in meinen Hut ausschüttete, zurück. Die Braut ließ uns noch ein gutes Nachtessen vorsetzen.

Um Mitternacht brach ich die Musik ab und fragte nach einem Nachtlager. Der gute Schulmeister führte uns in sein Haus und bereitete uns aus Stroh und einigen Decken nach Vermögen ein gutes Lager. Nur ich war verlegen, als ich mich mit Theresen vor demselben Lager allein sah. Sie hüllte sich in ihr Tuch, legte sich hin und sagte mir auf die unbefangenste Weise: Gute Nacht. Ein reines Weib kann muthig sein, denn es ist unnahbar. Es bedarf nicht jenes Schwertes, das in der alten Sage zwischen die Liebenden gelegt wird. Die Reinheit vertheidigt sich mit höheren Waffen, ja, sie bedarf der Vertheidigung nicht.

Am anderen Morgen, als wir aufbrachen und durch das Dorf weiterzogen, riefen uns bekannte Gesichter aus allen Fenstern an. Vor vielen Häusern mußten wir stehen bleiben und zum Abschied aufspielen, was uns mit freundlichen Gaben belohnt wurde. Im nächsten Dorfe traten wir schon mit größerem Muthe vor die Hausthür.

Dieser erste Tag gab uns das Bild des Lebens, das wir nun durch Wochen mit kleinen Abwechselungen bald am rechten, bald am linken Ufer der Donau fortführten. Wanderungen auf der staubigen Straße oder durch grüne Thäler, Musik vor den Häusern, manchmal in den Häusern und oft in der Schenke vor lustigen Gesellschaften, frugale Mahlzeiten und Mittagsruhe im Walde, an einer Quelle unter schattigem Linden- oder Nußbaum, Nachtlager in armen Hütten, auf dem Stroh in der Stube oder auf dem Heu unter dem Dache — das sind die Elemente und Momente, aus denen sich unser Leben zusammensetzte. Oft, wenn wir wo an einem schönen Plätzchen, meist in einem Gehölze, ruhten, spielten wir uns selber, allein von den Vögeln belauscht, irgend ein klassisches Konzert auf, um uns von den ewigen Ländlern und Deutschen zu erholen.

In mir war aller Ehrgeiz erloschen, und es schien mir thöricht, in der Stadt nach Ruhm und Erfolgen zu jagen oder auch nur nach der gewöhnlichsten Nahrung des Leibes, da wir nun

seit Wochen frei und seit Jahren zum ersten Male sorgenlos in einem schönen Lande umherzogen, ohne eine von den Demüthigungen zu erfahren, die wir in unserem Leben so reichlich gekostet hatten. Denn was ist die kleine Beschämung, wenn den vorüberziehenden Unbekannten aus einem Hause entgegengerufen wird, man brauche keine Musik, im Vergleiche zu den abschläglichen Antworten, den hochmüthigen Reden, den unverständigen Anforderungen, denen wir Beide ausgesetzt gewesen!

Während dieses idyllischen Lebens wurde ich auf einige Zeit von Theresen getrennt. Wir spielten bei einem reichen Gutsbesitzer, vor den lustigen Söhnen und Töchtern der ganzen reichen Nachbarschaft. Therese stellte die Harfe weg und setzte sich an den Flügel, der im Saale stand. Ihr Spiel sowohl, wie ihr ganzes Wesen fiel der Frau vom Hause auf. Sie verlangte, Therese solle ihr etwas Rechtes spielen, und wir führten zusammen vor der Frau, die sich als Kennerin zeigte, eine unserer Sonaten auf. Die Dame war entzückt und rief ein über das andere Mal, dieß sei keine Harfenistin, sondern eine ganz vortreffliche Künstlerin. Sie erinnerte sich auch, Theresen in Wien gesehen zu haben, und wir konnten, auf verschiedene Fragen und Querfragen, bald nicht umhin, über unsere Lage einige Andeutungen zu geben. Weit entfernt, auf die Harfenistin herabzusehen, drückte die gute Frau nur ihr Bedauern aus, daß ein solches Talent und, wie sie zu verstehen gab, ein offenbar so anständiges und wohlerzogenes Geschöpf zu solchem Erwerbsmittel greifen müsse. Nach einer kurzen Konferenz mit ihrem Manne lud sie Theresen ein, einige Wochen bei ihr auf dem Landgute zu bleiben und ihrer Tochter Unterricht zu ertheilen, bis die Gouvernante, die man erwarte, ankäme.

Therese sah mich mit einem fragenden Blicke an. Wie wehe es mir auch that, mich von ihr zu trennen, so glaubte ich ihr doch zur Annahme dieser Einladung rathen zu müssen; denn oft schien sie mir zu ermüdet aufs Lager zu sinken, und ich fürchtete, daß die fortwährenden Reisen sie zu sehr erschöpfen würden. Die

Ruhe in diesem Landhause und bei der guten Frau, die alles Vertrauen einflößte, konnte ihr nur wohl thun.

So blieb sie, während ich mit meiner Geige in der Umgegend, immer das Landhaus weiter und enger umkreisend, umherzog. Ich vertiefte mich in die Berge und stieg oft hoch hinauf zu den Sennhütten, wo ich den Hirtinnen vorspielte. Aber ein Mal in jeder Woche stieg ich hinab, um nach der geliebten Schutzbefohlenen zu sehen, bis die bestimmte Zeit um war und ich sie für die weitere Wanderung abholte. Mit Thränen entließ man sie und reich beschenkt. Unsere Ersparnisse, die bereits eine angenehme Höhe erreichten, hatten wir dem Herrn des Hauses übergeben, der sie nach Wien an die Mutter zu besorgen versprach.

So wanderten wir weiter über Berge und Thäler. Eines Nachmittags, da wir nach genossener Ruhe durch die starke Sommerhitze auf der staubigen Landstraße hingingen, fuhr eine Postkalesche an uns vorbei, in welcher ein alter Herr neben einer jungen Dame saß. Der alte Herr sah uns mit freundlichen Augen an, und plötzlich sprang er mit einem lauten Ausrufe des Erstaunens auf, rief einige Worte aus, die wir nicht verstanden, und klopfte dem Kutscher auf die Schulter, daß er halten solle. Aber der Wagen war noch im raschen Fluge, als die junge Dame mit einem einzigen Schwung und Staub aufwirbelnd herausprang und mit ausgebreiteten Armen auf uns zueilte. Es war Rosa, die sich jubelnd bald an Theresens, bald an meinen Hals warf, während der alte Herr Nikolaus Vogel, so eilig als er konnte, herbeilief und uns schon aus der Ferne beide Hände entgegenstreckte.

Arme Kinder! arme Kinder! schluchzte er und drückte uns herzlich die Hände — ist es so weit gekommen? so weit?

Rosa konnte indeß ihrer Umarmungen kein Ende finden. Immer wieder drückte sie Theresen ans Herz, dann auch mich, dann auch den Vater, als ob sie auch ihn wiedergefunden hätte. —

Schnell, schnell, in den Wagen! rief sie, ihr müsset mit uns fahren, wir lassen euch nicht wieder fort.

Wir stiegen ein, und lustig ging es auf der Landstraße weiter — es war ein freudiges Wiedersehen. Wir hielten uns gegenseitig an den Händen, und des Fragens und Antwortens war kein Ende. Wir erfuhren, daß Rosa nach Linz ging, um daselbst zu gastiren, und es wurde zugleich festgesetzt, daß wir einen Theil der Reise beisammenblieben. Abends kamen wir unter lustigem Geplauder und Erzählung unserer Abenteuer in einem schönen Städtchen an, wo Herr Nikolaus Vogel das beste Gasthaus zum Nachtquartier wählte. Mich und Theresen mit unseren Instrumenten sah man etwas sonderbar an, indessen befahl Herr Vogel, zwei Stuben zu öffnen, und man setzte wohl voraus, daß der alte Herr in der Postchaise die armen Musikanten aus Wohlthätigkeit aufgenommen habe. Dem Gastwirth wie den Gästen war die Zusammensetzung unserer Gesellschaft ein Räthsel; und aus unserer Stube in den Hof blickend, hörte ich auch, wie man sich beim Postillon erkundigte, und dieser wahrheitgetreu mittheilte, daß die Musikanten von der Straße aufgelesen worden.

Wahrscheinlich hatten wir es dieser Mittheilung des Postillons und der Neugierde zu danken, daß, als wir Abends auf unserer Stube bei einem fröhlichen Mahle saßen, der Kellner, während er uns bediente, so vor sich hin und etwas zaghaft die Frage murmelte, ob man nicht geneigt wäre, unten im Saale ein kleines Konzert zu geben. Die Herren, die unten versammelt sind, meinte der Kellner, Offiziere und die angesehensten Edelleute aus der Umgegend, seien überzeugt, daß wir reisende Künstler von großem Rufe sein müssen, und wären sehr dankbar, wenn wir vor ihnen eine Probe unserer Kunst ablegen wollten. Man bekomme hier so selten etwas Gutes zu hören.

Ehe ich antworten konnte, hatte Therese schon zugesagt.

Ich gehe mit! rief Rosa, und tanze den Herren etwas vor.

Da gehe ich auch mit und spiele mit auf, sagte der Alte und beeilte sich, seine Geige auszupacken. Deine Tänze weiß doch nur ich gehörig aufzugeigen. Aber, Kellner, rief Herr

Nikolaus Vogel, früher noch eine Flasche guten Ungarischen, daß wir uns gehörig begeistern, und die Herren sollen etwas zu hören und zu sehen bekommen, wie sie es seit lange nicht gesehen und gehört haben.

Herr Nikolaus Vogel verstand es, als ächter Musiker die Flasche zu behandeln, und sie war bald geleert. Dann setzten wir uns in Bewegung. Herr Nikolaus und ich mit unseren Geigen unter dem Arme und Rosa mit Kastagnetten in den Händen, die sie schon auf der Treppe lustig klappern ließ. Therese hatte schon bei unsrer Ankunft im Saale ein Klavier bemerkt und ließ die Harfe im Zimmer zurück. Der Kellner hatte verrathen, daß es auch Tanz geben werde, und wir fanden den großen Saal bereits dazu eingerichtet. Tische und Stühle waren bei Seite gerückt und für Rosa in der Mitte des Saales ein großer Spielraum gelassen. Die Herren, meist dicke und wohlbehäbige Landjunker, mit breiten und rothen Gesichtern, schienen Großes zu erwarten und saßen mit weit offenen Augen da, die uns neugierig und etwas verlegen betrachteten. Rosa's Seidenkleid und freies Wesen, das sich um die Edelleute wenig bekümmerte, Theresens bescheidenes und edles Auftreten schienen ihnen zu imponiren, und sie legten wenige Sekunden nach unserem Eintritte ihre großen Meerschaumpfeifen bei Seite.

Therese setzte sich ans Klavier, während Rosa noch Manches im Saale arrangiren und Tische und Stühle, so wie die adeligen Herren Gäste von einem Orte auf den andern wandern ließ. Dann stellte sie sich zu uns und gab mit ihren Kastagnetten das Zeichen zum Anfang. Herr Nikolaus Vogel fing einen spanischen Tanz an, und wir folgten begleitend. Während der ersten einleitenden Takte stand Rosa ruhig da, den Kopf leise zur Seite geneigt, die Arme straff, den einen Fuß wie schreitend etwas vorgeschoben. Mit Einem Male schwebte sie unhörbar und mit wenigen großen Schritten an das andere Ende des Saales, drehte sich wirbelnd um, und dann die Kastagnetten erhebend und einstimmend in unsere Musik, schritt sie in rhythmischen

Schritten bald vorwärts, bald rückwärts. Wie einer fernen Musik lauschend, neigte sie den schönen Lockenkopf und schien von einer unsichtbaren Macht fortgezogen, ohne daß man unter ihrem langen Kleide eine Bewegung des Fußes gemerkt hätte; dann wieder wie zu sich selbst kommend, schnellte sie empor, warf den Oberleib zurück, tanzte mit fast wilden Schritten von einer Ecke des Saales in die andere, ließ Locken und Kleid im Winde nachfliegen, schlug die Kastagnetten bald über dem Kopfe, bald vor, bald hinter sich zusammen und erfüllte den Saal mit Ton und Bewegung. So sehr Eins war sie mit der Musik, so sehr ging ihr ganzer Leib in Melodie auf, daß die Musik verkörpert dort zu sein schien, wo sie eben schritt oder sich im Kreise bewegte. Selbst als sie wie ermüdet mitten im Saale, auf einem Knie liegend ausruhte und fast nur ihre Arme in der Luft bewegte, nur leise den Oberleib hin und her wiegte, war es noch, als ob der ganze Saal von ihrem Tanze erfüllt wäre, bis sie den Kopf langsam auf das Knie und Arme und Kastagnetten wie erschlafft zu Boden sinken ließ, und die Musik, ihr folgend, plötzlich mit einem sanft einschläfernden Tone abbrach.

Es war todtenstille im Saale. Die Zuschauer saßen schweigend und regungslos da und erwachten erst wie aus einem Traume, als Rosa plötzlich aufsprang und, ohne sich weiter um das Publikum zu bekümmern, auf Theresen und mich zueilte und fragte, ob sie es jetzt besser mache als ehemals. Jetzt erst brach ein lärmender Applaus los. Die Herren sprangen auf und eilten mit glänzenden Augen zu Rosa, um sie mit Komplimenten zu überschütten. Ein dicker alter Edelmann konnte sich nicht enthalten, ihre Hand zu fassen und ihr einen weitschallenden Kuß aufzudrücken. Die junge Dame, sagte er, mahne ihn an die schönste Zeit seiner Jugend, wo er eine große Tänzerin verehrte. Er sei, versicherte er, seit damals nicht so hingerissen worden wie heute. Die anderen Herren waren froh, einen Sprecher gefunden zu haben, und bestätigten alle seine Worte mit Kopfnicken und Lächeln. In der That hatte Rosa mit

unbeschreiblicher Anmuth getanzt. Sie hatte sich, seit sie uns verlassen, zu einer vollendeten Künstlerin ausgebildet; wir waren von dem Schauspiel eben so entzückt wie die Gäste. Diese hatten sich bereits bedeutend vermehrt, und der Saal war ziemlich gefüllt. Auch vor dem Hause hatte sich viel Volkes versammelt, und der dicke alte Herr ließ die Fenster öffnen, damit, wie er sagte, alle Welt an dem hohen „Kunstgenuß" Theil nehmen könne. Die Fenster waren von neugierigen Köpfen ausgefüllt, und zur Thür drängte sich das Stadt-Publikum so gewaltig herein, daß der dicke Wirth, der sich davor hinstellte, gegen den starken Andrang nur einen schwachen Damm bildete. Kellner und Schenkmädchen waren beschäftigt, auf Befehl des alten Edelmannes auf Tischen und an Wandleuchtern neue und zahlreiche Kerzen aufzustecken und dem Saale einen festlichen Glanz zu geben.

Nun kam die Reihe an uns. Herr Vogel holte seine Bratsche und einen Pack Noten, und wir begannen frisch darauf los, erst ein kleines Trio, dann ich mit Theresen ein kurzes Duo abzuspielen. Das Publikum, das uns dicht gedrängt umstand, brach abermals in Beifall aus, und der dicke Herr beschwor uns, doch ja zu bekennen, daß wir große und berühmte Künstler seien.

Ich beschwöre Sie, rief er mit gefalteten Händen und mit den flehentlichsten Geberden, ich beschwöre Sie, nennen Sie uns Ihre Namen, daß wir es sagen können, welche göttliche Künstler wir in dieser kleinen Stadt empfangen haben.

Herr Nikolaus Vogel stellte ihm seine Tochter vor und sagte mit großem Pathos: Diese hier ist meine Tochter. Rosa Vogel, erste Tänzerin des —schen Theaters, und im nächsten Winter erste Tänzerin des k. k. Hoftheaters.

Der Name Rosa's war bereits sehr bekannt, und als ihn der Vater aussprach, verneigten sich die Herren auf das Verehrungsvollste, was Rosa mit einem überaus ernsten Gesichte, aber eben so komischen Knixe erwiederte.

Ich, fuhr Herr Vogel fort, bin nichts als Vater, nach dessen

Geige die Tochter tanzt, oder vielmehr der nach dem Tanze der Tochter geigt. Diese hier, fuhr Herr Nikolaus Vogel fort, indem er auf mich und Theresen deutete, sind zwei ausgezeichnete Künstler aus der Residenz, welche, müde ihrer Stadttriumphe, sich vorgenommen haben, den Sommer zu Fußreisen zu benutzen und sich auf ihren Reisen für ganz gemeine Musikanten auszugeben. Um aber durch diese Exzentrizität der Stadt, dem Hof und den Zeitungen, überhaupt der Welt nicht Ursache zu falschen Auslegungen zu geben, reisen sie inkognito und unter falschem Namen, weßhalb ich sie Ihnen nur als zwei namenlose, aber ausgezeichnete Genies vorstellen kann.

Abermals verneigten sich sämmtliche Herrn wie auf ein gegebenes Zeichen. Und sofort schickten viele von ihnen um ihre Frauen und Töchter, und unser Publikum wurde durch die Anwesenheit der Damen noch glänzender. Für diese mußten wir aufs Neue beginnen: abermals tanzte Rosa, abermals spielten wir, und immer mit gleichem Erfolg. Erst nach Mitternacht brachen wir ab, um uns auf unsere Stuben zurückzuziehen. Aber man ließ uns nicht fort, ohne uns für einen längeren Aufenthalt eingeladen zu haben. Herr Nikolaus Vogel entschuldigte sich, da er morgen nach Linz reisen müsse, wo seine Tochter für mehrere Gastrollen engagirt war.

Nach Linz! nach Linz! wir reisen mit! riefen viele Stimmen aus dem Kreise.

Ehe wir den Saal verließen, näherte sich eine Dame, nahm ein Bracelet vom Arme und bat Rosa, es als Andenken an diesen schönen Abend anzunehmen. Ein gleiches Geschenk bot eine andere Dame Theresen an. Unter den begeistertsten Zu- und Nachrufen stiegen wir die Treppe hinan. Nach wenigen Minuten folgte uns der Kellner und überbrachte uns einige freundliche Zeilen des Dankes, welche im Namen der Herren und Damen gezeichnet waren. Dazu legte er eine schöne Rolle Goldes auf den Tisch. Rosa ergriff sie und drückte sie Theresen in die Hand. —

Da, du gute Tochter, rief sie freudig. Nimm und schicke es deiner guten Mutter; das gibt einen sorgenlosen Winter.

Am anderen Morgen erschien abermals der Kellner mit einem Briefchen, welches mich und Theresen, wenn wir nicht ebenfalls nach Linz reisen wollten, nach den Schlössern und Landhäusern der Herren zu Gaste lud.

Meine Kinder, sagte Herr Nikolaus Vogel, indem er unsere Hände faßte, wir werden uns hier trennen. Ihr bleibet hier und grasset die fette Weide ab. Ich würde euch nicht mehr von mir lassen, wenn ich nicht mit Rosa zu Anfang des Winters zu euch nach Wien zurückkehrte. Als Vater einer Koryphäe werde ich Einfluß genug haben, um für euch Beide zu sorgen und den Leiden, die lange genug gedauert haben, ein Ende zu machen. Es muß doch endlich eine bessere Zeit kommen! In dieser freudigen Aussicht lasset uns heitern Abschied nehmen.

Eine Stunde darauf stiegen die Freunde in den Wagen. Trotz der Thränen, die sie im Auge hatte, mußte Rosa doch laut auflachen, als sie bemerkte, wie sich eine lange Reihe von schwerfälligen Gutsbesitzers-Kaleschen und leichten Offizierswagen ihrer Postkutsche anschloß.

Eine herrliche Claque, die ich da mit mir führe! rief sie aus und klatschte in die Hände. Der Vater aber wandte sich um und ersuchte die Herren, wenigstens eine Meile Weges zwischen ihm und ihren Wagen zu lassen, um den guten Bürgern der Stadt Linz kein Aergerniß zu geben. Man sah das ein und versprach, langsam zu folgen. Der Postillon ließ die Peitsche knallen, und fort rollte der Wagen unter dem Zuruf der Bevölkerung, welche sich versammelt hatte, um die berühmte Tänzerin bei Tageslicht zu sehen. Langsam folgten die zahlreichen Wagen ihrer Verehrer.

11.

Von einem Schlosse zum anderen, von Landgut zu Landgut ziehend, überall von einem Freundeskreise gefolgt und überall

gastlich aufgenommen, verbrachten wir nach jenem rauschenden Abende eine angenehme und gewinnreiche Zeit von mehreren Wochen. Gegen Ende wurde sie auf traurige Weise durch eine Todesnachricht gestört. Mein guter Vater ward zu seinen Vätern versammelt. Er schied nicht, ohne noch seines fernen Sohnes zu gedenken, und mit der Todesbotschaft kam mir zugleich sein Abschiedsbrief, der für mich neben den heißesten Segenswünschen die heitersten Hoffnungen aussprach. Ich erlaubte mir, während meines Wiener Aufenthaltes eine fromme Täuschung, indem ich ihm die heitersten Briefe schrieb und seinem väterlichen Herzen mit den glänzendsten Aussichten für meine Zukunft schmeichelte, und nun trafen mich seine Abschiedsworte auf einer Fahrt, die etwas besser war als eine Bettelfahrt.

Mit meiner Trauer im Herzen war ich nicht länger geeignet, unter jenen frohen Menschen frohe Musik zu machen, und wir brachen auf und wanderten weiter gegen Norden. Therese ging als tröstender Engel neben dem Trauernden und erlaubte nicht, daß wir uns in den Dörfern und Städtchen aufhielten. Sie wußte, wie wenig ich in jener Stimmung taugte, den lustigen Musikanten vorzustellen. So in ihrer Gesellschaft immer weiter wandernd, fühlte ich, wie sehr einsam ich ohne sie wäre, und übertrug so zu sagen auch jenen Theil Liebe, der bisher meinem Vater angehört hatte, auf sie. Aber je inniger meine Liebe wurde, desto mehr wurde ich manchmal besorgt, wenn ich in ihr blasses Gesicht sah, das deutliche Spuren der Ermüdung trug. — Ihr Auge hatte etwas Geisterhaftes, und ein leiser Husten, der sich oft des Morgens einstellte, machte mich schaudern. Wenn ich dann voll Angst ihre Hand ergriff, fand ich sie glühend. Dann tröstete mich wieder eine blühende Röthe, die von Zeit zu Zeit über ihre Wangen flog. Ach, ich habe es damals noch nicht gewußt, welcher Verrath der Natur sich hinter diesen Rosen verbirgt!

Nach wenigen Tagen nahmen wir die Musik wieder auf, aber es geschah dießmal, um sie bald und auf eine traurige Weise gänzlich verstummen zu lassen. Wir spielten eines Sonntags

in der Schenke eines Dorfes, das in herrlicher Gegend am Fuße grüner Hügel, weiter Parks und eines prächtigen Schlosses lag. Burschen und Dirnen drehten sich vor uns, die wir auf der bescheidenen Bank am Ofen saßen, und Alles war guter Dinge. Plötzlich wurde der Tanz unterbrochen, und Alles wandte sich ehrerbietig der Thür zu. Ein breitschulteriger, rothbäckiger junger Mann in städtischen Kleidern trat mit ziemlich dick aufgetragener Vornehmheit in die Stube, grüßte rechts, grüßte links, sprach einige Bauern gnädig an und verlangte dann, daß der Tanz ungenirt fortgesetzt werde. Der junge Mann, durch dessen Gegenwart die ganze Gesellschaft eben so beglückt als beengt schien, war der Sohn des hier regierenden Amtmannes. Auch uns warf er einen gnädigen Blick zu, der aber immer gnädiger wurde und endlich in ein viel zu freundliches Lächeln überging. Er näherte sich, stellte verschiedene Fragen und setzte sich endlich auf die Ofenbank neben Theresen. Ich will die Art und Weise, wie er ihr auf das Allergnädigste den Hof zu machen begann, nicht ausführlicher beschreiben. Therese brach schnell die Musik ab, benutzte die entstandene Pause, um einige Schritte auf und ab zu gehen und dann ihren Platz so zu ändern, daß ich zwischen sie und den Amtmannssohn zu sitzen kam. Diese schweigende Zurückweisung genügte ihm nicht. Er stand auf und folgte Theresen. Mir begann das Blut in den Adern zu sieden; dennoch hielt ich auf die Bitte Theresens noch an mich. Als er ihr aber ins Ohr zu zischeln anfing und, da sie den Kopf abwandte, um nicht zu hören, sie am Arme faßte und an sich zog, sprang ich auf und wies ihn mit wenigen Worten und einer drohenden Geberde von uns.

Aha, sagte er, indem er sich höhnisch vor mir verneigte. Er ist wohl der Herr Gemahl?

Ja wohl, erwiderte ich scharf und machte mich bereit, mit Theresen die Stube zu verlassen.

Ist er wirklich dein Mann, du holder Zugvogel? fragte er Theresen.

Thereſe nickte bejahend mit dem Kopfe.

Es iſt nicht wahr! ſchrie er und ſchlug eine breite Lache auf, du biſt ja ganz roth geworden. Seine Geliebte biſt du! da kannſt du wenigſtens für eine kurze Zeit auch eines Andern Geliebte ſein.

Und wie er dieſes ſprach, ſtellte er ſich vor Thereſen hin, verſperrte ihr den Weg und ſtreckte einen Arm aus, um ſie zu umſchlingen. Aber ich faßte ihn mit beiden Händen am Rock und ſchleuderte ihn ſo wüthend bei Seite, daß er einige Schritte weit taumelte, das Gleichgewicht verlor und in der Mitte des Saales niederſtürzte. Die verſammelten Gäſte faßte allgemeines Entſetzen; regungslos ſtanden ſie da und ſtarrten bald mich, bald den Gefallenen an. Erſt als ich Thereſens Hand ergriff und ſie durch die Menge der Thür zuführte, ſchrie der Amtmannsſohn wüthend auf: Haltet den Landſtreicher! Laßt ihn nicht fort! und ſtürzte ſich die ganze Zahl der männlichen Gäſte auf mich. Unter Schreien und Schimpfen warfen ſie mich nieder, und im Augenblicke war ich durch die umringende Menge von Thereſen getrennt. Umſonſt war mein Streben, mich loszuringen. Sie ſchleppten mich vor die Schenke und, auf ein Zeichen des jungen Mannes, weiter dem Schloſſe zu. Wir kamen über eine mittelalterliche Zugbrücke durch einen dunkeln Thorweg in einen weiten Hof. Ein dicker alter Mann, der aus dem Fenſter blickte, fragte, was es gebe, und der Jüngling antwortete: Ein Landſtreicher! Ein Gerichtsdiener kam und führte uns weiter in einen anderen Hof, einem alten Nebengebäude entgegen. Er öffnete eine Thür, und die Bauern, die mich nicht einen Augenblick losgelaſſen hatten, ſtießen mich in ein dunkles Gefängniß.

Es bedarf keiner Schilderung meines Gemüths-Zuſtandes. Wie ein Wüthender rannte ich in dem kleinen Behältniß im Kreiſe herum und ſchlug mit beiden Fäuſten an die Thür. Nicht die erfahrene Gewaltthat war es, die mich ſo ſehr empörte. Wo iſt Thereſe, welches wird ihr Schickſal ſein? Dieſe Fragen machten mich wüthend und preßten aus meiner Bruſt unartikulirtes

Geschrei und zugleich Thränen aus meinen Augen. Gegen Abend hörte ich, wie man sich im Hofe unterhielt, indem man auf meiner Geige, die ich in der Schenke gelassen hatte, herumkratzte; bald darauf auch Harfentöne, die von ungeschickter Hand hervorgebracht waren. Dieß verrieth mir, daß Therese mein Schicksal theilte, und ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen. Ich warf mich auf den Strohsack und wälzte mich wie ein Verzweifelnder. Eine Harfensaite nach der anderen hörte ich springen, und es war mir jedes Mal, als ob etwas in meinem Innern risse. Ich klopfte an die Wände, um Theresen, wenn sie in meiner Nähe war, ein Zeichen zu geben; aber es erfolgte keine Antwort, und es schien mir, als wäre ich durch viele Meilen von ihr getrennt.

Spät nach Mitternacht fiel ich, müde von neuem Hin- und Herrennen, mitten im Gefängnisse hin und versank in dumpfe Gedankenlosigkeit und zuletzt in vollkommene Betäubung, die mir wohlthätig über den Rest der Nacht vorbeihalf. Gegen Morgen öffnete sich plötzlich die Thür, und der Gerichtsdiener zeigte mir mit einer Handbewegung, daß ich frei war. Ich stürzte hinaus und in den Hof, wo ich, ohne zu wissen, warum, den Elenden der mich hierher gebracht, zu finden hoffte. Aber im Hofe war kein Mensch zu sehen. Ich stellte mich vor die Fenster und rief herausfordernde Worte hinauf und war bereit, die Treppe hinaufzulaufen, als Therese aus einer Thür trat, auf mich zustürzte und über den Hof dem Ausgang zueilte. Es war, als triebe sie unsägliche Angst, und sie ließ mir im Thorwege kaum die Zeit, unsere Instrumente, die man uns da wiedergab, anzunehmen.

Immer weiter eilte sie und erlaubte mir erst, als wir Schloß und Park schon weit hinter uns hatten, sie zu umarmen und mich des Wiedersehens zu freuen. Schweigend ließ sie einige Augenblicke den Kopf an meinem Herzen ruhen, dann faßte sie wieder meinen Arm und ging mit großen Schritten weiter.

12.

Erst nach einer Stunde raschen Ganges hörte sie auf meine wiederholte Bitte und ruhten wir am Abhange eines Hügels im Schatten grüner Tannen aus. Ihr Gesicht, ihr tiefer Athem verrieth noch immer große Aufregung, und ich bemühte mich, indem ich die Hand auf ihre Schulter legte, sie durch Zureden zu beruhigen. Schweigend und mit niedergeschlagenen Augen, regungslos, den Blick vor sich hingerichtet, hörte sie mich eine Zeit lang an. Plötzlich aber wandte sie sich zu mir, schlang ihre Arme krampfhaft um meinen Hals und brach in heftiges Schluchzen aus, dem bald zahlreiche Thränen folgten.

Kehren wir zurück! rief sie und sah mich dabei mit den flehentlichsten Blicken an — führe mich wieder zu meiner Mutter! — Ich ertrage dieses Leben nicht länger!

Mein Kind, meine theure Therese, sagte ich, beruhige dich. — Dein Wille ist der meine, und um keinen Preis möchte ich dich wieder solcher Rohheit ausgesetzt sehen, wie gestern. Schon sind wir auf dem Rückwege, und in wenigen Tagen werden wir wieder in deiner stillen Stube neben deiner Mutter sitzen.

Aber ihre Thränen flossen noch immer. Sie verhüllte das Gesicht mit dem Tuche und schluchzte schwer und tief. Mit Unruhe betrachtete ich sie, denn immer schwerer hob sich ihr Busen, das Schluchzen wurde krampfhaft und verwandelte sich zuletzt in Husten und schwere Seufzer. Umsonst suchte ich ihr das Tuch wegzuziehen, um ihr ins Gesicht zu sehen, aber sie hielt es fest und wandte sich ab, als ob sie etwas vor mir verbergen wollte. Eine böse Ahnung bemächtigte sich meiner Seele, ich faßte ihre Hände mit Gewalt, und — allmächtiger Gott! was sah ich? — das Tuch war voll Blut, und immer noch quoll es roth von ihren Lippen.

Therese! mein Gott, was ist das? Blut! Blut! rief ich in entsetzlicher Angst und warf mich vor sie hin, ihre Knie umklammernd. Stirb nicht, Therese! schrie ich wie im Wahnsinn.

— Ich bin dein Mörder, ich habe dich zu dieser Reise bewogen, die dich tödtet!

Aber schon hatte sie die Stärke ihrer Seele wieder erlangt; schon hatte sie wieder ein Lächeln, und mit Lächeln legte sie die Hand auf meine Stirn und sagte: Nein, mein Freund, die Reise ist an diesem Unfalle nicht Schuld; ich habe das schon ein Mal im vorigen Winter erfahren. Auch ist kein Grund zur Besorgniß da; ich fühle mich jetzt wieder ganz wohl und leicht und schäme mich meiner vorigen Muthlosigkeit. Gewiß, ich will künftig stärker und muthiger sein.

Je milder sie sprach, desto heftiger wurde der Schmerz in mir. Meine Stirn an ihre Knie gelehnt, weinte ich heiße Thränen, bis ich zur Besinnung kam und mir sagte, daß es an mir sei, der armen Kranken Muth und Kraft zu geben, anstatt mich von ihr trösten zu lassen. Ich setzte mich zu ihr und drückte ihren Kopf an meine Brust, und wie sie so gleich einem Kinde dalag, sprach ich ihr von unserer Rückreise, von der Freude der Mutter beim Wiedersehen, von der schönen Zukunft, die sich uns aufthat, und von unserem Zusammenleben mit Rosa und ihrem Vater. Ich erlaubte ihr nur durch Blicke zu antworten und beizustimmen und drückte ihr bei jedem Worte, das sie sprechen wollte, die Hand auf die Lippen. Dann schwieg auch ich und ließ sie in den sanften erquickenden Schlaf versinken, der über ihren müden Augenlidern schwebte. So saß ich lange da, die theure Last im Arme, und betrachtete ihr schlafendes Gesicht, das mit der ruhigen, halbverhüllten melancholischen Herbstwelt, die uns umgab, so große Aehnlichkeit hatte. Traurig blickte ich vor mich hin. Die einsame Blume zwischen den Stoppeln auf dem Felde, der Kranich, der klagend über meinem Haupte der Ferne zuzog, das Blatt, das vom Baume fiel — Alles hatte für mich eine symbolische Bedeutung und erfüllte mein Herz mit traurigen Ahnungen.

Sie wurden zum Theil verscheucht, als Therese erwachte und mich mit glänzenden frischen Augen ansah. Der Schlaf hatte ihr

wohl gethan und ihre Wangen geröthet. Gleich als errieth sie beim ersten Blicke meine traurigen Gedanken, und als wollte sie mir Beweise ihrer wiedererlangten Kraft geben, sprang sie auf und verlangte, weiter zu wandern. Sie bat mich auch, zu vergessen, was sie vorhin gesagt hatte, und zu thun, wie es mir gut dünke. Wollte ich die Reise noch fortsetzen, so war sie bereit, mir zu folgen, wohin und wie lange ich verlangte. Aber ich schüttelte den Kopf und zog sie wieder zu mir nieder. Ich befahl ihr, sanft weiter zu ruhen, bis ein Wagen käme, der uns mitnehmen könnte.

Bald kam auch ein kleiner, mit Stroh gefüllter Bauernwagen, dessen Besitzer sich bereit erklärte, uns für eine kleine Summe nach dem nächsten Städtchen zu bringen. Ich bettete Therese so weich als möglich in das Stroh, und wir fuhren dem Städtchen zu. Dort bezogen wir eine kleine Stube und verweilten mehrere Tage, welche Therese auf meine Bitten im Bette zubrachte. Als ich sie genugsam gestärkt glaubte, setzten wir die Reise in kleinen Abschnitten fort und erreichten die Donau nach einigen Tagen. Auf einem Schiffe, das nach Wien fuhr, ging es weiter, ohne Ermüdung, da wir wegen der Herbstnebel jeden Abend anlegten und des Morgens erst spät abfuhren. Die schöne Welt der Donau-Ufer mit ihren Städtchen und Dörfern, mit ihren Klöstern, reichen Gefilden und rauschenden Wäldern, die milde Herbstluft schienen auf Theresen einen wohlthätigen Einfluß zu üben. War auch ein Schleier der Wehmuth über ihr ganzes Wesen ausgegossen, so blühten doch ihre Wangen wie in einem neuen Frühlinge wieder auf. Als ich sie einmal darauf aufmerksam machte, deutete sie auf das rothe Laub der Bäume, die an den Ufern standen. „Diese Röthe ist es," sagte sie leise. Glücklicher Weise betrog diese verrätherische Röthe auch die Mutter und störte nicht die Freude des Wiedersehens. Die Tante meinte sogar, das Reisen sei Theresen sehr wohl bekommen, und wir würden wohl gethan haben, wenn wir noch die letzten Herbstwochen benutzt hätten.

Leider war die Täuschung von nicht langer Dauer. Schon

nach wenigen Tagen brach Therese zusammen und flößte ihre Schwäche auch der Mutter die Besorgnisse ein, die mein Inneres seit jenem traurigen Morgen zusammenpreßten. Um mit ihr die Pflege der theuren Kranken zu theilen, miethete ich eine Stube im Hause und wurde so der beständige Zeuge der traurigen Veränderungen, die mit Theresen vorgingen.

Ich will bei der schrecklichen Zeit, die nun begann und den ganzen kommenden Winter ausfüllte, nicht länger verweilen und mit wenigen Worten das Ende schildern.

Therese nahm erschreckend schnell ab. Jene Röthe, die mit genau umschriebenen Rändern manchmal über ihre Wangen flog, blieb zuletzt ganz aus, und ihre Wangen wie ihre Augenlider wurden blaß und durchsichtig. Die Augen wurden größer und glänzender, und die langen schwarzen Wimpern stachen schön, aber traurig von den blassen Wangen ab. Auch die Hand, immer fein und zart, wurde durchsichtig und zeigte das Gewebe der blauen Adern; in den Fingern schien das Blut wie unter Rosenblättern zu fließen. Es war, als sollte sie nicht wie andere Menschen sterben, vielmehr, als ob sie sich nach und nach vergeistige und in zarten Aether auflöse.

Als Rosa, wie sie es versprochen hatte, in Wien ankam, fand sie Theresen bereits so verändert, daß sie gleich beim Eintritt in die Stube ihre Lage klar erkennen mußte. Trotz allen Winken und Zeichen warf sie sich über Theresen hin und brach in Thränen aus. Therese verstand sie und lispelte: „Nicht wahr, meine Rosa, du findest mich sehr verändert?" Sie erkannte ihre Lage und lächelte oft über unsere Tröstungen, so wie über manche Täuschung, die wir uns erlaubten, um ihr Hoffnung einzuflößen. — Ihr Geist war klarer als je, und sie war es, die zuerst in Rosa's ganzem Wesen und Ausdruck eine große Veränderung bemerkte. Aufs Neue brach Rosa in Weinen aus und sagte uns, daß sie allein nach Wien gekommen sei. Ihren Vater, den alten guten Herrn Nikolaus Vogel, hatte sie einen Monat vorher begraben. Diese Nachricht war uns Allen wie ein Zeichen, daß der

kleine Kreis, der in vielen Leiden und in manchen Freuden so eng zusammengehalten hatte, bestimmt war, gänzlich zerrissen zu werden.

Rosa, die so ruhig und ernst geworden war, daß man sie kaum wieder erkannte, betrachtete das Versprechen ihres Vaters als das ihrige und verschaffte mir beim Hoftheater, bei dem sie engagirt war, eine fixe und einträgliche Anstellung am Orchester, und so kam es, daß wir uns Beide oft mit Schmerzen vom Krankenlager Theresens losreißen mußten, sie, um eine halbe Stunde darauf zu tanzen, ich, um mit gebrochenem Herzen lustige Weisen aufzuspielen. Der alte Vogel hatte mir seinen Straduarius vermacht, aber ich durfte ihn, wenn Rosa tanzte, nicht brauchen. Sie kannte den Ton dieser Geige zu gut, und, sagte sie — es sei genug, daß sie von Theresen kommend Pirouetten und Sprünge machen müsse; die Erinnerung an den todten Vater, die durch jeden Ton der Geige geweckt würde, wäre dann mehr als genug, um sie mitten im Tanze in Thränen ausbrechen zu lassen.

Gedenke ich jenes Winters, so sehe ich mich nur am Bette Theresens, ihre Hand in der meinen haltend; auf der andern Seite sitzt Rosa und sucht ihren verlorenen kindischen Sinn wieder zu finden, um Theresen aufzuheitern. Die Mutter geht mit einem erschreckend ruhigen Gesichte, das sich in Schmerzen zu versteinern scheint, aus und ein, oder steht zu Häupten des Bettes und wischt mit einem weißen Tuche ihrem Kinde den Todesthau von der Stirn. Der Doktor kommt täglich, und wenn er geht und von Theresen nicht gesehen werden kann, zuckt er die Achseln. Eine dunkle Atmosphäre der Trauer füllt die Krankenstube, selbst als schon die ersten Strahlen des Frühlings herein dringen.

Da kam der Monat März heran. Längst hatten wir uns gewöhnt, das leise Lispeln Theresens zu verstehen. Seit einigen Tagen sprach sie gar nicht mehr. Sie saß im Bett, den Kopf auf das Knie gelehnt und streckte nur manchmal die Hand aus, um sie mir, oder Rosa, oder der Mutter zu reichen. Uns war der Frühling herangekommen, ohne daß wir ihn über unsere Schmerzen bemerkt hatten. Therese aber schlug oft ihre Augen

auf, um den hereindringenden Strahlen melancholisch entgegenzublicken. Mehrere Male mußten wir sie in einem Lehnstuhl an das Fenster tragen, durch das sie auf die keimende junge Welt des Lenzes hinaussah. Wir mußten bei ihr stehen, und sie gab uns mehr durch ihren Händedruck, als durch ihre leise gelispelten Worte zu verstehen, wie sehr dieser Anblick sie erquickte. Einmal, da die Mutter hinausgegangen war und Rosa und ich bei ihrem Lehnstuhle an dem Fenster knieten, athmete sie tief, drückte uns die Hände und sagte mit einer lauten Stimme, die uns überraschte: „Sorget für die Meinen — lasset sie in dieser schönen Welt nicht elend sein." Wir küßten ihr die Hände, und sie sagte mit etwas matterer Stimme: „Ich bin ruhig." Wir trugen sie ins Bett zurück. Es war, als ob sie ein leises Frösteln überkäme, und sie hüllte sich in die Decke. Da die Mutter wieder eintrat, streckte sie ihr die Arme wie zur Umarmung entgegen, erhob sich im Bette, lispelte ein kaum hörbares „Lebewohl" und sank kraftlos zurück. Es war geschehen!

* * *

Alexis, den die Nachricht von Theresens Krankheit erreichte, eilte herbei und kam zu spät. Er wollte nicht ausgeschlossen sein, als wir die Erbschaft theilten. Er nahm ihren Bruder zu sich und führte ihn mit sich fort nach Italien, wo er, wie er sagte, ein Künstler werden sollte. Rosa wollte der Mutter ihren Verlust ersetzen und durch deren Gegenwart in ihrem Hause die traurige Leere ausfüllen, die der Tod des Vaters zurückließ. Ich übernahm es, für die Tante zu sorgen, und ich vermag es, Dank der Anstellung, die mir Rosa verschaffte. Mein Ehrgeiz und meine Hoffnungen sind mit Theresen zu Grabe gegangen. Meine Geschichte endet mit ihrem Tode. Seit damals verfließen die Tage farblos, und nur wenn ich Rosa besuche, die jetzt mit der Mutter in der Zurückgezogenheit eines Landhauses lebt, und wenn ich mit ihr von alten Zeiten spreche, wird ihre Einförmigkeit auf melancholische Weise unterbrochen. — Ich sorge für die Tante, und das ist der Zweck meines Lebens.

PT
2292
H2
1873
Bd.3-4

Hartmann, Moritz
Gesammelte Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 03 07 008 0